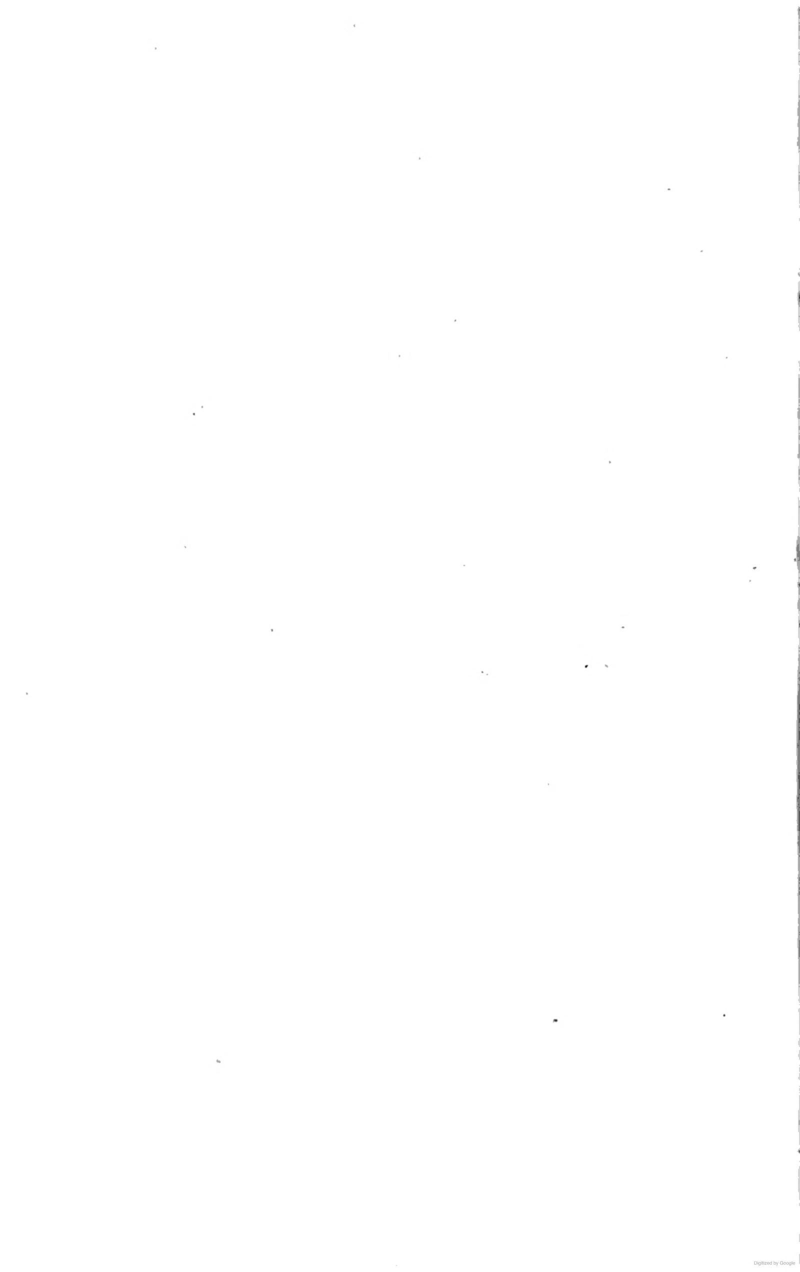

WIDENER
HN ZX7Q C


HARVARD COLLEGE LIBRARY
VE RI TAS
HOHENZOLLERN COLLECTION
IN COMMEMORATION OF THE VISIT OF
HIS ROYAL HIGHNESS
PRINCE HENRY OF PRUSSIA
MARCH SIXTH, 1902
ON BEHALF OF HIS MAJESTY
THE GERMAN EMPEROR
PRESENTED BY ARCHIBALD CARY COOLIDGE PH.D.
ASSISTANT PROFESSOR OF HISTORY



Die

Deutsche Revolution

von

Wilhelm Zimmermann.

Zweite Auflage.

#

Die

Deutsche Revolution.

Von

Wilhelm Zimmermann,
Mitglied der deutschen Nationalversammlung.

Zweite Auflage.



Karlsruhe.
Kunstverlag 1851.

Vorausgänge.

Nicht allen Staatsumwälzungen gehen Zeichen und Warnungen voraus; es gibt auch politische Donnerschläge aus blauem Himmel, der freilich nur blau ist für Diejenigen, welche kurzsichtig nur das Nächste sehen, und nicht, was hinter den Bergen ist. Die Machthaber in Deutschland hatten sich gewöhnt, das Volk für eine Uhr anzusehen, und für eine Sache ihres Beliebens, den Zeiger daran jetzt etwas vorwärts und dann wieder drei mal so viel rückwärts zu drehen. In Deutschland gab es zwar seit lange Zeichen und Warnungen genug für den Sehenden; aber die Fürsten hatten es an ihren Höfen sogar eingeführt, daß man ihnen die lautere Wahrheit nicht sagen durfte, selbst von Denen keiner, die darauf beeidigt waren, zwischen Volk und Fürst zu vermitteln, und die dafür die Verantwortlichkeit auf sich genommen hatten. Man hatte ihnen zu lange geschmeichelt, und sie hatten sich zu sehr schmeicheln lassen, als daß sie nicht hätten Alles glauben und sich einbilden sollen. Der Kreis ihrer Höflinge und die Damen, denen sie ihre Neigung zuwandten, waren einst die einzigen Quellen, aus denen die Fürsten die Kunde über die Zeitverhältnisse schöpften. Die öffentlichen Blätter, in welchen redliche Männer wahrhaftig sich aussprachen, hatte man klüglich den Fürsten zu verdächtigen gewußt. Die besten wußte man vor ihnen zu verheimlichen; ja es ist Thatsache, und kann erwiesen werden, daß selbst von solchen Blättern, welche täglich durch die Hand des Fürsten gingen, einzelne Beilagen unterschlagen wurden, weil sie die Lage des Volkes und die Heillosigkeit des bisherigen Systems ihm auf-

gedeckt hätten. Die Bedrückung des öffentlichen Wortes war ohnedieß in den lezten Monaten so unverantwortlich frech und zugreifend geworden, daß nicht nur die Gefahr, welche das Aussprechen der Wahrheit bedrohte, manchen freien Mann schüchtern oder schweigsam machte, sondern daß selbst Denen, welche im Dienst der Wahrheit keine Gefahr scheuten, rein unmöglich gemacht wurde, auch nur bescheiden und rücksichtsvoll zu sagen, wie die Dinge und die Personen waren und lagen. Mehr als ein deutscher Fürst war in der Lage Ludwig XIV. „Wann wird ihre Frau entbunden," fragte der Herrscher einen seiner Höflinge. „„Wann es Ew. Majestät gefällig sein wird,"" antwortete dieser mit tiefer Verbeugung. So glaubte mancher deutsche Fürst, es komme auf ihn an, ob und wann die Zeit eine neue Geburt vollbringen solle oder nicht.

Aber je weniger die Wahrheit sprechen darf, desto mehr handelt sie im Stillen. Stille Wasser sind tief, gilt auch in der Politik.

Wenige Stunden unterhalb des goldenen Mainz, da wo der deutsche Rheinstrom die mächtigen grünen Wasser rollt, zwischen Rebenhöhen diesseits und jenseits, hebt sich der Johannisberg empor, und oft sahen die Anwohner des Rheines mit verbissenem Ingrimm die Fahne auf dem Schloß aufziehen, das Zeichen, daß der Fürst der Finsterniß, der Fluch Deutschlands, Fürst Metternich angekommen war. Böse Dinge wurden da oben angesponnen, beim goldenen Rheinwein: Deutschland hatte es Jahre lang peinlich an sich erfahren, und die Männer und Frauen am Rheine wußten es. Aber mit Freuden sahen sie, und einigemal zur gleichen Zeit, eine andere Fahne aufgezogen, nicht die östreichische, sondern die deutsche Fahne, die schwarz-roth-goldene, unweit des Johannisbergs.

Oberhalb Oestrich, mitten inne zwischen Weingeländen, die das feinste Gold des Rheins erzeugen, und zwischen dunkeln Waldgipfeln, am äußersten Ende des Dorfes Hallgarten, blinkt weiß herab zum Rheine ein bescheidner Landsiz, das Gut des im deutschen Volke überall verehrten Johann Adam v. Itzstein. Da war es, wo schräg gegenüber dem Johannisberg, mit ihm auf dem gleichen rechten Rheinufer, die deutschen Farben vom Giebel des Hauptgebäudes flaggten, wiewohl nur an seltenen Tagen.

Itzstein, ein Freiherr im edelsten Sinne des Worts, war wie noch heute, auch in den Tagen der schweren Noth des deutschen

Volkes der Mittelpunkt für die Männer gewesen, denen die Lage des Vaterlandes zu Herzen ging. Da sammelten sich Gleichgesinnte aus Baden, aus Würtemberg, aus Sachsen, aus Rheinbayern und aus Rheinpreußen. Sie mußten auf verschiedenen Straßen und auf Umwegen einzeln zusammenkommen, um die Aufmerksamkeit der Spione nicht auf diesen Punkt zu lenken, welche Metternich's Polizei überall besoldet hielt, um die Schritte freier Männer zu verkundschaften. Itzstein und Welcker waren es, von welchen die erste Anregung zu solchen Zusammenkünften ausgegangen war, seit dem Herbste 1839. Der Zweck war, der fest geschlossenen Partei der Unterdrückung gegenüber auch auf Seiten der Freiheitsfreunde sich inniger zusammen zu schließen und für das deutsche Volk gemeinsam und nach gleichem Plan zu wirken. Auch an andern Orten, namentlich zu Hattersheim und Leipzig traten diese Männer zusammen, in Leipzig darum, weil die Sache des Volkes und die Freiheit daselbst von Robert Blum, tief eingehend in alle Klassen der Gesellschaft, geleitet und gefördert wurde. Mit ihm wirkten da und im übrigen Sachsen vorzugsweise Todt und v. Dieskau, Schaffrath, Günther und Joseph. Fast jedes Jahr war ein solcher Verein für die Volkssache, am häufigsten unter den Reben von Hallgarten im Rheingau. Durch Briefe verständigte man sich über Tag und Ort und Gegenstände der Besprechung; aber selbst diese Briefe, wenn Robert Blum und Itzstein solche miteinander wechselten, wurden mit der größten Vorsicht, in zuvor verabredeten Ausdrücken und Wendungen behandelt, damit nicht die lauernde Polizei Metternich's, die das Briefgeheimniß nie heilig hielt, hindernd zwischen die Berathungen treten konnte. Klein war die Zahl der Zusammenkommenden, sie wuchs mit jedem Jahr; als zuletzt alle deutschen Länder durch Abgeordnete dabei vertreten waren, zählte man nie über fünfzig, zugleich doch galt auch hier in vollem Sinn das Wort: „War auch die Zahl nicht groß, das Herz des ganzen Volkes war hier, die Besten waren zugegen.“

Man einigte sich hier besonders über bestimmte Anträge, welche auf den Landtagen der einzelnen deutschen Staaten zu stellen wären, wie über die Mittel und die Wege zur Vertheidigung der Volkssache mittelst der Presse. So hatten sich acht Jahre lang diese Besprechungen der Vaterlandsfreunde, so sehr sie das innere und äußere Recht für sich hatten, in mehr als ein halbes Geheimniß hüllen

müssen, wegen der Gefahr, unterdrückt, oder als staatsverbrecherisch, als Hochverrath verfolgt zu werden. Die erste Versammlung, welche aus dem bisherigen Dunkel frei in die Oeffentlichkeit heraustrat, wurde im Herbst 1847 abgehalten.

Unweit vom Saume des Odenwaldes an der Bergstraße, in dem lieblich gelegenen Heppenheim, wo die Reize der Landschaft und die guten Weine im Frühling, Sommer und Herbst jährlich viele Tausende von Fremden herbeiziehen, da fanden sich auch deutsche Männer zusammen, von der Liebe zum Vaterlande dahingezogen, und zwar dießmal weit zahlreicher als sonst. Zum ersten Mal wurde auch, was hier verhandelt wurde, aus dem Schooß der Versammlung selbst, durch die öffentlichen Blätter dem deutschen Volk bekannt gemacht. Der deutsche Geist fing an zu erstarken und muthiger aufzutreten, obgleich es noch keineswegs gefahrlos war; denn noch hörte man von neuesten Verhaftungen und Untersuchungen auf Hochverrath.

Die volksfeindliche Partei hatte bisher auf das stehende Heer, auf Gensdarmen und Polizeisoldaten, auf die rohe Gewalt der Bajonette und der Kanonen gepocht, man hatte sich lange genug Mühe gegeben, aus dem Militär eine unwiderstehliche, unter allen Umständen sichere Waffe gegen das Volk zu schaffen, ein Werkzeug, das zu allen Zwecken bereit wäre. In Hessen-Kassel zuerst hatte der souveräne Landgraf, wie sich der neu zur Regierung gekommene Fürst zu nennen sich anmaßte, die Erfahrung gemacht, daß der Geist der neuen Zeit auch in das Heer eingedrungen war, und daß die Verschwörung der Fürsten gegen die Völker sich nicht mehr immer und überall auf die Soldaten verlassen könne. Das Beispiel, das Gemeine und Hauptleute in Hessen-Kassel gegeben hatten, war durch ganz Deutschland von bedeutender Nachwirkung. Das hob den Muth des Volkes und seiner Führer.

Ein kleiner Punkt im deutschen Lande, das Großherzogthum Baden, hatte seit lange den andern deutschen Gauen und Stämmen in volksthümlichen Bestrebungen vorgeleuchtet. Nirgends in Deutschland ward so frei und so warm die Sache des Volkes besprochen und verfochten wie in der badischen Kammer. Das badische Volk in der Mehrheit hatte gewissenhaft stets sein Wahlrecht ausgeübt, und gesinnungstüchtige Vertreter erwiederten das Vertrauen des Volkes dadurch, daß sie seine Sache mit einer in Deutschland seltenen Be-

redtsamkeit, mit Feuer wie mit Klugheit, und mit einer Ausdauer, die sich durch nichts ermüden und irren ließ, mit einem Muth, der vor Tendenz- und Hochverrathsprozessen nicht zurückschrack, dreißig Jahre lang vertheidigten. Von der badischen Ständekammer aus wurde auch im Anfange des Jahrs 1848 ein Funken in's deutsche Volk geworfen, ein einziges Wort, das in deutschen Herzen aller Gaue zündete. Das Wort hieß: Deutsches Nationalparlament.

Dieses Wort war schon in den Jahren 1814 und 1815 ausgesprochen, damals aber vom deutschen Volke wenig begriffen worden. Schon damals hatten deutsche Männer gesagt: Wenn Deutschland nach Innen und Außen stark werden solle, so müssen die verschiedenen Staaten, die den Gesammtnamen Deutschland führen, zu Einem großen Ganzen verschmolzen werden; der geharnischte Mann mit dem bedeutungsvollen Bündel goldener Pfeile im Wappen der vereinigten Niederlande habe zum Unglück lange genug dem Wappenschilde der Deutschen gefehlt; es müsse das Eine, das untheilbare Deutschland, nach dem bisher der Gedanke sich gesehnt habe, zur Wirklichkeit werden; es müssen die Deutschen eine Nation werden, nicht nur dem Namen nach in den Tabellen der europäischen Statistiker, sondern im Geist und in der Wahrheit, und die deutsche Völkereinigung müsse vertreten sein in einem deutschen Nationalparlament.

Damals hatten die Metternichs und ihre Genossen unter sich höhnisch gelächelt und gewizelt: „Die öffentliche Meinung soll damit gewonnen werden; die Völklein sollen an die Möglichkeit glauben, daß sie ein Volk werden könnten; in dieser neuen Liebelei mit den Völkern und der öffentlichen Meinung wollen diese Liberalen dem Einfluß ein Ziel stecken, den zu ihrem großen Verdruß die großen Mächte noch immer auf die innern Angelegenheiten der einzelnen deutschen Staaten ausüben und auszuüben berufen sind [1]."

Die Staatsmänner, die sich weise zu sein dünkten, hielten die Männer, welche diesen großen Gedanken damals hatten, theils für Narren, theils für Ehrgeizige, die aus Selbstsucht nach Volksgunst haschen; ja diese deutschen Männer wurden sogar geradezu angeklagt:

---

[1] Wörtlich ausgezogen aus dem Bericht des östreichischen Gesandten an den Fürsten Metternich, mitgetheilt von Combst.

Wie vormals die Jakobiner die Menschheit, so spiegeln jezt sie die Deutschheit vor, um die Eide vergessen zu machen, wodurch ein jeder seinem Fürsten verwandt sei; sie wollen den Krieg der Deutschen gegen die Deutschen, und durch bittern gegenseitigen Haß, den sie durch ihren Gedanken unter den Stämmen hervorrufen, die deutsche Einheit gründen; sie wollen nur neue Umwälzung, keinen dauernden Zustand, überall eigentlich nichts als sich selbst; und so wie die Pflicht, so sey auch die Geschichte von ihnen gleich gering geachtet, da Jahrtausende aus den Deutschen nicht ein Volk haben machen können [1]).

Nach der französischen Revolution von 1830 trat der Gedanke einer deutschen Nationalversammlung mit neuer Macht hervor. Die Verhältnisse zwischen Nord- und Süddeutschland lagen aber damals so gespannt, die Preußen waren größtentheils noch so sehr Preußen und nicht Deutsche, noch so voll eines absonderlichen Selbstgefühls, das die andern Stämme abstieß, und die preußische Regierung war noch so unzeitgemäß, daß dieser Gedanke, kaum aufgetaucht, wieder überfluthet wurde von den folgenden Ereignissen. Nur die voraussehenden Volksfreunde in Deutschland bewahrten in ihrem Innern den Gedanken einer deutschen Nationalversammlung und verknüpften damit ihre Hoffnung auf die Zukunft des Vaterlandes. In jenen Besprechungen kam man oft auf diesen Gedanken zurück, und es wurde mehr als einmal mit goldenem Rheinwein darauf angeklungen.

Es war am 22. Februar 1848, als in der badischen Kammer der Antrag auf eine deutsche Nationalversammlung gestellt wurde und auf Aufhebung des Bundestags. Dem Abgeordneten Bassermann von Mannheim war die Aufgabe zu Theil geworden, diesen Antrag zu entwickeln. Er that es, beredt und klar.

Er wies nach das Unglück der bisherigen Zerrissenheit Deutschlands, das in Einzelgewalten auseinander gefallen, und den Werth und das Bedürfniß einer festen politischen Form. Er zeigte die Unzulänglichkeit des bisherigen Staatenbundes und verlangte einen

---

[1]) Wörtlich aus der Schrift des preußischen Geheimenraths v. Schmalz, „Ueber politische Vereine," Seite 12 und 13. Man vergleiche diese Worte mit dem, was gewisse Leute heute den Männern des Volks noch zu sagen wagen. Nichts gelernt und nichts vergessen; immer die Alten und das Alte.

Bundesstaat, worin die Rechte der Völker, ihre Geseze und politischen Einrichtungen Gegenstand gemeinsamer Berathungen sein sollten. Was die Stimmen in öffentlichen Blättern so lang, so beredt und so unermüdlich den Fürsten und Völkern gesagt hatten, das faßte der badische Abgeordnete in schöner Kürze und Klarheit noch einmal zusammen. „Ich weiß es, sprach er, ein vollständigerer Umsturz des seit dreiunddreißig Jahren gehandhabten Grundvertrags, als durch den Bundestag geschieht, ist nicht denkbar. Die Bundesstaaten verlieren einen wichtigen Theil ihrer Selbstherrlichkeit, und aus dem völkerrechtlichen Verein wird eine Behörde, die sich in die innersten Angelegenheiten der Staaten, in die Einrichtung der Schulen, in die Gesezgebung der Presse, in die Gerechtigkeitspflege mischt; es wird eine oberste gesezgebende Gewalt daraus, die ihre Beschlüsse auch gegen den Willen der einzelnen Staaten mit Waffenmacht durchsezt. In der Thätigkeit des bisherigen Bundestags wohnt ein Geist, von dem eine edle Nation sich abwendet. Der Zustand, in den wir hiedurch gerathen sind, ist ein rechtloser, ein schädlicher, ein gefährlicher. Eine Umkehr thut Noth. Für die Wiedergeburt von Deutschlands politischer Größe gibt der Bund, wie er ist, keine Hoffnung. In seiner jezigen Verfassung ist er der Fähigkeit baar, der Nation zum Segen zu gereichen. Wäre es nicht einfach und klug, da das Streben nach gemeinsamen Gesezen bei den Regierungen vorhanden ist, wäre es nicht das Natürlichste, wenn man Bevollmächtigte der einzelnen deutschen Landtage beim Bundestag sich versammeln ließe? Wenn auch Oldenburg mit einer Verfassung zurück ist, könnten doch selbst die östreichischen Stände vertreten sein, und das bin ich von der Einsicht und Vaterlandsliebe aller deutschen Ständeversammlungen überzeugt, daß sie einwilligten, die Mehrheitsbeschlüsse einer solchen Vertretung beim Bundestage, die aber eine wahre und wirkliche freie Vertretung der Nation sein müßte, sollten für Alle bindende Kraft haben. Aus einem allgemeinen deutschen Ständesaal würde mehr Schuz für das gemeinsame deutsche Vaterland erblühen, als alle unsere stehenden Heere ihm gewähren können. Die hohe Kraft einer gemeinsamen Vertretung würdigt in unsern Tagen Niemand besser, als die Feinde der deutschen Nationalität. Nur in einem freien Parlament ist die Kraft einer Nation bewahrt. Was wäre England ohne sein Parlament! Mit einem deutschen Parlament aber war kein Basler Friede, kein

Rheinbund möglich. Nordamerika hat sich zu einer großen National-einheit, als eine Bundesmacht, als ein Bundesstaat festgestellt. Während jeder nordamerikanische Einzelstaat in seinem besondern Kreis in Gesezgebung, Rechtspflege und Verwaltung volle Selbst-herrlichkeit hat, erhebt sich über ihnen die feste Gliederung einer Reichs-gemeinde mit einer gesezgebenden und vollziehenden Gewalt, einer Finanz- und Militärverfassung, mit dem Recht über Bündnisse, Krieg und Frieden, mit der Vertretung der Nation nach Innen und Außen. Diese mächtige Bundeseinheit hat Amerika zu einer fruchtbaren Mutter von Staaten gemacht, sie führt dieselben in die Völkerfamilien ein, sie zieht sie groß, sie birgt eine neue Zukunft, die Zukunft der neuen Welt. Wie viele Vergleichungspunkte finden sich in der Geschichte dieses Landes nicht mit unsern Verhältnissen und Bedürfnissen! Sind doch der vereinigten Staaten von Amerika fast so viel als der ver-einigten Staaten von Deutschland, und der Bundeszweck der einen wie der andern: die Aufrechthaltung der Interessen und der Würde einer großen Nation. Offenbar ist ein Bund, der inmitten der kriegsgerüsteten Großmächte der alten Welt seine Bestimmung er-füllen soll, in noch höherem Grad einheitsbedürftig als dieses Amerika. Deutschlands größtes Bedürfniß ist, nicht eine Revolution, sondern eine Reform, eine Reform seiner Verfassung.“ Der Redner schloß mit dem Antrag auf Vertretung der deutschen Ständekammern am Bundestag, dadurch solle ein sicheres Mittel zur Erzielung gemein-samer Gesezgebung und einheitlicher Nationaleinrichtungen geschaffen werden. Als Grundbedingungen der Wirksamkeit einer deutschen Nationalvertretung stellte er auf: die bindende Kraft der Mehr-heitsbeschlüsse, ohne welche es keine Freiheit gebe, und die Oeffent-lichkeit, ohne welche keine heilsame Verstärkung des National- und Einheitsgefühls gegenüber dem Ausland denkbar sei.

Die badischen Staatsminister v. Dusch und Bekk waren gleich zur Hand, so recht im Geiste Metternichs, den Antrag für rein un-praktisch und höchst bedenklich zu erklären, und die badische Kammer zu verwarnen, sich in so etwas einzulassen. Der Antragsteller, er-wiederte v. Itzstein, wird sich den Dank des ganzen deutschen Volkes erwerben. Den Antrag zu unterstützen ist Pflicht. Seit den Befreiungs-kriegen hat man dem Volke das ihm feierlich Versprochene nicht gewährt; zur Stunde noch hat der Bund für das eigentliche Volk

nichts gethan. Aus dem Herzen des deutschen Volkes hat der Antragsteller geredet, sagte Scheffelt. Mit dem Antrag müßten wir Vieles hingeben, sprach Zittel, aber ich bin bereit dazu; denn es ist auch Großes zu gewinnen — ein Vaterland. Der Antrag wird seinen Zweck erreichen, wenn auch weder heute noch morgen. Man ist jezt in Deutschland zur Erkenntniß gekommen, daß es keine wahre Freiheit ohne Einheit gibt, und wenn wir auch den Tag nicht erleben, wo das Zwiegestirn von Freiheit und Einheit auf uns hernieder leuchtet, so wird uns doch die Freude nicht entgehen, die Morgenröthe desselben begrüßen zu können. Welcker ging viel muthiger heraus mit der Sprache als Bassermann. Wird wo, sprach er, im europäischen Völkerverband von Deutschland gesprochen? Sind nicht die Deutschen in der Fremde jeglicher Willkür preisgegeben, sind wir im Innern eine Nation? Nein, der Bund verbietet uns die freie Einigung. An's Vaterland zu denken wird bei uns als Verbrechen verfolgt, Turnvereine, Gesangfeste, Alles was auf Vaterländisches hinausläuft. Diese Zustände sind zu unnatürlich, als daß sie fortbestehen könnten. Wo man in den einzelnen Staaten die Freiheit unterdrücken will, da beruft man sich von der Ministerbank auf die „oberste Behörde," die also auch über dem Höchsten, dem Fürsten, steht. Wenn aber Staatsmänner nur auf die Zukunft verweisen, so wird sich das Bedürfniß selber gewaltsam Bahn brechen. Durch die Drohungen mit Revolutionen, entgegnete Staatsrath Bekk, wird man mehr reizen, und den Widerstand gegen die hier gehegten Wünsche stärker machen, als wenn man im Ton der Mäßigung auftritt. Kein Wort, sagte Peter darauf, wird so gewaltig bei der ganzen Nation widerhallen, als das Wort deutsches Parlament. Nicht unser Weg ist bedenklich, sondern der entgegengesezte ist es. Der Gedanke der Association, sprach Hecker, geht jezt durch alle germanischen Völker. Ueberall bilden sich neben dem Bunde Congresse wegen des Handels, des Rechts, der Post. Diese Congresse sind nichts weiter, als die Anfänge einer preußischen Hegemonie.

Solche, die stets hinter den Ministern drein gingen, wie Knapp, witterten schon Blut und Schaffot. Wer sich gegen den Antrag ausspricht, meinte dieser, kann leicht des Volksverraths verdächtigt, selbst zur Guillotine geführt werden, dieß soll mich aber nicht abschrecken zu zeigen, daß der Antrag für Baden von entschiedenstem Nachtheil ist.

Ein solches Parlament würde sich bald souverän erklären und aus Deutschland eine Republik machen. Können Sie denken, daß Fürsten und Regierungen jemals ihre Zustimmung zu einer solchen Sache geben werden? Der Antrag ist auch im Interesse unserer Freiheit gefährlich, da wir um unsere badischen Verfassungsrechte gebracht würden. Bei diesem Umsturz müßte der Name Baden untergehen, Baden würde in der großen Masse verschwinden. Ich erkläre mich mit aller Entschiedenheit gegen diesen Antrag, der keine Reform, sondern eine Revolution bezweckt. Buss, der Vertreter der kirchlichen Partei, fürchtete sogar, ein Parlament würde nur zu noch mehr Zerrissenheit in Deutschland führen. Aber der Antrag ging mit allen Stimmen gegen fünf durch und wurde zur weiteren Berathung in die Abtheilungen verwiesen. Doch ehe es noch dazu kam, traten Ereignisse ein, welche nicht nur Diejenigen übereilten, welche engherzig, kurzsichtig oder rückgängig waren, sondern auch hell- und weitsehende Staatsmänner, ja selbst die kühnsten Hoffnungen der Freunde des Volks und der Freiheit.

Noch lief das Zauberwort deutsches Parlament durch die ferneren deutschen Gauen, und die Deutschen hörten es mit freudiger Verwunderung und Begrüßung, als die Kunde über den Rhein herüber rollte, daß Paris in Revolution sei und Ludwig Philipp abgedankt habe. Noch hatte man sich von diesem Eindruck nicht los gemacht, noch stritt man sich über den neuen Gang, den die Dinge nun nehmen dürften unter der Regierung der Herzogin von Orleans, da Ludwig Philipp zu Gunsten des minderjährigen Sohnes derselben, seines Enkels, abgedankt hatte; als die Gewißheit überraschte: das ganze Haus Orleans ist gestürzt, auf der Flucht, der Thron verbrannt, die Republik Frankreich ausgerufen, und mit Jubel und Begeisterung allwärts von den Franzosen anerkannt.

Es klang Vielen wie ein Unglaubliches, wie ein Traum, wie ein Mährchen. Man hatte sich in Deutschland so lange gewöhnt, und mit französischem Gelde bezahlte deutsche Schriftsteller hatten eifrig dafür gearbeitet, in Ludwig Philipp den weisesten der Könige, den Napoleon des Friedens, den von der Vorsehung gesandten und zum Heil Europas aus so vielen Lebensgefahren wunderbar geretteten Mann zu sehen, und sehen zu lassen. Selbst die Staatsmänner des Rückgangs glaubten daran, die jungen Leute bei den

Gesandtschaften und in den Gemächern des Hofes und des Adels schwuren darauf, daß kein größerer Kopf sei in Europa als Ludwig Philipp. Nur diejenigen Männer, deren Herz und Auge frei war, und die recht sahen, weil sie recht fühlten, hatten seit lange erkannt, wie Ludwig Philipp, der Schlaue, selbst einen Stein nach dem andern von der starken Grundlage wegriß, auf der er seit 1830 stand: sie hatten es oft vorausgesagt, er könne und werde durch den ersten zufälligen Anstoß fallen [1]). Und der kluge und feine Staatskünstler, der alle Welt betrogen, der selbst mit dem klugen feinen Kabinet der Britten ein glückliches Spiel gespielt hatte, fiel wirklich, fiel tief und ganz, eben weil er nur immer listig betrogen, klüglich getäuscht und dadurch bewirkt hatte, daß im entscheidenden Augenblick selbst ein ernstliches Zusagen und Thun von der unendlichen Mehrzahl des Volkes in Paris für Trug und Täuschung gehalten, und das Unglaublichste von ihm geglaubt wurde. „Man hat uns verrathen, rief das Volk; seht ihr, man belügt uns, man will uns narren.“ Der alte Fuchs Ludwig Philipp fiel in die Schlinge, die er andern so oft gelegt hatte; er war zu klug gewesen und hatte zu spät anfangen wollen ein Bischen ehrlich zu sein. Was am Morgen noch kein Republikaner in Paris hoffte oder nur träumte als in nächster Zukunft möglich, das war schon Mittags Wirklichkeit: die Tuilerien waren vom Volke erstürmt, der Thron an der Julisäule verbrannt, als Sühne für das Verbrechen, das vom Julithron gegen die dort begrabenen Helden der Julirevolution begangen worden; der König mit Silberhaaren des Greisen, der vor fast achtzehn Jahren aus dem Hause seiner Blutsverwandten die Krone entwandt hatte, der Frankreich, das ihn erhoben, langsam gebraten und dessen Fett in seinen eigenen Nuzen verwandt hatte; der große Spekulant, dessen Reichthümer mit der Verarmung des ganzen Volkes stündlich gewachsen waren, und der, angestaunt wegen seines staatsmännischen Verstandes, unverständig genug gewesen war, zu spät einzulenken;

---

[1]) Selbst der Wiz war prophetisch. Glasbrenner's Volkskalender auf das Jahr 1848 enthielt Prophezeiungen für jeden Tag des laufenden Jahres. Zum 26. Februar war darin bemerkt: „Das Pariser Handlungshaus Ludwig Philipp und Sohn macht Inventur, und ist bestürzt darüber, daß die Passiva die Activa übersteigen.“

dieser König mußte unterwegs auf der Flucht in der ersten Herberge, wo er zu halten wagte, die Groschen zusammenborgen, um seine einfache Mahlzeit zahlen zu können, und in furchtbarer Witterung und Jahreszeit, frierend, in Bauernkleidung, tagelang an der Küste hin und her irren und sich in den Hütten armer Köhler bettelnd verstecken, jeden Augenblick in Todensangst, von der Rache des Volks gefunden und gerichtet zu werden: Tagelang verweigerte ihm der Himmel selbst die Rettung, und das Meer sträubte sich, ihn aufzunehmen und ihn hinüber zu tragen an das rettende Eiland, wo die Freiheit selbst den gestürzten Despoten und ihren geächteten Werkzeugen gestattet, an ihren Herd sich zu sezen, sicher vor der Rache der Völker, aber nicht vor ihrem Gewissen. Das klang wie der Graus eines Mährchens und war doch schreckliche Wahrheit, ein wirkliches Stück Geschichte, das alle Die erschreckte, durchschütterte und betäubte, die als Liebhaber des Bestehenden an die ewige Dauer desselben, der Dinge wie der Menschen, glaubten, und so lange gewiß waren, daß es morgen wie heute sein werde. Die sahen nun auf einmal den Schlund der Revolution wieder offen, und das System, auf das sie geschworen hatten, in den ausbrechenden Flammen verzehrt. Und die welche um die deutschen Throne standen, wie die welche darauf saßen, hörten schon mit dem feinen Gehör der Angst die Revolution vor ihre Häuser und an ihre Leiber heranrauschen. Ein Schrecken, den man gesehen haben muß, und der sich nicht beschreiben läßt, durchzitterte die Leute des alten Systems. Denn auch in Deutschland fast überall hatte man in dreißig Jahren ununterbrochenen Friedens, für das Wohl des Volks wenig, für die nationale Ehre nichts, gegen die Freiheit Alles gethan. Dieser Troz, der sich allen drängenden Reformbedürfnissen entgegenstemmte und hartnäckig nichts that, oder das Gegentheil von dem, was die Zeit und das Volk forderten; diese blinde Leidenschaftlichkeit, mit der man die Stimmen der öffentlichen Meinung als das Geschrei einzelner weniger selbstsüchtiger Schreier zurückwies; diese Ungerechtigkeit, mit der man an den festgestellten Rechten des Volkes feiner und gröber herumschnitt; dieses Sichbereichern und Wohlleben auf Kosten des Volks, welchem Mißwachs, Theuerung und Arbeitslosigkeit die Geduld abschwächten, während in Umlauf gesezte Gedanken die Grundlagen des Bestehenden unterwühlten — das hatte in Frankreich den

Umsturz herbeigeführt, und das alles fand sich mehr oder minder in Deutschland auch fast aller Orten.

Darum war man jezt überall an den Höfen so bereit, Einräumungen und Verwilligungen zu machen. Um nicht die ganze alte große Schuld an das Volk zahlen zu müssen, eilte man, mit Abschlagszahlungen das stets gutmüthige und dankbare zu gewinnen. Man eilte um so mehr, je mehr man bisher damit noch gesäumt hatte, selbst da, als man in Italien seit Monaten schon den so lange gewaltsam niedergehaltenen politischen Geist in einer Reihe von Kundgebungen erwacht sah, und entschlossen, die staatsbürgerliche Freiheit und die nationale Selbstregierung sich zu erringen, und je mehr jezt seit dem 23. und 24. Februar plözlich sogar Frankreich in siegreicher Revolution dastand, und zwar als Republik, und daran ging, den Staatshaushalt gründlich zu verbessern, die Ungleichheiten des gesellschaftlichen Lebens auszugleichen, eine neue, die nationale Selbstregierung verbürgende Verfassung zu schaffen, und alle Klassen der Nation in Urversammlungen und gewählten Ausschüssen zur unmittelbaren Selbstthätigkeit berief.

Nachwirkung der pariser Ereignisse auf die einzelnen deutschen Staaten.

Nicht der Sturz bloß an und für sich, sondern die Art des Sturzes Ludwig Philipps wirkte nach beiden Seiten tief einschneidend, nach der Seite des Rückgangs wie nach der Seite des Fortschritts. Die Rückschrittspartei, die Partei, welche die Völker wieder in den alten Zaum bringen wollte, hatte auf zwei Säulen ihre Plane gebaut; die eine Säule war der unbedingte Gehorsam der Soldaten, der Bajonette und der Kanonen; die andere Säule war die bedingte Ergebenheit der Geistlichkeit. Diese Säulen glaubte man für lange fest auf beiden Parteien, und diese beiden Säulen waren in einer Nacht unter jenem Gewölbe des Rückgangs gewichen, daß es zwischen ihnen

zusammenstürzte. Der von Ludwig Philipp so sehr gehegte und in seinem Frieden fett gewordene Stand der Wohlhäbigkeit und die größtentheils daraus genommene Nationalgarde waren am ersten von dem König und dem Königthum abgefallen. Man hatte in ihr so lange die Leibwache des Friedens und der bestehenden Zustände gesehen; sie hatte sich so oft brauchen lassen, die Aufwallungen des Volkszorns zu dämpfen, und plözlich im Feuer der Revolution schmolz das metallene Band, welches sie mit dem größten Egoisten Europa's verbunden hatte. Wie die Nationalgarde, fiel alsobald das Heer ab; das Heer folgte den Männern unter seinen Führern, welche Charakter hatten, und welche durch Verdienst auf dem Feld der Ehre Führer geworden waren. Das waren die Männer, welche die Schlechtigkeit Derer verachteten, die im Vorzimmer ihre Generalswürde erschlichen hatten, und die darum, von ihren Mitgeneralen und dem Heer bisher im Stillen mißachtet, jezt in der Stunde der Entscheidung nirgends Gehör fanden.

Aber auch die Geistlichkeit fiel ab. Der Erzbischof von Paris eilte, die Republik anzuerkennen.

Das überraschte, das erschreckte, das erhob zu Muth und Hoffnung.

Sehen wir zuerst, welchen Eindruck diese Ereignisse im deutschen Norden und in der Hauptstadt Berlin machten. Nach allen Schilderungen war der Eindruck ganz außerordentlich. Leute, die sich sonst nie um Politik bekümmerten, sahen mit ängstlicher Begierde der Lösung der dortigen Dinge entgegen. „Die mühevolle Arbeit so vieler Jahre in wenigen Stunden zerstört! seufzten die Einen. Der stolze Minister Guizot, der mit verachtungsvollem Hochmuth auf seine Gegner noch vor wenigen Tagen herabsah, schimpflich gestürzt, und der Rache oder Gnade seiner Feinde preisgegeben!“ — „So endet, sprach ein Anderer, die unbegränzte Leidenschaft der Herrschsucht, der unersättliche Durst nach der Gewalt, sie hatten in ihm alle höheren Gefühle erstickt, und ihn zum Abfall von jenen großen Gedanken staatsbürgerlicher Freiheit gebracht, deren ruhmvoller Kämpfer er einst in jüngeren Jahren gewesen. Damals war er weniger reich freilich an Glanz, aber reicher an Verdienst und an wahrem Ruhme.“

Ganz Berlin war voll Bewegung und Beweglichkeit. Nicht bloß auf die Gemüther der Einzelnen, sondern auch äußerlich erkennbar auf den Gang der Geschäfte und auf die Leitung der Staatsange-

legenheiten übten die ungeheuern Ereignisse ihre Rückwirkung aus. An allen öffentlichen Orten sah man die Leute in Gruppen beisammen stehen, einer auf einem Stuhl oder einem Tisch las vor dem Zuhörerkreis das Neueste aus Paris; in allen Klassen der Gesellschaft sprach man von weiter nichts als von den Folgen und Möglichkeiten; an gewissen Orten sprach man davon, Truppen marschiren, Manifeste erscheinen zu lassen; man erinnerte sich des Thuns von 1791, aber nicht seiner Folgen. Der Ministerrath, dem der König persönlich vorsaß, beschloß, sofort alle militärischen Anstalten zu treffen, um jedem Ueberfluthen der Bewegung über die preußische Gränze thatkräftig entgegen zu treten, und um andererseits jeder Störung des Friedens, die möglicher Weise daraus folgen könnte, sogleich zu begegnen.

In den höchsten Kreisen in Berlin dachte man vorerst an keine Nachwirkung auf preußische Verhältnisse im Innern; aber man fürchtete um so mehr, die Bewegung in Frankreich werde über die Gränzen herausbrechen und den europäischen Frieden stören. Ebenso fürchtete man, die Bewegung in Oberitalien möchte durch die Pariser Ereignisse neuen Stoff erhalten, und durch einen Ausbruch in der Lombardei die östreichische Regierung zu einem thatkräftigen Einschreiten gezwungen werden. Da Preußen in diesem Fall nicht unthätig bleiben konnte, so traf man alle Vorbereitungen zum Kriege mit Frankreich. Die Gesichter am berliner Hof waren um so mehr lang, weil so eben erst der preußische Gesandte in Paris, Herr von Radowiz, der für einen Propheten galt, bei seiner Rückkehr die pariser Verhältnisse als „unzweifelhaft sicher und fest konsolidirt" geschildert, und man es gläubig so aufgefaßt hatte. Darum wohl auch die Gereiztheit gegen Frankreich. In einer großen Gesellschaft, in der auch der Prinz Friedrich von Preußen zugegen war, sprach man von den jüngsten Ereignissen in Paris, die damals erst bis zur Berufung Molé's bekannt waren. Nein, sagte ein hochgestellter Officier, die Wirthschaft ist nicht zu dulden, der König von Preußen muß einschreiten, die Russen müssen wieder an den Rhein. Einer trat zu dem Prinzen und bat ihn, er möge zur Beruhigung der Anwesenden erklären, daß dieser Russenfreund nicht die Meinung des königlichen Hauses ausgesprochen. Ich bin nicht im Fall, antwortete der Prinz, über die Gesinnung des königlichen Hauses Auskunft

geben zu können, glaube aber, daß jener Herr eben so wenig dazu im Stande ist. — Das begab sich zu Düsseldorf.

Am stärksten natürlich war die Aufregung in den Landschaften, welche an Frankreich gränzten oder ihm näher lagen. In den Rheinlanden ließ sich in den ersten Tagen eine leise Ueberströmung nach Westen nicht verkennen. In der rheinischen Hauptstadt, in Köln, war Jubel und Bestürzung gleich groß. War doch Köln einst eine französische Stadt, noch herrschte da französisches Gesez, und französische Sympathien waren zwar nicht überwiegend, aber doch nicht ganz erloschen. Die Republik in Frankreich! Ein Blousemann unter den Häuptern der Regierung! Gleichheit und Brüderlichkeit: Das war für das Kölner Volk zum Entzücken, und die Marseillaise spielte in allen Caffeehäusern mit Gesangbegleitung. Umsonst zischten andere darein und ließen zur Sühne das „Heil dir im Siegerkranz" spielen, aber die Musik wurde ausgepfiffen, sie mußte verstummen. Betroffen, Lots Salzsäule gleich, standen die sonst sichersten und erhabensten Leute, die Kaufleute, die Banquiers, die Besizenden, die Personen von feiner Bildung. Die Männer aber traten zusammen und forderten die bedeutendsten Abgeordneten der Rheinprovinz auf, schleunigst in Köln sich zu versammeln. Sie waren einig darin, daß Preußen, daß Deutschland sich vor allem innerlich stärken müsse, und daß die neueste Revolution zu Paris stärker als irgend etwas predige, wie gefährlich es sei, Zugeständnisse zu verspäten. Die Berufung des vereinigten Landtags, die Erfüllung lang gehegter und ausgesprochener Wünsche erwarteten sie ohne Aufschub von der preußischen Regierung, und in einer freisinnigen Verfassung sahen sie die Bürgschaft für die Vereinigung aller politischen Parteien um den Thron. Das Mißvergnügen über das, was bisher zu Berlin geschah, war in den Rheinlanden allgemein; trat indeß auch die Abneigung gegen das Berlinerthum und die steife Vornehmheit der Junker in der Mark, gegen ihr unzeitgemäßes und dem Volke feindseliges Auftreten stark hervor, so war doch die allgemeine Stimmung in wenigen Tagen so weit von der Neige nach Westen zurück gekommen, daß man sich mit dem übrigen Deutschland verwachsen fühlte. Die Aufregung stieg mit jeder Stunde, mit jeder Nachricht aus Frankreich und dem südlichen Deutschland. Es zeigte sich, wie mächtig Eisenbahnen und Dampfschifffahrt in diesen entscheidenden Tagen mitwirkten, die ent-

fernteſten Gauen Deutſchlands miteinander zu verbinden, und Gedanken und Begeiſterung mittheilend weiter zu tragen. Auf dem Domhof war eine große Bürgerverſammlung. Die Beſprechung bewegte ſich im geſezlichen Geleis, ſo entſchieden auch der Geiſt der Verſammlung war. Die Freiheit der neuen Zeit mit ihrem ganzen Ernſt und ihrer Entſchloſſenheit war über die ſonſt ſo faſchingsluſtigen Kölner gekommen. Kein Karneval! ſo lauteten die öffentlichen Aufforderungen; die Zeit iſt ernſt, ſehr ernſt, die Erde bebt unter unſern Füßen — wer darf da noch den Narren ſpielen? Bürger Kölns, Mainz, die Schweſterſtadt verzichtet auf ihren Karneval, wollt ihr weniger thun? Eure Stadt iſt die erſte des Landes — dürfen ihre Männer Poſſen treiben, wenn ſich das Geſchick der Völker entſcheidet? Es iſt eine große Zeit; zeigt, daß ihr ſie begreift und ihrer werth ſeid.

Zwar erklärte ein anderer Theil der Bürgerſchaft, ſie werden den Karneval halten, weil die Vorbereitungen dazu ſchon gemacht und Tauſende von Gewerbsleuten ſonſt im Schaden ſeien, weil er zu tief in die gewerblichen Verhältniſſe eingreife, und weil ſie weder muth- noch hoffnungslos in die Zukunft ſchauen und in den ernſten Ereigniſſen keine Veranlaſſung zur Trauer finden.

Der Sache nach waren die Kölner eins, beſonders die Verſammlung auf dem Domhof. Die Verſammelten verſchmähten es mit Unwillen, ferner auf den 22. Mai 1815, auf den ſogenannten Rechtsboden ſich zu beſchränken. Vor allem wollten ſie eine Verfaſſung mit Volksvertretung auf den breiteſten Grundlagen des Wahlrechts, mit Verantwortlichkeit der Miniſter und entſcheidendem Stimmrecht der Volksvertreter; unbedingte Freiheit der Rede und der Preſſe; freies Vereinsrecht und Verſammlungsrecht; Verminderung und allmählige Abſchaffung des ſtehenden Heeres; Einführung allgemeiner Volksbewaffnung; Wahl der Führer durch das Volk; Gleichheit vor dem Geſez ohne Unterſchied des Bekenntniſſes; ein deutſches Parlament.

Die Verſammlung ging von dem Grundſaz aus, es ſei nicht erſt zu unterſuchen, in-wie fern die Anſprüche darauf bereits in beſtehenden Geſezen ihre Begründung finden; das dringende Bedürfniß darnach ſei vorhanden, es mache ſich unabweisbar geltend, das ſei genug. „Wir wollen nicht länger bitten und betteln, ſo wurde ge-

sprochen. Wir bringen unsere gerechten Forderungen vor den Thron." Nach dreistündiger Verhandlung verließ die Versammlung den Saal in Ruhe.

In sehr großer Zahl hatte das Volk auf dem alten Markt sich eingefunden. Hier saß der Stadtrath seit 3 Uhr Mittags und berieth gleichfalls über Schritte im Geiste der neuen Zeit. Bald nach 7 Uhr Abends wurde eine Abordnung von kölner Bürgern angemeldet. Einige hundert Personen, fast alle aus der arbeitenden Klasse, fanden sich in dem großen Saale vor dem Sizungssaal ein. Ihr Sprecher war der gewesene Artillerielieutenant von Willich. Sie übergaben die obigen Punkte mit Zusäzen, welche die Bürgerversammlung nicht genehmigt hatte, als Forderungen des Volkes. Die Zusäze waren Schuz der Arbeit und Sicherstellung der menschlichen Bedürfnisse für Alle, und vollständige Erziehung aller Kinder auf öffentliche Kosten. Diese Forderungen des Volkes waren in Masse gedruckt vertheilt worden. Willich gab zu jedem Punkt eine nähere Begründung vor dem Rath, und laut und heftig stimmte das Volk bei. Der Oberbürgermeister sprach zum Volk, aber er befriedigte nicht. Man drang darauf, daß der Stadtrath die Forderungen des Volkes zu den seinigen mache, und als solche der Regierung mittheile. Wir werden, sagten die Abgeordneten, auf den Markt zurück gehen und warten, und wär's bis zum frühen Morgen, auf die Entscheidung des Stadtraths; nur erwarten sie, daß er einen bestimmten Entschluß fasse. Damit verließen sie den Saal. Draußen auf dem Rathhausplaz wurden Volksreden gehalten. Plözlich, nach 10 Uhr, hörte man Generalmarsch schlagen, es ging von der Behörde aus, nicht vom Stadtrath. „Wir sind verrathen, man schlägt den Generalmarsch! Das Militär sperrt die Straßen! Es greift das Volk an!" Mit diesen Rufen stob das Volk auseinander, nach zwei offenen Straßen hin; ein Theil warf sich in den Sizungssaal des Stadtraths. Man schleppte einen aus dem Volk in den Sizungssaal mit dem Geschrei: die Soldaten haben ihn ermordet! Später zeigte sich, daß er nur umgerannt und von der Quetschung betäubt war. Die Eingedrungenen waren zum Theil mit Dolchen bewaffnet. Der Stadtrath gerieth so in Angst, daß eines der Mitglieder, Doktor Burel, aus dem Fenster sprang und sich beide Beine brach. Von den Stadträthen machte sich einer nach dem andern aus dem Staub.

Nur der Oberbürgermeister war zulezt noch da mit einem Stadtrath, der ein bekannter Volksfreund war. Draußen hatte das Militär den Volksredner Willich verhaftet und sich dann wieder zurückgezogen. Ungestüm wurde Willich's Freilassung gefordert, selbst der Oberbürgermeister verwandte sich dafür bei den Staatsbehörden. Im Laufe des nächsten Morgens wurden jedoch auch noch der Arzt Gottschalk und der frühere Artillerielieutenant Anneke verhaftet, zwei Führer des Volkes. Der Stadtrath besorgte für die Stadt ernstere Folgen, wenn man das Volk nicht befriedige. Nach 11 Uhr Nachts wurde durch Polizei und Soldaten das Innere des Stadthauses geräumt, ohne Blutvergießen, da die Anwesenden sich fügten. Noch mehr als in den lezten Tagen herrschte in allen Schenken die größte Aufregung. Man sprach und stritt ganz laut über die Vorzüge der Republik oder Monarchie, und die Straßenjungen riefen einander zu: „Komm, wir wollen einmal nach der Parade gehen, und die Preußen noch einmal hören." In der Frühe des 3. Märzes begaben sich die Mitglieder des vereinigten Landtages, von Beckerath, Hansemann, von der Heydt, Mevissen, Stedtmann, Uellenberg, zu dem anwesenden Oberpräsidenten der Rheinlande. Sie machten ihm die ernstesten Vorstellungen und erklärten ihm sofortiges Zugeständniß aller billigen Forderungen als das einzige Rettungsmittel. Jezt wurden Wahrheiten gesagt, weil sie sich nicht länger verbergen ließen; besser, man hätte sie früher hören wollen. Tief erschüttert versprach dieser schleunige Meldung nach Berlin. Und während die Kappenfahrt und der große Zug des Karnevals bei schönem Wetter, von vielen Ernsten getadelt, glänzend durch die Straßen Kölns sich bewegten, gingen von Köln, von Koblenz, von Düsseldorf, von Cleve, von Crefeld, von Aachen die Forderungen des Volkes nach Berlin ab. In Bonn, wo die Studenten aufgefordert wurden, sich zu bewaffnen, selbst ihre Führer zu wählen und für die Aufrechthaltung der Ordnung zu sorgen, baten sich diese unter anderem vorher nähere Erklärung aus, ob man das Ansinnen an sie stelle, wenn es zwischen Volk und Regierung zum Bruch kommen sollte, dann auf Seite der leztern zu treten? Rheinpreußen war der Sache nach so gut als in Revolution. Die Bewegung war hier schon unwiderstehlich geworden.

Die Rheinlande waren mit dieser Bewegung nicht voran gegangen, sondern dem Beispiel Süddeutschlands gefolgt. In Baden,

in Würtemberg, in Bayern, in beiden Hessen, in Nassau hatte das Volk die wichtigsten Zugeständnisse schon errungen, als die Rheinlande sie erst forderten. Baden ging allen süddeutschen Staaten wieder voran.

Die Bewegung in Baden.

Die badische Kammer war versammelt, als die Kunde von den neuesten Ereignissen in Frankreich kam. Baden lag Paris näher als andere deutsche Länder, und man war auch schon darum fertiger, den rechten Augenblick zu erfassen und aus den Vorgängen in Frankreich Nuzen zu ziehen. Schon am 26. Februar stellte Welcker den Antrag, die Kammer möge die Regierung bitten, sich alsbald von dem System der Reaction los zu sagen. Allgemeiner Beifall folgte. Ich werde reden, sprach Welcker, für das Zusammenhalten gegen Ost und West, aber ich werde auch reden für die Grundlagen des Zusammenhaltens, für Erfüllung der Verheißungen, für alsbaldige Freigebung der Wahrheit, für Volkswehr und deutsche Nationalsache. Der Gott der Treue und Wahrheit hat mit seinen rächenden Blizen nie öfter als in der kurzen Zeit unsers Lebens die Urheber der Volksverachtung und des Wortbruchs gestraft. Ich sah lange voraus, daß täglich die Actien der Freiheit steigen werden. Hecker verlangt, daß der Antrag Bassermanns, das Wichtigste was berathen werden könne, in schleunige Berathung gezogen werde, der Antrag auf ein deutsches Parlament. Die Mehrheit der Kammer aber zog es vor, das Budget fort zu berathen.

Dagegen schritt man in Mannheim zur That. Mannheim war seit längerer Zeit der Herd der politischen Bewegung in ganz Baden. Am 27. Februar schon traten die Bürger in einer großen Versammlung zusammen. Reden, welche pariser Geist athmeten, wurden gehalten. Man hörte sagen: In dieser schweren Zeit müsse jeder Bürger bewaffnet sein, man müsse die Zeughäuser stürmen, sie gehören dem Volke. Der Abgeordnete Bassermann, der zur Mäßigung

rieth, wurde überstimmt, von einigen sogar verhöhnt; so sehr trieb die Aufregung ihre Wellen bereits über Männer hin, die bisher an der Spize der Bewegung gestanden hatten. Diese Versammlung schon war für den Denkenden ein bedeutendes Zeichen. v. Izstein, v. Soiron, Mathy, Bassermann und Sachs waren miteinander in den Saal getreten, und allen hatte der Beifallruf gegolten, der nicht enden wollte, von den Männern, die mehr als Dritthalbtausend beisammen waren, von den Frauen, welche die Gallerien füllten. Auch das war bemerkenswerth, daß die Damen sich betheiligten, fast feuriger als die Männer, für die Sache des Volks und der Freiheit. Aber eben so bemerkenswerth war es, daß Bassermann schon hier, wie er sagte, zu dem undankbaren Amte sich verpflichtet fühlte, zur Besonnenheit zu ermahnen. „Wir dürfen, sprach er, unsere Wünsche und Gefühle nicht als wirkliche Thatsachen ansehen, wir müssen daher besonnene Vorschau halten, und dürfen uns nicht zu Schritten verleiten lassen, die uns schaden."

Das Wort war gegen den Buchhändler Heinrich Hoff gerichtet. Dieser hatte mit der ihm eigenen Volksberedtsamkeit die Zustände rings umher geschildert, die Gefahren, welche dem deutschen Vaterland drohen, die Nothwendigkeit, fest zusammen zu halten, aber auch dahin zu wirken, daß der Schuz der deutschen Gränzen durch Volksbewaffnung, der Volksrechte durch Preßfreiheit und Schwurgericht, eine deutsche Politik durch ein deutsches Parlament sicher gestellt werde. Zu diesem Zweck hatte er eine kräftige Eingabe an die zweite Kammer, also einen ganz gesezlichen Schritt vorgeschlagen. „Zum Beweis, schloß er, daß die Eingabe wirklich den Ausdruck der Gesinnungen der Unterzeichner enthält, soll sie durch eine zahlreiche Abordnung dem Vorsizenden der Kammer nach Karlsruhe überbracht werden. Dieses Beispiel wird nicht nur in unserm Lande, sondern auch in andern deutschen Ländern, in denen es nothwendiger ist, Nachahmung finden, dann wird der Erfolg nicht ausbleiben." Bassermanns Wort galt aber auch gegen Herrn von Struve, der die Eingabe verfaßt und nach einer kurzen Einleitung sie verlesen hatte. Hammer, Heinrich Hoff und von Struve waren feuereifrig, diese drei waren eins. Eine Seele mit Bassermann war Mathy.

Mathy hatte noch am 23. Februar in der badischen Kammer, als von der Censur die Rede war, die Aeußerung gethan, er klage

nicht mehr gegen die Regierung, auch nicht gegen die Kammer, aber gegen das Volk, wenn es noch länger einen solchen Zwang dulde. Die Deutschen haben es dreißig Jahre lang vergebens mit der Mäßigung versucht, sie müssen jezt einmal zusehen, ob sie mit der Wildheit weiter kämen, die Wildheit aber dürfe man nicht nur auf den Ständesaal beschränken. Der Abgeordnete Junghanns hatte ihm geradezu erwiedert: das heiße zur Revolution auffordern. Des andern Tages hatte Mathy eingelenkt: seine Aeußerungen seien vielfach mißverstanden worden, er habe durchaus nicht das Volk zur Revolution auffordern, sondern nur damit sagen wollen, alle Bemühungen der Kammer für Preßfreiheit genügen nicht, wenn solche nicht auch von der Nation, jedoch auf gesezmäßigem Wege unterstüzt würden. Mathy hatte das Glück gehabt, eine freudige Zufriedenheitserklärung von Staatsrath Bekk sich dafür zu verdienen, welchem auf einmal über Mathy alle Zweifel gehoben waren.

So sprach nun auch Mathy in der Mannheimer Bürgerversammlung am 28. Februar, er habe viele starke Worte, Muth und Siegesfreudigkeit aufbieten hören — für eine Eingabe. Besonnenheit sei nothwendig, und sehr zu wünschen, daß bei allen Berathungen über solche Schritte die reiferen und besonneneren Bürger, deren die Stadt zum Glück eine große Anzahl von eben so entschiedener Gesinnung, wie die Redner vor ihm, besize, sich nicht fern halten, sondern Theil nehmen.

Es war nicht zu verkennen; im Angesicht der Revolution waren Mathy und Bassermann entschlossen Halt zu machen; von Struve und seine Freunde erhizten sich von vorn herein so weit voraus; nur der alte Vertraute der Freiheit und der Bewegung, der auch dieser Bürgerversammlung vorsaß, blieb sich gleich und schritt vorwärts, wärmer im Herzen als seit lange, und dabei klar wie immer. Das war Itzstein.

Ueberdeckt mit Unterschriften wurde die Eingabe von vierhundert Mannheimer Bürgern nach Karlsruhe getragen. Viele aus andern Theilen Badens schloßen sich daselbst an. Die Eingabe lautete: „Hohe zweite Kammer! Eine ungeheuere Revolution hat Frankreich umgestaltet. Vielleicht in wenigen Tagen stehen französische Heere an unsern Gränzmarken, während Rußland die seinen zusammen zieht. Ein Gedanke durchzuckt Europa. Das alte System wankt

und zerfällt in Trümmer. Aller Orten haben die Völker mit kräftiger Hand die Rechte sich selbst genommen, welche ihre Machthaber ihnen vorenthielten. Das deutsche Volk hat das Recht zu verlangen: Wohlstand, Bildung und Freiheit für alle Klassen der Gesellschaft, ohne Unterschied der Geburt und des Standes. Die Zeit ist vorüber, die Mittel zu diesen Zwecken lange zu berathen. Was das Volk will, hat es durch seine gesezlichen Vertreter, durch die Presse und durch Vorstellungen deutlich genug ausgesprochen. Aus der großen Zahl von Maßregeln, durch deren Ergreifung allein das deutsche Volk gerettet werden kann, heben wir hervor: Volksbewaffnung mit freien Wahlen der Officiere; unbedingte Preßfreiheit; Schwurgerichte nach dem Vorbild Englands; sofortige Herstellung eines deutschen Parlaments. Diese vier Forderungen sind so dringend, daß mit deren Erfüllung nicht länger gezögert werden kann und darf. Vertreter des Volks! wir verlangen von euch, daß ihr diese Forderungen zu ungesäumter Erfüllung bringet. Wir stehen für dieselben mit Gut und Blut ein, und mit uns, davon sind wir durchdrungen, das ganze deutsche Volk."

Zu Karlsruhe zeigte sich das Ministerium des Rückgangs am Abend des 28. Februar noch ganz als das alte in Ansicht und Verfahren. Wie allwärts in Deutschland, wurde auch in den Schenken Karlsruh's von der französischen Republik Anlaß genommen, von Republik überhaupt zu sprechen. In der Müller'schen Brauerei wurde die Unterhaltung so lebhaft, daß einige die Republik leben ließen. Die deutsche Republik! berichteten der Polizei ihre Spione; nieder mit den Fürsten! sei gerufen worden. In aller Frühe, im Bette noch, verhaftete man die Angegebenen, darunter sehr reiche und angesehene Bürger. Im Laufe des Tages dauerte die Verhaftung fort, Polizei und Gendarmerie machten sich vollauf zu thun. Man behandelte und erklärte die Wirthshausgeschichte als ein förmlich angezetteltes Komplott zur Errichtung einer Republik. In der Frühe schon erhielt das Militär scharfe Patronen, kein Mann durfte die Kaserne verlassen, viele Beurlaubte wurden einberufen, die bürgerlichen Schützen übernahmen den Dienst in der Stadt, und alle Orts- und Staatsbürger darin wurden zu vorläufiger Errichtung einer Bürgerwache zusammenberufen, 500 wurden auf der Stelle mit Gewehren aus dem Zeughaus und mit scharfen Patronen ausgestattet.

Die badische Kammer bot in der Sizung vom 29. Februar ein unsittliches Schauspiel, das Schauspiel der Grundsazlosigkeit, der Charakterlosigkeit, der Windfahnen — ein Schauspiel, das sich durch ganz Deutschland, ja durch ganz Europa jezt darstellen sollte. Im Angesicht der Ereignisse, im Angesicht der aus allen Städten Badens angekündigten Abordnungen und Zuzüge von Bürgern, die persönlich den Großherzog mit den Wünschen des Volkes bekannt machen wollten, suchte die badische Regierung durch scheinbares Zuvorkommen den Forderungen des Volkes die Spize zu nehmen. Die Republik in Paris hatte in wenigen Stunden Wunder gewirkt. Volksthümliche Anstalten mancherlei Art waren Jahrzehente lang von der Kammer erbeten oder gefordert worden, wie Preßfreiheit, Geschwornengerichte und Volksbewaffnung: jezt trat plözlich Minister Bekk auf und übernahm feierlich im Namen der Regierung die Verpflichtung, diese in wenig Tagen in's Leben zu rufen. Tief verabscheute Dinge, wie die Censur, verhaßte, lang vergebens bekämpfte Personen, wie die Mehrheit der bisherigen Minister, sollten plözlich beseitigt werden. Da standen die Herren, die noch so eben erst den Forderungen des Zeitgeistes so entschieden entgegen getreten waren, sie, die nur den Bajonetten vertraut und das Volk und sein Vertrauen mißachtet und niedergehalten hatten, sie, welche die Männer des Volkes und des Fortschritts, die Freunde des Vaterlands, aus ihrem Wirkungskreis entfernt oder mit Hochverrathsuntersuchungen verfolgt hatten, sie, die dieß theils aus eigenem Willen, theils als gefügige Werkzeuge der Rückgangspartei gethan hatten — sie standen jezt da, und sprachen, sie seien ihrerseits alles zu thun bereit, was zu einer Beruhigung beizutragen geeignet sei. Es müsse jezt in Dingen, die man auch bisher im Allgemeinen für gut gehalten habe, die aber nach dem gewöhnlichen Verlauf noch mehrere Stadien zu durchlaufen gehabt hätten, rascher vorangeschritten werden; die Regierung stüze sich auf das Volk, dem Volke soll die Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung anvertraut werden. Von ministerieller Seite hatte man noch in der Sizung vom 23. Februar den Bestand der Censur in Schuz genommen, die Gelder dafür für gerechtfertigt erklärt und Kapp's Angriffe auf die Censur geradezu einen Hemmschuh gegen einen günstigen Erfolg in Preßangelegenheiten genannt. Ja gegen Brentano und Welcker, die mit Heftigkeit gegen die Censur sich aus-

sprachen, hatte Knapp, der unbedingt ministerielle, die Frechheit gehabt sich zu äußern, er fürchte sehr, wenn die Sache so fort betrieben werde, so dürfte der große Censor vom Norden kommen und ihm jener vom Westen auf halbem Weg entgegen gehen. Und sechs Tage darauf wurde von dieser selben Seite erklärt, die Preßfreiheit dürfe man als ein von Ständen wie von der Regierung selbst längst erkanntes unabweisbares Bedürfniß für das Land nicht länger unbefriedigt lassen, und die Regierung habe sich daher auch entschlossen, solche einstweilige Anordnungen unter Aufhebung der Censur bis zum Eintritt der zu erwartenden Bundesbeschlüsse über die Presse zu erlassen. „Meine Herren, schloß Staatsminister von Dusch, es ist ein großer Moment, in dem wir heute versammelt sind, gedenken Sie der Worte des großen Deutschen, der bei der Schilderung einer ähnlichen bewegten Zeit spricht:

„Der Mensch, der zur schwankenden Zeit auch schwankend gesinnt ist,
Der vermehrt das Uebel, und verbreitet es weiter und weiter."

Die große Tragödie des Tages wirkte so seltsam auf diese Staatsmänner, daß ihnen die poetischen Erinnerungen ihrer Jugendtage wieder in den Kopf kamen, und sie mitten in der rein politischen Berathung, nicht lateinische Verse, wie die Engländer in der Extase thun, sondern deutsche Verse anführten. Staatsrath Trefurt kam nicht so schnell ein Vers zu Hülfe, mit dem er sich so leicht wie Herr von Dusch in seine Rolle hätte einführen können. „Es sind kaum zwei Jahre, hob er an, daß ich in diesem Saale von der Abgeordnetenbank aus sprach: ich sehe den Tag kommen, an welchem das Schwurgericht unerachtet meinem dagegen vorgebrachten Bedenken eingeführt werden müsse. Ich stimmte damals und kämpfte damals dagegen. Ich gestehe es, ich glaubte damals nicht, daß dieser Tag schon im Jahr 1848 eintreten werde. Allein wer verkennt das Gewicht der Zeit, welche in den lezten Tagen hereingebrochen ist, einer Zeit von so schwerer Bedeutung, daß von ihr Tage, ja Stunden mehr wiegen, als Jahrzehente der gewöhnlichen Art? In Anbetracht dieser Zeit hielt ich den Augenblick gekommen, wo die Bedenken, welche ich gegen die Geschwornengerichte, bloß vom juristischen Standpunkt aus, gehabt, als geringfügig verschwinden; ich hielt es deßhalb für Pflicht, in meiner Stellung als Vorstand der Justiz, meine Ueberzeugung

höchsten Orts auszusprechen, daß es am Plaze sei, jezt sogleich den Gesezentwurf über die Gerichtsverfassung einer solchen Umarbeitung zu unterwerfen, welche auf das Schwurgericht gebaut ist, und ich bin ermächtigt, Ihnen zu erklären, daß die Regierung sich sofort diesem Geschäft unterziehen, und sobald als thunlich die entsprechende Vorlage machen wird."

Der Mann, der Jahre lang mit aller Macht seines Talentes und seines Einflusses bis vor wenigen Stunden hin gegen die freisinnige Anstalt der Schwurgerichte gesprochen, weil er sich hatte brauchen lassen — der Mann war über Nacht für die Schwurgerichte bekehrt, als für ein unabweisliches Bedürfniß des Landes.

Auch die Haltung und die Aeußerungen der Abgeordneten in dieser Sizung sind sehr kennzeichnend. Kapp wollte Lossagung aller deutschen Staaten von Rußland, eh' er sich freue. Welcker hielt seine lezte schöne Rede: Diese vierzig Millionen Deutsche, sagte er, sie wollen endlich nicht mehr der Spielball fremder Politik, sie wollen nicht zerrissen und protegirt seyn, sie wollen keine Bündnisse abgeschlossen haben, die sie um ihre Freiheit bringen; wir müssen als Nation selbstständig dastehen. Die Schande der unheiligen russischen Allianz war größer, als Napoleons Protektorat. Als die russische Oberherrschaft kam, mußte der deutsche Soldat die Vernichtung Polens und Italiens vollenden und Tausende deutscher Jünglinge und Männer wurden in deutsche Kerker geführt; die Selbstständigkeit und Freiheit des Volkes, selbst die Freiheit der Wissenschaften wurden genommen und wir selbst tiefer erniedrigt, als unter Napoleon: die ehemaligen Rheinprovinzen nahmen die Trennung der Rechtspflege von der Verwaltung, die Sicherung gegen Polizeiwillkür, Oeffentlichkeit und Schwurgerichte als Erbe der Unterdrückung mit sich. So sprach an diesem Tage noch Welcker, aber er freute sich über die Vorlagen der Regierung, nur vermißte er eine solche Vorlage wegen Vertretung des Volkes beim Bundestag; „die leztere erachte er als eine Grundbedingung für Deutschlands Einheit und Größe."

Damit war Welcker schon am 29. Februar begnügt: er war am Abend zuvor in den Staatsrath nach Karlsruhe berufen worden. „Ich, sprach Peter, betrachte die erwähnten Vorlagen als den Anfang von etwas Besserem" — „Sieh, es ist alles hell geworden!" begann Mez seine Rede; „wohl den Männern, die seither ein System

verfolgt, das sie jezt nicht zu ändern nothwendig haben; ich sehe von solchen Männern auf der Regierungsbank, auf der rechten und auf der linken Seite des Hauses." Auch Mez wußte sich kaum zu fassen in seiner Freude über die zugesicherten Regierungsvorlagen.

„Solche sanguinische Hoffnungen, sagte Brentano, hege ich nicht." Er zeigte kein großes Vertrauen auf den Vorstand des Justizministeriums, der noch vor Kurzem sich gegen die Geschwornengerichte erklärt habe. Er sei nicht inkonsequent, erwiederte Staatsrath Trefurt; er habe vom juristischen Standpunkt aus einem von gelehrten Richtern zusammengesezten Gericht den Vorzug gegeben, sofern das Volk auf solche, wie bisher, sein Vertrauen seze; sey aber lezteres, was aus den so vielen Eingaben hervorgehe, jezt nicht mehr der Fall, so könne er auch zur Einführung von Geschwornengerichten rathen. Der Abgeordnete Christ macht auf das Großartige der Regierungsvorlagen und auf den Einfluß und die Rückwirkung aufmersam, die sie auf alle übrigen deutschen Staaten ausüben werden; er hielt sich der Regierung sehr zum Danke verpflichtet. Bassermann war stolz ein Badener zu seyn, weil die Regierung des badischen Landes allen andern in Deutschland mit diesen Entwürfen voran gehe. Er halte es daher auch nicht am Plaze, in dieser Sizung und bei der so ernsten Stimmung frühere Vorgänge zu tadeln, zumal es jezt bei diesem so großen Sturm ein Leichtes wäre, ebenfalls noch in die ohnedieß angeschwellten Segel zu blasen. Er habe Vertrauen auf den Steuermann, der das Schiff auf den sturmbewegten Wogen mit fester muthiger Hand zu leiten berufen sei, er halte es aber auch für die Pflicht der Kammer, denselben gleich tüchtigen Matrosen in seinen schweren Verrichtungen zu unterstüzen.

Mit Bassermann war Mathy auch hier Eine Seele, er sprach wie jener. Von diesem Tage an zweifelte kein Aufmerksamer mehr, daß sie und die Regierung Freunde geworden waren.

Während Zentner und andere in den Regierungsvorlagen eine neue Mörgenröthe aufgegangen sahen, war Hecker verständig genug, gegen das Einstweilige derselben sich zu verwahren und eine ganze, eine volle Preßfreiheit zu verlangen.

Auf das hin schmeichelte sich die Regierung, die Abordnungen und Zuzüge nach Karlsruhe würden unterbleiben.

Aber weil ein Theil der Forderungen von der Regierung zugesagt,

ihre baldige Erfüllung in Aussicht gestellt ward, hielten die Mannheimer und die Bürger anderer Orte das persönliche Erscheinen noch nicht für unnöthig. „Wir sind, sagte das Volk, nach den Jahren 1830 und 1840 schwer getäuscht worden. Auch uns hat man, gleich den Franzosen, die Früchte der Julirevolution wegescamotirt; jezt ist die rechte Zeit mit Nachdruck zu verlangen, was uns gebührt."

Am Morgen des 1. März reisten die Mannheimer in großer Anzahl nach Karlsruhe. Die ungünstige Witterung allein war Schuld, daß nicht noch viel mehr die Fahrt mitmachten. Eine große Volksmenge war am Bahnhof zusammen geströmt. Ein begeistertes Hoch begrüßte und begleitete die Abreisenden. Frauen theilten an dieselben schwarz-roth-goldne Schleifen aus. Noch Tags zuvor hatte die Regierung den verhaßten Finanzminister Regenauer beseitigt, und Hofmann, den Freund Itzsteins und den Schwager Heckers, an seine Stelle einberufen. Die Bewegung in fast allen Städten des Landes trieb die Regierung; besonders die Unruhe in Karlsruhe selbst, da man dort öffentlich französische Sympathien zeigte und es allgemein hieß, es sollten auf den ersten März über 20,000 Menschen nach Karlsruhe kommen. Solche Unruhe glaubte die Regierung nicht durch Soldaten bändigen, nur durch Gewährungen stillen zu können.

Ob auch der Regen in Strömen floß, von Heidelberg, von Offenburg, von allen Seiten her waren viele Tausende herbei gekommen; am Bahnhof waren sie von tausendstimmigem Jubel der Karlsruher empfangen und im Triumph in die Stadt geleitet worden. Im Gasthof zur Eintracht bildete sich ein Ausschuß von sämmtlichen vertretenen Gemeinden, dessen Mitglieder nach kurzer Berathung an der Spize des unermeßlichen Zuges sich gegen das Ständehaus bewegten. Hier empfingen sie die Abgeordneten von Itzstein, Hecker, Brentano, Sachs, von Soiron und Andere. Auf deren ernste Vorstellungen und eindringliche Bitten kam man überein, daß unter Vorantritt Heckers, drei von ihm selbstgewählte Ausschußmitglieder je drei von Mannheim, von Offenburg, von Heidelberg und andern Orten, und zwar Vertreter des Gelehrten-, des Handels-, und des Gewerbestandes, vor den Schranken der Kammer erscheinen sollten. Tausende erwarteten auf den Treppen und Gängen, im Hof und auf den Straßen den Ausgang der Kammerverhandlungen. Diese nahmen ihren Anfang, als die Abgeordneten Mannheims eintraten, von Struve,

Jörger und Löwenhaupt, von donnerndem Jubel begrüßt. Hecker nahm die Eingaben in Empfang und eilte mit der Rolle auf die Rednerbühne. Aber noch eh er das Wort ergriff, erhob sich Staatsrath Bekk und verkündete, das Preßgesez von 1831, das der Bundestag auf Oesterreichs Weisung den Badenern genommen hatte, sey von Stund' an wieder in Kraft getreten. Der Jubel über diese Freudenborschaft pflanzte sich durch die zum Erdrücken vollen Gänge des Gebäudes fort und hallte wie ein Echo von der außen harrenden Masse zurück. Der Vorsizende Mittermaier rief mit Thränen im Auge aus, in solch' einem heiligen Augenblick dürfe man dem Ausbruch des Gefühls nicht wehren. Hecker verlas die Gesuche aus den Städten Mannheim, Freiburg, Offenburg und andern, und knüpfte daran einen von den acht Abgeordneten: von Izstein, Peter, Mez, Kapp, Hecker, Brentano, Richter und von Soiron an die Regierung gerichteten Antrag auf Aufhebung aller Ausnahmsgeseze der Karlsbader, Wiener und Frankfurter Konferenzbeschlüsse, Beeidigung des Heers und aller Staatsbürger auf die Verfassung; gleiche Berechtigung aller Glaubensbekenntnisse; Geseze über Ministerverantwortlichkeit und Geschwornengerichte über dieselbe; Anklage der Staatsdiener ohne vorherige Ermächtigung des Ministeriums; Abschaffung der Feudalrechte, mit Inbegriff der Bürger-Einkaufs- und Abzugsgelder an die Standesherren; gerechte Vertheilung der Steuern und Gemeindeumlagen nach dem Einkommen; Abschaffung des bevorrechteten Gerichtsstandes für Militär und Adel, volksthümliche Verwaltung in den Regierungskreisen mit Betheiligung der Bürger; Vertretung des deutschen Volkes durch ein Parlament; Unabhängigkeit der Richter; ein dem Vertrauen des Volkes und der Kammer entsprechendes Ministerium; insbesondere war daran gehängt ein Mißtrauensvotum gegen den Justizminister Trefurt, den Finanzminister Regenauer und den Bundesgesandten von Blittersdorf. Hecker stellte den Antrag, die Kammer möge hierüber sogleich in abgekürzter Form berathen. Die Regierungsbank, der Präsident, die Abgeordneten Mathy, Bassermann, Welcker und andere, bekämpften den Antrag als einen, der wider die Geschäftsordnung sey. Die Kammer beschloß in den Abtheilungen, heute noch darüber zu berathen und morgen darüber Bericht erstatten zu lassen, unter beständigem Zurufen des versammelten Volkes innerhalb und außerhalb des Saals.

Denn während der Berathung, in der besonders Hecker, Soiron, Kapp, Brentano und Mez durch muthiges und begeistertes Auftreten sich hervorthaten, tagte, troz des strömenden Regens unter freiem Himmel, ein zweites Parlament: Das Volk, von welchem die Reden der Volksredner Struve und Grohe, und des unermüdlichen Hecker, der bald im Saale der Stände, bald draußen war und sprach, mit endlosem Jubel aufgenommen wurden, während auf den Gallerien des Saales derselbe Jubel kaum gemäßigt werden konnte. Um halb 3 Uhr war die Sizung zu Ende; um 1 Uhr hatte sie begonnen.

In Tausenden von Abdrücken war eine Zusammenstellung der Volksforderungen verbreitet worden. Außer den obengenannten Punkten fanden sich darin folgende Bestimmungen: Das Parlament wird frei durch das Volk gewählt. Jeder deutsche Mann, sobald er das ein und zwanzigste Jahr erreicht hat, ist wahlfähig, als Urwähler, und wählbar zum Wahlmann, auf je tausend Seelen wird ein Wahlmann ernannt, auf je hunderttausend Seelen ein Abgeordneter zum Parlament. Jeder Deutsche ohne Rücksicht auf Rang, Stand, Vermögen und Religion kann Mitglied dieses Parlaments werden, sobald er das 25. Lebensjahr zurückgelegt hat. Vollständige Lehrfreiheit; allgemeines deutsches Staatsbürgerrecht; Ausgleichung des Nichtverhältnisses von Kapital und Arbeit; Abschaffung aller Vorrechte, waren gefordert. Solche Forderungen veranlaßten den Staatsrath Bekk gleich im Anfang der Sizung, auf die Kraft und den Widerstand der Kammer gegen ungesezliche Zumuthungen sich zu berufen. Die Volksvertretung, die seit Jahrzehnten so gar wenig in den deutschen Staaten (am meisten noch in Baden) nach oben ihre Unabhängigkeit und Würde bewahrt hatte, zitterte jezt für ihre Unabhängigkeit und Würde nach unten, weil einige Männer, die nicht Mitglieder der Kammer waren, vor den Schranken der Kammer ein paar Bittschriften persönlich übergeben wollten. So etwas schien höchst bedenklich für die Volksvertretung: Die unbedingteste, ja niederträchtigste jahrelange Geschmeidigkeit, die jedem Ansinnen von oben, jedem Eingriff von oben sich hingab, hatte solche Ansinnen und Eingriffe niemals bedenklich gefunden.

Wie verwöhnt waren nicht am 1. März 1848 noch die Ohren der Regierungswerkzeuge? Heckers Wort, daß das Volk sich seine Freiheit erringe, fand Staatsrath Bekk „sehr auffallend". „In

welchem Sinn versteht der Redner das? fragte der Minister; in gesezlichem Weg, mit Ordnung und Recht, mit der Kraft der öffentlichen Meinung soll die Freiheit zu Tage kommen. Das sind die Mittel, die das Volk hat.“ Das sprach ein Minister, 7 Tage nach der Pariser Revolution; und ein Mann, der nicht nur am besten wußte, daß auf dem von ihm genannten Weg das Volk nichts gewonnen hatte als wachsenden Druck und Hohn dazu; und der, früher ein Mann des Volkes, sich seit dem Jahr 1836 selbst zur Mitwirkung hergegeben hatte, daß das Volk nicht frei athmen konnte.

Nach dem Ende der Kammersizung bewegte sich eine große Volksmenge nach dem Schloßplaz, wo sich zur Vorsicht die bewaffnete Feuerwehr aufgestellt hatte neben einer Abtheilung Bürgerschüzen und Reiterei. Die Karlsruher Bürgerschüzen standen mit dem Regenschirm in der einen und dem Gewehr in der andern Hand ruhig auf dem Schloßplaz und sahen theilnahmlos dem Eifer ihrer Gäste aus Mannheim, Heidelberg und Freiburg zu. Einzelne Stimmen aus dem Volke begehrten politische Amnestie und Freilassung der gestern Verhafteten. Fünf derselben waren aber schon vor 6 Stunden der Haft entlassen und auf Zureden volksbeliebter Abgeordneter zerstreute sich die Menge. Als Abends um 9 Uhr der Zug von Karlsruhe mit den Abgesandten in Mannheim wieder ankam, wurden sie mit Jubel und Freudenschüssen begrüßt. Gegen 8000 Menschen drängten sich, und ein Fackelzug führte die Menge zur Stadt zurück. Mehrere Volksmänner sprachen unter dem größten Beifall. In Karlsruhe waren noch Mannheimer und Heidelberger genug zurück geblieben, um für den andern Tag, der entscheidend für die Sache des Volkes werden mußte, der Stimme der Volksvertreter den nöthigen Nachdruck zu geben. Tags darauf waren die Minister Regenauer, Trefurt und Blittersdorf entlassen, die Kammer nahm alle zwölf Forderungen des Izstein'schen Antrags an, und zwar die meisten einstimmig. Der Großherzog erwiederte der Abordnung der Kammer, die ihm diese Forderungen überreichte, es seyen wichtige und zeitgemäße Wünsche; und am 5. März erklärte sich die Regierung bereit, den Ständen entsprechende Gesezesentwürfe vorzulegen, ganz in der Richtung, welche die zweite Kammer angedeutet habe.

„Unsere Hoffnungen kennen keine Gränzen! hörte man sagen. Wir haben in Karlsruhe ein Licht angezündet, das, wenn es durch

die Schuld der Regierungen abermals erlöschen sollte, eine Finsterniß hervorrufen könnte, deren Mächte wir nicht beschwören wollen." Alles Volk lief umher in schwarz-roth-goldenen Schleifen, und war in großer Bewegung. Der Strom brauste und rauschte, viele fürchteten, er werde hie und da in Süddeutschland aus seinem Bette treten.

Baden hatte eine bedeutende Stellung in diesem Augenblick in Deutschland. Nächst Paris waren die Blicke vorzugsweise nach Karlsruhe, Mannheim und Heidelberg gerichtet. Neben Mannheim waren Herde der Bewegung das badische Oberland, vorzugsweise die Ortenau, ein Theil des Breisgaues und die Thäler des Schwarzwalds, wo die kräftigen reichen Bauern immer eine zuverlässige Stüze für die Sache der Freiheit gewesen waren. Ueberall war ein freudiges Gefühl, daß die langen Anstrengungen und die Ausdauer nicht vergeblich gewesen waren. Ueberall trat der ächt nationale Sinn hervor; nirgends etwas absonderlich Badisches; aller Orten schlug das Gemeinsam-Deutsche vor. Das Metternich'sche System, das so lange bleiern auf Deutschland lastete, ward jezt verdammt selbst von denen, die um Titel und Geld ihm als Werkzeuge gedient hatten. „Den Alp haben wir abgeschüttelt, und er soll uns nie wieder beklemmen," sagte man aufathmend. Noch vor wenigen Tagen war die Losung: „Rückwärts;" und Tausende und aber Tausende gingen mit rückwärts. Jezt wollte jeder ein Mann des Fortschritts seyn, seit der neue Wind von Paris wehte. Reactionäre wurden über Nacht Revolutionäre; zum Zeichen, daß bisher mehr die Dienstwilligkeit es war, welche dem heillosen System angehängt hatte, als die innere Uebereinstimmung mit demselben, und daß mehr waren, die keine Grundsäze hatten, als solche, die schlechte Grundsäze hatten. Die weit verbreitete Charakterlosigkeit ist eine Hauptquelle des deutschen Unglücks.

Die Bewegung in Würtemberg.

Würtemberg war das erste Land, das dem Beispiel Badens folgte. In Würtemberg war weit mehr Veranlassung zu Klagen über schwere Staatsgebrechen, Censurtyrannei, reactionäre Verstockung und Mängel aller Art, zahlreich lagen Personen wie Dinge als Steine allgemeinen Anstoßes seit lange hier vor Augen. Es ist wahr, was gesagt worden ist: wie mit einer Art Prunk war in der lezten

Zeit eine lange Reihe unbegreiflicher Maßregeln beliebt worden. Mangel an äußerer Unabhängigkeit, die von Haus aus darauf eingerichtete Erziehung, seit Jahrhunderten in den Familien fortgepflanzter Unterthänigkeitsgeist hatten neben der menschlichen Schwachheit und der Sucht, empor kommen zu wollen, hier zu allen Zeiten Denen, die in der Gewalt waren, eine reiche Auswahl von Dienstbeflissenen gelassen, und mehr als irgendwo hatte man sich gewöhnt, solche Dienstbeflissenheit für Treue und Anhänglichkeit an den Fürsten auszugeben und andern gelten zu lassen. Wer den Muth nicht hatte, gegen das herrschende System und die Männer desselben aufzutreten, der sagte, er finde Männer und System den wahren Interessen des Vaterlands, so wie es jezt sey, am meisten zusagend.

Gegen solche Grundsäze und solches Thun hatten die Männer des Volks und des Fortschritts einen kräftigen Widerpart gebildet in edler Ausdauer. Keine Unbill, kein Scheitern von gerechten Hoffnungen und Entwürfen hatte sie zu ermüden vermocht. Sie waren ein kleines Häuflein, aber das Volk in der Mehrheit war für sie. So bildeten sie einen festen Kern für eine bessere Zukunft. Der Geist, der in diesen Männern lebte, sprach sich frei aus in den ständischen Verhandlungen, in Reden, in den Bürgervereinen, und vorzugsweise, so weit die Censur ihn zu Wort kommen ließ, in dem Volksblatt, „der Stuttgarter Beobachter". Der Führer des Widerparts auf Seiten des Volkes war Friedrich Römer, der, um seine Stellung in der Abgeordnetenkammer auf Seite der Linken behalten zu können, seine Stelle als Oberkriegsrath im Jahr 1833 niedergelegt und seitdem als Rechtsanwalt gelebt hatte. Die beiden Männer auf Seite der Gewalt, gegen welche die Spize ihres Kampfes sich richtete, waren der Präsident des Geheimenraths Freiherr von Maucler und der Minister des Innern und zugleich des Kirchen- und Schulwesens, von Schlayer.

In dem leztern war das seitherige System gleichsam verkörpert. Seine Schultern waren es vorzüglich, welche das ganze Gewicht der Verantwortlichkeit für die Maßnahmen des Rückschritts auf sich luden, unter welchen Würtemberg seit einer Reihe von Jahren so unnennbar litt, er war die Seele des volksverhaßten büreaukratischen Unwesens; in der Kammer der Sturmbock, welcher gegen alle Bestrebungen des Fortschritts oder der Freisinnigkeit theils sich hatte vorschicken lassen,

theils in eigener Kampflust angerannt war, meist mit Glück, weil er aus den obigen Gründen die Mehrheit in der Kammer für sich hatte, und weil er zwar nicht ein Mann von Geist, aber von vielseitigem Talent, von viel praktischem Verstand, von großer Gesez- und Geschäftskunde, von vieljähriger parlamentarischer Einübung, von einer für Schwaben seltenen Beredtsamkeit, viel beweglich, männlich feurig, allezeit schlagfertig nach allen Seiten hin, dabei von anerkannt uneigennüzigem Charakter war.

Der Minister von Schlayer — so schilderten ihn Männer, die ihn durch langen früheren Umgang genau kannten und später seine politischen Gegner geworden waren — war für Besseres geboren; aber von früher Jugend an stachelte ihn, den Sohn eines einfachen Bäckers zu Tübingen, der brennendste Ehrgeiz, der frühe in ihm den edelsten Theil des Menschen, das Gemüth, verzehrte, und die leere Stätte mit den Berechnungen des Verstandes und mit denjenigen Kenntnissen und Eigenschaften füllte, durch die man damals in Würtemberg etwas werden konnte. Aus Liebe zu Macht und Besiz nüzte er die ihm von der Natur verliehenen Kräfte in einem Dienste ab, der seinem eigenen besseren Bewußtseyn widersprach, in lange geübter Nachgiebigkeit, die ihn von einem Zugeständniß gegen die Volksrechte zu dem andern fortriß, und die am Ende, weil er versuchte, an irgend einem Punkte jener Zugeständnisse einmal Halt zu machen, seine Stellung zum Thron wie zum Volk gleich ungewiß und schwankend, ja als die neue Zeit so über Nacht hereinbrach, unhaltbar machte [1].

Den Widerspruch zwischen seinem innersten Bewußtseyn und zwischen dem System, dem er diente, und dem zu lieb, um das Portefeuille sich zu erhalten, er zu manchem schweren Mißgriff sich herbeiließ, sahen Aufmerksamere auch darin, daß Schlayer in den lezten Jahren sich unmittelbar in seinem Ministerium theilweise mit jüngeren Räthen umgab, deren entschiedene Freisinnigkeit bekannt war und welche Volksbeliebtheit und das Vertrauen der Bürger für sich hatten. Die Aufmerksamsten aber sahen darin vorzugsweise nur, einmal, daß die Zeit so weit vorgerückt war, daß nicht leicht ein guter Kopf sich fand, der nicht entweder aus Ueberzeugungsdrang den neuen Gedanken huldigte, oder aus Berechnung, um als Mini-

[1]) Stuttgarter Beobachter vom 8. März 1848.

ster der Zukunft sich möglich zu erhalten; und dann das, daß Schlayer einen so schwierigen und zugleich so weit ausgedehnten Geschäftskreis hatte, daß ihm gute Köpfe und schnelle gewandte Arbeiter um so mehr unentbehrlich wurden, je mehr seine selbst arbeitende Kraft im Abnehmen und der Geschäftsandrang im Zunehmen war; endlich das, daß er durch diese volksbeliebten Räthe auf's Volk sich stützen wollte, gegenüber dem Hofe, dessen Hofadel ihm, dem Bäckerssohn, um so weniger verzieh, als er diesem gegenüber, im Selbstgefühl seines Werthes und seiner Unentbehrlichkeit, stets geradaus und ohne Complimente war, ganz in schlichter, bürgerlicher Art.

Nicht zu übersehen ist in dem Gang, den die Bewegung in Würtemberg nahm, daß manche der freisinnigsten deutschen Schriftsteller in Stuttgart und in andern Theilen des Landes lebten. Nicht leicht enthielt auch eine der berühmtesten und großartigsten deutschen Zeitschriften zeitgemäße Aufsätze, die sich so sehr durch volksthümlichen Inhalt, durch Wahrheit und Wahrhaftigkeit der Anschauungen, und durch das Lebendige und Ergreifende der Form auszeichneten, als der Stuttgarter Beobachter [1]).

Wie mußte in solche Zustände hinein die Kunde von den Dingen in Paris einschlagen! Sie schildert der Augenzeuge: „Eine seltene, erhebende Bewegung hat sich aller Gemüther bemächtigt. Der Bürger sammelt sich zum Bürger. Vorleser sieht man an öffentlichen Orten von aufmerksam zuhörenden Gruppen umgeben. Ein Strahl der Erregung durchbricht die jahrelange Nacht der öffentlichen Erschlaffung."

Die Aufregung in Stuttgart und weiterhin durch das Land war ungeheuer. In Stuttgart war die Königsstraße zum Corso geworden. Minister und Abgeordnete, Bürger und Beamte, Tausende jeden Standes und Geschlechtes wogten ab und auf, darunter hin und her selbst der Kronprinz und die Kronprinzessin, die Tochter des russischen Kaisers; den Grafen von Beroldingen, volksthümlich in seinem Wesen, russisch in seinen Ansichten, sah man in eifrigem Gespräch mit dem Abgeordneten Römer. Preßfreiheit und Volksbewaffnung wurden unter den Volksforderungen als die unerläßlichsten

---

[1]) Dieser ist für die folgenden Schilderungen der Dinge in Würtemberg Hauptquelle, neben andern Zeitschriften und den eigenen Anschauungen des in Stuttgart anwesenden Verfassers.

Bedingungen vorangestellt, als die beiden nöthigsten Gefäße der geistigen und materiellen Volkskraft. Wir wollen — das wurde offen gesagt — durchs ganze Staatsleben die Verkörperung eines wirklich verfassungsmäßigen Geistes, wir wollen die endliche Gewährung jener freien Einrichtungen, welche andere Völker groß gezogen haben, und welche allein die Liebe zum Vaterland zu wecken und zu stärken fähig sind. Wir wollen es nicht aus dem Munde von Pöbelhaufen, wir wollen es aus dem Munde der gesezgebenden Gewalten selbst, jenes endliche Wort; „Nieder mit der Reaction!"

Würtemberg blieb in nichts hinter Baden zurück. Abgeordnete und andere Volksfreunde traten zusammen und besprachen eine Vorstellung an die Staatsregierung. Der ständische Ausschuß eilte zuvorzukommen mit einer Adresse an den König. Die Regierung selbst eilte die Censur aufzuheben und das Gesez über die Preßfreiheit vom 30. Februar 1817 wieder in Wirkung zu sezen.

Die Censur hatte noch vor wenigen Tagen in Würtemberg fast mehr als sonst in Deutschland gearbeitet. Noch am 2. März war ein Stuttgarter Blatt zu einem Viertheil weiß erschienen. Die deutsche Censur war in den lezten Tagen in großer Bekümmerniß über all' die unnatürlichen Ereignisse gewesen und sie hatte alle Finger angesezt, nach Gefallen daran auszustreichen, so daß sie zulezt mit ihren Censoren noch mehr als in Haß, in Verachtung und im Licht der Lächerlichkeit da stand. Als der, welcher auch das Thatsächlichste, wenn es nicht seinem Gaumen mundgerecht war, nicht durchließ, galt in Würtemberg der Geheime Legationsrath von Neurath. Schon lang ging eine Sage, daß in Deutschlands hohen und höchsten Kreisen begriffen werde, und schon 1830 und wieder 1840 begriffen worden sey, man müsse die Presse frei geben — wenn es sich ernstlich zum Krieg anlasse, mit andern Worten, wenn man des Volkes bedürfe!

Am 3. März schrieb der Stuttgarter Beobachter: „Fort jezt mit dem unmännlichen Stillschweigen, mit der Lüge und Heuchelei, wozu die Strenge der Censur mehr oder weniger jedes Blatt verurtheilt hat. Der Wechsel einer einzigen Nacht macht Wort und Gedanke frei. Kein Drittes drängt sich nun mehr ein zwischen das Volk und die Bestrebungen für das Volk. Feierlich verläugnen wir jezt das Meiste, wo nicht Alles, was bis jezt unter unserer Verantwortlichkeit erschienen. Schon um der aus Nothwendigkeit zurückgehaltenen

Gedanken willen war nirgends unsere wahre ganze Meinung. Was aber vollends, nach einer von Neurath'schen Censur, in's Publikum kam, das war meist nichts als ein elend Gericht verstümmelter Füße, abgeschnittener Nasen, zerhackter Finger, abgeschlizter Ohren und geköpfter Zehen. O wahrhaftig, schon an diesem Einen Tage, seit dieser Alp von uns genommen, meinen wir, es wehe eine andere Luft, es glänze ein anderer Himmel über Würtemberg. Kindisch suchen wir nach einem Zeichen unserer Freude. Es sey — alle früheren Nummern unseres Blatts seyen ausgelöscht, wir fangen heute, als dem ersten Tage, an welchem wir in der Eile noch das erste nicht für die Censur geschriebene Blatt ausgeben, von vorne an, und beginnen, um die neue Aera für die würtembergische Presse zu bezeichnen, wieder mit Nro. 1."

So weit war es in Würtemberg gekommen. Am Nachmittag des 1. März begab sich eine Abordnung Bürger auf das Rathhaus, Männer aller Farben, und begehrte, daß die städtische Behörde eine allgemeine Bürgerversammlung veranstalte. Zwei Stunden berieth der Staatsrath darüber. Endlich faßte er sich Muth und berief auf Morgens 10 Uhr des andern Tags eine Bürgerversammlung in den großen Saal der Bürgergesellschaft.

So sehr war das einfachste Recht des Bürgers verkümmert worden, daß man selbst in diesen Tagen zwei Stunden brauchte, um die Einberufung einer Versammlung im geschlossenen Raum zu wagen. Es war das erstemal seit unfürdenklicher Zeit, daß der Stadtschultheiß von dem Recht Gebrauch machte, eine Bürgerversammlung zu berufen.

Zur bestimmten Stunde strömte eine unabsehbare Menge in dem Bürgerhause zusammen. Eine Adresse an den König wurde beschlossen. Sie war schon am Montag von Friedrich Römer entworfen, der Entwurf gedruckt, aber von der Censur gestrichen worden. In einer Stunde war sie mit mehr als 1200 Unterschriften bedeckt. Kaufmann Heinrich Müller trug sie in das Geheime Kabinet. Sie ist durch Ton und Inhalt, durch ihre demokratische Entschiedenheit vor andern merkwürdig. Sie lautete also:

„Königliche Majestät! Die neuesten Ereignisse in Frankreich fordern den Vaterlandsfreund zu ernsten Betrachtungen auf. Sie sind die Folgen nicht erfüllter Versprechungen. Wir ziehen keine Parallele zwischen der dahin geschwundenen französischen Regierung und

den bestehenden deutschen Regierungen, aber wer möchte in Abrede ziehen, daß auch in Deutschland gerechter Stoff zur Unzufriedenheit vorhanden ist? Diesen schleunigst zu beseitigen, ist in den jezigen kritischen Verhältnissen doppelt geboten. Wir begreifen, daß nicht alle Beschwerden plözlich gehoben werden können. Aber die sichere Aussicht auf deren Hebung beruhigt die Gemüther, stärkt das dahinsinkende Vertrauen und bahnt den Weg zu der so nöthigen Eintracht. Wir glauben daher eine Bürgerpflicht zu erfüllen, wenn wir Höchstdenselben unsere Ansichten und Wünsche gerade und offen vortragen. Nach unserer Ueberzeugung ist die Entfernung folgender Uebelstände dringend nothwendig: Eurer Königlichen Majestät ist es gewiß nicht entgangen, daß der deutsche Bund, der Repräsentant unserer National-Einheit, seinem Zweck nicht entspricht. Niemand im Volk hat Vertrauen auf ihn; ohne Vertrauen aber entbehrt er der Kraft. Wir betrachten daher dessen Reorganisation in volksthümlichem Sinne, d. h. die Berufung eines deutschen Parlaments als die Aufgabe einer gesunden, als der Stellung Deutschlands allein entsprechenden Politik. Je bewegter die Geister sind, desto mehr thut es noth, dieselben sittlich zu heben, und wir finden an der Hand unserer früheren Geschichte und der Erfahrung anderer thatkräftigen Nationen das untrügliche Mittel dazu in der Rechtssprechung durch das Volk und in der freien öffentlichen Erörterung seiner Angelegenheiten. Es liegt daher im Interesse Aller, Geschwornen-Gerichte einzuführen und ganze und volle unbedingte Preßfreiheit zu gewähren. In Zeiten politischer Aufregung neigen sich Viele geheimen Umtrieben und unerlaubten Verbindungen zu. Diese Neigungen finden den sichersten Ableiter in dem Recht, sich öffentlich zu versammeln und zu besprechen. Das Verbot, sich ohne polizeiliche Erlaubniß zur Besprechung politischer Angelegenheiten zu versammeln, ist daher nicht geeignet, die gesezliche Ordnung zu befestigen. Religion bedingt keinen Unterschied, weder in den politischen Rechten noch Pflichten der Staatsangehörigen. Immer noch fehlt uns eine gleiche gerechte Besteurung. Abgaben, welche einer hinter uns liegenden Zeit angehören und die Kultur des Bodens hemmen, lasten immer noch auf dem Landmann und beeinträchtigen, gleich dem Wildschaden, die Ergebnisse seines Fleißes. Unverzügliche gründliche Beseitigung dieser Uebelstände ist dringendes Bedürfniß.

Die kleineren Gewerbe gehen unter der Konkurrenz mit den größeren zu Grunde, und den größeren fehlt es an Absaz nach Außen. — Das einzige Mittel, der besizlosen Arbeit dauernd aufzuhelfen, ist die kräftige Entwickelung der handelspolitischen Macht Deutschlands. — Immer noch sehen wir der gesezlichen Reglung des Rechts, Waffen zu tragen, vergeblich entgegen. Kein unbescholtener Mann sollte von diesem Rechte ausgeschlossen seyn, zumal jezt, wo es gilt, seine Gemeinde, den Staat, sich und sein Eigenthum zu schüzen. Kostspielige stehende Heere erfüllen, wie die Erfahrung lehrt, den Zweck nicht. Darum treffe man zur Wehrhaftmachung des Volks ohne Säumen die erforderlichen Anstalten. Vielleicht wäre es uns erspart worden, Eure Königliche Majestät mit diesen Wünschen behelligen zu müssen, wenn man Deutschland in Folge des bestehenden Bevormundungssystems nicht daran gewöhnt hätte, Alles, selbst das Unmögliche, von den Regierungen zu erwarten, und wenn unsere deutschen Staatsmänner, statt die gestürzte französische Regierung in ihren retrograden Grundsäzen zu bestärken, die Juli-Revolution von einem andern Gesichtspunkte aus betrachtet hätten. Geradheit, Offenheit, Ehrlichkeit ist die einzig wahre und die einzig würdige Politik."

Adressen ähnlichen Inhalts wurden durch besondere Abordnungen aus verschiedenen Theilen des Landes eingereicht. Die rückgängige Partei hatte bisher solche Stimmen aus dem Volke dadurch zu entkräften gesucht und gewußt, daß sie vorspiegelte, das Volk habe nicht gewußt, was es unterschreibe. Darum verabschiedeten sich die Reutlinger von ihrem Abgeordneten Bantlin, als er mit der Adresse nach Stuttgart abfuhr, ausdrücklich mit dem Auftrag, er möchte in Stuttgart ausrichten: wenn man in der Residenz etwa nicht glauben wolle, daß die Bürger von Reutlingen wohl gewußt, was sie unterschrieben, so wollen sie selber kommen. Im ganzen Land ging Alles mit der größten Ordnung vor sich; mit tiefster Ruhe und mit der Sicherheit, die Männern eigen ist, die wissen was sie wollen, und daß sie Recht und Macht haben, das zu wollen, bewegte sich Alles, besonders in Stuttgart. Der König hatte die Liebe des Volkes nicht verloren, und er hatte darum allen Grund, dem Volk zu vertrauen. Die ganze Heillosigkeit der bisherigen Umgebung und Berathung des Königs zeigte sich in diesen wichtigen Stunden auch darin, daß

sie dem König Mißtrauen gegen das Volk einraunen, wenigstens den Schein eines solchen Mißtrauens auf ihn werfen wollten — eben diese Menschen, die bisher alles in Land und Volk dem König als in schönstem Flor stehend, hoch und nieder als in unbedingter Liebe und Ehrfurcht ergeben, und jede Vorstellung aus dem Volk als vereinzelte Umtriebe von ein paar Ehrsüchtigen vorgegaukelt hatten! In das ruhige Stuttgart wurden Batterien eingerufen, in den Kasernen standen die Regimenter mit scharfen Patronen bereit. Diese Menschen hatten nicht einmal so viel gelernt, daß voreilige Maßregeln in solchen Tagen ganz unpraktisch sind, und daß durch unnöthige Vorsicht Gemüther und Köpfe, die durch die Zeitereignisse aufgeregt sind, sehr leicht gereizt, zu Unordnungen herausgefordert werden.

Zwar wurde in diesen Tagen in Karlsruhe das Gebäude des Ministeriums des Auswärtigen, wie man glaubte, durch Brandstiftung, zerstört; aber in Stuttgart war die Entrüstung darüber gerade bei den freiesten Männern um so größer, weil sie nicht bloß glaubten, böswillige Stimmen werden die schöne Bewegung, die gerade jezt Deutschland ergriffen hatte, durch jene Brandstiftung verdächtigen wollen, sondern weil Schärfersehende und Mißtrauischere sogar überzeugt waren, daß von einer gewissen Seite aus die Brandstiftung bezahlt worden sein dürfte, um die Bewegung und die Bewegungsmänner verdächtigen zu *können*. Die unerhörte und rechtlich erweisbare Niederträchtigkeit der Mittel, welche sich die Partei des Rückgangs später in Deutschland erlaubte, gab allerdings dazu vornherein ein Recht, da diese Partei die unverbesserliche, die sich gleich bleibende ist.

Obwohl im Bürgerhause zu Stuttgart Mann an Mann sich drängte, ja selbst die umliegenden Straßen mit Menschen angefüllt waren, so war doch nirgends auch nur ein Zeichen von Unordnung; überall Anstand und Ordnung.

Der König von Würtemberg gab auf die Adresse des ständischen Ausschusses unterm 2. März noch eine offene Antwort, die an und für sich in den meisten Punkten schön lautete, die aber keinen tiefen Eindruck machte, weil man zu lange Wind gesäet hatte, und weil man durch Thronreden voll Hoffnungen und Verheißungen so lange das Volk getäuscht hatte.

Das deutsche Volk überhaupt war in den Märztagen wenigstens auf einige Augenblicke so weit über sich hinaus gekommen, daß es aufhörte leichtgläubig zu seyn, und auf jedes Wort hin seinen ehrfurchtsvollen Dank zu bezeugen. Verstand war in das Volk gekommen, mit dem Erwachen des sittlichen Gefühls, das die Elenden, die es bisher um sein Wohl betrogen hatten, um so tiefer verachtete, je weniger es sie blutig richtete. Thaten wollte man, nicht Worte.

Da wie in Baden, so auch bereits in Bayern, ein Zugeständniß auf das andere folgte, in beiden Staaten die Männer, welche das öffentliche Vertrauen nicht besaßen, aus den Ministerien entfernt wurden, man überhaupt in der Erfüllung der Volkswünsche jezt eben so sehr sich beeilte, als man früher gesäumt hatte: so hatte man ohnedieß in Würtemberg nicht Lust, an der Abschlagszahlung einer Preßfreiheit sich genügen zu lassen, welcher keinerlei Bürgschaften, nicht einmal Geschwornengerichte, zur Seite standen. Die öffentliche Meinung verlangte, daß, wie in Baden und Bayern, das Staatsministerium nur mit Männern besezt werde, welche das allgemeine Vertrauen genießen. Hecker hatte in der badischen Kammer gesagt: „Ich habe kein Vertrauen zu dem Justizminister Trefurt; dem will ich darum auch die Ausführung des Schwurgerichts nicht anvertrauen. Wer hat alle Reaction im Lande gutgeheißen? Es war Freiherr von Blittersdorf; und diesen Mann wollen wir belassen? Weg Blittersdorf, weg Trefurt, weg Regenauer!" — Bescheidener sprach die öffentliche Stimme in Würtemberg: „Die Stüzen des seitherigen Regierungssystemes, namentlich die Herren von Gärttner, von Prieser, von Schlayer, können diese noch das Vertrauen des Volkes besizen?"

Am Morgen des 6. März verbreitete sich die Sage, das Ministerium sey geändert. Um Mittag war es Gewißheit, daß an die Stelle des entlassenen Ministers von Schlayer der Freiherr von Linden bestimmt war; an die Stelle des Justizministers von Prieser Direktor von Bezzenberger in Eßlingen; an die des Finanzministers von Gärttner Direktor Hefele von Ulm; an die des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, des nicht unvolksthümlichen Grafen von Beroldingen, der Freiherr von Varnbüler.

Ueber die Zusammensezung dieses Ministeriums war nur Eine Stimme, die, daß es unmöglich sey. Das Gerücht sagte, der

Präsident des Geheimenraths, Freiherr von Maucler, habe dem König wieder dazu gerathen. Schon lang hatte auf dem Haupt dieses Mannes die Summe aller Volksabneigung sich gesammelt, wie in Baden auf dem des Herrn von Blittersdorf; und nicht mit Unrecht: die meisten heillosen Maßregeln waren von seinem Rathschlag ausgegangen und ausgeführt worden, weil die Vollziehung seiner Rathschläge zur ersten Bedingung für's Bleiben im Amt und für's Steigen im Amt von ihm gemacht worden war. Die Einwohnerschaft Stuttgarts war nicht aufgeregt, sondern zuerst bestürzt, dann entrüstet. „Ein Ministerium des äußersten Rückschrittes, hieß es, will man uns bieten? Es ist der bitterste Hohn auf unsere eingereichten Wünsche.“ Der Stadtrath hatte Vormittags für das bisherige Entgegenkommen eine Dankadresse an den König beschlossen. Als das neue Ministerium bekannt wurde, unterblieb die Unterzeichnung der Adresse. Die Menschen sammelten sich auf den Straßen an; Hunderte strömten nach dem Bürgerhause; das Ansehen der Bürgerschaft hatte eine drohende Haltung. Herr von Schlayer bekam durch diese Sachlage eine günstige Beleuchtung. Die Bürger waren nahezu geneigt, in seinem Fall den Sieg einer gewissen unbürgerlichen Gesellschaft zu sehen, die den bürgerlichen Minister schon lange nicht mehr leiden mochte, und von deren geheimen Umtrieben gegen ihn oft gesprochen worden war. Dieser Minister hatte auch noch die besondere Genugthuung, daß das Volksbewußtseyn zwischen ihm und seinen mit ihm entlassenen Amtsgenossen, von Gärttner und von Prieser, einen ungeheuern Abstand sezte. Nach dem Bewußtseyn des Volks hatten die beiden Leztern weder durch geistige noch sittliche Eigenschaften je verdient, höher, geschweige so hoch zu steigen. Gärttner war von der untersten Volksschichte auf durch Höflingsdienste die Leiter hinaufgeklommen, und hatte ein hochfahrendes, gediente Ehrenmänner verlezendes, spöttisch-stolzes Wesen angenommen. Daß er auch nur Eine edle oder höhere Kraft des Geistes hatte, davon war er dem Lande den Beweis schuldig geblieben. So offen ausgesprochen tief in der Achtung des Volkes ist wohl nicht leicht ein Minister gefallen, als dieser würtembergische Gärttner bei und nach seinem Sturz. Er hatte im Lande Niemand, der ihn liebte, nicht einmal unter seinen Untergebenen: die Freude über seinen Sturz war darum allgemein. Von Priefer war allen Ständen

widerwärtig. Die in altwürtembergischer Engherzigkeit Befangenen, welchen alles hinter Ulm und Knittlingen schon Ausland und Fremde war, sahen in ihm, dem Bayer, nur einen Eindringling aus dem Ausland. Die Andern waren ihm gram wegen seines Benehmens in den früheren Demagogen-Untersuchungen, das seinem Namen in höhern Familien wie im Volk den übelsten Klang gab, und wegen des Talentes an ihm, das für alle Maßnahmen gegen die Bestrebungen der Freiheit, ja gegen jede edle Richtung des Zeitgeistes gerade ihn als besonders brauchbar der Partei des Rückgangs empfahl, und das ihm erlaubte, sich dafür brauchen zu lassen. Ganz besonders verhaßt hatte er sich in den lezten Jahren durch das neue Strafgesezbuch gemacht, dessen ganz unmäßige und vernunftwidrige Strenge ihm zugeschrieben wurde, und das er wenigstens vor der damaligen theils geistarmen, theils charakterlosen Mehrheit der Kammer zur Annahme gebracht hatte. Auch war noch eben das nach pennsylvanischem System und ganz so recht in seinem Geiste und unter seiner Leitung ausgeführte neue Zuchthaus im Ausbau begriffen; der Volkswiz hatte dasselbe Priesersluft getauft und der Volkshaß hätte ihm gern den ersten und alleinigen Genuß davon gegönnt.

Troz dem, selbst nach solchen abgängigen Vorläufern, war das neue Ministerium ein verunglückter, nicht einmal ein paar Stunden haltbarer Gedanke. Das Haupt desselben, Freiherr von Linden, galt nicht bloß als eine Hauptstüze der Partei des Rückgangs, sondern als ein Mann, der mit wahrer Lust rückwärts arbeiten würde, und von dem man Ursache habe, zu glauben, daß der bisherige Gang ihm lange nicht reactionär genug gewesen sey. Die öffentliche Stimme sagte es ihm auch gleich in's Angesicht, er habe vom Siz des Abgeordneten aus oft Dinge gesprochen, welche man aus dem Munde Schlayers vom Ministertisch aus nicht gehört habe; an seinen Namen hänge sich von vornherein die Furcht des Verlustes jeder etwaigen Errungenschaft.

Zu gleicher Zeit lief das Gerücht um, die Römer'sche Vorstellung werde in gewissen Kreisen als unverschämt betrachtet.

Von Schlayer nahm von seinen versammelten Räthen einen bewegten Abschied, und einer derselben erklärte auf der Stelle, sie selbst können unter diesen Umständen nichts Anderes thun, als ihre

Entlassung einreichen. Nachmittags um 3 Uhr unterzeichnete die ganze Oberregierung eine Eingabe um ihre Entlassung. Im Hause der Bürgergesellschaft wurde sogleich eine Adresse an die Ständeversammlung abgefaßt und unterzeichnet, die eine Verwahrung gegen die Zusammensezung eines solchen Ministeriums enthielt. In der Druckerei des „Beobachters“ wurde in der Eile ein Flugblatt gedruckt, das den Inhalt dieser Verwahrung zur allgemeinen Kenntniß bringen sollte und das ganze Land zu Hülfe rief, um der Bewegung gegen ein solches Ministerium Nachdruck zu geben. Auf den Straßen bildeten sich immer zahlreichere Gruppen; die Gerüchte thaten das Ihrige zur Vermehrung der Aufregung.

Die Wahl der Personen hätte wirklich nicht ungeschickter getroffen werden können, für ein Ministerium, das die öffentliche Stimme und der unerbittliche Drang der Zeit nur aus Männern des allgemeinen Vertrauens besezt wissen wollte. Hefele war den meisten ganz unbekannt, Varnbüler als ein feiner Aristokrat bekannt und bei den untern Klassen überaus unbeliebt; Bezzenberger war ein Name des Schreckens für Würtemberg: unter seinem Vorsiz und Einfluß waren die um ihrer Strenge willen im Lande sprüchwörtlich gewordenen Urtheile des Eßlinger Gerichtshofes zu Stande gekommen.

War es möglich, hörte man fragen, und zwar rechts und links, Namen zusammenzusezen, die unbeliebter in der öffentlichen Meinung gewesen wären, als diese?

In Folge der gereizten Stimmung der Stadt begaben sich Abends zwischen 3 und 4 Uhr der Vizepräsident der ersten Kammer, der Fürst von Waldburg-Zeil-Trauchburg, und der Präsident der zweiten Kammer, der Kanzler von Wächter, in das königliche Schloß, die Lage der Dinge dem König vorzustellen. Kurze Zeit nachher verkündete der Kanzler dem erwartungsvollen Bürgerhause, die Ministerveränderung sey vom Könige zurückgenommen und bis zum Zusammentritt der Kammern werden die Minister in ihren bisherigen Aemtern bleiben. Die gleiche Kunde verbreitete Fürst Zeil in der Stadt, sie lief schnell durch die zahlreichen Gruppen in den Straßen und den Gasthäusern, und man war beruhigt und erheitert, weil man zugleich erfahren hatte, daß der König mit der Entlassung des gegenwärtigen Ministeriums und mit der Zusammensezung eines

neuen keineswegs einen Rückgang beabsichtigt hatte, sondern ein Zugeständniß machen wollte.

Noch Wochen lang nachher ergözte man sich bei der Rückerinnerung an das Zweistunden-Ministerium, wie es der Wiz nannte, und die Namen desselben sah man mehrere Tage umherlaufen, als wüßten sie selbst nicht, wie ihnen geschehen.

Es stand dieser Versuch zu einem Ministerium in seiner Unhaltbarkeit und Kurzlebigkeit auf dem dunkeln Grund der ernsten Zeitverhältnisse so sehr in einem heitern Lichte, daß diejenigen Personen, von welchen er zunächst angerathen war, sich alle Mühe gaben, ganz unbetheiligt dabei zu scheinen, und daß Anekdoten über solche Versuche, dem Volk gegenüber von der Urheberschaft eines solchen Ministerversuchs sich zu reinigen, in den öffentlichen Blättern kamen.

Der durch diesen Versuch in's Volk gebrachte Glaube, und die Besorgniß, es möchte der Staatsregierung mit ihrem Entgegenkommen gegen die Volkswünsche kein aufrichtiger Ernst sein, war den Tag über durch eine Nachricht aus Baden noch genährt worden. Die deutsche Zeitung wollte mit Bestimmtheit wissen, es sei von Berlin ein Eilbote nach Karlsruhe abgegangen, mit dem allerhöchsten Auftrag, der Großherzog möchte sich auch nicht das geringste Zugeständniß mehr abnöthigen lassen, selbst auf die Gefahr hin, daß er gezwungen würde, sein Land zu verlassen; in diesem Falle würden die Mächte ihn schon wieder einsezen.

Der König von Würtemberg aber wollte seinem Volk und Deutschland zeigen, und zwar rasch, nach seiner Art und in unerwarteter Richtung, daß er mit der neuen Zeit eine neue volksfreundliche Bahn gehe. Das verunglückte Zweistunden-Ministerium hatte den König wie das Volk auf die gleiche Erkenntniß gebracht, auf die: daß zwischen König und Volk Personen standen, und in nächster Nähe den König umgaben, welche die Wahrheit, vor Allem die wahre Kenntniß der Sachlage und der Menschen, nicht an den Thron gelangen ließen. Bei König und Volk scheint daraus das Gleiche hervorgegangen zu seyn, bei dem leztern der sehnliche Wunsch, bei dem ersten der Entschluß, daß die Wahrheit fortan ungetrübt an den Thron dringen möge, damit Beschlüsse gefaßt werden, der Verfassung gemäß zum unzertrennlichen Wohl der Krone und des Landes.

Es scheint, der König von Würtemberg habe zeigen wollen, daß er die Zeit begriffen habe; begriffen, daß der gestürzte König der Franzosen nur dadurch gestürzt worden, weil eine Partei den König vom Volke getrennt, seine Verblendung über den wahren Stand der Dinge genährt, ihm die Mehrheit einer feilen Kammer als eine unzerbrechliche Stüze von Männern vorgespiegelt, die in den Tagen des Kampfes, als er den achtzehnjährigen Mißbrauch des Vertrauens einer Nation mit schmählicher Flucht büßte, nirgends, als aber die neue Ordnung der Dinge gesiegt hatte, auf dem Plaz, ja die ersten waren, die von der Republik Aemter erbettelten; begriffen, daß der Fürst von jezt an verloren ist, welcher nicht mit dem Volke geht, und daß eine für die Lehren der Vernunft wie für die der Geschichte unzugängliche, in verjährten Vorurtheilen erzogene, vermöge Rang oder Reichthum mit der Noth des Lebens nie in Berührung gekommene Partei in ihrer Selbstsucht eigennüzig bisher die Stimme des Volkes zu einem Erzeugniß der giftigen Presse gestempelt hatte; begriffen, daß die bisherige nächste Umgebung der Fürsten die Zustände und Bedürfnisse des Volkes am allerwenigsten kenne; daß mithin Versuche, einen neuen Rath der Krone zu bilden, die vom Standpunkt der Höflinge aus angerathen werden, schlecht geeignet seien, Vertrauen zu erwecken und Treue zu begründen, „und daß die Wahrheit eine Frucht sei, die nicht im Vorzimmer wachse" *).

Der König fühlte jezt zum erstenmale, was das Volk lange gefühlt hatte, es müsse ein langes Dunkel zwischen dem König und seinem Volke liegen. Es spricht gleich schön für des Königs Persönlichkeit wie für den Charakter des Volkes, daß selbst in solchen aufgeregten Stunden, selbst nach solcher Personenwahl für das neue Ministerium, die Liebe zu der Person des Königs und der Glaube an den König, an seinen guten Willen, keinen Augenblick beim Volke aufgehört hatte, obgleich dieselbe zuckende Bewegung, die in Folge des Zweistunden-Ministeriums im Kopf der Hauptstadt sich regte, im ganzen Land nachzitterte, bis in das kleinste Dorf. „Der König ist durch fremde Dazwischenkunft beirrt, getäuscht!" so hörte man sagen; „sonst hätte er an demselben Tage, an welchem

*) Beobachter Nro. 7 vom 9. März 1848.

den Volksrechten so wichtige Zugeständnisse gemacht wurden, zu deren Ausführung nicht Männer berufen, die zum größeren Theile so ganz und gar alles öffentlichen Vertrauens verlustig sind."

Je zugethaner der Person des Königs, desto erbitterter war das öffentliche Gefühl nach der Seite hin, wo man die Schuld der Intrigue suchte; mitten hinein, die alten Fäden zerreißend, griff der König.

Nur wer es erlebte in Würtemberg, weiß es, welchen Eindruck es machte, als die Gewißheit sich verbreitete, daß am Abend des 7. März der Abgeordnete von Oehringen, Duvernoy, die schriftliche Bitte erhielt, am andern Morgen um 8 Uhr bei dem Vorsitzenden des Geheimenraths, von Maucler, erscheinen zu wollen. Hier wurde demselben mitgetheilt, es sei der freie Entschluß des Königs, daß Duvernoy als Minister des Innern, Paul Pfizer als Minister der Justiz in das Ministerium eintreten.

Duvernoy bat sich Bedenkzeit aus, um sich mit seinen Freunden zu besprechen; Paul Pfizer war zufällig, um Ludwig Uhland zu besuchen, abwesend. Sogleich wurde an Paul Pfizer ein Eilbote geschickt, um ihn nach Stuttgart zurückzurufen.

Selbst im Schwindel der Begeisterung über einen solchen Umschwung, verhehlten sich die Freunde nicht, wie schwer die Zeitläufe seien, und wie über alles schwierig der Stand der neuen Räthe der Regierung, welche in die Folgen und die zurückgelassenen Fußstapfen der seitherigen Regierung einzutreten haben. Dennoch waren alle ohne Bedenken darüber einig, daß es die Pflicht gegen das Vaterland, so wie gegen die Sache der Freiheit und des deutschen Volkes verlange, das angebotene Ruder zu ergreifen, und die Lösung der Aufgabe zu versuchen.

In demselben Hause, das von der bisherigen Regierung mit dem scheelsten und mißtrauischsten Auge viele Jahre lang überwacht worden war, wurde jezt darüber verhandelt, ob die Männer des Volkes das angebotene Ministerium annehmen sollen.

In keinem deutschen Lande trat in der Ministerwahl die ungeheure Kluft zwischen bisher und jezt so grell vor Augen, wie in Würtemberg.

Aus den Dachstübchen zu Stuttgart berief man in der Stunde der Noth die neuen Minister.

Der neuberufene Minister der Justiz, Paul Pfizer, war seit vielen Jahren im Volke bekannt, als ein in außerordentlicher Weise unabhängiger Charakter. Ausgestattet mit großem Talent und eben so tiefer als umfangreicher Geistesbildung, dadurch und noch mehr durch günstige Stellung seines hochgestellten Vaters ungewöhnlich frühe in die Laufbahn des höheren Staatsdienstes gebracht, hatte er bald, um seiner politischen Ansichten willen, den Staatsdienst aufgegeben; er hatte es vorgezogen, lieber zu entbehren, als sich selbst untreu zu werden. Er hatte aber auch frühe freiwillig Vieles entbehren gelernt, was Jeder sollte, der dem unbelohnenden Dienste des Volks und der Freiheit sich weihen will. Zu unabhängigen Sinnes, um von Freunden, die ihn verehrten, eine Unterstüzung anzunehmen, lebte er von dem Ertrag seiner Schriften, der sehr klein war, da er mehr dachte und forschte als schrieb, und mehr tief als breit, da überdieß der Buchhandel weit mehr die Zahl der Bogen als den geistigen Gehalt und die schöne Form der Darstellung in Berechnung zog. Bei großem innerm Drang nach einer öffentlichen Wirksamkeit, hatte er wiederholten Anträgen, in höhere Staatsstellen einzutreten, widerstanden, weil er unter den herrschenden Grundsäzen und Personen dem Staat nicht dienen konnte und wollte. In diesem Drang war er Mitglied des Stuttgarter Stadtraths geworden, ja er hatte zulezt sogar die Stelle eines Gehülfen beim Stadtschultheißenamt angenommen und so lange bekleidet, bis ihn ein kränkender Erlaß des Ministeriums Schlayer, der im Namen des Königs erging, veranlaßte, auch dieser, seinen hohen Geistesgaben so wenig angemessenen Wirksamkeit und dem damit verbundenen kargen Einkommen zu entsagen. In jenem Erlaß war, ohne daß sein Name genannt wurde, für Alle, welche die Verhältnisse kannten, in nicht zweideutiger Weise auf Paul Pfizer als Nährer und Schürer der Mißstimmung und eines widersezlichen Geistes in der Bürgerschaft hingedeutet worden. Das war im Mai 1847 geschehen. Seitdem hatte er wieder gelebt wie zuvor, so eingeschränkt, daß wohl Niemand in Stuttgart weniger Bedürfnisse hatte, als er, um unabhängig und männlich frei zu seyn.

Sein Freund Duvernoy, der mit ihm seit den Knabenjahren zusammen gegangen war, dachte und lebte in vielen Stücken wie er; nicht die äußeren Umstände — denn Duvernoy war reich — sondern

Liebhaberei und sein natürliches Wesen ließen auch ihn von jeher auf das Einfachste sich beschränken. Duvernoy hatte in seiner langen ständischen Laufbahn in allen Hauptfragen mit der Linken gestimmt. Er war aber dabei auch der Rechten und der Regierung, selbst dem Hofe eine Persönlichkeit, die sie nicht ungern in der Kammer sahen. Was er gegen die Regierung sprach, kleidete er stets in eine Form ein, die sich selbst für das Ohr des Ministers und des Königs hören ließ; seine Worte waren ohne Stacheln. Dabei war von allen Seiten seine bis in's Aengstliche gehende Rechtlichkeit anerkannt. Er wurde der Wächter der Verfassung, der Hüter der bestehenden Rechtsformen genannt. Er hatte eine genaue und tiefe Kenntniß derselben sich angeeignet, und galt als ein Vorbild für Freisinn und Fortschritt, mit Mäßigung und Besonnenheit gepaart. Seit länger schon wurde er von einzelnen Stimmen als ein für gewisse Fälle möglicher Minister bezeichnet.

Gegen Abend des 8. März kehrte Paul Pfizer von Tübingen zurück, und das Ergebniß einer lezten Besprechung der Abgeordneten von der Linken war, daß Paul Pfizer und Duvernoy ihre Bereitwilligkeit erklärten, in das Ministerium einzutreten, jedoch nur unter der Bedingung, daß auch der Abgeordnete von Geißlingen, Friedrich Römer, in dasselbe berufen werde.

Diese Bedingung schien Manchen, besonders Staatsmännern der bisherigen Schule, für das Zustandekommen dieses Ministeriums sehr bedenklich, sie schüttelten den Kopf, seltsam lächelnd als über einen Mißgriff, der dem König das Unmögliche ansinne, und sich die Hände reibend, als müßte die Wage dadurch wieder zu ihren Gunsten umschlagen.

Römer war die ausgeprägteste politische Gestalt in Würtemberg; was die Formen betrifft, gerade der Gegensaz von Duvernoy: ihm gleich an anerkannter unparteiischer Rechtlichkeit, ja im höheren Sinne des Rechts oft noch rechtlicher als Duvernoy, weil dieser oft die Form des Rechts, die äußerlich gegebene, über alles hoch hielt, Römer aber, in menschlichem Rechtsgefühl, über die Form, über die Schaale des Rechts, hinaus ging, um den Rechtskern, die Rechtsidee, das wahre Recht zur Geltung zu bringen oder zu wahren. Die Art, wie er es that, war nicht leicht vermittelnd oder versöhnend, sondern geradaus, nicht wählig in Wort, ohne Rücksicht und Com-

plimente, schonungslos angreifend und zuschlagend; Angriff und Schlag durch keinerlei Milde annehmlich gemacht, weder der Haltung noch der Gesinnung; er war durch und durch ein Charakter im politischen Sinne des Worts, unverrückt und unverrückbar, durch nichts beweglich und erschütterlich, mit schärfsten Ecken und Kanten, schroff; für vieles, wofür Andere zugänglich sind, durchaus unzugänglich; das Wesen, die Sache war ihm Alles; die Form, die Darstellung galt ihm wenig; es waren ihm auch die lezten weder von Natur, noch durch Kunst gegeben; ohne ihn wäre die Linke der würtembergischen Kammer seit Jahren sicherlich ohne denjenigen Halt gewesen, der unumgänglich unter den Verhältnissen nöthig war, nicht weil er im rednerischen Sinn ein großer Redner gewesen wäre — denn das war und ist Römer nicht — sondern weil er eben dieser Charakter war, und über den wahrhaften Redner, Paul Pfizer, darin überlegen, daß er nicht wie dieser, sich erst fassen, seine Gedanken ordnen mußte, eh' er zum Angriff schritt, sondern, jeden Augenblick kampffertig, das Wort wie ein massives altdeutsches Schwert handhabte, auf jeden Schlag der Gegenseite blizartig den Gegenschlag führte, und überall unmittelbar praktisch war und wirkte, mit dem, was man gesunden Menschenverstand nennt, manchen Bildungszweig im öffentlichen Leben nicht bloß ersezte, sondern in der dermaligen Lage der Dinge überholte. Dabei galt Römer unter den Freisinnigen Würtembergs als der entschiedenste bei Hof. Noch nicht lange war ihm durch eine Sammlung im Volk ein silberner Lorbeerkranz, eine Bürgerkrone zuerkannt und überreicht worden. Aber ebenfalls noch nicht lange hatte man ihm von gewisser Seite theils die Urheberschaft, theils wenigstens die Betheiligung des Stuttgarter sogenannten Maikrawalls in die Schuhe zu schieben sich alle Mühe gegeben; ja noch am 29. Januar 1848, also kaum fünf Wochen vorher, hatte der Vorstand des Justizministeriums, von Prieser, in der Kammer der Abgeordneten die feindseligste Stellung gegen Römer angenommen. Bei Berathung der Antwortsadresse auf die Thronrede, verlangte Römer mit Andern, daß in der Adresse ausdrücklich gesagt werde, die Unruhen des verflossenen Jahres, einzelne Störungen der öffentlichen Ordnung, seyen durch den schweren Druck einer außerordentlichen Theurung veranlaßt worden; bekanntlich seyen die in Würtemberg vorgekommenen Störungen, theils in inländischen, theils in ausländischen Blättern so aus-

gedeutet worden, daß der Kammer daran liegen müsse, die Grundursache dieser Unruhen in der Antwort an den Thron genau und bestimmt auszusprechen; namentlich seien diesen Unruhen politische Beweggründe unterlegt worden; er glaube aber, daß die eingeleitete Untersuchung keine Spur dieses heillosen Verdachtes, den er mit der vollsten Entrüstung zurückweise, an den Tag gebracht habe. Und da, selbst da noch, hatte von Prieser gewagt, gegen Römer zu äußern, die Untersuchung habe allerdings viele und bedeutende Anzeigen darüber geliefert, daß den Stuttgarter Unruhen ein Komplott vorhergegangen, der gerichtlichen Untersuchung aber sey es nicht gelungen, die Urheber des Komplotts zu ermitteln.

Nach solcher Sachlage glaubten Viele, Römer für unmöglich halten zu müssen. Andere waren der Ansicht: Da der König einmal so weit auf die andere Seite hinüber gegangen sey, so werde er auch Römer annehmen, ja gerade dieser werde ihm in Kurzem am besten zusagen, theils weil das Unangebundene, das Wortkurze, das Keckvorgehende und Unerschrockendurchgreifende, das Rasche und Sichere im Wesen Römers am Hofe neu, und dadurch schon für den König von besonderem Reiz seyn müßte, theils weil dieses Wesen gerade dem ursprünglichen Sinn des Königs, seiner Feldherrnnatur von Haus aus, eigentlich entspräche, theils weil der König bald wüßte, was er an einem so festen, im Mittelpunkt des allgemeinen Volksvertrauens stehenden Mann in solchen Tagen hätte. Die leztern irrten sich nicht.

Der König nahm Römer an und die Freunde vertheilten unter sich die einzelnen Staatszweige: Duvernoy nahm das Innere, Paul Pfizer das Kirchen- und Schulwesen, Römer die Justiz und dem Abgeordneten von Heilbronn, dem Kaufmann Goppelt, wurden die Finanzen zugetheilt.

Die neuen Minister erklärten sogleich, daß sie nur die Stellung und Besoldung von Staatsräthen annehmen, einen Gehalt nur von vier tausend Gulden.

So hatte der König dem Volk seine Wünsche mit dem Ministerium erfüllt. Eine Stimme aus dem Volk hatte den Sinn des Volkes in dem Wort ausgesprochen: „Unter der Sonne der Freiheit wollen wir unser Land zum Garten machen, aber wir wollen nicht den Bock zum Gärtner haben.“ In der Person der neuen Minister

hatte der König dem Volk eine Bürgschaft gegeben, daß es ihm ein Ernst sey, die gewünschten Freiheiten und Rechte ihm zukommen zu lassen, und zwar nur durch die Freunde des Fortschritts, nicht durch die Hand seiner Gegner.

Die neuen Minister ergriffen das Ruder des Staats in einem Augenblick, wo derselbe zu stranden drohte, wo die Folgen des seitherigen unglückseligen Systems in allen Verhältnissen sich äußerten, wo bei der fast völligen Erschöpfung der materiellen Volkskraft die Anforderungen an den Staatshaushalt in außerordentlicher Weise sich steigerten, wo auf einen ganz unterhöhlten Boden der Neubau aufgeführt werden sollte. Die öffentliche Meinung ließ sich ohne Scheu vernehmen: „Wir erwarten eine umfassende Befriedigung unserer Bedürfnisse; der Geist der Freiheit ist nicht mehr mit halben Maßregeln zu bannen; wir wollen keinen neuen Fleck auf dem alten Kleide; es ist uns zu eng geworden, wir brauchen ein neues.“ Von dem Minister des Innern verlangte man, das Polizei- und Bevormundungssystem solle entfernt, die Vielschreiberei mit der Wurzel ausgerottet, den leidenden Gewerben aufgeholfen, die Selbstthätigkeit der Bürger bei Regelung ihrer Angelegenheiten hergestellt werden. Von dem Minister des Kirchen- und Schulwesens, das lange als Nebensache betrachtet und vernachläßigt, ja polizeilich zerfressen und geistig und bürgerlich geknechtet worden war, und darum sehr im Argen lag, forderte man eine durchgreifende Neugestaltung; von dem Minister der Justiz völlige Beseitigung des alten, auf Heimlichkeit und Schriftlichkeit gegründeten Verfahrens, und eine neue Rechtspflege, deren erster Grundsaz das Recht des Volkes wäre, sich selbst Recht zu sprechen: von dem Minister der Finanzen Ersparnisse nach allen Seiten, und Minderung der Steuern, Erleichterung aller Erwerbs- und Geschäftszweige.

Die Kühleren und die Billigdenkenden sagten: „Kann, was so viele Jahrzehende lang systematisch bös gemacht worden ist, in so kurzer Zeit, als die Hoffnung und Ungeduld des Volks erwartet, wieder gut gemacht werden. Wachsen gründliche Umwandlungen über Nacht? Das verhaßte alte System ist fest gegliedert, Stein auf Stein gekittet; vom obersten Beamten an bis hinab zum niedersten Diener der Polizei reicht die enggeschlossene Kette der schreibseligen polizeilichen Bevormundung; Einrichtungen und Gefäße des neuen

Geistes können nicht im Nu geschaffen werden; die Masse, zu lange fern gehalten von allen öffentlichen Dingen, ist an das jahrelange polizeiliche Gängelband gewöhnt, und erwartet eben damit alle Hülfe nur von oben, ohne eigenes Zuthun. Und die Finanzen — werden an ihnen die neuen Minister nicht scheitern müssen? Die Aufgabe ist, den Erwartungen des Volks gegenüber, dem besten Willen und Kopf zu schwierig, unlösbar."

Andere vertrauten ohne weiteres Paul Pfizer's im Reiche der Gedanken wie zu Hause sich bewegendem Geist, Römer's praktischem Verstand und seiner Thatkräftigkeit, Duvernoy's vermittelndem Talent.

Eine poetische Ueberschwenglichkeit war auf einmal über die sonst so nüchternen Stuttgarter, über die sonst weniger als andere Stämme erregbaren Schwaben gekommen. Es war ja französisches Blut geflossen in Kampf und Sieg für die Freiheit, das hatte auch das deutsche Blut in Wallung gebracht. Es war ja ein Wunder geschehen, und an Wunder glaubte der Schwabe von jeher so gern, und während er sich die Hände wärmte an den Flammen der Freiheit, die über den Rhein herüber glühten, dachte er gar nicht daran, daß er sich selbst eigentlich wenig oder gar nichts von dem neuen Gut verdanke, und daß er sich eigentlich eben so sehr schämen als freuen sollte, über das ihm „einstweilig" Gegebene. Vom Rausch der Freude verblendet, trank, sang, jauchzte und tanzte man viel, und that wenig, so gut als nichts. Man sah ja schon die Freiheit glänzend durch die Gassen gehen; man hatte sie nie gesehen, und war doch überzeugt, daß das, was man sah, die Freiheit sey, und man glaubte nicht, im Traum zu sehen, in der Verzückung des Augenblicks, nur durch das Auge der Einbildungskraft.

Nur wenige wußten, und vergaßen es auch jezt nicht, daß die Freiheit immer bei ihrer Geburt und Taufe, wie nach ihrer Grablegung bei ihrer Auferstehung, bei allen Völkern, in allen Landen, ein Kleid von dunkelm Purpur getragen hatte, und daß keine Nation ihre höchsten Güter anders errang, als durch sich selbst, mit den höchsten Opfern. Was Tausende entzückte, daß der Hauch von Westen so leichthin die Blüthen der Freiheit den Deutschen nur so in den Schooß trage, das machte die Tieferen ernst, bedenklich, und ließ sie vorerst kalt. Sie ließen die Träumer träumen von der Humanität unsers Zeitalters und ihr vertrauen, daß durch sie möglich geworden,

was vor einer Reihe von Jahren noch nicht möglich gewesen wäre, sie selbst aber bereiteten sich auf den Ernst der kommenden Zeit, an deren Schwelle sie sich erst angelangt wußten, ungeirrt und ungeblendet durch das, was sie um sich her sahen.

Das war wunderbar genug. Die Straßen, die Gesichter der Menschen hatten sich verändert. Es wogte und rauschte, wo es sonst so stille war. Die friedlichen Bürger – so zeichnet ein Blatt jene Tage und jeder Augenzeuge wird die Wahrheit in der Zeichnung wieder erkennen können — welche zu Haus und in der Werkstatt ihrem Broderwerb lebten: die Philister, welche nichts als ihre Zinse sonst berechneten, und beruhigt, wenn diese eingingen, die Politik dem König und seinen Ministern überließen, sah man in Gruppen an den Straßenecken, wie sie mit ernster und bewegter Geberde die Fragen des Tages besprachen; Leute, welche im schwäbischen Merkur höchstens die Traueranzeigen lasen, standen auf der Straße in Zeitungen versunken; Fanatiker der Ruhe und Ordnung, welchen vor acht Tagen noch die Haut ob solchem Beginnen geschaudert hätte, drängten sich zu Hunderten herbei, gegen ein Ministerium Linden mit ihrer Unterschrift sich zu verwahren; Staatsbeamte, welche freiere Gedanken im Herzen, aber tief versteckt unter der Hemdkrause und der Uniform trugen, und nie einem Vorgesezten etwas davon hatten ahnen lassen, sprachen öffentlich von der unumgänglichen Nothwendigkeit umfassender Einräumungen. „Alle Welt war freisinnig geworden; man grüßte, man nickte, man zog den Hut, wo man sonst schwieg, wegsah, vorüberging; der Oberamtmann trat Abends im Gasthof zur Krone aus dem bis dato ihm und Seinesgleichen vorbehaltenen Kabinetchen und trank mit dem Bürger ein Stündchen; der Beamte ließ seine Zunge schon etwas spazieren; man sah ein, man hatte sich verkannt; Todfeinde stürzten sich gerührt in die Arme, um, alles vergessend, die neue Wendung der Dinge zu unterstüzen."

Man hörte und las wohl auch: haben so schnell gewechselte Gesinnungen Bestand? Sind wohl in dem jezt über alle Köpfe ausgebreiteten Schlapphut der Freisinnigkeit alle rückgängigen Bestrebungen verkrochen? Sind sie für immer schlafen gegangen? — nein — sie werden sich wieder rühren, sobald sie nur zu Athem kommen können.

Die öffentliche Meinung wandte sich zunächst gegen die unzeit-

gemäßen Mitglieder der Kammer; wie die alten Minister, so seyen auch sie abgängig geworden. Das Volk sey nicht mehr dasselbe, das sie gewählt habe. Offen sagte die Presse, die Kammer habe Mitglieder unter sich, welche die Linke, deren Bestrebungen das Volk in Hunderten von Zuschriften auszeichnend anerkannt habe, für Feinde des Vaterlands erklärt und ihre Zuschriften „Giftquellen" genannt haben. Solche Männer haben den Beruf nicht, an dem Werk der Freiheit Theil zu nehmen, das Land rufe ihnen mit tausend Stimmen zu: Hinweg mit euch, wir haben euch nie erkannt!

Die Kammer war freilich in einer Art zusammengesezt, und viele waren auf Wegen und durch Mittel in die Kammer gekommen, hatten sich auch meist so dienstwillig gegen das alte System, und so feindselig gegen die Grundsäze, die sie nun verwirklichen sollten, bisher gezeigt, daß sie nicht entfernten Anspruch auf irgend ein Zutrauen von Seiten des Volkes machen konnten. Eine Reihe Wahlbezirke beeilte sich auch, ihre Abgeordneten um Niederlegung ihrer Stellen zu ersuchen, da „die Art und Weise, wie ihre Wahl zu Stande gekommen, nicht das reine Ergebniß des Vertrauens der Wähler sey, dieselben ihr Vertrauen nie gehabt, und durch ihr bisheriges Wirken in der Kammer auch nicht erworben haben". Einige Abgeordnete kamen dieser Aufforderung zuvor, noch ehe die Stände auf die Einberufung der Regierung am 13. März wieder zusammentraten. Ein Theil Abgeordneter, die von ihren Wählern zur Niederlegung ihrer Stelle aufgefordert waren, blieben auf ausdrücklichen Wunsch der Volkspartei in der Kammer.

Vor Ablauf von zwei bis drei Wochen hätten einzelne Ergänzungswahlen nicht ausgeführt werden können. Es hätte leicht, wenn jene austraten, die zu Fassung eines gültigen Beschlusses gesezlich erforderliche Zahl abgehen können; und doch waren für die Erhaltung von Ordnung und Gesezlichkeit im Land einige der wichtigsten Tagesfragen, wie Geseze über Bürgerwehr und Volksbewaffnung, über das Vereins- und Versammlungsrecht, ohne Verzug mit den Ständen zu verabschieden. Eben darum schien eine plözliche Auflösung der Kammer nicht vortheilhaft. Die Volkspartei in der Ständekammer sah sich dabei veranlaßt, in das Land die dringende Bitte ergehen zu lassen, man möchte allseitig freundlich mitwirken, daß jenen Mitgliedern überhaupt, besonders aber auch beim Wiederbeginn der Kammerver-

handlungen in Stuttgart, keinerlei öffentliche persönliche Beleidigungen oder Kränkungen zugefügt werden. Selbst alle diejenigen Mitglieder, welche bisher der Linken entschieden nicht angehörten, haben sich dahin ausgesprochen: Das Vaterland könne in dieser außerordentlichen Lage verlangen, daß jezt ein Jeder, abgesehen von seiner politischen Ansicht, das neue Ministerium unterstüze, um ihm die nöthige Kraft zu verleihen.

Auch die in Stuttgart anwesenden Standesherren, und ihrem Vorgang nach, die Ritterschaft, schlossen sich in anerkennenswerther Weise der neuen Wendung der Dinge an, und erklärten öffentlich ihr Vertrauen zu dem neuen Ministerium, und ihre aufrichtige Mitwirkung zur Abhülfe gegen Mißbräuche, zur Schaffung neuer zeitgemäßer Einrichtungen, zum kräftigen Hinwirken auf ein einiges volksthümliches Deutschland, so wie ihre Bereitwilligkeit, Opfer zum Besten des Vaterlands zu bringen. Sie selbst schlugen, als eine der ersten Maßregeln zur Beruhigung und Erleichterung des Volkes, eine Ablösung der auf Grund und Boden ruhenden Lasten und eine veränderte Gesezgebung über das Jagdrecht vor. — Noch vor ganz Kurzem hatte die Adelsbank auf die von Seiten des Volks ganz unzulässige Bildung ritterschaftlicher Körperschaften gedrungen, also auf neue Vorrechte in mittelalterlichem Geiste, zu ihren seitherigen hin. —

Aber wenn auch Alles in Würtemberg sich für den Zeitumschwung erklärte, so waren doch einige Hundert dagegen, die Pietisten. Verfaßt von einem ihrer Führer, Hoffmann auf dem Salon bei Ludwigsburg, ging eine Schrift unter den Pietisten des Landes zur Unterzeichnung und zur Eingabe an den König herum, welche dahin sich aussprach, daß sie, die Pietisten, mit dem bisherigen alten Zustand, der ihnen aus vielen Gründen besonders behagen mochte, durchaus zufrieden seyen: die so allgemein an den Thron gebrachten Volkswünsche wurden in dieser Schrift dargestellt, als wären sie nur in einzelnen unruhigen Köpfen vorhanden. Es war gerade diese Art des Ausdrucks so oft vom allerhöchsten Kreis aus gebracht worden, daß diese unvorsichtige Kundgabe des Pietismus nur auf's Neue bestätigte, von welcher Seite aus auf den Hof so lange der heillose Einfluß des Täuschens und des Belügens geübt worden war, aus unwiderleglich nachweisbaren Zwecken des Eigennuzes, denen die stillen harmlosen Gemeinschaften fremd waren; diese ließen sich nur unbedingt leiten von protestantischen Jesuiten.

Etwas hatten die pietistischen Führer voraus vor der Mehrheit der neueröffneten Ständekammer; sie blieben sich gleich, vorerst wenigstens; sie zeigten sich als die Alten. Die Mehrheit der bisherigen Kammer aber, freilich selbst hineingeführt durch den Wunsch und Rath bisheriger Führer, der ständischen Volkspartei, erschien dem Auge des Volkes, das nicht durch das Glas der Politik die Dinge zu sehen vermag, im Lichte der Unsittlichkeit, des sich nicht gleich Bleibens, des übernächtigen Farbenwechsels; der Widerspruch mit sich selbst, mit ihrem jahrelang „als ihre heilige Ueberzeugung öffentlich vorgetragenen Benehmen", in welchem die Mehrheit sich jezt darstellte, und bis zu welchem vorzugehen der Wunsch und der Rath jener Volksmänner keineswegs gewesen war, that dem Volk, that der öffentlichen Meinung überhaupt wehe, und mancher Geist richtete sich auf zu besseren Hoffnungen an diesem unverholenen sittlichen Gefühl und Sinn des Volkes.

Die erste und die zweite Kammersizung vom 14. und 15. März waren nicht wie gewöhnlich. Am Ministertisch saßen Minister, gekleidet in's einfache bürgerliche Kleid ohne alle äußere Auszeichnung; Minister, welche zuvor alle Abgeordneten anhörten, ehe sie nur selbst das Wort ergriffen; welche nicht, wie bisher die Minister pflegten, zu jeder beliebigen Zeit das Wort ergriffen und dadurch, oft zum Unglück der Volkssache, eine gehässige, häufig langweilige Beherrschung der Berathung ausübten. Die vier Bürger am Ministertisch thaten dem Auge wohl: ihr Wort war, wie man es bisher an ihnen gewohnt war. Man hörte sagen: „Die Büreaukratie liegt besiegt unter solcher Männer Fuß". Man glaubte dem nicht, oder verstand ihn nicht, der sagte: „Ich sehe nur die obersten Schrauben der Maschine geändert, alles andere ist noch das Alte". Unter den Ministern saß Römer's scharf ausgeprägte Gestalt. Noch vor vier Wochen, aus Veranlassung der Berathung des Maikrawalls, im vorigen Jahr, hatte die Mehrheit dieser Kammer den Abgeordneten Römer als förmlich vernichtet ansehen zu müssen geglaubt; ja er war noch vor zehn Monaten mit andern, nach dem Ausdruck des Abgeordneten Murschel, „proscribirt worden, als er und seine Freunde gewagt hatten, an das Recht des Bürgers zu erinnern, nicht als vogelfrei behandelt zu werden, in jener Nacht vom 3. Mai 1847". Das war vor zehn Monaten gewesen. Ja, nicht bloß von der Rechten, selbst

von Solchen, die vor dem Volk die Ehre genießen wollten, mit der Linken und in Römer's Gefolg zu gehen, war Römer dafür, daß er muthig das Bürgerthum gegen brutale Gewalt vertheidigt hatte, ordentlich fallen gelassen, besonders von den Ordnung liebenden Bürgern. Paul Pfizer hatte nicht viel Besseres erfahren. Und jezt hörte man in der Kammer, wie dieselben Leute, welche so vielfach, so ungeheuer und lange diejenigen Grundsäze, welche nun in dem neuen Ministerialprogramm offizielle Geltung erhalten hatten, und ihre Verfechter verdächtigt und gekränkt hatten, allseitige Unterstüzung verhießen den Männern wie den Grundsäzen, weil beide jezt am Ruder waren. Einzelne Abgeordnete gingen so weit, auszuführen, man könne eigentlich nicht behaupten, daß die neuen Herren Minister als Abgeordnete in der Minderheit gewesen seyen. Die charaktervollsten Mitglieder erklärten diesen Herren gerade in's Gesicht, daß eben sie die politischen Gegner des jezigen Ministeriums gewesen seyen; „das weiß Jedermann, rief Fezer, ich berufe mich auf das ganze Land, ob diese Kammer das Vertrauen des Landes genießt?" Die Gallerie brach in Bravorufe aus, daß der Vorsizende drohte, sie schließen zu lassen. „Ich bin ganz der Ansicht Fezer's, rief Murschel, man hat seit fünfundzwanzig Jahren kein Wort der Freiheit hier reden können, ohne eine anrüchige Person zu werden."

Gleich in der folgenden Sizung machte die ganze Kammer die Meinung Fezer's, daß sie unverweilt aufgelöst werden sollte, zu der ihrigen, und einstimmig beschloß sie, die Regierung um ihre alsbaldige Auflösung zu bitten. Sie hatte in der ersten Sizung sich vollends ganz im Volk zu Grunde gerichtet. Doch behielt sie die Regierung noch bis zum 28. März. Die eingebrachten Gesezesentwürfe über Vereinsrecht und Volksbewaffnung wurden nach kurzer Berathung angenommen, der leztere nur vorläufig; er genügte der neuen Zeit nicht. Jezt wollte die Regierung die Kammer auflösen. Da warf die Kammer der Standesherren noch die Ablösung herein, welche das neue Ministerium der erst zu wählenden Kammer hatte überweisen wollen. Der ehemals reichsunmittelbare Adel, der zuvor zu einer Ablösung mit fünfundzwanzig Prozent als Werth einer Rente sich nicht herbeilassen wollte, schlug jezt selbst die Ablösung zu zwölf bis sechszehn Prozent vor, so daß das Entschädigungskapital bei allen Arten von Besizveränderungsgebühren, bei Theilgebühren und bei

Blutzehenten das Zwölffache betragen sollte, bei Gülten, Zinsen und allen übrigen Arten von Grundabgaben und Leistungen das Sechszehnfache des durchschnittlichen Jahresertrags, nach Abzug des Verwaltungsaufwands. Die erste Kammer nahm dieß Gesez schnell an. In der zweiten Kammer erhoben sich Stimmen dagegen, welche selbst diesen Maßstab für die Erwartungen, wie für die Ablösungsfähigkeit des Volkes zu hoch hielten. Fezer und Müller aus Künzelsau namentlich sprachen in diesem Sinn. „Der Zweck des Gesezes ist, sprach der erstere, einem durch lange Versagung gerechter Bitten aufgebrachten Volke Beruhigung zu schaffen; ich zweifle daran, daß der billige Maßstab desselben bei einem Volke, an dessen lezten Kräften die Armuth frißt, in der Nachbarschaft eines Landes, wo ähnliche Lasten nicht mehr bestehen, einen freudigen Anklang finden werden. Ich rufe den Berechtigten zu, daß jezt ein Gottesgericht über ihren Häuptern schwebt. Jezt ist die Zeit gekommen, wo das Wort erfüllt wird, daß die Sünden der Väter heimgesucht werden, bis in's dritte und vierte Glied, dem Volk aber rufe ich zu: Gerechtigkeit und Großmuth zu üben, und nicht zu vergessen, daß die gegenwärtige Bewegung von einer großen und sittlichen Triebkraft getragen wird."

Auf der ritterschaftlichen Bank äußerte sich darüber ein Unwillen, der bis zur Heftigkeit sich steigerte.

„Ein Gottesgericht, entgegnete der Freiherr von Wöllwarth, geht über die Häupter aller Menschen. Wir haben diese Opfer gebracht und sind geneigt, noch andere Opfer zu bringen; wenn wir aber nunmehr in den Bürgerstand herunter steigen, so verlangen wir auch, daß man uns als Freunde aufnehme und nicht als Feinde betrachte. Der Adel wird zeigen, daß er für das Vaterland jedes Opfer zu bringen weiß."

Lauter Beifall von allen Seiten folgte dieser im Namen der Ritterschaft gegebenen Erklärung. Das Gesez wurde mit größter Mehrheit angenommen, nur vier Stimmen waren dagegen. Die Werthe von Naturalien wurden nach den niedrigsten Preisen vor der Theuerung der lezten Jahre angeschlagen. Das Neubruch-Zehentrecht wurde ohne Entschädigung aufgehoben. Alle übrigen Arten von Zehnten, welche im Gesez nicht besonders genannt waren, sollten im sechszehnfachen Betrag der durchschnittlichen reinen Einnahme unter

Zugrundlegung der vorgeschriebenen Preise von Naturalien abzulösen seyn. Aller Lehensverband war damit aufgehoben, die Auflegung neuer Grundlasten und die Bildung neuer Bauerlehen als für immer unstatthaft erklärt. Die Zeitrenten nach einem Zinsfuß von vier vom Hundert sollten längstens binnen einer fünfundzwanzigjährigen Tilgungszeit zu entrichten seyn; zwischen die Pflichtigen und die Privatberechtigten, so wie diejenigen öffentlichen Körperschaften, welche diese Vermittlung anrufen, solle im Namen und auf Kosten des Staats eine Ablösungskasse treten, an welche die Entschädigungsansprüche jener Berechtigten übergehen, wogegen sie denselben vierprozentige Obligationen in runden Summen auf den Inhaber oder auf den Namen ausstellt. Allen Gefällpflichtigen und Lehensleuten ohne Unterschied sollte das Gleiche gelten.

Das Patrimonial- und Patronatrecht, so wie die Erlaubniß-Gelder für Bürgerannahme, als nicht mehr an der Zeit, hatte Fezer von dem Adel ohne weiteres geopfert wissen wollen, und gewiß mit Recht: die Kammer aber und das Land in der Mehrheit waren vergnügt mit dem, was die Berechtigten geopfert hatten. Die ärmeren und armen Familien der Berechtigten — und deren waren nicht wenige in Würtemberg — hatten durch die Verluste des bisher Bezogenen, wie durch die neue Stellung, die sie nun in der Gesellschaft einnahmen, wirklich schwere Opfer zu bringen; die reichen, wenn auch weniger schwere, doch jedenfalls sehr große Opfer.

Der Feudalismus hatte aber auch auf einzelnen Punkten im unpassendsten Augenblick seine höchste Spize erreicht, daß er unerträglich geworden war. Ein Beispiel stehe hier für viele. Ein Besizer von zwei Morgen Weinbergen in Unterriexingen, der in Folge von Hagelschlag nur zweiundzwanzig Imi 1847er Wein erhielt, wurde durch das gräflich von Leutrum'sche Rentamt mit folgender Berechnung erfreut: für Bodenwein 9 Imi; für Novalzehnten 1 Imi 2 Maas; für Kellerwein 6 Maas; zusammen 10 Imi 8 Maas, thut à 24 fl. — 16 fl. 12 kr. Dazu Bodenzins 3 fl. Somit hatte dieser arme Mann 19 fl. 12 kr. zu zahlen aus 22 Imi schlechten Weines; und das hatte er zu zahlen noch neben Gemeinde-, Korporations- und Staatssteuern. Und rings umher alles theuer, und wenig, fast kein Verdienst; und drüben in Frankreich der Vorgang der Revolution vor Augen!

Schon hatten auch bedrohliche Stimmen aus dem Volk im fränkischen Theile Würtembergs sich hören lassen.

Der Fabrikant Gustav Rau von Gaildorf, Sohn eines armen Taglöhners aus einem Dorfe am Fuße des Heuberges, einer der dürftigsten Landschaften Schwabens, der seine ganze Bildung fast nur sich selbst verdankte, ein Mann von vielseitigem Talent, von nicht gewöhnlicher Volksberedtsamkeit, und einem Aeußern, das seine Wirkung auf die Menge und auf das schöne Geschlecht nicht verfehlen konnte, eine Mischung von religiösem Schwärmer und politischem Revolutionär, der von sich selbst glaubte und seinen Umgebungen den Glauben einzuflößen wußte, daß er zu einer Sendung für die Befreiung des Volkes da sei — dieser noch junge Mann war seit längerer Zeit die hervorragendste Persönlichkeit und der Beweger seiner Gegend. Er beschäftigte als Besizer einer ausgedehnten Glasfabrik nicht nur eine große Zahl Arbeiter, sondern er war auch zugleich im Betrieb mehrerer Gastwirthschaften und einer Landwirthschaft. So hatte er auch äußerlich eine tief und weit in die untern Volksklassen eingreifende Stellung, und dadurch noch besondere Ergebenheit für sich, daß er mit der steigenden Theurung, troz dem täglich verringerten Absaz, die Arbeiten noch lange fortsezen ließ, und nicht wie andere Leute seine Arbeiter auf einmal entließ und dem Hunger und der Verzweiflung preisgab. Bei der langen Andauer der für die Geschäfte unglücklichen Verhältnisse sezte er sein bedeutendes Vermögen daran, das er theils durch Fleiß, Geschick und Glück, theils durch vortheilhafte Heirathen früher erworben hatte.

Am 12. März hielt er zu Gaildorf, seinem Wohnsiz, unter freiem Himmel eine große Volksversammlung, in der er eine offene Erklärung vorlas und vertheidigte, die noch in denselben Stunden mit 738 Unterschriften bedeckt wurde und bald mehrere Tausend hatte. Die für das Bestehende bedrohlichsten Säze darin lauteten:

„Noch Ein Fehljahr, und der Jammer von Irland, Flandern, Schlesien und Gallizien bricht unaufhaltsam auch über uns herein mit all seiner haarsträubenden Gräßlichkeit. Wir weisen einfach hin auf die Vorboten solcher Zeiten, die in erschreckendem Maß wachsende Zahl der Gantfälle von Woche zu Woche; wir machen aufmerksam auf die gänzliche Stockung in Gewerben und Handel, die uns bei der Ungunst unserer geographischen Lage noch weit härter

drücken wird, als andere Völker; wir erinnern an die Größe des Geldmangels, an die Möglichkeit einer abermaligen Mißernte des Hauptnahrungsmittels unseres Volkes, der Kartoffelpflanze; wir machen aufmerksam auf die Möglichkeit eines europäischen Völkerkampfes, und fragen einfach: Ist es denkbar, dieser furchtbar wachsenden Größe von Noth, Elend und Gefahr, erfolgreich mit Preßfreiheit, Schwurgerichten, Volksbewaffnung, deutschem Parlament und ähnlichen Maßregeln allein entgegen zu treten? Wachsen und reifen die Früchte aus solchen guten Saaten, die schon vor und seit 30 Jahren dem dankbaren Boden des Volkslebens hätten anvertraut werden sollen, schnell genug, um unsere sterbende Generation zu halten?

Mit innerster Ueberzeugung sagen wir: Nein! — Jene großen Verbesserungen allein sind nicht im Stande, den tiefen Krebsschaden der geistigen und materiellen Verkümmerung des Volks aus dem Staatskörper heraus zu treiben, er hat zu tief gefressen, es ist zu spät!

In den zwei großen Volksthätigkeiten, dem Ackerbau und der Industrie, auf welchen, wie auf zwei Füßen, der ganze Staatskörper steht, ist eine Schwäche und eine Hülflosigkeit eingetreten, welche dem ganzen staatlichen Verein den Einsturz droht. Ohne Herstellung jener zwei Grundpfeiler gibt es für die Bewohner unsers Landes keine Zukunft mehr!

In Ansehung des ersten Grundpfeilers der Existenz unsers Volkes, des Ackerbaus, halten wir es für ein Gebot der Wahrheit, der Ehre und der Religion, auszusprechen: alle Grund- und Feudallasten, alle Zehnten und Gefälle, sie mögen Namen haben, welche sie wollen, müssen an Einem Tag ohne Entschädigung fallen!

Diese Lasten jezt abzulösen, das hieße bei der furchtbar wachsenden Verarmung und dem, aus natürlichen schwer zu beseitigenden Gründen immer mehr wachsenden Geldmangel, den Krebsschaden von dem linken Arm auf den rechten verpflanzen und beide Hände arbeitsunfähig machen. Man müßte die Augen ganz zumachen, wenn man nicht sehen und zugeben wollte, daß gerade die bisherigen Ablösungen des Adels die furchtbare Plage, den Geldmangel, bedeutend vermehrten. Entweder gingen die Ablösungsgelder geradenwegs in's Ausland, auf Banken und zum Börsenspiel, oder sie wanderten mit den vom Adel ausgekauften Landleuten nach Amerika.

Die Noth bricht Eisen; sie bricht deßhalb auch ein sogenanntes

wohlerworbenes, verjährtes Recht, meist das Recht früherer Willkür und Gewalt. Die Feudalverhältnisse enthalten eine enorme Verletzung der Bürger: denn der Adel regiert schon lange nicht mehr, sondern das Haus Würtemberg; durch Enthebung vom Regieren ist der Adel um eine ungeheure Last erleichtert, während ihm der Lohn für das Regieren, die Grund- und Feudallasten, verblieben sind. Zudem sind die Grundherren bereits genugsam entschädigt, durch eine so lange rücksichtslose Erhebung der meist ungerechten Lasten. In Betracht, daß die Grund- und Feudallasten den politischen, moralischen und leiblichen Tod der Bevölkerung zur Folge haben, wie wir dieses in Schlesien, Gallizien und andern Theilen Europas wahrnehmen, fühlen wir uns vor Gott, der Mit- und Nachwelt verpflichtet, die Grund- und Feudallasten, Zehnten und Gefälle aller Art als tödtlichen Krankheitsstoff zu bezeichnen, den der Körper des Volks ungesäumt auszustoßen hat.

Dagegen halten wir uns für verpflichtet, die eigenen Grundbesizungen des Adels, ihre Gebäulichkeiten, ihre Personen vor jeder Unbill zu schüzen, und diesen Schuz, was auch kommen möge, feierlich auszusprechen, für den Fall, daß der Adel die Lebensbedingnisse des Volkes, die oben bezeichnete vollständige Befreiung des Bodens, erfüllt. Geschieht das Nothwendige aber nicht, und hält der Adel seine sogenannten wohlerworbenen Rechte fest, diktirt er dadurch Tausenden den moralischen und leiblichen Tod, so erachten wir uns nicht für verpflichtet, denselben bei den dunkeln Gefahren der Gegenwart und der Zukunft zu beschüzen; wir müßten ihn lediglich dem Zufall überlassen.

Das andere große Leiden des Volkes hat es an seinem zweiten Grundpfeiler, den Gewerben. Im Anblick der traurigen Verwahrlosung derselben, glauben wir zu dem Ausruf uns berechtigt und verpflichtet: der Staat, die Gesammtheit, das ganze Volk muß in's Mittel treten.

Die Ansicht, daß die Regierung für das Wohl des Ganzen, also für jeden Einzelnen zu sorgen habe, ist in dem Höchsten, was wir haben, in der Religion begründet. Es ist eine furchtbare Verirrung, wenn man von Communismus spricht, da, wo die ärmeren Klassen Sicherung der Arbeit und einen zum nothdürftigen Leben hinreichenden Lohn ansprechen. Es kann doch wohl dem Einzelnen

nicht zugemuthet werden, Handelsverträge mit auswärtigen Nationen zu schließen, Zolltarife zu machen, Schiffe auf die See zu senden, Handelskonsuln zu ernennen, große, der jezigen Zeit anpassende Gewerbsanstalten mit eigenen Opfern zu gründen und dergleichen mehr. Das sind Staatsaufgaben, deren Daseyn und Wichtigkeit jeder mit Händen greifen kann, und deren Erfüllung oder Nichterfüllung das Wohl oder Wehe des Allgemeinen und des Einzelnen enthält. Wir kennen keine Unmöglichkeit da, wo es sich um die Rettung von Hunderttausenden handelt. Der Geist Gottes diktirt gegenwärtig der Menschheit durch die Stimme der Völker die Geseze des Friedens, die Geseze des künftigen Lebens der Nationen auf Erden. Sein erster Ruf ist Bruderliebe! Keiner soll hinfort mehr an Leib und Seele verkümmern; denn Jeder, auch der Geringsten einer, ist Gottes Ebenbild. Wir schließen mit den Worten: Wahrheit, Bildung, Bruderliebe."

Diese Erklärung wurde in vielen Tausenden von Abdrücken in der Umgegend und im ganzen Lande verbreitet. Sie erregte allenthalben großes Aufsehen, und gerade diese Anschauungsweise und dieser Ton mußten vielfach im Volk Gefallen und Wiederklang finden, neben entschiedenem Mißfallen und Widerspruch von anderer Seite, selbst aus den untern Klassen. Man sagte sich, daß von der gewaltthätigen Vernichtung der Lagerbücher zu der Vernichtung der Unterpfandsbücher nur ein kleiner Schritt wäre, und daß die Erklärung stark wider das bestehende Recht, ja zum Theil sittlich unrecht und im Geist gewaltthätiger Revolution sey. Doch war der Eindruck so groß und die Verstärkung desselben durch die eilenden Ereignisse des Tages so gewichtig, daß er auf die schnelle Nachgiebigkeit des ganzen Adels, auf die Ablösungsvorschläge, nicht ohne Einfluß seyn konnte, zumal da auf mehreren Seiten die Bauern theils drohend dastanden, theils mit der That vorgingen. Gerade in den Gauen, in welchen vor dreihundert Jahren unmenschlicher Druck die ersten Flammen des großen Bauernkriegs hervorgerufen hatte, zuckten jezt wieder, weil die fortbestandenen Lasten wieder unerträglich geworden waren, die ersten Flammen hervor, leckten schnell nach allen Seiten hin und her, und schienen in den Brand eines neuen allgemeinen Bauernkriegs zusammenfließen zu wollen. Weit umher auf einem ungeheuern Kreise durch Deutschland, regten sich Bauernunruhen, und schon rötheten wieder auf einzelnen Punkten die Gluthen angezündeter

Herrenschlösser den Himmel. Zugleich thaten sich republikanische Gedanken laut im badischen Oberland hervor. Der Schrecken vor einer socialen Revolution fuhr allen Berechtigten und Besitzenden in die Glieder: das Gerücht und der Hohlspiegel der Angst vergrößerten und verzerrten noch das wirklich Geschehende.

Im Badischen brachen die Unruhen zuerst aus, zwischen dem 6. und 8. März. In Ehrstädt, Hasselbach, Helmstädt, Steinsfurth, im ganzen Neckargrund und Kraichgau, im Taubergrund und Odenwald, war es rührig. Rotten von Bauern zogen vor die Schlösser, zwangen die Edelleute oder ihre Rentbeamten, selbst die Urkunden und Saalbücher in's Feuer zu werfen. Mancher Edelmann flüchtete mit seiner Familie in eine Nachbarstadt. Entsandtes Militär, mehr noch die augenblicklich eingebrachten und angenommenen Geseze trugen zur Beruhigung bei. Das erste Gesez erklärte alle noch nicht beseitigten Feudalrechte für aufgehoben; über eine billige Entschädigung der Berechtigten sollte durch besondere Geseze nachträglich bestimmt, und so weit eine Berechtigung nicht einen privatrechtlichen Entstehungsgrund habe, die Entschädigung nur aus der Staatskasse bezahlt werden. Das zweite Gesez machte die einzelnen Gemeinden für allen Schaden verantwortlich, der durch die Unruhen an öffentlichem oder Privateigenthum entstünde. Mancher Edelmann litt, obgleich er für seine Person nicht hart und habsüchtig war; die Rentbeamten waren es, die durch ihre Uebergriffe und gewaltherrische Grobheit sich und die Herrschaft verhaßt gemacht hatten.

Zum Theil waren die Bewegungen in Baden, nach ähnlichen schmählichen Vorgängen im Elsaß, gegen die Juden gerichtet. In Bruchsal wurden Thüren, Fenster, Läden jüdischer Häuser zerbrochen, und der schöne Hausrath in den nahen Saalbach getragen. Dragoner waren nöthig, die Menge auseinander zu treiben. Auch in den badischen Gränzorten im Taubergrund war die Bewegung zugleich eine Judenverfolgung.

Die entschiedensten Männer der Volkspartei im Badischen sprachen sich auf's Kräftigste gegen diese Ausschweifungen aus. Acht Abgeordnete, darunter Hecker und Itzstein voran, erklärten öffentlich im Namen aller wahren Freunde der Volksfreiheit und des Vaterlandes ihren tiefen Schmerz, daß diese Tage entweiht werden wollten durch blinde Zerstörungswuth und Gefährdung von Personen und Eigen-

thum. Die Feinde der Freiheit, sagten sie, werden solche Ausschweifungen schadenfroh ansehen, sie anregen, schüren, herauf beschwören, um dann ausrufen zu können: Seht da, das Volk ist nicht würdig der Freiheit! Darum müsse jeder Freund des Volks und der Freiheit solch frevelhaftem Beginnen mit aller Kraft entgegentreten. Nur Diener der Reaction oder von ihnen irre Geleitete, vermögen zu Judenverfolgungen die Hand zu bieten, wie sie nie ein freies Land, wohl aber der Despotismus kannte.

Auch die neuen Minister in Würtemberg erließen an demselben Tag, an welchem sie die Grundsäze der neuen Regierung dem Volke kurz vorlegten, am 11. März eine Kundgabe, daß sie fest entschlossen seyen, mit allen ihnen zu Gebot stehenden Mitteln groben Ausschweifungen entgegen zu treten, wie sie in einigen Bezirken der Oberämter Neckarsulm, Oehringen, Künzelsau und Gerabronn gegen Personen und Eigenthum theils versucht, theils wirklich ausgeführt worden, und daß sie es nie dulden werden, wenn man wahre oder vermeintliche Rechte, statt ihre Erledigung im gesezlichen Wege zu bewirken, durch Anwendung roher Gewalt gegen Personen und Eigenthum verfolgen wolle.

Was gesagt und geschrieben wurde über die Haltung des Volkes in Würtemberg, war zwar höchst übertrieben, und die Hohenloher namentlich wiesen die öffentlichen Berichte mit Entrüstung von sich. Merkwürdig dafür, wie das Volk selbst derlei Erscheinungen und Umtriebe ansah, ist die Erklärung der hohenlohischen Stadt Künzelsau.

„Nach jenen Darstellungen, sagten sie, sollte man meinen, wir wären alle Mörder und Mordbrenner. Wahr ist es, die Aufregung ist groß, aber mit Ausnahme der auch von uns mißbilligten Vorgänge in Niederstetten, ist uns keine Unordnung bekannt. In jenen Darstellungen erkennen wir nur unwürdige Umtriebe und Kunstgriffe, als deren Urheber das Gerücht hauptsächlich einige grundherrliche Bedienstete bezeichnet."

Die grundherrlichen Beamten zitterten vor den öffentlichen Versammlungen und dem Geist der Nicht-mehr-Unterthänigkeit, der in Bürgern und Bauern sich äußerte; vor den Eingaben, die sie im gesezlichen Weg zu machen sich rüsteten; vor dem kecken Gedanken des Landmanns, der die bisher jedem Ungeweihten, selbst den Rechtsvertheidigern, von den Herren auf der Kanzlei beharrlich vorenthaltenen

Urkunden und Lagerbücher, und damit denselben in die Karten und auf die Finger sehen wollte. Besonders im Hohenlohischen hatten sich Rentbeamte schwere Dinge zu Schulden kommen lassen. Aber überhaupt im Lande hatten sich viele Beamte unbeliebt gemacht. Ihr hochfahrendes Wesen, mit dem mancher seinen Bezirk als ein Paschalik, sich selbst als einen Pascha zu betrachten sich angewöhnte, hatte bald in einzelnen Orten, bald in ganzen Bezirken vielseitige Mißstimmung längst hervorgerufen, und jezt die vorhandene zu einem höheren Grad gesteigert. Ja, noch am 5. März hatte ein königliches Oberamt die Erlaubniß zu einer Versammlung verweigert, in welcher eine Adresse an den König unterzeichnet werden sollte, die den Dank für Aufhebung der Censur und gerechte Wünsche um weitere Verwilligungen aussprach.

So war es hie und da mehr das eigene böse Gewissen, als die bedrohlichen Worte und Schritte der Bauern, was den Grundherrn und noch mehr seine Amtleute zur schleunigen Flucht und zu den übertriebensten Berichten fortriß. Das Landvolk legte eine Mäßigung an den Tag, die um so mehr zu verwundern war, da es bisher unter leiblichem und geistigem Druck gehalten worden war. Hatte man es doch grundsäzlich von oben her von jeder staatsbürgerlichen Bildung ausgeschlossen, und war man doch meist bei Schul- und Kirchenerziehung ordentlich darauf ausgegangen, alles eher in dasselbe hinein zu bringen, als das Licht des Verstandes und der Vernunft. Am 8., 9. und 10. März waren große Versammlungen in Schrozberg, Roth am See und Lendsiedel, also nicht weit von einander, und doch, als Abends 8 Uhr von der Lendsiedler Versammlung hinweg hunderte von Bauern in einem Zug nach dem Amthaus zu Kirchberg, wo ein volksbeliebter Amtmann saß, und von da zum Fürsten sich begaben, hatten sie, um diesem Schritt jeden feindseligen Schein zu nehmen, vor der Stadt sogar ihre gewohnten Stöcke abgelegt.

In dem Schloß Weiler im Weinsberger Thal, wo die blutigen Erinnerungen von 1525 an jeden Schritt sich heften, gaben die Bauern Züge von sich, die im Kleinen an ähnliche Auftritte bei Erstürmung der Tuilerien erinnern.

In der Nacht vom 12. auf den 13. März rückten an die dreihundert Bauern, meist aus Neuhütten und dem Burgfried, vor das Haus des Rentamtmanns in Weiler, der seit lange ihre Liebe nicht

hatte. Sie forderten Einlaß, der verweigert wurde, und so schlugen sie mit Beilen die Hausthüre ein. „Herr Amtmann, sagten sie in der Amtsstube, wir sind gekommen, um die Akten zu verbrennen, und Sie sollen uns den Schlüssel zum Archiv geben.“ Auf dessen Weigerung sezten sie ihm mit Gewalt zu. Er gab sich darein, die Aktenkammer aufzuschließen. Sie schafften alle Akten bis auf's kleinste Papierchen zum Hause hinaus, durchsuchten das ganze Haus von oben bis unten nach Papier, zogen darauf durch's freiherrliche Schloß, alle dreihundert Bauern, von Zimmer zu Zimmer, um nach Papier zu suchen, und trugen alles auf eine Wiese.

Gleich als sie in's Amthaus eindrangen, stellten sie eine Wache vor die Kasse, „daß nichts gestohlen werde“. Der Amtmann hatte aus Furcht schon Koffer gepackt mit Silber, Kleidern und Kleinodien, sobald es in der Nähe rumorte, um sich davon zu machen; die Bauern waren ihm zuvorgekommen. Auch diese Koffer suchten sie aus, aber nur nach Papier. Im ganzen Hause stöberten sie umher; kein Kreuzerswerth wurde entwendet. Durch die vielen schönen Zimmer des Schlosses zogen alle dreihundert und doch keine Spur, daß etwas beschädigt, verdorben oder genommen worden wäre. Sie verwunderten sich nur über die niegesehene Pracht, während sie nichts zu essen haben. „Jezt dürfen wir doch auch einmal auf so schönen Teppichen gehen wie die Herren!“ lachten sie. Dem Amtmann war gar unheimlich dabei; ihm bangte vor Sengen, Brennen und Todtschlagen; er bot ihnen die Schlüssel zum Keller. Da lagen Weine, deren Güte berühmt ist. „Herr Amtmann, sagten die Bauern, wir sind nicht gekommen, um zu essen und zu trinken; wir wollen nichts, gar nichts, als die Akten verbrennen, die uns an den Bettelstab bringen, und dann wollen wir zum König gehen und ihm unsere Noth und Armuth erzählen.“

Draußen auf der Wiese zündeten sie den Papierhaufen an. Wie Kinder freuten sie sich an dem hellen Brand. „Seht, da fliegt wieder ein Huhn! ein Kickerle!“ riefen sie, wenn die Funken recht hoch stoben, zum Hohn; sie hatten so lange zum Rentamt Hühner und anderes geliefert. Die Flamme muß hoch aufgelodert seyn in die Nacht, denn in Weinsberg, ja weiter hinauf, verkündeten die Sturmglocken Feuerlärm: es brenne in Weiler, die Bauern haben das Schloß und das Amthaus angezündet. Die Feuerspritzen, Sol-

daten, Beamte, Landjäger eilten hinaus. Der Oberbeamte kam eben noch recht, den lezten Aktenstoß auf der Wiese verglühen zu sehen. Von den Nachtgesellen war keiner mehr da. Als der Papierhaufen verbraunt war, hatten sie ein schallendes Hoch dem König gebracht, und leer und arm, wie sie gekommen, waren sie wieder abgegangen.

Zwei Tage darauf rückte eine Soldatenabtheilung von zweihundert Mann und mit ihnen der Oberrichter und zwei Aktuare in Neuhütten ein, zum Verhör. Die Bauern folgten willig der Ladung und gaben Red und Antwort. Der Oberrichter wollte die, welche er für die Schuldigsten achtete, zu weiterem Verhör und Urtheil in die Oberamtsstadt Weinsberg abführen lassen. Er bezeichnete sechs derselben und übergab sie den Soldaten zur Abführung. In demselben Augenblick erschienen über fünfhundert Bauern. Was diese sechs gethan, sagten sie, das haben wir sechshundert auch gethan; wir werden alle nach Weinsberg gehen. Dieß zu verhindern marschirten die Soldaten mit angelegtem Gewehr auf. Da traten etliche und zwanzig Bauern aus dem Haufen, rissen ihre Brusttücher auf und schrieen: „Da schießet nur, aber der erste Schuß ist euer Aller Tod!“ Es blieb nichts übrig, als die zur Abführung bestimmten Bauern wieder in die Reihen der andern zurückzulassen.

Die Vorgänge in Niederstetten waren ausschweifender. In der Nacht vom 5. auf den 6. März weckte die Sturmglocke die Umwohner des Oberamts Gerabronn früh um 3 Uhr: man hörte, das fürstlich hohenlohische Schloß in Niederstetten sey von einer Rotte Bauern an drei Orten zugleich angezündet. Es brannte nur ein Flügel ganz ab, in welchem die fürstliche Domanial-Kanzlei ihren Siz hatte. Die Bauern schleppten überall her die Lehensbücher und alles Geschriebene zusammen, zündeten das Papier und damit das Haus an. In der Wohnung des Kanzleivorstandes von Geßler, auf dessen Haupt der vieljährige Haß nicht unverdient lastete, schlugen sie Fenster, Thüren, Alles zusammen; in Todesangst war er selbst entronnen. Bürger, die zum Löschen herbeieilten, wurden mit Hohn und mit Waffengewalt zurückgedrängt. Als die Beamten der Umgegend kamen, war die Thätigkeit zum Löschen wenigstens gering. „Nieder Hohenlohe!“ war der Feldruf. „Noch sieben Schlössern muß es so ergehen!“ wurde laut gedroht. Der Wiz Gebildeter übte

sich an dem Wahlspruch des hohenlohischen Wappens: ex flammis orior (aus Flammen steh ich auf), indem er ihn änderte in: in flammis morior (in Flammen geh ich drauf).

Merkwürdig ist, daß sie nicht herrenlos seyn wollten, sondern nur einem und nicht mehreren Herren unterthan. Wie im Badischen die unruhigen Bauern, mitten im Bedrängen ihrer Grundherren, riefen „Hoch dem Großherzog! Großherzoglich wollen wir seyn!“ so riefen die Hohenloher, königlich wollen wir seyn! Weg mit allen Nebenzweigen! Unmittelbar unter königliche Obhut!

Und doch waren die hohenlohischen Fürsten, voraus die öhringer Linie, als wahrhaft volksfreundlich und milde bekannt. Diesen milden Herren wurde nachgeklagt, „sie mögen daraus lernen, daß die gegenwärtige Zeit nicht geeignet sey, die an die Zeit des Mittelalters erinnernden Ausbeutungen lehensherrlicher Ausflüsse auf das Dreifache zu steigern.“ Das dankten sie ihren Beamten.

Die ganze Gegend war in Bestürzung. Es that sich hervor, wie weit verbreitet in den neuwürtembergischen Landestheilen an der Murr, an der Roth, am Kocher und an der Jaxt, von den Städten bis hinab zur Köhlerhütte, die Gährung war; welches Mißtrauen gegenüber von den Beamten in der Brust jedes Taglöhners sich eingenistet hatte. Auch im Limburgischen standen hartherzige Rentbeamte zitternd vor der tobenden Menge, weit mehr befürchtend, als bloße Vorwürfe; zweideutige Schultheißen waren handgreiflich an ihre Pflichten und an ihre rohe Justiz erinnert worden. Ein Gerücht lief um, zehn Tausend haben sich verabredet, auf Einen Schlag aus den vier Thälern der Murr, der Roth, des Kochers und der Jaxt sich vereinigen zu wollen, um, einer Lavine gleich, auf alles zu fallen, was einer Feudallast gleiche. Schon wollte man da und dort den Ruf gehört haben: „Nieder mit den Blutsaugern, nieder mit den Raubnestern!“ — Ein unvorhergesehener Augenblick und alles steht in Flammen, sagten die Bangen.

Daß es nicht so weit kam, dafür sorgten die neuen Minister durch die Bürgschaft, die für die Freiheit in ihnen lag; eben so die Ermahnungen der besonnenen Bürger; viel auch der höhere und niedere Adel selbst durch die Eile, mit der sie sich zu allen Opfern bereit erklärten; und die Standesherren gerade, die bisher hartnäckig größtentheils der Ablösung sich widersezt hatten, eilten allen voraus,

aus Furcht, sonst bald vielleicht Alles zu verlieren, Gut und Blut. Einzelne Edelleute entsagten freiwillig ihren Ansprüchen. So ließ Freiherr Gustav v. Raknitz, zu Laibach bei Künzelsau, der dortigen Gemeinde eine Forderung von mehr als acht tausend Gulden schon am 11. März ganz nach, und trat das ihm bisher ausschließlich zugestandene Waidrecht auf der dasigen Markung unentgeldlich der Gemeinde ab. In Künzelsau und Ingelfingen wurden die heranströmenden Bauern dadurch beschwichtigt, daß die Bücher aus dem Rentamt durch die Bürger herausgeholt, vor den Augen des Volkes durch einen Ausschuß aus Stadt und Land versiegelt und in städtische Verwahrung genommen wurden. Man wollte hier nichts weiter, als auf Grund der geprüften Rechtsurkunden, in die man nie hatte hineinsehen dürfen, mit den Berechtigten abrechnen: freilich lebte jeder der Ueberzeugung, daß oft die Rechnung geradezu gegenseitig sich aufheben würde, wenn man das bisher ohne Recht Erhobene in Abzug bringe. Unruhige Regungen auf dem Schwarzwald in der Umgegend von Neuenbürg beruhigten sich leicht wieder. In manchen Städten und Flecken des Landes sahen sich Beamte, die längst unzeitgemäß und zweckwidrig gewesen waren, sowie die lebenslänglichen Stadt- und Gemeinderäthe, durch unangenehme Musiken und Bedeutungen veranlaßt, auf ihre Stellen zu verzichten.

Es waren dieß natürliche Folgen der eingetretenen Bewegung: aber je mehr dadurch die obrigkeitliche Gewalt in den Gemeinden im Augenblick geschwächt wurde, und je weniger die Geschäfte, namentlich die jezt so wichtigen Geldeinzüge, ordentlich vor sich gehen konnten, desto mehr wurde durch solche Vorgänge die ohnehin so schwierige Stellung der neuen Regierung erschwert.

Freiwillig war man vielfach in Stadt und Land unter die Waffen getreten, um eine Volkswehr zu bilden. Aber wenn auch die Volksbewaffnung auf dem Papier stand, an Waffen fehlte es. Darum war auch der Schrecken, namentlich der badischen Gränze zu, bei dem Gerücht vom Anzug räuberischer Rotten so groß. Auch europäischen Mächten gegenüber fühlte man die Nothwendigkeit einer Achtung gebietenden Bewaffnung, und doch waren die Zeughäuser so gut als leer. Um wenigstens vorläufig eine Waffe in der Hand zu haben, und wenn später Schießwaffen zu haben wären, gleich als bereits geordnete und geübte Züge verwendet werden zu können,

übten sich besonders die Turner mit Sensen ein, deren furchtbare Wirkung gegen Reiterei aus dem polnischen Kriege her bekannt war. Dieser Mangel an Gewehren machte sich durch ganz Süddeutschland schmerzlich fühlbar. Was aber eine Waffe hatte, stellte tägliche Uebungen an, und es war dabei auch der weitere Gewinn, daß die Eisrinde des Kastengeistes einzubrechen anfing: man sah hochgestellte Staatsdiener in Reih und Glied mit den Arbeitern sich einüben und nach der Uebung beim Glase Bier sizen.

Es schien Manchem die Volksbewaffnung auch darum so dringlich, weil die Beeidigung des Militärs in Würtemberg auf die Verfassung, welche das neue Ministerium verheißen hatte, mehr nur so vorgenommen wurde, als ob es sich um eine bloße Formalität handle, ohne daß dadurch für den Soldaten neue Rechte und Pflichten begründet würden. Die Minister aber hatten ausdrücklich früher gesagt, diese Beeidigung müsse neben der bereits gewährten Preßfreiheit eine weitere Bürgschaft für die neue Zeit geben. Das Volk hatte davon erwartet, es werde dadurch die seither herkömmliche und von vielen Seiten her mit Lust aufrecht gehaltene Schranke zwischen Bürger und Soldat niedergeworfen werden, und der Soldat aufhören, bloß dem Fürsten zum Gehorsam sich verpflichtet zu fühlen, nur diesem zu dienen, dessen Sache so häufig mit dem Wohle des Landes und Volkes sich kreuzte, und in der Verfassung nichts zu sehen, als eine lästige Beschränkung seines Kriegsherrn. Fast heimlich, in den Kasernenhöfen, ging die Beeidigung vor sich.

Das hatte zur Folge, daß der bisherige Kriegsminister, Graf von Sontheim, und der Minister des Auswärtigen, Graf von Beroldingen, auf laut ausgesprochene vielseitige Wünsche aus ihren Aemtern austraten. Der leztere hatte bisher nur noch auf die Wünsche der neuen Minister sein Amt fortgeführt, da ein geeigneter Nachfolger für ihn zu finden schwer schien.

Große Mißstimmung hatte sich auch dadurch im Lande verbreitet, daß bereits österreichische Truppen im Anzug waren, um die Festung Ulm zu besezen. Es hieß, ihre Absicht, woraus höher gestellte Militärs kein Geheimniß machten, sey die, die Würtemberger in Ordnung zu halten, und die gegenwärtigen Freiheitsbestrebungen nieder zu drücken. Die Besorgniß, die Oesterreicher dürften sich in Süddeutschland festsezen wollen, um auf den Gang seiner Angelegen-

heiten einwirken zu können, schien nicht so unbegründet, da Oesterreich in politischen Dingen immer noch den alten, die freie Entwicklung anfeindenden Grundsäzen huldigte. Das ganze Land bot den neuen Ministern Gut und Blut an gegen das Einrücken der Oesterreicher. Man erfuhr zugleich, daß Bayern, um allen Verdacht zu vermeiden, den Durchzug, Baden die Besezung Rastatts durch fremde Heertheile sich verbeten hatte, und daß eines der Häupter der Rückgangspartei, Herr von Radowiz, in den lezten Tagen fast tägliche Besprechungen mit dem Grafen von Münch-Bellinghausen in Wien gehabt habe, und zwischen dieser Stadt und Berlin die Boten hin und her eilen, um die diplomatischen Erörterungen über die neuen Dinge zu überbringen. Zudem sagte man sich, der Einmarsch der Oesterreicher sey von dem Kriegsminister den neu eingetretenen Ministern verhehlt worden. Bald darauf wurde bekannt gemacht, nach den Ereignissen von Paris sey ein Bundesbeschluß gekommen, nach welchem der würtembergische Heerhaufen alsbald marschfertig gemacht und die Bundesfestung Ulm durch fünftausend Würtemberger besezt werden sollte. Diesem doppelten Ansinnen habe man nicht entsprechen können und sich an Oesterreich gewandt; diese Macht habe jedoch den Marsch ihrer Truppen auf eine für Würtemberg höchst unerwartete Weise beschleunigt; von Seiten der würtembergischen Regierung sey darum die Einleitung getroffen, daß der Einmarsch jezt nicht stattfinde.

Zugleich kamen von den Städten Reutlingen und Heilbronn „offene Worte des Mißtrauens“ auch gegen den Freiherrn von Maucler als Vorsizenden des Geheimenraths: sein Bleiben im Amt sey unverträglich mit der neuen Regierung, „es könnte nur dazu dienen, sie in allen Bewegungen zu hemmen und die Erfüllung der heiligsten Wünsche des Volks zu vereiteln.“ Von Maucler hatte dem Ministerrath seit Römers Eintritt nicht mehr angewohnt: jezt enthob ihn der König des Vorsizes, da, wie Reutlingen und Heilbronn, sich auch andere Städte ausgesprochen hatten.

So standen die neuen Minister in Würtemberg allein; da zwei davon nur kurz, zwei gar nie in einer Kanzlei gewesen waren, zur Verwunderung aller Derer, welche in einer Kanzlei gesessen zu seyn und den Kanzleigang durchgemacht zu haben, für die wahre und einzige Politik, für das Wesen des Staatsmanns hielten. Daß solche

Minister in Würtemberg einen Minister des Auswärtigen für überflüssig hielten, und dessen Stelle nicht mehr besezten, darüber verwunderten sich nur Diplomaten, die keine waren.

Die Bewegung in Bayern.

Es war etwa ein Jahr, daß das politische Leben in Bayern umgewandelt worden war. Ein bigottes Regierungssystem war gestürzt, ein freisinniges aus dem Boden gezaubert worden — durch den Fußtritt jener spanischen Tänzerin. Diese Tänzerin sollte noch mehr veranlassen: die Erhebung des bayrischen Volkes, eine ordentliche Umwälzung, eine Thronveränderung.

Die Bevölkerung Münchens war in Dingen des Staates so ziemlich theilnahmlos geworden. Lola Montez, die Gräfin von Landsfeld, hatte nicht bloß herrlich und in Freuden fortgelebt, und den König Ludwig mit jedem Tage mehr zu ihrem Sclaven gemacht: sondern sie war unvorsichtiger mit jedem Tag und muthwilliger geworden. Der König genügte ihr nicht allein; sie suchte und fand mehr Lust, indem sie sich unter den jungen Männern, die zu München studirten, die schmucksten und kräftigsten zu Theilnehmern an ihren Freuden auslas und einlud. Der Besuch ihres schönen Hauses hatte den Ausschluß Mehrerer davon von Seiten ihrer Verbindung zur Folge. Die Ausgeschlossenen gründeten eine neue Verbindung unter dem Namen Allemannia. Sie selbst gaben sich für volksfreundliche und freisinnige und für jesuitenfeindliche Männer aus. Geist mögen sie gehabt haben neben körperlichen Vorzügen, auch eine jesuitenfeindliche Gesinnung; denn diese Stücke hatte und liebte Lola. Unläugbar aber ließen sie sich zu tief mit der reizenden Dame ein, und Lola durchschwärmte Nächte mit ihnen in ihrem eigenen Palast, bis in den Morgen hinein, in altgriechischem Geiste, wenn der ermüdete König sich wegbegeben hatte; ja sie besuchte sogar das Commercehaus ihrer jungen Freunde und commercirte mit ihnen in fröhlicher Freiheit. Diese Freiheit, den Münchnern nicht ganz ungewohnt, mißfiel an ihr, weil eben sie es war, die sich diese Freiheit nahm. Die Münchner hätten sie aber in ihren Freuden leben lassen, hätten nicht ihre Freunde ihr geschadet. Der Angesehenste darunter hielt ein förmliches Bureau, in welchem er Anstellungsgesuche, Bittschriften aller

Art, Beschwerden und dergleichen zu Handen der Gräfin Landsfeld entgegennahm, und überall rühmten sich dieselben der Gnade und des Einflusses, die sie genößen.

Das war gegen die Begriffe von Ehre, welche die akademische Jugend Münchens hatte. Sie that die Allemannen in Verruf, und die Reibungen mit der Gräfin und ihren Schüzlingen begannen. Am 17. Januar sah man sogar den Ministerverweser von Berks den Commers der Allemannia im bayrischen Hof besuchen und sie durch eine Rede ehren. Drei Tage darauf hieß es in einem Münchner Blatt, jener Commers habe die Weihe der Kraft und des Gedeihens geoffenbart; das gesellschaftliche Leben der andern Studirenden sey größtentheils von einer übersprudelnden, mitunter verdorbenen Jugend förmlich beherrscht und von Anmaßungen aller Art heimgesucht. Die Grundsäze der Allemannia dagegen seyen Freude zu den Studien, Sittlichkeit und Humanität.

Einige Tage später brach die Entrüstung der Andern darüber in den Hörsälen aus, doch ohne weitere Folgen. Am 3. Februar sollte eine Trauermusik, mit Gesängen verbunden, unter Fackelbegleitung am Grabe des drei Tage zuvor beerdigten Professors Joseph von Görres stattfinden. Als diese auf Hindernisse stieß, wollten die Studenten Sonntag Nachmittags um 2 Uhr einige Lieder ihm am Grabe singen. Auch das wurde von der Polizei verboten. Das reizte. Man schrieb es der Gräfin Landsfeld zu. Hatte diese doch am Begräbnißtage schon, als ihr Studirende in der Ludwigsstraße Mißachtung bezeugten, in leidenschaftlicher Aufregung geäußert: „Wenn das sich nicht ändert, werde ich machen, daß die Universität geschlossen wird.“

Zwischen dem 7. und 9. Februar kam es zum entscheidenden Ausbruch zwischen den Allemannen und den andern Studenten in dem Universitätsgebäude. Ein Allemanne, ein Graf von Hirschberg, zog einen Dolch und führte mehrere Stöße nach einem Studenten, die jedoch nicht trafen. Ein Officier und ein Gensdarm fielen dem Zustechenden in den Arm und entwandten ihm den Dolch. Die Studenten, und was vom Volk eben Zeuge war, stürmen auf den Grafen Hirschberg ein und fordern von einem herbeigekommenen Polizei-Commissär und von den Gensdarmen, als derselbe sich in das Caffeehaus der Allemannen flüchtete, Verhaftung wegen eines Krimi-

nalfalls auf offener Straße. Die Polizei und die Gensdarmen verweigern die Verhaftung des Allemannen. Indem beginnt von einer andern Seite ein Volksauflauf. Die Gräfin Landsfeld selbst ist es, welche sich zeigt.

Die Gräfin hatte schon am Morgen, aus Besorgniß für ihre Freunde, auf die Straße sich begeben, war aber von diesen selbst zurückgeleitet worden. Voll der leidenschaftlichsten Unruhe war sie wieder hinausgetrieben worden, weil sie in dem Volkslärmen ihre Freunde in Gefahr glaubte, war vor die Polizei gefahren, und sezte jezt von da ihren Weg durch die Weinstraße herab zu Fuß nach der Theatinerkirche fort.

Dunkle Volksmassen bewegen sich um sie her: sie ist erkannt. Sie wird in Streit verwickelt. Sie zieht ein Pistol. Es wird ihr entrissen, oder es entfällt ihr. Sie wird von der Menge unter Schmähungen ergriffen, thätlich mißhandelt, sehr hart gegen ein Eisengitter gedrückt. Die ganze Masse drängt sich ihr nach. Die Gräfin ist in höchster Gefahr, todtgedrückt zu werden. Flehentlich bittet sie um Schonung und Hülfe. Der rasende Pöbel — kein Studirender war dabei — wohl aber andere Leute, die sich sonst nicht zum Pöbel rechnen — der rasende Pöbel hört nicht auf das Flehen eines einzelnen wehrlosen Weibes: der Pöbel ist fanatisirt. Herbeigeeilten Gensdarmen gelingt es, in ihrer äußersten Gefahr, sie so weit zu befreien, daß sie sich in die nahe stehende Theatinerkirche flüchten kann. Eine Menge Menschen, unter dem Anschein der Neugier, drängt ihr roher Weise auch hier nach. Draußen vor der Kirche und bis hinter den Odeonsplaz hinunter sammeln sich in Kurzem weit über zweitausend Köpfe. Inzwischen erschienen Gensdarmen zu Fuß und zu Pferd. Die Leute in der Kirche wurden hinausgeschafft, und endlich trat auch die Gräfin Landsfeld leichenbleich aus der Kirchenthüre. Das gibt das Signal zu gellendem Pfeifen, zu Verwünschungen und zu Geschrei von allen Seiten. Die Gensdarmen umringen sie jedoch gleich so dicht, daß sie den Augen der Masse ganz entzogen ist. Die ganze, allmählig sehr bedeutend gewordene Gensdarmenschaar beschränkt sich darauf, die Gräfin zuerst noch dicht an den Häusern zu decken. Dann macht der berittene Theil derselben so viel Plaz durch die Menge, daß die Fußmannschaft sie auf die Hauptwache der Residenz in Sicherheit bringen

kann. Pfeifend und rufend drängt die Masse nach, wird aber ohne Mühe durch die Gensdarmerie und die Residenzwache zurückgehalten.

Bei Hof war eben ein Kammerball, dem der König beiwohnte. Durch die Ereignisse davon abgerufen, ließ er sofort, da die unruhige Bewegung über die ganze Stadt sich verbreitete, Militär zu Fuß und zu Pferd ausrücken. Dadurch wurde die Menge nach und nach auseinander geschoben. Die Barerstraße, in der das Haus der Gräfin Landsfeld war, hatten oben und unten starke Reiterabtheilungen besezt; sie war nur für einzelne Fußgänger offen.

Die Studenten, die sich dem Rector mit Ehrenwort verbunden hatten, sich an der Bewegung nicht zu betheiligen, ertrugen diesen Zwang jezt mit innerem Zorn und nahmen endlich ihr Ehrenwort zurück.

Ein königlicher Erlaß schloß die Universität bis zum October, und befahl allen in München nicht ansäßigen Studenten binnen 48 Stunden die Stadt zu verlassen. Die Bürger Münchens bemühten sich mit den Professoren der Universität ehrerbietig, aber beharrlich und nachdrücklich gegen diese Maßnahme; die Bürgerschaft empfand im ganzen Umfang, wie schwer dieselbe sie traf. Hunderten von Studenten fehlten selbst die Mittel zur Reise.

Eine Milderung des königlichen Befehls zu erlangen, war wenig Hoffnung. Der König war entschlossen, nicht nachzugeben. Es hieß allgemein, er habe öffentlich auf der Straße erklärt, er sei ein Wittelsbacher, er habe einen Kopf von Stahl, und werde eher seinen Thron auf's Spiel sezen, als seinen Willen sich beugen lassen. Noch stärker als am 9., entfaltete sich am 10. Februar im Innern der Stadt die bewaffnete Macht.

Gegen Mittag des 10. Februars wollte die studirende Jugend Abschied von dem Vorstand des Unterrichtswesens, dem Fürsten von Wallerstein, nehmen, der sich in den lezten Tagen ihre Liebe zu erwerben gewußt hatte. Eine große Menge Zuschauer begleiteten sie.

Kaum hatten ihre Züge unter den Fenstern der Akademie, wo der Fürst wohnte, sich aufzustellen begonnen, und ihm ein Lebehoch gebracht, als in der Nähe, aus der weiten Straße um die Ecke der Michaelskirche, Abtheilungen der Gensdarmerie in rascher Eile herumschwenkten, zu Fuß und zu Pferd, mit gefälltem Bajonnet, mit gezogenen

Säbeln. Sie rückten an, und ritten ein mitten unter das Volk, ohne eine Warnung, ohne eine Aufforderung vorangehen zu lassen.

Die Gensdarmen zu Pferd führte Hauptmann Bauer, ein bevorzugter Günstling und Hausfreund Lola's; die zu Fuß hatten einen Polizeicommissär an ihrer Spize.

Bei dem Einreiten und dem Bajonnetanfall stob die Menge in Bestürzung auseinander. Ein Haufen Studenten und Zuschauer stürzten durch das offene Thor der Akademie in das Innere des Gebäudes, und warfen die Thorflügel hinter sich zu. Das Thor wurde gesprengt, die Bewaffneten drangen nach, und Jammergeschrei Verwundeter und Gequetschter erscholl aus dem Gewühl der Fliehenden und Bedrängten. Zwei Stunden darauf verbreitete sich das falsche Gerücht, einer der verwundeten Studenten sei verschieden.

Die ganze Bevölkerung Münchens wurde durch diese Ereignisse noch aufgeregter. Die auf dem Rathhause berathenden Bürger, so stürmisch sie aufgeregt waren, verlangten doch in einer gemäßigten Vorstellung die Wiedereröffnung der Universität. Die Studenten, durch den Vorfall vor der Akademie nicht aus ihrer Haltung gebracht, warteten den Erfolg der Abordnung des Stadtraths an den König ab.

Nach 3 Uhr Mittags bewegte sich diese nach dem königlichen Schloß. Der Zug war wohl mehrere Tausend stark, da Schritt für Schritt sich Bürger anschlossen. Während die Abordnung im Innern des Schlosses wartete, bis der König sie zum Gehör zuließ, blieb die Bürgerschaft in drei Reihen hintereinander auf dem Maxplaz in schweigendem Ernst aufgestellt. Gegenüber standen die Cürassiere in ruhigster Haltung. Das Heer war so erbittert, als die Bürgerschaft und die Studenten.

Die Officiere glaubten sich von der Gräfin Landsfeld und ihren jugendlichen Freunden beleidigt. Die Gräfin hatte auch den Officieren gegenüber Ansprüche gemacht, die zu erfüllen sie mit der Ehre eines Officiers nicht vereinbar hielten. Die Gräfin hatte sie zwingen wollen, ihr Haus zu besuchen. Der Adel sah aber in ihr nicht die schöne Frau, sondern eine Buhlerin. Die Gesinnung des Officiercorps war auf das Heer übergegangen und daher kam die eigenthümliche Haltung desselben in diesen Tagen. Nur die Gensdarmerie und die Polizei gehorchten den Winken Lola's.

An den Fenstern des königlichen Schlosses sahen die Bürger

Mitglieder der königlichen Familie sich bewegen. Wie eines sich öffnete und unter dem offenen Fenster die Königin sich zeigte, wurde sie mit lautem, wiederholtem Zuruf begrüßt. Die Königin war gerührt, besonders auch dadurch, daß sie unter den versammelten Bürgern so viele Häupter mit ergrautem Haare erblickte.

Die Abordnung erklärte dem König, die Weigerung ihrer Bitte um Wiedereröffnung der Universität dürfte einen Volksaufstand zur unvermeidlichen Folge haben.

Der Bescheid des Königs lautete halb gewährend, halb abweisend. Gleich vorn herein erklärte er, er nehme wohl eine Abordnung der Bürger an, aber einer solchen starken Begleitung habe es nicht bedurft; abtrozen lasse er sich nichts, er müsse die Sache erst mit seinem Staatsrathe besprechen; innerhalb dreier Tage werde Bescheid erfolgen. Nur auf vieles Bitten, namentlich des Prinzen und der Prinzessin Luitpold, hatte der König sich bewegen lassen, die Abordnung der Bürger zu empfangen. Er wußte, daß unter den ihm vorzutragenden Wünschen auch die Entfernung seiner geliebten Lola war.

Ueber eine Stunde schon hatte die Bürgerschaft Aussen gewartet, in fortwährend ruhiger Haltung, aber mit bedeutsamem Schweigen. Das Dunkel war eingebrochen. Endlich kehrten die Abgeordneten aus dem Schlosse zurück. Mit ihnen bewegte sich der Volkszug nach dem Rathhause. Dort eröffneten sie der Versammlung, daß sie vom Könige nur erlangt haben, er werde am folgenden Morgen seinen Willen und Entschluß eröffnen. Das Volk hatte mehr erwartet. Es begann die stürmischste Aufregung, ein Lärmen, Schreien, Zischen und Pfeifen, das sich durch den ganzen Abend fortsezte und immer noch zunahm.

Denn jezt fingen auch die untern Schichten des Volkes an, sich in größeren Massen zu betheiligen. Unter Getümmel und furchtbarem Lärm wälzte sich der Volkshaufe in die Barerstraße, nach dem Haus der Verhaßten. Er fand es durch starke militairische Abtheilungen abgesperrt. Da brach ein kleiner Trupp Menschen durch ein Geländer, um dem Hause von hinten beizukommen. Hier stürzte eine Abtheilung Gensdarmerie hervor, der Trupp zerstob, mehrere wurden verwundet, einer durch einen Bajonnetstoß rücklings durchstochen. Schrecklicher wuchs nun der Lärm, mit dem die Massen in die Stadt zurückzogen, der Polizei zu.

Im Nu waren die Fenster mit Steinen eingeworfen. Die Zerstörung des Gebäudes wäre vollendet worden, troz wiederholten Ausfällen der Gensdarmen, die vor der Uebermacht zulezt innerhalb des geschlossenen Thores kaum sicher waren, wenn nicht endlich das Militair eingeschritten wäre. Gegen die Cürassiere hatte sich die Volksmasse durch umgestürzte Wagen vor den Eingängen mehrerer Nebenstraßen verbarrikadirt. Das Fußvolk kam erst nach fünf Viertel Stunden heran, räumte die Barrikaden weg, und besezte verschiedene Straßenmündungen, während die Cürassiere auf das Schonendste die Volkshaufen zerstreuten.

Das Militär that nichts, als was es unausweislich mußte. Als die vorlezte Nacht die Gräfin Landsfeld den Soldaten, die in ihrer Straße bei heftigem Regen aufgestellt waren, reichliche Erfrischungen schicken wollte, hatten sie sie auf das Entschiedendste zurückgewiesen, und nur angenommen, was ihnen von Bürgern angeboten wurde.

Die Bürgerschaft war vom Rathhause weg- und heimgegangen, mit der Erklärung, am nächsten Morgen zur bestimmten Stunde an derselben Stelle sich wieder zu versammeln. Es werde nicht ein einziger Bürger fehlen, hieß es.

Das Alles machte Eindruck auf den König. Gegen 10 Uhr Nachts erließ er eine Entschließung an den Stadtrath: Jezt, da die Bürger Münchens ruhig sich zurückbegeben haben, sei es sein Vorhaben, statt erst mit dem Winterhalbjahr, schon mit dem Sommerhalbjahr die Universität wieder zu öffnen, wenn bis dahin München's Einwohner sich zu seiner Zufriedenheit benehmen. Mir liegt, schloß der König, das Wohl der Bürger am Herzen, das bewies ich seit mehr denn 22 Jahren.

Am Morgen des 11. Februar versammelte sich die Bürgerschaft wieder. Sie war entschlossen zu den ernstlichsten Maßregeln. Sollte ihre Bitte abgeschlagen werden, so wollte man unter die Waffen treten, Sturm läuten, und die Lola mit Gewalt vertreiben. Die Bürger Augsburgs wollten in großen Zügen auf der Eisenbahn zu Hülfe kommen. Die Reichsräthe, nebst andern Mitgliedern des Adels, hatten sich bei dem Fürsten Leiningen versammelt, und ließen die Bürger wissen, sie dürfen in Allem auf ihre Unterstüzung rechnen. Hie und da hörte man auch wohl den Namen des Kronprinzen

nennen, und daß er für gewisse Fälle an die Spize treten solle und werde. Mit mehreren Tausenden begab sich die Abordnung der Bürger zu dem Könige, um den der Staatsrath versammelt war.

Die vereinigten Anstrengungen der verschiedenen Klassen der Bevölkerung, unterstüzt von den ernstlichen Bemühungen in den höchsten Kreisen, bestimmten den König, dem Volke seine Forderungen zuzugestehen, und der öffentlichen Meinung Genugthuung zu geben: Lola und die Allemannen sollten entfernt, und die Universität sogleich wieder eröffnet werden. Die Kundgabe des Volks war zu groß, die Stimmung des Adels und des Heers, sowie der kirchlichen Partei lag zu offen am Tage, als daß der König auf die Waffengewalt sich hätte stüzen können, um seine Entschlüsse durchzuführen und die Gefühle seines Herzens gegen die allgemeine Stimme zu behaupten. Er opferte diese Gefühle und die, der sie galten, dem Lande.

Um halb 11 Uhr verließ die Gräfin ihr Haus, nachdem sie zuvor mit persönlichem Muth den Drohungen sich gegenüber gestellt hatte, bestieg ihren Wagen und machte einen Versuch in das königliche Schloß zu gelangen, aber die Thore waren verschlossen. Der Max-Joseph-Platz war kaum so dicht mit Menschen gefüllt, als die Ludwigsstraße und die Straßen gegen die Barerstraße hin. Als die Menge erfuhr, sie sei schon abgefahren und habe den Weg nach Schwabing genommen, werde aber wahrscheinlich auf einem Umwege durch den englischen Garten nach dem Isarthor fahren, da strömte es, sie abzufangen. Wilder Ruf ließ sich von allen Seiten hören. Sie kam auch wirklich durch den englischen Garten gefahren.

Der Kutscher führte seine Pferde scharf, mit großer Gewandtheit bald rechts, bald links durch enge Gassen gegen das Isarthor. Die Menge im vollsten Lauf stürzte nach. Lola aber entkam glücklich; auch die berittenen Gensdarmen enteilten unter Steinwürfen des Volkes und ließen sich vorerst nicht wieder in der Stadt blicken.

Jezt drangen von einem Haufen, der sich vor ihrem Hause gesammelt hatte, einige von hinten auf Leitern in das Innere, und legten Hand an dessen Zerstörung. Der König erschien selbst. Allgemeines Hurrah empfing ihn. Er bat sein Haus in Frieden zu lassen; Lola habe die Stadt verlassen. Officiere verkündeten den bestimmten Befehl des Königs in der Stadt, die Spanierin zu verhaften, wo sie betroffen werde. Das schöne Haus wurde mehrere

Tage lang durch Militär bewacht und das Zerstörte wieder hergestellt. Der Jubel im Lande Bayern war groß. Man küßte sich an öffentlichen Orten, Unbekannte reichten sich die Hände, Festmahle wurden veranstaltet; Graf Arco schenkte den Armen in München fünftausend Gulden. Man hoffte, es werde von nun an unmöglich sein, daß sie wieder sich zwischen Fürst und Volk dränge. Sie war es allerdings gewesen, durch deren Schuld ein Ministerium auf das andere folgte. Die Minister folgten sich so schnell, daß der Wiz sagte: Bayern's Minister haben ihre Portefeuille mit Wanderbüchern vertauscht. Das Volk hieß sie spanische Minister, weil die Spanierin Lola sie auf ihren Posten erhob und fallen ließ, sobald ihr einer wieder mißfiel.

Selbst der Fürst von Wallerstein war nur Minister geworden durch sie; man sagt, auf das bestimmte Versprechen hin, daß er ihr Erscheinen bei Hofe durchsezen wolle. Freilich hatte sie inzwischen solche Streiche gemacht, daß es für den Fürsten nicht recht thunlich war, sie bei Hof zu habilitiren; sie hatte ihn darum vor Kurzem erst schriftlich mit Absezung bedroht, falls er nicht mit ihr und in ihrem Sinn seine Regierungsmaßregeln nehme.

Man erlebte in diesen Tagen überhaupt Wunderliches. Der Fürst Wallerstein hatte im Jahre 1833 wohl gegen hundert Studenten politische Verfolgungen angeordnet und durchgeführt; einer war ein Jahr im Kerker gesessen und mit der Erklärung entlassen worden: es sei eine Namensverwechselung an seiner Verhaftung Schuld gewesen; ein anderer war darin wahnsinnig geworden. Und in den Februartagen des Jahres 1848 jauchzten die Studenten derselben Universität dem Fürsten Lebehoch zu, und er versicherte sie in öffentlicher Rede, daß er von jeher Alles für die Freiheit der Studenten und der Universität gethan habe.

Als mit der überraschenden Schnelligkeit einer Coulissen-Veränderung die Wandelung der Dinge in München vor sich gegangen war, da war Nichts als ein Rühmen, wie die laut erhobene Stimme des Volkes, die Stimme des Rechts und der öffentlichen Sitte es seien, welche den Sieg erfochten haben.

Diejenigen, welche hinter den Coulissen zu sehen in der Lage waren, wußten das ein wenig besser. Diese pflichteten vollkommen dem Worte bei, das der König in seiner wizigen Art sagte: „Hätte

sie nicht Lola Montez, sondern Loyola Montez geheißen, sie wäre noch heute ruhig in München."

Ebenso ist es verbürgte Thatsache, daß der reizenden Lola, der Beherrscherin des Königs, nicht blos zwanzig Tausend Pfund Sterling von der sogenannten österreichischen Partei für ihren Weggang aus München geboten waren, sondern daß die geistlichen und weltlichen Herren, welche früher die Herrschaft in Bayern in Händen gehabt hatten, auf mancherlei Weise zuerst thätig gewesen waren, mit ihr ein freundliches Vernehmen anzuknüpfen und in ihr eine Verbündete zu gewinnen. Ja, auch die durch sie geschaffenen Minister hätten ihr gerne einen bestimmten Einfluß auf die Regierung zugestanden, wenn nicht Lola hätte mehr sein wollen, als was frühere Freundinnen des Königs, die Dhan, die Lizius, gewesen waren: Vermittlerinnen zwischen den Ministern und dem Könige. Diese hatten sich damit begnügt, in manchen Regierungs-Angelegenheiten in's Geheim von den Ministern Vorschriften und Fragen entgegenzunehmen, klug mit dem Könige über die Angelegenheiten zu sprechen, in feinen Wendungen seine Gesinnung, seine Ansichten und Wünsche zu erforschen, und davon wieder den Ministern Mittheilungen zu machen. Lola aber wollte den Ministern nicht dienen, sondern diese sollten ihre Diener sein. Sie haßte die kirchliche Partei, sie haßte den Adel, aber nicht demokratisch, sondern so zu sagen, in einer Art aussereuropäischen Geistes, als ein Weib, welchem die gesellschaftlichen Verhältnisse Deutschland durchaus nicht zusagten, weil sie ihren Leidenschaften, ihrer Begehrlichkeit, die jeden Mantel verschmähete, selbst die Klugheit als die Beschränkung ihrer Freiheit verachtete, sogar in München gewisse Schranken sezten.

Das war es eigentlich, was ihr von so vielen Seiten den bitteren Haß zugezogen. Die Beweggründe des Hasses waren bei den verschiedenen Klassen sehr verschieden. Adel und Geistlichkeit haßten sie, weil sie sich nicht mit ihnen stellen wollte, und erst dann wurden ihr die Versuche, in die Kreise des Adels und des Hofes zu kommen, abgeschnitten. Der Beamtenstand haßte sie, weil sie Beamte zu ernennen und von ihren Stellen zu entfernen sich herausnahm, ohne die Männer zu kennen, auf Empfehlungen ihrer studentischen Leibgarde hin, oder weil sie ihr oder ihren Freunden mißfielen. Der Bürgerstand fing erst an, auf die Freundin seines geliebten Königs

wild zu werden, als die großen und tiefgreifenden materiellen Nachtheile durch sie über die Münchener gebracht wurden, welche die Folge der Schließung der Universität sein mußten. Die Masse war theils erbittert über die Reitpeitschen-Complimente, die sie den Leuten machte; weit mehr aber war die Masse gegen sie, einzig aus Freude am Scandal.

Die Aeusserungen der Ergebenheit für den König waren allgemein; man bemühete sich, durch gesteigerte Beweise ihn das Vergangene vergessen zu machen. Aber was in dem Herzen des Königs vorging, lag bald unzweideutig zu Tage. Es gab sich in den trübsten und düstersten Stimmungen desselben kund. Die Aufmerksameren fürchteten, diese Verstimmungen des Königs möchten sich in unberechenbaren Entscheidungen Luft machen. Es verbreitete sich ein Gerücht, der König wolle seinen Siz von München weg, in eine andere Stadt Bayerns verlegen. Man nannte schon Nürnberg dafür. Andere Gerüchte sprachen davon, der König gedenke ganz und auf lange Zeit in's Ausland sich zu begeben. Diejenigen, die gegen Lola auffallend feindselig sich gezeigt hatten, ließ der König seine schwerste Ungnade fühlen. Amtlich wurde bekannt gemacht, daß dem Grafen Arco der Hof verboten worden. Dieser war aus einer der ältesten, vornehmsten und reichsten Adelsfamilien, der bisher viel gegolten hatte in den höheren und Hofkreisen. Er hatte nicht nur aus Freude über Lola's Vertreibung jene 5000 Gulden an die Armen vertheilen lassen, sondern als das bedrängte Weib vor der Wuth des Pöbels in sein Haus sich hatte flüchten wollen, hatte der Graf sie aus dem Hausflur entfernen und die Thür vor ihr schließen lassen. Der Grund dieses königlichen Hofverbots wurde dem betroffenen Grafen weder eröffnet, noch auf einem andern Wege mitgetheilt.

Das Frohlocken der jesuitischen Partei bewies deutlich genug ihre Betheiligung an dem Sturz ihrer reizenden Feindin. Die Verweltlichung des sonst so kirchlichen Königs durch die geniale Spanierin hatte diese Partei lange genug beängstigt. Die Frömmigkeit dieser Partei war wirklich in Gefahr gewesen, selbst in Kreisen, wo sie sonst so heimisch war, ausser Brauch und Ertrag zu kommen. Aus zufälligen Anlässen hatte sich die Volksbewegung zusammengefügt. Der Haß des Adels und der Priester wälzte den Schneeball bis zur Lawine fort. Jenes oben angeführte Wort zeigt schon, wie

sehr König Ludwig selbst die Jesuiten betheiligt glaubte oder wußte. Er löste auch unmittelbar darauf die Redemptoristen-Congregation auf, unter Bewilligung des dreifachen Tischtitels auf Lebensdauer, wenn sie sich entschlössen, ihren Eifer als Missionspriester den Deutschen — in Nordamerika zu widmen.

Kann auch die Besonnenheit und Entschiedenheit der Bürgerschaft gerühmt werden, so bleibt es für die untern Schichten des Münchener Volkes doch ein nicht günstiges Zeichen seiner sittlichen Bildung, daß es sich so weit fanatisiren ließ, ein einzelnes Weib auf der Straße bis zum Abscheulichen zu mißhandeln, und daß nicht eine Hand sich erhob, eine schöne Frau vor der Wuth des Pöbels zu schüzen. Der Volksingrimm rechtfertigt solche Dinge nicht, erfüllt aber mit Grauen bei dem Gedanken, was das deutsche Volk einst thun könnte, wenn es mit Blut sich berauscht hat.

Lola war nicht verbannt. Es war kein Allerhöchster Befehl, wie es im Volke hieß, ergangen, daß sie München oder sogar Bayern zu verlassen habe. Da sie das Ansäßigkeitsrecht in Bayern hatte, so wäre ihre Landesverweisung als politische oder polizeiliche Maßregel ungesezlich gewesen, eine Verlezung der Verfassung. Der König hatte ihr nur schriftlich den dringenden Wunsch ausgesprochen, München schleunigst zu verlassen, um ihr Leben zu retten.

Sie versuchte auch noch einige Mal zurückzukehren, wie sie mit der Hoffnung der Wiederkehr gegangen war. Aber die Dinge in Bayern gestalteten sich so rasch, und so ganz anders, daß ihre Wiederkehr zur Unmöglichkeit wurde.

Die bekannten Günstlinge des bisherigen Regiments wagten in den ersten Tagen nicht, sich sehen zu lassen; wo sie sich später sehen ließen, wurden sie gemieden; sie selbst boten Alles auf, um die öffentliche Meinung wieder zu gewinnen. Aber dieser gegenüber waren sie unmöglich geworden, voran der bisherige Minister-Verweser des Innern, Herr von Berks. Dieser galt nicht nur mit Recht als ein Anhänger und Günstling Lola's, er hatte sogar noch in den entscheidenden Tagen eine sehr zweideutige Rolle gespielt, und in der Versammlung der Bürger waren ihm Dinge in's Angesicht gesagt worden, wie sie vielleicht noch nie ein Minister zu hören bekam. v. Berks war bisher dazu gebraucht worden, das Ministerium Wallerstein dem Einflusse der Spanierin gegenüber sicher zu stellen, und

„etwaige von dieser Seite wider dieses Ministerium geführte Stöße zu pariren." Nach der Vernichtung ihres Einflusses erklärte die öffentliche Meinung ihn für entbehrlich, für unmöglich.

So toll die Komödie „Lola" gewesen war, ein trauriges Blatt in der politischen Geschichte Deutschlands, so war doch die Bewegung im bayerischen Volke, die sie veranlaßte, von nicht geringer Bedeutung und weitgreifenden Folgen. Der Münchener, der Bayer überhaupt, der in politischen Dingen so gleichgültig geworden war, war aus dieser Theilnahmlosigkeit heraus, auf einmal, und wie elektrisirt. In dieser Bewegung erkannten Viele sogleich fruchtbare Saamenkeime für die nächste Zukunft, während Andere davon eine übergroße und einseitige Erstarkung des Volksbewußtseins fürchteten.

Die Bewegung wäre ohne Zweifel von den Männern des Rückgangs, von der verbrüderten geistlich-weltlichen Partei schnell und voll ausgebeutet worden, wäre diese nicht durch die Ereignisse zu Paris überrascht und betroffen worden. So gingen auch in München die Dinge vorerst ganz anders, als man berechnet hatte. Die klugen Leute hatten die Bewegung in Fluß zu bringen gewußt, aber die Richtung derselben entgleitete ihrer Hand; ein Geist, der mächtiger war, als der ihre, lenkte auch diese Bewegung rasch ein in den großen Strom der Veränderungen, der über Europa hinwogte.

Tiefen Eindruck machte in München die Entschiedenheit, mit der das badische Volk den Wind aus Westen für sich benützte. Die Nürnberger gingen in Bayern voraus, sie forderten von ihrem Könige dasselbe, was die Badener von ihrem Großherzoge. Ew. Königliche Majestät sind stolz darauf, sagten sie in ihrer Zuschrift, aus dem Munde des Volkes selbst dessen Wünsche und Bedürfnisse kennen zu lernen. Unsere Forderungen sind gerecht, und allenthalben, wo nicht undurchdringliche Finsterniß herrscht, oder äussere Gewalt jede freiere Regung unterdrückt, haben diese in einer Weise sich kund gegeben, daß man wohl sieht, die Zeit der Erfüllung ist gekommen. Die Münchener folgten den Nürnbergern. Alle Städte Bayerns wurden zur Mitunterzeichnung eingeladen. Vor Allem wurde die Einberufung der Stände verlangt und die Vorlage der von dem Volk gestellten Anträge.

Auch solche Personen, die dem König besonders nahe standen, sprachen sich offen gegen ihn aus, vor Allen der Fürst von

Leiningen. Am 1. März schrieb ihm dieser: „Drangvollere und für die nächste Zukunft bedrohlichere Umstände für das Königthum, und somit für unser ganzes deutsches Vaterland, als jezt, haben lange nicht, vielleicht nie, bestanden. Nur in dem völligen Vertrauen zwischen König und Volk im weitesten Sinne ist Rettung vor namenlosem Elende möglich, welches uns bedroht. Der Allmächtige hat in Ew. Majestät Hand den Scepter des größten ausschließlich deutschen Reichs gelegt, mächtig durch die treuen und kräftigen Volksstämme, welche es einschließt, und durch seine geographische Lage. Jeder Beschluß, den Ew. Majestät fassen, entscheidet jezt über das Wohl und Wehe von ganz Deutschland. Gerade in diesem kritischen Zeitpunkt ist das Vertrauen aller Classen Ihrer Unterthanen in Ew. Majestät auf das Tiefste erschüttert. Es ist dieses das wahrhaft hochverrätherische Werk jener Kreaturen, welche noch jezt zwischen Ew. Majestät sich drängen, namentlich aber, daß Ew. Majestät noch ein Mann als Rathgeber zur Seite steht, wie Minister-Verweser von Berks, welchen die öffentliche Meinung mit tiefer Verachtung beladet, weil er selbst Jene verrathen hat, auf deren Schultern er emporgestiegen ist. Schwerlich ist jemals ein erhabener Monarch mit mehr Lug und Trug umstrickt worden, als Ew. Majestät; nie ein edleres Herz zu verwerflicheren Zwecken mißbraucht. Ew. Majestät sind vollständig über die Ursachen getäuscht, durch welche jene Unzufriedenheit und Erbitterung hervorgerufen sind, welche Ihnen so tiefen und gerechten Kummer verursacht haben. Wäre es mir gegönnt, Ew. Majestät zu nahen, so würde ich so lange auf meinen Knieen flehen, bis Sie jene Maßregeln ergriffen hätten, welche das jezt so ganz unentbehrliche Vertrauen wieder herstellen könnten. Noch ist es Zeit. Möge der allmächtige Gott das Ohr Ew. Majestät nicht gegen die Stimme der Wahrheit verschließen. Wenn ich hier Ew. Majestät ganz unerschrocken Dinge ausspreche, wozu, wie mir scheint, sonst Niemand den Muth hat, so bin ich doch ganz unbesorgt. Allerhöchst Sie werden an der Reinheit meiner Absichten nicht zweifeln können, allein auch an meiner Einsicht können Sie nicht zweifeln, denn ich behaupte dreist, im Namen von ganz Bayern zu sprechen. Ich flehe zu Ew. Majestät im Namen jenes theueren Gesammtvaterlandes, von dessen Königen Sie Einer sind, und für welches Sie schon so große Thaten gethan.“

Der König, inmitten der drohenden Zeitereignisse und der mit jeder Stunde höher anschwellenden Aufregung in München, zeigte sich den Forderungen wenig geneigt. Er berief die Stände durch einen Erlaß vom 1. März, aber erst auf den 31. Mai. Das war für das Volk und den Gang der Ereignisse zu weit hinausgeschoben. Der Abend des 2. März belehrte den König darüber.

Kurz vor 8 Uhr Abends erschienen viele junge Leute in der Ludwigsstraße. Hier wohnte v. Berks. Vor seinem Hause begannen sie mit mißtönender Musik und zwischen das Pfeifen hindurch hörte man das Geschrei: Nieder mit Berks! Nieder mit dem Hurenminister!!

Fürst Wallerstein hatte so eben erst diesen unmöglich gewordenen Mann öffentlich zu rechtfertigen, und auch ferner möglich zu machen versucht. Er hatte es dem Könige zu Liebe gethan. Denn der König persönlich wollte ihn halten. v. Berks war dem König lieb geworden um Lola's Willen; Lola hatte ihn ganz besonders empfohlen, hatte er doch ihre Anweisungen, ihre Befehle täglich einzuholen, und seine Maßregeln darnach einzurichten, nie versäumt.

Die Laternen am Damenstifte, wo Berks wohnte, und in der ganzen Umgebung wurden durch Steinwürfe ausgelöscht. Das Pfeifen und Schreien dauerte fort, das Pflaster wurde aufgerissen und ein Hagel von Steinen rasselte auf die Fenster und das Thor des Mittelgebäudes. In einer Viertelstunde war das Thor zertrümmert, und die immer wilder gewordene Menge begann einzudringen. Der Minister Berks war schon beim ersten Angriff auf sein Haus, fliehend, über die Gartenmauer gesprungen.

In der Stadt war schon Nachmittags ziemlich allgemein das Gerücht verbreitet, es werde Abends losgehen. Nur die Polizei und die Militärbehörde scheinen keine Kenntniß davon gehabt zu haben. Erst als die Masse schon in das Damenstift eindringen wollte, erschien Militär, zu Fuß und zu Roß, ruhig, Gewehr im Arm, kein Säbel gezückt. Die Menge empfing sie mit lautem Lebehoch. Während das Militär sich vor dem Damenstift und vor der königlichen Bibliothek aufstellte, wälzte sich die Masse, mit jeder Minute wachsend, dem Ministerium des Innern zu. Hier, in den Gebäuden der Kreisregierungen und der Polizei, blieb fast nicht ein Fenster ganz. Vor allen diesen Gebäuden war im Nu das Pflaster aufgerissen. Auch am Ständehause wurden die Fenster eingeworfen, selbst an der

ganzen Rückseite des neuen Residenzbaues gegen den Hofgarten. Es war nicht immer derselbe Haufe, sondern im Thal, in der Sendlinger- und Rosengasse, auf dem Schrannenplaze und den andern Straßen hatten sich Haufen gesammelt. Damit die Cürassiere nicht einschreiten konnten, wurden Barrikaden errichtet, die Brauerwagen waren dazu überall zur Hand. Ein Haufen versuchte ein Waffenmagazin vor dem Karlsthore zu stürmen. Es mißlang, und die Landwehr besezte dieses Magazin, sowie das städtische Zeughaus. Dagegen wurde die Gensdarmeriestation bei den Salzstädeln von diesem Haufen gestürmt und ganz verwüstet. Gensdarmen, die noch kurz so übermüthig gewesen waren, mußten das Volk knieend um ihr Leben bitten.

Die Haufen trugen Fahnen vor. Man hörte Rufe, wie in Paris, und das Hoch auf die Republik wiederhallte oft durch die Nacht. Endlich wurden die Kanonen aufgefahren, in den verschiedenen Theilen der Stadt wurde der Generalmarsch geschlagen, und bald war die ganze Landwehr und die gesammte Besazung auf, und besezte und säuberte die Pläze. Um Mitternacht warf sich ein Haufe auf den Eisenbahnhof, um die Schienen daselbst auszuheben und die Wagen unbrauchbar zu machen, damit keine Truppen von Augsburg geholt werden könnten. Dieser Versuch wurde vereitelt. Die Zugänge fast zu allen Straßen waren verbarrikadirt. Das Militär zeigte keine Lust zu einem Kampfe mit dem Volke.

Des andern Tages verkündete eine Bekanntmachung an den Straßenecken, v. Berks sei aus Gesundheitsrücksichten beurlaubt und abgereist, v. Volz in seine Stelle getreten.

Aber die Aufregung stieg, da der König sich fortwährend weigerte, auf die Forderungen des Volks einzugehen. König Ludwig wollte Zeit gewinnen, und vertröstete auf spätere Entscheidung. Die Prinzen, die Minister, die Reichsräthe, drangen in den König, die Forderungen zu bewilligen. Am Abend des 3. März wurde nichts weiter bekannt gemacht, als die Wünsche der Bürger sollen der Berathung des Ministerrathes unterstellt werden. Am 4. März wogte es durch alle Straßen fort, von Menschen aller Stände; alle Geschäfte standen still. Auf dem Rathhause war der Mittelpunkt der Bewegung. Von hier aus unterhandelte man mit den Ministern, von hier aus ging auch eine Abordnung an den König ab. Hier

erschienen auch der Regierungspräsident von Oberbayern, der Polizeidirector und der Bürgermeister. Sie ersuchten die Versammlung, sich ruhig zu verhalten, bis die königliche Entschließung erfolge. Man wolle, rief man ihnen entgegen, sich nicht länger hinhalten lassen.

Volksredner begeisterten die Versammlung. Die Reden wurden mit größter Ruhe angehört, nur zuweilen von rauschendem Beifall unterbrochen. Da ertönte der Generalmarsch. Das brachte einen Sturm in die Versammlung. Fortgehen, Dableiben, schrie es wild durch einander. Viele, namentlich die Landwehrmänner, die jezt zu den Waffen eilen mußten, verließen den Saal.

Ein falsches Gerücht, es rotten sich auf dem Dultplaz verdächtige Personen zusammen, hatte den Befehl veranlaßt, die Besazung in die Waffen zu rufen. Daß der König vor seinem Schloß Kanonen auffahren ließ, erbitterte die Bürger. Zugleich hieß es, das Zeughaus in der Vorstadt Au werde von den Proletariern gestürmt. Da riefen die Bürger, es ist besser, die Bürgerschaft selbst nimmt dort die Waffen, als daß wir sie den Proletariern lassen. Mit dem Rufe: nach dem Zeughaus! stürzte Alles aus dem Saale.

An dem Zeughause war das Militär an Zahl zu schwach gewesen, um der Masse des Volks zu widerstehen. Die Thüren wurden erbrochen, und in kürzester Zeit hatten sich einige Tausende junger Leute aus allen Ständen daraus bewaffnet. Mit Gewehren, Hellebarden, Säbeln, einen Tambour an der Spiz, zogen sie nach dem Dultplaze. Als man ihnen so im Allgemeinen Versprechungen machte, der König werde gewiß die Volkswünsche hören, antwortete der einstimmige Ruf: „Neue Täuschung, neue Hinterhalte, neue Komödie! Entscheidung, augenblickliche Gewährung wollen wir. Reden hilft zu nichts!“ Professor Martius ermahnte zum Vertrauen auf den deutschen Bund und dessen so eben bekannt gewordene Proklamation. Ein schallendes Gelächter war die Antwort aus dem Volke. „Auf uns selbst vertrauen wir, hieß es, nicht auf den Bund, der jezt einmal aus Furcht sich an uns wendet. Nicht den Bund, sondern ein deutsches Parlament brauchen wir.“

Am Eingange der Pfandhausstraße stellten sich die bewaffneten jungen Leute auf, gegen den Promenadeplaz hin, den Sammelplaz

der Landwehr. Bald sah man viele Uniformen der Bürgerwehr unter ihnen. Der größte Theil derselben war nach dem Schrannenplaze ausgerückt. Der Bürgerwehr wollten sich die jungen Leute anschließen und vereint neben ihr kämpfen, wenn es zum Kampfe kommen sollte.

Es war gegen 4 Uhr Abends, da rückten Cürassiere und Fußvolk mit Kanonen von zwei Seiten heran. Die Offiziere vermieden den Zusammenstoß. Da alle Bürger und sonst noch ein großer Theil der Bevölkerung bewaffnet waren, die Soldaten wenig Lust zeigten, sich mit dem Volk zu schlagen, so wäre der Ausgang eines Kampfes nicht zweifelhaft gewesen. Und jezt, unter solchen Umständen, blieb auch dem König nichts anders als sich zu fügen.

Der König hatte in diesen Stunden einen entscheidenden Mißgriff gethan. Fürst Wrede hatte sich erboten, die Bewegung in der Hauptstadt durch Waffengewalt zu beschwichtigen. Die Räthe der Krone riethen alle zu Nachgiebigkeit und Milde. Der König entschied sich für Wrede und gab an ihn ausgedehnte Vollmacht. Wrede war es, der, während Alles ruhig, und nur die Bürgerschaft in öffentlicher Versammlung auf dem Rathhaus war, den Generalmarsch hatte schlagen lassen, sicher, daß Alles zu Ende sein werde, sowie die gesammte militärische Macht entfaltet werde. Dadurch aber hatte er nur Anlaß gegeben, daß das Volk das äußerste Mittel ergriff: Die Erstürmung des Zeughauses und die Selbstbewaffnung.

Der Zorn des Volkes warf sich auf Wrede. Mit Mühe verhinderten die Führer einen Sturm auf seine Wohnung.

Um 4½ Uhr theilte der Kreisinspector der Landwehr von Oberbayern, Graf Vieregg, den Bewaffneten am Promenadeplaz, an welche der Abgeordnete v. Closen eine Anrede hielt, den Beschluß des Königs mit, die Stände auf den 16. März einzuberufen. Man schenkte ihm keinen Glauben. Da erschien Prinz Karl und verbürgte mit seinem Fürstenwort, daß die Stände bis dahin einberufen seien. Das genügte.

Die jungen kampflustigen Leute entschlossen sich, jezt, da den Wünschen entsprochen sei, die Waffen wieder abzuliefern. Der Zug sezte sich nach dem Zeughause in Bewegung, voran eine Abtheilung Landwehr. Die Bewaffneten, deren Führer Schärpen um den Arm

hatten, boten einen eigenthümlichen Anblick; es waren meist junge kräftige Leute aus allen Ständen, Studenten, Künstler, Arbeiter aller Klassen, der Feingekleidete ging neben dem im Arbeiteranzug. Manche darunter waren kaum über 15 Jahre alt. Man sah Waffen hier, die vielen Jahrhunderten angehört hatten, neben Gewehren und Säbeln Picken, Streitäxte, lange und breite Schwerdter, wie man eben solche im Zeughaus vorfand. Prinz Karl selbst brach in ein herzliches Gelächter aus, als er einem kleinen jungen Tambour begegnete, der eine alte Trommel umhängen hatte, mit einem Schlägel aus uralten Zeiten. Auch Fahnenträger mit alten Fahnen gingen im Zuge. Eine ungeheuere Menschenmasse folgte demselben, oder war in den Straßen aufgestellt, durch die er sich nach dem Zeughause bewegte. Der größte Theil der Bewaffneten legte dort die Waffen nieder, ein kleiner Theil trug sie nach dem Rathhaussaal.

Fürst Wrede verließ noch an diesem Abend die Stadt. Sowie der König die verlangte Einberufung der Stände unterschrieben hatte, war seine Herrschaft zu Ende. Er war fünf Viertelstunden alleiniger Minister gewesen, mit ausgedehnter Vollmacht, und wurde ersucht, München im öffentlichen Interesse der Ruhe zu verlassen. In der Bürgerversammlung hatte der Volkswiz beantragt: ihm den Standesgehalt für sein Ministerium nach seiner Zurückkunft bei Heller und Pfennig redlich auszubezahlen. Fürst Wrede suchte zwar nachher seine Ministerschaft in Abrede zu ziehen; aber Niemand glaubte ihm. So hätte er also ohne Beauftragung Gewaltbefehle gegeben? fragte man; das wäre ja noch schlimmer. Den „Kartätschenminister" nannte ihn das Volk; es ahnte nicht, daß Andere anderswo mit Recht ihm diesen Titel bald würden streitig machen.

Die Aufregung der Gemüther dauerte fort, weil der König, der zu Allem nur mit innerm Widerstreben, nur gezwungen sich herbeiließ, mit der Bekanntmachung der gefaßten Beschlüsse zögerte. Erst am 6. März trat volle Ruhe ein. Mit der Ernennung eines Führers der Volkspartei in der Abgeordnetenkammer, des bekannten Thon-Dittmar's, zum Minister des Innern, hatte der König eine Ansprache an das Volk erlassen, worin er in alle Forderungen desselben einwilligte. „Bayern's König, so lautete der Schluß, ist stolz darauf ein deutscher Mann zu sein. Alles für mein Volk, Alles für Deutschland!

Nach den gewährten Volksrechten war in München, wie allenthalben in Bayern, die festlichste und heiterste Stimmung. Am Abend des 6. März erfolgte die feierliche Beeidigung der Truppen auf die Verfassung.

Wie wenig der König aus freien Stücken bewilligte, und wie weit die schönklingenden Redensarten in seiner Bekanntmachung ihm frei und grundsäzlich aus der Seele kommender Ernst waren, das konnte für Niemand zweifelhaft sein, der ein Auge und ein Urtheil hatte. Diejenige Partei, die es mit dem Königthum wohl meinte, hatte auf's Aeußerste gehen müssen, um ihn, in Verbindung mit den Kundgaben des Volkes, zum Nachgeben zu bewegen.

Am 3. März hatte der Fürst von Leiningen ein zweites Schreiben an den König erlassen, das ein denkwürdiges Actenstück zur Geschichte jener Tage bildet.

Allerdurchlauchtigster, schrieb der Fürst, die Reichsräthe sind von der Verfassungswidrigkeit durchdrungen, sich Allerhöchstdenselben als eine Körperschaft darstellen zu wollen. Es konnte daher jetzt, wie in einem früheren Falle, nur von einer individuellen Meinungsäußerung, von Notabeln die Rede sein, welche tief erschüttert sind von den Gefahren, die Ew. Majestät und dem Vaterlande drohen. Ich beschwöre Sie, bei Allem was Ihnen theuer ist, bei den Ahnen Ihres erhabenen Hauses, empfangen Sie heute die Adresse Ihrer Unterthanen gnädig. Versichern Sie, die gestellten Bitten in Erwägung zu ziehen, und zu diesem Zwecke die sofortige Einberufung der Stände befehlen zu wollen. Ich komme eben vom Rathhause. Die Adresse enthält Nichts, was das Königthum in den jezigen Zeitverhältnissen nicht freudig annehmen könnte; ich habe sie deßhalb unterschrieben. Der feste Wille eines Königs ist groß und edel; bleibt er aber unbeugsam gegen die Anforderungen der von der Vorsehung beschlossenen Richtungen der Zeit, dann zerfällt er in Staub und wird zu einem Fluch für Königthum und Volk. Ew. Majestät werden mich nicht zeihen können, jemals ein Wort der Unwahrheit zu Ihnen gesprochen zu haben. Empfangen Ew. Majestät daher die feierlichste Versicherung, daß, wenn Sie unabänderlich auf Ihrer Willensmeinung bestehen, Sie, nachdem vielleicht Ströme Bluts geflossen, sich in Kürze genöthigt sehen werden, vom Throne Ihrer Väter herabzusteigen. Wenn aber Ew. Majestät Ihre Krone Ihrem

Willen zum Opfer bringen, so ziehen Sie in Erwägung, daß ein solcher Vorfall ganz Deutschland, unser theures Vaterland, mit in den Abgrund schleudern würde. Ew. Majestät werden dies nicht thun, können dies nicht thun, dürfen dies nicht thun. Ich bin Ihr treuester Unterthan; allein ich bin auch ein deutscher Fürst und würde als solcher Ew. Majestät nicht zur Nachgiebigkeit rathen, wenn es mit der Ehre eines Fürsten unverträglich wäre. Um Eines beschwöre ich Sie noch: Nur keine halben Maßregeln! Gott erhalte und segne Sie! —

Dieses Schreiben blieb nicht geheim. Es kam gleich nach der Bekanntmachung des Königs in die Oeffentlichkeit; vielleicht in der Absicht, um dem Volke die Augen über die wahren Ansichten des Königs und über die Stellung der Minister zu ihm, troz seiner Zusagen, offen zu halten. Mißtrauen gegen den König mußte die Veröffentlichung dieses Schreibens jedenfalls in's Volk bringen. Den Fürsten v. Wallerstein machte das Gerücht zum Verbreiter, und brachte damit die Entlassung desselben in Verbindung.

Von der Seite, welche dem Könige so viel Unruhe gemacht hatte, kamen neue Veranlassungen zu einer Volksbewegung. Die Gräfin Landsfeld gab ihre Versuche nicht auf, nach München und zum Könige zurückzukehren. Ein Theil ihrer Dienerschaft war schon seit einigen Tagen wieder in ihrem Hause in der Barer Straße sichtbar. Am 16. März lief das Gerücht durch die Stadt, Lola selbst sei wieder da. Man wollte sie in einem Hause in der Wurzer Straße gesehen haben.

In dieser Straße nahm Abends zwischen 6 und 7 Uhr der Auflauf seinen Anfang. Das Haus wurde durchsucht, das Volk fand aber Nichts von ihr, als es auf einmal hieß, sie sei in Mannskleidern unter dem Schuz der Polizei im Polizei-Gebäude. Vor diesem gab es Auftritte wie die früheren. Als die Truppen einem Sturm auf das Zeughaus begegneten, wurde ihnen vom Volk mit Steinwürfen so zugesezt, daß Cürassiere und Landwehr Feuer gaben. Sie schossen in die Luft, keiner wurde verwundet. Es blieb bei der Verwüstung des Polizei-Gebäudes. Eine Bewegung auf das Königliche Schloß zu, und etwaige gröbere Ausschweifungen des Volkshaufens hier, schnitten die Truppen ab. Es wurde bekannt gemacht, durch Straßenanschlag, am Nachmittag des 17. März: Der König finde sich zu der Erklärung bewogen, daß die Gräfin von Landsfeld das

bayerische Staatsbürgerrecht zu besizen aufgehört habe, und da die Gräfin ihre Versuche nicht aufgebe, sezten die Vorstände der Ministerien der Justiz und des Innern hinzu, die Ruhe der Hauptstadt und des ganzen Landes zu stören, so seien alle Gerichts- und Polizei-Behörden des Königreichs angewiesen worden, auf „besagte Gräfin" zu fahnden, und sie überall, wo man sie finden möge, zur Haft zu bringen, um sie sofort der richterlichen Untersuchung zu überweisen.

Den ersten Theil des Straßenanschlags hatte König Ludwig selbst unterzeichnet; den lezteren Theil unterzeichneten nur von Beisler, der neue Minister des Innern, und Thon-Dittmar.

Der Abend ging in Ruhe und Ordnung vorüber, Alles schien zufrieden zu sein; nur das Aufruhr-Gesez, das auch an den Straßenecken angeschlagen war, wurde sogleich vom Volke überall wieder abgerissen.

Der 18. März brachte aber wieder die größte Aufregung, eine größere, als bisher in München gewesen war. Eine bewaffnete Macht von 9 bis 10,000 Mann war theils auf den Pläzen und Straßen aufgestellt, oder durchzog dieselben, theils war sie in den Kasernen unter den Waffen. Die Straßen wimmelten von Neugierigen. Jeder fragte bestürzt den Andern, was diese außerordentliche Kraftentwickelung bedeute. Die Wenigsten wußten noch, um was es sich handele. Man sprach von einem Handstreich, der durch geheime Leiter beabsichtigt sei, von Anträgen, die der Bürgerschaft gemacht worden; die Adelspartei und die mit ihr verbündete geistliche Partei beabsichtigen den König zur Ernennung eines Mitregenten in der Person des Kronprinzen, ja zur Abdankung zu bewegen.

Eine Abordnung ehrenwerther Bürger begab sich schon am Vormittage zu dem Minister des Innern, sezte ihn von der Intrigue in Kenntniß und ertheilte die heiligste Versicherung, daß die Bürger der Stadt solchen finstern Umtrieben fremd und mit Gut und Blut dem König ergeben seien.

Die Männer des Fortschritts, insbesondere Dr. Greiner und Kaufmann Rosipal, hatten zur rechten Zeit entdeckt, wo gewisse Leute hinaus wollten. Durch ihre Maßregeln ward das Unternehmen der Adels- und Priesterpartei in der Geburt erstickt. Die Bürgerschaft, das Studentenfreikorps und die Linie standen bereit, sich zum Schuze des Königs und der Thronfolge wie ein Mann zu erheben;

die ersteren erklärten aber auch um so entschiedener, daß sie die vollständige Verwirklichung der dem Lande gemachten Zusagen sofort erwarten.

Diejenigen, die aus Parteizwecken den Handstreich vollführen wollten, hatten es darauf abgesehen, wieder eine Volksversammlung auf dem Rathhause zu halten, um von da aus auf die Bürger einzuwirken. Der Stadtrath hatte aber vorsichtig den Saal schließen lassen; es konnte Niemand dort eingelassen werden. Noch immer liegt ein Schleier über diesen Plänen.

Die Thronfolge zu sichern, sollen die Münchener Grund gehabt haben. Dem Vernehmen nach diente die Gräfin Landsfeld bei dem lezten Krawall nur zum Vorwand. Es war allgemeine Ueberzeugung in München, daß der Tumult bezahlt war. Dieser sollte am 18. März sich in verstärkter Weise wiederholen. Die Fäden dazu seien in der Hand der adeligen und kirchlichen Partei gewesen, sie habe dabei den Zweck gehabt, den Prinzen Luitpold auf den Thron zu erheben; der Kronprinz hätte nur vorübergehend eintreten sollen. Ohne Scheu sprachen die bayerischen Blätter diese Ansicht aus, und die ängstliche und dabei doch unkräftige Weise, in der sich die kirchliche Partei gegen diese Vorwürfe verwahrte, sprach bei Manchem eher für als gegen diese Annahme.

Am Morgen des 20. März empfing der König Abordnungen des Volkes in offener Audienz. Den Tag über trug man sich in verschiedenen Kreisen mit Gerüchten. Niemand schenkte ihnen Glauben. Abends 10 Uhr erschien ein Adjutant des Königs auf der Hauptwache des academischen Freikorps. Der erklärte im amtlichen Auftrag: König Ludwig hat abgedankt. Er habe, lasse ihnen der König sagen, seit 23 Jahren regiert, nach Grundsäzen, die er für die richtigen gehalten; nun sei er gezwungen worden, Einräumungen und Versprechungen zu machen, die er nicht zu halten im Stande sei; er sehe sich unter diesen Umständen veranlaßt, seine Krone niederzulegen.

Abends um 6 Uhr hatte König Ludwig zu Gunsten des Kronprinzen der Krone entsagt. Nur wenige Bewohner Münchens erhielten noch an diesem Abend Kenntniß davon. Die es erfuhren, waren auf das Aeußerste bestürzt. Vor dem Rathhause, in dem Rathhaussaal, bildeten sich Gruppen der Bürger. Die Bürger wollten sich vor Allem versichern, ob der König nicht gezwungen diesen Schritt

gethan habe; in diesem Fall waren sie zu einer feierlichen Einsprache entschlossen. Der Bürgermeister erschien noch Nachts nach 10 Uhr unter den Landwehrmännern auf der Wache und erklärte, daß ihm noch keine amtliche Mittheilung geworden, König Ludwig aber befinde sich den ganzen Abend in sehr heiterer Stimmung; sie mögen doch warten, bis der Morgen Bestimmtes bringe. Es wurde beschlossen, des anderen Tages früh 7 Uhr die Bürger zu versammeln und einige an den König zu senden, um sich Aufklärungen über die nächsten Ursachen zu diesem Entschluß zu verschaffen, um sich zu überzeugen, ob die Thronentsagung eine freiwillige gewesen.

Aber schon in der Frühe rückten die Truppen aus, um dem neuen König den Eid der Treue zu leisten; zu gleichem Zweck wurde die Landwehr zusammenberufen. Der neue König Maximilian der Zweite leistete Morgens 8 Uhr im versammelten Staatsrath und in Gegenwart einer Abordnung der Reichsstände den verfassungsmäßigen Eid. Der Reichsherold ritt in den Straßen umher und rief König Max den Zweiten aus.

Zu gleicher Zeit wurden „Ludwig's Königliche Worte an die Bayern," gedruckt vertheilt.

Bayern, sprach er, Eine neue Richtung hat begonnen, eine andere, als die in der Verfassungs-Urkunde enthaltene, in welcher ich nun im 23. Jahre geherrscht. Ich lege die Krone nieder zu Gunsten meines geliebten Sohnes, des Kronprinzen Maximilian. Treu der Verfassung regierte ich, dem Wohle des Volkes war mein Leben geweiht. Als wenn ich eines Freistaates Beamter gewesen, so gewissenhaft gieng ich mit dem Staatsgut, mit den Staatsgeldern um. Ich kann Jedem offen in die Augen sehen. Und nun meinen tief gefühlten Dank Allen, die mir anhingen! Auch vom Throne herabgestiegen, schlägt glühend mein Herz für Bayern, für Deutschland. —

Die Thronentsagung König Ludwig's war in der That eine freiwillige. Aber wohin die Kunde in Bayern kam, legten die in den lezten Tagen vorgekommenen Wühlereien einer geheimen und im Finstern arbeitenden Partei den Gedanken nahe, daß die Entsagung durch halben Zwang, wäre es auch nur durch künstliche Häufung von Schwierigkeiten und Schreckbilder, herbeigeführt worden. Aus den Städten und vom Lande wollte die Bevölkerung in

der ersten Erregung in Masse nach München ziehen und sich der Bürgerschaft der Hauptstadt zur Seite stellen.

Seit dem 19. März stand bei König Ludwig der Gedanke der Thronentsagung fest. Keine Bitten seiner Familie — es gab rührende Scenen — vermochten ihn von diesem Schritt abzuhalten. Beigetragen haben dazu die Zeitereignisse, welche das Staatsleben gewaltig umänderten und unwiderstehlich in eine neue Richtung die Regierenden drängten. Mitgewirkt haben die zahllosen Wünsche, die von allen Seiten zum Thron gebracht wurden, und deren Gewährung oft stürmisch gerade Diejenigen verlangten, von denen König Ludwig unterthänigsten Gehorsam gewohnt war, und die ihn daran gewöhnt hatten. Aber was ihn hauptsächlich dazu bestimmte, das waren doch wohl andere Dinge.

Von zwei Seiten aus hatte man Alles in den lezten Wochen versucht, „den König Ludwig mürbe und des Regiments satt zu machen," von Seiten des Adels und der priesterlichen Partei. Unter ihren Intriguen fühlte sich der König mit jedem Tag enger und enger eingesponnen. Das ertrug er nicht; das Gespinnst zu zerreissen, wagte und vermochte er nicht. Die Bürgerschaft, das Volk überhaupt, mit deren Hülfe er es hätte thun können, wollte er nicht ansprechen. Sie hatten ihm so eben erst, zu tief wehe thuend, in den Busen mit rauher Hand hineingegriffen, und im Augenblick wenigstens schloß sich sein Herz vor ihnen zu.

Daß sie ihm die förmliche Aechtung seiner ihm unentbehrlich gewordenen Freundin — sie war seine Freundin, nicht seine Geliebte — in schwerer Stunde abgenöthigt; daß sie ihn gezwungen, sie für vogelfrei zu erklären, mit blutendem Herzen das ihm Theuerste ihnen zu opfern — das konnte der poetische, der schönheitssinnige König nicht verwinden.

Sie hatten selbst die Bande entzwei geschnitten, welche ihn innerlich an sein Volk banden, und er knüpfte nun um so freier das Band wieder an, das ihn so lange in geheimnißvollem Zauber mit einer Einzigen verbunden, das er selbst nie gelöst, sondern das fremde Gewalt ihm schmerzlichst aus dem Herzen gerissen hatte.

Das war der eigentliche bittere Kelch, welchen ihm Adel und Priesterschaft, und das durch beide fanatisirte Volk, gemischt, kredenzt und bis auf die Neige zu leeren ihn gezwungen hatten. Die poli=

tischen Grundsäze und Richtungen, die jezt neu aufkamen, mundeten ihm auch nicht, doch waren sie nur in den schon anders gefüllten Kelch nur weitere bittere Tropfen; sie allein hätte er wohl hingenommen, er hätte sich überwunden, und wie Andere in die Zeit geschickt.

Gerne verhüllte er die wahre tiefe Wunde des Herzens damit, als wäre er blos aus politischen Rücksichten abgetreten. Seine bisherige Art zu regieren machte es ihm leicht, in Vieler Augen diesen Schein zu haben. Er hatte von jeher die Verfassung als eine harte Zugabe zum Throne betrachtet. Er hatte sich in den Gedanken eines verantwortlichen Ministeriums nie zu finden gewußt. Er liebte es, die Minister so zu sagen als seine Sekretaire anzusehen. Nun, da es so entschiedener Ernst mit einem wahren Verfassungsleben werden wollte, nun, da man ihm ein Regierungssystem vorschrieb und er es sich vorschreiben lassen sollte: war er in einen starken Widerspruch mit seiner Natur und seiner bisher geübten Gewohnheit des Daseins und Wirkens gekommen. Aber die Einsprache, das Widerstreben seiner Natur hätte sein politischer Verstand gewiß überwunden; der Politiker in ihm wäre der Gewalt der Umstände gewichen, wäre nur nicht ein für ihn noch schwereres Opfer dazu verlangt worden, das beste Stück seines Herzens, ja das Herz selbst. Dieses auf dem Altar des Vaterlandes in der Opferflamme der neuen Zeit von der Leidenschaft reinigen zu lassen, dazu war der König zu sehr Romantiker und nicht klassisch groß genug.

Einen Versuch, sich zu überwinden, hatte er gemacht; die Worte seiner Bekanntmachung vom 6. März, worin er wie aus übervollem Herzen sprach, das in heldenmüthigem Entschluß auf die Bahn der neuen Zeit sich gewendet — diese Worte waren nicht blos beabsichtigter, blendender Schein; aber es waren Worte, von der Gemüthsstimmung des Augenblicks eingegeben, und was er in einem großen Augenblick seinem Herzen abgerungen hatte, von den augenblicklichen Umständen so weit getrieben, das war ihm zu schwer, nachdem diese erhöhte Stimmung des Augenblicks vorüber war. Er konnte sich nicht lange auf der idealen Höhe des sich selbst besiegenden Fürsten halten: Die Natur des Menschen war überwiegend mächtig in ihm. Und wenn er die Worte, die man ihm in den Mund legt, gesprochen hat, die Worte: „Ich will kein regierter König sein;“ so meinte er

gewiß damit zunächst, am wenigsten wolle er in Sachen seines Herzens sich vorschreiben lassen und gehorchen.

Bayerische und rheinische Blätter brachten ein Gedicht, mit der Ueberschrift „König Ludwig's Abschied," welches das Gepräge der Echtheit an sich hat. Was der poetische König darin ausspricht, stimmt mit dem oben Ausgeführten überein.*)

Nach der Schilderung von Augenzeugen kam das bayerische Volk aus der Verwirrung, aus der Betroffenheit, die der allgemeine Eindruck bei der ersten Kunde von der unerwarteten Wendung der Dinge waren, nicht gleich heraus. Niemand wußte im eigentlichsten Sinne des Worts, welche Miene er dazu machen sollte; es war Allen in ihrem Gedankenkreise etwas verrückt; man sah kein einziges fröhliches Gesicht bei der öffentlichen Verkündigung der Thronveränderung, und die üblichen Lebehochs des Volkes waren kalt und matt.

---

*) Das Gedicht lautet:

König Ludwig's Abschied am 20. März 1848.

(Besonders die Münchener betreffend).

Verlassen und traurig wandelnd,
Zieh' ich in die Welt hinein,
Denn frei und groß nur handelnd
Mocht' ich Euer König sein.
Ich hab' Euch sehr geliebet,
Ihr habt mich sehr betrübet,
Das schuf mir arge Pein.

Die stolzen Aristokraten
Verleideten mir den Thron,
Sie haben auch Euch verrathen,
Und sprechen uns beiden Hohn.
Die Höflinge, glatt und schmeichelnd,
Die Geistlichen, Liebe heuchelnd,
Entrissen mir die Kron'.

Ein Herz im Busen tragend
Für Schönes, was Menschen ziert,
Mein Volk mit Künsten begabend,
So hab' ich stets regiert.
Schwört Treue nun meinem Sohne.
Bleibt treu, ihr Bayern! der Krone,
Und dem Geseze, das Euch regiert.

Die Bevölkerung war verstimmt, am meisten die Kunstwelt, welche in Ludwig viel verlor, ob er gleich nach seiner Abdankung äußerte, er werde nach wie vor Beschützer der Kunst sein, und das Begonnene der Vollendung zuführen.

Alles zeigte, daß die Anhänglichkeit an König Ludwig im Volke Wurzel hatte. Viel that die Macht der Gewohnheit, Viel aber auch die Persönlichkeit Ludwigs. So sehr auch Manches an ihm oft verlezt hatte, besonders seine Hartnäckigkeit, sein Eigensinn: so stand er doch vor den Augen seines Volkes in einem eigenthümlich günstigen Lichte, durch den poetischen Schein, der seine Person umgab, durch seinen Sinn für alles Schöne, durch eine jugendliche Frische und Vielseitigkeit seines Geistes, durch einen gewissen Schwung seines ganzen Wesens. Die große Mehrheit der Menschen pflegt über glänzenden Eigenschaften Vieles zu übersehen.

Selbst nicht ohne ein gewisses Mißtrauen fügte man sich in Baiern in die neue Ordnung der Dinge, in einen Regierungswechsel, der „schier bei Nacht und Nebel geschehen sei." Noch bei der Schwurhandlung selbst sprachen die Bürger: Wir wollen wissen, ob es der König freiwillig gethan hat, wir wollen seine Unterschrift sehen.

Es fehlte auch nicht an solchen, welche in diesem Ende der Regierung König Ludwigs eine Vergeltung sahen, und sprachen: „Wunderbar sind die Gerichte Gottes." Die Männer des Volkes und der Freiheit, die unter seiner Regierung so schrecklich gelitten hatten, stiegen aus ihren Kerkern hervor lebendig vor die Erinnerung, vor das Auge; man gedachte der unwürdigen Abbitten vor dem Bilde des Königs, der commandirten religiösen Kniebeugungen, der Verfolgung der Andersglaubenden, und wie er, theils selbst, theils zulassend, der Freiheit die natürliche Regung und Bewegung, ja selbst das Athmen beschränkt hatte. So mußte, hörte man sagen, eine Regierung enden, welche mit dem Geiste der Zeit in geraden Widerspruch sich gesetzt hatte; so, unter Scandal und wenig Ehre, mußte ein König abtreten, der meist nur rückwärts und wenig vorwärts sah, der mit seinen Begriffen mehr im Mittelalter lebte, als in der Gegenwart, unzeitgemäß und darum in die Länge unmöglich; ein König überdies, auf dessen Namen viele Tausend Seufzer und heiße Thränen von Unschuldigen lasteten, deren Väter, Brüder, Söhne oder Geliebte wegen freien Wortes, oft wegen Mißliebigkeit, auf

bloßen Verdacht hin, unter ihm in den Zuchthäusern verkümmert, siech oder wahnsinnig, oder in scheußlichen Kerkern begraben worden waren. Doctor Wirth, der Verfasser dieser Geschichte, erlebte noch diesen politischen Ausgang König Ludwigs, dann starb er, fünf Monate darauf: Die Behandlung, die er unter König Ludwig erfahren, hatte seine starke Gesundheit und die gewaltige Kraft seines Geistes früh untergraben.

Auch die Aeußerung des Königs, daß er so gewissenhaft mit den Staatsgeldern umgegangen sei, als wenn er eines Freistaats Beamter gewesen wäre, wurde sehr verschieden beurtheilt. Die Einen sagten, wir wollen sehen, was der Landtag bei Berathung des Finanzwesens dazu sagen wird. Andere meinten, in dem Ausdruck eine außerordentliche Unvorsichtigkeit finden zu dürfen, welche durch die Vermeidung des Wortes Republik um Nichts gebessert werde. Es heiße das, dem unklaren Gefühle Vieler den Ausdruck in den Mund geben. Manche fragten geradezu: „So ist denn Redlichkeit nur in der Republik natürlich?"

Dafür, daß König Ludwig ganz aus eigener Ueberzeugung der Regierung entsagte, spricht auch noch, als besonderer Grund, der hohe Betrag seines Antheils an der Civilliste. Er behielt sich von der Civilliste, welche im Ganzen Eine Million Dreimalhundert Achtzigtausend Gulden beträgt, für sich jährliche Fünfmalhundert fünfzig Tausend Gulden vor, was ihm kaum zugestanden worden wäre, hätte er nicht freiwillig die Krone niedergelegt. Auch soll sich der Kronprinz Anfangs geweigert haben, unter den ihm allerdings sehr lästigen, geldlichen Bedingungen des Königs die Krone zu übernehmen.

So hat sich die reizende verbannte Frau ihren Raum in der Geschichte erobert, nicht durch Zufall, sondern mit Willen und Bewußtheit. Sie selbst machte sich politisch wichtig, indem sie aus der Rolle der Freundin des Königs heraustrat und nach der Herrschaft griff. Sie wurde noch mehr politisch wichtig, indem sie Anlaß gab, und als Anlaß benützt wurde, zu den Bewegungen und der Wendung der Dinge in München. Sie wird wohl selbst kaum mehr nach Bayern verlangen. Geld hat sie von König Ludwig: Herrschaft kann er ihr nicht mehr gewähren.

Die Bewegung in den beiden Hessen und in Nassau.

Das politische Leben regte sich aller Orten in Deutschland. Es war, als zöge Frühlingshauch durch die Menschenwelt, wie durch die Natur. Zu Mainz schloß die zusammenberufene Generalversammlung des Narrenvereins mit dem Rufe: „Kein Karneval, sondern Preßfreiheit und Volksbewaffnung!“ Die Narrenkappen verschwanden und die aus Tausend Narren bestehende Versammlung gestaltete sich zu einer Bürgerversammlung, welche beschloß, in großem Zuge nach Darmstadt zu ziehen und dort der Kammer der Abgeordneten eine Adresse zu überreichen. Am ganzen Mittelrhein mußte gerade Mainz es sein, wo die Aufregung am größten war. Mainz, von jeher, selbst in finsteren Zeiten, durch freie geistige Bildung vor andern Städten ausgezeichnet, die Stadt, in der bis auf diese Tage der Geist nicht erstorben war, der zu Ende des vorigen Jahrhunderts hier am Rhein die Republik verkündet hatte, diese Stadt mit den schönen freisinnigen Frauen und den kräftigen feurigen Männergestalten — sie mußte sich besonders freudig bewegen, unter dem neuen Hauche von Westen.

An der Spize der dortigen Bewegung stand der Rechts-Anwalt Ziz, ein entschiedener politischer Character. An ihn ging die Adresse, die nicht an den Fürsten, sondern an die Abgeordneten der Stadt Mainz gerichtet war, die zu Darmstadt in der Kammer saßen. Diese Adresse ist der merkwürdigsten Eine, durch die Wahrhaftigkeit, den Muth ihrer Sprache, und durch die Kritik des bisherigen Regierungsunwesens. Sie lautete also:

„Der mächtige Athem der Zeit hat den Dunst verweht, welchen Hofdiener und kurzsichtige Regierungsbeamte dem geistigen Auge der Fürsten vorzumachen bemüht waren. Ueberall ist die Stimme des Volkes laut geworden, und wo sie mißachtet wurde, hat der bewaffnete Arm die unveräusserlichen Rechte des Menschen zu fassen gewußt, die ihm eine verabscheuungswerthe Politik nur zu lange vorenthalten hat. Auch in Hessen ist mit den Zugeständnissen gegeizt worden, und eine verblendete Regierung hat die Liebe des Volkes zu ihrem Fürsten in hohem Grade beeinträchtigt. In Zeiten, wie die gegenwärtige, bewährt

sich aber dieselbe. Rheinhessen's Bürger werden die Treue bewahren, wovon sie schon so oft Proben abgelegt haben. Aber sie verlangen dagegen mit allem Nachdruck, welchen Recht und Gesez zu geben vermögen, Alles, was ihnen die Verfassungs-Urkunde zugesteht, und was zum Schuz ihrer Freiheiten und ihrer Rechte dienen kann. Sie verlangen als Grundlage der Volksfreiheit die Lösung der Presse von allen Fesseln, in welche verfassungswidrige Willkühr und fremder Einfluß sie gelegt hat; sie verlangen, daß ihre Gesezgebung, die Bürgschaft ihrer bürgerlichen Freiheit, unangetastet bleibe; sie verlangen, daß das stehende Heer, dieser fressende Krebs am Staatseinkommen, aufgehoben, und eine die Sicherheit des Landes im Innern und nach Außen allein schüzende Volksbewaffnung an dessen Stelle gesezt werde; sie verlangen volle Freiheit des Gemeinde- und Volkslebens, ohne den verhaßten Zwang der Polizei-Gewalt, und ohne die Bevormundung eines anmaßenden Beamtenstandes. Sie verlangen das Recht, ihren Ständen die Wünsche und Bedürfnisse des Landes ungehindert aussprechen und sich zu diesem Zweck in öffentlicher Versammlung vereinigen und berathen zu dürfen. Sie verlangen endlich eine Umarbeitung der Verfassungs-Urkunde in zeitgemäßem Geiste, ein besseres Wahlgesez, gesezliche Gleichstellung und Freiheit des religiösen Kultus, endlich eine wahrhafte Vertretung des deutschen Volkes durch ein deutsches Parlament. Sie verwahren zum Schluß sich feierlich gegen das Polizeigesez, welches, in einer Beamtenkammer berathen, die Rechte des Volkes vernichtet und jede freie Bewegung verkümmert. Die Zeit drängt. Soll den Ereignissen vorgebeugt werden, so müssen Thaten an die Stelle des leeren Wortschalls treten. Die Kammer hat eine hohe Verantwortlichkeit gegen Fürst und Vaterland: Möge sie sich ihres Berufs würdig erweisen."

Alle Bürger in Mainz und ganz Rheinhessen wurden aufgefordert, die Adresse persönlich nach Darmstadt zu überbringen, doch begnügte man sich zulezt mit einer Abordnung. In Darmstadt selbst fanden sich Abordnungen aus anderen Theilen des Großherzogthums zusammen, am 2. März. An diesem Tage entwickelte der Abgeordnete Reh, im dichtgedrängten Ständesaale, aber vor leerer Ministerbank, einen

Antrag auf sofortige Aenderung des Regierungssystems und den Wechsel der Minister. „Des Fürsten Wille, sprach Reh, konnte nicht zur That werden, weil seit Jahren zwischen ihm und seinem Volk ein Minister steht, als Träger eines Systems, das in allen Verzweigungen, mit denen es in das Staatsleben eingreift, die gesetzliche Freiheit des Volkes und die Entwickelung seiner Einrichtungen lähmte, welches das Institut der Kreis-Räthe zu einer fast unerträglichen Machtvollkommenheit gelangen ließ, die Presse in Fesseln schlug, das natürliche Recht der Versammlung und Besprechung gemeinsamer Angelegenheiten zum Verbrechen stempelte. Die unausbleibliche Folge dieses Systems war und ist Mißstimmung und Mißtrauen im ganzen Lande, in Städten wie in Dörfern und in allen Ständen."

Die Staatsregierung eilte wie anderwärts auch hier, Zugeständnisse zuzusagen. Der alte, ehrliche Brunck, ein Mann aus dem schlichten Bauernstande, kerngesunden Verstandes und Herzens, seit vielen Jahren Abgeordneter, meinte, die Regierung dürfe bei dem Zugesagten nicht stehen bleiben. Mit dem Scharfsinn des gewandten Rechtsanwalts, mit der hinreissenden Macht der leichtfließenden Rede, zergliederte Zitz die Zusagen der Regierung und zeigte, wie überall ungenügend sie waren. Lehne sprach im gleichen Geiste; er stellte die Forderungen des Volkes bereits als rechtliche Errungenschaften dar. Der Bürger wird sich Nichts mehr entreissen lassen, rief er begeistert aus, und alle Gallerien stimmten in größter Aufregung ein.

Heinrich von Gagern hatte schon am 27. Februar mit einigen andern Abgeordneten einen Antrag gestellt:

„Auf Erzielung einer einheitlichen monarchischen Führung für Deutschland, die sich, um stark zu sein, auf den Beirath des Volkes stützen müsse. Unter so dringenden und von außen Gefahr drohenden Umständen solle der Großherzog dahin wirken, daß für die Dauer derselben die Sorge für den Schutz der äußern und innern Sicherheit Deutschland's, insbesondere die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, des Heerwesens und der Volksbewaffnung in die Hand Eines Kabinets gelegt werde, dessen Minister dem zeitweiligen Haupt Deutschland's und der Nation verantwortlich wären; das Haupt Deutschlands hätte dann die Gesetzgebung und die Besteuerung, in Uebereinstim-

mung mit einem Rath des Volkes, nach den wesentlichen Formen des repräsentativen Systems auszuüben; die Berufung der Nationalvertretung aber sollte gleichzeitig mit der Ernennung des Bundeshauptes erfolgen."

In der Kammersizung vom 3. März sprach Gagern die Ansicht aus, der Wunsch nach einer allgemeinen deutschen Gesezgebung müsse noch über einen Sonderantrag auf Aufrechthaltung der rheinhessischen Institutionen gestellt werden. In derselben Kammersizung erndtete Zitz stürmichen Beifall von den Gallerien: Er zeigte sich als den entschiedensten Mann der Freiheit, der nicht danken wollte für bloße Zusagen, sondern den Augenblick benüzen, um die Freiheit in die Hand zu bekommen. Prinz Emil von Hessen, ein Mann des Rückgangs, trat im Angesicht der Bewegung, eine Reise nach Oesterreich an; der Erbgroßherzog, dessen volksfreundliche Gesinnung bekannt war, war von München nach Darmstadt zurückgeeilt. Für das Ministerium du Thil war Alles verloren; es war unmöglich geworden. Der Abgeordnete Zitz sprach am 4. März in einer großartigen Bürgerversammlung in Mainz die schweren Worte: „Mitbürger, unser Wechsel läuft schon über 30 Jahre; dennoch wollen wir noch drei Respecttage gewähren; nach diesen, also am Mittwoch, in Verbindung mit der ganzen Provinz, geht es nach Darmstadt, um unsere Wünsche persönlich geltend zu machen." Der Beifallssturm bewies, daß er dem Volk aus dem Herzen sprach. Man fing an, in Darmstadt die Lage der Dinge einzusehen. Für die neue Richtung des Staatslebens waren neue Kräfte nöthig. Der Großherzog nahm seinen Sohn, den Erbgroßherzog, zum Mitregenten an, und Heinrich v. Gagern, einer der Führer des bisherigen ständischen Widerparts, wurde an die Spize der Regierung gestellt. Das neue Ministerium versprach dahin zu wirken, daß, was den Forderungen der Zeit entgegenstehe, beseitigt werde.

Die Rückwirkung auf Kurhessen konnte nicht ausbleiben.

Den Kurhessen hatte der Gang der Dinge gezeigt, wie viel und wie lange ein deutsches Volk ertragen und erdulden könne. Kurhessen war ein sprechendes Beispiel, daß eine Verfassung ohne freie Presse und ohne Volksbewaffnung eitel Lüge und Gaukelspiel ist. Die papierne Verfassung war gut, und vom Hof aus und von dem Ministerium aus waltete und schaltete man, als wäre es darauf abgesehen, die Verhöhnung der Verfassung so recht zur Schau zu tragen. Das

war das Land der häßlichsten Aergernisse von oben herab, der willkürlichsten Gewaltthätigkeiten, der Hassenpflug'schen Geschichten, der sclavischen Fügsamkeit der Gerichte, durch welche schuldige Minister, troz ihrer gesezlichen Verantwortlichkeit, frei und lachend durchschlüpften, und durch welche anerkannt schuldlose Männer, wie Jordan, mit teuflischer Bosheit gequält wurden, weil die Richter wußten, daß sie sich bei Hof, und was damit zusammenhing, in Gnaden sezten, wenn sie mißliebige Männer durch die Chikane der Rechtspflege verfolgten. Das war das Land, wo das gute Wahlgesez, welches das Volk auf dem Papier hatte, durch die Paschas der Beamtenwelt so gehandhabt wurde, daß es zur Null wurde; Kammermitglieder, die der Willkür im Wege waren, wurden durch die Gerichte aus der Kammer hinausschikanirt. Das ganze öffentliche Wesen war in Kurhessen seit vielen Jahren durch und durch zerfressen. Gemeine Verbrecher, wie einer, der wegen schwerer Mordthat in Eisen gesessen hatte, waren hier im Staatsdienst angestellt. Die Regierung hatte auf's Strengste stets darauf gedrungen, daß das Volk seine Pflichten gegen sie erfülle; sie selbst hatte troz des Bundesbeschlusses von 1830, troz ihrer geschworenen Eide, troz ihrer Frömmelei, ihre Verpflichtungen gegen das Volk nicht erfüllt. Die Urquelle alles Uebels, aller Beschwerung, alles Drucks, aller himmelschreienden Ungerechtigkeiten war, daß der Kurfürst, seit dem Minister Hassenpflug traurigen Andenkens, fast lauter Männer zu Rathgebern hatte, die von der neu aufgebrachten niederträchtigen Ansicht ausgingen, die Völker haben gar keine Rechte, sondern es hange bloß von der Gnade und Barmherzigkeit der Fürsten ab, wie viel oder wie wenig sie jenen einräumen wollen; diese logen dem Fürsten vor, die Völker müssen mit Allem, was ihnen solchergestalt gereicht wäre, zufrieden sein, und wär' es auch noch so wenig. Solchen Leuten stand die Verfassung gar nicht an, weil dieselbe von einer gerade entgegengesezten Ansicht ausging, und eine ganze Menge Rechte aufzählte, die das Volk habe, und die es noch erhalten müsse. Darum suchten sie diese Verfassung auf alle Art zu beschränken, zu umgehen oder zu vereiteln. Alle Absäze der Verfassung wurden daher auf das allereingeschränkteste ausgelegt, und wenn das noch nicht genügend schien, so wurde sogar den Worten und dem Sinn Gewalt angethan, oder man erfand Mittel, wodurch ihre Wirkung vereitelt wurde. Alles,

was man von versprochenen Dingen aus irgend einem Grunde oder Vorwand verschieben konnte, wurde verschoben. Was sich aber durchaus nicht verschieben ließ, wurde wenigstens so beschränkt und kärglich gegeben, daß es fast allen Werth verlor. Statt der Freiheit der Presse und des Buchhandels, die von der Verfassung in vollem Umfang verheißen war, hatte Kurhessen seit langer Zeit eigentlich gar keine Presse, weil alles durch diese Leute gleich im Keim erstickt und unterdrückt wurde. Das durch die Verfassung gewährleistete Recht der freien Meinungsäusserung war fast gänzlich untergraben. Denn es wurde jedem freien Wort, jeder Kundgebung anderer als der ministeriellen Ansichten, aufs ängstlichste aufgelauert, und wenn etwas der Art ertappt wurde, so waren Verfolgung, Zurücksezung, Untersuchung, Auflösung von Gesellschaften und dergleichen die Folge. Darum wagte fast Niemand mehr ein freies Wort zu sprechen. Noch zu keiner Zeit hatte in Hessen ein solches Spionir- und Angebersystem geherrscht, wie in den lezten Jahren. Jeder fürchtete sich vor den Andern, wie vor lauter Verräthern, und es war eine so gedrückte engherzige Stimmung, als wenn Jeder einen eisernen Reif um die Brust hätte, oder wenn das ganze Land der Alb drückte. Die durch die Verfassung verbürgte Freiheit des Gewissens wurde in der Art geachtet und berücksichtigt, daß man ehrbare Männer und Frauen, welche auf eine andere Art, als nach ministerieller Ansicht, Gott anbeten wollten, mit Gensdarmen auseinander jagte, ja, wenn sie schon gestorben und begraben waren, wieder aus der Erde grub, damit sie nicht neben ihren Mitbürgern ruhen. Dagegen waren Bigotterie und Kopfhängerei Empfehlungsbriefe zu Anstellungen und Begünstigungen geworden, und in Hessen noch viel mehr als anderswo erhob die Heuchelei in den eckelhaftesten Erscheinungen ihr Haupt. Der durch die Verfassung gewährleisteten Unantastbarkeit des Eigenthums wußte man durch Mißbrauch der Oberaufsicht und durch abgenöthigte Verzichte beizukommen. Die durch die Verfassung verheißene Selbstständigkeit der Gemeinden war schon an und für sich beschränkt genug ausgefallen, und dazu noch war das Recht zur Wahl ihrer Vorstände, durch das vorbehaltene Bestätigungsrecht der Regierung, fast zur leeren Täuschung geworden.

Die Staatsdiener, welche nach der Verfassung die Aufrechthaltung derselben und die Beobachtung der Geseze beschwören und daher eine

Hauptstüze der Verfassung sein sollten, waren durch Versezung, Zurücksezung und andere Mittel so sehr eingeschüchtert, daß sie fast stumm geworden waren und allen Muth verloren zu haben schienen. Man verlangte von ihnen nicht bloß treue Dienstführung, sondern daß sie auch außerdienstlich den Menschen verläugnen, ganz und gar in ihrem Minister aufgehen, nur wie dieser hören, sehen, denken, fühlen, glauben und sich äußern sollen.

Um auch hier alle Selbstständigkeit, Charakterfestigkeit und allen Freimuth zu untergraben, waren seit langer Zeit alle Anwalte bloß provisorisch bestellt worden. Auf alle mögliche Art ward versucht, die Bedeutung, Kraft und Wirksamkeit der Ständeversammlung zu unterhöhlen und zu nichte zu machen. Mittelbar und unmittelbar hatte sich die Regierung durch ihre ganze Gliederung herab in die Zusammensezung der Kammer gemischt, den einfachen Sinn der Wähler durch die unsittlichsten und strafbarsten Mittel beirrt, eingeschüchtert, genothzüchtigt. Hatte das Volk dennoch Männer seines Vertrauens gewählt, so wurde gegen diese Mißfälligen alles angewandt, sie aus der Zahl der Abgeordneten zu entfernen, allerlei grundlose Anfechtungen der Wahl wurden erkünstelt, durch ungebührliches Zurückbehalten der Wahlurkunden ihr Eintritt in die Kammer verhindert, und alles hervorgesucht, was gegen sie in irgend einer Weise beschwerend hätte vorgebracht werden können, und hätt' es nur die Schwere eines Strohhalms gehabt. Die Ständeversammlung selbst war seit vielen Jahren von den Landeskommissären auf diktatorische, unwürdige Art behandelt worden. Es fehlte nicht an Beispielen dafür, daß Beförderung oder Zurücksezung bloß als Folge der Art angesehen werden mußte, wie einer in der Ständeversammlung aufgetreten war. Ein ständisches Recht nach dem andern war heftigen Anfechtungen ausgesezt gewesen. Dem ständischen Verwilligungsrecht hatte man zum Oeftern völlig Hohn gesprochen durch Einzwängung in einen pedantischen Geschäftsgang. Durch Verhinderung oder Verzögerung der Oeffentlichkeit hatte man die Thätigkeit der Stände zu lähmen, oder die Theilnahme des Volkes an den Verhandlungen zu schwächen gesucht. Fast alle von den Ständen ausgegangene Anregungen zum Fortschritt in der Gesezgebung und in der Verwaltung waren völlig erfolglos geblieben. Wollten die Stände ändern, was nicht mehr zeitgemäß war, so vieles, wodurch

dem Leben nur unnöthige Hemmungen und Belästigungen auferlegt, der Aufschwung des Ackerbaues, des Handels und der Gewerbe, das Aufblühen des Wohlstandes gehemmt waren, lauter Dinge, die nothwendig hätten geändert werden müssen: so that das Ministerium entweder nichts oder das Gegentheil. Es schien einen gänzlichen Stillstand oder vielmehr Rückgang beschlossen zu haben, und einen Ruhm darin zu suchen, sowohl die Anträge und Wünsche der Stände als die öffentliche Meinung überhaupt zu verachten. Alle gemeinnützigen Unternehmungen, alle Privatthätigkeit, wobei die Regierung mitwirken mußte, stießen auf unnatürliche Hemmnisse, so daß aller Unternehmungsgeist niedergedrückt, so manche Nahrungsquelle verstopft wurde.

Alle Anklagen der Stände gegen die Minister waren erfolglos geblieben.

Dadurch, daß bei so offen vor Augen liegendem verbrecherischem Treiben, bei so vielfachem, an Volk und Verfassung verübtem Verrath die Schuldigen immer frei ausgingen, hatte es nicht anders seyn können, als daß des Volkes Vertrauen auf die Unabhängigkeit der Rechtspflege den härtesten Stoß bekam. Es war allgemeiner Glauben im Volk, daß bei dem Vorschlag zur Besezung der Gerichte von dem Ministerium darauf Rücksicht genommen werde, ob Jemand der politischen oder religiösen Ansicht der Minister huldige oder nicht. Nach solchen Vorgängen war es kein Wunder, daß am Ende zu Anfang des Jahres 1848 sogar das Gerücht im Volk umlief, es sey auf den völligen Umsturz der Verfassung abgesehen, die Aufhebung derselben sey demnächst zu erwarten.

Auch in andern Staaten war die geschriebene Verfassung keine Wahrheit, nicht Leben geworden; aber am wenigsten in Kurhessen. Auch andere Fürsten hatten nicht die glücklichst gewählten Umgebungen; aber so falsche, der Verfassung und dem Fortschritt so feindlich gesinnte Rathgeber waren an keinem Hofe sonst, wie an dem kurhessischen; und so sehr, so unheilvoll hinter den Bedürfnissen und Forderungen der Gegenwart waren keine bürgerlichen Zustände zurückgeblieben, wie die des Kurstaats.

Das böse Gewissen der Regierenden fürchtete, als der Märzwind wehte, im Kurhessenland als das Nächste einen Volksaufstand. Sie waren aber dumm genug zu glauben, es lasse sich einem solchem

durch Gewaltmaßregeln des bisherigen Systems vorbeugen. Man fing an, Diejenigen, von denen man voraussezte, sie seien Führer des Volkes, zahlreich zu verhaften, und durch brutalste Behandlung der Verhafteten hoffte man die Andern einzuschüchtern. Da war namentlich so ein Dienstfertiger zu Marburg, der aus der Jordan'schen Untersuchung wohl bekannte Polizeiwachtmeister Schmitt, vom Volke allgemein „der Eisenschmidt" genannt. Er war es, der wegen Mords in Eisen gesessen, und der sich von den Machthabern zu Allem brauchen ließ, jezt vorerst zu den Verhaftungen. Aber durch die unbefugten Verhaftungen, durch die brutale Behandlung der Verhafteten, beschwor er die ganze Erbitterung der Bevölkerung herauf. Die Erbitterung theilte sich dem ganzen Lande mit. Der fluchbeladene Staatsrath Scheffer, der Mann, der noch vor wenigen Wochen jedem edleren Gefühle, das im Volke lebte, Hohn sprach, floh heimlich in der Nacht, krank und in Betten gehüllt, hinweg, vor der Volksrache und dem Laternenpfahl, den er zu zieren fürchtete. Es hat seitdem nichts mehr verlautet, wohin er gekommen und was aus ihm geworden ist. Auch Andere, seine Mitschuldigen, flohen hinweg. Auch die Familie des Kurfürsten verließ in der Nacht vom 5. auf den 6. März die Hauptstadt Kassel. Man traute nicht mehr. Es dürfe in der jezigen Bewegung kein Bürgerblut fließen, war aus der Mitte des Artilleriecorps geäußert worden. Es war umsonst, daß der Offizier, der das sagte, Lieutenant Weber, verhaftet wurde. Der Geist, in welchem er es sprach, war auch in Anderen. Der Aufstand fluthete mächtig von Hanau heran.

Die Hanauer, beim ersten Blick schon ein herrlicher deutscher Volksschlag, waren von jeher in Kurhessen die am meisten politisch Aufgeweckten und Entschiedenen, und Hanau, diese Stadt in ihrer schönen Lage am Main, im Laufe der Jahre von überwiegend volksthümlichen und freisinnigen Elementen durchzogen, bildete das Herz des öffentlichen Lebens, unendlich mehr als Kassel, seit geraumer Zeit in diesen Landen. Hanau gab auch jezt ein großes Beispiel; wenige deutsche Städte folgten ihm nach.

Der Kurfürst war ohne irgend ein Verständniß des Geistes, der in der Zeit war, völlig unbelehrt durch den früheren Vorgang in seinem Heere, das sich weigerte, in jener Huldigungsgeschichte seinen Herrscherlaunen sich zu fügen, die noch aus jener Zeit her-

stammten, da die Fürsten von Kurhessen mit den Kindern ihres Landes jochweise wie mit Vieh Handel getrieben hatten nach allen Weltgegenden. Sonst wenn ein Hessenfürst starb, glaubte das Volk, daß die Fulda stille stand, und selbst der Strom seine Trauer zu erkennen gab. Die Liebe des Volkes trug seine Trauer sogar auf die Natur über. Aber seit Jahrhunderten hatte man weder gesehen, daß der Fluß stille stand, noch davon gehört oder gelesen, daß das Volk diesen Glauben äußerte.

Der Kurfürst war sicher, dem Volk, wenn es sich anderen gleich an der Bewegung betheiligen wollte, den Muthwillen mit Waffenzüchtigung zu vertreiben; würden seine Truppen dazu nicht genug oder geneigt seyn, so pochte er auf den Beistand der nicht weit entfernten preußischen Waffenmacht. Der Fürst, welcher der beschworenen Verfassung, als Unverantwortlicher, durch seine verantwortlichen geschmeidigen Geschöpfe und Werkzeuge so viel und oft Hohn gesprochen hatte — dieser Fürst nahm jezt die Miene an, als sey die Gewalt, die er dem rechtfordernden Volk entgegenstellen wollte, nichts anderes als ein Schuzmittel zu Gunsten der durch das Volk bedrohten Verfassung. Er geberdete sich, als sey es ihm einzig und ernstlichst um die Erhaltung der Verfassung zu thun, die er nie gehalten hatte, während das Volk, voran die Stadt Hanau, nichts wollte, als das Ende unerträglicher Despotie, und Bürgschaften dafür, daß die Verfassung fortan nicht mehr mit Füßen getreten werde.

Bei der ersten Kunde der Erregung in Hanau wurde der Befehl gegeben, augenblicklich eine hinreichende Zahl Geschüze gegen diese Stadt aufbrechen zu lassen, und die Bürgerschaft von Hanau zu entwaffnen. Auch im übrigen Lande sollten der Bürgerwehr die Waffen abgenommen werden.

Die Männer von Hanau aber fügten sich dem Befehl, die Waffen abzuliefern, nicht, legten vielmehr die Waffen an und bezogen die Wachposten in der Stadt und an den Thoren, um die Ruhe und Ordnung aufrecht zu halten, wie sie sagten. Das Militär, von gleichem Geiste wie die Bürger beseelt, blieb in den Kasernen. Eine Abordnung der Bürger ging nach Kassel, die Forderungen der Zeit und den Wechsel des Ministeriums zu verlangen. Zugleich meldete der Stadtkommandant von Hanau nach Kassel, wenn man nicht in

die Forderungen der Bürger willige, könne er eben so wenig für die Ruhe der Stadt als für die Haltung der Truppen einstehen.

Der Kurfürst, der in den ersten Tagen noch auf den Rath Scheffers, der so lange sein böser Dämon gewesen war, hörte, nahm die Abordnung der Hanauer nicht an, und glaubte mit einigen, jezt unbedeutenden Zusagen sein Volk abfertigen zu können. Die Hanauer hatten sich bei ihrer Abordnung genau an die längst bekannte Vorschrift des Hofes gehalten, und nur drei Bürger nach Kassel gesandt, weil zu einer Audienz nie mehr als drei zugelassen wurden. Aber die Hanauer Adresse, deren Inhalt man am Hofe natürlich zum Voraus wußte, erschien durchaus nicht hoffähig. Sie war kräftig und wahr, sie sprach aufrecht und männlich: das waren lauter Eigenschaften, die man am Kasseler Hof nicht gerne sah und seit Menschengedenken nicht gesehen hatte. Die große Kreuzspinne des Jesuitismus hatte an diesem Hof nach allen Seiten hin ihre Fäden gezogen, und die Hanauer erklärten in ihrer Adresse geradezu, mit schonendem Ausdruck, das Volk sehe sich einer „politisch-religiösen Genossenschaft“ geopfert, und seine besten, wohlverstandenen Interessen durch das gegenwärtige Ministerium vernachlässigt und gefährdet. Um die nicht vorgelassenen Abgeordneten von Hanau, Hersfeld und Marburg bildeten sich in Kassel, als um natürliche Mittelpunkte, sehr lebhafte Bürgerversammlungen.

Es fiel dem Kurfürsten und seinen Rathgebern entweder nicht ein, das Gleiche zu thun, was im Hessen-Darmstädtischen in denselben Tagen gethan wurde, oder waren sie doch noch gescheidter. Eine kreisräthliche Verfügung hatte in lezterm Lande, sogar in Mainz, durch die Schelle bekannt gemacht, es werde Jeder, der sich fürder bei einer Volksversammlung betheilige, sofort zu fünf Tagen Gefängniß verurtheilt werden. Freilich hatten dort am selben Tage, wo das durch die Schelle bekannt gemacht wurde, sich mehr als fünf tausend Bürger in der Fruchthalle versammelt, und beschlossen, sich in ihren Rechten Nichts nehmen zu lassen und von ihren Forderungen nicht abzustehen. Ja, als entschiedenste Antwort, hatten sich die Mainzer Bürger bewaffnet, mitten zwischen den vielen preußischen und österreichischen Bajonetten und Kanonen. Durch solchen Muth und solche Entschlossenheit war das Versammlungsverbot freilich sehr

lächerlich geworden, und noch mehr der Kreisrath, von dem es ausgegangen war, und zu Kassel mag man sich das gemerkt haben.

Als die Hanauer Abgeordneten nach Hanau nicht wieder kamen; als Tage verflossen waren, und nichts von Kassel kam, als die Nachricht, daß Truppen auf Wagen nach Hanau abgegangen seyen, und die Geschüze unterwegs: da besezten die Hanauer Männer das Zeughaus, der Waffenvorrath wurde sorgfältig aufgenommen von dem Fabrikanten Doktor Rühl, und alles bewaffnete sich, selbst zwölfjährige Knaben sah man in Waffen. Der Stadtrath gestaltete sich thatsächlich als einstweilige Regierung. Ein gedienter Militär, ein ordengeschmückter Offizier, bildete ein Freicorps von zweitausend Mann. Durch ganz Deutschland ist die herrliche Gestalt Röthelbergs, des Befehlshabers der Hanauer Freischaaren, in vielen Tausenden von Abdrücken seitdem bekannt geworden. Die Bürgerwehr war gegen fünfzehnhundert Mann stark. Dazu kamen die bekannten markigen und gewandten Turner von Hanau, und die vielen Hunderte, die aus Offenbach, aus Mainz, Gelnhausen, Frankfurt, Friedberg, Steinheim und andern Orten sich anschlossen.

Am 6. März zog das bewaffnete Volk auf dem Marktplaz auf. Die Staatsdiener schlossen sich der Bürgerschaft einstimmig an und sandten eine besondere Abordnung nach Kassel ab mit der Erklärung, daß sie aus vollster Ueberzeugung die Angemessenheit und Nothwendigkeit der Bitten und Wünsche anerkennen, welche die Bürger der Stadt Hanau unter dem 29. Februar schon dem Kurfürsten vorgetragen. Ob die Erbitterung oder die Entschlossenheit der Bürger größer war, man wußte es nicht, und die unbedingten Anhänger der Regierung zitterten vor einem Sturm, der jeden Augenblick losbrechen könnte. Sie fühlten sich nicht mehr sicher in der Stadt, und erklärten darum um so eifriger ihre Zustimmung zu dieser „gesezlichen Bewegung“ wie sie es nannten. Herr von Specht und andere standen vor dem Volk wie vor einem Vehmgericht. Das Volk hatte ihnen von Anfang an nicht recht getraut, und glaubte deßhalb, sich die nöthige Bürgschaft für ihre Gesinnung und ihr Wollen verschaffen zu müssen.

Auch die Bürgerschaft sandte eine zweite Abordnung der ersten nach. Statt Nachrichten von unserer Abordnung — so hieß es in dem mitgegebenen Schreiben — über die vollständige Bewilligung

dessen zu erhalten, um was die Bürgerschaft gebeten hatte, hören wir, daß das hier liegende Militär verstärkt werden soll. Statt Concessionen — Kanonen! Es kann für die längere Aufrechthaltung der Ruhe nicht gestanden werden, wenn die Bewilligungen nicht auf's Schleunigste erfolgen. Man will die Abordnung nicht länger in Kassel haben, das ist die allgemeine Stimme, der ohne Gefahr nicht entgegengetreten werden kann. — Das Schreiben schloß mit der bestimmten Aufforderung an die Abgeordneten: sich nur noch drei Stunden in Kassel aufzuhalten, und nach Ablauf dieser Zeit sich auf die schnellste Weise nach Hanau zurück zu begeben.

Das Volk in Hanau rüstete sich inzwischen zum Abmarsch nach Kassel, um das Ansuchen um Bürgschaften für die Volksfreiheit, das bisher nicht den gewünschten Erfolg gehabt, im großartigsten Maßstabe zu wiederholen.

Indessen hatte der Kurfürst einer Abordnung der Stadt Kassel neue Zusagen gemacht, am 6. März. Die Kasseler Bürgerschaft hatte eine inhaltschwere Adresse überreicht. Henkel hatte sie verfaßt, eine scharfe Kritik des bisherigen schlechten, volksverrätherischen Systems *). In Folge der Bewegung in Kassel hatte sich der bisherige sehr unbürgerliche Bürgermeister Nebelthau genöthigt gesehen, abzudanken. Schon mit Wenigem schienen sich die Kasseler zu begnügen. Aber in der Stadt Hanau stieg die Aufregung mit jedem Augenblick, da immer noch keine genügende Antwort aus Kassel kam. Die Einsichtsvollsten sprachen: Soll das Geeignetste geschehen, so müssen alle Volksbestandtheile in die Berathung aufgenommen werden; die Bürgergarde und das Militär müssen sich gleichermassen mit dem Volke verschmelzen und in dieser Verschmelzung Theil an der Berathung nehmen. Nachmittags am 8. März faßte das versammelte bewaffnete Volk den Beschluß, den jezigen Verhältnissen angemessene Maßregeln zu ergreifen, und zu dem Zwecke Männer zu erwählen, charaktervolle Männer, welche das Vertrauen des gesammten Volkes besizen, Männer aus allen Volksklassen, die als Volksausschuß fernerhin handeln sollten. Auf das wurden Abgeordnete an den Stadtkommandanten und die Militärbehörde mit der An-

*) Die frühere Schilderung der kurhessischen Zustände ist größtentheils dieser trefflichen Adresse entnommen.

frage abgesandt, wie sich das Militär, das auf dem Paradeplaz unter den Waffen stand, zu verhalten gedenke. Der Stadtkommandant Schirmer erklärte im Namen des Militärs, sie stimmen alle mit den Anordnungen der Bürgerschaft vollkommen überein, und sie seyen erfreut über das Zutrauen der Bürger zu ihnen. So wurde ein Volksausschuß von vierundzwanzig Männern gewählt.

Des andern Morgens strömte alles in Waffen nach dem Marktplaz: der Volksausschuß berieth auf dem Rathhaus; die Abgeordneten waren aus Kassel zurück.

Man beschloß, da die Willensentschließungen des Kurfürsten den Erwartungen keineswegs entsprachen, demselben ein Ultimatum zu stellen.

Das Volk — so lautete die lezte Zuschrift des Volksausschusses zu Hanau an den Kurfürsten — das Volk ist mißtrauisch gegen Ew. K. Hoheit selbst, und hat in der unvollständigen Gewährung seiner Bitten nichts gesehen, als die dringendste Aufforderung, sich noch enger zusammen zu schaaren und eine noch festere Haltung Ew. K. Hoheit gegenüber einzunehmen. Das Volk, welches wir meinen, ist nicht der vage Begriff mehr von ehedem, nein, es sind Alle — Alle! Ja, K. Hoheit, Alle! Auch das Militär hat sich für einstimmig erklärt! Das Volk verlangt, was ihm gebührt. Es spricht den Willen aus, daß seine Zukunft besser seyn solle, als seine Vergangenheit; und dieser Wille ist unwiderstehlich. Das Volk hat sich einen Volksausschuß erwählt, und dieser verlangt nun für das Volk und im Namen des Volks Besezung aller Ministerien mit Männern, welche das Vertrauen des Volkes genießen; neue Wahl und alsbaldige Einberufung der Stände; die vollständige verfassungsmäßige Preßfreiheit; vollständige Amnestie für alle seit dem Jahre 1830 politisch Verfolgten; vollständige Religions- und Gewissensfreiheit und deren Ausübung; Hinwirkung auf den Zusammentritt einer deutschen Volkskammer; Zurücknahme aller Beschlüsse, die den Genuß verfassungsmäßiger Rechte beschränken, ganz in's Besondere derer, die das Recht zu bitten, das Recht sich zu einigen, und das Recht, sich zu versammeln, verkümmern; die bestimmte Zusage, daß die in Bezug der Volkswünsche erforderlichen Gesezesentwürfe sogleich der neuen Ständeversammlung vorgelegt werden; und endlich verlangt das Volk die Entschließung Ew. K. Hoheit binnen

drei Tagen von heute an, deren Verstreichen ohne Antwort als Ablehnung angesehen werden soll. Jezt ist die Stunde gekommen, wo Sie zu zeigen haben, wie Sie es mit dem Volke meinen. Zögern Sie nicht einen Augenblick zu gewähren, vollständig zu gewähren! Besonnene Männer sagen Ihnen hier, daß die Aufregung einen furchtbaren Charakter angenommen hat. Bewaffneter Zuzug aus den Nachbarstädten ist bereits vorhanden; schon wird man mit dem Gedanken einer Lostrennung vertraut, und kennt recht wohl das Gewicht der vollendeten Thatsachen. K. Hoheit, gewähren Sie! Lenke Gott Ihr Herz!

Dieses vom Volksausschuß erlassene Ultimatum erhielt die Zustimmung des Stadtraths, der in Hanau versammelten Bürger und Landleute und der ganzen Besazung: jede Stunde sezte diese mit den Bürgern auf freundschaftlicheren Fuß.

Das Landvolk besonders trug sich mit dem Gedanken, das kurfürstliche Land mit dem großherzoglichen zu vereinigen, ein Königreich beider Hessen zu bilden, und den Darmstädter Großherzog-Mitregenten zu ihrem König auszurufen. Schon war in Hanau an einem der Thore das kurfürstliche Wappen vom Volke zerstört, und auf dem Schilde war zu lesen „Ludwig, Großherzog beider Hessen;" nur der Besonnenheit einflußreicher Volksmänner war es zuzuschreiben, daß nicht Weiteres geschah. Die Volksführer in Hanau wollten sich nur in dem Fall an die Bewegung des Großherzogthums anschließen, wenn sie von den andern Kurhessen allein gelassen würden. Aber nicht nur das halbe Land, das ganze fiel den Hananern zu. Von allen Seiten kamen Abordnungen nach Hanau, Gut und Blut den Männern der Stadt anzubieten. Wir wollen mit euch stehen und fallen, war das allgemeine Wort aus den Städten und Dörfern. In dem kleinen Städtchen Bergen zwischen Frankfurt und Hanau arbeitete ein Schmied mit zwölf Gesellen Tag und Nacht an nichts anderem, als vielen tausend kurhessischen Bauern die Sensen gerade zu schmieden. In Bockenheim waren innerhalb drei Stunden mehrere hundert Picken in den Werkstätten der Wagenfabrik gefertigt; und wie hier hatte allwärts im Nu jeder eine Art Waffe, der sie tragen konnte. Als der erste Zug Bockenheimer, drei hundert Mann stark, auszog, um sich mit den tapferen Brüdern in Hanau zu vereinigen und mit ihnen zu streiten,

überreichten die Frauen Bockenheims ihnen am Abend zuvor zwei Fahnen und sprachen dabei ihre warmen Wünsche für sie und die Sache der Freiheit aus; und in der Frühe nach 4 Uhr, unmittelbar vor dem Aufbruch, noch beim Fackelscheine, übergaben die Mädchen Bockenheims in gleicher Begeisterung den Abziehenden eine dritte Fahne. Die Herren zu Frankfurt machten große Augen, als sie noch im Bette hörten, daß die kräftigen Männer von Bockenheim es seyen, welche so eben mit Flinten, Pistolen und Schwerdtern, mit Sensen und Picken, in bester militärischer Ordnung, mit berittenen Anführern an der Spize, mit Fahnen, Musik und Trommelschlag durch Frankfurt an den Main gezogen seyen, und eben auf dem Dampfboot den Strom hinauf nach Hanau fahren.

Gerade die raschen und umfassenden Gewährungen im Großherzogthum Hessen stellten die kurfürstliche Regierung, und den Kurfürsten vor Allem, in das grellste Licht. Wie er die Hanauer Abgeordneten gar nicht zulassen wollte, so hatte er die Marburger zwar angenommen, aber mehr als ungnädig entlassen. Und während er der Geduld der Kurhessen schon dadurch, und noch mehr durch Drohungen mit Husaren und Kanonen, zusezte: eilten Neugierige und Theilnehmende, zu dem großen Volksfest nach Mainz, das zur Feier der plözlichen Umgestaltung der Dinge im Hessendarmstädtischen begangen wurde. Alle Läden waren geschlossen, alle Arbeit ruhte, von dem Dome und allen Thürmen läutete feierliches Glockengeläute den Anbruch der neuen Zeit ein; dazwischen der Donner der Kanonen, und alle Straßen voll Menschen, welche voll Dank und Begeisterung, mit leuchtenden Augen, ein ergreifender und erschütternder Anblick, nach den heiligen Häusern wallten, in welchen allen für die wieder gewonnene Freiheit des Volkes ein eigener Dankgottesdienst gehalten wurde. Abends war die ganze, in festlichem Schmuck prangende Stadt glänzend erleuchtet, selbst die Palläste, worin die militärischen Bundesbehörden wohnten. Um acht Uhr Abends bewegte sich vom Schloßplaz aus ein Zug von mehr als tausend Fackeln, mit drei Musikchören, Bürgermeister und Gemeinderath an der Spize, durch die taghelle Stadt. Angeschlossen hatten sich sämmtliche Gewerbe mit ihren Fahnen. Tiefe Stille herrschte, als der Abgeordnete Ziß vom Altan des Theaters den Dank für die errungenen Güter aussprach, und als er zum Schwur aufforderte, für

die Freiheit zu leben und zu sterben, erhob die versammelte Menge mit ihm die Hände zu dem Sternenhimmel. Auch der ehrwürdige alte Dom strahlte die Schwörenden an, durch bengalisches Feuer magisch erleuchtet, und trug auch in die Ferne die lichte Kunde von diesem vaterländischen Feste.

Der Kurfürst zog immer mehr Truppen um Wilhelmshöhe zusammen, und ließ die Hanauer warten, weil er selbst noch auf preußische Waffenhülfe wartete. Die neue großherzogliche Regierung bemühte sich umsonst, den Kurfürsten zu bestimmen, daß er den gerechten Forderungen seines Volkes endlich willfahren möge. Es war jezt so weit gekommen, daß M. Carrier mit einer Abordnung des Hanauer Volksausschusses nach Darmstadt gegangen war, um den Anschluß der Landschaft Hanau an das Großherzogthum anzutragen. Carrier war von Gießen aus nach Hanau gesendet worden, um den bewaffneten Zuzug der Gießener Studenten zuzusichern.

Samstags um zwölf Uhr Mittags, den 11. März, lief der unwiderrufliche Termin ab, welchen die Stadt Hanau dem Kurfürsten gesezt hatte. Nicht ohne Bangen sah man von Frankfurt auf die Entwicklung der Dinge in Kurhessen. Man fürchtete, halbe oder verklausulirte Zusagen möchten die Volksmassen zu einem Aeußersten treiben, und eine Rückwirkung in republikanischem Sinn über die Rheinlande und über Süddeutschland sich verbreiten.

Am 9. Abends verließ das Militär, das bisher in Hanau gelegen, die Stadt; weniger weil es sein Entschluß war, nicht gegen die Bürger einzuschreiten, aber auch an dem Aufstand sich nicht zu betheiligen, als vielmehr, weil die Besazung gewechselt werden sollte, und anderes Militär von Kassel und Fulda her schon anrückte. In Hanau sah man darin die Gewißheit, daß es jezt zum Kampfe komme. Die gegen die Stadt befehligte Artillerie und Reiterei war nicht mehr ferne, und wäre schon näher gewesen, hätten nicht die Landleute die Pferde verweigert zur Fortschaffung der Geschüze. Als zu Bruchköbel der Befehlshaber zwangsweise verfahren wollte, läuteten die Bauern Sturm, alles strömte bewaffnet zusammen, und er mußte ohne die gewünschten Pferde abziehen.

Am 10. März verkündete der Volksausschuß zu Hanau: „Wir haben zu Verfolgung unsers guten Rechts dem Kurfürsten gegen-

über in unserm Ultimatum einen Schritt gethan, den wir unserer Würde und der Würde des deutschen Volkes schuldig waren. Kühn vertrauen wir dem Hauch des Geistes, der unser Vaterland durchweht; er ist der Athem Gottes. Die Zusage der Hülfe von allen Seiten konnte uns nur bestärken in der tiefen Ueberzeugung, daß wir unsere gute Sache, wie zu unserm Besten, so zum Frommen deutscher Kräftigung standhaft und beharrlich zum erwünschten Ziele führen müssen. Die uns zugesagte Hülfe ist das unzweideutigste Zeugniß für ein einig und deutsch gewordenes deutsches Volk, und gerne machen wir davon Gebrauch. Erwarten Sie inzwischen unsere weiteren Mittheilungen ruhig zu Hause und empfangen Sie unsern brüderlichen Gruß."

Schon am Abend desselben Tages riefen die Hanauer die Zuzüge aus den Nachbarstädten ein. Den Tag über waren die Thore und Straßen verbarrikadirt worden, der Postenlauf unterbrochen. Die abgezogene Besazung lagerte zuerst in dem Lamboiwalde und wurde dann in die umliegenden Ortschaften verlegt. Die Soldaten hatten aus Hanau das Gefühl mitgenommen, daß es eine heilige Sache gelte, daß sie es mit keinem Feinde, sondern mit Mitbürgern und Freunden zu thun haben. Sie hatten ein und dasselbe Interesse mit den Bürgern, hatten doch beide unter einem und demselben Regierungsunwesen gelitten. Oberst von Spangenberg ließ sie den Eid der Treue gegen den Kurfürsten erneuern. Aber die Offiziere hatten ihre Frauen und Kinder in der Stadt zurück gelassen, wie als Geißeln, und es hieß, würden die Soldaten schießen, so wollen an der Spize der Bürger die Frauen und Kinder der Offiziere das erste Glied bilden, und hinter ihnen die Frauen und Kinder der andern stehen.

Aber zu Markgöbel und auf der Straße von Gelnhausen standen staffelförmig aufgestellt mehrere tausend andere Truppen in einer sehr bedrohlichen Stellung gegen Hanau, und ob die Preußen kämen, oder nicht, wer wußte es?

Die Stadt war auf Alles gefaßt. Mehr als sechstausend schlagfertige Leute aus Hanau selbst standen unter den Waffen, starke Zuzüge aus der Nachbarschaft waren schon da, und schon auf die ersten Briefe waren am ganzen Mittelrhein hin Dampfschiffe in Bereitschaft gesezt worden, namentlich in Mainz, um auf den ersten

Ruf tausende von Männern von allen Seiten her als Freischaaren in die Wetterau zu bringen. Bis Straßburg hin standen Jung und Alt bereit, den Brüdern zu Hanau und der Freiheit zu Hülfe zu eilen. Viele Mainzer hatten dieß bereits gethan. Die Dampfboote auf dem Main und Rhein nahmen die Bewaffneten unentgeldlich auf.

Die Haltung des Hanauer Volkes wurde mit jeder Stunde nicht nur immer entschiedener, sondern auch erschütternder. So wie diese Jünglinge und Männer und nicht anders, sagte ein Augenzeuge, kann ich mir die Dreihundert denken, welche in den Thermopylen ihren Tod fanden. Die Jungfrauen von Hanau weihten der Freischaar, die großentheils aus Fabrikarbeitern bestand, eine Fahne, die führte im weißen Feld die Inschrift „Sieg oder Tod". Ein Bataillon der besten Schüzen wurde gebildet, die Jugend übte sich im Dolchstechen, Alles im Schießen, in den Häusern und auf den öffentlichen Pläzen wurden Kugeln gegossen. Viele hatten hoch und heilig geschworen, zu siegen oder zu sterben, Andere hatten das Abendmahl genommen; der Druck von Oben war zu unerträglich geworden, sie wollten frei werden oder das Aeußerste wagen. Alle standen für Einen.

So brach der 11. März an. Die zwölfte Stunde des 11. März, die äußerste Frist für den Kurfürsten, war schon verstrichen, noch waren die Abgeordneten nicht zurück. Wohl aber bewegten sich die Truppen. Andererseits war der Zuzug von bewaffneten Freischaaren aus beiden Hessen, aus dem Wolpelsberg, dem Odenwald, dem Fuldathal, aus Gießen, Friedberg, Offenbach, Frankfurt und andern Orten ungeheuer in die aufgestandene Stadt hinein. Die Zuzüge vom Rhein, namentlich aus Mainz, zogen mit einem Extrazug der Taunusbahn schon in der Sonntagsfrühe nach Frankfurt, und eilten von da auf Wagen weiter dem bedrängten Hanau zu.

In Kassel hatte die drohende Erklärung des Hanauer Volksausschusses gleich beim Eintreffen der Abgeordneten eine Aufregung hervorgerufen, die selbst den Umgebungen des Kurfürsten gefährlich genug vorkam. Die tobende und schreiende Volksmenge umfaßte dießmal nicht so sehr, als am 6. und 7. März, die ganze Bevölkerung, aber der Unwille war größer, der Zorn ungezügelter, ohne Scheu entschlossener. Mit dem Anbruch des Abends sammelten sich die

Volkshaufen um das Staatsministerium und das Schloß. Immer neue Schaaren strömten zu, troz des Regenwetters; man schlug die Masse zulezt auf zwanzig tausend an. Das ist die bittere Frucht des Argwohns und des Mißtrauens! hieß es unter den Beobachtern. Es wurde Generalmarsch geschlagen, die Bürgerwehr trat in die Waffen, sie nimmt die Ruhe und Ordnung wieder in ihre Obhut, die troz den Menschenwogen noch nicht gestört ist. Das Straßenpflaster wird aufgerissen, zum Straßenkampf aber ist es noch nicht gekommen. Schuldige und Nichtschuldige in der Stadt zittern vor dem, was kommen kann.

Den ganzen Tag über gingen Rathgeber, Abordnungen der Bürgerschaft und der Geistlichkeit, Leute in der Hoftracht und im Amtskleid, im Schlosse ab und zu; selbst im schlichten Pfarrerrock bahnte sich ein wackerer Mann den Weg bis in's Gemach des Fürsten. Gegen alle Vorstellungen, gegen alle Bitten hartnäckig bleibt der Fürst.

Die Stunde, die den Hanauer Abgeordneten bestimmt ist, zur schleunigen Abreise, wenn sie nicht bis dahin ein Ja auf Alles oder Nichts empfangen, ist da. Sie zögern noch kurze Zeit. Das Ja bleibt aus. Sie fahren ab. Tiefe Wehmuth ist in ihren Zügen zu lesen, sie denken des Vaterlands, ihrer Heimath Hanau und der unausbleiblichen Folgen. Schon sind sie auf dem Friedrichsplaz angelangt; die Volksmenge, die ihnen nacheilt, erreicht den Reisewagen. Sie hält ihn an, mit Gewalt; sie will die Abgeordneten nicht fort lassen. Diese beschwören das Volk sie ungehindert abreisen zu lassen, ihre Sendung sey zu Ende. Sie betheuern, ihr Leben stehe auf dem Spiel, wenn sie mit der Rückkehr säumen. Umsonst, das Volk läßt sie nicht ziehen. Es spannt die Pferde an den Wagen aus; es zieht die Hanauer Abgeordneten im Jubel zurück nach dem kurfürstlichen Schloß. Nochmals wird das Gesuch um endliche Zulassung zur Audienz, um Bewilligung der Volksforderungen gestellt. Die höchste Entschließung zögert. Die Steine fliegen nach dem Schlosse und klirrend stürzen hunderte von Scheiben zur Erde. Die Sturmglocken heulen durch die Stadt. Das Militär bildet ein Carré vor dem Schloß, sonst ruhig und fest, ohne von seinen Waffen Gebrauch zu machen.

Jezt, endlich jezt, erscheint ein Bote aus dem Schloß, der heißt

die Abgeordneten noch verweilen. Hoch leben die Hanauer! wiederhallt der vieltausendstimmige Ruf. Man wartet. Die Audienz, so lange versagt, wird jezt gewährt. Um halb eilf Uhr Nachts kommen die Abgeordneten zurück aus dem Schloß. Alle verlangten Punkte sind ihnen uneingeschränkt gewährt, mit Ausnahme der sofortigen Neuwahl der Stände, auf welche die Abgeordneten aus Rücksichten selbst verzichteten.

In ihrem Reisewagen harren noch die Abgeordneten auf die urkundliche Ausfertigung der Zugeständnisse. Es vergeht einige Zeit. Die Volksmenge, die ungeduldig gährt, bricht in ein Freudengeschrei aus: das kurfürstliche Schreiben wird überbracht. Unter Hurrah, Hurrah! umwogt sie den Wagen der Abgeordneten, welche die urkundliche Antwort des Kurfürsten in Händen haben. Schnell werden Fackeln angezündet, sie leuchten dem wogenden und tosenden Zug vorauf, Fackelträger schwingen sich selbst auf die Wagen. Der Ruf: „Licht heraus!" ertönt auf dem weiten Plaz und in den einmündenden Straßen; bald ist die ganze südwestliche Seite des großen Plazes, die ganze Frankfurter-, die Karlsstraße mit andern Straßen erleuchtet. Bis vor die Stadt gab das Volk den Hanauern das Geleite.

Des andern Tages ging der Kurfürst nach Wilhelmshöhe. Entwich er den Verwünschungen und Flüchen gegen die gestürzten Minister, die überall zu hören waren, gegen die Minister, welche abzusezen er auf diese Art hatte gezwungen werden müssen? Das Militär, selbst die Leibgarde, lagerte um Wilhelmshöhe bei schlechtem und kaltem Wetter im freien Felde. Jeder Soldat hatte hundert Stück scharfe Patronen gefaßt. Leute, welche die Sachlage nicht genauer kannten, fürchteten einen blutigen Kampf, zu dem es zwischen der Bevölkerung und den Truppen kommen möchte. Unterrichtete wußten, daß die Mehrheit der Soldaten nicht Folge leisten würde, falls man sie befehligte, auf ihre Väter oder Brüder zu schießen. Ja, die Soldaten hegten selbst Besorgniß, es möchte, wenn sie sich nicht zu den Bürgern schlagen, schwerlich ein Sturm gegen sie aufzuhalten seyn. Manche fürchteten indessen deßwegen einen Kampf, weil sie der abgenöthigten plözlichen Einwilligung des starren Kurfürsten die Möglichkeit eines eben so plözlichen Umschlags, der Reue und der Rache zutrauten.

Die Hanauer aber trauten; sie räumten die Barrikaden weg, als Abends zwischen drei und vier Uhr die Abgeordneten aus Kassel in der Stadt einfuhren. Vom Balkon des Rathhauses verkündeten sie dem Volke die Genehmigung aller seiner Wünsche. Freudenschüsse und Jubelrufe erfüllten die Stadt, zugleich wurde dem Oberbürgermeister der aufgestandenen Stadt, Eberhard, der Mitglied des Volksausschusses, das heißt, der provisorischen Regierung, war, seine Ernennung zum Vorstand des Ministeriums des Innern überreicht. Die Zuzüge aus der Nachbarschaft, mehrere Tausend an der Zahl, verließen noch selbigen Abend die Stadt, nachdem sie festlich bewirthet worden. Die andern, Tags darauf.

Fast überall in den Städten wurde beleuchtet. Bockenheim glich einem Lichtmeer, auch die Straße von Frankfurt her war beleuchtet; selbst die dort wohnende hohe Diplomatie hatte zum bösen Spiel gute Miene gemacht, und ihre Wohnungen beleuchtet. Sie hatten Grund dazu; schon von drei Uhr Abends an wogten tausende von Menschen längs des ganzen Weges vom Allerheiligenthor Frankfurts bis zur Bockenheimer Heerstraße, die aus Hanau rückkehrende Freischaar zu begrüßtn. Es war Nacht, als die Schaar ihren Einzug hielt, unter dem Schall der Musik, unter dem Wirbel der Trommeln, unter Gesang und betäubendem Hurrahgeschrei der Zuschauer. Die Schaar mit ihren Gewehren, Lanzen und Hackensensen machte auf Manchen einen unheimlichen Eindruck. Wehe dem Feinde, der diesem Rachecorps in den Wurf käme! hörte man sagen. Weiß gekleidete Mädchen empfiengen die Schaar am Eingange des Städtchens unter einem Triumphbogen, der die Aufschrift hatte „Für Freiheit, Wahrheit und Recht!"

Die Hanauer durften auf das, was sie für Kurhessen, ja für Deutschland errungen, stolz sein. Man war in Deutschland solches Thun so ungewohnt, daß man nicht deutschem Muth und deutschem Geist das zuschreiben wollte, sondern fremdem: polnische und französische Offiziere, wollte man glauben machen, haben alles geleitet. Man vergaß, daß die Hanauer so groß dastanden als Männer, weil sie seit 1830 die Waffen getragen und sich darin geübt, und einen volksthümlichen brüderlichen Sinn unter sich groß gezogen hatten. Selbst Männer, die im Heer als Offiziere gedient oder am Hof gelebt, wie Röthelberg und Graf, waren in Hanau durch und durch

ganz Bürger geworden. In dem brüderlichen Sinn einer Bevölkerung und in den Waffen ruht die einzige nachhaltige Macht einer Stadt und eines Volkes: ohne diese Beiden ist fortan die Freiheit nicht möglich.

Die Hananer riefen noch am Festabend die frühere Besazung in ihre Stadt zurück. Sie selbst aber legten die Waffen nicht ab, sondern fuhren fort, mit der Besazung freundschaftlich in den Dienst sich theilend, alle Wachposten zu besezen. Neun Monate des Dienstes haben bis jezt den Eifer der Hananer nicht ermüdet. Alle deutschen Herzen waren auch für sie, für die Bürger wie für die Arbeiter Hanaus.

Sie mißbrauchten ihren Sieg nicht. Die Volksjustiz begnügte sich, durch Zeichen, durch Töne, den Beamten Robert, Bödicker, Zick, Wachs, Röder, Auffarth, Hoffmann und Anderen vor ihren Häusern zu erkennen zu geben, wie wenig sie die Liebe des Volks sich verdient hatten. Kein lebendiges, nur ein hölzernes Werkzeug des Despotismus wurde vernichtet. Die weltberühmte Prügelmaschine, der Wolf genannt, wurde von der Polizei geholt. Der ganze Zug bewegte sich, wie eine Prozession, unter Begleitung der Bürgerwehr nach der Bürgerhauptwache, wo die komplizirte Maschine in Stücke zertrümmert wurde, um die sich Alles riß. Jeder wollte wenigstens ein kleines Stückchen aufbewahren, den Kindern und Enkeln zum ewigen Andenken, mit welcher Schmach unter gewissen Fürsten das Volk behandelt worden.

Neben Eberhard wurde der so lange und so schnöde verfolgte Stadtsekretär Wippermann als vortragender Rath in's Ministerium des Innern berufen und als Regierungskommissär für die Ständekammer bestellt. Eberhard wurde zum wirklichen Minister ernannt; an die Spize des Kriegsministeriums trat der volksthümliche Oberstlieutnant Weiß, in das Auswärtige der Geheimerath außer Dienste, von Trott; der Bergwerksdirektor Schwedes wurde Vorstand der Finanzen. Das ganze Ministerium war geändert. Entlassen war: von Moz, der bisherige Finanzminister; General Schmitt, der Kriegsminister; Freiherr von Dörnberg, der Minister des Auswärtigen und des Hauses. Entlassen war auch von der Malsburg, der Oberhofmarschall; entlassen der beim Volk von Allen gehaßte und verachtete Obergerichtsrath Conrad Abee, der die Stelle eines

Generalsekretärs des Gesammt-Staatsministeriums und eines vortragenden Rathes im Geheimen Kabinet inne gehabt hatte.

Es war eine der ersten Handlungen des Minister Eberhard, dem Märtyrer Jordan von Marburg und dem Professor Hildebrand, der fast ein mit Jordan ähnliches Schicksal gehabt hatte, die Aufhebung ihrer Suspension, und dem Ersteren zugleich den Urlaub zum Eintritt in die Ständeversammlung zu verkünden.

Am 13. März trat der Landtag zusammen. Die erste Sizung seit dem Sturz der volksfeindlichen Männer fand unter ungewöhnlichem Zudrang statt. Als Wippermann, der so lang verhinderte und durch alle möglichen Tücke von der ständischen Wirksamkeit ausgeschlossene Abgeordnete, eintrat, empfieng ihn ein jubelnder Zuruf, und er sprach in kräftigen Worten seinen Gegengruß aus. Es war noch die alte, unter dem Einfluß einer heillosen Regierung zusammengesezte Versammlung; aber Vaterlandsliebe, die sich bisher nur vor der Gewalt im Busen versteckt hatte und sich jezt hervorwagte, Furcht vor dem Volke, die jezt schnell die Farbe des Tages überwarf, und vor dem neuen Ministerium, wohl auch anerzogene und angewohnte Charakterlosigkeit, bei allen denen, die sich auch unter dem jezigen immer nur bestens empfehlen wollten, wirkte jezt mit den ächten alten Volksfreunden zusammen, und Wippermann wurde zum Präsidenten der Kammer erwählt, Henkel zum Vizepräsidenten. Henkel stellte sogleich den Antrag, den unter der vorigen Verwaltung absichtlich verschlechterten Geschäftsgang in freiere und bessere Formen zu bringen, und auf Pfeiffer's Antrag wurden der gewesene Finanzminister von Motz und der Vorstand des Ministeriums des Innern, von Scheffer, in Anklagestand versezt, „wegen Verlezungen der Verfassung, wegen vielfacher Beeinträchtigungen des öffentlichen Rechtes und des gesezlichen Zustandes.“

Eine volksfestliche, bedeutungsvolle Stunde war es für die Bürger Kassels, als der Mann, der einst die Seele des ständischen Lebens gewesen war, nach fünfzehn für ihn so verhängnißvollen Jahren wiederkehrte, um in die Kammer einzutreten. Das war Sylvester Jordan.

Eine jubelnde Menge begleitete ihn, als er im Gasthof zum König von Preußen abstieg. Mit warmer Freude, die sich aber einer gewissen Rührung nicht erwehren konnte, wurde er bewillkommt.

Vom Balkon herab begrüßte er das versammelte Volk. Es war noch immer eine wirksame Stimme, die in einfacher, herzlicher Ansprache sich hören ließ, sie hatte noch immer Gewalt über die Herzen, aber es war nicht mehr die alte Macht und Kraft dieser Stimme, ihr Metall war unter dem äzenden Einfluß der Kerkerjahre weich geworden, und es war nicht mehr das gewohnte Feuer des freien Geistes, der ehedem aus Jordan sprach.

Schon hier, in dieser Ansprache, malte sich die Art und Weise der politischen Stellung ab, die Jordan in der nächsten Zukunft einnehmen wollte.

Er dankte für die Theilnahme, die das Volk ihm bewiesen. Er sprach, „wie von schlechtem Rathgeben zwischen Fürst und Volk aufgebaut, aber jezt überall eingerissen worden sey.“ Er bat, das Volk solle nicht auf die Sendlinge hören, welche eine Republik predigen. Ein ächt konstitutionelles Leben sei das rechte Losungswort. Selbstbeherrschung, Gesezlichkeit, aber auch Wachsamkeit, da möglicher Weise Gefahr von Außen hereinbrechen könne, müssen jezt die Bürgertugenden seyn. Keinen Haß, sprach er, keinen Groll mehr auf das Vergangene und das Erduldete!

Es machte tiefen Eindruck, diesen Mann nach allen den Kerkerqualen, nach jeglicher Kreuzigung, nach jeglicher irdischen Trübsal, so sprechen zu hören; als wäre kein Raum mehr für Haß in seiner Brust, als hätte darin nur die Liebe sich eine heilige Stätte erbaut.

Jordan hatte in Marburg die Rache beschworen, die sich über dem Haupte Wangemanns, seines Oberkerkermeisters, wie ein schwarzes Gewölk, aus dem Schooß des Volkes hervor zusammenzog. Daß Jordan im Kerker nicht unter seines Peinigers Händen starb, das war nicht dessen Verdienst; die Vorsehung nur ließ ihn nicht sterben. Und als das Volk das Blut Wangemanns in Marburg forderte, als Sühne für das, was er an Jordan verschuldet hatte: da war Jordan es, der den Bedrohten rettete, und da hatte Jordan bewährt, daß in der That die Liebe in seinem Mund kein leeres Wort sei.

Aber das Unglück hatte des Dulders Gemüth und Wesen nicht so zu läutern und zu verklären vermocht, daß kein Rest von Herbigkeit, Leidenschaft und Haß zurück geblieben wäre; auch hatte sich das Unglück an ihm noch nicht erschöpft. In Erniedrigung, in der Nacht des Gefängnisses, hatte er von den Fürsten und den Hochgestellten

gelitten; bald selbst hochgestellt sollte er das Schwere erfahren, von dem Volke zu leiden, und in Denen, die, als Alles ihn verließ, sich als seine treusten Freunde bewährt hatten, seine bitteren Feinde zu sehen, nicht ohne seine eigene Schuld.

Jezt war Jordan der Sieger, der vom Volk auf den Händen getragene. Und seine Verfolger aus vorigen Tagen irrten flüchtig wie verfehmt und geächtet umher, vor der Rache des Volkes sich zu verstecken und zu entrinnen: denn aus Stadt und Dorf, von der Hand des Bürgers und des Bauern, fürchtete ihr böses Gewissen die blutige Abrechnung für ihre Thaten. Auf den früheren Vorstand des Ministeriums des Innern, auf den Vaterlandsverräther Scheffer, machten die Bauern förmliche Jagd. Er wußte nicht, wohin er sein Haupt legen sollte. Kaum war er irgendwo angelangt, so wollte man ihn einfangen, weil die Sage unter dem Landvolk gieng, ein Preis von 7000 Reichsthalern sei auf seinen Kopf gesezt. Selbst in Waldeck, über der Grenze noch, hezte und jagte man ihn.

Während seine bisherigen Rathgeber auf der Flucht waren oder sich verkrochen, wohnte der Kurfürst, zum erstenmal seit er die Regierung führte, den Waffenübungen der Kasseler Bürgerwehr an, eine weiße Binde, das Abzeichen der Bürgergarde um den Arm; wie zur Anerkennung der Verdienste der Bürgerschaft in den lezten politisch-schwülen Tagen.

Es ist anders geworden! hieß es vielfach im Volke. Aber nicht überall vertraute man so leicht, besonders nicht in der Landschaft Hanau. Dort vergaß man nicht so schnell das Vergangene, und nachdem die erste Freude verflogen war, schöpfte man aus dem Vergangenen Argwohn und Besorgniß für die Zukunft. Die Persönlichkeit des neuen Großherzogs zu Darmstadt schien Manchen mehr Bürgschaft für die Dauer der neuen Zustände zu gewähren, und sie wollten suchen, den Kurfürsten auf gütlichem Wege zu bestimmen, daß er die Regierung zu Gunsten des hessen-darmstädtischen Hauses niederlege, und so ein Königreich beider Hessen werde, mit dem Siz in Darmstadt. Es glühete noch länger unter der Asche, bis das neue Ministerium und die Zeit das Vertrauen befestigten.

In dem schönen, von der Natur mit Wein und warmen Quellen überreich gesegneten Nassau hatte auch das Volk lang und viel

getragen. Die Hauptstadt Wiesbaden nahm schon am 1. März eine sehr entschiedene Haltung an: Eine Bürgerversammlung, bei der es nicht ganz ohne Unordnungen abgieng, forderte vorweg, das seitherige, wie erblich gewordene Regiment einiger Adelsfamilien müsse abgeschafft werden. Der Minister von Dungern war ernstlich bedroht. Der junge Herzog war gleich nach Verkündung der französischen Republik nach Berlin geeilt: Auf die Brautfahrt, sagte man am Hofe; um preußische Hülfe nachzusuchen, ehe noch die Wellenkreise der Bewegung sein Land erreichten, hieß es nicht bloß im Volk, sondern auch in sonst unterrichteten Kreisen. Die Stimmung seines Volkes, und was diese Stimmung erzeugt und genährt hatte, konnte dem Herzog nicht unbekannt seyn.

Die erste Versammlung beschloß, auf den 2. März in den Kolonaden des Wiesbadener Kursals eine allgemeine Volksversammlung zu halten. Nach allen Seiten giengen die Boten aus. Aus der Gegend zwischen Rhein, Main und Lahn fanden sich Tausende in Wiesbaden zusammen. Die Forderungen des Volkes wurden festgestellt. Sie glichen den in Mannheim gestellten. Neu war die Forderung, daß die Domänen zum Staatseigenthum erklärt werden, und die Stände die Verwaltung kontroliren sollen. Das Volk von Nassau hatte von seinen bisherigen Ständeversammlungen wenig Gutes geerndtet, weil die Wählbarkeit an einen namhaften Vermögensbesiz gebunden war. Darum war unter den jezigen Forderungen des Volkes hauptsächlich ein neues Wahlgesez hervorgehoben, mit dem Hauptgrundsaz, daß fortan die Wählbarkeit nicht an einen gewissen Vermögensbesiz gebunden sein dürfe. Die Forderungen wurden sofort dem Staatsministerium zur Erklärung vorgelegt. Während die Abgeordneten oben waren, wartete das Volk auf dem Theaterplaz den Erfolg ab, hielt begeisterte Reden und sang Vaterlands- und Freiheitslieder. Eine Stunde vergieng ohne Antwort. Die Menge wurde unruhig. Da erschienen die Abgeordneten. Der Minister von Dungern bewilligte die allgemeine Bewaffnung und die unbedingte Preßfreiheit. Die anderen Forderungen machte er von der Ankunft des Herzogs, der stündlich erwartet werde, abhängig, doch sagte er seine fördernde Mitwirkung auch für diese zu.

An der Spize der Abordnung, die mit dem Minister verhandelte, stand der Rechtsanwalt und Abgeordnete Hergenhahn. Das Volk

wollte sich nicht mit der Antwort zufrieden geben. Hergenhahn, der Leiter der ganzen Bewegung, wußte es zu beruhigen. Vater Hergenhahn, Volksfreund Hergenhahn nannte ihn das Volk. Er bestand auf's Entschiedenste auf sofortiger Volksbewaffnung, um mit der größten Entschiedenheit auf die Erfüllung der Volkswünsche dringen zu können. So mußte sich den Volksführern das Zeughaus öffnen, tausende von Gewehren und anderen Waffen wurden ausgetheilt und bald wogte das Volk bewaffnet, Kopf an Kopf, durch die Straßen. Bürger und Soldaten giengen und saßen brüderlich zusammen. Wie wird das ausgehen? seufzten die Aengstlichen, die solche Dinge noch vor ein paar Tagen für eine reine Unmöglichkeit gehalten hätten, und die in der Fürstenfurcht und in der Volksverachtung auferzogen waren. Schrecklich klang ihnen die Stimme des Volkes, und mit Recht; denn ein leiser Nachklang, wie von einem Mährchen aus der Kindheit, war ihnen noch geblieben, des Volkes Stimme sei Gottes Stimme, und die wahre Gottesfurcht hatten sie nie gekannt. Unter dem blendenden Glanz des Reichthums und der unaufhörlichen Lustbarkeiten, der sie in Wiesbaden und anderswo umrauscht hatte, war dieser Nachklang in ihrem Innern lange übertäubt worden, und nun klang er erst wider in der schwülen Stille, die dem Ausbruch der jezigen Bewegung in dieser Stadt vorangegangen war, und gedrückt standen sie unter der Wetterwolke des Tages.

Tausende von westerwäldischen Bauern waren schon in der Stadt, andere in Schaaren auf dem Weg dahin. In vielen, vielen tausenden Abdrücken wurden die Forderungen der Nassauer auf allen ordentlichen Wegen blizschnell über das ganze Land verbreitet, zugleich damit Aufrufe zu einer größtmöglichen Volksversammlung, die auf Samstag den 4. März, Nachmittags 3 Uhr, auf dem Plaze vor dem Gasthofe der vier Jahrszeiten festgesezt und wozu die Mitwirkung des ganzen Landes in Anspruch genommen wurde. Es war beschlossen, sich nicht früher zu trennen, bis alles bewilligt sei. Noch in der Nacht vom zweiten auf den dritten März wurden die Landstände durch Eilboten unverzüglich einberufen. Schon am dritten März erschienen in Wiesbaden zwei neue Zeitungen. Das ganze Herzogthum hatte bisher keine einzige Zeitung gehabt. Die erste Zeitung nannte sich die freie Zeitung und erbot Freiheit und Gruß an alle Bewohner Nassaus und Brudergruß an alle Deutschen. Die zweite Zeitung nannte

sich Flugblatt, und wandte sich in gleichem Geiste an das engere, wie an das große Vaterland.

Das ganze Nassauer Volk stimmte ein in das, was die freie Zeitung an ihrem ersten Tag aussprach: haben wir auch bis jezt geseufzt unter dem Druck der Tyrannei, die Stunde ist gekommen, in der die bedrängte Menschheit ihre durch die ewigen Naturgeseze verbürgte Freiheit zurückfordert. Jeder Gau unsers herrlichen Deutschlands wird einstimmen in den Jubelruf: Deutschland ist wiedergeboren. Deutschland ist frei! Ein großes, einiges, freies Volk wird von nun an erscheinen auf dem Schauplaz der Welt. Es waren dieß nicht gemachte Redensarten. Der Mund ging nur über, weß das Herz voll war. Es war wirklich der lautere Geist der Revolution, der über die Gränze gegangen war, der an die Pforten von Deutschland klopfte, und es war in diesen Tagen, als wolle sich alles, was von nationaler Kraft, was von Freiheitsgefühl in der deutschen Nation noch wie in der Knospe ruhte, schleunigst entfalten. Die Bewegung in Nassau ging mit Riesenschritten vorwärts, Gerüchte aller Art liefen um und beunruhigten und reizten das Volk auf.

Am dritten März nahm in aller Frühe die Bewaffnung des Volkes, das sich von außen her stündlich mehrte, ihren Fortgang. Unter andern hatte sich das Gerücht verbreitet, es seyen alle Truppen gegen das Volk einberufen. Der Kammerherr Max von Gagern machte Morgens 10 Uhr in der nassauischen Zeitung, die als drittes Blatt binnen acht und vierzig Stunden entstanden war, dem Volke bekannt, es sey vom Bund aus beschlossen worden, daß, wie das der andern Bundesstaaten, so auch das nassauische Bundeskontingent mobil gemacht werde. Damit es nicht scheine, als sey diese Maßregel gegen die „gesezliche" Bewegung unter den treuen Bürgern gerichtet, sey diese Maßregel zurückgenommen, und es werde gar kein Militär weiter in die Stadt einberufen. Um eilf Uhr trat der sechszehnjährige Bruder des Herzogs, Nikolaus, auf der Kursaalwiese unter die bewaffnete Menge und theilte mit, der Herzog sey noch nicht da, es werde gewiß alles geschehen, was nur geschehen könne. Die Versammelten ließen den Prinzen hoch leben. Auf das brachte Nikolaus dem deutschen Volke ein Hoch aus. Gleich darauf erhoben sich Stimmen, man wolle das Volk wieder, wie

schon öfters, hintergehen, durch leere Versprechungen, die nicht gehalten werden. Ein Mann der Regierung bestieg die Rednerbühne und gab die heiligsten Versicherungen, daß dem nicht so sey. Darauf ging das Volk ruhig auseinander, da die Waffen ausgetheilt waren.

Neue Gerüchte erhizten die Köpfe. Zwei rheinbayerische Regimenter seyen im Anzug, um die Stadt zu besezen. Auch hatte eine Frankfurter Zeitung die falsche Nachricht gebracht, der Herzog sey schon längst auf seiner Rückkehr durch Frankfurt gekommen. Auf diese Nachricht hin glaubte man im Volk, der Herzog halte sich in Mainz oder in seinem Schloß verborgen, um die Forderungen nicht gewähren zu müssen, und er warte nur auf das fremde Kriegsvolk. Die Bürger stellten die Forderung, daß ihnen zur Sicherheit die Kanonen des Artilleriecorps übergeben werden.

Der Minister von Dungern verkündete um ein Uhr, die Nachricht der Frankfurter Zeitung sey falsch; in zwei Richtungen auf dem Wege nach Berlin, sowohl über Eisenach als über Köln, seyen dem Herzog Eilboten entgegen geschickt worden, damit er so bald es nur immer möglich in der Mitte seiner treuen Nassauer erscheinen könne; aber bis jezt sey er weder selbst, noch Nachricht von ihm da. Um drei Uhr, da die Bürgerwehr wieder auf der Kursaalwiese war, um scharfe Ladung zu empfangen, erschien General von Preem. Zu den andern Gerüchten war ausgesprengt, die Besazung sey in die Kasernen konsignirt. Der General erklärte, den Soldaten sey erlaubt, frei umher zu gehen, und als Bürger sich mit dem Bürger zu vereinigen. Es schmerze ihn tief, daß man so wenig Vertrauen habe und daß man Kanonen verlange. Diese könne er nicht geben ohne Befehl des Herzogs. Damit man aber nicht an eine böswillige Absicht von Seite des Militärs glaube, habe er in das Zeughaus und zu dem Geschüz Bürgerwache befehligt; es sey Alles in der Gewalt der Bürger, das Militär sey einig und verbrüdert mit dem Volke. Er endete unter stürmischem Hoch des Volkes.

Das Gerücht hatte seine Aufreizungen noch nicht erschöpft. Gegen Abend lief um, in der Nacht solle die Stadt von der Besazung der Festung Mainz überfallen werden. Um sechs Uhr erklärte eine Bekanntmachung des Ministers auch dieses Gerücht für eine Lüge, er stehe dafür ein; zur größeren Beruhigung habe er

die Anordnung getroffen, daß an der Landesgränze die Schienen der Eisenbahn ausgehoben werden.

In Frankfurt hatte sich schon die Nachricht verbreitet, die Nassauer haben ihren abwesenden Herzog abgesezt, und die Festungswerke in Kassel, durch welche die Eisenbahn führt, sollen gesperrt werden, damit die Leute nicht zur großen Landesversammlung auf den vierten März kommen können.

Den Abend und die Nacht hindurch aber war in Wiesbaden alles ruhig. Der vierte März brach an. An diesem Morgen sollen gegen zwanzigtausend Nassauer theils in Wiesbaden, theils auf dem Wege dahin gewesen seyn. Noch am Abend zuvor war in allen Gemeinden des Landes amtlich verkündet worden, die verwittwete Frau Herzogin und Prinz Nikolaus haben es übernommen, bei noch fortdauernder Abwesenheit des Herzogs sich dafür zu verbürgen, daß derselbe die Forderungen des Volkes bereitwillig genehmigen werde; die Nassauer mögen sich darum die Mühe und Kosten einer Reise nach der Hauptstadt, als vollkommen zwecklos, ersparen. Aus allen Gauen des Herzogthums waren aber die Männer von Nassau zur Landesversammlung geeilt, und hatten die Mühe und Kosten der Reise nicht gescheut.

Der Argwohn wuchs, je länger der Herzog ausblieb. Die Bewegung unter dem Volke wurde stündlich bedenklicher. Die ungeheure Volksversammlung, fast lauter Bewaffnete, ließ das Militär den Eid auf die Verfassung schwören. Schon waren vom herzoglichen Schloß und andern Gebäuden die nassauischen blau-orangefarbenen Fahnen durch das Volk herabgenommen, zerrissen und zerbrochen, und über Wiesbaden hin wehte die schwarz-roth-goldene Fahne.

Um eilf Uhr trat wieder Prinz Nikolaus unter das Volk, das einig und entschlossen wie Ein Mann dastand. Ihr glaubt wohl, sprach er, mein Bruder komme mit fremden Truppen hieher. Dazu ist er viel zu gut und edelmüthig. Sollte es aber doch möglich seyn, so ist er durch Andere dazu verleitet worden. Seyd aber versichert, daß wir Allem aufbieten werden, damit die Truppen die Stadt nicht betreten. Er läßt auf seine Bürger nicht schießen, glaubet mir, ich bleibe mitten unter Euch.

Aus dem Volk erscholl der Ruf: Es lebe Prinz Nikolaus! es

lebe Nassau! Der Herzog ist gut, aber übel berathen, sagten Einige. Nikolaus dankte einem Bürger durch einen Händedruck.

Zugleich wurde eine gedruckte Verkündigung des Ministeriums ausgegeben, daß die Forderungen des Volkes unbedingt bewilligt seyen, daß die Herzogin-Mutter mit ihrem Sohne Nikolaus sich mitten unter das Volk begebe, und mit ihrer Person für die Bewilligung des Herzogs Sicherheit und Bürgschaft leiste.

Der Minister von Dungern, die Herzogin Pauline und Prinz Nikolaus hatten die Verkündigung eigenhändig unterzeichnet, und dreizehn Männer des Volkes hatten die Aechtheit der Unterschriften beglaubigt.

Endlich trifft der Herzog ein, noch in der rechten Minute. Eine Viertelstunde später, und wer weiß, wie der Ausgang gewesen wäre.

Zu Frankfurt, als er nach dem Bahnhofe fährt, wird er von einem Haufen Volks mit Pfeifen und Zischen begleitet; in seinem Wagen wird sogar eine Fensterscheibe eingeworfen; an der Eisenbahn angekommen, läßt er sogleich durch den elektrischen Telegraphen seine Rückkehr und die Erfüllung der Volksforderungen nach Wiesbaden melden; dann reist er ab. Um halb fünf Uhr kommt er mit dem Bahnzug in Wiesbaden an. So wie er aus dem Bahnhofe tritt, um sich zu Fuß nach dem Schlosse zu begeben, schließen einige Leute sich an ihn an, die erste Bürgerwache, die ihm begegnet, nimmt ihn in Schuz, während auf dem Weg nach dem Schloß der Zug mächtig anschwillt. Als die Herzogin-Mutter, Prinz Nikolaus und die Minister, welche auf dem Balkon des Schlosses in ängstlicher Erwartung harren, seiner ansichtig werden, winken sie ihm mit Tüchern entgegen. Nach kurzer Zeit tritt der Herzog auf den Balkon und ruft mit lauter Stimme: Ich bestätige alles Dasjenige, was in meiner Abwesenheit von meiner Mutter, meinem Bruder oder den Ministern dem Volke zugesagt worden ist. Ein Jubelruf aus der Brust von Tausenden antwortete dieser Erklärung. Der Herzog trat auf die andere Seite des Altans. Gehen Sie mit ihren Leuten in die Kaserne! rief er dem Befehlshaber der Truppen zu.

Vor der Ankunft des Herzogs war die Ungeduld des Volkes, das von allen Orten des Landes herbei geströmt war, so bedrohlich geworden, daß der Ministor von Dungern noch die weitere Erklärung öffentlich abgab: da es allgemein gewünscht werde, so solle keine

Steuer mehr im Lande bezahlt werden, bis die Genehmigung des Herzogs zu den heutigen Bewilligungen erfolgt sey.

So waren mit einem Schlag so viele unwürdige Fesseln in Nassau gefallen, so viele drückende Lasten abgenommen. Als ein Zeichen der innigsten Verbrüderung der Bürgerschaft und des Militärs gingen beide am andern Tage mit einander auf die Kursaalwiese und vorüber am Schloß, von dessen Balkon der Herzog die Waffenschau hielt. Mit nassen Augen begrüßte er seine getreuen Nassauer; nochmals versprach er Alles zu halten, was er versprochen. An diesem Abend wie an dem vorigen war die ganze Stadt Wiesbaden glänzend beleuchtet. Unübersehbar durchwogte die Menschenmenge mit den freudigsten Empfindungen die Straßen, mit dem rauschendsten Jubelrufe begrüßte sie den Herzog, seinen Bruder, seine Mutter, als sie die Stadt durchfuhren. In ewigen Zeiten werden die ersten Tage des März für Nassau denkwürdig bleiben, sagten die Einen. Jezt nur ruhig weiter! sagten Andere.

Acht Tage vergiengen, und man las in den Zeitungen, und man hörte von den Nassauern, daß der Herzog sehr verschlossen und einsilbig geworden, daß Alle, welche mit ihm in Berührung kommen, von der eisigen Kälte sprechen, welche er zeige.

Am meisten schmerzte den Herzog der Verlust der Domänen.

Diese Domänen waren ja fast wie jener Niebelungenhort der Sage, von welchem Unsegen ausgieng für den fürstlichen Besizer, weil der Fluch des Unterdrückten darauf lag, dem er geraubt war; das waren jene Domänen, die früher zu dem so sehr aufreizenden Streit Anlaß gegeben, zu jenem berüchtigten Streit, welchen der ungerechte Haushalter seines Volkes, der Vater des Herzogs, dadurch schlichtete, daß er das himmelschreiendste Unrecht in einen Schein von Rechtsform brachte; dadurch, daß er durch eine aus nur fünf Mitgliedern bestehende Kammer sich die Domänen zusprach.

Das Land hatte damals gegen diese Zusprache Protest eingelegt: eben jezt hatte es diesem Protest nachdrückliche Folge gegeben. Auch noch ein anderes Besizrecht griffen die nassauischen Bauern am Rhein an, das Besizthum des Fürsten Metternich, den Johannisberg.

Diese Bauernschaften hatten gehört oder wo gelesen, daß das Eigenthumsrecht des verrufenen Staatskünstlers auf den göttlichen Johannisberg nicht so ganz klar nachzuweisen sey. Im Jahre 1803

wurde die Abtei aufgehoben und der Fürst von Oranien, der nachmalige König von Holland, kaufte alles was dazu gehörte, an sich. Nachher zog Napoleon den Johannisberg ein, und schenkte ihn 1806 seinem General Kellermann. Später ging er, man weiß nicht wie, in den Besiz des Kaisers Franz von Oesterreich über; im Jahr 1816 beschenkte dieser Kaiser den Fürsten Metternich mit dem Johannisberg. Im März 1848 aber behaupteten die nassauischen Bauern, der Johannisberg gehöre von Gott und Rechtswegen unter den Herzogshut von Nassau. Ein Theil wollte ihn plündern, andere wollten ihm „den rothen Hahn aufsezen;" so tief verhaßt bis in's Herz dieser Rheinbauern hinein hatte sich Metternich gemacht. Daß jezt noch sein Eigenthum hier unangetastet blieb, das war Verdienst der freisinnigen Volksmänner, die er so schwer und so bitter verfolgt hatte. Diese besezten das Schloß und die Weinberge mit einer bürgerlichen Sicherheitswache. So war er doch einstweilen wenigstens vom Volk in seine Hand genommen.

Diejenigen, welche die Bewegung im Herzogthum geleitet hatten, gingen nach den Zusagen eifrig daran, die neue Ordnung der Dinge durchzuführen, und den neuen Verbesserungen, wie man jezt allwärts zu sagen beliebt, die „breiteste Grundlage zu geben." Das Anfangs im Lande wieder rege gewordene Mißtrauen verschwand, weil es den Anschein hatte, daß es im Guten rasch vorwärts gehe.

Die Bewegung in Sachsen.

In Leipzig, seit lange dem politischen Mittelpunkt Sachsens, für Alles, was für ein freieres Volksleben geschah, hatten die Veränderungen in Frankreich einen nicht weniger mächtigen Eindruck hervorgebracht, als in Süddeutschland. Schon am 29. Februar beschloß eine Bürgerversammlung im Schüzenhause eine Vorstellung an den König um Preßfreiheit und ein deutsches Parlament, und die dasigen Buchhändler reichten eine nochmalige Erklärung „gegen die Schmach der geistesmörderischen Censur" ein, sowie gegen die

Unterdrückung von Büchern und Zeitschriften. Der Augenblick, wo, wie sie sagten, die lebensunfähige Welt der Völker unterdrückenden, freiheitsfeindlichen Staatsweisheit von 1815 in ihren Angeln wankte, ermuthigte sie zu der Erklärung, daß sie nicht mehr bitten mögen um ihr gutes Recht, daß sie aber die unausbleiblichen Folgen fernerer Rechtsverweigerung öffentlich und feierlich auf Diejenigen wälzen, welche für Bitten und Mahnungen bisher kein Gehör hatten.

Selbst in diese sonst schon lebhaft bewegte Stadt war eine Bewegung gekommen, gegen die die sonstige Lebendigkeit eine wahre Stille war. Wenn so in den Straßenecken und den öffentlichen Pläzen unter den Laternen die neuen Zeitungen den sich drängenden Haufen vorgelesen wurden, so war das nicht mehr die frühere Masse, ein neuer Geist schien über sie gekommen. Hundert Gerüchte kreuzten sich, und je tiefer sie aus den luftigen Höhen der Börsenspekulation auf die Straßen herunterkamen, zu desto drohenderen Gestalten wuchsen sie an. Daß jezt in Deutschland etwas Großes geschehen werde, das konnte man jeden Lastträger an der Straßenecke zu seinem Nachbar sagen hören.

Was that die Regierung in diesem Augenblick? In derselben Stunde fast, in welcher die freie Presse in die Vorstellungen an den König und das Ministerium als erste Forderung niedergelegt wurde, ließ die Kreisdirektion zu Leipzig sämmtliche Censoren zusammenberufen, und verschärfte ihre Vorschriften, namentlich gegen leitende Artikel über die Pariser Ereignisse und gegen Alles, was Baden und Hessen beträfe.

Die Kluft zwischen der Anschauungsweise der Regierenden, und zwischen der Art, wie die Volksmänner die Sachlage ansahen, war ungeheuer. In jener Versammlung im Schüzenhause traten vor andern zwei Redner hervor, die schon bisher im deutschen Volke viel und tief gewirkt hatten, und die von da an noch viel bedeutenderen Rollen für den Aufschwung des Volkslebens durchführen sollten: zwei Männer in der frischesten Manneskraft, sehr verschieden an Naturell, Laufbahn, Bildungsgang und Charakter, aber eins in der Liebe zur Freiheit und zum deutschen Volke. Der eine dieser Männer war Arnold Ruge. In einer begeisterten Auseinandersezung der Bewegung der lezten 60 Jahre verkündete Ruge die dritte französische Revolution, als größtes Ereigniß der Weltge-

schichte, und den energischen Enthusiasmus für die Verwirklichung des freien, humanen Staats, als die eigentliche Religion der Gegenwart. Ihr gegenüber sei Guizot ein Apostat, Louis Philipp ein Atheist gewesen, darum seien sie gefallen. Nach dieser Einleitung kam er auf dieselben Forderungen, wie sie anderwärts gestellt wurden.

Hatte Ruge in seiner eigenthümlichen Art zu philosophiren gesprochen und mit seinem idealistischen Schwung, in welchem er troz der anklebenden Gelehrten-Dialektik seine praktischen Vorschläge in einem glänzenden Licht aufsteigen ließ, die Zuhörer zu ungemeinem Beifall hingerissen: so zeigte sich gleich hier das Unglückliche, daß andere, ihn überbietend, über die ersten Ansichten und Vorschläge, die er machte, über ihn selbst weit hinausgehen wollten. Schon hier versuchte die Leidenschaftlichkeit der vernünftigen Begeisterung den Weg abzulaufen. Redner sprachen nicht nur von der Entfesselung des vierten Standes, von der Gleichheit Aller, vom Rechte der Arbeit auf genügenden Lohn, sondern sie sprachen von Preßfreiheit, Redefreiheit, Schwurgerichten, als von einem Spielzeuge des alten Liberalismus. So zeigten sich vornherein überstürzende Leute. Für jezt noch wurden sie von dem gesunden Sinn des Volkes ausgelacht. Wie klar und praktisch dagegen war die Sprache des zweiten der hervorragenden Männer in Leipzig, die Sprache Robert Blums!

Die Stadtverordneten Leipzig's wollten eine eigene Adresse an den König geben. Der Entwurf war vom Professor Biedermann. Biedermann sprach darin von der Befürchtung ähnlicher Unruhen, wie sie der Julirevolution gefolgt seien. In Deutschland, in Sachsen, in Leipzig, seien wie damals, so auch jezt, Anlässe zu diesen Befürchtungen und Bewegungen vorhanden. Wie in Deutschland, so auch in Sachsen sei keine Uebereinstimmung der Verwaltung mit dem freien, gebildeten und besonnenen Geist des Volks.

Gegen diese Fassung der Adresse erhob sich Robert Blum. Mit einem Wort, sprach er, sie ist nicht energisch, nicht wahr genug. Sie hat Andeutungen, Hinweisungen, Beziehungen, statt offener Aussprache unserer Ueberzeugungen. Es ist nicht genug, von der mangelnden Uebereinstimmung zwischen Regierung und Volk zu reden; man muß hinzufügen, sie beruhe darin, daß die Regierung den

Hauptgrundsaz habe, die Freiheit und die natürliche Entwickelung zu unterdrücken. Die Verantwortlichkeit, schloß er, von Allem, was kommen mag, lastet auf Denen, von welchen, statt Rechtsgewährung, Rechtsverweigerung ausgegangen ist. Gefahr sei von Rußland nur insofern zu befürchten, weil eine deutsche Macht mit diesem Todfeinde Deutschlands sympathisire; die Gefahr von Frankreich beruhe auf dem Haß deutscher Regierungen gegen die Freiheit. Nicht ein Eroberungsgelüste der Republik Frankreich, sondern ein zweites Bündniß der Mächte, wie einst zu Pillnitz, sei zu fürchten. Die Vertretung am Bunde könne vom Könige allerdiengs weder gewährt, noch überhaupt neben der gegenwärtigen Frankfurter Versammlung gedacht werden, aber sie sei doch eine Fahne, um welche Deutschland's Kraft sich vereinigen könne. So viel Robert Blum an dieser Adresse auszusezen hatte, so erklärte er doch, der Einigung zu lieb, daß er in sie sich füge: Man müsse einmüthig so lange zusammengehen, als man seinen Grundsäzen Nichts vergebe. So wurde die Adresse einstimmig angenommen; Alle, die dagegen gewesen, folgten Robert Blum's Vorgang.

Auch in diesem Falle, wie schon so oft, bewährte sich der schöne Charakter dieses Volksmannes, des Größten unter den Volksmännern der neuern Zeit *). Ja, selbst bei der Wahl derer, welche die Adresse nach Dresden überbringen sollten, trat er ungekränkt zurück, vor den Stadtverordneten Biedermann und Weyland. Auch

*) Die Charakterzeichnung dieses in seiner Art einzigen deutschen Mannes, die ich hier einschalten wollte, verschiebe ich auf eine andere Stelle dieses Werkes. Er hat indessen, wie er es im ganzen Leben gewesen war, als ein großes Vorbild für sein deutsches Volk geendet; unser Schmerz um den ermordeten Freund ist in diesem Augenblick noch zu groß, als daß ich sein Bild, das Bild dessen, der vorzüglich nur der Freiheit und seinem Volke lebte und starb, würdig zu zeichnen und zu begränzen, diejenige Ruhe und Kraft hätte, die der Geschichtsschreiber haben muß, um die reine Wahrheit mit treuer Vertheilung von Licht und Schatten, wie beides auch den lautersten und größten Menschen eigen ist, so zu geben, daß jedes unbefangene Auge die treue Wiedergabe des Urbildes erkennt, und Jeder, der ihn gekannt hat, spricht: das ist er, so war er! und Jeder, der ihn im Leben nicht das Glück hatte zu kennen, aus der Ruhe und Klarheit der Umrisse erkennen kann, daß es ein wahrhaftiges Bild dessen ist, den das deutsche Volk nie vergessen kann, und darum nie vergessen wird.

der Stadtrath nahm die Adresse an, „als eine in der gegenwärtigen Zeit nothwendige Kundgabe.“ Ja, er dankte den Stadtverordneten, daß sie dieselbe so schnell und in so würdiger Weise zu Stande gebracht.

Am Abend war ein großes Reformbanquet im Schüzenhause. Der eilende Fortschritt des politischen Lebens war unverkennbar. Arnold Ruge führte den Vorsiz. Die Volkspartei eröffnete das Fest mit einem Dank für Diejenigen, welche sich heute „um das Vaterland wohl verdient gemacht haben.“ Dann wurde die Adresse der Stadtverordneten in manchem Punkt erweitert, namentlich der Rücktritt des Ministeriums und ein neues Wahlgesez verlangt, durch das jeder Bürger Wähler und wählbar zugleich sein sollte. Wie fühlte man sich so wohl, so gehoben, in diesen Tagen in Leipzig, selbst Derjenige, der den ganzen Tag nur mit Waaren und Zahlen umgegangen war, an einem solchen volksfestlichen Abend! Die Marseillaise, nach Lamartine die Heldenmelodie, deren Noten rieseln gleich der noch in heißes Blut auf dem Schlachtfeld getauchten Fahne, die Marseillaise, die erbeben macht, aber das Beben furchtloser Art, welches mit seinen Schwingungen das Herz ergreift, Schwung gibt, die Kräfte verdoppelt und den Tod verschleiert; die Marseillaise, dieses Feuerwasser der Revolution, das die Trunkenheit des Kampfes in die Sinne und in die Seele des Volkes gießt, — diese so oft polizeiwidrig in Leipzig gespielte Marseillaise, wie klang sie heute anders, wie ergossen sich die deutschen Herzen, die nach Freiheit Dürstenden in diesen Klängen einer fremden und durch die frische Weihe der Freiheit so plözlich dem deutschen Gefühl verbrüderten Nation!

Am höchsten stieg der Jubel mit Rufen, herzlichem Beifall der Hände und Tücherschwenken, als die Abgeordneten Joseph und Schaffrath in den Saal traten. Die deutsche Wahlreform, schloß Joseph seine Rede, die den Sturz der deutschen Polignac's und Guizot's herbeiführen wird, sie lebe hoch! Umsonst versuchten gewisse Leute auch hier, wie anderwärts, das schöne volksthümliche Freiheitsfest durch Aergernisse zu stören. Paris ist ruhig nach der Revolution, wurde gerufen, seien wir ruhig vor der Reform! Die Böswilligkeit scheiterte an der Haltung der Versammlung.

Solche festliche Augenblicke leuchten wie Sterne in spätere

trübe Tage herein, und sind Erinnerungs- und Haltpunkte für Viele. Darum nimmt die Geschichte davon Kunde.

Schlimme Gerüchte liefen um. Die Universitäten Leipzig und Halle, hieß es, sollen schon jezt geschlossen werden, wochenlang vor der üblichen Zeit. Die Nachrichten, die aus Baden eintrafen, erhöheten und verallgemeinerten die Spannung, womit man der Rückkehr der nach Dresden Abgeordneten entgegensah. Abends gegen 9 Uhr, am 2. März, trafen sie ein. Am Rathhaus standen weithin über den Markt bis auf die Flur, die Treppe, den Sizungssaal des großen Gebäudes, unabgehalten vom heftigsten Regen und Schneegestöber, die Massen, dicht gedrängt, viele Tausende. Auch aus der Umgegend und den nächsten Städten waren Viele herbeigeeilt. Die Leute des alten Polizeistaats, die Behörden in Leipzig, wie die aus der vornehmen Bürgerschaft, die bisher polizeistaatlich Hand in Hand mit ihnen gingen, hatten in den ersten Tagen noch lächelnd zu einander gesagt: Den ganzen Lärm macht das kleine Häuflein der Radikalen, die ganze Sache ist Nichts, als eine gewöhnliche Kundgabe. Jezt erkannten sie, daß das Volk in Bewegung war. Der tausendstimmige Ruf: „Die Abgeordneten! Antwort! Antwort!“ wurde immer stärker, und so stark, daß einer der Angesehensten des Stadtraths auf den Balkon zu treten sich veranlaßt fand, um das Volk zu beruhigen.

Es verbreitete sich das Gerücht von einer ungünstigen Antwort des Königs. Endlich traten die Abgeordneten auf den erleuchteten Balkon heraus. Bravo! riefen einige Stimmen, aber allgemein erhob sich der Ruf: „Kein Bravo! erst anhören!“

Und Professor Biedermann sprach:

„Seine Majestät der König hat uns sehr freundlich empfangen; hat uns mit großer Rührung, oft unter Thränen, angehört; hat uns eine eigenhändig geschriebene Antwort gegeben, auf deren Papier die Spuren der Thränen nicht zu verkennen sind.“

Im Licht einer Fackel las er darauf mit seiner zwar nicht starken, aber klaren und deutlichen Stimme die Antwort vor.

Die Antwort des Königs war so unglücklich als möglich, sowohl an sich, als auch im Zusammentreffen mit der Stimmung des Volkes abgefaßt. Der Hof zu Dresden und der König waren der

Ansicht, die größte Mehrheit der Einwohner Leipzigs sei gewiß diesem unpassenden Wunsche fremd; solche Wünsche an den König zu bringen, wurde erklärt, stehe den Stadtverordneten gar nicht zu; der König und seine Rathgeber behandelten die Stadtverordneten als die unschuldigen, von einer kleinen aufstachelnden Parthei Getäuschten, und in diesen Unschick Hineingeführten.

Weiter vermochte Biedermann Nichts zu lesen; alle seine Versuche waren vergeblich vor dem Ausbruch des Mißvergnügens, das die Tausende in unzweifelhaften und stürmischen Zeichen äußerten. Robert Blum! erscholl es endlich von allen Seiten.

Der Mann des Volkes, der als Stadtverordneter auf dem Rathhause war, erschien, und wie gebannt, ohne Regung, ruhte plözlich das laute Wogen, tiefe Stille war rings umher, als der Mann mit der mächtigen, weithintragenden und beherrschenden Stimme sprach. Meine Herren, sagte er, ein konstitutioneller König kann Nichts ohne seine Minister thun. Morgen um 11 Uhr ist Versammlung der Stadtverordneten. Da werden wir eine Adresse an den König beantragen, er möge alle seine Minister, alle, entlassen. Unter Pfeifen, unter Pereats, unter Liedergesang, wogte der ganze Haufe, von Blum's Geist gebändigt, vom Rathhaus hinweg, vor die Wohnung von Brockhaus. Der Landtags-Abgeordnete und Stadtverordnete erschien am Fenster, durch jene unerquickliche Musik des Volksmißfallens herausgenöthigt, die kein Ende nehmen wollte. Er war aus der Versammlung der Stadtverordneten gegangen, als die Adresse an den König unterschrieben wurde, ohne zu unterschreiben. Brockhaus rettete sich durch ein Hoch auf die Preßfreiheit und durch ein feierliches Versprechen, daß er morgen gegen die Minister stimmen werde. Jezt zu den Censoren! hieß es, sie müssen abdanken!

Die Aufregung der ungeheueren Masse machte einige Besonnene erbangen. Sie eilten, Robert Blum zu suchen. Sie fanden ihn; gefolgt von ihm, begegneten sie an der Post dem wildbewegten Zuge. Wenige Worte, und der Sturm war besänftigt. Ich werde morgen, wie immer, sprach er, nicht um das Recht bitten, sondern das Recht fordern. Ihm vertraute das Volk und zerstreute sich.

Die Stadtverordneten und der Rath Leipzigs beschlossen, mit dem ersten Bahnzug in der Frühe noch einmal nach Dresden zu

senden, um dem König die wirkliche Stimmung der Stadt, an die er nicht glauben wollte, vorzustellen.

Die Verhandlung der Stadtverordneten begann am anderen Morgen mit Vorlesung der königl. Antwort, welche vielfach von Zurufungen unterbrochen wurde, Zurufen, gegen welche die Freunde der Monarchie nichts vermochten, als sie im Interesse der Monarchie still auf's Tiefste zu beklagen. Biedermann's, Otto Wigand's Vorträge genügten nicht. Robert Blum wurde vom einstimmigen Rufe der Menge auf die Tribüne gefordert, von der aus zu sprechen sonst nicht üblich war. „Alle durch Druck hervorgerufenen Volksbewegungen, sprach er, bis zum Beginne dieses Jahrhunderts, haben sich nicht nur gegen die Person der Unterdrücker, sondern gegen das System der Unterdrückung, als welches man das Königthum betrachtete, gerichtet. Die Neuzeit scheint in dieser Beziehung eine glückliche Aenderung der Dinge herbeigeführt zu haben, indem sie durch Grundverträge die gegenseitigen Rechte und Pflichten festgesezt, und durch Herstellung verantwortlicher Räthe der Krone die Monarchie selbst außerhalb der Stürme der Zeit gestellt, sie über dieselben erhoben hat. Aber ein unglückliches Mißverständniß der neuen Zeit hat dahin geführt, an dem Grundvertrag in einer Weise zu mäckeln, daß derselbe zum bloßen Schattenbild herabgesunken ist. Die geheimen Konferenzbeschlüsse der Kabinette haben jedes Verfassungsrecht zur Täuschung gemacht und einen Zustand herbeigeführt, in welchem nicht das Vertrauen auf die neue Zeit und ihre Schöpfungen, sondern entschiedenes Mißtrauen gegen dieselben entstehen und sich ausbreiten mußte. In Frankreich, wo die Verfassung in anderer Weise unwirksam gemacht worden ist, hat sich daher auch sofort gezeigt, daß sich die Volksbewegung wieder gegen das System gekehrt und dasselbe gestürzt hat. Wer es demnach in Deutschland, wo mehr Grund zur Unzufriedenheit vorhanden ist, mit der Monarchie ehrlich meint, der muß mit Entschiedenheit auf die Entfernung Derer dringen, die nicht auf dem alleinigen Boden des Gesezes und der Verfassung, sondern auf dem der Ausnahmsmaßregeln und der Wiener Konferenz stehen. Will man im Angesicht der drohenden Gefahren an der Berechtigung nicht, sondern an der heiligen Pflicht aller öffentlichen Organe, diese Gefahr schonungslos zu enthüllen, im Geringsten zweifeln, so heißt dies noch keine Ein-

sicht in die wahren Bedürfnisse des Landes verrathen." Er unterstüzte die Anträge Biedermann's, legte aber dafür eine eigene kernhafte Fassung der Adresse vor. In der Adresse wurde die Berechtigung der Stadtverordneten, die der König in Abrede gestellt hatte, behauptet und begründet; daß die erste Adresse, wie der König erklärt hatte, ein Ausfluß einseitigen Parteistrebens sei, wurde entschieden widersprochen; eine sofortige Berufung des Landtags und die Entlassung der Minister gefordert, sonst möchte die Ruhe des Landes nicht erhalten oder hergestellt werden können.

Zu gleicher Zeit gaben die Leipziger Censoren eine Erklärung gegen die Censur ab, merkwürdig genug ein Zeichen der Zeit. „Eine mehrjährige Uebung der Censur, sagten sie darin, nach den bestehenden gesezlichen Bestimmungen, hat uns zu der innigen Ueberzeugung gebracht, daß die Censur, abgesehen von dem, was ihr prinzipiell entgegensteht, ein Institut ist, welches seinen Zweck dergestalt verfehlt, daß durch dasselbe der Geist der Ungesezlichkeit nicht zurückgehalten, sondern vielmehr herausgefordert und durch die Reizung zur gefährlichsten Böswilligkeit aufgestachelt wird; daß mancher ehrenwerthe und besonnene Mann durch die Vorstellung einer Bevormundung von der Besprechung der wichtigen Fragen des öffentlichen Lebens sich zurückschrecken läßt, während viele von denen, welche sich der Schriftstellerei ausschließlich widmen, durch die Censur demoralisirt werden, indem sie sich angewöhnen, anstatt offener Beschuldigungen zweideutige Verdächtigungen, statt direkter ehrlicher Angriffe hinterlistige Untergrabungen der bestehenden Verhältnisse des Vertrauens zwischen Volk und Regierung zu unternehmen. Die sogenannte konservative Presse hat es vielfach in dieser Beziehung der liberal-radikalen Presse noch vorausgethan. So wirkt die Censur zum Ruin des Staates."

Es schien, als würde an der Form, unter der an den Fürsten Vorstellungen zu bringen wären, das Volk mit seinen gerechten Wünschen scheitern. Der König wollte darauf beharren, nur durch die Vermittelung der Stände, die er, so wie es die Umstände erlauben, zusammen rufen wolle, die Wünsche des Volkes zu hören. Er sah in der Adresse der Leipziger nichts als ein Vorgreifen, ja einen Eingriff in die Befugnisse der Landesvertreter und eine Unbefugtheit der Krone gegenüber.

Der König glaubte genug zu thun, wenn er die Stände binnen der zwei nächsten Monate einberufe, seinen Sachsen verspreche, sich mit den Ständen über Alles, was als wahres Bedürfniß für das Staatswohl erscheine, zu verständigen, namentlich eine Vorlage über die Presse in Aussicht stelle, und zum Vertrauen auffordere auf das was er schon gethan und noch thun werde. Herr von Falkenstein, der Minister des Innern, im Gefühl, daß er des Volkes Liebe und Vertrauen nicht habe, eilte seine Entlassung einzureichen. Der König, nach einigem Weigern, nahm sie an, da von Falkenstein darauf bestand, „indem er nicht die Veranlassung oder den Vorwand abgeben wolle zu irgend fernerweiten unangenehmen Kundgaben, oder möglichen Unordnungen."

Die Ansprache des Königs an sein Volk konnte die beabsichtigte Wirkung nicht haben. Keiner, selbst von der freisinnigsten Volksparthei, bezweifelte die Versicherungen der Liebe und des Wohlwollens, die der König darin gab. Aber die dringendsten Angelegenheiten der Gegenwart lagen vor; sie sollten, sie mußten schnell erledigt werden, und der König hatte die Erledigung auf sechs Wochen hinausgeschoben. Der Rücktritt des Herrn von Falkenstein schien bedeutungslos: unter der Ansprache des Königs standen noch die fünf übrigen Glieder des Ministeriums unterzeichnet, lauter Adelige; sie hatten sich seit lange das Mißtrauen des Landes zu verdienen gewußt; der Name des einstweiligen Stellvertreters Falkenstein's war nur den Behörden bekannt, das Volk wußte Nichts von ihm: Dr. Zschinsky — so hieß der einstweilige Minister des Innern — hatte sich durch gar Nichts bisher bekannt gemacht.

Die Mißstimmung zog sich durch alle Schichten der Gesellschaft, sie drückte sich vielfach drohend aus.

In außerordentlicher Sizung, unter großem Andrang verhandelten darum die Stadtverordneten. Verfassungsmäßig, sprach der Vorsteher, Rechtsanwalt Koch, kann der König, unter Verantwortlichkeit des Gesammtministeriums, wenn Gefahr im Verzuge ist, auch ohne die Stände einstweilige Entschließungen ausgehen lassen. Das geschah 1836, um die Presse zu knechten; es muß jezt geschehen, um sie zu befreien.

In beredten Worten schilderte Robert Blum die Gefahr im Verzug. Das Land sieht ein, sprach er, daß es das Opfer von

einer Anzahl ehrgeiziger Menschen sein soll, die den König täuschen und schlecht berathen. Man hat uns die Verantwortlichkeit für die Ruhe der Stadt aufgewälzt. Wir haben sehr ernst zu wachen, daß die Bewegung in den Händen der Behörden bleibt. Das Volk muß bewaffnet werden, die städtischen Behörden und Vertreter müssen durch Beschlußfassung die Ungesezlichkeit der Censur erklären.

Otto Wigand schlug vor, in Masse sich nach Dresden zu begeben. Die Versammlung vereinigte sich zulezt mit Blum's Anträgen.

Es wurde einstimmig durch lauten Zuruf angenommen, die Stadtverordneten sollen in Gemeinschaft mit dem Stadtrath am Thron eine Erklärung niederlegen, ohne weitere Begründung, des Inhalts: Die Presse ist gesezlich frei; die Verfassung bietet das Mittel, diese Freiheit ohne Weiteres wiederherzustellen; das Strafgesezbuch bietet genügende Garantien gegen den Mißbrauch; eines besonderen Preßgesezes bedarf es nicht. Die Entlassung Falkenstein's genügt nicht. Ruhe, Ordnung und Eintracht können nur hergestellt werden, wenn der König sich mit Ministern umgibt, die durch ihre öffentliche und ständische Wirksamkeit das Vertrauen des Volkes erworben haben.

Ebenso wurde Robert Blum's Antrag an den Stadtrath angenommen, den Ausschuß der Communalgarde zu veranlassen, auf den gesezlichen Wege durch Aufnahme von Freiwilligen die Communalgarde zu vermehren und ihr den Dienst zu erleichtern. Von allen Seiten versprach man sich zum Eintritt in die Garde zu melden.

Es waren edle und bewegte Stunden, nach der Schilderung von Augenzeugen. In jedem Worte der Redner, in jedem vorbrechenden und raschunterdrückten Zuruf der Höhrer fühlte man, wie die kleine und große Versammlung in der gewaltigen Zeit auch innerlich gewachsen war. Wenn die Leipziger in den Blättern lasen, wie an andern Orten die Volksbewegung ein Schauspiel bot, das die öffentlichen Gewalten in vollständiger Willenlosigkeit und Schwäche zeigte, so mußten sie sich erhoben fühlen beim Anblick der Einigkeit und der Kraft der gesezlichen Stadtbehörde, wie sie auf der Höhe der Zeit und an der Spize der politischen Bewegungen mit Muth und Besonnenheit dastand. Die Stadtverordneten und der Stadtrath von Leipzig gaben ein schönes Beispiel für ganz Sachsen.

Ueberall folgte man nach. Keine einzige Ausschweifung fiel vor, troz der allgemeinen Aufregung und theilweisen Erbitterung.

Die Regierungsbehörden zeigten sich wie gelähmt und betäubt. Der Geist und die Kraft waren von diesen ganz auf die städtischen übergegangen. Das Volk zeigte, daß es sich selbst verwalten konnte.

Robert Blum war der ordnende und leitende Geist auch in diesen Tagen. Wie in jenen Augusttagen, wo er einige Zeit den Herrn von Leipzig gespielt, so zeigte er sich auch hier mit jener außerordenlichen Begabung eines Volksführers, der die Menschen aufzuregen und zu besänftigen verstand, wie es für seinen Zweck, das Volk zur Freiheit zu führen, gerade entsprechend war. Er war es wieder, dem man die Vermeidung aller Ausschweifungen zu danken hatte. Die Macht des überlegenen Genius, der in ihm war, drückte sich wieder den Regierenden vor Augen, ihnen zu Dank und Verdruß zugleich. Je ohnmächtiger sie da standen diesem geistüberlegenen Volksmanne gegenüber, desto mehr haßten sie ihn, indem sie ihn fürchteten. Robert Blum war diesen Leuten gegenüber in den Märztagen ganz in der Lage, wie am 12. August. Die Regierung, das Ministerium, waren froh, daß Leipzig in solcher Ruhe und Ordnung blieb, und doch waren sie ärgerlich und verbittert zugleich, daß sie so ohnmächtig vor ihm dastanden, und daß dieser Abenteurer und Emporkömmling, der ehemalige Klempner-Geselle, der Alles nur durch sich selber geworden war, der nichts studirt hatte, der keine Kanzlei durchlaufen hatte, nicht nur diese Kunst, zu regieren, bewies, sondern sogar ohne Vollmacht von ihnen, ohne Erlaubniß, ohne Auftrag, ohne Befugniß das Volk regierte. Hatte doch Herr von Falkenstein es schon damals unverschämt genannt, daß durch Robert Blum der Angriff der Massen auf das Militär verhindert wurde, daß er ihn verhindern konnte, und daß er es war, der ihn verhindert hatte. Solche unbefugte Befähigung und Thatkraft erschien dem adeligen Herrn und dem ganzen adeligen Hof nicht nur als etwas Unerhörtes, sondern geradezu als eine Impertinenz, als eine Unverschämtheit. Im Schwung dieser Bewegung rafften sich die Leipziger Censoren nochmals zusammen und richteten eine neue Vorstellung an das Ministerium, in der sie um Aufhebung der Censur dringend baten. Sie gestanden, „sich in der schrecklichen Lage von Männern zu befinden, deren Pflicht mit ihrem

Gewissen in Widerspruch gestellt worden, indem sie sich sagen müssen, daß jeder von ihnen vollzogene amtliche Akt die Gefahr des Vaterlandes erhöhe.“ Die Volksstimme äußerte sich treffend über diese Censoren. Wir gestehen, wurde gesagt, daß wir nicht begreifen, warum die Herren Censoren zu Leipzig sich jener „schrecklichen Lage“ nicht eben so einfach entziehen, wie der Censor in Crimmitzschau, der sein Amt „als ein durch die Volksstimme für unehrlich erkanntes“ niedergelegt hat.

Sollte bis auf nächsten Sonntag der König den Wünschen des Volkes nicht entsprochen haben, so wollte die Bürgerschaft in Masse eine Fahrt nach Dresden machen.

Der Empfang der Abgeordneten der sechs Städte Zwickau, Werdau, Crimmitzschau, Merane, Glauchau und Waldenburg, den sie bei den König fanden, vermehrte die Aufregung. Der Bürgermeister Linke von Werdau, der gewählte Wortführer, hatte dem König, in sehr unterthäniger Weise, die Wünsche des Volkes vorgetragen. „Majestät, hatte er geschlossen, wir appelliren an Ihr großes Herz; möge dessen liebevoller Schlag der beglückende Genius und Leitstern des gesitteten Zeitgeistes werden, jener göttlichen Macht der Staaten und Weltgeschichte, welche die Regierungsorgane Ew. Majestät als legitim nicht anerkennen wollen. Das sind des Volkes Wünsche.“

Hiemit wurden die sechs Adressen übergeben. Der König erwiederte: „Ich muß Sie jezt auf meine öffentliche Bekanntmachung verweisen. Ich werde die Verlangen, welche billigen, bescheidenen Wünschen entsprechen, dem nächsten Landtage vorlegen“ Majestät, antwortete der Bürgermeister Schwedler von Merane, Sie erlauben —. Nein, Nein, Nein, Nein! unterbrach ihn der König. Unbillige Wünsche werde ich nicht berücksichtigen. Ich kann mich mit Ihnen nicht in Diskussion einlassen. Ich habe Ihnen Nichts zu sagen, als: Leben Sie wohl! Majestät, nahm Schwedler noch einmal das Wort, entlassen Sie uns nicht ohne alle Zusagen. Und der König fiel sogleich ein: Ich habe Ihnen weiter Nichts zu sagen, als: Leben Sie wohl!

In Leipzig wurde vom Volk ein eigener Ausschuß niedergesezt, um so schleunig als möglich einen allgemeinen Zug nach Dresden zu veranstalten. Die große Masse der Bevölkerung war fest ent-

schlossen, diesen Plan durchzuführen. Ein Aufruf zur Theilnahme an dem großen Zug nach Dresden erschien in allen Zeitungen.

In Dresden war man über diesen Plan des Volkes sehr in Furcht. Das meiste Militär Sachsens lag jezt in und um Leipzig. Darum ließ die Regierung die Dresdener Communalgarde in die Waffen treten; zwei Bataillone und die Reiterei mußten die Brücke besezen, ein Bataillon das Georgenthor, zwei Bataillone das Rathhaus am Altmarkt.

Die Unterzeichnungen zur Theilnahme an den Zug nach Dresden gingen fort, obgleich der Stadtrath dagegen sprach. Der Ausschuß, dessen Seele Robert Blum war, hatte eine freiwillige Steuer ausgeschrieben, um das Nöthige zum Zug aufzubringen. Es ist, heißt es in dem Ausschreiben Robert Blum's, durch den neuesten Erlaß von Seiten des Königs nicht nur Nichts gewährt, sondern vielmehr ein neues Mittel gefunden, die Männer im Amte zu erhalten, gegen die sich das Land so entschieden ausgesprochen hat. Die Minister suchen nichts als Zeit zu gewinnen, um König und Volk auf's Neue zu täuschen. Es gilt, dem Volkswunsch einen großartigen Ausdruck zu verleihen; unterstüzen Sie uns, Mitbürger, daß es in großartiger, ernster und würdiger Weise geschehe.

Man zweifelte nicht daran, daß der König von Sachsen nicht für sich allein handele. Bei der bekannten volksfreundlichen Gesinnung dieses Fürsten glaubte man, sein jeziges Benehmen, der geradezu abschlägliche Bescheid auf die an ihn gebrachten Wünsche seines Volkes, lasse sich nur durch entschiedene Winke, von Berlin aus, erklären. Nicht nur Leipzig war von sächsischen Truppen umzingelt, auch die Preußen standen Regimenterweise an der nahen Landesgrenze. Niemand konnte in der Aufstellung dieses preußischen Truppencorps einen Grenzcordon gegen die Freiheitsbewegung in Sachsen verkennen. Durch diese Truppenansammlungen in der Nähe von Leipzig wurde der Preis der Lebensmittel hinaufgetrieben. Man fürchtete schon eine plözliche Theuerung und noch mehr die Folgen einer solchen. Männer, welche die Dinge verständig betrachteten, verdammten den unnüzen Aufwand dieser Militäraufstellungen. Was in Leipzig geschieht, sagten sie, das wird durch Bajonette und Kanonen nicht verhindert und unterdrückt. Und wenn die Theuerung mitten in arbeitsloser, gewerblich gestörten Zeit Folgen

nach sich zieht, die in keines Menschen Berechnung liegen, weil der Arm und die Wuth verzweifelter Massen das Verhängniß des Augenblicks entscheidet; — wer hat dann die Verantwortung, die Stadt Leipzig, welche im bewußtvollen Gang auf den Besitz heiliger Rechte hinschreitet? oder die Drohbewegungen verblendeter Regierungen, die darauf mit Reiterhaufen oder Batterien erwidern, als ob die Macht des Gedankens nicht größer wäre, als alle Kugeln und Säbel?

Robert Blum sorgte dafür, daß vom Volk aus Alles unterblieb, was der bewaffneten Macht auch nur den leisesten Vorwand zum Einschreiten hätte bieten können. Der Minister von Carlowitz konnte seine Ueberraschung nicht bergen, als er nach Leipzig kam, und eine durchweg ruhig geordnete, aber eisenfest entschlossene Stadt fand. In Dresden, zumal am Hofe, hatte man noch immer alle Adressen und Sendungen so angesehen, als wären sie von einer drohenden Volksmasse diktirt. Diese drohende Volksmasse suchte der Minister nun vergeblich in den Straßen Leipzigs. Er mußte anfangen sich zu überzeugen, daß die an die Regierungen gestellten Forderungen nicht von einer gewaltthätigen Parthei vorgeschrieben, sondern von den besonnensten Männern und unter den nüchternsten Umständen beschlossen waren.

Geldbeiträge zur Ausrüstung der Stadtbewaffnung gingen zahlreich ein. Einzelne Handlungshäuser steuerten Summen bis zu 100 Reichsthaler. Fliegende Blätter, Gedichte, Mahnungen und Aufrufe kreuzten sich. Robert Blum, Arnold Ruge und Biedermann, waren fast permanent auf der Rednerbühne. Alles exerzirte, selbst die Mitglieder des Theaters waren in den Waffen und auf den Wachtposten. Der Riesenzug nach Dresden sollte am Tage der Landtagseröffnung geschehen. An Leipzig wollten sich sowohl kleine als große Städte Sachsens anschließen. Eine Völkerwanderung des Landes sollte den versammelten Ständen die Wünsche des Volkes vortragen. Da wandelte sich der Sinn des Königs plözlich um. Er entließ das ganze Ministerium. Es kam in Dresden selbst zu Aufläufen und Ruhestörungen, zu unangenehmen Kundgaben gegen die abgetretenen Minister; nur durch die Bemühungen des volksbeliebten Professors Wigard ließ sich die Masse beschwichtigen.

Leipzig hatte mit allen seinen Forderungen gesiegt. Vor der plözlichen Entlassung der alten Rathgeber der Krone standen die

Leipziger wie vor einem unlösbaren Räthsel, so freudig sie auch überrascht waren. Noch bis zulezt war der König auf's Ungünstigste gestimmt gewesen gegen jede Regung der neuen Zeit, gegen Alles, was in dieser Richtung an ihn gelangte. Die Bewohner Dresdens hatten sich um ihn geschaart. Billigten sie auch nicht einmüthig die bisherige Verwaltung, so waren sie, die Residenzler, doch darin einverstanden, daß das dringende Verlangen der Leipziger als eine widerwärtige Anmaßung zurückzuweisen sei.

Auf die Sinnesänderung des Königs hatte Mehreres zusammengewirkt. Der frühere Minister von Lindenau hatte den König überzeugt, daß in den Forderungen Leipzig's nichts als der wahre Gesammtwille der Bürgerschaft ausgedrückt sei; von Carlowitz, der von Leipzig zurück kam, hatte Lindenau's Vorstellungen bestätigt. Die Offiziere des sächsischen Heeres hatten gleichzeitig eine Eingabe an den König gerichtet, worin sie sich bitter über das Heranziehen preußischer Truppen gegen Leipzig beschwerten. Was ihm Lindenau sagte, überraschte den König; er hatte sich Alles anders gedacht, es mußten ihm über Leipzig die albernsten Mährchen erzählt worden sein. Ueber die Nachricht; daß preußische Truppen an der Grenze stehen, war der König auf's Höchste erstaunt. Der Minister von Könneritz und der Kriegsminister hatten ohne Vorwissen des Königs das Verlangen nach einer preußischen Truppenmacht gestellt. Umsonst bestürmte von Könneritz den König auf's Neue mit Bildern aufständischer Gefahren. Der König hörte nicht mehr darauf, er entließ das Ministerium auf's Ungnädigste. Um das neue Ministerium zusammenzusezen, wurden die Abgeordneten Dr. Braun, von Watzdorf, Georgi, und Professor von der Pfordten zum Könige berufen. Bald war das Ministerium gebildet. Außer Braun, Georgi, von der Pfordten, trat Oberländer ein, statt des von Watzdorf, Männer die das öffentliche Vertrauen hatten, ausgenommen von der Pfordten. Gegen ihn regte sich sogleich Mißtrauen, das mehr auf einem Vorgefühl ruhte, als auf Thatsachen.

von der Pfordten ist ein deutscher Mann, sagten die Einen. Er hängt nach Preußen hin, sagten die Andern. Er ist gewandt in Geschäften, sagten seine Freunde; ja, sagten seine Gegner, er gibt sich den Aristokraten aristokratisch, den Demokraten demokratisch. Er ist schlau und koquettirt mit staatsmännischer Appretur; er ist der Mann des römi-

schen Rechts, er ist der Berufer des frömmelnden Harleß, der Feind der geschworenen Gerichte, gegen die er sich auf der Germanisten-Versammlung erklärte. Gleich am ersten Tage erklärte ihm die konstitutionelle Staatsbürger-Zeitung den Krieg.

Die scharfe Kritik der Radikalen hatte auch an den Andern auszusezen. Braun, hieß es, ist liberal, ja, wie es in der alten Zeit passen mochte, jezt aber neigt er zum vermittelnden linken Centrum hin, er ist ängstlich, schwankend, dabei zuviel Jurist und Formenmensch. Georgi ist ohne eigentliche politische Durchbildung, er lehnt sich ganz an Braun an. Der neue Kriegsminister hat noch keine große staatsmännischen Einsichten gezeigt; an seinem Rufe kleben noch Rostflecken von der blutigen Augustnacht in Leipzig her. Nur Oberländer bestand auch vor der strengsten Kritik der Radikalsten. Er galt als grundehrlich und zugleich als radikal-demokratisch, obgleich auch seine Natur etwas weich und elastisch, selbst nebenbei etwas romantisch gefunden werden wollte. Er ist mehr Mann des Gemüths und des Worts, als der That, sagten die Einen; seine Tugend und seine Einsicht bürgt für Alles, sagten die Andern.

Die Ansprache des neuen Ministeriums an das Volk wurde mit Freuden begrüßt. In der Freude ließ man sich sogar die Einberufung der alten Kammer gefallen. Und doch hing diese alte Kammer, wie sie durch ein schlechtes Wahlgesez und allerlei Mittel der Regierung zusammengesezt war, auf das Innigste mit dem alten System zusammen; und doch hatte diese Kammer durch ihre Mehrheit gerade dieses alte System aufrecht erhalten, und bei so vielen Gelegenheiten die Sache des Volkes verrathen.

Weitersehende schüttelten die Köpfe: Die Mehrheit des sächsischen Volkes aber gab sich den schönsten Hoffnungen hin und freute sich „des neuen Volksministeriums."

In den kleineren sächsischen Staaten verlief die Bewegung rascher.

Die Unruhen nahmen im Weimar'schen, Koburg'schen, Gothaschen, und den andern Gegenden Thüringens den bedenklichsten Charakter an. Wer die Thüringen'schen Bauern, namentlich die auf dem Bergrücken der Finne und Schmücke, vor mehreren Wochen gesehen hatte, und zu Anfang des März sie wiedersah, der erkannte die sonst so pflegmatischen Naturen nicht wieder, eine solche Auf-

regung herrschte unter ihnen. In Weimar war der Führer des Volks der Abgeordnete von Wydenbrugk, ein kleiner, schlauer, scharfsinniger, geistreicher und sehr beredter Rechtsanwalt. Schon am 9. März gab es unruhige Auftritte vor dem Schloß, Wydenbrugk beschwichtigte das Volk, einige hohe Staatsbeamte waren jedoch so verhaßt, daß das Volk in der Nacht seinen Zorn an ihren Häusern ausließ. Es waren namentlich von Außen hereingekommene Bauern. Da die Regierung mit Zugeständnissen zögerte, so zogen am 11. März Bauern, Bürger und Jenaer Studenten, an die fünftausend Köpfe, vor das Schloß. Sechs Bürgercompagnien in drei Reihen deckten den Eingang des Schlosses, eine halbe Stunde lang; da durchbrach sie der mächtige Andrang, und die Masse ergoß sich in den Schloßhof. Der Sturz des Ministeriums Schweitzer wurde verlangt und gewährt. Darauf zog das Volk vor das Rathhaus, wo der Landtagsabgeordnete von Wydenbrugk war, und verlangte stürmisch, daß er das Ministerium übernehme. Wydenbrugk erklärte vom Balkon herab, er habe dazu keine Neigung, und fühle sich mehr zum Landtagsabgeordneten, dem Ministerium gegenüber, berufen. Das Volk ließ nicht ab, bis der Staatsminister von Watzdorf auf dem Rathhaus erschien, und den Abgeordneten Wydenbrugk im Namen des Großherzogs um Uebernahme des Ministeriums ersuchte. Wydenbrugk verkündete dies selbst dem Volk, und nahm an. Die Wünsche des Volkes wurden erfüllt, die Preßfreiheit verkündet, eben so die Verschmelzung des Kammervermögens mit dem Landschaftsvermögen gegen eine dem Großherzog zu gewährende Civilliste. Die verhaßten Minister Schweitzer und Gersdorf, und der Kammerpräsident Thon wurden vom Volk, sobald sie entlassen waren, nicht weiter heimgesucht, und sie eilten selbst ihre Wohnungen zur Feier ihres Sturzes glänzend zu beleuchten.

Das Auftreten der Bauern in Weimar ermunterte die andern Thüringen'schen Bauern zu gleichen Schritten. Zu Tausenden drangen sie trunken in die Städte, um ihre Forderungen an die Behörden zu stellen. Nach drei Tagen, sagten sie, werden wir wiederkommen, und dann nicht mit Stöcken, wie jezt, sondern mit Waffen, die uns schon die Wege bahnen werden. Man fürchtete eine Bauernbewegung, eine weitgreifende, um so mehr, weil man ihr nicht viel entgegenzusezen wußte. Das Militär gehört gerade größtentheils

dieser Volksklasse an, sagten bange die Bevorrechtigten. So eilte man mit Zugeständnissen, wie es in Weimar geschehen war.

Es war freilich in diesen Landen sehr viel zu bessern, in den bäuerlichen wie in den bürgerlichen Verhältnissen. Denn in Gotha z. B., bestand ja die bisherige ständische Vertretung aus vierzehn bis fünfzehn Personen, wovon vier Fünftel dem Adel und ein Fünftel dem Bürgerstande angehörte. Und diese Volksvertreter wurden nicht vom Volke, sondern von der Regierung gewählt.

Gang der Dinge in Hannover.

In Hannover hatte das Volk gerechte Forderungen erhoben und vertheidigt, lange bevor man ahnte, was in Frankreich vorgehen würde. Die große Bewegung, die jezt durch Deutschland ging, theilte sich den Hannoveranern nur in kleinerem Maaße mit. Nur Hoffnungen schöpfte das Volk, und seit den Badischen Verkündigungen dachte man auch in Hannover zwar nicht an gleiche Anträge, aber doch an Anträge. Man glaubte zu fest an die Ausdauer des dortigen Regierungssystems, als daß man mehr gewagt hätte. Doch hoffte man, es werde auch den Hannoveranern von der Rückwirkung, welche die Weltereignisse auf Deutschland haben, ihr Theil nicht entgehen, und der Wille Weniger werde nicht stärker sein können, als die heranfluthende Bewegung einer großen Nation.

Die Stadtbehörde und die Bürgervorsteher der Hauptstadt baten allerunterthänigst am 6. März um Preßfreiheit und darum, der König möge mit seinen deutschen Verbündeten auf eine Vertretung des deutschen Volkes bei der deutschen Bundesversammlung zusammenwirken; endlich noch um schleunigste Einberufung der Stände des Königreichs. Der König erwiderte in allem Wesentlichen abschläglich, und erklärte namentlich, „bei ruhiger und reiflicher Erwägung werde Niemand verkennen, daß eine Theilnahme deutscher landständischer Abgeordneten an den Berathungen und Beschlüssen des deutschen Bundes, denen die Landesherren sich selbst

vertragsmäßig unterworfen haben, mit der monarchischen Regierungsform nicht vereinbar sei."

Das wirkte in Hannover sehr niederschlagend.

Die Bürger von Peine forderten schon mehr, sie wollten auch Nationalbewaffnung. In der Stimmung, welche die eben aus Kurhessen eingegangenen Nachrichten über die Nachgiebigkeit des Kurfürsten, die man kaum vermuthet hatte, allgemein erweckten, hatten sich die Bürgervertreter der Hauptstadt mit guten Hoffnungen in den Pallast begeben, und um so tiefer getroffen kamen sie zurück. Die Eingabe an den König war schon Tags zuvor übergeben worden, nicht ihm selbst, sondern einem seiner Adjutanten. Der Zutritt zum König war erbeten, aber von ihm abgelehnt worden.

Und doch war selbst diese schriftliche Eingabe so annehmlich als möglich von dem Stadtrath zubereitet worden. Um den Bürgerwünschen diejenige Richtung zu geben, die ihm gefiel, hatte der Stadtrath klüglich eine fertige Adresse in gemeinschaftlicher Sizung des Stadtraths und des Bürgerausschusses mitgebracht, und der Bürgerausschuß war mit keiner Gegenadresse gerüstet. Der Wortführer desselben, im besoldeten Dienst des Stadtraths, war dessen ergebenste Stüze. So konnte es nicht fehlen: Die Adresse des Stadtraths wurde unverändert angenommen, zumal da der Stadtrath zugleich erklärte, vier seiner Mitglieder einer gleichen Zahl von Bürgervertretern zugesellen zu wollen, um mit diesen gemeinschaftlich eine zweite ausführlichere Schrift an den König aufzusezen, in die man dann Alles aufnehmen könne, was zur Bitte und Beschwerde, zum Wunsch und zur Forderung reif wäre. Auf eine, in solcher Weise entstandene Adresse, eine wahre Ergebenheitsadresse, hatte selbst der Stadtrath etwas Anderes erwartet, als eine solche Antwort des Königs. Der Stadtrath, der bis vor Kurzem nicht durch ehrenvolle Untersuchung, wohl aber durch unglückliche Begnadigung, so sehr gedrückt war, fühlte sich aufs Neue in übler Lage. Seine Antwort hatte der König mündlich gegeben: Er hatte am andern Tage nach dem Empfang der Eingabe eine Abordnung der Stadtbehörden vorgelassen.

Die Antwort des Königs ist so einzig in ihrer Art, daß Einiges davon, weil es kennzeichnend für den König wie sein Volk ist, in die Geschichte übergehen muß.

Meine Herren, sprach er: Sie mögen es sich selbst nicht völlig klar gemacht haben, auf welche Weise Ihr Wunsch einer Volksvertretung bei dem deutschen Bunde, welcher ein Fürstenbund ist, zu verwirklichen sein könnte. Ihre Bemerkung selbst, daß die Erfolge der bisherigen Bundesthätigkeit nicht in allem Maaße den zum Nationalgefühl erwachten Deutschen entsprechen, rechtfertigt das gestellte Begehren noch lange nicht. Es ist der Beruf der Landesherren, für das wahre Beste ihrer Unterthanen, ihres Landes zu sorgen. Ich bin seit eilf Jahren in Ihrer Mitte, und diese eilf Jahre sind unausgesezt der Sorge für die Verbesserung der vaterländischen Einrichtungen, für das Heben des Wohlstandes, für unpartheiliche Gerechtigkeit und für Beförderung des Geschäftsganges in allen Behörden, gewidmet gewesen. Ich glaube mir selbst das Zeugniß geben zu müssen, und es von Ihnen, meine Herren, bestätigt zu sehen, daß meine Bemühungen nicht vergebens waren, und daß die Residenzstadt selbst davon Zeugniß gibt. Vor Allem ist mein Bemühen auf Ermittelung der Wahrheit und auf strenge Unpartheilichkeit gerichtet gewesen, welche dem Favoritismus gleich fern ist, wie allen andern Nebenrücksichten. Ich glaube, daß Ich auch Ihnen, meine Herren, also, und als ein Mann von offenem und geradem Charakter bekannt bin.

Was den Punkt in Ihrer Eingabe betrifft, wo Sie von der Einberufung der allgemeinen Stände sprechen — kennen Sie, meine Herren, denn nicht die verfassungsmäßigen Bestimmungen, nach welchen die allgemeinen Stände alle zwei Jahre zu berufen sind, namentlich in diesem Jahre berufen werden müssen? Wissen Sie nicht, daß vor dem ersten Juli die Beschlüsse gefaßt sein müssen; daß bis dahin nur noch eine dreimonatliche Frist übrig bleibt; daß ich daher nicht anstehen konnte, die Stände zu berufen? Ich habe das nicht vergessen. Um zu vermeiden, daß die für das Land sehr kostbaren Stände nicht unthätig hier versammelt sind, ist es erforderlich, die nöthigen Vorarbeiten für die ihnen vorzulegenden Gegenstände vor ihrer Berufung beendigen zu lassen. Dies ist jezt geregelt. Die Stände sind bereits berufen.

Die Preßfreiheit anlangend, so kann Ich — denn Ich verspreche Nichts, was ich nicht gewiß bin, halten zu können — keine umfassenden Zusicherungen ertheilen, so lange Ich nicht bestimmt

weiß, was Ich an die Stelle der Censur sezen will. Ich werde Ihren Wünschen die thunlichste Berücksichtigung schenken.

Wie? hörte man in der Beurtheilung dieser königlichen Antwort sagen, die möglichste Ersparung an den Landtagskosten ist vom König als Grund der späten Berufung der Stände angegeben? Aber die mit übermäßigen Kosten verbundene überzählige Reiterei? Der Arsenalbau? Die übertheuere Steuerverwaltung, der, gegen den ausdrücklichen Wunsch der Stände, erst unlängst wieder ein zweiter hochbesoldeter Generaldirektor beigesellt wurde, und diese und viele andere Ausgaben — muß sie nicht alle mittelbar und unmittelbar das Land bestreiten? Ist jezt nicht selbst Kurhessen gewährend der Reformbewegung beigetreten? So soll denn Hannover der einzige Bundesstaat bleiben, welcher unberührt und unbeglückt von der jungen Freiheit seinen Gang fortgehen soll? Und kein anderer hat doch in der Zeit des Völkerdrucks so viel verlieren müssen, wie er. Was wir die Kraft nicht hatten von kostbaren Gütern uns zu erhalten, werden wir das jezt die Kraft haben, uns wieder zu erobern?

Solche Gedanken machten sich jezt die Leute in Hannover. Ihre neueste Erfahrung war ihnen eine grausame, aber nicht unverdiente Lehre.

Außerhalb Hannover sah man in der Antwort des Königs geradezu eine majestätische Ironie auf die Wünsche des Volkes, ja auf das ganze hannöversche Volk selbst.

Die Bürger von Osnabrück, sehr verschieden von der Residenz Hannover, sprachen in einer Volksversammlung am 7. März sich auf's Freieste aus, und stellten ganz im Geiste der süddeutschen Adressen die gleichen Forderungen, wie diese. Eben so die Bürger von Hildesheim, Lüneburg, Hameln, Leer, Neuhaus und andern Städten. Die Schaam glühte diese Städte an, die Schaam über die Haltung des Stadtraths der Hauptstadt, welcher drei Wünsche als die Summe der Forderungen des Landes vor den König gebracht hatte, und sie wollten der Welt zeigen, daß die Hannoveraner in keiner Beziehung der politischen Entwickelung geringere und weniger dringende Bedürfnisse fühlen, als diejenigen, welche bei ihren deutschen Brüdern in Baden, Württemberg, Nassau, und in den hessischen Ländern sich kundgaben und bereits verwirklicht waren.

Diese Städte warfen dem Stadtrath der Hauptstadt vor, er

habe gegen seine Pflicht gehandelt, sonst hätte er dem König ein getreues Bild von der thatsächlichen Lage der Dinge, ohne die mindeste Verhüllung, darlegen müssen. Und allerdings, hätte der Stadtrath der Hauptstadt die Wichtigkeit der Rolle, die ihm in dem gegenwärtigen großen Zeitpunkte zufiel, zu begreifen vermocht, er hätte Bedenken getragen, eine Täuschung zu begünstigen, die über ihn selbst und über das ganze Land möglicher Weise die traurigsten Folgen herbeiführen konnte.

Die Abordnungen dieser Städte an den König wurden nicht vorgelassen, troz wiederholter Bitten. Seine Majestät, hieß es, sei zu sehr mit Geschäften überhäuft, um die Abgesandten zu empfangen. So wurden die Adressen ohne persönliches Gehör übergeben. Unter gleichem Vorwand wies auch der Minister von Falke die Abgeordneten zurück, als sie sich bei ihm zur Begründung ihrer Beschwerden meldeten.

Der Bürgerausschuß der Hauptstadt erkannte die Täuschung, welcher der Stadtrath sich hingab, indem er den Ausdruck des Gesammtwillens mit seinen drei Anträgen zu vertreten wähnte, und faßte eine kräftige Eingabe an den König ab, mit der vollen Summe der Volkswünsche. Jeder Tag brachte ja neue Zeitungen über glückliche Siege der Volkswünsche anderwärts. Die Kunde, daß in der Hauptstadt am 11. März an die Besazung scharfe Patronen und Perkussionsgewehre ausgetheilt worden, wirkte auch mit, das politische Bewußtsein in den Bürgern zu wecken.

Dazu kamen unruhige Auftritte in Göttingen. Der Senator Heinze, welcher für den Augenblick die Stelle eines Polizeidirektors versah, und schon mehrfache Proben seiner Unfähigkeit abgegeben hatte, durchzog am 11. März Nachts mit Polizeidienern, Gendarmen und Pedellen die Straßen, um Jeden verhaften zu lassen, wen er noch in den Straßen träfe. Schon früher hatte die Polizei den Versuch einer Versammlung unterdrückt, welche die Wünsche des Volkes auch von hier aus an den Thron gelangen lassen wollte. Er begegnete einer Schaar von dem halbjährigen Abschiedscommers heimkehrender Studenten. Er forderte sie auf nach Hause zu gehen, und ohne daß Widersezlichkeit stattgefunden, ohne daß eine Warnung erfolgt war, sprengten plözlich berittene Gendarmen unter die wehrlosen Studenten und hieben scharf ein. Mehrere wurden

nicht unerheblich verlezt. Eine Abordnung ging nach Hannover, um Genugthuung für diese Brutalität zu erlangen. Die Regierung gewährte sie nicht. Es kam Nichts, als der geheime Cabinetsrath von Scheele, der nicht einmal die Vollmacht brachte, die Suspension des unfähigen Polizeidirektors zu verfügen. Und doch hatten die juristischen Mitglieder des Senats nachgewiesen, daß diese wegen grober Amtsvergehen sofort erfolgen müsse. Auch war dieser Scheele im Jahre 1837 die eigentliche Seele im Kabinet seines Vaters, des verstorbenen Kabinetsministers, gewesen, namentlich damals, als die plözliche Ausweisung der sieben Göttinger Professoren stattfand. Schon wegen dieser Vorgänge und Erinnerungen taugte dieser Scheele schlecht für das Amt, sowohl eines Untersuchungsrichters als eines Vermittlers. Die Regierung blieb dabei, nicht nachzugeben, die Universität Göttingen wurde der Polizeiwillkür ganz geopfert, sie, einst der Ruhm und Stolz nicht allein Hannovers, sondern Deutschlands.

Am 17. März, Mittags 12 Uhr, zogen alle Studenten aus der Stadt aus, ein langer Trauerzug. Die Kranken schlossen in Wagen den Zug. Zwei Meilen weit zogen sie zusammen, bis Nordheim, da trennten sie sich, jeder zog in seine Heimath, um da zu verkünden, wie in Hannover das Ansehen eines unfähigen und brutalen Polizeidirektors, der grober Amtsvergehen angeklagt war, höher geachtet werde, als die Existenz einer Hochschule.

Als die Regierung den Ernst sah, hatte sie am Abend vor dem Auszug der Studenten durch das Zugeständniß einlenken wollen, daß der Polizeidirektor seiner Amtsverrichtungen enthoben sei. Die Studenten aber sagten, es handele sich hier nicht blos um Personen, sondern um das System, alle Ausnahmsgeseze müssen aufgehoben, und die Person, der Schuldige, müsse der Criminaluntersuchung überwiesen, nicht blos der jezigen Stellung enthoben werden, um eine andere einträglichere zu erhalten, wie es schon früher in eben solcher Weise vorgekommen. Sonst finden sich nur zu bald Nachfolger, die auf dieselbe Weise Carrière machen wollen. Die Erbitterung wurde noch vermehrt durch die nachträglich bekannt gewordenen empörenden Einzelheiten. Die zu dem Angriff verwendeten und eigends von auswärts herbeigerufenen Gendarmen hatten schon vom Nachmittag an im Wirthshause übermäßig gezecht und

geäußert, sie wollen sich Muth trinken, denn Abends müßten sie einhauen.

Am 15. März erschien in den amtlichen Nachrichten der hannöverschen Zeitung eine persönliche Antwort des Königs auf alle an ihn gerichteten Eingaben aus Stadt und Land. Er sagte: die meisten dieser Eingaben beweisen mir noch immer die alte Liebe und das Zutrauen meiner geliebten Unterthanen. Wo andere Wünsche darin laut werden, kommen sie — davon bin Ich überzeugt — nicht von den Hannoveranern selbst, sondern sind durch F r e m d e eingeflößt, die überall Unordnungen und Verwirrungen anzuregen bemüht sind. Ich bin fest überzeugt von der Treue und dem gesunden Sinn meiner Unterthanen, daß sie sich nicht ihre eigene Ruhe und ihren Wohlstand vernichten werden, den jeder Fremde, der in das Land kommt, beneidet. Meine Zustimmung zu dem Antrag auf Volksvertretung bei dem deutschen Bunde kann Ich zwar nicht geben, Ich werde aber alle meine Kräfte aufbieten, daß der hohe Bundestag mit mehr Fleiß und größerer Energie in den deutschen Angelegenheiten handele, als dies bisher geschehen ist.

So war also der König, bei der Voraussezung des unbedingtesten Vertrauens des hannöverschen Volkes in ihn, über besondere Zusicherungen hinsichtlich der allgemein nationalen Wünsche und Forderungen, hinweggegangen; die lezten hatte er, als einem fremden Einflusse beizumessen, rund abgeschlagen. Es erfüllte diese königliche Antwort die Vaterlandsherzen mit Trauer und Sorge. Man glaubte nun klar zu sehen, daß die Regierungen im nördlichen Deutschland, Preußen an der Spize, im genauesten Einverständniß handeln, und in einer Richtung sich zu bewegen suchen, die der bereits festen Richtung des Südens durchaus entgegen laufe, und schwerlich in dieselbe einschlagen werde. Man sah die Saat zu neuen Spaltungen unter den deutschen Staaten, die schon so unendlich viel Schmach und Wehe über Deutschland ergossen, im vollen Wachsthum begriffen.

Die Ansprache des Königs hatte natürlich nicht den Erfolg, den er gedacht. Die Bürger in der Hauptstadt traten zusammen und beschlossen eine neue Vorstellung an den König. Das Ansehen der Stadt war schnell ein anderes geworden. Gegen dreitausend Bürger waren auf dem Rathhause und in der Nähe desselben in

Bewegung. Alles zeigte die nöthige Entschlossenheit. Auf dem Rathhause wurden von verschiedenen Seiten die äußersten Anstrengungen gemacht, die Vorstellung an den König fallen zu machen. Die Bürgerschaft der Stadt Hannover sprach darin unter anderm aus: Das gerechte Bedauern, daß wir nicht vorher aufgefordert worden sind, unsere Wünsche den Wünschen des Stadtraths anzureihen, schwindet in diesem Augenblick vor dem weit tiefer greifenden Schmerz über die fast gänzliche Erfolglosigkeit der, wir müssen es sagen, in den äußersten Grenzen der Bescheidenheit gehaltenen Schritte. Jezt länger zu schweigen, wäre eine Schmach. Auch wir wollen, was das ganze deutsche Volk begehrt; wir wollen nicht darin die lezten sein. Als unsere Väter vor mehr denn dreißig Jahren mit ihrem Heldenblute die Schmach der Gewaltherrschaft von unserm Vaterlande getilgt, als sie umgestürzte Throne wieder aufgerichtet hatten, da konnten sie erwarten, daß das wiedergewonnene Deutschland auch einer Wiedergeburt sich erfreuen und in seiner ganzen Kraft und Majestät sich entfalten werde. Feierliche Verheißungen, gegeben in den Stunden der Gefahr und der Begeisterung, machten diese Erwartungen zur Gewißheit, zu einem Rechtsanspruch des Volks. Allein diese gerechten und schönen Hoffnungen sind nicht erfüllt worden; wer auf Erfüllung drang, wer nur die Hoffnung darnach laut werden ließ, ward als Verbrecher behandelt. Die Edelsten des Volks erlitten Verfolgung. Vaterländische freiheitliche Gesinnungen, die allein ein Volk erhalten, deren Pflege jeder große Gesezgeber geboten hat, waren geächtet. Die öffentliche Meinung hat der bisherigen Politik des deutschen Bundes den Stab gebrochen. Daß ein solcher Zustand nicht wiederkehre, dafür vermögen wir keine bessere Gewähr zu finden, als in dem allersehnten deutschen Parlament.

Sie stellten nun dieselben Forderungen, wie die Süddeutschen. In diesen Wünschen, schlossen die Bürger, offenbart sich der Pulsschlag des sich selbst bewußten Volkes. Wir richten darum an unsere gesezlichen Vertreter, den Stadtrath und den Bürgerausschuß, die eben so dringende als angelegentliche Bitte, in Anlaß dieser Adresse an des Königs Majestät eine nochmalige Petition zu entwerfen, und vorliegende Eingabe derselben beizufügen. Wir wünschen ferner, daß das Gesuch an Seine Majestät dahin gerichtet werde, der-

selbe möge die Bewilligung derjenigen Wünsche, welche er selbst aus eigener Machtvollkommenheit und Gnade gewähren kann, seinem treuen Volke nicht länger vorenthalten. Wir wünschen, daß dem König die ganze lautere Wahrheit gesagt werde. Wahrheit ehrt das Volk, das sie redet, den Fürsten, der sie hört. Uns treibt nur unser Pflichtgefühl mit Freimuth zu reden, umsomehr, als wir nicht glauben, daß der König durch seine Räthe und seine Umgebung von der öffentlichen Meinung, den Wünschen und Bedürfnissen seiner Unterthanen vollständig unterrichtet ist. Die Erkenntniß der Nothwendigkeit nach Reform bei uns besitzen wir längst, aber die Censur und die Polizei haben deren Ausdruck gewaltsam darnieder gehalten. Die Zeit ist gekommen, wo die Reformen, wie überall in Deutschland, so auch bei uns in's Leben treten müssen. Geschieht das, geschieht das bald, sogleich, dann wird das Vertrauen zwischen König und Volk ein unerschütterlicher Anker sein. Bedarf es noch weiterer Rechtfertigung unserer Wünsche? Sie liegt in der schweren Zeit, in der ernsten Stunde, die für Deutschland geschlagen hat. Gegenüber der jungen Republik eines kampflustigen, ruhmsüchtigen Volkes muß Deutschland stark und einig sein. Die moralische Kraft unserer Nation ist unbesiegbar. In ihr, und in ihr allein liegt unser Halt. Um aber das Volk für große Ideen zu begeistern, bedarf es mehr als des Commando's der Führer, bedarf es vor Allem des stolzen Bewußtseins, daß sein Vaterland ihm Güter bietet, die des Kampfes, der Vertheidigung, werth sind: Ehre, Recht und Freiheit. Es hat sein Blut vergossen für diese Güter vor bald denn fünf und dreißig Jahren, und harrte mit Vertrauen des ihm verheißenen Lohnes; es harrt noch bis zu dieser Stunde, und wenn unsere ungeduldigen südlichen Landsleute, des langen Bittens müde, jetzt stürmisch fordern, wer wird uns da einen Vorwurf machen können, wenn wir, unserer Rechte wohl bewußt, uns bittend dem Throne nahen, um durch Gewährung unserer heißesten Wünsche das geschwächte Vertrauen des Volkes wieder hergestellt zu sehen? Wir wünschen dem König eine vielleicht nie wiederkehrende Gelegenheit zu geben, das schöne Recht der Krone zu üben, bittende Unterthanen zu beglücken. Wir vertrauen deshalb zu der Weisheit unseres Königs, daß er sein Volk gleichfalls für reif und einer freieren Verfassung für würdig erklären werde.

Der Stadtrath reichte dazu ein befürwortendes Gesuch ein. Darin sprach er unter Anderm: Das Wort allein kann jezt nicht mehr befriedigen, denn Thatsachen sind es, die das Volk erwartet, die es allein beruhigen können. Euere Majestät haben insbesondere wiederholt darauf hingewiesen, daß unser Land sich eines ungewöhnlichen Wohlstandes zu erfreuen habe. Wir wollen das hier nicht bezweifeln, wir wollen nicht hervorheben, daß bei manchem Grunde des materiellen Wohlseins, es auch in unserem Lande, wie in unserer Stadt nicht fehlt an großem Elend, an tief darniederliegenden Verhältnissen, durch welche insbesondere die bangen Besorgnisse, mit denen unsere Gewerbtreibende der neuen Gewerbeordnung entgegensehen, nur zu sehr gerechtfertigt werden möchten. Aber das ist es nicht allein, was uns drückt. Die gebildete, die denkende Klasse unserer Bürgerschaft, deren Zahl täglich steigt, macht noch andere Ansprüche, als an das tägliche Brod. Die höheren, geistigen Interessen sind es, die sie erfüllen und bewegen, und es ist nicht eine Folge leerer Einbildungen, es sind nicht fremde Einflüsterungen, es ist vielmehr das lebendige Gefühl, daß Jeder ein Glied eines großen Gemeinwesens ist, wodurch der Hannoveraner gleich allen übrigen Bürgern des großen deutschen Vaterlandes, unwiderstehlich getrieben wird, seine Wünsche, sein Verlangen nach jenen höheren Gütern laut auszusprechen, um diese lange vergeblich ersehnten Güter auf jedem gesezlichen Wege zu erstreben. Sollte vielleicht irgend einer der Rathgeber Ew. Königlichen Majestät diese Gesinnungen verdächtigen, und unsern ehrfurchtsvollsten Bitten andere Beweggründe unterschieben wollen, oder gar versuchen, Ew. Majestät die Lage des Landes und die Forderungen der Zeit nicht in ihrem ganzen Umfange vorzustellen, der würde eine schwere, eine ungeheuere Verantwortlichkeit auf sich laden. Möge ein solcher Mund vor der Kraft der Wahrheit verstummen!

Der Stadtrath hatte erst am Ende, als er nicht ausweichen konnte, sich an die Spize der Bewegung gestellt. Um ein Uhr des 17. März sezte sich der mehrere tausend Bürger starke Zug in Bewegung zum Schlosse, die Abgeordneten begaben sich zum König, die Bürgeradresse zu überreichen, die gegen zweitausend Unterschriften hatte; die Menge wartete vor dem Schlosse. Es dauerte lange, sehr lange, bis die Entscheidung erfolgte. Die Besazung stand auf

der Esplanade unter den Waffen, die Ungeduld und Besorgniß der Anwesenden wuchs mit jeder Sekunde. Als die Antwort zurückkam, der König sei krank und könne keine Abgeordneten empfangen, riefen tausend Stimmen: „Antwort auf unsere Forderungen!" so stürmisch und anhaltend, daß die Abgeordneten sich in das Schloß zurückbegaben. Eine Viertelstunde verging abermals; die ungeduldige Menge wiederholte ihren Ruf. Einer von dem Bürgerausschuß trat heraus und erklärte, es sei so eben eine Antwort versprochen, man möge sie in Ruhe und Ordnung erwarten. Eine halbe Stunde später erschien der Kabinetsrath von Münchhausen. Als er nicht gleich sich Gehör verschaffen konnte, rief er aus: „Wollt Ihr schreien, oder soll ich reden?" Der Unwille der Menge zwang ihn, dieselbe sogleich: „Meine Herren" anzureden, und er gab die Erklärungen des Königs auf die Gesuche der Bürgerschaft.

Die Erklärungen waren weit nichtbefriedigend. Die Forderungen eines deutschen Parlaments, die Volksbewaffnung und eine durchgreifende Reform der berüchtigten Polizeiverwaltung waren gar nicht berücksichtigt. Bürgergarden sollten nur dann errrichtet werden, wenn der König erachte, daß Noth da sei. Gewährt war Preßfreiheit, Vereinsrecht und Amnestie. Wir haben viel erreicht! sprach der Stadtdirektor Evers zum Volke. Nichts haben wir erreicht! antwortete ihm eine laute Stimme. So war nur natürlich, daß die Aufregung Abends sich wiederholte. Schon gegen acht Uhr sammelten sich an verschiedenen Punkten der Stadt dichte Volksmassen, welche sich Anfangs unbestimmt hin- und herzogen, dann aber allmählig in einem Strome von mindestens zweitausend Köpfen sich vereinigten, welcher sich in die Oster- und Georgenstraße ergoß. Auf der ersten dieser Straßen faßte die Lynchjustiz des Volkes erst vor der Wohnung eines Polizeischreibers Posten, der durch Anmaßung und Brutalität seit vielen Jahren übel berüchtigt war. Seine Fenster waren im Nu zertrümmert. Ein gleiches Schicksal hatten die Fenster eines andern, an derselben Straße wohnenden Polizeischreibers. Von da sprang die Fenster-Vertilgungswuth über auf die Paläste der Minister von Falke, und v. d. Wisch. Die ganze Bewegung hatte sich so plözlich gebildet, daß an Vorkehrungen nicht gedacht war. Als das Militär erschien, den Auflauf zu zerstreuen, mit geschultertem Gewehr, mit viel Mäßigung, scholl von

allen Seiten gellendes Pfeifen und höhnendes Geschrei. Angesichts einer bedeutenden Zahl Soldaten wurde das Haus einer hohen Dame übel zugerichtet. Als um zehn Uhr endlich Cavalleriemassen erschienen, war die Volksmasse meist schon verlaufen. Die Personen, an welchen das Volk seine Erbitterung ausließ, waren seit lange von der öffentlichen Meinung als Gegenstand besonderen Hasses bezeichnet, weil man ihnen gleich schwer anrechnete, daß sie sich zu Uebelem gebrauchen ließen, wie daß sie den König übel beriethen.

Gegen Mitternacht liefen verschiedene Gerüchte um. Das eine sagte: der Minister von Falke sei entlassen, jedoch nicht, weil er der öffentlichen Meinung zu lange widerstrebt habe, sondern weil er gegen dieselbe nicht energisch genug aufgetreten, und aus diesem Grunde in Ungnade gefallen sei. Ein anderes Gerücht sprach davon, der König wolle alle Forderungen der Bürgerschaft bewilligen.

Augenzeugen konnten sich nicht genug verwundern, wie sehr die Stimmung derer, die am vorigen Tag auf dem Rathhaus und vor dem Schloß so eifrig für Reformen sich gezeigt, über Nacht sich verändert hatte. Die Regierung selbst scheint daran gewöhnt gewesen zu sein, auf die öffentliche Meinung kein besonderes Gewicht zu legen. Sie scheint darum einen solchen Umschlag erwartet und sogleich benützt zu haben. Was Abends zuvor vor mehr als zweitausend Menschen durch den Kabinetsrath von Münchhausen verkündet war, wurde andern Tags in eine officielle Fassung gebracht, in einen königlichen Erlaß, der Manches wieder in Frage stellte. Tags zuvor war das freie Vereins- und Versammlungsrecht mündlich anerkannt worden; Tags darauf hieß es gedruckt: „Nur, soweit die öffentliche Ruhe dadurch nicht gefährdet werde;“ was zu beurtheilen den Behörden überlassen war. Nationalgarden waren in dem Erlaß verweigert, „weil sie gegen das eigene Interesse der Bürger seien.“ Die Bürger waren damit für unfähig erklärt, darüber, was zu ihrem Wohle gereiche, ein eigenes Urtheil zu haben. Auch fürchte man, hieß es, daß sie dadurch noch aufgeregter gesinnt werden möchten.

Der wohlhäbige Bürger Hannovers las das Alles mit Ruhe, das heißt, derjenige Bürger, welcher Hoflieferant der That und dem Titel nach war. Diese nahmen die allerzufriedenste Miene an. Zu den Bürgerwachen zeigten sie großen Eifer, so sehr dadurch, daß die Nationalbewaffnung abgeschlagen war, das Gefühl der National-

Ehrenhaftigkeit hätte beleidigt sein, und so sehr sie gerade wegen des Auflaufs auf Bürgerbewaffnung hätten dringen sollen. Sie versahen den Wachtdienst mit weißen Streifen um den Arm und mit Stöcken bewaffnet.

Ueberall auf den Wällen, an den Wachen am Schlosse, und auf den zweifelhaftesten Punkten der Stadt, sah man eine Anzahl Soldaten zu Fuß und zu Pferde aufgepflanzt.

Der König selbst hatte in Rücksicht auf den Auflauf vom 17. März dem Stadtrath die Genehmigung der bewaffneten Bürgergarde ertheilt, der Stadtrath aber sie nicht angenommen, ohne etwas von der Gewährung den Bürgern mitzutheilen.

Die Bürgerschaft, der eigentliche Kern der Bürger, dem der Eigennuz noch nicht das Ehrgefühl angefressen hatte, dachte anders, als die befriedigten Bürger, die zu Hof lieferten, oder für ihr großes Besizthum bangten, oder auch „den Erfolg, das Errungene, in Erwägung der Verhältnisse, für bedeutend ansahen." Es gab Leute in Hannover, welche die Sachlage so sahen, wie sie war.

Der König war durch und durch abhold dem Verfassungssystem, von Bureaukraten und Hofschranzen umgeben, die überall wenigstens geschickt genug sind, entweder die fürstliche Schwäche, oder den fürstlichen Starrsinn, oder auch beides zugleich für ihre Zwecke auszubeuten. Es war am Hofe zu Hannover, wie anderswo. Den gerechten Wünschen und Bitten des Volkes, für die man so viele Jahre lang kein Auge und kein Ohr gehabt hatte, bot man zuerst Troz, als die neue Zeit dem Volke Muth einhauchte. Dieses Trozbieten nannte man am Hofe, sich und dem System treu bleiben, man nannte es Charakter, Consequenz. Jezt gerade, hieß es, dürfe und müsse man am wenigsten die so lange durchgeführte Politik verläugnen. Als die neue Zeit, im Verlauf von einigen Tagen oder nur Stunden, stärker anpochte, als das Volk mit seinen Forderungen bedrohlicher andrängte: da bequemte man sich zu einem volksfreundlichen Entgegenkommen, und versuchte durch scheinbare Zugeständnisse oder durch Einräumung des weniger Wesentlichen den Hauptforderungen auszuweichen. Drohte endlich der Sturm auszubrechen, so nahm man die Miene an, als hätte man längst vorbereitet und gewähren wollen, was das Volk jezt fordere. Um, was man nicht mehr abzuschlagen wagte, um wenigstens in der Erfüllung noch zu beschränken,

sagte man zu, behielt aber die eigentliche Entscheidung sich vor, bis nach den Verhandlungen der Stände. So mühete sich das Fürstenthum ab, den fürstlich-souverainen Willen, wenigstens den Schein daran, zu retten.

Das sahen selbst schlichte Bürger zu Hannover ein. v. Münchhausen mußte die heftigsten Klagen der Bürger vernehmen, als er am Abend des 18. März ihnen für Aufrechthaltung der Ruhe dankte; Klagen, daß die vom König ertheilten Versprechen durch den Kabinetsbescheid so gut wie zurückgenommen seien. Und der König willigte über Nacht in Alles, wie es hieß, zunächst wenigstens in die Bewaffnung der Bürger aus den Zeughäusern, in die Entlassung des ganzen Ministeriums, in die Zurückgabe der Polizei an die städtische Verwaltung, und in die Zurücknahme der wichtigsten Abänderungen, welche das Landesverfassungsgesez an dem Staatsgrundgesez begangen hatte.

Ein Eilbote ging nach Osnabrück, um Stüve, den Vertheidiger des Staatsgrundgesezes, in das neue Ministerium zu berufen. Das war eine Freude unter dem Volke in Hannover. Die Size der Minister und der Ministerialdirektoren waren noch niemals von dem Talent allein eingenommen worden. Ein gültig verbriefter Stammbaum mußte bisher dem Talent immer erst die Thüre öffnen. Ja, häufig machte der alte Adelsbrief allein den Minister. Die kahlste Talentlosigkeit, wenn sie nur alt-adelig war, war bisher in Hannover für Alles möglich gewesen. Jezt hatte der Adel die Size räumen müssen, und der Bürgerliche sezte sich darauf. Nicht eine plözliche königliche Laune, nicht die königliche Einsicht bisheriger Fehlgriffe, nicht gewonnene Ueberzeugung, sondern der gewaltige Geist der Zeit hatte das gethan. Der erschütterte auch die morschen Pfeiler in Hannover, auf denen das überlastete Staatsgebäude seit lange gefahrvoll ruhete. Dieser Geist offenbarte sich mächtig in der öffentlichen Meinung. Diese warf die nichtexcellenten gebornen Excellenzen vom Stuhle, und hob Männer darauf, die bisher im schlichten Bürgerstand durch Geist und Charakter excellirt hatten. Stüve, der verkezerte, der verfolgte Stüve, der den seitherigen Regierungsgrundsäzen am entschiedensten entgegengetreten, und von Hof und Regierung gleichsam vervehmt war, wurde ersucht, heraubeschworen, um ein neues Ministerium zu bilden, welches im Stande wäre, die drohenden Bewegungen zu beherrschen.

Auch das Polizeisystem mußte nachstürzen. Es hatte so lange, seit 1837, den Staat vergiftet. Wie in Hessen-Kassel, war die Angeberei, die schmachvollste Spionerie, organisirt gewesen, und hatte als die Hauptstüze der Regierung gegolten, gerade weil es aller Freiheit feindlich war, und jede höhere Regung niedergedrückt hatte. Fast alle Corporationen im Königreich Hannover hatten sich vereinigt, zahlreiche Abordnungen nach Hannover zu senden, um eine entschiedene Antwort vom König zu fordern; in allen Städten hatten Volksversammlungen stattgefunden. In verschiedenen Gegenden der Landschaft Kahlenberg und Hildesheim zeigte sich eine Bewegung unter den Bauern, die einen offenen Ausbruch drohte, und an einigen Punkten ausbrach. Oeffentliche Gebäude wurden in Brand gesteckt, es kam zwischen den Bauern und den Truppen zu einem blutigen Zusammenstoß, in der Hauptstadt selbst verbreitete sich das Gerücht, am Tage der Ständeeröffnung wolle eine Unmasse Bauern einrücken, und vor allen Thoren der Stadt wurden durch Ingenieure die Pläze bestimmt, zur Aufstellung der Kanonen gegen die Bauern.

Das Alles wirkte auf die Entschlüsse des Königs ein; den wichtigsten Einfluß aber übten die Ereignisse zu Wien und Berlin, die Kunde von dem Sturze Metternichs.

Der Sturz des Großmeisters der volksverrätherischen Politik zu Wien mußte nothwendig den Sturz aller seiner Jünger, in den deutschen Landen, nach sich ziehen.

Die strafende Gerechtigkeit zeigte sich hier in ihrer ganzen Majestät. Seit dem Ministerium Scheele, war in Hannover nach den Grundsäzen Metternichs regiert worden. Ueber dem zertretenen Grundgesez des Staates, war ein Gebäude angelegt worden, dessen Säulen die nach allen Richtungen übermächtig hervortretende Bureaukratie, dessen Haupt der Adel bilden sollte. Dieser Bau, an dem so lange gearbeitet worden, fiel in sein Nichts zusammen, und verlor seinen Meister, bei den ersten Regungen des wiedererwachten Volksbewußtseins.

Das neue Ministerium in Hannover wurde jedoch nicht von Stüve gebildet, Stüve wurde nur darin aufgenommen. Er fand es fertig vor, als er, völlig unbekannt mit den neuesten Ereignissen, ohne nähere Kenntniß der Personen und Verhältnisse, in der Hauptstadt eintraf. Von seinem ersten Schritt aus dem Bahnhof, bis zu

seiner Beeidigung als Minister, sah er Niemand und sprach er Niemand, als Diejenigen, die über seinen Eintritt in das fertige Ministerium mit ihm zu verhandeln hatten, die seinen, dem Lande theueren Namen, in eine Ministercombination verflochten, zu welcher die gestürzte Partei noch mitwirkte. Stüve trat in das wichtigste Ministerium, in das des Innern ein: für den Augenblick des Systemwechsels war dieser Geschäftskreis bei Weitem der wichtigste. Die neuen Vorstände des Auswärtigen und der Finanzen waren Graf Benningsen und Lehzen. Beide waren ehemalige Schazräthe, ständische Beamten, und hatten als Mitglieder der aufgelösten Kammer von 1841 vergeblich gegen die aus Minoritätswahlen, Regierungs- und Adelseinflüssen entstandene große Mehrheit der königlichen Beamten und Junker angekämpft. Das Justizministerium erhielt v. Düring. Dieser war zulezt Oberappellationsrath in Celle gewesen, und bis 1847 Mitglied der ersten Kammer. Kriegsminister war General Prott geworden. Er war früher schon einmal Verweser des Kriegsministeriums. Das Cultusministerium hatte der Kabinetsrath Braun erhalten, schon früher Mitglied des Kabinets.

Das neue Ministerium folgte dem Beispiel anderer Ministerien, und erließ eine Ansprache an das Volk; aber weder diese Ansprache, noch die Zusammensezung des neuen Ministeriums befriedigten allgemein. Die Gleichberechtigung aller Bekenntnisse, die Volksbewaffnung, die Beeidigung des Heeres auf die Verfassung, fand sich nicht in der Ansprache. Das Staatsgrundgesez stellte die Initiative der Stände fest; man erwartete mit Recht eine Rückkehr dazu, aber die Ansprache enthielt kein Wort davon. Man hatte ein besseres Wahlgesez, eine bessere Geschäftsordnung für die Kammern erwartet; nichts davon war in der Ansprache, nichts in Aussicht gestellt.

Das Ministerium selbst, hieß es von mehr als einer Seite, trägt den Todeskeim in sich. Die alte Partei ist nur vermeintlich gestürzt; hatte sie doch sogar den Muth, durch den Cultusminister das Kabinet Falke in Erinnerung zu halten! Und dieser Cultusminister ist mit dem Finanzminister verschwägert, er ist der Schöpfer des Polizeistrafgesezbuches, an dem die Minderheit der lezten Volkskammer, wie an so vielen anderen widrigen Aufgaben, ihre Widerstandskraft vergeblich erschöpfte. Ja, sagten Andere, ist nicht er gerade es, dem die öffentliche Stimme den lezten Erlaß des gestürzten

Kabinets zuschreibt, der alle Gewährungen des Königs verdiplomatisirte? Und der neue Justizminister — war nicht er es, welcher die Oeffentlichkeit im Civilverfahren, die er heute sich zum Grundsaz macht, vor wenigen Monaten in der ersten Kammer nicht wollte? War nicht er es, der seine Abneigung gegen zeitgemäße Reformen im Justizfache früher bei jeder Gelegenheit kundgab? Selbst Männer mit staatsmännischem Blick sagten, das Ministerium vom 22. März ist die lezte Anstrengung einer Partei, die aus der Geschichte der lezten Tage nicht gelernt hat, daß jede Zögerung den Volksanspruch steigert. Das Ministerium vom 22. März wird so rasch dahin sein, wie bisher aller Widerstand gegen die Volkswünsche. Wer bürgt dafür, daß es wenigstens den Namen Stüve übrig läßt, daß es nicht auch ihn mit fortreißt?

Die lauteren Freunde der Volkssache tadelten vor Allem, daß Mitglieder der früheren Verwaltung in die jezige übernommen wurden, und daß Stüve, der den Rechtspunkt im Verfassungsstreit so stark vertheidigt hatte, sich zu einer gemeinschaftlichen Verwaltung mit früheren Machthabern bequemte, die so lange, so hartnäckig das Recht des Volkes bekämpft und sich zu allem Möglichen hatten brauchen lassen, daß ein früherer Mitarbeiter des verhaßten Falcke neben Stüve saß. Sie befürchteten einen Uebergang früherer Grundsäze, die das Volk verfluchte, in das neue Ministerium. Einsichtsvolle Militärs erwarteten besonders von dem Vorstand des Kriegsministeriums nicht diejenige Systemsveränderung, welche für die Wehrverfassung als durchaus nothwendig anerkannt war. Dennoch hatte die neue Verwaltung im Allgemeinen das Land für sich, namentlich den Bürgerstand. Dem Bürgerstand hatte der Umschwung der Dinge eine ganz neue Stellung im Staate verschafft, einen ihm lange vorenthaltenen Einfluß, eine vorwaltende Wichtigkeit. Während vor einem Tage noch eine Landdrostenstelle in den Händen eines Bürgerlichen zu den „Horreurs“ gehörte, standen jezt unter dem Ministerprogramm dem Bürgerstand angehörige Namen. Der Bürger hatte das Bedürfniß der Ruhe im Innern: er wollte die neuen Staatsformen ruhig sich entwickeln lassen, und sein ganzes Gewicht zur Befestigung der neuen Verwaltung einsezen, von der er hoffte, daß sie den Hannoveranern die verheißene Gewähr der Volksfreiheiten sichern werde.

Der Aufstand in Wien und der Sturz Metternichs.

So groß die Vortheile waren, welche die Sache der Freiheit auf so vielen Punkten Deutschlands gewonnen hatte, so begrüßten doch alle, die ein Herz für Deutschland hatten, als den größten, den entscheidenden Sieg, den plözlichen Umschwung in Wien.

Auch in dem schönen Oesterreich, das die Natur mit ihren reichsten Gaben ausgestattet hat, hatte sich das Volk mit jedem Jahre unglücklicher befunden, unter einem Minister, den die Schmeichelei und Kurzsichtigkeit den Napoleon der Diplomatie, den Nestor der europäischen Politik, den großen Staatsmann ausschließlich nannte.

Metternich's Staatskunst bestand darin, das Volk als Dünger zu gebrauchen für die Felder eines Andern, es zu benüzen als Zielscheibe der Kanonen- und Musketenkugeln, seine mühsam erworbenen Pfennige zu Steuern zu erpressen, die Gelder zu verzetteln für diplomatische Sendungen, für Unterstüzung absolutistischer Thronansprecher, für militärische Tändeleien und büreaukratischen Luxus; dabei das Volk verkümmern zu lassen, die Quellen der Volksbildung zu verschütten, daß es sittlich und geistig darbe, wie der Abgeordnete Fischhof in Kremsier sich ausdrückte.

Das System, das in Deutschland, fast in ganz Europa, zum Fluch und unter den Verwünschungen der Völker so lange herrschte, wurde hauptsächlich durch Metternich aufrecht erhalten. Metternich war pfiffig, aber geistlos. Er war der Mann der Intriguen, nicht der Mann großer Gedanken. Er hatte die Kunst und die Ausdauer des Wurms, sich langsam durch die grüne Schale der Zeit durchzunagen, sich darin festzusezen, und den Kern zu zerstören; Neues, Großes zu schaffen, war er unfähig. Seine Arbeit war eine rein

verneinende, den Völkern gegenüber, und er hatte es sich zu seiner Aufgabe gemacht, das Rad der Zeit aufzuhalten, und so weit es ginge, zurückzudrehen.

Die französische Revolution konnte er nicht aus der Geschichte streichen, er suchte wenigstens ihre Folgen zu vernichten, nicht nur für Oesterreich, sondern für Deutschland, für Europa, für die Welt. Die Männer, die sich für des Volkes Rechte, der Gewalt und der Willkür gegenüber, abmüheten, hatte er immer nur eine verruchte Partei genannt, die mitten im allgemeinen politischen Frieden einen inneren Krieg unterhalte, den Geist und das Gemüth des Volkes vergifte, die Jugend verführe, selbst das reifere Alter bethöre, alle öffentlichen und Privatverhältnisse trübe und verstimme, mit voller Ueberlegung die Völker zum systematischen Mißtrauen gegen ihre rechtmäßigen Herrscher aufstachele, und Zerstörung und Vernichtung predige gegen alles Bestehende.

In den Fortschritten, welche die Menschheit seit 1789 gemacht hatte, vermochte er Nichts zu sehen, als die Frucht „bedauernswerther Irrthümer, von denen ganze Geschlechter heimgesucht worden," wie er sich selbst einmal aussprach. Wenn man die Sprache seiner geheimen Aktenstücke liest, so weiß man oft nicht, ist es vollendeter Jesuitismus und Heuchelei, oder Verblendung, ja Dummheit, was da spricht. Das Wahrscheinlichste ist, daß in Metternich diese Gegensäze sich paarten und zusammenwirkten, daß aber der Jesuitismus in ihm überwog. Wo der Geist einen grünen Halm der Freiheit aus deutschem Boden trieb, wo eine Schwalbe den kommenden Frühling zu verkünden schien, wo eine edle Stimme für die von den Fürsten geschworenen und so vielfach mit Füßen getretenen Rechte des Volkes den Mund aufthat: da sah Metternich Verbrechen, da sprach Metternich von Gefahren, welche das gemeinsame Vaterland bedrohen; während er beklagte, daß die Dinge so seien, traurige Ergebnisse tief eingreifender älterer Ereignisse, die Niemand ungeschehen machen könne. Während er zugleich darüber sich damit tröstete, daß es zum größten Theile Wirkungen von Ursachen seien, deren Schuld eine andere Zeit als die seinige trage, freute und rühmte er sich, daß durch ihn geschehen sei, was menschliche Kräfte unter den gegebenen Umständen vermochten, um dieses Uebel der Revolution zu beseitigen und seine Spuren zu vertilgen. Er war wirklich nicht

eitel genug, und nicht beschränkt genug, zu glauben, daß er die Folgen des Erwachens der Menschheit in der Frist weniger Monate vernichten könne. Er ließ sich einen Weg auffinden, er eröffnete diesen Weg, der, wie er sich schmeichelte, sicher, wenn auch langsam zum Ziele führen mußte, ohne gewaltsame Erschütterungen, ohne feindliche Gegenwirkungen hervorzurufen. So hatte er dafür gesorgt, daß bei allen Höfen Deutschlands ein Regierungssystem nach seinen geheimen Vorschriften beliebt wurde. Die eine Regierung adoptirte das System ganz, die andere wandte davon wenigstens etwas an, und schon dieses Etwas, ja auch das Wenigste davon, war schon viel zu viel, war schon verderblich und fluchwürdig genug. Um überall die unumschränkte Herrschaft des Throns, den Absolutismus in alter Gestalt wieder herzustellen, hatte er durch seine Vorschriften die gesezlichen Organe des Volkes unwirksam gemacht, wenigstens fast überall ihre Wirkung gelähmt. Er war es gewesen, der den Regierungen die Weisung gab, sich gar nicht mehr um ihre Landstände zu bekümmern; der das ständische Recht der Steuerbewilligung so auslegte, daß es zu einem leeren Schein wurde; der die Stände von jeder Einmischung bei Allem, was den Bund oder die Bundesbeschlüsse beträfe, ausschloß; der durch das Gaukelspiel der Schiedsgerichte für etwaige Streitigkeiten der Regierungen mit den Ständen die Völker um ihre Gerechtsame zu betrügen gesucht hatte. Er war es, der durch Beschränkung des freien Wortes in den Volkskammern, dadurch, daß in politischen Angelegenheiten die Unabhängigkeit der Gerichte aufgehoben wurde, dadurch, daß die Oeffentlichkeit gerichtlicher Verhandlungen in den Ländern, wo sie gesezlich war, beschränkt, und den Ständen das Recht genommen wurde, von einmal gefaßten Beschlüssen zurückzukommen, die Willkürherrschaft der Fürsten neubegründen wollte. Er war es, durch den die Beeidigung des Militärs auf die Verfassung untersagt wurde, und der so das Militär zum unbedingten Werkzeug der Fürsten gegen das Volk machte. Durch ihn war nicht nur die Verschärfung der Censur, die Ueberwachung der Censoren durch ein Obercensurcollegium, das Verbot, die Censurlücken anzudeuten, und eben damit die Falschmünzerei des Gedankens, der täglich wiederholte Mordversuch an der Wahrheit, die Absperrung gegen freisinnige Zeitungen in fremden Sprachen, die Unterdrückung einheimi-

scher Zeitschriften, welche mißliebig wurden, ein System der Spionerie und Angeberei, durch das schon der Verdächtigte vom Staatsdienst ausgeschlossen wurde, eingeführt worden, er hatte im eigentlichen Sinne des Wortes auf die Verdummung hingearbeitet. Und diese volksfeindliche, freiheitsmörderische Staatskunst, die gegen die edelsten Männer Deutschlands, gegen Recht und Gesez, gegen Licht und Geist wüthete, wurde alltäglich von bezahlten Zeitungsschreibern und Büchermachern die weise Politik Metternichs genannt, und diese Knechtung der Völker, zu der man sich der niederträchtigsten Mittel und Personen bediente, nannte Metternich selbst „den geeigneten Weg, den Rechtszustand gegen jeden Versuch zu dessen Verlezung gewissenhaft zu bewahren, und für alle Zukunft die Welt auf einen besseren Pfad der Ordnung, der echten Freiheit und des Rechts, zu leiten.“ Die verbrecherischen Angriffe auf die beschworenen deutschen Verfassungen, die er sich selbst erlaubte und zu denen er Andere anleitete und nöthigte, den Hochverrath an der Nation und an der Menschheit, nannte Metternich „eine Zurückführung auf den schlichten Pfad der natürlichen Verhältnisse, eine Rettung des Vaterlandes.“

Die Schamlosigkeit, die Dummdreistigkeit der Sprache, die er führte, übertrifft Alles was nur je ein hochverrätherischer Minister, der dafür durch Henkershand starb, sich in diesem Stück erlaubte, gegen das Volk und seine Vertreter. Denn er war es, der das gewissenhafte Festhalten der Volksvertreter an dem Steuerbewilligungsrecht „Bosheit und Aberwiz einer systematischen Opposition“ nannte, einer anarchischen Faktion, die mit landesverrätherischer Selbsthülfe die Bundesregierungen bedrohe. Er war es, der meineidige Verlezungen der Verfassung von Seiten einzelner Fürsten „ein kräftiges und entschiedenes Auftreten für die Sache der Gerechtigkeit und Ordnung“ nannte.

War die Politik Metternichs für Deutschland und Europa unheilvoll gewesen, so hatte sie überdies Oesterreich selbst keinen Vortheil, sondern unsägliches Unheil gebracht. Man hatte so viel hinausgeschrieben in die Welt von dem Wohlstand der Oesterreicher, von ihrer Zufriedenheit, von ihrem frohen Lebensgenuß, der beglückenden Ordnung und dem segensreichen Frieden im Innern. Die dies schrieben, waren bezahlt, und was sie schrieben, waren Lü-

gen. Die commerziellen Verhältnisse Oesterreichs waren im Innern und nach Außen nicht so von der Regierung bestellt, daß Handel und Gewerbe blühete. Sittliche und geistige Liederlichkeit, die durch alle Stufen der Beamtenwelt von oben her durchgedrungen war, verschleuderte das Staatseinkommen, und die starken stehenden Heere, so lange auf dem Kriegsfuß mitten im Frieden, die Unzahl der Angestellten, und eingetretene Mißjahre kosteten ungeheuere Summen. Die Theuerung machte den Bürger und Bauer unfähig seine Steuern zu zahlen. Die dadurch in der Staatskasse entstehenden Lücken wurden durch neue Anleihen gedeckt, die Zinsen der dadurch ungeheuer vermehrten Staatsschuld fraßen einen großen Theil der Staatseinnahme. Adel und Geistlichkeit blieben nach wie vor mit den Lasten möglichst verschont, der Bürger und Bauer mußte fast Alles zahlen, kein Schritt geschah zu einer gleichmäßigen Vertheilung der Steuern.

Die jährlich wiederkehrende Hungersnoth in den österreich'schen Gebirgslanden hatte Aufstände der vom Staat ausgesogenen, von den adeligen Gutsherren geplackten Bauern zur Folge; sie wurden mit Mühe unterdrückt, aber das Mißvergnügen brütete fort auf dem Lande, brütete fort in den Städten. Der Credit war auf das Tiefste erschüttert, alle Gewerbe stockten, der Besitzende sah sich mit der höchsten Gefahr bedroht durch Ausbrüche des Landvolks, das Metternich's Regierung systematisch zur Rohheit erzogen hatte. Derjenige Theil des Landvolks, der edler war, namentlich der deutsche Theil, war es nicht durch Schuld Metternichs.

Schon lange wußten heller Sehende, wie viel, und wie sehr das Viele, faul war im Staate Oesterreichs. Sie wußten, daß durch die schwarzgelben Grenzschranken, die Metternich, wie eine chinesische Mauer, umhergezogen hatte, die Strahlen des neuen Lichtes, des neuen Geistes, das Miasma der Revolution nicht ganz abgesperrt werden konnten, und jezt, wo die Revolution in der Luft Europas sich verspüren ließ, jezt, wo sie schon auf so vielen Punkten gewitterte, konnte Oesterreich nicht unberührt bleiben. Nur Metternich glaubte fest an die Untrüglichkeit seines Systems für Oesterreich, an seine politischen Künste und Mittel, die sich ihm bisher bewährt hatten, an sein treffliches Polizeisystem, an seine Kerker, in die er Alle gleich verschlossen hatte, die verdächtig oder kühn sich zeigten, an seine wirksamen Censuranstalten, welche die Weiterver-

breitung frevelhafter Ansichten und Nachrichten durch Wort und Schrift abzuschneiden so geeignet sich gezeigt hatten, an den Wall von Bajonetten, den er um sich, um seinen absoluten Willen, um den absoluten Thron seines Kaisers herumgepflanzt hatte, an den großen Respekt, den er dadurch und durch andere Beweismittel den Oesterreichern eingeflößt und eingeprägt.

Es ist wahr, nur schüchtern, überaus schüchtern, ließ sich die erste Stimme hören; in einer Zeit, wo der Franzose seinen König stürzte, den Thron verbrannte und Republik machte, in einer Zeit, wo die kleineren deutschen Völker so ernstlich ihren Fürsten vor die Häuser und die Leiber rückten, trat das Bürgerthum in Oesterreich leise und bescheiden auf, ja in den ersten Tagen sichtbarlich mit Furcht und Zittern.

Die Wiener Buchhändler waren die ersten, schon vor den Ereignissen in Paris, die sich gegen den immer drückender werdenden Censurzwang unmittelbar an den Kaiser wandten und offen erklärten, sie seien nicht in der Lage ihre Steuern fortan zu entrichten, wenn das Bedrückungssystem unter dem neuen Vorstand des Bücherrevisions-Amtes Kaukhofer so fortdauere, wie es begonnen.

Die ungeheueren Ereignisse im Westen von Europa gaben endlich am 6. März dem niederösterreichischen Gewerbsverein den Muth, eine Adresse an den Kaiser gelangen zu lassen, in der die Noth und Gefahr ausgesprochen wurden. Nur ein festes inniges Anschließen der Regierung, hieß es darin, an die Stände und Bürger, ein festes inniges Anschließen Oesterreichs an die Interessen des gemeinsamen deutschen Vaterlandes und Offenheit kann das alte, so oft erprobte Vertrauen wiedergewinnen.

Das war schon Viel, das waren gewagte Worte, unter den österreichischen Verhältnissen! Wer diese, wie sie vor dem März 1848 gewesen, kennt, der weiß das.

Es war die fröhliche Zeit Wiens, es war die Zeit des Carnevals. Die lustige Fastnacht gieng eben zu Ende.

Ein Augenzeuge schildert den Eindruck, den Wien in diesem Augenblick machte, sehr anschaulich. All der wüste tolle Lärm, welcher der Hauptstadt um diese Zeit so eigenthümlich ist, all die Bacchanalien, die eine verworfene Regierung so gerne zum Zweck der Verdummung sah und unterstüzte; all das Getöse von vielen hundert Tanzmusi-

ken, von aufgeschmückten Gelageorten und dergleichen Belustigungshäusern, mußte in dem Denkenden einen Eckel, einen Abscheu über die gedankenlose Wüstheit, über diese trostlose Verstandesleere, hervorbringen. Der Winter war hart, die Armuth jammerte, wie seit lange nicht, das Brod war klein, der Bissen des mühsam Arbeitenden schmal, und der Hunger klagte laut in allen Hütten. Dabei rollten doch die goldbetreßten Equipagen der gräflich-, fürstlich-, erzherzoglichen Kornwucherer stolz durch die Straßen; dabei strahlten doch die tausend Kerzen, zu denen die armen Bienen, die Bürger und Bauern, das Wachs geliefert hatten, weithin über die Pläze, auf deren kaltem Pflaster die Armuth frierend und jammernd dahin schlich; dabei wirbelten doch die hofräthlichen, geheimräthlichen, regierungsräthlichen, freiherrlichen, excellenzlichen und höchstgnädigen Tänzer im Taumel der Lust durch die Reihen, und klirrten doch die vom Volk bezahlten perlenden Champagnergläser laut aneinander, als ob die ganze Welt ein Freudenhaus und jede bretterne Hütte, durch die der tobende Wind pfeift, ein prächtiges Boudoir wäre. *)

Der grelle Gegensaz, der hier in so mancherlei Gestalten zwischen Genießenden und Entbehrenden vor das Auge sich drängte, mußte gerade in diesen Tagen mehr als sonst auf das Volk wirken, und es ist glaublich, daß durch die dunkele Nacht mancher durchbohrende Blick auf die hellerleuchteten Fenster der Paläste blizte, und manche Faust sich krampfhaft ballete. Es waren zu viele Tausende in Wien, die laut hätten aufschreien mögen vor herzbrechendem Jammer, die hundert Ursachen dazu hatten, und die nicht einmal aufschreien durften.

Wir lassen eine Adresse ergehen! Eine Petition an die Regierung um Reformen! Dieser Gedanke zuckte in verschiedenen Köpfen an verschiedenen Orten in Wien zugleich auf.

Es war nicht so leicht, in Wien einen Mittelpunkt zu finden, von welchem aus man den allgemeinen, durch die täglichen Nachrichten über die französische Revolution mit jeder Minute reger gewordenen Gefühlen einen Ausdruck zu geben vermochte. Von einem öffentlichen, von einem politischen Leben war bisher in Oesterreich nicht die Rede gewesen. Es war ein gefährliches Wagniß, von Politik

*) Geschichte der Aula von A. Silberstein Seite 11 und 12.

nur zu reden. Die vertrautesten Freunde und abgeschlossene Hinterstübchen in armseligen Wirthshäusern der Vorstadt waren der enge Kreis, in welchem sich bisher in Wien verstohlen und schüchtern das Gespräch über Politik bewegte. An allen anderen Orten lauerten die Angeber eifrig, neuerdings „betreffenden Orts" ein Zeugniß ihrer Wachsamkeit zu liefern; ein freies Wort genügte zum Verderben.

Der schreckliche Geistesdruck, den Metternich so lange in Wien gehandhabt hatte, konnte keine andere Folge haben, als daß auch jezt bei dem Wort Petition um Reformen der Eine scheu, lautlos, sich abwandte, um nicht unglücklich zu werden; der Andere laut auflachte, weil er den Gedanken für einen Wahnsinn, oder den, der ihn hatte, für so dumm hielt, für so ganz ohne alle Kenntniß von Oesterreich, daß man nur darüber lachen konnte. Besonnene baten ihre Freunde, doch um Gottes Willen abzustehen von der Petition an die Regierung um Reformen; es stehe Amt, Freiheit, Gewerb auf dem Spiel; die Petition sei nuzlos, das Opfer also ein muthwilliges.

Solche, die in die Staatsmaschine eingeweihter waren, waren gewiß, daß eine solche Bittschrift auch nicht von einem Beamten der Monarchie nur angenommen werden würde. Nach den bisherigen Vorgängen war das Loos der Verfasser und eines Theils der Unterzeichner voraussichtlich lange Kerkerhaft, mit Qualen aller Art, mit langsamem Hinsiechen.

Und doch kamen die Petitionen zu Stande! Der Geist der Zeit, der Feuergeist war auch über die Wiener gekommen.

Die Bürger Wiens unterzeichneten zahlreich eine Adresse an die niederösterreichischen Stände, durch die sie an den Kaiser gelangen sollte. Jeder von uns, sagten sie darin, hegt die Ueberzeugung, daß Oesterreich, dessen Herrscherfamilie durch Jahrhunderte die deutsche Kaiserkrone trug, auch nur im festen Anschließen an deutsche Interessen und deutsche Politik sein wahres Heil gewinnen könne. Wenn die österreichischen Bürger sich vor Allem gedrungen fühlen, ihre unerschütterliche Liebe und Anhänglichkeit an das erhabene Kaiserhaus auszusprechen, so halten sie es zugleich für ihre heilige Pflicht, diejenigen Maßregeln offen und frei darzulegen, welche ihrer Meinung nach geeignet sein können, in so drohenden Zeitverhältnissen dem Herrscherhause sowie dem Gesammtvaterlande neue Kraft

und neuen Halt zu verleihen. Diese Maßregeln sind: Unverweilte Veröffentlichung des Staatshaushaltes; periodische Berufung eines alle Länder der Monarchie, sowie alle Classen und Interessen der Bevölkerung vertretenden ständischen Körpers, mit dem Rechte der Steuerbewilligung und Controlle des Finanzhaushaltes, sowie der Theilnahme an der Gesezgebung; Herstellung eines Rechtszustandes in der Presse durch Einführung eines Repressivgesezes; Durchführung des Grundsazes der Oeffentlichkeit in der Rechtspflege und in der gesammten Verwaltung; Verleihung einer zeitgemäßen Municipal- und Gemeindeverfassung, und auf deren Grundlage, Vertretung derjenigen Elemente, die in der gegenwärtigen ständischen Verfassung gar nicht oder nur unvollkommen begriffen sind, nämlich des Ackerbaues, der Industrie, des Handels und der Intelligenz. Die Stände — wenn gleich in ihrer dermaligen Zusammensezung nicht der vollständige Ausdruck des ganzen Landes — sind als verfassungsmäßiges Organ für die Bedürfnisse des Volkes berufen, die Gewährung unserer Bitten bei unserm gütigen Monarchen zu vermitteln. Die Unterzeichneten stellen daher die Bitte: Die niederösterreichischen Stände wollen die vorgeschlagenen Maßregeln in der nächsten Landtagsversammlung in Berathung nehmen und die geeigneten Anträge zu deren baldiger Verwirklichung an den Thron gelangen lassen.

Diese Bittschrift unterzeichnete selbst, mit Beisezung einer freimüthigen Erklärung, ein Mitglied des kaiserlichen Hofrathes, der Baron Dercsenyi. Freimüthig und furchtlos, sagte er, schreite ich zur Mitunterzeichnung, wäre es auch auf die Gefahr hin, daß Diejenigen, die etwa königlicher gesinnt sind, wie die Könige selbst, mir diesen Schritt nie verzeihen würden. Ich kann nicht anders, denn ich habe die festeste Ueberzeugung, daß, was hier gebeten wird, dem wahren und dringenden Interesse ebensosehr unseres Landesfürsten als seiner Völker entspricht, und zweitens habe ich das Bewußtsein, daß ich als einer der Räthe des Kaisers in der Förderung seines Wohles, auch meinem Amtseide gemäß, nach eigenem Wissen und Gewissen zu rathen berufen bin. Ueberdies beseelt mich der Glaube, daß unter dem Scepter eines apostolischen Landesvaters und in einem so religiösen Staate, wie der österreichische, von mir Niemand, der wahrhaft christlich gesinnt ist, verlangen kann, ich solle es, den gegenwärtigen Fall betreffend, mit meiner Stellung als Rath des

Kaisers unvereinbar finden, Dasjenige zu thun, was ich mir von den Begriffen auferlegt sehe, die ich ebenso von der Humanität und dem Staatsbürgerthum überhaupt, als von der Lehre Christi insbesondere habe. Diesen Begriffen gemäß muß ich aber auf das entschiedenste die Wünsche dieser Petition nicht nur theilen, sondern bei der äußersten Dringlichkeit und Wichtigkeit derselben, muß ich sie auch auf diesem Weg unterstüzen. Ich thue es mit einem Herzen voll Treue gegen den Landesfürsten, aber auch voll der menschenfreundlichsten Gefühle gegen dessen Völker und gegen alle Volksklassen, wobei meinen Lippen das Gebet entströmt: Gott sei du mit uns, und erleuchte unsern guten Kaiser und sein Haus!

So dachte, so erklärte sich, so handelte am 11. März 1848 zu Wien der k. k. Hofrath und Freiherr Johann Derfenyi. Er leuchtet als ein seltener Stern durch den trüben Nebel der Hochgestellten und Hochgeborenen.

Am gleichen Tage hatten Studenten in einem räucherigen Hinterzimmer eines Gasthauses der Vorstadt auf einen Speisezettel den Entwurf einer Adresse in der Begeisterung hingeworfen, und ausgemacht, morgen auf der Universität wieder zusammen zu kommen; jeder sollte seine Freunde mitbringen. Am 12. März, morgens 8 Uhr, fand sich eine begeisterte Jugend ein. Eine Menge von Petitionsentwürfen war mitgebracht, man verständigte sich über die beste. Die Petition der Studirenden lautete:

Kaiserliche Majestät! Durchdrungen von der Ueberzeugung, daß Freiheit es sei, welche das stärkste Band um Fürst und Volk schlinge, dieses zu großen Thaten befähige, und geneigt mache, schwere Prüfungen mit Macht und Ausdauer zu bestehen, glauben die unterzeichneten Studirenden Wiens eine heilige Pflicht treuer Bürger zu erfüllen, wenn sie Ew. Majestät in Ehrfurcht ihre Meinung aussprechen, daß die Verwirklichung dieser Freiheit in so kritischer Weltlage ein dringendes Bedürfniß sei, und Ew. Majestät daher bitten, Ihren Völkern gewähren zu wollen: Preßfreiheit und Redefreiheit, zur Herstellung eines gegenseitigen Verständnisses und Vertrauens zwischen Fürst und Volk; Hebung des Volksunterrichtes und insbesondere Einführung der Lehr- und Lernfreiheit; Gleichstellung der verschiedenen Glaubensgenossen im staatsbürgerlichen Rechte; Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens; allgemeine

Volksvertretung, und außerdem, für den deutschen Bundestheil, Volksvertretung beim Bunde.

Die Unterschriften unter diese Petition wuchsen von Minute zu Minute, Studenten und Polytechniker unterzeichneten miteinander. Die Professoren saßen im Sizungssaale des Consistorialgebäudes. Der oberste Kanzler der Universität hatte sie versammelt, um die Jugend abzuhalten von ihrem Vorhaben. Die Kunde von einer beabsichtigten Petition war der Polizei zeitig „aus guter Quelle“ zugekommen.

Immer mehr Studenten strömten herzu, sie füllten die Universitätshalle, den Universitätsplaz, die nahen Straßen. Der geforderte Eingang in den großen Saal wurde ihnen verweigert. Die Jugend drängte an, und die Thüren der Aula waren gesprengt. Begeisterte Reden erschallten zum ersten Male von dem Katheder herab. Die Professoren Hye und Endlicher, die bei den Studenten beliebt waren, bemüheten sich umsonst vom Unterschreiben abzumahnen, zuerst vom Unterschreiben im Allgemeinen, dann vom Unterschreiben des Namens. Sie riethen die Allgemeinunterschrift „die Studenten der Universität“ an. Aber immer nur mehr Namen wurden unterzeichnet. Das erlangten die Professoren, daß die Eingabe nicht durch die Studenten in die kaiserlichen Gemächer getragen werden sollte, sondern durch die beiden Professoren.

Aber heute noch! und zum Kaiser! war der allgemeine Ruf. Um eilf Uhr Morgens waren Hye und Endlicher bei Kollowrat, der nach Metternich der einflußreichste Minister war, um durch ihn Gehör beim Kaiser zu erbitten; Kollowrat wies sie an den Erzherzog Ludwig. Der Erzherzog Ludwig galt allgemein als durchaus einverstanden mit der Politik Metternichs, als ein Feind alles Neuen, und er war es gewohnt worden, sich von jeder Freimüthigkeit, von jeder zudringlichen Wahrheit verschont zu sehen. Die Menschen hatten sich ihm immer nur gebückt, unterthänigst, und ohne eigenes Urtheil genaht. Er war der oberste Leiter des Staatsraths, er war der Staatsrath selbst, seine Vorschläge waren für den Staatsrath Gesez.

Erzherzog Ludwig nahm die Abgeordneten der Studirenden ungnädig auf, er gab keine Hoffnung zum Gehör bei dem Kaiser. Hye ereiferte sich, die Nothwendigkeit von Reformen, die Dringlich-

keit eines Gehörs bei des Kaisers Majestät, darzuthun. Endlicher ging soweit heraus, Metternich und mit dem sein System seien allgemein verhaßt. Der Erzherzog, Metternich's engverbundener Freund, wurde darüber sehr ungehalten, und entließ die Abgeordneten höchst kalt und ungnädig.

Dennoch empfing der Kaiser die Abgeordneten der Universität Abends 6 Uhr. Sie überreichten ihm persönlich die entworfene Bittschrift, und der Kaiser versprach sie in Erwägung zu ziehen.

Als am andern Tage, am 13. März, die studirende Jugend sich versammelte, um den Erfolg ihrer Sendung an den Kaiser zu hören, war sie wenig begnügt durch die Zusage kaiserlicher Erwägung. Sie wollte sogleich Antwort haben. Zum Landhaus! zum Landhaus! erscholl der Ruf. An diesem Tage traten gesezlich die niederösterreichischen Landstände zusammen.

Die österreichischen Stände waren bisher nicht im besten Credit gewesen, sie hatten mehr figurirt, als für's Volk gehandelt. Diesmal aber rühmte die Sage von ihnen Wunderdinge. Herr v. Schmerling, der unter den Landständen saß, und der nachher in Frankfurt eine so traurige Rolle spielte, hatte ein Promemoria ausgearbeitet, worin um Milderung der Censur, und um einige Verbesserungen gebeten wurde. Man sprach von der Sache, als wäre es die kühnste That, man sprach von Schmerling, als wäre er der Mann der Freiheit, der Held des Tages. Man hoffte diesmal Etwas von den Ständen.

Kein Widerspruch half: Arm in Arm bewegte sich die studirende Jugend über die Hauptpläze der Stadt nach der Herrengasse, nach dem Ständehaus.

Sonst hatte ein einziger Polizeimann genügt, eine Menge zu zerstieben. Ein Polizeimann, der das Heute mit Gestern verwechselte, stellte sich der studirenden Jugend in den Weg. Aber diese ging über ihn und das ganze Polizeisystem weg, drang in geschlossenen Massen in das Thor des Ständehauses, und füllte das Haus und die nahen Gassen. Es waren Tausende von Bewohnern Wiens, die in den Hofräumen, in den Straßen, um das Gebäude standen. Die Masse der Bevölkerung nahm nicht daran Theil, sie ging ihren alltäglichen Weg, sie ahnete nicht, was da kommen sollte. Der Ständesaal wurde nicht gestürmt, wie verbreitet worden ist, doch

hatte das Eindringen in denselben etwas Ungestümes. Dr. Fischhof, ein Arzt, machte den Sprecher, er verkündete laut die Forderungen des Volkes, und das Volk stimmte ihm jubelnd zu.

Die Stände, erschreckt durch das brausende Meer der Tausende, die das Haus theils füllten, theils umgaben, überrascht durch die Neuheit der Sache, stellten sich entgegenkommend. Die Auftritte der lezten französischen Revolution waren frisch in ihrer Erinnerung. Graf Montecuculi trat an's Fenster und ersuchte um Ruhe. Die Stände, sprach er, nehmen huldvoll die Wünsche des Volkes auf und werden sie berathen; doch möge man die Ruhe, die zu diesen Berathungen nöthig sei, nicht stören; die Beschlüsse werden kund gemacht werden.

Graf Montecuculi hatte sehr gütig gesprochen; daß er vom Volke sprach, ein Wort, das die Herren zuvor nicht in den Mund genommen hatten, das war genug, um ihn populär zu machen. Während die Stände unter sich rathschlagten, was zu thun, erstanden unten in den Hofräumen Volksredner unter begeistertem Beifall der Versammlung, einer sprach nach dem andern, das Dach des Brunnens unter dem Hofbalkon war die Rednerbühne. Noch war Alles nichts, als eine einfache lebhafte Kundgabe.

Da kam Nachricht von der Stadt her. Metternich hatte das Militär ausrücken lassen, die Burg war besezt, alle Zugänge zur Burg waren gesperrt, auf die Hauptpläze waren die Kanonen aufgefahren, das Militär lud vor den Augen der Volkshaufen die Gewehre. Metternich wollte einschüchtern, und er reizte, er erbitterte.

Im Ständehaus herrschte die Verlegenheit fort. Die Stände verlangten zwölf Abgeordnete aus der Volksversammlung, diese sollten die Wünsche des Volkes im Sizungssaale näher auseinander sezen. Die zwölf wurden gewählt und begaben sich hinauf.

Unten verlas ein Student Kossuth's Rede auf dem magyarischen Landtage, worin er eine freie Verfassung für den österreichischen Gesammtstaat verlangte. Die Begeisterung, die fieberhafte Aufregung, stieg mit jedem Saze. Oben im Saale glaubte man, das Volk werde sich zufrieden geben, wenn man ihm nur irgend Etwas biete, was es auch immer wäre. Von dem oberen Stockwerk flog ein Papier, es wurde aufgefangen, der Redner las „Seine Majestät wolle einen Kassenausweis vorlegen lassen, und Verbesserungen

berathen.“ Zuerst dumpf, dann schnell lauter und lauter, ging die Unzufriedenheit, der Unwille durch die Versammlung. Der Redner ließ das Blatt fallen. Ein anderer Student — Hermann war sein Name — faßte das Papier auf, schwang sich auf den Brunnen und rief: Im Namen und im Angesichte des Volkes erkläre ich dies für null und nichtig, indem es keinen seiner Wünsche erfüllt, und ich zerreiße es hiemit. Und er zerriß es, zerriß ein Papier der Regierung unter unendlichem Jubel des Volkes. Constitution! einen constitutionellen Kaiser! Nieder mit Metternich! Weg mit den Jesuiten! Hoch, ein freies Oesterreich! Diese Rufe kreuzten sich von allen Seiten.

Oben öffnen sich die Fenster. Graf Colloredo, umgeben von den zwölf Gewählten aus dem Volke, tritt auf den Balkon, er ermahnt zur Ruhe, zur Ordnung, zur Gesezlichkeit, er ersucht das Volk auseinanderzugehen. Nach seinem Abgang treten zwei andere Herren vor, sie lesen die Petition, welche die Stände Seiner Majestät unterbreiten wollen. Sie enthält fast Nichts als allgemeine Ausdrücke. Stürmisch ruft das Volk dazwischen, was es will und was darin fehlt, namentlich der Anschluß an Deutschland. Auch sie treten ab, ohne Erfolg, nur aufgeregter ist die Menge geworden.

Metternich mit den andern Ministern und mit den Prinzen war bei dem Kaiser in der Hofburg. Die Minister rathschlagten fort und fort. Metternich hörte hier freilich Nichts von dem wilden Geschrei des Volkes, das sich gegen ihn vor dem Ständehaus äußerte, in allgemeinem Unwillen, in Verwünschungen. Der Mund des Volkes, vor den Metternich so viele Schlösser gelegt hatte, war frei, der stumme hatte eine Sprache gefunden, ein Wunder war geschehen.

Die Stände im Ständehaus erkannten aus der steigenden Aufregung, daß Gefahr im Verzuge war, sie nahmen die Petitionen zusammen, und Abgeordnete gingen damit in die Hofburg, um sie dem Kaiser zu übergeben. Vor der Hofburg wogte bereits fast so viel Volk, als vor dem Ständehaus. Die Mündungen der Kanonen schreckten nicht mehr. Bis nahe an sie heran drängte das Volk. Erzherzog Max wollte feuern lassen, der Befehl war schon gegeben, ein Feuerwerker Namens Pollet verhinderte ihn, er wollte eher die Kugel durch seinen Leib gehen lassen. So rettete er Hunderte von Menschenleben. Den Abgeordneten gelang es nach einigen Schwie-

rigkeiten, zu dem Erzherzog Ludwig, dem Chef der inneren Verwaltung, zugelassen zu werden. Der antwortete, man sei nicht gesonnen nachzugeben. Metternich vertheidigte im Staatsrath noch immer hartnäckig sein System. Was der Ministerrath beschließe, das sollten die Abgeordneten abwarten, sagte der Erzherzog. Sie warteten von 12 bis 4 Uhr Abends. Vor dem Ständehaus harrte das Volk ihrer Rückkehr, während Volksredner die Zeit ausfüllten. Auf einmal erschienen die zwölf aus dem Volk Gewählten, die noch oben im Sizungssaal waren, am Fenster mit dem Ruf: Helft, wir sind eingesperrt, gefangen! Durch ein Mißverständniß war eine Thüre gesperrt worden. Auf diesen Hülferuf von Oben schrie die Menge unten durcheinander: Verrath! Verrath! Alles drang gegen die Thüren, sie krachten berstend, die Fenster wurden zertrümmert, die Geräthe in den prachtvollen Nebengemächern in Stücke zerschlagen, die Gemächer verwüstet, die Eingesperrten befreit, die im Sizungssaal noch versammelten Stände zitterten für ihr Leben. Ihre Person wie der Sizungssaal blieb unangetastet.

Die Studenten erkannten das Dringende, eine Leitung in das Ganze zu bringen. Sogleich bildete sich ein leitender Ausschuß. Dieser Studentenausschuß beschloß als Erstes, das bewaffnete Bürgercorps zusammen zu berufen und das Einschreiten des Militärs zu hindern. Da Stunden verflossen, und die Abgeordneten aus der Hofburg noch immer nicht zurück waren, stieg der Gedanke auf, man halte sie in der Burg als Geiseln gefangen. Die Erbitterung warf sich noch einmal auf das Ständegebäude, und wüthete noch einmal darin. Das Militär rückte an, das Militär! erscholl es Nachmittags um 2 Uhr, und man sah die Wiener Besazung in breiten Kolonnen die Straßen herandringen, ein Theil der Menge will flüchten, aber ehe sie können, donnert die erste Salve, mehrere stürzen, die zweite Salve folgt rasch und Alles ist in Pulverdampf gehüllt. Der Plaz leert sich, nur die Leichen liegen ruhig auf dem Pflaster. Nicht der Kaiser that das, sprachen entsezt die Wiener, das that Metternich! Der aber als Werkzeug Metternichs auf Unbewaffnete, auf Wehrlose zu feuern, den Befehl gegeben, das war ein kaiserlicher Prinz, Albrecht, der Sohn des Erzherzogs Carl. Es weckte die Todten nicht; die Männer, die Weiber, die Kinder, die bei dem Landhaus, auf dem Hof, auf dem Judenplaz, vor dem Polizei-

gebäude, gefallen waren, weckte es nicht, daß nachher dieser Befehl als ein übereiltes unglückliches Wort beklagt wurde. Mit zerschmettertem Haupt, mit aufgeschlizter Brust, forderten die Todten zur Rache auf. Die ersten Todten waren in's Ständehaus gebracht worden; ihre Wunden wurden ausgewaschen, an demselben Brunnen, von dessen Dach ein Redner kurz zuvor ein Hoch auf das Kaiserhaus ausgebracht hatte.

Gleich beim ersten Schuß waren viele in den Ständesaal eingedrungen mit dem Ruf: Schießt man auf uns, so sollen die Stände voran und wir hinten nach! Die Stände hatten diesmal ihre sonstigen Gallakleider nicht angelegt, und sie machten für sich geltend, daß sie eben darum keine Schuzmauer für das Volk gegen die Kugeln bilden werden. Das Volk ließ sie den Sizungssaal unbeirrt verlassen.

Was sich von der studirenden Jugend flüchten konnte, hatte sich auf die Aula begeben. Alle riefen nach Waffen, der Bürger dürfe nicht wehrlos sich morden lassen. Der Rector der Universität hatte seit Jahrhunderten das Recht, zu jeder Zeit ungehindert zu dem Landesfürsten zu gehen, angethan mit den Zeichen seiner Würde. Auf Dr. Köck's Vorschlag, dies alte Recht jezt zu benüzen, begab sich Dr. Jenull, der Rector, ein mehr als siebzigjähriger Greis, mit zwei Professoren in die Hofburg, um Waffen zum Schuz zu fordern. Während dem theilten sich die Studenten in Schaaren nach den Facultäten ein.

Die Abgeordneten der Stände brachten einen ausweichenden Bescheid zurück, der Rector hatte für seine Sendung gar keinen Erfolg. Von der Aula aus ging eine zweite Abordnung in die Burg. Bürgeroffiziere verstärkten sie. Die ganze Stadt war in Aufregung. Mehr als hunderttausend Menschen waren auf den Straßen; laut, stürmisch, verlangten sie die Oeffnung des bürgerlichen Zeughauses, um sich zu bewaffnen, von den Vorstädten herüber heulten die Sturmglocken; dort, hörten sie auf ihrem Weg zur Burg, plündern und brennen halbverhungerte Proletarier. Die Abgeordneten schilderten lebendig die bedenkliche Lage der Hauptstadt und warnten vor weiterem Blutvergießen. Aber sie hatten kein Ohr, das sie hörte, als das Ohr untergeordneter Palastbeamten. Man ließ sie warten und warten, außen; drinnen saß und wortwechselte der Staatsrath.

Metternich blieb dabei, es sei nichts als ein aufgereizter Haufe Pöbel, und den Krawall müsse man mit Kartätschen niederdrücken. Das österreichische Volk hatte Metternich's Tyrannei gebückt ertragen, hatte geschwiegen, trinkend und essend; daß dieses Volk sich erhebe und aufgerichtet stehe, daran konnte Metternich nicht glauben; so sehr konnte er seinem System nicht mißtrauen. Um den Kaiser herum standen oder saßen alle Prinzen des Hauses, selbst Erzherzog Johann war da. Auf des Kaisers Entschlüsse hatte schon vorher die Erzherzogin Sophie einzuwirken sich bemüht: ihre Söhne waren die Thronfolger; ihnen den Thron fest zu übergeben, fest in der Liebe des Volkes, darauf mußte sie als Mutter denken, sie rieth zum Nachgeben.

Aber Metternich wollte nicht nachgeben, und er wußte, daß er dem Kaiser Alles war, daß Kaiser Franz seinem Sohn auf dem Sterbebett ihn als kostbarstes Erbtheil vermacht hatte. Keine Conzessionen! sprach er, es ist der Pöbel der rumort, den werden wir bald zur Ordnung bringen. Er wollte Wien, Oesterreich, den Becher des Jammers bis auf den Grund leeren lassen. Daß er abdanken solle, so einen Gedanken konnte Metternich nur dem Pöbel zutrauen. Es ist nicht der Pöbel, soll ihm entgegnet worden sein, es ist die Bürgerschaft, es ist das ganze Volk, es ist ganz Wien, es ist die ganze Umgegend, sie sind einig.

Metternich hatte auch in den höchsten Kreisen solche, die ihn haßten. Nicht alle Prinzen ertrugen gerne seine Allmacht, und was Metternich sich gegen sie herausnahm, Erzherzog Johann am Wenigsten; auch die Erzherzogin Sophie nicht. Diese stolze Prinzessin von Bayern verwand es nicht, daß Metternich auch ihrem Sinne öfters entgegen trat und selbst in die Erziehung ihrer Kinder herübergriff.

Kaum hatte Metternich das Wort: „Ich werde doch nicht abdanken," wiederholt, so trat Einer, der inzwischen mit dem Kaiser leise geredet hatte, hervor. Es war der Erzherzog Johann. Sie werden nicht abdanken? sprach er heftig und nachdrücklich. „Sie haben bereits abgedankt! Das traf wie Bliz und Donnerschlag den herrschsüchtigen hochfahrenden Staatskanzler. Er sah nach dem Kaiser. Der Kaiser nickte, Johann's Wort bestätigend. Und Metternich, der gestürzte Metternich, verneigte sich und verschwand aus dem Gemach.

Es war gerade der Augenblick, in welchem die Abgeordneten aus der Stadt, des langen Harrens müde, von selbst vor den Kaiser treten wollten. Bürgeroffiziere stürzten herein, es war abermals Blut geflossen, beim Polizeihaus — an Minuten hing das Leben von Vielen, der Kampf zwischen Militär und Volk durfte nicht fortgesezt werden. Da öffneten sich die Thüren, Metternich empfing die Abgeordneten. Er war so eben aus dem kaiserlichen Kreis herausgetreten. Bleich, gedrückt, mit erkünstelter Fassung, mühsam nach Würde ringend, stand er da. „Meine Herren," sprach er, und seine Stimme zitterte — „wenn Sie glauben, daß ich dem Staat nüze, indem ich zurücktrete, so bin ich mit Freuden bereit."

Nichts gegen Sie haben wir, entgegnete ein Bürgeroffizier, aber Alles gegen Ihr System. Ihr Rücktritt ist uns eine Freude.

Wie gesagt, wiederholte Metternich, wenn ich dem Staate nach Ihrer Meinung nüze, so bin ich mit vielen Freuden bereit. Ja, ich habe so eben meine Entlassung in die Hände Seiner Majestät niedergelegt.

Und die Bürger dankten ihm, daß er durch diesen Schritt das Vaterland gerettet habe.

So hatte Metternich seine Kunst zu heucheln bis zu Ende bewährt.

Die Bürgeroffiziere und die Abgeordneten erlangten auch die Bewilligung der Waffen von dem Kaiser. Lange konnte man sich bei Hof nicht entschließen, dem Volk die Waffen in die Hand zu geben, heute noch, in der Nacht noch, in dieser Aufregung das Volk zu bewaffnen — nein, es schien nicht möglich. Morgen um 8 Uhr wollte man endlich die Waffen abliefern. Ein Eilbote brachte diese Nachricht in die Stadt hinab, sie sollte zufriedenstellen. Heute noch, nicht morgen, riefen die Studenten, rief das Volk. Man fügte sich in der Hofburg, die Waffen sollten noch heute abgegeben werden.

Jezt eilten die Abgeordneten, die Bürgeroffiziere in die Stadt. Die Kunden, welche sie dem Volke zu verkünden hatten, das waren Freudenbotschaften. Das Volk schrie vor Jubel auf, die Hunderttausende schrieen auf, als wollte ihr Freudenschrei den Himmel stürmen und nicht enden. Metternich gestürzt — kein Metternich mehr — in Wien, das Volk frei und in Waffen! — das war fast zu viel auf einmal!

Metternich wagte nicht in seine Gemächer zurückzukehren. Er barg sich in dem Palast eines Freundes, des Fürsten Lichtenstein. Er hörte — und wie wird er erzittert haben, wie er es hörte? — das Jubelgeschrei der Menge über seinen Sturz, und die Flüche, die das Volk, das entfesselte Volk, auf ihn schleuderte; er sah die Flammen der brennenden Mauthhäuser, welche einzelne Rotten in Brand gesteckt hatten, den Himmel über den Vorstädten röthen und herüberleuchten; und in den Straßen Wiens, auf den Plätzen strömten die Gasflammen armsdick aus dem Boden heraus, aus dem das Volk die eisernen Kandelabers gerissen und sich damit bewaffnet hatte. Das waren die Leichenfackeln von Metternich's Herrlichkeit, sagt ein Augenzeuge*).

Noch an diesem Abend wurde die Kundmachung überall verbreitet, durch Druck und Maueranschlag, daß der Kaiser, um die Ruhe in der seit gestern bewegten Residenzstadt zu sichern, die Bewaffnung der Studirenden, doch mit Ausschluß aller Ausländer, und unter zweckmäßiger Regelung anzuordnen geruht habe, und daß er erwarte, alle Bürger werden durch Einreihung in die Bürgercorps diese möglichst verstärken und zur Erhaltung der Ruhe kräftig mitwirken. Auch habe der Kaiser bereits einen Ausschuß zur Erwägung des Zeitgemäßen zusammengesezt, es werden demselben nicht allein ständische, sondern auch andere Mitglieder aus dem Bürgerstande beigegeben. Seine Majestät erwarteten, daß in dieser Maßregel ein neuer Beweis der väterlichen Fürsorge erkannt werde, und daß die Ruhe zurückkehre. Mit Bedauern wird sonst der Kaiser die Strenge der Waffen eintreten lassen.

Während sich die Nationalgarden und die Studenten waffneten, sammelten sich die schon zuvor bewaffneten, sogenannten uniformirten Bürger. Bei ihrem Eintritt in die innere Stadt wurden die leztern mit freudigstem Zuruf empfangen, und überall erscholl es, „Es leben die Bürger Wiens!“ Bald strömte auch die studirende Jugend zu. Aus demselben Zeughause, an welches schon einmal an diesem Tage angegangen, von dem aber die Andringenden mit blutigen Köpfen zurückgewiesen waren, waffneten sich jezt die Studenten mit Fug und Ordnung. Ihre Schaaren mit gewähl-

*) A. Silberstein, Geschichte der Aula.

ten Führern reiheten sich hinter einander. Es wurde nach den Fahnen vom Türkenkriege, nach jener von 1798 gerufen. Diese Fahnen waren nicht gleich zu finden. Dr. Köck schwang eine Fackel mit dem Ruf: das Licht sei unsere Fahne. Beim Licht des Mondes und beim Fackelschein ging die Bewaffnung vor sich. Jeder trat zu einem Tisch im Hofraum, nannte seinen Namen, wurde eingezeichnet und erhielt Waffen. Nicht alle Waffen waren gerade die besten, da fehlte das Schloß, dort der Hahn oder der Ladestock, aber ein Bajonett hatten alle, und das war vorerst genug. Die Aula, die Halle der Wissenschaft, wurde der Waffensaal, wurde das Hauptquartier der academischen Legion, und während die Bürger in der inneren Stadt die Ruhe theilweise wieder herstellten, zogen die Studenten in die Vorstädte, wo durch wilde Rotten Leben und Eigenthum der Bürger gefährdet war. Dem Gesez Achtung zu verschaffen, war der erste Gebrauch, den die Studenten von ihren Waffen machten, mit Lebensgefahr; schon in den ersten Tagen kamen mehrere um in dieser Pflichterfüllung.

Noch in dieser Nacht waren die Straßen auf polizeiliche Anordnung erleuchtet, der Sicherheit wegen, und in den hellen Straßen drängten sich die Massen freudetrunkener Menschen, die mit Metternich's Sturz Alles gewonnen wähnten. Alle Stände, Geschlechter und Altersklassen, trieben sich in der inneren Stadt durcheinander. So verstrich die Nacht, und mit dem Morgen des 14. März strömten immer mehr Bewaffnete und Unbewaffnete hinzu, und wo die Studenten, wo die Bürgerschaaren mit Fahnen, Gewehren und Trommeln, mit Kokarden und weißen Bändern sich zeigten, um die Posten zu besezen, um die Sicherheit zu erhalten, da weheten die weißen Tücher aus den Fenstern. Die allgemeine Stimmung war im Laufe des Vormittags keineswegs eine beruhigte. Die Regierung gebot durch Maueranschlag, alle Haus- und Familienväter, alle Inhaber von Fabriken und Werkstätten haben ihre Angehörigen und Untergebenen, soweit sie nicht zur regelmäßig bewaffneten Einwohnerschaft gehören, zu Hause zu halten, um die Menschenmenge auf den Straßen nicht zu vermehren und dadurch die wünschenswerthe Gestaltung der Dinge zu hindern, oder doch vielleicht zu verzögern. Die Massen in den Straßen wuchsen demungeachtet mit jeder Stunde. Von der Aula aus war ein neuer Funke in das

Volk geworfen worden. Die Freiheit des Wortes, die freie Presse, war die Losung des Tages. Auf den öffentlichen Pläzen drängten sich die Redner, die das Volk begeisterten: Brunnen, Eckſteine, eine Männerschulter, genügten, als Rednerbühne des Augenblicks.

Gegen 2 Uhr verbreitete sich das Gerücht, die Preßfreiheit sei zugestanden, die Nationalgarde, die bereits ohne Bewilligung entstanden war, und aus den genommenen Zeughäusern sich bewaffnet hatte, gesezlich anerkannt, dem Grafen Hoyos die Oberleitung übergeben. Stunde um Stunde verstrich. Die amtliche Bestätigung blieb aus. Gegen 4 Uhr brachte endlich eine Kundmachung die Gewißheit des zweiten Punktes, aber keine Sylbe von Aufhebung der Censur. Die in der Hofburg konnten sich nicht so schnell zu einem solchen Zugeständniß, wie die Preßfreiheit, entschließen, es graute ihnen davor. Immer mehr stieg das Mißtrauen unter der Bevölkerung. Um die Hofburg her war ein Drängen und Wogen, noch stärker als gestern. Das Volk forderte. Es gewann die Bewegung das Ansehen der Revolution. Männer, die die Achtung und das Vertrauen des Volkes hatten, strengten sich an, die aufgeregten Massen noch zu beschwichtigen. Umsonst; die Gährung erreichte den höchsten Grad, als es zu dunkeln begann, und immer noch keine Bewilligung kam.

Das Ungeheuere in Wien geschah: der Wiener faßte den Gedanken, die Burg seines Kaisers zu stürmen. Da stand die bewaffnete Macht des Volkes, die academische Legion voran, in breiten Colonnen, die sich über die ganzen Straßen zogen, die Bürger, die Arbeiter, was Waffen hatte und tragen konnte; Greise sah man, die mit zitternden Händen das geladene Gewehr hielten. Zur Seite und hinten wogte die unabsehbare Menge der Unbewaffneten. So ging's gegen die Burg, und im Zug dahin strömten aus allen Straßen neue Streitkräfte zu.

Schon war das Volk nahe den enggeschlossenen Reihen des Militärs, das die Burg besezt hielt. Die nächste Minute mußte den Anfang blutiger Entscheidung, unberechenbarer Folgen, bringen. Da sprengten aus den Reihen des Militärs hoch zu Roß Herolde hervor, mit weißen Tüchern wehend und verkündeten laut den kaiserlichen Erlaß, der die Freiheit der Presse bewilligte.

So löste sich der beabsichtigte Sturm auf die Burg in einen

Freudensturm auf, die Masse wogte in die Stadt zurück, die Straßen erleuchteten sich mit allen Fenstern, und „hoch der Kaiser! hoch die Studenten!“ wiederhallte es.

In den Vorstädten dauerte die Unsicherheit des Eigenthums fort, die Studenten wurden aufgefordert, dieselben zu schüzen, und fast die ganze Legion vertheilte sich außerhalb der Stadt.

In der Kundmachung des Kaisers war gesagt, die Aufhebung der Censur und die alsbaldige Veröffentlichung eines Preßgesezes seien beschlossen. Diese Ausdrücke erregten bei Vielen Argwohn. Nicht vertraut mit der amtlichen Geschäftssprache, am Wenigsten in Preßsachen, argwöhnten sie, das neue Preßgesez schließe die Preßfreiheit aus, es sei nur eine andere Art von Censur, und mehrere der bekanntesten Schriftsteller sahen sich veranlaßt, durch eine eigene Erklärung den mißtrauischen Gemüthern jeden Zweifel zu benehmen. Unklug genug suchten dieselben aber den Grund von der Meinung, als sei die Preßfreiheit nicht ertheilt oder nicht im eigentlichen Sinne des Wortes gemeint, nicht in der Unvertrautheit mit der Geschäftssprache, sondern „in unlauteren, vielleicht auch böswilligen Gerüchten.“

Der Morgen des 15. März brachte zwei neue Kundmachungen, die nicht geeignet waren, auf das Volk günstig zu wirken.

Die eine enthielt die Ernennung des Fürsten Windischgrätz zum Oberbefehlshaber der Hauptstadt.

Festentschlossen, hieß es darin, die Würde des Thrones nicht zu gefährden, habe der Kaiser die Wiederherstellung und Erhaltung der Ruhe und Ordnung diesem Feldmarschall-Lieutenant zu übertragen und demselben alle Civil- und Militärbehörden unterzuordnen geruht, mit gleichzeitiger Uebertragung aller zu diesem Zwecke nothwendigen Vollmachten. Der Kaiser erwarte, daß die gesammte Bürgerschaft, vereint mit den Truppen, die Bestrebungen zur Wiederherstellung der öffentlichen Ruhe mit allen ihren Kräften unterstüzen werde. Die zeitgemäßen Einrichtungen, welche der Kaiser so eben in Ueberlegung nehmen lasse, können während des Zustandes der Aufregung unmöglich berathen werden, noch weniger in das Leben treten; es liege daher im Interesse der Bittenden selbst, sich ruhig zu verhalten und dadurch den Zeitpunkt möglicher Gewährung herbeizuführen.

Die andere Kundmachung enthielt die Einberufung der Stände

auf den 3. Juli. Sie war eigenhändig vom Kaiser unterzeichnet. Sie lautete: In Erwägung der gegenwärtigen politischen Verhältnisse haben Wir beschlossen, die Stände Unserer deutschen und slavischen Reiche, sowie die Central-Congregationen Unseres lombardisch-venetianischen Königreichs durch Abgeordnete in der Absicht um Unsern Thron zu versammeln, Uns in legislativen und administrativen Fragen deren Beirathes zu versichern. Zu diesem Ende treffen Wir die nöthigen Anordnungen, daß diese Vereinigung, wo nicht früher, am 3. Juli stattfinden könne.

So war der Tag der Vereinigung der Stände vierthalb Monate hinausgerückt, keine entsprechende Vertretung des Volkes angeordnet, dem Ganzen keine constitutionelle Grundlage gegeben.

Diese beiden Kundmachungen waren noch in der Nacht vom 14. auf den 15. März angeheftet worden; ebenso eine dritte am Morgen des 15. März von dem Fürsten Windischgrätz, worin er alle Bürger aufforderte, seinen Maßregeln sich in Gehorsam zu fügen, und die ernste Warnung beifügte, jede Beleidigung der kaiserlichen Truppen zu meiden.

Die Bevölkerung las noch in der Nacht diese Anheftungen. Die, in welchen der Name des Fürsten Windischgrätz vorkam, wurden abgerissen, zerfezt, angespieen, in den Koth getreten.

Windischgrätz ermangelte jeder Eigenschaft, um sich zu irgend einer Zeit Liebe zu erwerben. Von Kindheit an genährt mit den Vorstellungen jener vornehmen Ueberlegenheit, wodurch der deutsche und slavische Boden länger als andere Länder entweiht wurde, angewöhnt, wie von den glaubwürdigsten Männern aller Farben versichert wird, von Solchen, die unterrichtet sein können und müssen, unwidersprochen ist, das Volk zu verachten, den Bauer und Bürger als Lastthiere, als Maschinen, als Sachen 2c. anzusehen und zu behandeln, und den Menschen erst bei dem Baron anfangen zu lassen. Alle seine Bildung hatte er aus dem Feldlager. Jeder schönen menschlichen Regung war er verschlossen und Feind.

Mit dieser Ausstattung mußte Windischgrätz den Wienern verhaßt sein. Er wurde es noch mehr, wie verlautete, daß er Wien in Belagerungszustand erklären wollte.

Windischgrätz, der kalte entschlossene Soldat, hatte schon am 14. Nachmittags in der Umgebung des Kaisers zur äußersten Ge-

walt gerathen, zur Beschießung des Volkes mit Kartätschen. Dieser Rath war an dem Herzen des Kaisers gescheitert. Nein, nein! rief Ferdinand, ich lasse auf meine Wiener nicht schießen! Später, als ihm, dem Fürsten Windischgrätz, der Oberbefehl in der Stadt vom Kaiser zugestanden war, sann er den schwarzen Plan aus, die Studenten aus der Stadt zu entlocken, ihrer, denen er den Unfug ihrer Bewaffnung und ihres heldenmüthigen Auftretens in seinem hoch-aristokratischen Kopfe nicht verzieh, draußen sich zu bemeistern, und zu gleicher Zeit die Stadt innen in seine Hand zu nehmen.

Darum wurde der größte Theil der Studenten am Abend des 14. März durch die Aufforderungen zum Schuze der Vorstädte aus der Stadt hinausgelockt. Windischgrätz wollte des andern Tages die Thore schließen lassen, und die Basteien mit Kanonen besäen: Kämen die Studenten mit ihren Waffen zurück, so sollten sie entwaffnet, im Fall des Widerstands zusammengeschmettert werden. Daß die „Knaben“ in das Kriegshandwerk pfuschen wollten, daß sie die Herren spielten, das grimmte den hochmüthigen alten Kriegsmann, der den Geist und die Bildung haßte, und die Begeisterung, weil er diese drei selbst nicht hatte.

Noch hatte man sich mit diesem lezten Theil des Planes in der Hofburg nicht vereinigen können, als die Kunde von der drohenden Gefahr durch die ganze Stadt lief. Die Bürger auf den Wachtposten, die die Nacht über auf waren, selbst die Bürger, die zu Hause zur Ruhe sich gelegt hatten, stürzten bewaffnet aus den Häusern zur Aula, dem Hauptquartier der academischen Legion. Die wenigen Studenten, die daselbst zurückgeblieben waren, waren so entsezt wie die Bürger, über den schwarzen Verrath, den Windischgrätz ausgebrütet hatte. Eilende Boten ritten hinaus nach allen Seiten, um die Zerstreuten der academischen Legion wie der Bürgerschaft zurückzurufen. Auf das brachen alle Außenposten auf, marschirten im Sturmschritt nach der Stadt, entschlossen, den Eingang zu erzwingen, und wärs mit ihrem Blute; und sie erreichten die Thore, ehe sie geschlossen wurden.

Ungeheuer war die Aufregung alles Volkes in der Stadt. Es trug bei, sie zu mildern, daß das Wort des Kaisers umlief: Ich lasse auf meine Wiener nicht schießen; es trug dazu bei, daß diesen Morgen der volksbeliebte Erzherzog Stephan, der Statthalter von

Ungarn, aus Preßburg in Wien ankam. Die Freude über sein Erscheinen war so groß, daß hundert Arme und Hände aus dem Volke die Pferde seines Reisewagens ausspannten, und ihn selbst nach der Hofburg zogen. Sogleich hatten die niederösterreichischen Stände aus sich und aus der Bürgerschaft je zur Hälfte einen provisorischen Ausschuß von vierundzwanzig Männern gebildet, um Dasjenige vorzukehren, was in diesem wichtigen Augenblicke zur Besorgung der ihnen zukommenden Geschäfte erforderlich wäre. Auch die Nationalgarde nahm einen raschen Fortgang. Und den Bürgern, wie den Führern der Aula, gelang es abermals, in die Nähe des Kaisers zu kommen. Sie legten dar, wie die Dinge in Wahrheit standen, sie faßten alle noch rückständigen Wünsche des Volkes in der einen Bitte, um eine Constitution, zusammen. Sie baten, der Kaiser möge seinem Volke sich zeigen, und mit Augen sehen, ob die Freiheit nicht die Liebe der Wiener zu ihm nur größer, seinen Thron nur fester gemacht habe.

Im Laufe des Vormittags durchfuhr der Kaiser mit dem Erzherzog Franz Carl und dessen ältesten Prinzen, ohne alle Bedeckung, die Straßen der Stadt. Von der unübersehbaren Menge wurde er mit lautestem Jubel empfangen und begleitet. Als er das sah, als er diese Liebe fühlte, da weinte der Kaiser. Er fühlte, daß das Volk sein Freund war, und er kannte jezt seinen Feind, der ihn und das Volk bisher in arglistigen Stricken gehalten und von dem er und das Volk zugleich frei waren. Er fühlte jezt, wie gut es sein Volk, wie böse es Metternich mit ihm gemeint hatte. Sein Herz war erweitert. Wiederholt sprach er aus dem Wagen die Worte zum Volk: Ich gewähre Euch Alles. Leute vom Volk wollten auch ihm die Pferde ausspannen, er duldete es nicht.

Im Laufe des Nachmittags durchflog das Gerücht die Straßen, eine Abordnung aus Ungarn sei da, Kossuth, der hochgefeierte Kossuth, sei da.

Kossuth, der geniale Redner und Führer der Volkspartei auf dem ungarischen Landtag, war für die nach Freiheit dürstende Wiener Jugend schon lange das Ideal eines Freiheitshelden, und das Gefängniß, in welchem er für seine Sache gesessen, hatte ihn mit dem Heiligenschein des Märtyrers umgeben. Kossuth kämpfte auch gegen dieselben Uebel, unter denen die Wiener seufzten, und für dieselben Güter, nach denen sie schmachteten.

Das Gerücht wurde Wahrheit: Kossuth mit anderen edlen Ungarn war da. Tausendstimmiges Hoch begleitete diese ungarischen Abgeordneten durch die menschenvollen Straßen.

Schon Erzherzog Stephan hatte in die Hofburg die Nachricht gebracht, daß Ungarn für seine Freiheit sich erhoben habe. Kossuth war besonders dafür gesendet, die Freiheit mit allen ihren Rechten von dem Kaiser für Ungarn zu verlangen, um sogleich mit den in Erhebung begriffenen Wienern sich zusammenzuschließen.

Das Zusammentreffen aller dieser Umstände entschied in der Hofburg; Kaiser Ferdinand erließ folgende höchste Entschließung: Wir haben nunmehr solche Verfügungen getroffen, die Wir als zur Erfüllung der Wünsche Unserer treuen Völker erforderlich erkannten. Die Preßfreiheit ist durch Unsere Erklärung der Aufhebung der Censur in derselben Weise gewährt, wie in allen Staaten, wo sie besteht. Eine Nationalgarde, errichtet auf den Grundlagen des Besizes und der Intelligenz, leistet bereits die ersprießlichsten Dienste. Wegen Einberufung von Abgeordneten aller Provinzialstände und der Centralcongregationen des lombardisch-venetianischen Königreichs in der möglichst kürzesten Frist, mit verstärkter Vertretung des Bürgerstandes, und unter Berücksichtigung der bestehenden Provinzialverfassungen, zum Behufe der von Uns beschlossenen Constitution des Vaterlandes, ist das Nöthige verfügt. Sonach erwarten Wir mit Zuversicht, daß die Gemüther sich beruhigen, die Studien wieder ihren geregelten Fortgang nehmen, die Gewerbe und der friedliche Verkehr sich wieder beleben werden. Dieser Hoffnung vertrauen Wir um so mehr, als Wir Uns heute in Eurer Mitte mit Rührung überzeugt haben, daß die Treue und Anhänglichkeit, die Ihr seit Jahrhunderten Unseren Vorfahren ununterbrochen, und auch Uns bei jeder Gelegenheit bewiesen habt, Euch noch jezt, wie von jeher beseelt.

Gegeben in Unserer kaiserlichen Haupt- und Residenzstadt Wien den 15. März, im Eintausend Achthundert Acht und Vierzigsten, Unserer Reiche im vierzehnten Jahre.

Ferdinand.

Gegengezeichnet hatten diese merkwürdige Entschließung als oberster Canzler Carl Graf von Inzaghi; als Hofkanzler Franz Freiherr von Pillersdorff, und Joseph Freiherr von Weingarten.

So war Oesterreich in drei Tagen constitutionell geworden. Am 13. März noch das alte scheintodte Oesterreich, am fünfzehnten das freie Oesterreich!

So viel verändern wenige Stunden in den Verhältnissen auch des größten Staates, die auf ewig festgestellt scheinen und geglaubt werden.

Auf den Straßen umarmten sich Menschen, die sich nicht kannten, mit Thränen in den Augen vor Freuden, als diese Entschließung des Kaisers bekannt wurde.

Der Rath der Stadt Wien und der Bürgerausschuß sagten in ihrer Dankadresse an den constitutionellen Kaiser: Zum Himmel dringe unser Jubel und der Allmächtige, welcher die Schicksale der Völker lenkt, vernehme unsere inbrünstigen Gebete, daß er lange erhalte unseren gütigen Vater, daß er segne die Regierung, getragen von der Liebe eines treuen Volkes, welches Blut und Leben für seinen großherzigen Kaiser, für seine Freiheit geben, und allen Stürmen der Zeit trozen wird. Wir Oesterreicher werden beweisen, daß wir der Freiheit würdig sind; wir werden es beweisen, in dem festen Verbande mit allen unseren Brüdern, welches Stammes und welcher Sprache sie sind; wir werden es beweisen Angesichts von Europa, welches nun in uns einen Fels erkennen wird, gegen jeden Feind der Intelligenz und Selbstständigkeit.

Waren Montag Abends die Häuser der inneren Stadt, Dienstag auch die der Vorstadt zur Vorsicht beleuchtet gewesen; so war es am Mittwoch, am 15. März, eine Festbeleuchtung. So hatte Wien wohl noch nie geglänzt. Wo das Entzücken eines befreiten Volkes beleuchtet, da strahlen die Fenster und die Wände anders, als wo die Beleuchtung einem Hofereigniß gilt, und aus Rücksicht oder auf Befehl geschieht. Die Straßen waren Feuer- und Lichtströme, die Stadt ein Feuer- und Lichtmeer, der Glanz stieg zum Himmel, aus dessen Schwarzblau die reichstbeleuchtete Kuppel des Stephansthurmes wunderbar strahlte. Zwischen den beleuchteten Häusern hin bewegten sich Fackelzüge, die zu einem großen Fackelzug sich vereinigten, der, von Tausenden der Nationalgarde gefolgt und von der Menge mit Jubel begrüßt, von der Universität über eine Reihe von Pläzen und Straßen hinzog und bei dem Lokal des juridisch-politischen Lesevereins, wo die aufgewecktesten Köpfe in der Zeit der Noth

zusammen gekommen waren, die Fackeln niederlegte. Es war eine große Prozession, aber eine neuer Art in Wien, es flatterten die weißen Fahnen, aber nicht mit Heiligenbildern im lichten Grunde, sondern mit den Devisen: Freiheit, Vernunft und Recht. Die Prozession galt einer Heiligen, aber einer neuen Heiligen Oesterreichs — der Constitution.

Aus den erleuchteten Fenstern flatterten Tausende von weißen Tüchern von schönen Händen und ertönte fortwährend der Hochruf auf den Kaiser, auf die Bürger Wiens, auf die braven Studenten. Das war eine Nacht! Alle Gewölbe der Stadt waren wieder geöffnet, denn Ordnung und Ruhe und freudestrahlende Gesichter waren überall zu sehen. Die Festlichkeiten dauerten auch den 16. März fort. Mitten unter ihnen organisirte sich die Nationalgarde, zu der auch die academische Legion gehörte, noch fester und geregelter. In die Begeisterung kam eine treffliche Leitung.

Die Freude wäre etwas getrübt gewesen, durch die Folgen der rohen Ausbrüche des blind wüthenden Fanatismus, dem sich zwischen dem 13. und 14. März die Rotten in den Vorstädten hingegeben hatten, wäre nicht die Ursache zur Freude zu groß gewesen. In den Vorstädten hatten die öffentlichen Gebäude gelitten, die Mariahilfer Linie war zerstört, in Brand gelegt, in den nahen Ortschaften waren Gewaltthätigkeiten vorgefallen. Es waren Leute daselbst thätig gewesen, die gerne Alles umgestürzt und geplündert hätten, und die, weil sie die Gebildeten über die Schranken hinausgehen sahen, um die Freiheit zu erkämpfen, für sich Straflosigkeit erwarteten und sich Alles erlaubten.

Während sich Wien's Bevölkerung zu den Festen bereitete, waren die Feinde des Volkes aus Wien entflohen. Der Bürgermeister der Hauptstadt, Ritter von Czapka, ein übermüthiger Aristokrat, hatte sich mit Gefahr seines Lebens geflüchtet. Erzherzog Albrecht, der selbst Feuer auf das Volk kommandirt hatte, und sich dadurch bei den Wienern in einem schmerzlichen Andenken wußte, hatte sich ebenfalls aus der Stadt entfernt, auch Erzherzog Ludwig und Erzherzog Wilhelm. Der Polizeiminister Sedlnitzky hatte sich verborgen, bis er aus der Stadt entrinnen konnte. Fürst Metternich's Villa war vom Volke gräulich zerstört worden. Es war die bekannte, mit lukullischem Luxus eingerichtete Villa am Rennweg,

in deren Park die vielbesprochenen diplomatischen Fêten gegeben wurden. Sein neuer Palast am Rennweg wurde verschont. Er war als Wittwensiz der Fürstin erbaut, und das Volk war großmüthig.

Metternich selbst, für sein Leben zitternd, und mit Recht, war, von einem treuen Diener und seiner Gemahlin begleitet, in einem unscheinbaren Wagen in der Nacht zwischen dem 13. und 14. März entflohen vor der Vehme des Volkes. Er war so geächtet und gefährdet, daß man sich erzählte, selbst sein Schwiegersohn, Graf Sandor, solle die feierliche Erklärung abgegeben haben, daß, wenn der Fürst nach Ungarn fliehe, er ihn in seinem Hause nicht aufnehmen werde.

Unter fremdem Namen, im tiefsten Geheimniß, in steter Furcht, entdeckt, verhöhnt, thätlich mißhandelt, vom Volk gefangen, nach Wien ausgeliefert und gerichtet zu werden, floh Metternich durch das zu schwerer Rache an ihm berechtigte Deutschland, das überall in Erhebung und Bewegung war. Tagelang war in ihm das herrschende Gefühl — stündliche Todesangst; — an vielen Orten, wo man die Ankunft des von dem allgemeinen Urtheil geächteten Flüchtlings, des Hochverräthers an der deutschen Nation, vermuthete, wurde er von der Rache des Volks gesucht; Fremde, deren Person man mit ihm verwechselte, schwebten in Lebensgefahr, bis das Mißverständniß sich aufklärte, bis das Volk sich überzeugte, daß es ein Anderer, daß es nicht Metternich sei.

Unter solchen Umständen, unter neuen, unterwegs blutig ihn umlagernden Schrecken des Volksaufstandes, floh er dahin, von Gewissensangst und Furcht gejagt, von Millionen Flüchen, die er, wo er rastete, in jedem Gasthof hören, in jeder Zeitung lesen konnte, von der Stelle, wo er ruhen wollte, gleich wieder fortgehezt, bis der Verbrecher das Meer, und über dem Meer England erreichte, wohin ihm andere, vom Völkerfluch Beladene vorausgegangen waren.

Er hatte in den lezten Stunden schon, da er noch in Wien war, Schreckliches über sich ergehen lassen müssen. „Wie?“ hatte der Fürst in tiefster Aufregung ausgerufen, als er in seine Abdankung sich fügen mußte; „wie? ist das der Lohn für meine, dem Staat und dem Kaiserhaus geleisteten fünfzigjährigen Dienste?“ — Und Gelächter ward ihm zur Antwort, ein spöttisches Gelächter, in das alle bei dem Familienrath versammelten Prinzen ausbrachen, ein

vernichtendes Gelächter. Welch schreckliche Lehre ist dieses Lachen, das die Laufbahn eines Mannes beschloß, der seit dreißig Jahren die Politik Europa's leitete, und als ein untrügliches Orakel in der diplomatischen Welt galt!

Selbst seine Anhänger und Handlanger, der Antistes Hurter, Jarke und Pilat, die Männer des österreichischen Beobachters, zeigten ihm durch den Ton ihres Blattes, daß sie keine große Theilnahme für sein Unglück fühlten. Seine Helfershelfer, die Ligorianerpriester, flüchteten größtentheils aus ihrem Kloster, ihre Kirche wurde vom Volk gesperrt.

Am Nachmittag des 17. März war die große Todtenfeier für die am 13. Gefallenen.

Es war der Freitag. Die Todten wurden von allem Volk verehrt als für das Vaterland Gefallene. Schon am 16. März hatte Graf Hoyos als Oberbefehlshaber der Bürger- und der Nationalgarde einen Tagsbefehl mit den Worten geschlossen: „Nationalgarde! Morgen findet das Leichenbegängniß der im Kampfe Gefallenen statt. Sie waren im Leben des aufopferndsten Seelenadels fähig. Ihnen gleich an edler Hochherzigkeit werden Sie als treue Freunde den Särgen der gefallenen Brüder folgen; aber Sie werden über den Pflichten der Freundschaft nicht jene des Bürgers und jene der Nationalgarde vergessen."

Man fürchtete Ausbrüche der Rache, Unordnungen, in Folge dieses Trauerfestes.

Eine ungeheure Menschenmenge bildete den Leichenzug. An 20,000 Bürger und Nationalgarde, nach Andern noch mehr, ja doppelt so viel, waren der Kern des Zuges. Siebenzehn Särge waren es in sieben Leichenwagen. Die Geistlichkeit und die aus allen Ständen zusammengetretenen Vertreter der Nation hatten den Vortritt. So ging der Zug an den Ruinen der Mariahilfer-Linie vorüber, nach dem Schmelzer-Friedhof. Dort wurden die Gefallenen, unter denen der Student Spitzer war, in ein gemeinschaftliches Grab eingesenkt. Rede und Lied verherrlichten die Todten. Unter der Reihe der Redner war auch nicht einer, der die Gefallenen anders ansah, als für Opfer, deren Blut für die Freiheit vergossen worden, und deren Todestag den Tag der Wiedergeburt Oesterreichs bezeichnet.

Mit Schmerz durchbebtem Herzen, sprach Professor Neumann,

trete ich heran zur heiligsten Stätte, die heute mein Vaterland birgt, die glorreichste Errungenschaft eines Jahrtausends ist gewonnen, unvergleichbar mit den Siegen blutiger Schlachten, nicht zu wägen mit den Kämpfen losgehetzter feindlicher Heere, hochüberragend jedes ähnliche Ringen nach Freiheit auswärts, weil von den mächtigsten, sonst noch nirgends vorgekommenen Schwierigkeiten umgeben, und doch im schnellen Walten nur des Geistes vollbracht. Groß aber war der Preis, um welchen wir die kostbarsten Güter erworben. Die hier Begrabenen haben mit ihrem Blut gedüngt die Saat, die durch alle redlichen Männer, die vor Allem durch die Wissenschaft ausgesät worden, indem sie die über uns immer enger sich spannende Decke entwürdigender Finsterniß kühn durchbrachen. Die Repräsentanten, die Jünger der Wissenschaft, hochherzige deutsche Jünglinge, muthvolle entschlossene Kinder Oesterreichs haben gesiegt; der Sieg ist bezahlt mit diesem Leben. Denken wir nicht an Jene, welche das Unglück hatten, euch auf dem Altare des Vaterlandes zu opfern. Entweihen wir dieses heilige Opfer, das mit unauslöschlicher Flamme zum Himmel emporsteigen wird, so lange auch nur ein einziges redliches Herz unter Oesterreich's Scepter zu finden ist, entweihen wir es nicht mit der Regung eines Rachegefühls! Die euch schlugen, sind unglücklich genug in ihrem Bewußtseyn, und weil sie ausgeschlossen sind von unserer Eintracht und Freude. Wir wollen nicht vergessen, daß Erziehung, Gewohnheit, ja die Schuld des Volkes selbst sie unfähig gemacht haben, den Strahl österreichischer Freiheitssonne zu ertragen. Das Volk selbst hat mit Heuchelei und Verleugnung der Menschenwürde lange ihren guten Kern vergiftend umhüllt und hat sie mit verhängnißvoller Blindheit schlagen lassen. Die unglückselige, unheilvolle Verblendung, sie wird in reuevoller Buße sich aufhellen, und dem Vaterland die verlorenen Söhne wieder zuführen. — Ihr aber, ihr reinen Seelen der Erschlagenen, die ihr uns in heiliger Glorie umschwebet, ihr werdet bis dahin verziehen haben, wo man sich eurer Verzeihung würdig gemacht! Dich aber, Allmächtiger! bei dem Glauben an eine Ewigkeit, bei der Hoffnung auf das Entgelten, und bei der Liebe, mit welcher die Erschlagenen sich für die gute Sache eines großen Volkes hingeopfert, dich bitten wir, lasse uns ihr Andenken ehren durch kräftige Pflege des Fortschrittes zur Veredlung des österreichischen Volkes!

Unter den Gefallenen waren auch zwei Juden, einer darunter seines Vaters einziges Kind. Zum ersten Male nahm in Oesterreich die Leiber von Menschenseelen, die verschiedenen Glaubens gelebt, ein und dasselbe Grab auf. Und wären sie, wie dies hier der Fall war, mit den übrigen Opfern noch so sehr in gleicher Weise für die gleiche gerechte Sache in anderer Zeit gefallen gewesen, das gleiche gemeinschaftliche Grab wäre zu jeder Zeit vor diesen Märztagen eine Unmöglichkeit gewesen: So sprach an dem gemeinschaftlichen Grabe auch der Prediger der israelitischen Gemeinde, Mannheimer, für die „dahingeschiedenen Brüder, die im Kampfe für ihr Vaterland gefallen." Wenn der gerecht ist, sprach er, der in dem Glauben auf Gottes unwandelbares Recht auf Erden, aus innerem Herzenstrieb und Drang, mit Leib und Seele einsteht, für das, was des Menschen Köstliches auf Erden ist, für Wahrheit, Freiheit, Recht und Würde, so sind die, die hier in einem Grabe ruhen, gestorben den Tod des Gerechten. Sie haben dem Vaterland mit ihrem Blut und Leben einen Sieg errungen, den die Weltgeschichte in ihren Jahrbüchern verewigt.

Der greise Rabbiner schloß an die Versammlung: Ihr habt gewollt, daß die todten Juden da mit euch ruhen, in eurer, in einer Erde. Vergönnt nun aber auch denen, die den gleichen Kampf gekämpft, und den schwereren, daß sie mit euch leben auf einer Erde, frei und unbekümmert wie ihr. Ich rede nicht für mich, mein Lebensweg ist abgeschlossen, geht abwärts und seinem Ende zu. Aber die mit euch gerungen um das Licht der Wissenschaft, und ihre Befähigung bewährt haben, sie, die mit euch gekämpft den blutigen Kampf, und ihren Freimuth und ihre Seelenstärke erprobt, sie werden morgen, wenn sie den Lohn ansprechen für ihren Fleiß, nicht den Lohn und Ehrensold, nein, das Gebiet, und wäre es noch so beschränkt, noch so klein und eng, das Gebiet ansprechen, daran und darauf sie ihre Tüchtigkeit beweisen konnten, ab und zurückgewiesen werden, und auf das Leben hingewiesen, das nun seit vielen Jahren und Jahrhunderten unser trauriges Geschick auf Erden ist. Ihr seid die freien Männer; keiner unter euch fühlt es inniger und wärmer, wie viel die Errungenschaft der dahingeschiedenen Tage giebt. Nehmet auch uns auf als freie Männer!

Im Namen der Wiener Bürgerschaft sprach der Bürgeroffi-

cier Scherzer: Meine Brüder! Die wir heute der Erde überlassen, haben nicht aufgehört zu leben. Sie leben fort im Herzen ihrer Mitbürger, im Andenken des Vaterlandes, in den Blättern der Weltgeschichte. Riesenhaft ersteht aus ihrem Grabe das frei bleibende Wort; der freie bewaffnete Arm, die freie Verfassung des Vaterlandes. Jüngling und Mann, die muthig kämpften, das Kind, das neugierig dem Erwachen der Freiheit zusah, das Weib, das hochherzig wünschte, wo es nicht handeln konnte — selbst Jene, die entsezt vom rothaufblizenden Strahl des Freiheitsmordens das Auge abwendeten — Alle sind sie gefallen; aber Alle umstrahlt zugleich ein heller Tag, Alle umfaßt Ein Grab, Ein Andenken, Ein tragischer Jubel.

So viele Tausende auch selbst von der Ferne herbeigekommen waren, um dieser Todtenfeier anzuwohnen, so ging sie doch ohne Störung vorüber. Metternich's Politik, die sonst jede öffentliche Regung mit einem Heer von offenen und geheimen Polizeidienern überwachte, wurde auch in dieser Hinsicht durch das Volk selbst zu Schanden gemacht.

Am Abend dieses Tages legten die Bürger und die Studenten die Waffen ab. Fünf Tage hatte besonders die academische Legion sie Tag und Nacht im Dienste des Vaterlandes getragen. Von den Rotten, welche gesengt und geplündert hatten, waren durch sie und die bewaffneten Bürger Hunderte eingebracht und den Gerichten übergeben worden.

Am 20. März erließ der Kaiser, oder vielmehr der neue Minister von Pillersdorf, eine vollkommene Amnestie für alle unter Metternich, aus politischen Gründen, Verfolgten oder Gefangenen.

Wie wunderbar verjüngt erschien Wien, als nun Tag für Tag die Nationalgarde mit Lust und Eifer sich in den Waffen übte, mit ihren selbstgewählten Bezirks-Commandanten, Officieren und Unterofficieren!

Wie eigenthümlich, wie berauschend zugleich wirkte die freie Presse!

Oesterreich hatte schon lange durch ausgezeichnete Leistungen auf dem Gebiete des Geistes den Beweis geliefert, daß Oesterreich auch ein Boden für das schriftstellernde Talent sey. Aber nicht in Oesterreich's eigener Luft, sondern in fremder entfalteten sich und

blüheten die österreichischen Talente; sie konnten es nicht in Oesterreich, wegen Metternich's Censur und Polizei und Kasematten. Die besten Schriftsteller hatten sich aus der vergifteten und verdunkelten Luft Wien's und Prag's in's Ausland geflüchtet, und Nicolaus Lenau schauderte, obwohl im Zustand des Wahnsinns, noch schreckhaft zusammen, als er hörte, daß man ihn in das Land der Metternich'schen Herrschaft zurückbringen wollte. Durch die Freigabe der Presse war nun dem Gedanken, dem Geist eine weite Bahn geöffnet, seit dem 14. März. Es war nur naturgemäß, daß, da das Schweigen, zu dem Oesterreich verdammt war, so lange gedauert hatte, jezt das Wort, plözlich freigegeben, hie und da ausschweifte; daß Manches geredet und geschrieben wurde, was bei längerem Genuß der Freiheit nicht oder anders ausgedrückt worden wäre. Der erste Rausch, in den die freie Presse die Oesterreicher versezte, äußerte sich poetisch in einer Unzahl lyrischer Gedichte auf die junge Freiheit. Obwohl keiner der Dichter den Ton und das Herz des Volkes zu treffen wußte, wurden dennoch alle damals gedruckten Gedichte in einer ungeheueren Zahl verkauft, den an allen Ecken stehenden Austrägern und Verkäufern für schweres Geld eigentlich von der Masse aus den Händen gerissen, und zwar von der Masse aller Stände und Geschlechter. Es war der Drang nach der frisch aus dem Felsen durch ein Wunder geschlagenen Quelle, der Drang der Durstigen, die so lange in der Wüste gelechzt hatten.

Die großen Buchhändler machten gute Geschäfte in dem Zweig des Flugblatts. Namentlich waren es zwei von Castelli geschriebene Flugblätter in österreichischer Mundart, welche durch den ganzen Kaiserstaat sich verbreiteten. Sie waren geschrieben, das Landvolk über das zu belehren, „was Neu's gescheh'n ist in Wien," wie auch der Titel lautete. Die Wiener Märztage waren treu und humoristisch geschildert.[1]) Diese Flugblätter wurden auch in's Böhmische übersezt,

---

[1]) Castelli sagt unter Anderm:

Wir haben uns **befreit**, indem wir unsern **guten Kaiser** von allen denen befreit haben, die ihm schlecht gerathen haben, die um ihn eine Mauer herum gezogen haben, damit er nicht hören könne, um was sein Volk gebeten hat. So was hat freilich nicht so manierlich geschehen können, daß wir dabei unsre schön'n Röcke und gelben Handschuh hätten anziehen können, sondern es hat müssen mit Ernst, mit scharfem Ernst geschehen, sonst hätten die, die um

Eben so thätig wie die Poesie in fliegenden Blättern und das Flugblatt überhaupt war auch die bildende Kunst. Portraite der Märzhelden, Darstellungen von Scenen aus den Märztagen wurden in großer Zahl gemacht und verkauft. Das Portrait des Studenten Spitzer fand man in Wien und in dessen Umgebungen fast in allen Familien; die Caricatur wurde sehr gepflegt, meist waren Metternich, Sedlnitzky und der entwichene Bürgermeister von Wien, Czapka, Gegenstand dieser Carikaturen, in denen sich die Naivetät des Wiener Humors offenbarte. Während hier in Wien, durch ganz Oesterreich, in nicht geahnter Schnelligkeit die Freiheit Laub und Blüthe trieb, geschah das längst Erwartete in Berlin, viel blutiger als in Wien.

Der Aufstand in Berlin.

Seit die Republik am 24. Februar in Paris verkündet worden war, seit die Bewegung Deutschland durchflogen hatte, sah Alles im mittleren und südlichen Deutschland gespannt nach Berlin, was dort wohl werden möchte. In Berlin selbst hatte sich viel Stoff für eine mächtige Bewegung gesammelt, und es fehlte seit lange, noch mehr aber seit den ersten Tagen des März, hier nicht an bedeutenden Kräften, um die Bewegung in Fluß zu bringen und zu leiten. Die Regierung selbst fürchtete Ausbrüche. In Berlin waren viele brodlose Arbeiter. Die Einrichtung von Arbeitsnachweisungs-Anstalten in Berlin diente mehr dazu, aufzuregen, als die Gefahr zu beseitigen. Die Stadtverordneten selbst beschäftigten sich mit der Arbeiterfrage, als mit der dringendsten im Augenblick. Ein Stadtverordneter berichtete, daß am Tage, an welchem die Anstalt für Arbeitsnachweisungen

---

den Kaiser waren, ihm wieder ein X für ein U vormachen können. Man hat trachten müssen, daß sie's endlich verstehen, was der Wunsch des Volkes ist, und daß diese Wünsche auch zu den Ohren des Kaisers kommen. Das wäre nun nicht gegangen, wenn man still und in der G'ham geredt hätt' und ganz pomali aufgetreten wäre, nein, man hat schreien müssen, laut schreien.

eröffnet worden, sich gegen 700 Arbeiter gemeldet haben, und daß nur drei untergebracht worden seien. Es wurde ein Antrag gestellt, fortwährende Ausschüsse für das Wohl der arbeitenden Classe zu bilden, und alle wohlhabenden Einwohner durch eine Haussammlung zur Selbstbesteuerung zu veranlassen, um Geldmittel für gemeinnützige Arbeiten zu beschaffen. Die Forderungen des Volkes in Cöln, die Adressen aus allen bedeutenden Städten der Rheinlande an den König waren Vorgänge für die Berliner. Von Königsberg in Preußen war gleichfalls eine von Rupp, Jakobi und Dinter entworfene und zahlreich unterzeichnete Adresse nach Berlin gebracht worden, worin offen und frei ausgesprochen war, daß nur ein durch freie Einrichtung erstarktes und den Interessen Deutschlands sich hingebendes Preußen Schutz bieten könne; daß nur durch eine wahre, aus allen Ständen des Volkes hervorgegangene Volksvertretung, durch unbedingte Preßfreiheit und durch ein deutsches Parlament Deutschland die Kraft erlange, allen Feinden zu widerstehen. Die Aufstellung eines preußischen Beobachtungsheers an der sächsischen Grenze, der Versuch, den man darin fand, die freie Volksbewegung in Sachsen einzuschüchtern oder gar zu unterdrücken, schadete der Regierung sehr. Aus Breslau kamen Gerüchte von Ruhestörungen. Schon am 6. März hatte dort eine große Volksversammlung in dem Wintergarten stattgefunden, in deren Folge die ganze Stadt in Aufregung kam. Während die Massen unter dem Rufe: Freiheit! vom Wintergarten her sich in die Stadt ergossen, in der alle Wachposten und alle öffentlichen Gebäude, namentlich auch die Eisenbahn und die Gasbereitungsanstalt mit starken Abtheilungen Soldaten besezt waren: stand die ganze Besazung unter den Waffen, und die Kürassiere hieben auf einzelnen Punkten ein. Nach wiederhergestellter Ruhe lastete die nächsten Tage durch eine Gewitterschwüle auf den Gemüthern, fast beängstigender für die Behörden, als offene Kundgebungen der Aufgeregtheit.

Wie fürchteten Viele nicht den Fastnacht-Dienstag? Der wurde aber in Breslau in solcher Stille verlebt, wie man sich deren selbst in Zeiten drückendster Noth nicht erinnern konnte. Daß auch die Regierung dieser ungewöhnlichen Ruhe nicht traute, bewies sie durch das Verbot der Aufführung der Oper „Wilhelm Tell“, das so spät von Seite des Polizeipräsidiums erfolgte, daß gar keine Vorstellung

mehr Statt finden konnte. Eine Fastnacht ohne Theater: das war unerhört, und mancher schloß daraus, daß auch in Preußen die Zeit aus den Angeln und eine neue Art von Schauspiel vor der Thüre sei.

Wie lange war nicht in Berlin, in der Stadt der Büreaukratie und der Hoflieferanten, der Universitätsmänner und der Gardejunker, ein neues Ballet ein Ereigniß gewesen! Die Berliner, überrascht durch die Weltereignisse, konnten sich nicht sogleich in die neue Zeit finden. Von einigen jungen Schriftstellern ging der erste Impuls zu einer Volksregung in Berlin aus.

Am 7. März hatte der König den vielen Bitten von allen Seiten her die Preßfreiheit, oder vielmehr, wie es amtlich ausgedrückt war, die Censurfreiheit bewilligt. Am Abend wurden starke militärische Vorkehrungen getroffen. Dunkle Gerüchte hatten sie veranlaßt. Aber Alles blieb ruhig. Gegen sechshundert junge Männer, Studenten, Schriftsteller, Kaufleute, Handwerker, versammelten sich in dem vor dem Brandenburger Thor gelegenen Vergnügungsort „unter den Zelten". Der Gedanke dazu war von den Doctoren Oppenheim und Löwenberg ausgegangen. Sie hatten nicht gewagt, in den Zeitungen dazu einzuladen; noch bestand das Versammlungsrecht nicht, und nach bisheriger Erfahrung hätte eine öffentliche Einladung zu einer Volksversammlung in Berlin die Urheber auf die Festung führen können. So war es nur unter der Hand umhergesagt worden.

Berathen und angenommen und unterzeichnet wurde eine Adresse der „Berliner Jugend" an den König, desselben Inhalts wie die Mannheimer. Es wurde beschlossen, den Entwurf in der Universität, in der Zeitungshalle und an andern Orten auszulegen. Auch im Handwerkerverein ihn auszulegen, hielt man nicht für räthlich, da das dem ohnedieß schon gefährdeten Verein das Verbot desselben nachziehen könnte. So stand es am 7. März noch in Berlin.

Man hatte auch, den Handwerkerverein schließen zu können, von gewisser Seite her Verdächtigungsmittel nicht gescheut. In der Behausung der großen Sittenfeld'schen Druckerei wurden einige Exemplare eines revolutionären Aufrufs an die Berliner und eines anderen an das Militär gefunden. Allgemein glaubte man, es seien diese lediglich von einigen böswilligen Reactionsmännern ausgegangen, um dem Handwerkerverein, der seinen Versammlungssaal in eben

demselben Hause hatte, zu schaden; denn man suchte den Glauben zu verbreiten, diese Aufrufe seien von Mitgliedern dieses Vereins ausgestreut.

Die Adresse der Berliner Jugend sollte dem König persönlich überreicht werden; falls, wie zu erwarten stehe, eine solche Ueberreichung scheitere, sollte sie durch preßfreie deutsche Zeitungen veröffentlicht werden.

Das Alles kam bei einer zweiten größern Versammlung der Berliner Jugend zu Stande.

So ging, wie in Wien, auch in Berlin die Jugend vor. Daß die Stadtbehörde der Jugend es überließ, so wichtige Wünsche dem König vorzutragen, daß sie selbst hierin vorzugehen in der zu diesem Zweck gehaltenen Sizung ablehnte, erweckte bei Vielen eine ungünstige Meinung.

In der Versammlung der Stadtverordneten vom 11. März theilte der Vorsteher Fournier mit, die Herren Levinson und Löwenberg haben ihm eine von mehr als Tausend Namen unterzeichnete Adresse zugestellt, mit der Bitte, daß die städtische Behörde sie im Namen der Bürgerschaft dem König übergebe. Die Mehrheit dieser Versammlung lehnte diese Bitte ab. Die Stadtverordneten nahmen in ihrer Mehrheit eine Adresse an, die in ihren Wünschen weit hinter der der Berliner Jugend zurückblieb, vorzüglich auf Anregung des Buchhändlers Veit. Umsonst sezte sich der geistvolle Volksmann Nauwerk der Fassung derselben entgegen. Auch ein Antrag auf Bildung einer bewaffneten Bürgerwehr fand nicht die Annahme der Mehrheit. Der Baumeister Mertens kämpfte umsonst für denselben. Er wurde von den Gegnern überschrieen. Die Sizung wurde wegen der großen Aufregung, namentlich der Zuhörer, aufgehoben. Die Zuhörer aber blieben und lärmten, bis endlich Wöniger mit den Worten sich erhob: „Hier können wir unter den gegenwärtigen Umständen doch weiter Nichts ausrichten, wir wollen hinunter gehen und dem Stadtverordneten Mertens ein dreimaliges Lebehoch bringen."

Und unten auf der Straße, unter Hut- und Tücherschwenken, wurde dies Lebehoch gebracht und eine weitere Ehrenbezeugung für Mertens sofort verabredet. Schon liefen unter den Zuhörern Zettel herum mit Namen derjenigen Mitglieder des Magistrats, welche der Adresse beitreten und welche ihre Beistimmung verweigern: Es waren

9 dafür und 18 dagegen. Man fürchtete in Folge dieser Vorgänge „beklagenswerthe Auftritte."

An jenen heillosen Leuten, die überall und zu allen Zeiten dem Wohl der Fürsten und der Völker gleichgefährlich waren, und die sich selbst treffend durch die Bezeichnung: „Unbedingt ergeben," „treuersterbende," „wohlmeinende," „gutdenkende" kennzeichnen — an solchen Leuten fehlte es in Berlin nicht. Sie traten zusammen. Gegen die verschiedenartigen, den Wünschen des Volkes entsprechenden Adressen aus allen Theilen des Königreichs sollte eine Loyalitäts-Adresse vorbereitet und besonders die Zahl der Besitzenden dazu vermocht werden.

Die Polizei ging damit um, ein Verbot zu erlassen, wonach zunächst in Tabagien und Bierstuben nicht mehr als 6 Personen zusammensitzen, und politische Gespräche überhaupt ausgeschlossen bleiben sollen.

Die Spottmusiken, die auch in Berlin auftauchen wollten, wurden durch großartige Vorkehrungen hintertrieben, die Volksversammlungen verboten. Dennoch versammelte sich am Abend des 13. März eine unübersehbare Menschenmenge. Es war blauer Montag, Handwerker und Arbeiter feierten, es war bekannt geworden, daß die, welche die Adresse der Volksversammlung hätten überbringen sollen, Mittags vom Hofmarschallamt den Bescheid erhalten haben, der König wolle sie nicht empfangen. Eben so schnell kam auch der Empfang, den die Abgeordneten von Breslau bei dem König gefunden hatten, unter das Volk. Seine Antwort auf die Breslauer Adresse wirkte nicht günstig. Der König erklärte: Zu einer Berufung des Landtages seien keine Vorlagen vorhanden; er lasse sich nicht drängen; was er gebe, gebe er freiwillig. Die Censurfreiheit war nur in Aussicht gestellt, da sie erst mit einem Preßgesez eintreten sollte. Das mußte das preußische Volk um so mehr erbittern, da rings um Preußen her thatsächlich Preßfreiheit war. Der König hielt nun einmal den Zeitpunkt für Bewilligungen nicht geeignet. Kammerherren, Hofdamen, Geheimräthe und Censurbeamte, sollen schon das Versprechen, das die Censurfreiheit in Aussicht stellte, für zu viel gehalten haben, weil man ja doch den Leuten irgendwie Hoffnung mache, daß sie irgend einmal censurfrei würden schreiben und lesen können. Unverrückbare Stillstandsleute, Hofräthe und Pro-

fessoren, Mitglieder der Academie und ihre Geistesverwandten, bangten selbst vor der Möglichkeit der Censurfreiheit. „Wer mag Seine Majestät dem Könige nur dazu gerathen haben? sagten sie. Es ist schwerlich zu unserem Heil." Die schwankende Politik des Königs und seiner Umgebungen, welche die Entschließungen je nach den augenblicklichen Zeitumständen bestimmen wollte, schien vielen gefährlich, troz der bedeutenden Waffenmacht, die der Regierung zur Hand war.

Seit den lezten Tagen waren die Truppen in den Casernen schlagfertig. In den Abendstunden wartete die Reiterei, sogar auf dem Pferde sizend, ganz gerüstet, seit 3 Tagen schon eines möglichen Befehls.

Durch die allgemeine politische Aufregung und durch die Volksversammlung in den Thiergarten-Zelten erschreckt, entwickelte die Regierung am Abend des 13. März starke Truppenmassen auf dem Schloßplaz, an allen Straßenecken und Brücken, besonders dem Thiergarten zu. Selbst der Polizei-Präsident von Minutoli hielt das für einen Fehler, nicht blos für eine überflüssige Maßregel.

Unter der in den Zelten versammelten Menschenmenge hatte sich das Gerücht verbreitet, es seien im Laufe des gestrigen und heutigen Tages mehrere Verhaftungen vorgenommen worden, und es werde jede Berathung im Nothfall mit Gewalt gehindert werden. Die Aufregung war groß. Es gab sich eine sehr entschiedene, aber immer noch friedliche Stimmung kund. Selbst Arbeiter bestiegen Stühle und riefen: „Wir wollen Freiheit, vollständige Freiheit, ohne Excesse!" Die ungewöhnliche Entfaltung der Militärmacht brachte viele Tausende auch in der Stadt in Bewegung. Draussen unter den Zelten gab ein unbedeutender Umstand die Veranlassung zu einer äusseren Kundgabe der Aufregung. Ein Commissair, der die bisher ruhige Menge zum Nachhausegehen aufforderte, nach anderen ein völlig bewaffneter Gensdarm, erschien plözlich in einem der Zelte, er wurde verhöhnt, mit Pfeifen und Zischen bis auf die Brandenburger Thorwache verfolgt, und bald umstand zahlreiches Volk in drohender Haltung diesen Wachtposten. Es wurde militärische Hülfe von dem Posten verlangt; die Leibgarde, Dragoner, Kürassiere, Uhlanen und eine Menge Fußvolk rückten heran; das Volk wurde die Linden hinabgetrieben, während es unten vom Schlosse her gleichfalls vom Militär empfangen wurde. Das Volk tobte, schrie, pfiff,

die Reiterei ritt von Zeit zu Zeit in Trab unter die Masse, nicht ohne Blutvergießen; einzelne Dragoner und Kürassiere werden vom Pferde gerissen, das Militär, das ohne Noth scharf einhaut, statt das Volk nur auseinander zu treiben, reizt, und beschwichtigt nicht; am Ernstesten ist der Zusammenstoß in der unmittelbaren Nähe des Schlosses, bei den Werder'schen Mühlen und der Stechbahn und in der Umgegend des Petriplazes, von wo das Volk die Grünstraße hinab gegen die dortige, zum Theil verbarrikadirte Brücke gedrängt wird. An mehreren Stellen wird das Straßenpflaster aufgerissen, das Volk hat keine Waffen, nur Steine; endlich wird der Schloßplaz ganz abgesperrt, die Kanonen standen schon den ganzen Tag daselbst; alle Straßenecken, alle zu Versammlungen geeigneten Pläze werden mit zahlreichen Streitkräften besezt, viele Verhaftungen vorgenommen, alle öffentlichen Gebäude, namentlich das Zeughaus, die Bank und andere waren vorher schon im Innern stark mit Militär besezt, in den Kasernenhöfen stand die Artillerie mit bespannten Geschüzen zum Ausmarsch bereit; es bedurfte ihrer nicht; ohne Kartätschen verlief von 12 Uhr an die Nacht vom 13. auf den 14. ruhig.

Am Morgen des 14. März ergingen die strengsten Weisungen, fortan gegen jede öffentliche große Zusammenkunft kräftig, bei Widersezlichkeiten mit Waffengewalt einzuschreiten. Dagegen hütete sich die Polizei langbestehende kleinere Polizeiverbote in Ausübung zu bringen, um ja Alles zu vermeiden, was irgend zu einer Aufregung führen könnte.

Man schien auf Seite der Regierung einzusehen, daß erst das unzeitige Einschreiten und Einhauen des Militärs der Volksbewegung einen so gereizten und bedrohlichen Charakter gegeben, daß das von Hurrahs begleitete Geschrei, bald um Preßfreiheit, bald um Arbeit, sowie die aus umgeworfenen Droschken und Pflastersteinen leicht gebildeten Barrikaden rein improvisirt waren. Erst durch das Militär gereizt, zog das Volk die Brücken auf; um ihm den Weg zu sperren, erstürmte es einen Waffenladen, um Waffen gegen die brutalen Bewaffneten zu haben. Mancher Unschuldige hatte in der Nacht starke Verwundungen davon getragen, so der Student Rückert, der Sohn des Dichters, der ruhig und allein seinen Weg ging; so der Stadtverordnete Behrens, der vor einer Conditorei saß.

Der Stadtrath, wohlgesinnt, wie er war, erklärte öffentlich:

Die unruhige Stimmung in den Nachbarländern hat auch in unserer Stadt die Gemüther erregt, und in unserer Bürgerschaft Wünsche erzeugt. Wir haben, im Vereine mit den hiesigen Stadtverordneten, diese Wünsche am Throne unseres Königs niedergelegt. Wir kennen ja Alle das Herz und den Willen unseres Königs! Sie sind unablässig gerichtet gewesen auf die Wohlfahrt und die politische Entwickelung des Vaterlandes, und vor wenigen Tagen noch haben wir die schönsten Zeichen seines Vertrauens zu seinem Volke erhalten. Verlassen wir daher nicht den Weg des Gesezes und der Ordnung, halten wir uns fern von allen Schritten, die, einer Mißdeutung fähig, zur Vermehrung der Aufregung und Störung führen könnten, und vertrauen wir, wie bisher, der landesväterlichen Weisheit unseres Königs. Wir beklagen mit allen gutgesinnten Bürgern und Einwohnern unserer Stadt den „Unfug" des gestrigen Abends, welcher die Mitwirkung der bewaffneten Macht zur Aufrechthaltung der gesezlichen Ordnung nothwendig machte. Wir müssen daher dringend wünschen, daß jeder von uns sich selbst und alle Diejenigen, welche seiner Aufsicht unterstellt sind, von jeder Theilnahme an aufregenden Versammlungen fern halte, die zur Erreichung unserer Wünsche weder nothwendig noch förderlich sein können, wohl aber nur unsere Familien großen Gefahren aussezen müssen.

Die Ruhe wurde am 14. März in keiner Weise gestört. Die Angst gewisser Leute aber zeichnete es sehr malerisch, daß sie in die Welt hinausschrieben, „in den Stadtvierteln in der Nähe der Linden lassen sich hin und wieder noch einzelne Personen verdächtigen Aussehens zu je 3 bis 4 bei einander blicken, einige Besorgnisse auch wieder für den heutigen Abend erregend."

Der König dagegen erklärte den städtischen Abgeordneten, er freue sich des Vertrauens und des Wohlverhaltens der Berliner Bürgerschaft, von der er überzeugt sei, daß sie nicht den Aufstand wolle.

Eine der Hofzeitungen erzählt: „Seine Majestät fühlten die Bedeutung des Augenblicks; es sei die erste Adresse, welche Sie in dieser bewegten Zeit von Hand zu Hand entgegennehmen und es sei Ihnen ein angenehmes Gefühl, daß sie von Ihrer lieben Vaterstadt komme, die sich auch in dieser Zeit der Bewegung in erfreulichster Weise bewährt habe. Wenn es ringsum koche, dürfe man

freilich nicht erwarten, daß hier allein die Stimmung unter dem Gefrierpunkt stehe und erwäge man dies, so sei es anerkennenswerth, daß in einer Stadt von solcher Größe, in der es an reichlichen Elementen der Unruhe nicht fehle, die Ordnung nicht erheblich gestört worden sei. Selbst der gestrige Abend könne dieses Anerkenntniß nicht wesentlich trüben, denn bei allen Denen, auf deren Benehmen Seine Majestät Werth lege, sei die ruhigste und besonnenste Haltung zu erkennen, und Sie seien über die Haltung der Bürger erfreut gewesen. Was die Adresse selbst betreffe, so könne Seine Majestät nicht, wie es in anderen Ländern Sitte sei, darauf in wohlstylisirter Rede antworten, nur im Conversationston wollen Sie einige Worte erwiedern. Zunächst freuen Sie sich auf die Hauptbitte erwiedern zu können, daß sie bereits gewährt sey. Die Einberufung des vereinten Landtags sei seit mehreren Tagen beschlossen und das Berufungspatent bereits vollzogen. Mit Zuversicht sehe der König dessen naher Versammlung entgegen, da ächt preußische Gesinnung in Tagen der Gefahr am Wenigsten fehlen werde. Mit vollster Offenheit und vollstem Vertrauen werden Seine Majestät dem Landtag entgegentreten. Ihre Losung sey: „Freie Völker, freie Fürsten." Nur wenn beide frei seien, könne die wahre Wohlfahrt gedeihen. Die andere Bitte könne nur durch den Landtag ihre Lösung erhalten; ein näheres Eingehen darauf sei daher nicht nöthig. Doch eines Ausdrucks der Adresse müssen Seine Majestät erwähnen, desjenigen nämlich, welcher gegen die allmählige Entwickelung der Verfassung gerichtet sei. Diesem können Sie nicht unbedingt beitreten. Es gebe gewisse Dinge, die sich nicht übereilen lassen, wenn man nicht Gefahr laufen wolle, sie auf den Kopf zu stellen. Das lehre ja auch die Geschichte des Nachbarlandes, wo sich innerhalb Menschengedenken fünfzehn (?) beschworene Verfassungen einander verdrängt haben, wo erst neuerdings das selbst geschaffene Gebäude zusammengefallen sei. Nicht in sechs Wochen dürfe man ein Haus bauen, welches zu bauen anderthalb Jahre erfordere; auch nicht auf Sand dürfe man es bauen, wenn es bestehen solle. „Kühn und bedächtig," das seien die Losungsworte jedes guten Feldherrn, ungestraft dürfen sie nicht getrennt, nicht das eine über das andere vergessen werden. Das wollen Seine Majestät auch nicht vergessen — die gute alte deutsche Ordnung

dürfe nicht unbeachtet bleiben; auch die Gliederung der Stände sei deutsch, wer dagegen anstrebe, der seze sich Gefahren aus. Auch dafür fehle es nicht an Beispielen. Ebenso der Besiz als alt hergebrachte Grundlage der Standschaft komme in Betracht. Doch Alles dieses könne nur mit dem Landtag erledigt werden. Wie Seine Majestät ihm vertraue, so möge auch das Volk ihm vertrauen, und dadurch eine recht innige Vereinigung der Regierung, der Stände und des Volkes erwirken. Diese Einigkeit müsse das höchste Ziel des Strebens sein, bis zum Landtag, während des Landtags. Nur durch festes Zusammenhalten könne übrigens das Unheil vom deutschen Vaterlande abgewendet werden, welches der Revolutionskrieg (?) über dasselbe gebracht hätte. Seine Majestät möchten die Verantwortlichkeiten des Zwiespaltes nicht über sich nehmen. Was überhaupt Deutschland betreffe, so liege dessen Schicksal nicht in Ihrer Hand. Alles aber, was Ihre Kraft vermöge, wollen Sie redlichst und ernstlichst anwenden, damit auch diese Zeit der Krisis zu dessen Einigkeit, Kraft und Größe ausschlage. Sie liege Ihnen so nahe am Herzen, als diejenige Preußens. Theilen Sie, schloß der König, diese meine Antwort Ihren Mitbürgern mit.

Es war in den Stunden der Volksbewegung des 13. März, da das Staatsministerium zusammen saß, und das Unhaltbare der gegenwärtigen Zustände nach allen Seiten zur Sprache kam. Es wurde beschlossen, mit der Entwickelung der Verfassungs-Angelegenheit unverzüglich weiter vorzugehen, auch den sonstigen allgemein laut gewordenen Wünschen des Volkes, soweit sie berechtigt erscheinen, nachzugeben. Zu diesem Zweck wurde der vereinigte Landtag auf den 25. April zusammenberufen.

Denkwürdig in mehr als einer Hinsicht bleibt das Königliche Patent, durch das der Landtag einberufen wurde.

„Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden, hieß es, haben im Verein mit der Kaiserlich Oesterreichischen Regierung Unsere deutschen Bundesgenossen eingeladen, sich unverzüglich zu einer gemeinsamen Berathung über diejenigen Maßregeln zu vereinigen, welche unter den gegenwärtigen schwierigen und gefahrvollen Verhältnissen das Wohl des deutschen Vaterlandes erheischt, und sind entschlossen, mit allen Unseren Kräften dahin zu wirken, daß diese Berathungen zu einer wirklichen Regeneration des deutschen Bundes

führen, damit das deutsche Volk in ihm wahrhaft vereinigt, durch freie Institutionen gekräftigt, nicht minder aber auch gegen die Gefahren des Umsturzes und der Anarchie geschüzt, die alte Größe wieder gewinne, damit Deutschland den ihm gebührenden Rang in Europa einnehme. Welches aber auch der Erfolg sein möge, so werden jedenfalls dadurch Maßregeln für Unsere Staaten bedingt, zu deren Ausführung Wir der Mitwirkung Unserer getreuen Stände bedürfen. Dieserhalb, und weil Wir überhaupt in so großen und entscheidenden Epochen, wie die gegenwärtige, Uns nur in Vereinigung mit Unseren Ständen stark fühlen, haben Wir beschlossen, den vereinigten Landtag einzuberufen." Soweit hatte sich also die Politik selbst Preußens geändert; über Nacht. So eben noch hatte die preußische Regierung nach Dresden, nach Carlsruhe, wohl auch nach Cassel Sendungen gemacht, die gegen die Bewegung der Zeit feindselig waren: Die Gerüchte davon waren wenigstens unwiderlegt, ja durch das ministerielle Schweigen in der Kammer fast bestätigt. Die Versammlungsverbote, das Beobachtungscorps an der sächsischen Grenze, und so Manches, was in der lezten Zeit vorkam, hatte die öffentliche Meinung in Deutschland dahin geführt, daß sie sich laut durch die Presse aussprach; „Diese preußische Politik fröstelt uns an, wie ein russischer Nachwinter gegenüber dem Vorfrühling Süddeutschlands." Preußens Regierung und Volk waren so lange auf ihr Losungswort „Vorwärts" stolz gewesen. In den lezten Wochen hatten sie sich gefallen lassen müssen, selbst hinter den kleinsten deutschen Staaten zurück zu sein. Der im deutschen Bunde mächtigste deutsche Staat hatte in diesen Tagen eine fast komische Stellung, die Stellung dessen, der nicht weiß, was? wie? und wo hinaus? Und weil Preußen selbst nicht über sich im Reinen war, konnten es andere noch weniger sein. Da stand Preußen, das alte Preußen, mit seinem Militär; dort stand Süddeutschland mit seinem Volk in Waffen.

Das Königliche Patent machte die ersten Zugeständnisse. Die Presse hob es sehr hervor, daß dadurch Preußen sich thatsächlich zu einem gebührenden Antheil an der großen Sündenschuld bekenne, welche die Fürstenhäuser Europas auf sich geladen. Denn, hieß es, wenn der deutsche Bund wirklich regenerirt (wiedergeboren) zu werden nöthig hat, so muß er degenerirt (faul) geworden sein, und doch wurde diese Fäulniß des Bundes bisher als der Stand des Rechts und der

Ordnung aufrecht erhalten, und mit welchen Mitteln! Das deutsche Volk, sagte man, soll jezt wahrhaft vereinigt werden; Preußen gesteht also, daß Deutschland das bis jezt nicht war, und doch hat man, namentlich von den Thronen herab, von Deutschland's Einheit so viel gesagt und so viel gesungen. Das deutsche Volk, sprach man zürnend, soll jezt durch freie Institutionen gekräftigt werden, es soll den ihm gebührenden Rang in Europa einnehmen; dadurch gesteht der König mit seinen Staatsmännern, daß das deutsche Volk bisher unfrei gewesen, daß die unfreien Regierungs-Institutionen bis jezt seine Kraftentwickelung gehemmt, es absichtlich in Schwäche erhalten haben, in Erniedrigung vor den Augen des Auslandes, in Schmach und Geltungslosigkeit im Rath der europäischen Mächte.

Merkwürdig ist, daß in der Phrase von der Wiedergewinnung der alten Größe Deutschlands schon in der Mitte des März das Gelüsten herausgewittert wurde, den König von Preußen zum deutschen Kaiser erküren zu lassen, dessen Thronvasallen die ihrer Souverainetät entkleideten Fürsten werden. Ebenso merkwürdig ist, daß man laut sagte und druckte, die Phrase „freie Institutionen," so ohne alle weitere Bestimmungen hingeworfen, bedeute nichts weiter, als Veränderungen. Habe doch der König und seine Umgebung auch die Verfassung vom Februar als eine überreiche Erfüllung der feierlichen Versprechungen von 1813 und 1815 ausgegeben. Auch wäre es, sagte man, an der Zeit, von der Vereinigung mit dem Volke zu reden, statt von der mit den getreuen Ständen. Wie? hieß es im Volk, wir werden in die Waffen gerufen, den Thron zu stüzen, aber an den Thron werden wir nicht gerufen, unsere Meinung soll nicht vertreten werden! Wir sind im Staate der Intelligenz allmählig intelligent genug geworden, um jeden Widerspruch zu fühlen und zu hassen!

Unglücklicher Weise hatte das Patent einen in Dresden abzuhaltenden, von der öffentlichen Meinung bereits gerichteten Congreß der verbündeten Fürsten, als den geordneten Weg zur Erreichung der nationalen Zwecke angedeutet. Unglücklich, taktlos, war die Wahl des übelberüchtigten Ausdrucks „Congreß." Die Congresse von Carlsbad und Wien und andere Unsäuberlichkeiten dieser Art waren dem deutschen Volke noch schmerzlich genug im Gedächtniß durch die forteiternden Wunden, die sie in's Fleisch des deutschen Volkes

geschlagen. Daß, während überall die Völker sich erhoben, die Fürsten zusammen treten wollten, um „den wohlbegründeten nationalen Bedürfnissen zu entsprechen und diejenigen Einrichtungen zu sichern, durch welche Deutschland gekräftigt und erhoben werde“, — darüber lachte man im deutschen Volk. Daß öffentlich in den amtlichen Blättern wörtlich gesagt wurde, „die Kronen Oestreich und Preußen haben ihre deutschen Bundesgenossen ersucht, sich mit ihnen ungesäumt zu einer umfassenden Berathung alles dessen zu vereinigen, was das Wohl Deutschlands erheische“ — war das nach den Vorgängen von drei und dreißig Jahren nicht zugleich lächerlich und keck genug?

Ganz mißfiel auch, daß zulezt die Kronen Oestreich und Preußen „an den besseren Geist der Nation“ Berufung einlegten; daß das Leben und die Begeisterung für ein hohes Ziel nur als „Aufregung und Täuschung“ erwähnt wurden. Nein, sagte man im Volke, jener „bessere“ Geist, von dem diese Höfe und ihre Höflinge reden, ist nicht der gute Geist der deutschen Nation, nicht der Geist, in welchem sie sich in diesen Wochen aus der Unterthänigkeit und Trägheit kräftig frei gemacht hat, und die Zukunft in's Auge faßt, aber nicht um von veralteten Bedenklichkeiten sich einschränken und sich wieder rückwärts führen zu lassen, sondern um etwas Ganzes und Tüchtiges zu schaffen. Besser wäre es gewesen, einfach und klar sich mit den einfachen Forderungen jenes guten Geistes einverstanden zu erklären, statt den „besseren“ in Anspruch zu nehmen; nur so konnten die Regierungen auf den guten Geist rechnen.

So sprach die Stimme des Volkes sich frei aus in den Zeitungen von der Donau und dem Main, der Elbe und namentlich der Weser.

In Berlin waren am 14. März Abends Soldaten und Volk nach der Ruhe des Tages wieder zusammengestoßen. Die Entwicklung der Militärkräfte wirkte, wie Tags zuvor, wie ein Magnet auf Eisenspäne. Ueberall wurden die starken Cavalleriepatrouillen, welche die Umgebungen des Schlosses durchstreiften, von zahlreichen Volkshaufen begleitet. Die Volksbewegung begann mit dem Aufstellen und der Bewegung von Truppenmassen, gegen sieben Uhr. Später wandte sich der Zug der Bewegung entschieden dem Schloßplaz zu. In den dem Schloß nahe liegenden Straßen wurden kleine Anfänge von Barrikaden gemacht, um sich gegen die Angriffe zu

schüzen. Das Volk war noch vollständig unbewaffnet und wehrlos. Auch heute wie gestern wurden, dem an allen Straßenecken angeschlagenen Tumultgesez zum Troz, ohne daß irgend eine Warnung, ein Zeichen eines militärischen Angriffs voraus ging, wehrlose Menschen überfallen, die Kürassiere hieben scharf ein, und viele wurden verwundet. Hinter zwei aufgezogenen Brücken, hinter Barrikadenanfängen gedeckt, empfieng das Volk die Kürassiere mit Steinwürfen. Die Volksbewegung dauerte bis Mitternacht. In der auf beiden Seiten gesperrten Brüderstraße hatten, nachdem sie gesäubert war, sechs Unglückliche den Ausweg nicht schnell genug gefunden, sie wurden einzeln, Mann für Mann, zu Boden gehauen. Viehische Reiter machten auf Einzelne eine förmliche Hezjagd. Ein Laden, in welchen sich einer der Gehezten flüchtete, wurde vom Militär völlig verwüstet, blos weil ein Opfer ihm entgangen war. Ueber hundert Menschen wurden durch Säbelhiebe, Bajonett- und Lanzenstiche verwundet.

Am 15. März war im Laufe des Tages die Erbitterung immer höher gestiegen; man erfuhr jezt erst, wie viele Verwundungen bis auf den Tod vorgekommen waren, und besonders erbitterte die Ermordung des Handschuhmachers von Haake. Dieser friedliche, allgemein geachtete Bürger hatte eben seinen Laden zumachen wollen, als er von einer Patrouille überfallen und mit sechs Säbelhieben über den Kopf zusammengehauen wurde, daß er bald darauf starb. Die thierische Rohheit einzelner Soldaten brachte selbst friedlichste Bürger in Eifer. Nicht nur auf Menschen, auch auf Thüren und Fenster hatten die Schnaps-betrunkenen Soldaten eingehauen.

Allgemein besprach man die Ereignisse des vergangenen Abends. Den ganzen Vormittag standen dichte Gruppen auf dem Schloßplaz und in der Brüderstraße. Die Läden waren hier und in den anliegenden Straßen geschlossen. In der Brüderstraße hielten zwei Männer im Freien Reden an das versammelte Volk; man zeigte einen mit Blut gerötheten Kellerhals, erzählte von den Verwundungen der wehrlos Unschuldigen, wie hier ein Handlungsdiener, dort ein Student, dort wieder ein anderer von den Soldaten mißhandelt worden. Besonders die arbeitende Bevölkerung war auf das Militär äußerst erbittert. Die Königstadt wimmelte von Arbeitern. Sie hatten theils keine Arbeit, theils wurde diese Woche gefeiert. Ganze

Trupps zogen zu den Stadtbehörden und verlangten Arbeit, verlangten auch freie politische Einrichtungen: andere zogen herum zu den Behörden, ohne eine bestimmte Forderung zu stellen. Die Stadtbehörden waren rathlos. Volksmänner brachten eine Beschwerdeschrift in die Stadtverordnetenversammlung. Der Oberbürgermeister Krausnick begab sich zu dem Militärgouverneur, dem General von Pfuel, und dem Minister des Innern, um Vorstellungen gegen das Einschreiten des Militärs zu machen. Er erhielt die Zusicherung, daß die Soldaten heute Abend nur eine beobachtende Stellung annehmen sollten. Die Wohlgesinnten waren voll Furcht für den Abend. Eine obrigkeitliche Bekanntmachung konnte die Furcht nicht beschwören. An den Straßenecken war angeheftet: „Straßenexcesse haben gestern die Aufstellung und an einigen Orten das Einschreiten der Truppen nothwendig gemacht; es sei zu beklagen, daß bei dieser Gelegenheit außer den Unruhestiftern, die sich zum Theil durch die Flucht ihrer Verhaftung zu entziehen gewußt, mehrere friedliche, an jenen Orten zufällig anwesende Bürger verwundet worden seien. Zur Feststellung dieser Vorgänge sei sofort ein Untersuchungsverfahren eingeleitet worden, um der Strenge des Gesezes überall freien Lauf zu lassen. Die Einwohner sollen aber Alles aufbieten, um durch eine ruhige Haltung dem ferneren Einschreiten des Militärs vorzubeugen; man rechne vertrauensvoll auf den längstbewährten Bürgersinn der Berliner; eine Vereinigung der ehrenhaften Bürger werde zur Aufrechthaltung der Ordnung und Ruhe wesentlich beitragen."

So sprachen der Gouverneur von Pfuel, der Polizeipräsident von Minutoli. Gutdenkende Bürger aus der Brüderstraße theilten gedruckte Zettel aus, welche versicherten, das Militär werde nur dann vorrücken, wenn Personen oder Eigenthum angegriffen würden; und der Minister des Innern habe verfügt, daß der zur Feststellung der Thatsachen des gestrigen Abends niedergesezte Untersuchungsausschuß ein gemischter, also unpartheiischer sei.

Aber die Bürger wurden durch den Unterschied, den die Bekanntmachungen zwischen Bürgerschaft und Pöbel festhielten, nicht gewonnen. Die Stimmung blieb eine sehr bittere und ernste. Die Geduld, welche die Junker und den Uebermuth der Soldateska so lange ertragen hatte, schien erschöpft. Es zeigten sich wohl Bürger mit weißen Binden, um beruhigend zu wirken, aber man glaubte noch blutigere

Zusammenstöße unvermeidlich, wenn nicht das Militär ganz zurückgezogen würde. Man fühlte recht den Mangel einer Bürgergarde. Wenn sich diese, hieß es, nicht schnell bildet, so sind die Folgen nicht abzusehen. Es war ein vollständiges Chaos; die Bewegungen der aufgeregten Arbeiter waren ohne Leitung, so sehr sie auch nach einer solchen riefen.

In dieses Chaos hinein fiel die Nachricht von Metternich's Sturz, von der Waffenerhebung in Wien, die Nachricht, wie in der großen Donaustadt die Bajonette vor der bewehrten Jugend sich gesenkt, wie mit fliegenden Fahnen das Volk seine Erlöserin Freiheit durch die Straßen bis in die Hofburg getragen, und wie Millionen den glorreichen 13. März als den Geburtstag einer schöneren und freieren Zukunft feiern. Der Berliner hatte so lange sich darin gefallen, auf den sinnlich-genießenden Wiener herab zu sehen; er fühlte sich so stolz vor diesem voraus im politischen Leben. Und jezt mußte der Berliner in den Zeitungen lesen: „Was thut Preußen? Preußen, der Staat der Zukunft, das Land der Bildung, der Hort der deutschen Hoffnungen? Preußen hat sich überflügeln lassen von dem alternden Reiche der Vergangenheit, der im Stillen so herzlich verachteten „„materiellen““ östreichischen Monarchie? Das „„Immer langsam voran““ ist schneller gewesen, als das „„Vorwärts?““ In Berlin rasseln die Dragoner in das Volk, während man in Wien die Nationalgarde organisirt! In der Hauptstadt der Intelligenz amtet geschäftig die Censurscheere, während in der phäakischen Donaustadt der Kaiser die Preßfreiheit verkündet! In dem Schlosse Friedrichs des Großen marktet man um einiger persönlicher Liebhabereien willen den lauten Forderungen der Nothwendigkeit etliche mittelalterliche Schnörkel ab, während drüben, in der tausendjährigen Hofburg, eine kühne Hand den festen Strich durch die geheiligten Ueberlieferungen entschwundener Jahrhunderte zieht! Und alles das, all dieß kleinliche Mäckeln und Feilschen um Nebendinge da, wo es sich handelt um das Höchste, um Alles in Allem, um die eigene Existenz, um die Rettung des ererbten Machtbesitzes! Nein, hieß es, das Alles läßt sich nur erklären daraus, daß in den entscheidenden Kreisen eine vollständige Unkenntniß dessen herrscht, was alle Tage um uns her vorgeht. Die Freiheitsbewegung ist unwiderstehlich geworden, und sie muß siegen; es handelt sich nicht einmal mehr um das: Wann? —

einige Tage werden die Entscheidung bringen; es fragt sich ganz einfach nur noch, ob im Guten oder im Bösen. Aber die Gefahr steht vor den Thoren, und — man rathschlagt und überlegt! Ganz Europa bebt in seinen Grundvesten; jeder Morgen weckt uns mit weltgeschichtlichen Zeitungen; die Stunden werden Jahre an Bedeutung; der Sturmhauch weniger Minuten stürzt, inmitten ihrer Trabanten und Höflinge, die Heroen des alten Systems in den Staub; Ludwig Philipp ist entthront, Metternich auf der Flucht, ganz Deutschland im Rausche des Freiheitssieges — und — man überlegt! Jenseits des Rheins und diesseits des Rheins sind die brennendsten Fragen unter die Massen geschleudert, zu Paris tagt in den Prachtsälen der alten Pairs eine Arbeiterversammlung, in London beräth man unter freiem Himmel die Vorzüge der Republik, in Deutschland kehren die alten Zeichen wieder, und „der Bundschuh" röthet den Himmel mit dem Wiederscheine brennender Herrenschlösser; Tag für Tag harren Hunderttausende mit der bangen Frage: „Was wird Preußen thun?" — und Tag für Tag kommt dieselbe trostlose Antwort: „Man überlegt!" — Der Landtag ist auf den 27. April einberufen; — wer kann wissen, wo am 27. April die Welt steht? Das Preßgesez soll mit Nächstem veröffentlicht werden, als ob nicht die deutsche Nation sich ihr Preßgesez bereits selbst gegeben hätte? Man will sich in Dresden mit seinen hohen Bundesgenossen besprechen; als ob die hohen Bundesgenossen sich mit Preußen besprochen hätten, ehe sie thaten, was ihre Schuldigkeit war.

Auch der preußische Stolz sprach mit. Will, fragte dieser, Preußen dem Kaiser von Oestreich den ungeheuren Machtzuwachs allein überlassen, welchen ihm die Nation selbst entgegentragen wird, wenn sie ihn offen und ehrlich an der Spize der Bewegung erblickt? Will Preußen mit Rußland und der Türkei eine Dreieinigkeit des Absolutismus festhalten? Wollen die Räthe Friedrich Wilhelm IV. an ihrem Ohr die ernste Mahnung vorübergehen lassen, die von dem verwüsteten Schloß Metternichs her an sie ergeht?*) Doch waren das Stimmen nur der Gebildeten, der Politiker, unter sich und in der Presse. Die Masse selbst, so aufgeregt und verworren sie sich zeigte, politisirte noch immer nicht feindlich, weder mit Wort noch

*) Weserzeitung vom 20. März 1848.

That, gegen das bisherige System der Krone. Noch entbehrte der Straßenkrawall jedes politischen Charakters. Es waren Zusammenrottungen der niedern Volksklassen, es schienen Noth und Arbeitsmangel die einzigen Beweggründe zu seyn, welche die Leute auf die Straße trieben. Auf die Frage, was sie denn eigentlich wollen, gaben sie bald zur Antwort, wir wollen Arbeit; bald, wir wollen keine Miethsteuern mehr zahlen; bald, wir wollen ein Arbeiterministerium; bald, wir wollen nicht am Schafgraben arbeiten. Am Schafgraben wollte man Diejenigen mit Handarbeit beschäftigen, die sich bei den Arbeitsnachweisungs-Bureaus gemeldet hatten. Communistischen Anstrich hatte die Bewegung weit mehr, als eigentlich politischen. Denn nicht zu verwechseln sind die jungen Kaufleute und Studenten unter denselben mit der großen Masse in der Stadt. Schon unter den Zelten jedoch war theilweise in diesem Sinne gesprochen worden. Der Gedanke eines Arbeiterministeriums, oder, wie es erklärt wurde, eines Ministeriums, das aus Arbeitgebern und Arbeitern, nicht aber aus Geheimeräthen zusammengesezt sei, war in mehreren Reden abgehandelt worden, und eine hatte mit den Worten geschlossen: „Gesandte und Agenten gehen in aller Herren Länder, die Interessen des Hofs und des Staates zu vertreten; jezt muß man auch Gesandte schicken, um zu untersuchen, wo sich Arbeit findet, und wo unser Fleiß im Ausland angewendet werden kann. Vor allen Dingen sag ich euch aber: Vermeidet allen Scandal; es wird auf den König, auf die Bürger, auf Alle einen ungeheuren Eindruck machen, daß eine Versammlung, die aus Tausenden besteht, und sich nicht auf gesezlichem Boden befindet, auf den sie aber bald gebracht werden muß, ruhig und ernst eine ernste Sache berathen hat. Bewahrt euch davor, den Leuten Gelegenheit zu geben, zu sagen: es ist eine Emeute, die man bezweckt; denn eine Emeute ist eine Revolution, die von dummen Jungen ausgeht, die ihnen aber nichts helfen kann. Geht deßhalb ruhig nach Hause.“

Ganz in diesem Sinne faßte der Polizeipräsident Minutoli die Berliner auf. Er hatte sich, wenn kein Militär aufgeboten würde, für die Ruhe verbürgt. Weil das Militär dennoch am vorigen Abend aufgeboten wurde, forderte er seine Entlassung. In Berlin hatte man sich aber seit lange gewöhnt, schon einen singenden Volkshaufen von hundert Personen für den Brennpunkt einer Volksemeute oder noch

etwas mehr zu halten, und die vielen Hunderte von bezahlten Spürhunden des Ministeriums in gröberem, feinerem und feinstem Tuche brachten, nur um sich diensteifrig zu zeigen und sich wichtig zu machen, die abenteuerlichsten Uebertreibungen und Erdichtungen an. Das Auge des bösen Gewissens und der Furcht, welche die Ereignisse der Zeit vorbereiteten, sah selbst in den alltäglichsten Erscheinungen, welche ihr Aeußeres um nichts verändert hatten, bedrohlichste Gestalten, besonders in den Arbeitergruppen, die freilich mit eben nicht freundlichen Mienen beisammen standen. Das Voigtland war besonders stark dabei vertreten, und diese Leute mit ihren hagern Gesichtern und starken Bärten flößten jezt auf einmal den feinen Spaziergängern Besorgniß ein. Und doch war ihre nicht zu verkennende Gereiztheit Folge von nichts Anderem, als nur von der rohen Gewalt, die sich Junker und Soldateska unanständig genug gegen friedliche Bürger erlaubt hatten. Selbst die ruhigste, die philisterhafteste Bürgerschaft der Welt, der Bürger von Berlin, war in Harnisch gejagt, nur dadurch, daß Menschen getödtet und verwundet worden, die nie an Widerstand oder Aufstand gedacht hatten, nur dadurch, daß der unschuldigsten Kundgabe eine Wichtigkeit beigelegt worden war, zu der sie keinen Grund gegeben hatte.

Abzeichen, Farben, Kokarden sind an und für sich ohne Bedeutung. Als in den ersten Märztagen Alles, was für vaterlandsliebend, für getragen vom Geist der Freiheit gelten wollte, mit den deutschen Farben, mit Schwarz-Roth-Gold, sich schmückte: da gingen einzelne Männer ohne Kokarde am Hut nach wie vor ihres Weges, ohne schwarz-roth-goldenes Band im Knopfloch. Viele, die große Mehrheit, haben nicht so lange Farbe gehalten, als die Bänder, mit denen sie prangten; sie haben sich früher beschmuzt und abgenüzt, als ihre Kokarden; und Frauen und Jungfrauen, welche Kleider ganz aus Schwarz-Roth-Gold angelegt hatten, zogen es bald vor, diese färben zu lassen. Jene Männer, und Frauen auch, welche nie in Abzeichen ihre Vaterlandsliebe zur Schau trugen, sind treu geblieben der Sache des Volkes, der Freiheit, der Nation.

Und doch gibt es Augenblicke, wo die Annahme sinnvoller Farben für ein Volk das werden kann, was die Fahne dem Soldaten ist. So war es nicht ohne Wirkung, daß gleich nach der Kunde von den Vorgängen in Wien die Studenten Berlin's und die Schüler der

wissenschaftlichen und Kunstanstalten, und nach ihrem Vorgang andere Personen in großer Zahl mit schwarz-roth-goldenen Bändern und Kokarden auf den Straßen sich zeigten. Auch die Berliner Studenten zeigten Lust, gleich den Wienern, von nun an bei den öffentlichen Vorgängen sich zu betheiligen. Sie stellten Gesuche, sich bewaffnen zu dürfen. Waffen! Waffen! war, wie schon die ganze Woche, so heut noch mehr der Ruf unter der Bevölkerung; nur um so strenger wurde von oben herab den Waffenhändlern untersagt, Waffen zu verkaufen. Auf den Straßen fand man schon an diesem Tag Zettel ausgestreut, ohne Namen, welche andeuteten, wo Waffen zu finden seien.

Am Mittag äußerte sich die Aufregung unter Arbeitern und Studenten als Verbitterung gegen die adeligen Offiziere und gegen des Königs nächste Umgebungen. Vorüberziehende Offiziere, höhere Personen wurden verhöhnt, ja mit Koth beworfen; Lieutenants wurden sogar mit thätlicher Unart behandelt, Räthe des Königs, ja noch viel höher stehende Personen, selbst der Prinz von Preußen, am hellen Tage unter den verlezendsten Worten vom Volke verfolgt.

Die Offiziere, selbst die Unteroffiziere, ja die gemeinen Soldaten großentheils waren nicht nur unbedingte, dafür herangezogene Werkzeuge des Absolutismus, sondern sie geberdeten sich als die übermüthigsten Vertreter desselben. Des Königs Räthe, die Beamten großentheils waren dem Volke verhaßt wegen ihrer Selbstüberhebung, wegen ihres Kastengeistes, der in sich selbst verliebt, dem Volke abhold, kalt, befehlshaberisch, kurz angebunden, jeder Freiheitsregung feind, dem höheren Commando unterthänigst war. Der Prinz von Preußen galt im Volk als Derjenige, dessen Gunst und Schuz diese Beamtenkaste und diese Soldatenkaste ohne Beschränkung sich zu erfreuen haben. Er war der Gott des Heeres, und die Soldaten waren ihm die Cherubim des Thrones von Gottes Gnaden und der königlichen Allmacht.

Im kölnischen Rathhause, nahe beim Schlosse in der Breiten Straße, befand sich seit langen Jahren eine Wache. In der Nähe derselben, weil in der Nähe des Schlosses, drängte sich Nachmittags eine unabsehbare Menschenmenge zusammen. Die Wache mußte der Uebermacht des Volkes weichen, sie wurde zurückgezogen und die Wachzimmer wurden vom Volke ziemlich verwüstet.

Doch ehe dieß geschah, waren längst Fußvolk, Reiterei und viel Geschüz in der Nähe des Schlosses aufgestellt. Die, im Verhältniß zur Erbitterung des Vormittages, am Abend ruhiger gewordene Haltung des Volkes, aus dessen Mitte nur hin und wieder Hurrahs und Pfeifen ertönten, und das noch immer unbewaffnet war, änderte sich wieder, als um 7 Uhr Fußvolk aus dem Schloß marschirte unter dem Trommelschlag des Generalmarsches, und den Platz säuberte.

Die Volksmassen drängten sich in die angrenzenden Straßen hinein und versuchten durch Anhäufen einiger Brückenbohlen, Wasserkufen und umgestürzter Wagen, zu ihrem Schuz eine Art Barrikaden zu errichten. Man sah Knaben von 12 Jahren, junge Leute meist von 15 bis 18 Jahren dabei. Auch das Aufziehen der über die Spree führenden Brücken wurde versucht, aber theilweise vergeblich, da schon am Tage von den Behörden geeignete Vorsichtsmaßregeln dagegen getroffen waren.

Als Bürger mit weißen Binden am Arm und einen Stab in der Hand gegen 7 Uhr sich in Thätigkeit gesezt hatten, um die Ordnung aufrecht zu erhalten, waren sie mit Gespött und Pfeifen empfangen worden. Schon zuvor, als durch Dr. Wöniger verkündet worden war, daß den Bürgern die Aufrechterhaltung der Ordnung zugestanden worden sei, hatte das Volk gerufen: „Ei was, Bürger hin, Bürger her! Man gebe uns diejenigen Freiheiten, welche man längst zu geben verpflichtet war, und wir werden nach Hause gehen!" Als die Bürger mit ihren weißen Armbinden sahen, daß es ihnen an Ansehen und Eindruck gebrach, legten die Tapfern ihr Amt in die Hände des Militärs nieder. Man hatte, wie fast überall, den Fehler begangen, nicht vertrauenswerthe, volksbeliebte Bürger, sondern solche, die nur oben gut und unten schlecht angeschrieben waren, sogenannte Gutdenkende, unter die Massen zu schicken. Darum wurden Einzelne von denselben geprügelt.

Fußvolk und Kürassiere waren roh, wie an den Tagen zuvor, gegen die Massen, wie gegen Einzelne. Nicht blos von flachen und scharfen Hieben, sondern auch von der Schußwaffe, wurde sogleich Gebrauch gemacht; so klar vor Augen lag, daß die Absichten des Volkes zu einigem Widerstand vergeblich sein mußten, da es ohne Waffen war, nur ein Theil der Arbeiter hatte sich mit Handwerkszeug bewaffnet. Die erste Salve kam aus dem Schloß, die zweite

wurde in der Spreegasse gegeben, wo der dort aufgestellte Zug der ersten Compagnie des Kaiser-Alexander-Grenadier-Regiments Feuer gab. Zweimal ließ ein Lieutenant, von demselben Regiment, sechs und dreißig Mann an der Gertraudenbrücke Feuer geben; das erstemal ließ er in die Luft schießen, das zweitemal unter das Volk. In der Spreegasse, in den Stadttheilen Werder und Köln war es nach Werfung der Volkshaufen ein wahres Treibjagen auf Unbewaffnete, auf einzelne Menschen, das bis gegen Mitternacht dauerte. Auf dem Gensdarmenmarkt hielten mehrere Kavallerieregimenter, und von hier aus wurden, während die Zurückbleibenden sich ausruhten, einzelne Schwadronen ausgeschickt auf die Hezjagd gegen Unbewaffnete. Schon am 14. Abends hatte ein Lieutenant seine Soldaten mit den Worten angefeuert: „Schlagt die Hunde todt!" Die Bewohner der Brüderstraße hatten dieß in ihrer Eingabe an den König besonders hervorgehoben. Am 15. war gleiches zu hören. In der Spreegasse ganz dicht am Schloß, wurde ein Mann auf der Flucht so erschossen, daß ihn die Kugel im Rücken traf, und vorn wieder heraus gieng, woraus ein Arzt, der den Todten untersuchte, den Schluß zog, der Schuß müsse auf einige Schritte Entfernung gefallen sein. Unter den Todten in der Spreegasse waren zwei talentvolle junge Männer, ein Graveur und der Bildhauer Drechsler. Die Zahl der augenblicklich Todten wurde verschieden angegeben, von den einen höchstens auf 15 bis 18; das Gerücht gab sogar in die fünfzig an; verwundet wurden selbst Frauen; die Zahl der Verwundeten war überhaupt noch größer als an den Tagen zuvor. Und doch befanden sich schon von diesen Tagen gegen 80 Verwundete in der Charité, ohne die größere Zahl derer, die in den eigenen Wohnungen und den Gasthäusern lagen, darunter zwei vornehme Polen. Bei dem Einhauen des Militärs wurde selbst ein Officier in Uniform, der gerade keinen Dienst hatte, so verwundet, daß er zusammenstürzte. Auch aus dem Militär waren nicht Wenige verwundet; denn die Säbelhiebe, die Lanzenstiche, die Schüsse wurden schließlich mit Steinwürfen, mit Ziegeln von den Dächern erwiedert; mehrere Häuser wurden fast abgedeckt, und Straßen waren andern Tags mit Ziegelmehl wie besät. Auch mit Glas und Aexten hatte das Volk sich vertheidigt. Bei jener Companie des Kaiser-Alexander-Grenadier-Regiments war fast kein Mann, der nicht einen Steinwurf erhalten hatte. Das Militär

hatte in der Überwasserstraße, wo das Volk die Brücken aufgezogen hatte, selbst über das Wasser hinübergefeuert.

Noch immer hatte die Bewegung keine bewußte politische Richtung. Der Bürger hatte Versicherungen gegeben; sie waren an diesem Abend von der Regierung nicht gehalten worden, dadurch verlor der Erstere alles Vertrauen in der unteren Schichte des Volks. Die Erbitterung gegen das Militär war grenzenlos geworden, und die Nachrichten von Wien aus entzündeten eben die unteren Schichten des Volkes am meisten; jede Post brachte neue Nachrichten aus Wien durch die Zeitungen und durch die lebendigen Erzählungen angekommener Reisenden. Und doch hörte man bis jezt nirgends einen eigentlich politischen Ruf; eine Schaar, die mit einer dreifarbigen Fahne am 14. März vom Thiergarten hereingezogen kam, und Freiheit und Brüderlichkeit hochleben ließ, war vereinzelt geblieben, und nicht bloß in Masse verhaftet worden, sondern man hatte sie verhaften lassen, ohne irgend eine weitere Kundgabe.

Große Volkshaufen waren vor dem Zeughause und dem Palast des Prinzen von Preußen versammelt gewesen; mehrere Läden wurden gestürmt, um Waffen zu erhalten. Um 11 Uhr Nachts war die Ruhe soweit hergestellt, daß die Straßen leer waren. Verhaftungen wurden in großer Zahl vorgenommen.

Des andern Tags, den 16. März, hielten die Stadtverordneten eine lange Sizung. Jezt wurden für die arbeitenden Classen Reihen von Vorschlägen gemacht; die besten giengen dahin, die Staatsbehörden sollen gebeten werden, die Bauten nicht einzustellen, ihre Arbeiten nicht mehr dem Mindestfordernden zu überlassen, auch die Rechnungen gleich zu bezahlen. Der Minister des Innern ertheilte die Zusicherung, daß der Kanalbau aufgenommen und Beihilfe zu einem Heerstraßenbau bewilligt werden solle. Das war Alles.

Mitten in diesem Wogenschlag der Gefahr wiesen die Berliner Stadtverordneten den Antrag auf eine allgemeine Bürgerwehr mit 61 Stimmen gegen 31 zurück; das Anerbieten der Studenten, bei Beruhigung der Aufläufe mitzuwirken, wurde angenommen, jedoch deren bewaffnete Mitwirkung abgelehnt. Man war überzeugt, mit dem Schuzausschuß mit Stab und Binde auszureichen, und wünschte nur, daß das Militär erst dann einschreite, wenn der Schuzausschuß erkläre, sie vermögen nichts mehr, wenn der wesentliche Inhalt des

Aufruhrgesezes von 1835 vorgelesen worden, und das Militär in drei Zwischenräumen drei Signale mit Horn oder Trompete gegeben.

Unter ihnen war wenigstens Ein Mann, der weit sah und ein weites Herz für das Volk hatte. Das war Nauwerck. Noch war die goldene Brücke da, die den König vom Volke trennte; noch lag der Nimbus, der romantische Nebelschleier zwischen dem Thron und Stadt und Land: und noch dachte Niemand daran, in dieser höchsten lezten Noth, wo Verständigung über Alles gieng, diesen Bann zu lösen durch das Eine, was Noth that. Nauwerk war es endlich wieder wie schon oft. Preßfreiheit! Preßfreiheit! rief er; das ist jezt nothwendig vor Allem, daß der König die Stimme des Volkes höre. Und die Versammlung beschloß einstimmig, bei dem Könige die Preßfreiheit nochmals zu befürworten, und die Vergehen derselben einstweilen nur nach dem Landrecht bestrafen zu lassen.

Den 16. März erschien die Stadt den ganzen Tag über ruhiger als in den vorhergehenden Tagen. Tausende von Neugierigen waren auf den Straßen, wo Blut geflossen war, zu sehen. Alles hatte eine feindliche Haltung. Die inneren Schloßhöfe waren voll Truppen. Gegen Abend gestalteten sich die Anzeichen drohend. Noch war es heller Tag, und schon standen Tausende von Menschen die ganzen Linden hinab, vor der Universität und dem Palast des Prinzen von Preußen bis zum Königlichen Schlosse. Der Unmuth der Masse entlud sich in der Mißhandlung eines bekannten Bedienten des Prinzen von Preußen, und in dem Abreißen der zur Ruhe und Ordnung ermahnenden Bekanntmachung, die eben an allen Ecken angeschlagen, und gleich wieder unter Hohngeschrei abgerissen wurde. Mit Einbruch der Dunkelheit wurden alle Truppen wieder aufgestellt. Gleichzeitig mit ihnen erschienen auch die bürgerlichen Schuzbeamten, an einem weißen Stab und einer weißen Armbinde mit der gedruckten Umschrift „Schuzwache“ kenntlich, zu Hunderten, um als friedliche Vermittler der Wiederkehr der unglücklichen Vorfälle der vergangenen Abende vorzubeugen. Ein Theil der akademischen Jugend erschien gleichfalls mit Schuzbinden und Stab. Denkenderen schien das ein thörichtes Kinderspiel.

Denn überall in der Stadt fingen die Leute an, sich im Stillen, so gut sie konnten, zu bewaffnen, und auf einen blutigen Kampf vorzubereiten. Die einzelnen gewissen Nachrichten, die sich mehrten,

über die Wiener Volkserhebung, hatten so zur Nacheiferung die Studenten und das Volk gereizt, daß Viele in der Stadt glaubten, diese sowohl als die Erbitterung über das von militärischer Rohheit vergossene Bürgerblut müssen zusammen noch am Abend des 16. März einen Ausbruch hervorrufen. Dazu kam noch eine Abordnung aus den Rheinlanden, von Köln, an den König. Am 15. hatte der Kölner Gemeinderath in einer außerordentlichen Sizung Morgens beschlossen, 12 Abgeordnete nach Berlin zu senden, um dem König Vorstellung über die Lage der Stadt und der Provinz zu machen. Der Kölner allgemeine Stimme war: Es muß Licht werden zwischen dem König und dem Volk, es muß Wahrheit sein zwischen ihm und uns! Unter den Abgeordneten befand sich der berühmte Volksmann und Volksredner, der Mann, mit dem alle Herzen gewinnenden Äußern, mit der seelenvollen Stimme, mit der Redemacht der Wahrhaftigkeit, Franz Raveaux, der Liebling der Kölner.

Noch ehe die Kölner Abgeordneten in Berlin eintrafen, gieng es wie ein Lauffeuer durch die Stadt: „Die Rheinländer kommen mit bestimmten Forderungen, mit der Drohung des Abfalls von Preußen!“

Jezt endlich regte sich die bisher rathlose, in ungewisser Furcht hin und her schwankende Bürgerschaft. Die Mehrzahl war für Bürgerbewaffnung. Der Stadtverordnete Nauwerk drang mit all' der sittlichen und geistigen Macht, die ihm eigen ist und seinen Worten Nachdruck gibt, auf eine bewaffnete stehende Bürgerwehr, als etwas Unausweichliches. Sein Antrag fiel durch, er hatte 60 Stimmen gegen, nur 31 für sich. Der Oberbürgermeister, der Stadtrath hemmte noch immer; jezt die Bürger zu bewaffnen, schien ihnen immer noch zu viel, zu gefährlich. Die Nachrichten über die Umwälzung in Wien hatten auf diese vornehmen Stadtbürger einen sehr einschüchternden Eindruck gemacht. Von einer Volksbewaffnung fürchteten sie das Gleiche in Berlin. Die Furcht war stärker als der Einwand: „Wie werden Bürger, wenige Bürger, mit weißen Armbändern und Stäben die Ruhe und Ordnung in einer so großen Stadt unter solchen Massen herstellen können, da Alles schon ein so ernstes, ein so düsteres Aussehen zeigt?“ Mehr war nicht von den Vätern der Stadt zu erlangen, als der Beschluß, daß es den Schuzbeamten gestattet werde, im Nothfall auch bewaffnet zu erscheinen.

Zwei Jahre lang war dringend um die Einführung bürgerlicher Schuzbeamten, nach Art der englischen Constabler, gebeten worden, aber vergebens; erst am Morgen des 16. März hatte endlich der Minister des Innern die Erlaubniß dazu gegeben. Dazu, daß auf diese Art die Anstalt der Schuzbeamten ein erster Versuch, ohne Wurzel in der Volksvorstellung war, kam noch, daß jezt der Vorschlag, jeden Schuzausschuß auf 100 Mann zu bringen, was für die ganze Stadt 8000 Bürger ausmachte, vielen Bürgern selbst mißfiel. In sehr vielen Bezirken traten die Bürger zurück, weil sie der Meinung waren, in dieser Lage der Dinge komme eine solche Einrichtung zu spät, es müssen ihnen Waffen gegeben werden. Gegen die Weigerung der Bürger, als Schuzbeamte ihre Pflicht zu thun, gab es noch nicht, wie in England, ernste Strafmittel.

Die neue Erscheinung der Schuzbeamten sammelte, wo sie sich um 7 Uhr Abends zeigten, die Neugierigen um sich. Leichenbitter taufte sie der Berliner Wiz, ein Name böser Vorbedeutung. Die Schuzbeamten schienen sich eigentlich unter dem Schuze des Militärs zu befinden. Denn die ganze Besazung war ausgerückt. Im Schloß, in dessen Nähe, unter den Linden, stand das Fußvolk; die Reiterregimenter waren wie an den vorigen Abenden vor dem Schauspielhause aufgestellt, und entsandten von hier aus ihre Haufen zur „Säuberung" der Straßen von dem sogenannten „Pöbel." Und doch sah man in den Umgebungen des Schlosses meist eigentlich nur Spaziergänger, neugierige ehrbare Bürgersleute, theilweise selbst Personen aus der sogenannten vornehmen Welt.

Hin und wieder kamen die Schuzbeamten in's Gedränge. Es zeigte sich bald, daß diejenigen Bürger Recht gehabt hatten, die da sagten, sie würden ohne Waffen dem Volk, selbst dem Militär bloßgestellt sein. Es war der Befehl ergangen, es solle an diesem Abend schon um 8 Uhr sich Niemand mehr auf den Straßen sehen lassen. Dennoch, vielleicht eben darum, füllten sich die Straßen schon nach 7 Uhr, allerdings nur mit meist unbewaffneter Bevölkerung, an welche Volksredner Reden hielten. Vor dem Palast des Prinzen von Preußen war die größte Menschenanhäufung. Der Prinz hatte sich in alle Kasernen begeben, und den Soldaten einen neuen Eid abgenommen, dem König treu zu dienen.

Die vor dem Palast des Prinzen erschienenen Schuzbeamten

mußten in die nahe gelegene Neue Wache flüchten. Auf das wurde die Trommel gerührt, das Militär machte seine üblichen Bewegungen, und — schoß. Die Volksmasse, dicht zusammengedrängt, konnte unmöglich gleich nach gegebenem Zeichen zum Angriff schnell sich zerstreuen, und dem kaum gegebenen Zeichen folgten Hieb und Schuß. So stürzten neue Menschenopfer, theils verwundet, theils todt zusammen. Unter den Lezten ein Student, ein Kaufmann, ein vierzehnjähriges Mädchen.

Mit furchtbarem Angstgeschrei stürzten sich die am Opern- und Zeughause befindlichen Massen an der Schloßfreiheit hinunter nach der Schleusenbrücke. Die Verwirrung wurde noch vermehrt durch eine von der Jägerstraße aus anrückende Reiterpatrouille. In wenigen Minuten war das bis dahin vollkommen friedliche Aussehen der umliegenden Straßen und Pläze wie verwandelt. Überall verwirrtes Geschrei, durcheinander laufende Menschen, Gruppen an den Straßenecken. Mit den Bahnzügen von Halle, Leipzig und Breslau waren an diesem Abend viele Studenten herübergekommen, vielleicht angelockt durch das seit mehreren Tagen umlaufende Gerücht, daß es am Donnerstag in Berlin losgehen werde. Man sah ungewöhnlich viel schwarz-roth-goldene, sogar einzelne französische Kokarden. Gegen 9 Uhr lag derjenige Stadttheil, welcher das Schloß und die Linden sowie die angrenzenden Straßen umfaßt, wie in der Ruhe eines Friedhofs. Im Volk aber war die Erbitterung um so größer, als das Gerücht verbreitet wurde, daß an diesem Abend sogar das Geschüz hätte gebraucht werden sollen, und daß dieß nur unterblieben sei, weil die bürgerlichen Artillerieofficiere ihre Dienste verweigert haben. Ausser mit Ziegeln und Steinen, leistete das Volk auch heute wieder keinen Widerstand. Das Verdienst der an diesem Abend so schnell mit Blutvergießen hergestellten Ruhe, schrieben die gutdenkenden Bürger sich zu, sie meinten, die weißen Stäbchen und Bänder haben es gethan.

Schon nach 6 Uhr Abends war der Staatsrath in der größten Eile zu dem König gerufen worden. Man wußte jezt amtlich das Nähere von Wien. Man wußte, Metternich war nur durch eine Volksbewegung gefallen, durch Nichts als eine Volksbewegung. Selbst die Hauptträger des bisherigen politischen Systems in Preußen fingen an zu fühlen, daß jezt der aufrichtige Uebergang zur parla-

mentarischen Regierung unvermeidlich geworden sei. Die allgemeine preußische Zeitung, der anerkannte Ausdruck der Regierungsansichten, schlug über Nacht um. Es zeigte sich auch hier, wie anderswo, die gleiche Unsittlichkeit des Denkens und Handelns. Noch am Tag zuvor hatte diese Zeitung die tiefsten Sympathieen für den Hohenpriester der absoluten Fürstengewalt und des Stillstandes, für Metternich, breit ausgelegt. Und Tags darauf, am 17. März, hatte sie das Alles vergessen. Troz dem, daß Metternich's Worte über ein Vierteljahrhundert als Orakel zu Berlin gegolten hatten, ließ jezt die allgemeine preußische Regierungszeitung Zufriedenheit darüber durchblicken, daß Wien fortan nicht mehr als ein absoluter Hemmschuh sich jeder Vorbewegung in Deutschland anhängen werde. Und die Ergebnisse der Sizung des Staatsraths waren, daß nicht nur der Antrag Nauwerks auf Preßfreiheit Eingang fand, sondern auch die alsbaldige Zusammenberufung des Landtags auf den 2. April entschieden wurde. In der Regierung selbst sprach man jezt davon, daß eine Veränderung des bisher befolgten allgemeinen politischen Systems unabweisbar sei, und daß man damit entweder sofort dem Landtag bei dessen Eröffnung entgegenzutreten, oder demselben die ersten Anträge für diesen Zweck zu überlassen habe.

In den Kreisen, in welchen man die politischen Dinge mit Einsicht betrachtete, sprach man sich unumwunden dahin aus, da das bisherige System jezt als unzweckmäßig anerkannt sei und der Stand der öffentlichen Meinung einen Wechsel nöthig mache, so müssen nach einem alten politischen Grundsaz gleich bei dem Systemswechsel auch die wesentlichen Träger dieses Systems sich vom Ruder zurückziehen und in den Hintergrund treten. Am Hof aber und im Ministerium zog man diese Nuzanwendung noch nicht.

Am 17. März wurde, die Presse freizugeben, nach langem Widerstand von dem Ministerium beschlossen und vom König unterzeichnet. Die Censur wurde sofort aufgehoben; Preßvergehen sollten bis zur Feststellung eines angemessenen besondern Gesezes nach den Landesgesezen bestraft werden.

Den Widerstand zu brechen, mußte erst Manches noch zusammenwirken. An diesem Tag war die flüchtige Fürstin Metternich im Elend in Berlin eingetroffen, der verjagte, von der Volksrache verfehmte Fürst wurde hinter ihr drein erwartet — eine augenfällige

Mahnung, dem Volk seine gerechten Wünsche nicht zu spät anzuerkennen. Die Abgeordneten von Köln gaben die Gewißheit, daß die Fortdauer des Königthums in den Rheinlanden gefährdet sei, falls nicht auf der breitesten Grundlage beruhende freisinnigste Aenderungen im Staatswesen sofort verwilligt werden. Der Oberpräsident Eichmann war zugleich für sich vom Rhein gekommen; er bestätigte dem König, daß zu fürchten sei, die Rheinlande möchten sich, wenn man ihnen nicht genüge, für unabhängig erklären und den Beistand Frankreichs anrufen. Das Gerücht, daß man am Rhein Freiheitsbäume aufgepflanzt, hatte zuvor schon am Hof Eindruck gemacht. Ebenso war eine Abordnung von der Mosel, aus Trier, angelangt, noch entschiedener auftretend. Sie wollte dem Herrscher, wenn sie für die Mosellande einstehen solle, nur sehr kurze Besinnzeit lassen. Jezt gingen auch in der Berliner Bevölkerung die ersten Blüthen des politischen Geistes auf. Obgleich der eigentliche Bürger sich der thätlichen Kundgabe bisher ganz enthalten hatte, so fühlte sich doch auf einmal Alles in einem ungekannten aufgeregten Zustand, in einem Frühlingsdrang und Treiben. Und schon am Mittag des 17. hatten sich von den 30,000 Bürgern Berlins zwar einige Tausend verstanden, unbewaffnet zwischen Volk und Militär zu treten, aber 6000 Bürger hatten sich auch zugleich entschlossen, sich andern Tages zum König zu begeben und von ihm, um nicht hinter den Rheinländern zurückzubleiben, die Freilassung der Presse, die Volksbewaffnung und die alsbaldige Einberufung des Landtags zu fordern. Die Bürger hofften, die Aristokraten fürchteten, den 6000 dürften sich auch noch die übrigen 24,000 anschließen. Einer solchen Wallfahrt zum Schloß glaubte man auf Seiten der Regierung vorbeugen zu sollen.

Zudem erklärten sich schon Einzelne auf dieser Seite für das Volk, solche, welche Unbefangenheit und Verstand genug hatten, die nächste Zukunft vorauszusehen. Aus der Landschaft Posen, aus Magdeburg und Erfurt kamen Nachrichten von großer Aufregung, von theilweiser Verbrüderung des Militärs mit dem Volk. In Breslau hieß es, habe sich das Volk in den Besitz der Stadt gebracht, und es wetterleuchtete revolutionär.

Im Angesicht dieser Dinge, dieser Befürchtungen, dieser Thatsachen und dieser durch die Luft gehenden Gerüchte und Electricität beschloß man am Berliner Hof, zu dem bösen Spiel vorerst eine gute

Miene zu machen. Zwar sagte man sich: Der Aufstand in der Stadt ist unterdrückt! Die schon zuvor ansehnliche Besazung ist durch die aus Potsdam, Frankfurt a. d. O. und Stettin herbeigezogene Verstärkung von 10,000 Mann stark genug! Aber als Abends es wieder anfing, in den Straßen vom Volk zu wogen, hielt man, so schien es, doch für gerathener, für jezt gütlich zu gehen. So hatte man auch gegen Diejenigen, welche man als die Leiter der Volksbewegung bezeichnete, schon am Abend des 16. und am Morgen des 17. die Verhaftsbefehle unterzeichnet, aber man hielt nicht für gut, sie jezt schon in Ausführung zu bringen. Wie gewöhnlich, war die Polizei viel zu pfiffig, als daß sie, wie es die einfache Wahrheit war, glaubte, daß die Aufläufe der lezten Tage ohne eine Spur von Leitung und Zusammenhang waren; die Polizei verfolgte sehr sorgfältig die Spuren derselben und rühmte sich, Aussicht zu haben auf die Anfänge derselben, das heißt, auf die vorbereitenden und leitenden Potenzen zu treffen oder zu gelangen.

Der König, der Prinz von Preußen, die Minister des Königs, stellten sich inzwischen als Männer des Fortschritts dar, sie pflanzten öffentlich in einer Bekanntmachung die deutsche nationale Fahne auf.

Die Geschichte bewahrt auch dieses Actenstück. „Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden, König von Preußen ꝛc. ꝛc., sprach der König am 18. Morgens zu seinem Volk: Als Wir am 14. d. M. Unsere getreuen Stände zum 27. April d. J. beriefen, um vereint mit ihnen diejenigen Maßregeln zu beschließen, welche die, Unseren deutschen Bundesgenossen vorzuschlagende Regeneration Deutschlands auch für Preußen nothwendig bedingen, konnten Wir nicht ahnen, daß in denselben Stunden große Ereignisse in Wien einerseits die Ausführung Unserer Vorschläge wesentlich erleichtern, andererseits aber auch die Beschleunigung ihrer Ausführung unerläßlich machen würden.

Jezt, nach jenem wichtigen Ereigniß, finden Wir Uns vor Allem bewogen, nicht allein vor Preußens, sondern vor Deutschlands — so es Gottes Wille ist — bald innigst vereintem Volke laut und unumwunden auszusprechen, welche die Vorschläge sind, die Wir Unseren deutschen Bundesgenossen zu machen beschlossen haben.

Vor Allem verlangen Wir, daß Deutschland aus einem Staatenbund in einen Bundesstaat verwandelt werde. Wir erkennen an, daß dies eine Reorganisation der Bundesverfassung voraussetzt, welche

nur im Vereine der Fürsten mit dem Volke ausgeführt werden kann, daß demnach eine vorläufige Bundesrepräsentation aus den Ständen aller deutschen Länder gebildet und unverzüglich berufen werden muß. — Wir erkennen an, daß eine solche Bundesrepräsentation eine constitutionelle Verfassung aller deutschen Länder nothwendig erheische, damit die Mitglieder jener Repräsentation ebenbürtig neben einander sizen.

Wir verlangen eine allgemeine deutsche Wehrverfassung und werden beantragen, solche im Wesentlichen derjenigen nachzubilden, unter welcher Unsere — Preußens Heere — in den Freiheitskriegen unverwelkliche Lorbeeren sich errangen. Wir verlangen, daß das deutsche Heer unter einem Bundesbanner vereinigt werde, und hoffen, einen Bundesfeldherrn an seiner Spitze zu sehen. Wir verlangen eine deutsche Bundesflagge und hoffen, daß in nicht zu langer Frist eine deutsche Flotte dem deutschen Namen auf nahen und fernen Meeren Achtung verschaffen werde.

Wir verlangen ein deutsches Bundesgericht zur Schlichtung aller Streitigkeiten staatsrechtlichen Ursprungs zwischen den Fürsten und Ständen, wie auch zwischen den verschiedenen deutschen Regierungen.

Wir verlangen ein allgemeines deutsches Heimathsrecht und volle Freizügigkeit in dem gesammten deutschen Vaterlande.

Wir verlangen, daß fortan keine Zollschranke mehr den Verkehr auf deutschem Boden hemme und den Gewerbefleiß seiner Bewohner lähme; Wir verlangen also einen allgemeinen deutschen Zollverein, in welchem gleiches Maß und Gewicht, gleicher Münzfuß, ein gleiches deutsches Handelsrecht auch das Band materieller Vereinigung bald um so fester schließen möge.

Wir schlagen vor Preßfreiheit mit gleichen Garantien gegen deren Mißbrauch für das gesammte deutsche Vaterland.

Das sind Unsere Vorschläge, Unsere Wünsche, deren Verwirklichung Wir mit allen Unseren Kräften zu erstreben suchen werden. Mit stolzem Vertrauen rechnen Wir dabei auf die bereiteste Mitwirkung Unserer deutschen Bundesgenossen und des gesammten deutschen Volkes, welches Wir mit Freuden durch Einverleibung Unserer nicht zum Bunde gehörigen Provinzen in den Bund verstärken werden, wenn, wie wir voraussetzen, deren berufene Vertreter diesen Wunsch theilen und der Bund sie aufzunehmen bereit ist.

Wir geben der freudigen Hoffnung Raum, daß die Ausführung Unserer Absichten, ja, daß schon deren Anbahnung die Spannung heben wird, die jezt zu Unserem großen Schmerze das deutsche Vaterland erfüllt, die Verkehr und Gewerbe lähmt, es spaltet, die es zu zerreißen droht, — ja, Wir hoffen, daß jene Maßregeln Deutschland in sich stark, nach außen geachtet machen werden, damit in seinen vereinigten Kräften Europa die sicherste Gewähr eines dauernden, gesegneten Friedens finden möge.

Damit aber die Erfüllung Unserer Absichten am wenigsten in Unseren Staaten Zögerung und Hinderniß finden könne, damit Wir desto eher diejenigen Vorschläge zu entwickeln im Stande sind, welche Wir für die Verfassung Unserer Staaten nöthig erachten, haben Wir beschlossen, die Berufung des Vereinigten Landtages zu beschleunigen und beauftragen das Staatsministerium, diese Einberufung auf Sonntag den 2. April d. J. zu bewirken."

Und diese Acte hatten unterzeichnet: Der König Friedrich Wilhelm, der Prinz von Preußen; die sämmtlichen Minister: Mühler, v. Rother, Eichhorn, v. Thile, v. Savigny, v. Bodelschwingh, Graf zu Stollberg, Uhden, Frhr. v. Canitz, v. Düesberg, v. Rohr.

Am Abend des 17. war Alles ruhig geblieben, troz dem Wogen der Massen durch die Straßen der Stadt, und mehr als 2000 Schuzbeamte waren zu sehen; die Ruhe war ihr Werk, so sagten sie sich selbst, so sagten die Behörden. Die viertägige Aufregung hat die Bevölkerung erschöpft, sagten die Politiker. Es ist die Ruhe des Feuerbergs vor dem Ausbruch! dachten Andere für sich. Wer das Auge offen hatte, und noch mehr sah, als was auf den öffentlichen Pläzen und Straßen vorging, der wußte, daß in Folge der Erlebnisse der lezten Abende man auf vielen Seiten in der Stadt sich zum Kampfe rüstete, die Meisten ohne klare Anschauung der Verhältnisse, nur aus einem dunkeln Gefühl, das ihnen sagte, daß der Kampf bevorstehe.

Ehe am 18. März — es war der Sonnabend — die Entschließungen des Königs und des Ministeriums, die sie am 17. Abends gefaßt hatten, in der Stadt bekannt wurden, war Berlin in großer Bewegung. Es war Morgen. Ein langer Zug des Volkes begab sich aus einer Versammlung nach dem Sizungssaal der Stadtverordneten,

um diesen seine Reformforderungen, namentlich die auf Entfernung der Minister vorzutragen. An diesem Morgen hatten die Rheinländer zum zweitenmal beim König Gehör. Der König gewährte Alles, was sie verlangten. Mit ihnen waren Abgeordnete der Berliner Stadtverordneten zugleich im Schloß gewesen. Diese konnten bereits um 1 Uhr den Stadtverordneten und der versammelten Menge die Gewährung des Königs melden. Die Stadtverordneten und die Schuzbeamten hatten eine allgemeine Versammlung der Bürger auf dem Schloßplaz auf 2 Uhr Nachmittags ansagen lassen; es gereuete sie aber bald die Lawine in Bewegung gesezt zu haben; sie waren deßwegen schon um 1 Uhr zum König gegangen, und kamen, noch ehe die Bürger und Arbeiter ganz beisammen waren, mit den königlichen Zugeständnissen herunter. Sie waren es, welche die Lebehochs auf den König veranlaßten. Es waren wohl Solche da, meist Leute aus den gebildeten Ständen, die sich mit dem Gegebenen keineswegs begnügten, und unter Manchem, vor allen Dingen, Volksbewaffnung und Aenderung des Ministeriums. Die Mehrheit der Bevölkerung war aber nicht so weit im politischen Blick und Takt.

Die Nachricht verbreitete fast allgemeinen Jubel durch die ganze Stadt, der ungeheuer schon auf dem Schloßplaz war, wo den dort harrenden Tausenden die Kunde zuerst wurde. Die Presse ist frei, die Verfassung erhält eine gänzlich freisinnige Umgestaltung, ein liberaler Aufruf an das Volk, der die weiteren Zugeständnisse verkünden wird, ist so eben in die Druckerei gegangen! Dies und Ähnliches rief Einer dem Andern zu, und der Jubel wuchs mit den wachsenden Menschenströmen, die aus allen Straßen nach dem Schloß sich ergossen; denn königliche und städtische Beamte trugen wie Herolde die Zugeständnisse herum, und die Lebehochs riefen Alles aus den Häusern. Da müssen wir auch dabei sein! hieß es in den entferntesten Theilen der Stadt. Bis 2 Uhr Nachmittags, zu welcher Zeit schon die gedruckten Zusicherungen vertheilt wurden, hatte der Jubel vor dem Schlosse fortgedauert. So begrüßt von den treuen Herzen seines Volkes, das, bei Weitem der größten Mehrheit nach, kein Verlangen über diese königlichen Freiheitsgeschenke hinaus hatte, erschien der König auf dem Schloßbalkon mit entblöstem Haupt. Er konnte nicht zum Worte kommen vor dem schallenden Hoch, er mußte seinen Dank freundlich nur mit der Hand zuwinken. Als der

Jubel nicht enden wollte, trat nach dem König der Minister von Bodelschwingh auf denselben Balkon.

Das machte einen schmerzlichen Eindruck, noch mehr, daß er das Volk aufforderte, nach Hause zu gehen.

Warum will man dem Volk — so grollte Mancher — nicht einen Augenblick freien Jubels gönnen? Hat es nicht lange genug seinen Schmerz und seinen Ärger gewaltsam in sich zurückdrängen müssen? Will der Minister eines jezt glücklich überwundenen Systems noch zum Leztenmal herrisch befehlen?

Gerade das künstlich verbreitete Gerücht, das seit 2 Stunden lief und geglaubt wurde, von dem Wechsel der Minister, namentlich von der Entlassung des volkswiderwärtigen Bodelschwingh, hatte die Freude vermehrt, die zuvor bitter aufgeregten Gemüther mitberuhigt.

Die Ermahnung des Ministers zum Nachhausegehen hatte bei den unten im Schloßportal befindlichen Offizieren Anklang gefunden; es mischten sich mehrere derselben unter das Volk und wiederholten die Aufforderung, nicht ohne einige unvorsichtige, das Volk verlezende Aeußerungen. Diese gaben Veranlassung, einen Offizier vom Kaiser-Franz-Regiment mit Gewalt in's Schloßportal zurückzudrängen, und während das in den Schloßhöfen befindliche Militär eine kriegerische Stellung einnahm, erscholl aus dem Volk der ziemlich allgemeine Ruf: Zurück mit dem Militär, fort mit ihm! Der König vertraue sich seinen Bürgern an! Graf von Arnim berichtete dem König dieses Verlangen des Volkes, das in der Zurückziehung des Militärs die Bürgschaft der hohen Versprechungen sah. Einzelne aus dem Volk hatten ihn darum gebeten, mit der Zusicherung, es werden Alle beruhigt nach Hause gehen, sobald die Zusage des Abzugs von dem Militär erfolge. Der Graf ging mit einem Bürger durch das Militär in das Schloß. Ehe er zurückkehrte, fielen zwei Schüsse.

Sie kamen aus dem Schloßhof und gingen über die Köpfe des Volkes nach der Breitenstraße zu. Hinten stob das Volk auseinander mit dem Ruf: „Wir sind verrathen!“ An die Vordern trat sogleich ein Offizier heran .und sagte, es seien zufällig zwei Gewehre losgegangen, jedoch in die Luft, es könne kein Schaden geschehen sein. Die Versammelten wurden, so aufgeregt sie waren, wieder ruhig. Aus dem Schlosse kam, nach der einen Erzählung, kein Bescheid, nach der andern, ein Bescheid, der dahin lautete: Ein unehrenvoller

Rückzug der Truppen könne nicht ernsthaft verlangt werden. Die Meisten der auf dem Plaz Versammelten erfuhren nur im Allgemeinen, der Wegzug des Militärs sei abgeschlagen. Die Verwirrung wurde groß. Julius Kurtius, einer der Redacteure der Haude- und Spener'schen Zeitung, trat an den Generalmajor von Möllendorf, der zu Pferd vor dem Portal hielt, in diesem Augenblick heran, umfaßte seine Kniee und flehte ihn an, als guter märkischer Edelmann kein Unglück über Berlin zu bringen, und die von einem Zusammenstoß zwischen Militär und Volk drohende Gefahr zu verhüten. Der General antwortete, so viel an ihm sei, solle dieß sicher geschehen; zurückgehen können aber die Truppen nicht. Fernerstehende, welche diesen Auftritt ansahen, mißverstanden ihn als einen „Angriff," ein thätliches Sichvergreifen „wohlgekleideter Männer" an dem General. Das Militär drang etwas vor. Die vom Volk entfernten sich, der Schloßbrücke zu; zulezt gingen, Hand in Hand, die Schuzbeamten.

Plözlich erschien ein Herr mit dem Extrablatt der allgemeinen preußischen Zeitung, das die Zusagen des Königs enthielt. Er wurde auf einen Wagen gestellt, der unweit der langen Brücke hielt, und las vor. Seine Stimme war zu schwach. Junge Männer des Handwerkervereins hoben ihren Lehrer, Julius Kurtius, auf den Wagen. Der las mit lauter, weithin hörbarer Stimme. Jeder Saz wurde mit Jubel, mit Lebehochs auf den König aufgenommen, und die Hüte wurden freudig geschwenkt. Bei den Worten, daß die Presse frei sei, wurde der Jubel über alle Maßen groß, unendlich. Es kam noch ein Herr zu Pferde, welcher dasselbe Actenstück in Händen hielt. Kurtius las weiter, die Stimmung des Volkes war die allerbeste; die Berliner, ein bis zur Stunde politisch wenig bewußtes Völkchen, an's Kommando gewöhnt, dankbarst für die Brosamen der Gnade, — diese Berliner, so voll von anerzogener ehrfurchtsvoller Liebe gegen den König, daß sie sich vor Kurzem „den beschränkten Unterthanenverstand" hatten in's Gesicht schleudern lassen — diese Berliner waren mehr als vergnügt und dankvoll über das königliche Patent vom 18. März.

Plözlich wurde, ganz in der Nähe des Generals von Möllendorf, von den Dragonern eingehauen. Am Rande des Plazes, bei der Stechbahn, entwickelte sich Reiterei. Dort stürzt Alles durcheinander und sucht zu fliehen. Bei der Brücke, in der Meinung, es sei wohl wieder ein Mißverständniß, und mit wieder gewonnener halber

Ruhe, las Kurtius das Patent weiter. Da wurde ihm zugerufen: „Es wird geschossen, es wird auf Sie angelegt!“ Alles eilte über die lange Brücke. Es war gegen halb 4 Uhr Abends.

Ohne daß ein Zeichen zum Angriff gegeben war, hatten die Dragoner einen Ausfall auf das Volk gemacht. Das Volk war vielleicht wegen der Dichtheit der Massen in der Unmöglichkeit augenblicklichen Weichens; vielleicht daß die rückwärts flüchten Wollenden unwillkührlich von dem Menschenknäuel, der feststand, wieder vorwärts gedrängt wurden; vielleicht daß wirklich das Volk im Zorn über den Anfall der Reiterschwadron auf diese sich vorwärts stürzte, und sie einen Augenblick zurückwarf. Thatsache ist in diesem bis jezt unaufgehellten Dunkel, daß unmittelbar darauf von der Reiterei im Schloß mit scharfen Hieben eingehauen, und von dem Fußvolk, das in den Schloßportalen stand, zugleich eine Salve den Fliehenden nachgesandt wurde; mehrere stürzten tödtlich getroffen. Thatsache ist, daß zuvor schon die entsprechenden Befehle zum Anrücken in die verschiedenen Kasernen abgegangen waren; und die Verwirrung des Volkes wurde um so größer, als bereits die Dragoner durch die Jägerstraße im Trab anritten, und auf die sich drängende Menge einhieben. Ein Einschreiten der bürgerlichen Schuzbeamten war nicht vorangegangen; diese waren eben so gefährdet, wie die übrige Menge. Daß die sich zum Schloß herandrängenden und schiebenden Menschenmassen einen Angriff auf das Schloß beabsichtigen — dieser Wahn durchzuckte vielleicht einen Augenblick den Kopf eines von denen, die zu befehlen hatten. Ja, dieser Wahn, daß es so kommen könnte oder werde, scheint während der ganzen Woche in gewissen Köpfen geherrscht zu haben; daher die förmliche Bespickung des Schlosses mit Truppen und Kanonen, so daß dessen Höfe das Schauspiel eines Feldlagers darboten. Oder sollte wohl die wahre, die ganze Erklärung des nachher sogenannten „unseligen Mißverständnisses“ in der verbürgten Thatsache liegen, daß um ihre Ruhe gebrachte, von der Gassenjugend geneckte Soldaten schon Tags zuvor erbittert geäußert hatten: „Wenn sie die Hunde unter ihre Klinge kriegten, wollten sie es sie schon fühlen lassen.“ — ?? Das trat wie ein Verhängniß in den Jubel des Volks hinein. Die Scene war verwandelt.

Die große Freude des Volkes brauchte zum Uebergang in die größte Erbitterung, in Wuth nur einen Augenblick. Verrath! Ver-

rath! Waffen! Zu den Waffen! Von diesem Ruf war im Nu ein großer Theil der Stadt voll; denn wie ein Bliz zuckte die Kunde von dem Angriff des Militärs, von Gefallenen aus dem Volke, durch die Straßen. In zehn Minuten stand die Barrikade in der Königsstraße, an der Poststrassenecke; und bald zischten die ersten Kartätschen die Königsstraße herab.

Die Menge löste sich voll Angst und Wuth allmählig auf; an die Stelle der Menge traten die Kämpfer des Volkes, die schlossen sich fest zusammen, und der Krieg zwischen Volk und Militär begann. Es war ein ungleicher Kampf; hier uneingeübte, oft blutjunge Leute, vom Zufall zusammengewürfelt, meist waffenlos; dort ein Heer geübter Truppen, planvoll vertheilt und geleitet. Die Truppen waren überdieß durch die vieltägige Unruhe und Strapaze auf's Höchste gegen das Volk erbittert. Der Arbeiter, der Bürger mußte sich erst nach und nach Waffen erobern; er hatte nur Handwerksgeräthe, Pflastersteine, Dachziegel im Anfang, aber bald hatte ein kleiner Theil sich Schußwaffen erstürmt; alle Waffenläden wurden erbrochen, Wachthäuser überfallen, die Wachtmannschaften entwaffnet, und auch das Volk schoß. Der Kampf war schwerer als in Paris. Dort hatte das Volk von Anfang Waffen; dort wurde nicht vom Militär mit Kanonen und Kartätschen auf's Volk geschossen. Der eigentliche Kampf begann um halb 4 Uhr an der Ecke der Oberwall- und Jägerstraße. Eine Barrikade, welche das Eckhaus, worin sich die Zeitungshalle befindet, mit dem gegenüber liegenden Eckhause verband, wurde in Eile und mit unerwarteter Geschicklichkeit aufgeführt, indem man zwei Droschken und eine Kutsche, welche die darin Sizenden freudig hergaben, niederwarf, dazu das Schilderhaus vom Bankgebäude, die Brücken von den Rinnsteinen, Fässer und Steine in die Lücken stopfte, das Straßenpflaster aufriß. Eine zweite Barrikade entstand eben so schnell an der Ecke der Werderstraße, dem Gouvernementshause gegenüber. Die Barrikaden wuchsen aus dem Boden, von Straße zu Straße. In mancher Straße zählte man zehn und mehr Barrikaden. In der Friedrichsstraße, in der Leipzigerstraße und in der Königsstraße waren die Stärksten. Auch die Nebenstraßen waren verbarrikadirt. Im Ganzen zählte man nachher über vierhundert Barrikaden. Sie waren sehr verschieden, je nach den Talenten der Erbauer und dem vorhandenen Material. In der

Kochstraße, wo man sich Zeit dazu genommen hatte, waren die Barrikaden so vollständig feldmäßige schnurgerade Brustwehren, aus Erde und Steinen, daß Pionniere sagten, die sind von kundigen Händen gemacht. Von den Thürmen heulten die Sturmglocken, von nervigten Armen des Volks angeschlagen. Die Posten in der Nachbarschaft waren im Nu entwaffnet. Ein Soldat wurde während des Ringens um sein Gewehr getödtet. Offiziere wurden von den Pferden gerissen. Die einzelnen Soldaten, welche schossen, waren verloren. Auf die Dächer der Häuser wurden Steine getragen. Durch Steinwürfe wurden die Dragoner in der Jägerstraße vertrieben. Gleich darauf erschien von der andern Seite her eine Abtheilung Fußvolk. Ein heftiges Feuer wurde zuerst gegen das Eckhaus der Werderstraße, ein Gasthaus, gerichtet, dann gegen die folgenden Häuser. In der Zeitungshalle wurde ein braver Bürger erschossen. Einen Stock höher trat ein Dienstmädchen mit den Worten: „Seinem Schicksal kann man nun einmal nicht entgehen!" an's Fenster; sie sank unter Schüssen todt zu Boden, ohne Laut wie der Erstere. Da die Vertheidiger keine Schußwaffen hatten, so konnte der Widerstand aus den Häusern nur so lange fortgeführt werden, als auf den Dächern die Pflastersteine, die Dachziegel, Sparren, Balken und Ofenstücke ausreichten. Die Häuser wurden von den Truppen genommen, die Steinschüzen vom Dache der Zeitungshalle retteten sich durch Flucht über die Dächer.

Um 4 Uhr war die Kunde von dem auf das Volk geschehenen Angriff in das Universitätsgebäude gedrungen. Es war eben eine allgemeine Versammlung der Studenten. Ein allgemeines Entsezen, gemischt mit der Erbitterung über die fehlgeschlagenen Hoffnungen, ergriff die jungen Gemüther. Schon Tags vorher hatten einige Studenten sich bewaffnet. Jezt erfolgte allgemeine Bewaffnung. Schwerdt, Pistolen, Büchsen wurden zur Hand genommen; Hut, Müze und Kleid mit den deutschen Farben geschmückt. Diese rege Jugend that Wunder der Tapferkeit, sie bewahrte durchweg eine edle Haltung, und sorgte in der Verwirrung möglichst für Ordnung. Oft sah man in diesen heißen Stunden, in Mitten des Kampfes, Studierende der Universität, der Kunstacademie, der Bauschule und Andere, Anordnungen machen, förmliche Schlachtenpläne entwerfen; ein Student soll es gewesen sein, der den Operationsplan für verschiedene Barri-

faden einem Andern, der mit Bleistift blizschnell nachschrieb, zu dictirte, und fernere Anordnungen machte, was anderweitig zu geschehen habe. Die Studenten schienen von da an gleichsam die Führer der Bewegung.

Die Anfangs roh und leicht aufgerichteten Barrikaden wurden durch das Ausbrechen der Granitplatten aus den Trottoirs, durch alle möglichen herbeigeschafften Schuzmittel, namentlich durch dahintergezogene Gräben und aufgehäufte Mehlsäcke, durch welche die Kugeln matt wurden, zu künstlichen Befestigungen erweitert. Bald wehte auf den meisten die rothe oder die schwarz-roth-goldene Fahne. In einer halben Stunde war der Verkehr mit Wagen und Fuhrwerken überall gesperrt, die Hausthüren wurden durchgängig offen gehalten, die Privatleute gaben oder mußten geben, was sie ausser dem Selbstgebrauch an Waffen vorräthig hatten; auf den Straßen wie in den Häusern wurden Kugeln gegossen. Die ganze Stadt war in ein Kriegslager verwandelt. Von Seiten des Militärs wurden alle Kräfte entwickelt. Um sie anzufeuern, wurde den Soldaten Branntwein verabreicht, aber Branntwein für drei Tage auf einmal. In wüstem Rausch giengen die Rotten des Fußvolks, die Schwadronen der Reiterei vor. Weder von der Seite des Volks, noch von der des Militärs wurde eine Verständigung versucht. Alles gieng zum Angriff über; ein schrecklicher Kampf begann; ein Kampf beispielloser Erbitterung zwischen Söhnen eines Vaterlandes.

Mit geringen Unterbrechungen dröhnte der Donner des schweren Geschüzes und der Gewehrsalven durch die sonst friedlichen Straßen, von den Vertheidigern der Barrikaden, Bürgern, Studenten, und Arbeitern, aus Büchsen und Pistolen erwiedert, von den Dächern herab mit Steinen, mit Glas und Holz. Ein Student rief mit andern jungen Leuten die Arbeiter der Borsig'schen Maschinenfabrik zur Hülfe. Draussen vor dem Thor erschienen diese jungen Leute, welche Hülfe suchten in dem Augenblick, als bespannte Militärgeschüze nach der Stadt eilten. Die Arbeiter schwankten, der Besizer der Fabrik mahnte sie ab. Da versuchten die jungen Leute die Stränge der Pferde zu kappen, um die Kanonen aufzuhalten. Eine Wendung, eine Salve mit Kartätschen und neun Mann vom Volk stürzten. Jezt waren die Arbeiter nicht länger zu halten, sie eroberten die Kanonen, bewaffneten sich mit Eisenstangen und zogen in den Kampf.

Es war eine allgemeine, eine furchtbare Erbitterung, eine unerhörte Todesverachtung im Volke. Kinder und Weiber fochten mit, trugen bei, pflegten die Verwundeten. Die Studenten sorgten für Lebensmittel, Tabak und Cigarren ihrer heldenmüthigen Mitkämpfer, und wo ihnen diese Gaben nicht bereitwillig entgegengebracht wurden, da bezahlten sie unverkürzt. Manche Frau, manches Mädchen sah man mit den Waffen in der Hand, einzelne in Mannskleidern, voll Begeisterung am Kampfe Theil nehmen. Ein Mädchen, dem der Geliebte an einem der früheren Tage getödtet worden war, erschoß einen Dragoneroffizier. Wo die Frauen so heldenmüthig waren, konnte kein Mann zurückbleiben. Knaben von zwölf bis sechszehn Jahren waren in Menge beim Kampfe thätig. Einem Knaben von vierzehn Jahren wurde hinter einer Barrikade der linke Oberarm zerschossen, ohne daß er in seinem Eifer es irgendwie bemerkte, und als in Folge der Vernachlässigung der Wunde die Abnahme des Arms nothwendig wurde, unterzog er sich derselben ohne einen Schmerzenslaut. Ein andrer gleichen Alters fiel auf der Barrikade; er hielt noch als Leiche den Säbel krampfhaft in der Hand, so daß er nicht ohne Mühe herauszunehmen war. Bei dem Kampf an der Wilhelmsstraße stand ein Knabe von kaum neun Jahren unter den pfeifenden Kugeln, und wehrte mit andern durch fortwährende Steinwürfe dem Herannahen eines Reiteroffiziers, der sich zulezt zurückziehen mußte. Wie eine Mauer stellten sich die Kämpfer des Volkes dem Kugelregen entgegen. An der Ecke der Weberstraße sah man Männer, kaum mit Beilen und Knitteln bewaffnet, ganze Rotten des 8. Infanterie-Regiments aufhalten, gegen ihren Andrang ihren Stand behaupten, ja sie entwaffnen. Es war, als ob in der Begeisterung einzelne Bürger geradezu den Heldentod suchten.

Ein großer riesiger Mann sprang hinter einer Barrikade, welche wegen Mangels an Schießgewehr hart bedroht war, hervor, und schlug den zugführenden Lieutenant mit einem an einer langen Stange befindlichen Hacken nieder. Dann fiel er, von einem ganzen Pelotonfeuer zerschmettert, vor der Barrikade. Ein Anderer, man sagt, ein Pole, sprang mit einem Degen bewaffnet hinter einer Barrikade hervor, und spaltete einem Offizier den Kopf. Er erhielt einen Stich in den Arm, der ihm das Fleisch herunterriß. Mit diesem Arm tödtete er noch zwei Soldaten, dann fiel er mit zerschmettertem Hirnschädel nieder. Ein

polnischer Edelmann, der an der Barrikade der Taubenstraße kämpfte, richtete den Angriff seiner Schußwaffen hauptsächlich auf die Offiziere, deren er drei tödtete. Als er selbst tödtlich getroffen niedersank, rief er einem neben ihm kämpfenden Studenten zu: „Sorgt für Polens Freiheit!“ Bei der Barrikade am Eingang der neuen Königstraße hatte ein sehr junger Mann hinter einem Schießloch seinen Stand und schoß mit einer Flinte thätigst hervor. Während er, am Fuße verwundet, sich verbinden ließ, blieb er, der Schmerzen ungeachtet, ruhig auf seinem Stand, und schoß fort, nach wie vor.

Schon waren, bis in die äußersten Vorstädte, alle Straßeneingänge in kleine Festungen verwandelt; alle Dächer der Eckhäuser, welche den Barrikaden zu Stüzpunkten dienten, abgedeckt und von Männern aus dem Volke besezt, welche sich vorbereiteten, die heranziehenden Truppen mit einem Steinhagel zu empfangen. Auf jedem dieser Häuser wurde die schwarz-roth-gelbe Fahne des deutschen Reiches aufgepflanzt, und von dem Volke mit dem Jubelruf: „Es lebe die Freiheit!“ begrüßt. Von Zeit zu Zeit erschienen junge bewaffnete Männer, meist Studenten, um die Barrikaden zu besichtigen, der Menge Verhaltungsvorschriften zu geben, oder sie nach andern Punkten des Aufstandes zu leiten.

Die buntgemischten Haufen folgten willig diesen Anweisungen und eilten mit den Führern auf den blutigen Schauplaz des mörderischen Kampfes. Die meisten Häuser öffneten die Thüren, um dem Volke Waffen, Munition, Barrikadenmaterial einzuhändigen. War und blieb wo eine Hausthüre geschlossen, so mußte geöffnet werden, auf des Volkes Befehl, bei Todesstrafe. Heilig war das Eigenthum. Auch bei den untersten Volksklassen war das Ehrgefühl gehoben.

Die Pelotonfeuer krachten unter Trommelwirbel, und Kartätschenladungen wechselten damit ab, auch mit Paßkugeln und Granaten wurde geschossen; es war ein wahres Schlachtfeuer. Gegen 6 Uhr rückten sieben Bataillone Fußvolk, welche von Halle zurückkehrten, in die Stadt ein, und von jezt an gewann das Peloton- und Kanonenfeuer, besonders in der Richtung nach dem Schlosse, wo die ganze königliche Familie versammelt war, immer größere Stärke.

Schon vorher war auf der Kurfürstenbrücke eine weiße Fahne

aufgezogen worden, vom Schloß aus eine offizielle Friedensfahne, auf welcher das Wort „Mißverständniß" zu lesen war. Allein die Hand, die mit dem frischen Herzblut des Volkes auf den Boden geschrieben hatte und jezt die weiße Fahne flattern ließ, vermochte nicht so plözlich das Volk zu versöhnen: hatten doch bei der ersten Salve aus dem Schlosse Viele im wörtlichen Sinne „vor Wuth geheult."

Mit dem Geschrei: „Nieder mit Friedrich Wilhelm!" wurde auf die weiße Mißverständnißfahne geschossen. Als es dunkel zu werden anfing, wurden an den Barrikaden Wachtfeuer angezündet, an denen sich die Volkshaufen erwärmten und Kaffee kochten; die Bäcker lieferten die Eßwaaren dazu im Ueberfluß.

Während dem gieng der mörderische Kampf fort. Das Haus des Conditors D. Heureuse, quer vor der Mündung der Breitenstraße und dem Schlosse gerade gegenüber, war in eine kleine Burg verwandelt, welcher das Kölnische Rathhaus zum Nebenfort diente. Auf der Zinne des D. Heureuse'schen Hauses wehte eine ungeheure schwarz-roth-gelbe Fahne. Dieses Haus wurde von Granaten- und Flintenkugeln zerschossen, endlich, nach schwerem Verlust an Offizieren und Gemeinen, von dem Potsdamer Garderegiment erstürmt und genommen. Was lebend darin war, Männer, Weiber und Kinder, wurden von den Soldaten niedergemacht oder drei Stock hoch zum Fenster hinaus geworfen. Die Grausamkeit der Soldaten war unmenschlich.

Vor dem Einbruche der Nacht begab sich nochmals eine Abordnung zum König. Es waren der Buchhändler Gumbinner, der praktische Arzt Löwe, die Bezirksvorsteher Lademann und Ring und der Stadtverordnete Reimer.

Diese waren zusammengetreten, hatten einige Nachbarn bis zum Kölnischen Rathhause aufgefordert, sich ihnen anzuschließen, aber vergeblich, und waren durch die bewaffneten und kämpfenden Haufen bis zur Wohnung des Bischoffs Neander in der Brüderstraße vorgedrungen, der entschlossenen Muths in geistlichem Ornat sich zu ihnen gesellte. Diese Männer zogen in feierlicher Haltung, entblößten Hauptes, begleitet von dem Beifallruf der Bürger, durch die Truppenhaufen nach dem Schlosse. „Brav, ihr Friedensstifter! rief das Volk; bringet uns den Frieden!" Nach

einigen Schwierigkeiten gelang der Zutritt zum König. Die Eintretenden erklärten: das Volk sey kampffertig, Straßen und Dächer seyen zum Widerstand eingerichtet, die Folgen nicht zu übersehen; das Militär möge in seine Kasernen zurückgezogen werden, nur dann sey unberechenbarem Blutvergießen vorzubeugen.

Der König antwortete in den gnädigsten und freundlichsten Formen, zuerst müsse das Volk seine Stellungen aufgeben und die Barrikaden wegräumen, ehe er die Truppen zurückziehen könne. Hinter dem König stand der Prinz von Preußen.

Der König und der Prinz traten mit den Abgeordneten an das Fenster. Der König wies nach der Königsstraße hin. Sie blizte von militärischen Waffen. „Sehen Sie, sprach er, diese Straße ist mein.“ Nur der Bitte, nicht der Gewalt bewillige er etwas, sagte er zum Abschied.

Vergeblich versuchten die Abgeordneten das Volk zu dem zu bestimmen, was der König verlangte. Sie wurden an den Barrikaden mit Unwillen zurückgewiesen. Der Kampf loderte auf beiden Seiten jezt nur noch heißer auf.

Es war eine mond- und sternenhelle Nacht. Von oben und unten, vom Licht des Himmels und der vielen hundert Wachtfeuer lag das Schlachtfeld der Hauptstadt erleuchtet mit seinen Barrikaden, und dahinter mit den todesmuthigen Streitern des Volkes, jenseits mit den waffenblizenden Massen der kunstgeübten Krieger. Ringsum das Geschrei der Kämpfenden, das Knallen der Gewehre, das Donnern der Kanonen, das Wimmern der unaufhörlich angeschlagenen Sturmglocken von den Thürmen herab, und bald auch der Himmel vom Brande geröthet; in der königlichen Eisengießerei brach Feuer aus. Zudem war während der halben Nacht fast die ganze Stadt an den Fenstern beleuchtet.

Am furchtbarsten war der Kampf in der Breitenstraße, welche von Bürgern, Schriftstellern und Studenten bewacht und durch eine gewaltige Barrikade verschlossen war. Aus dem Portal im Schloß wurde vier Stunden lang mit Kartätschen auf diese Barrikade geschossen, unter den Augen des Königs und unter der Leitung des Prinzen von Preußen, während Fußvolk von der Scharrenstraße und dem Mühlendamm anstürmte.

Hier, in der Breitenstraße, war es, wo in den Brunnen-

in der Mitte der Straße, eine Kanonenkugel einschlug, und stecken blieb, mit der Umschrift: „An meine lieben Berliner!“ Viele Tausende haben am andern Tag diese Kugel gesehen und die Umschrift gelesen. *)

Von 4 Uhr Abends bis Mitternacht hielt sich diese handvoll Kämpfer des Volkes gegen Kanonen und Militärmassen. Die drei besezten Häuser wurden endlich erstürmt, und, was in denselben war, ermordet; nur ein Bürger, den man als todt die Treppe hinunter warf, rettete sich. Später, an der Taubenstraße, hielt eine Barrikade mit sechs Flinten acht Angriffe und mehrstündiges Kartätschenfeuer aus, und wurde erst Morgens um 4 Uhr genommen. An der Spittelbrücke hatten acht Volkskämpfer ein Haus besezt und dem Militär viele Leute weggeschossen. Endlich wird das Haus erstürmt. Die Volkskämpfer sezen die Flinten beiseit und ergeben sich. Ein Unteroffizier sezt einem der Entwaffneten das Bajonet an die Brust und ruft: „Wart, verfluchter Hund, du sollst krepiren!“ Eh er schießt, dreht er sich um nach Jemand, der ihn anruft. Der Bedrohte wechselte schnell seinen Plaz und — rettet sein Leben; denn der Unteroffizier erschießt jezt einen andern. Der Hauptmann kommt herauf und befiehlt, alle auf die Straße zu führen und niederzuschießen; ein Lieutenant drängt sie hinaus; sie müssen unter Hieben und Stößen die Barrikaden hinwegräumen, in Todesangst, dann werden sie nach Spandau abgeführt, mit mehr als fünfhundert andern Gefangenen, die auf verschiedenen Punkten gemacht wurden.

Die Vorgänge im Berliner Schloß am 18. März.

Im Schlosse, hart an den Fenstern, blieb um den König der Prinz von Preußen und eine Zahl Generale versammelt. Mitten unter dem Kampfe, von dem die Stadt widerhallte, war Herr von Vincke in Berlin angelangt. In der Nacht, ohne sich Zeit zum Um-

---

*) Diese Thatsache hebt die Berliner „Reform“ sehr hervor. Sie wurde, so viel uns bekannt ist, nirgends widersprochen.

kleiden zu nehmen, von der weiten Reise aus Westphalen her, bestäubt, wie er war, eilte er zum König, schilderte den gährenden Zustand in Westphalen, sprach offen aus, welchen Schmerz ihm hier in Berlin der Anblick des grausam behandelten Volkes gemacht habe.

Da lachten die Generale, die zugegen waren, laut auf.

Vincke äußerte sich entrüstet über so ein Lachen in solcher Stunde und Sache. Ja, sagte er, der König muß Frieden schließen mit dem Volk.

Sie, Herr von Vincke, Sie sind selbst auch Schuld an der Unordnung im Lande, Sie mit Ihrer Opposition und Ihren heftigen Reden auf dem Landtag — Und die Generale lachten wieder, der König sprach nichts.

Sie lachen, meine Herren? rief Vincke. Eben in die Stadt gekommen, seh ich einen Thron wanken. Sie lachen? Lachen Sie nicht! Der König muß Frieden schließen mit dem Volke. Es steht mehr, als Sie wissen, auf dem Spiel.

Der König, um ihn zu begütigen, lud Vincke ein, mit ihm zu soupiren.

Majestät, sagte Vincke, erlauben Sie mir, die Gesellschaft dieser lachenden Herren zu verlassen — und er ging.

Was Vincke beim König zu erreichen gesucht hatte, das hatte zuvor, schon am Mittag, der alte Pfuel, ein wohlwollender, volksfreundlicher General, vergebens versucht. Er hatte sich alle Mühe gegeben, und als Gouverneur von Berlin hatte er dazu Gelegenheit, einem blutigen Zusammenstoß zwischen Volk und Militär vorzubeugen. Es soll darüber zwischen dem Prinzen von Preußen und ihm zu einem heftigen Auftritt gekommen seyn. Während des Jubels, den das versammelte Volk vor dem Schlosse erhob, entfernte sich Pfuel, um sich umzukleiden. Da fielen die Schüsse, da erscholl das verworrene Geschrei, die Soldaten hatten angegriffen, Pfuel eilte zurück, und wie er auf dem Plaz anlangte, hörte er, er sey nicht mehr Gouverneur von Berlin, der Befehl über die Truppen in der Stadt sey auf einen andern übergegangen.

Als solchen bezeichnete man den Prinzen von Preußen. Während des Straßenkampfes hielt man allgemein in Berlin niemand anders, als eben diesen Prinzen, für den, welcher als Oberbefehlshaber den Truppen die Befehle gebe und die Angriffe auf das Volk leite.

Später war es sehr im Interesse des Prinzen, daß öffentlich erklärt wurde, durch seine Veranlassung, er habe an dem Blutvergießen keinen Theil. Der König selbst sprach den Prinzen des Antheils daran ledig. Glaubwürdige unparteiische Männer, die den Prinzen persönlich kennen, versicherten den Verfasser, daß sie an des Prinzen Unschuld in dieser Beziehung fest glauben. Andere sind noch jezt von dem Gegentheil überzeugt.

Wer es auch befahl, der Befehl zu dem blutigen Einschreiten der Truppen kam jedenfalls aus dem Schlosse, von einer Person im Schloß, sey es eine mittleren, höheren oder höchsten Rangs. Auch wäre im äußersten Fall möglich, daß Befehl und Zufall sich ergänzt hätten, daß auch in diesem einzelnen Punkt das so verhängnißvoll wirkende Wort gewaltet hätte — „ein Mißverständniß."

Um den König her, in den lezten Tagen der Bewegung, an diesem Morgen, an diesem Mittag, in dieser Nacht, wer waren die Männer? — Es waren die Leute „des alten preußischen, des vielarmigen, aber wenig köpfigen Systems." Soldaten waren um ihn, die nichts waren als Soldaten; Beamte, die nichts waren als Beamte; Soldaten und Beamte, so sehr einander ähnelnd, „als ob sie alle auf einer Maschine gedreht wären."*)

Was konnten jezt die Männer, welche Staatsdiener, aber keine Staatsmänner waren, Diejenigen, welche nichts vorausgesehen hatten, und welche jezt das Rechte immer noch nicht sahen — was konnten diese dem König nüzen, jezt, in dieser Stunde, wo, wie Vincke sagte, ein Thron wankte, und vielleicht mehr —? Die Uhden, Stollberge, Thiele, Canize und ihresgleichen, ein Eichhorn mit seiner religiös politischen Unklarheit und seiner Diensteifrigkeit, die er gegen jeden freien Kopf so gern und oft an den Tag gelegt hatte, „aus purer Frömmigkeit zur Ehre Gottes"?

Nur zwei Männer waren es, welche in diesen Stunden dem König hätten zu dem rechten Weg rathen, und vielleicht ihn dazu bestimmen können, und von diesen beiden, einzigen, war keiner anwesend.

---

*) Preußen, seine Revolution und die Demokratie. Ein Skizze von Gustav Sigmund. Berlin 1849. Diese kaum drei Bogen starke Broschüre ist das Geistvollste und Reellste, was in dieser Hinsicht öffentlich erschienen ist.

Der eine war Alexander Humboldt, Wilhelm's Bruder, ein freisinniger Mann, aber dessen Freisinn nur geduldet war, weil er ihn in die öffentlichen Angelegenheiten nicht einmischte, weil er schwieg; ein sehr einsichtsvoller Mann, an dem man aber, weil er in den Wissenschaften so groß war, in Deutschland gerne den Politiker überschäzte.

Dieser große Minister in den Naturwissenschaften, war in der Politik nicht sein Bruder. Von Zeit zu Zeit, als des Königs, des frühern wie des jezigen, geistvoller Abendumgang, wurde er zu diplomatischen Sendungen verwendet, und davon wurde viel Redens gemacht in den Zeitungen, und der anderweit hochberühmte Mann erhielt einen Ruf, als wäre er ein Mann großen Einflusses, höchster politischer Bedeutung am Berliner Hofe. Und doch war er, um einzugreifen, schon viel zu alt, an der Schwelle des achtzigsten Lebensjahres. Aber in dieser Stunde hätte er dem König gewiß den rechten Rath geben können und gegeben.

Der zweite dieser Männer war General von Radowiz. Der besaß einen Einfluß auf den König, wie nicht leicht sonst Jemand. Er wußte die Menschen, die Dinge, die Lagen zu überschauen und zu bemessen, aber er war in Frankfurt am Main.

Die Umgebungen des Königs waren entschiedene Absolutisten, voll Uebermuth auf ihre militärischen Mittel, voll Verachtung des Volks und seiner Leiter.

Als die Kunden kamen aus den kleineren deutschen Staaten von den Siegen des Volkes, sah man am Berliner Hof hoch herab auf jene Regierungen, die sich vom Volke hatten Zugeständnisse abnöthigen lassen. Selbst dem schlauen Louis Philipp und Guizot hätte man am Berliner Hof Rath zu geben gewußt, daß sie nicht gestürzt worden wären. Selbst Metternich hatte nur nach ihrer Ansicht einen Augenblick den Kopf verloren, sonst wäre er nicht verjagt worden. So dachten, so sprachen die Herren am Berliner Hof. Man hatte sich zu lang und zu unverschämt gegenseitig selbst gelobt und loben lassen, so daß man sich groß vorkam, unüberwindlich. Das „herrliche, das unvergleichliche Heer" stand ja jedem Wink bereit, und man freute sich am Hofe einmal Gelegenheit zu haben, der Welt zeigen zu können, wie in Berlin das absolute Regiment durch Energie im rechten Augenblick, durch ein paar

gut angebrachte Salven jedes Unterfangen des „beschränkten Unterthanenverstands“ zur Ordnung zu weisen wisse.

Das war das höhnische Lachen der militärischen Umgebungen des Königs dem Herrn von Vincke gegenüber.

Der Prinz von Preußen sah sein und Preußen's Heil nur darin, daß auch nicht das Geringste an dem absoluten Königthum geschmälert werde. Dieser entschiedene, reine Absolutist, der künftige Thronerbe, wußte von keiner andern Herrscherweisheit, als derjenigen, die mit den Waffen niederdrückt, niederschlägt, vernichtet; er glaubte an keine andere Macht, als an die Macht der Bajonette und Kanonen. Das Heer war für ihn, lebte ihm, schwärmte für ihn: wie sollte er, gestützt auf dieses Heer, zu Zugeständnissen zustimmen, das Volk fürchten?

Der König selbst dachte eben so. Dazu kam des Königs Vertrauen auf den Gott, der ihn, seinen Gesalbten, schon vor Vielem bewahrt, der das Geschoß Tschechs zu Boden geschlagen.

Darum hörte der König, dem schon seine bisherigen Zugeständnisse an das Volk die Vorwürfe der absoluten Prinzen zugezogen hatten, jezt auch auf die Stimmen, die zu energischem Handeln, zum Waffenbeweis riethen, es gefiel ihm, durch die Kanonen zu predigen, daß er der Herr sey, und daß die Unterthanen, die an die Krone griffen, Verbrecher seyen, und sein Ohr blieb verschlossen den Bitten um Einstellung des Kampfes, die selbst einige treue Diener des Königs an ihn gewagt haben sollen.

Als die Entsezen der Nacht wuchsen, als der Kampf die gräßlichere Gestalt des Bürgerkriegs annahm, wagte sich eine neue Abordnung der Bürger in's Schloß, der König ließ sie vor; einer früheren war es nicht gelungen vorgelassen zu werden, weil sie um Rückziehung des Militärs bitten wollte, und die Minister Graf Arnim und Bodelschwingh hatten erklärt, die Verantwortlichkeit einer solchen Maaßregel könne Niemand übernehmen.

Als die Abordnung bei dem König eingetreten war, fand sie den König für ihre Bitte im Geringsten nicht geneigt. Das Militär, sprach er, darf nicht aus der Stadt, kann nicht aus der Stadt gezogen werden. Das Militär ist ja auch zum Schutz der Bürger da, und nicht blos zur Herstellung der Ruhe!

Die Bürger Neumann und Nobiling stellten dem König unterthänig die Sachlage dar, sie erkannten klar, daß man im Schloß nicht wußte, wie es in der Stadt stand. Sie beschworen den König flehentlich, unverzüglich den Befehl zum Rückzug der Truppen zu ertheilen.

„Das geht nicht!“ fiel der Prinz von Preußen dazwischen.

Die Bürger fragten bescheiden, aber fest, wer es wagen dürfe, sich zwischen Seine Majestät und die Abordnung der Stadtverordneten von Berlin unberufen einzumischen?

Und der König sagte: Seine Königliche Hoheit der Prinz hat Recht!

Dann fuhr der König fort: „Ich bin ein mächtiger Herr; meine Truppen werden über die Ruhestörer siegen.“

Majestät, sagte einer der Abgeordneten, worunter auch der Bürgermeister Naunyn, Dunker und Doktor Stieber, ein Sieg für Ew. Majestät käme in diesem Fall einer Niederlage gleich!

„Mein väterliches Herz blutet, sprach der König Friedrich Wilhelm IV. — aber sie wollen es nicht anders.“

Die Abgeordneten baten den König, die Minister zu wechseln.

„Sie sprechen wirklich im revolutionären Ton!“ ließ sich einer aus der Umgebung des Königs vernehmen, ein Staatsminister.

Es ist nicht die Rede, versetzte einer der Abgeordneten, von einer Emeute, sondern von einer Revolution, einer Revolution im vollen Sinne des Wortes. Hören Sie es draussen? —

Und die Gewehrsalven knallten, die Geschüze donnerten, die Sturmglocken heulten von allen Thürmen, brandroth leuchtete der Himmel, und von Waffengeklirr und wildem Geschrei erdröhnte die Stadt. Aber der König und seine Umgebungen blieben unbeweglich, und die Abgeordneten gingen hinweg.

Der romantische König hatte keine Vorstellung von der Macht im Volke, nur von seiner königlichen Machtvollkommenheit. Die Zugeständnisse, die er gemacht hatte, reuten ihn gewiß schon Stunden zuvor, ehe der Kampf begonnen hatte. Er war durch und durch ein mittelalterlicher König. Er kannte das Volk, und vollends seine Berliner, nur von der Seite „des angestammten Vertrauens und der Liebe zum Herrscherhause.“

Die mittelalterlichen Ansichten von der Krone, von seiner königlichen Person und von Unterthanen waren ihm angeboren und anerzogen. Sie waren mit ihm verwachsen, sie waren sein Charakter, sein Wesen war jene unangetastete, von nichts sich beschränken lassende Machtfülle eines romantischen Königthums, und es gehörte zu seinen süßesten, glücklichsten Stunden, sich recht tief in dieselbe hineinzuträumen und zu fühlen, und sich selbst in königlicher Größe zu genießen.

Einen Theil von dieser Macht und Würde hatte er im Drang des Augenblicks an die Volksfreiheit abgegeben, es hatte ihn müssen hart ankommen, es war ihm von den Umständen abgezwungen, er hatte sich gesträubt so lang er konnte: es konnte nicht anders seyn. Denn es lag darin nichts Anderes, als die Anmuthung, sein eigentlichstes Wesen, seinen Charakter aufzugeben, und aus einem romantischen König ein moderner zu werden.

Was er, gewiß mit mißstimmtem Herzen, bewilligt hatte, so wenig es war, das hatte er vielleicht schon im Augenblick des Bewilligens mit halb oder ganz bewußter Hoffnung gegeben, unter veränderten Umständen es zurück zu nehmen oder zu beschränken, zumal da er, seiner innersten Ueberzeugung nach, eine wahrhafte Repräsentativ-Verfassung schädlich für das Volk glaubte, und er in seiner mystischen Religiösität es für eine Pflicht des Königs, des Gesalbten, gegen seinen Gott hielt, die absolute Krone in reinem Glanz zu erhalten und zu vererben.

Furcht nach unten kannte er bis jezt auch nicht, und er sagte es nicht nur einmal, er pflegte es zu sagen, seine Feinde seyen immer feig gewesen.

Sollte es ihm nicht, zumal unter den vorwurfsvollen Blicken und Reden der Prinzen seines Hauses, als Schwäche vorgekommen seyn, daß er dem Volke nachgegeben ohne energischen Widerstand? Mußte ihm, bei dieser Natur und Anschauungsweise, der Kampf nicht willkommen seyn, um am Ende desselben mit Grund wieder zurück nehmen zu können, was er zugestanden hatte?

Die Rückkehr der Abgeordneten unter das Volk, das Bekanntwerden ihrer ganz erfolglosen Sendung, steigerte die Wuth des Widerstandes. Im alten Berlin, wo es um diese Zeit am schärfsten hergegangen war, war die Hauptwache am Markt überrumpelt, die Wachen an dem Gouvernementshause erstochen, die beiden

Posten an der Bank entwaffnet, die Hausvogtei erstürmt gegen 8 Uhr Abends. Nachdem die Kartätschen in den Straßen furchtbar aufgeräumt hatten, ließ erst das Kanonenfeuer nach, dann wurde auch das Kleingewehrfeuer schwächer. Das war die Zeit, da man einen Erfolg von der Abordnung an den König erwartete.

Viele Offiziere hätten diesen Erfolg gerne gesehen. Die Truppen hatten in dem Straßenkampf bereits furchtbar gelitten, und der unheimliche Graus, diese Art Krieg zu führen, drückte selbst auf tapfere Herzen. Die Truppen waren zuerst — war es Verachtung des Volks? war es Kopflosigkeit? — befehligt worden, die Barrikaden mit dem Bajonett zu nehmen. Das hatte verderblichst für sie ausgeschlagen, da von der Höhe der Barrikaden, hinter denselben hervor und am lebhaftesten aus den Häusern, best gezielt auf sie geschossen wurde, jedes Fenster Musketen, aber keinen Schüzen zeigte, und von den Dächern in die dicht zusammen gedrängten Reihen der Soldaten die Steine regneten. Bei einer Barrikade, in der Friedrichsstraße, verlor ein Offizier so viel Leute, daß der Rest nicht ausreichte, um die Todten und Verwundeten wegzuschaffen. Als die Kanonen aufgefahren waren, um die Barrikaden durch Kartätschen und Paßkugeln zu zerstören, wurde jede Barrikade immer nur mit großem Verlust genommen, und die Vertheidiger derselben zogen sich von Dach zu Dach, von Haus zu Haus, von einer Barrikade hinter die andere. Denn fiel eine Barrikade, so zeigten sich hinter derselben gleich drei neue. Die Reiterei hatte einen noch schlimmeren Stand, das Aufreißen des Pflasters und das Ausstreuen von Glasscherben machten ihre Haltung in den Straßen unmöglich.

Gegen 9 Uhr begann das Feuer auf beiden Seiten wieder heftig. Gerüchte liefen um in der Stadt, der König habe dem General Pfuel — bis jezt hatte man nichts von seiner Absezung gewußt — das Commando genommen und dem General von Prittwiz übertragen, und Prittwiz habe bei der Annahme des Befehls gesagt, er werde als Militär handeln, und wenn er dann als Bürger gefehlt haben sollte, möge der König ihm den Kopf vor die Füße legen lassen.

Das Kartäschenfeuer zeigte bald, wie ernst es den Truppen sey. Früher hatte mancher, der sein Ohr bei den Schießübungen der Artillerie geübt hatte, an manchem Schuß zu hören geglaubt, daß es nicht so schlimm gemeint sey.

Bisher hatte das Volk kein Geschüz gehabt, nur drei Böller standen, von Schlossergesellen bedient, auf einer Barrikade. Sie gehörten der Schüzengilde, und waren sonst nur zu Freudenschüssen bestimmt. Statt der Kartätschen wurden die Böller mit Pfundgewichten und anderm, was man nur hatte, geladen. Der Schüzengilde fast immer treffende Büchsenschüsse wirkten besonders verderblich. Jezt brachte das Volk auch Kanonen in's Gefecht. Drei Stücke wurden vor dem Thor, als sie von auswärts unter schwacher Bedeckung in die Stadt gebracht werden sollten, von einer Schaar Turner und Arbeiter der Borsig'schen Fabrik genommen, und im Triumph auf den Kampfplaz geführt. An bedienenden Händen fehlte es nicht. Die allgemeine militärische Dienstpflicht in Preußen hatte militärische Kenntnisse unter allen Ständen verbreitet.

Bei weitem die meisten Kämpfer waren Arbeiter. Wo es an Kugeln mangelte, wurden Eisen- und Zinkstangen aus den Fabriken herbei geholt, zerschnitten und die Stücke in die Gewehre geladen. Kinder, Mädchen, Frauen gossen Kugeln, zerstampftes Glas wurde in das geschmolzene Blei gemischt, und dieses noch warm in die Flinten geladen. Mit jeder Stunde war die Bewaffnung allgemeiner geworden. Das Volk erstürmte in der Nacht die Kaserne der Lehreskadron und die Dragonerkaserne am Hallischen Thor, entwaffnete das Militär und bewaffnete sich mit Waffen aller Art.

Der Kampf war vom Schlosse ausgegangen. Um Mitternacht war das Militär Meister von dem Schloßplaz, der Breiten- und Brüderstraße, und von dem Stadttheil, der von den Linden bis zu der Leipzigerstraße sich zieht. Die Kanonen, die auf der Höhe der langen Brücke vor der Reiterstatue des großen Kurfürsten aufgepflanzt waren, hatten die Hauptstraße der Königsstadt, die bis an den Schloßplaz führende Königsstraße geleert, aber auch die kostbaren Läden zu beiden Seiten sehr beschädigt, und von den verrammelten Einmündungen der engen Seitenstraßen wurden die in der Königsstraße vorgedrungenen Truppen auf beiden Seiten in der Flanke angegriffen. Das Ende der Königsstraße, die in den Alexanderplaz einmündet, war so verbarrikadirt, und durch Geschüze und die sicheren Schußwaffen der Schüzengilde so gut vertheidigt, daß jeder Angriff der Truppen abprallte. Der Verlust des Militärs war hier größer als irgendwo. In Stunden lang dauerndem Kampf streckten die

Schüzen mit ihren Büchsen Schuß auf Schuß die Soldaten nieder, aus den Fenstern, von den Dächern der Häuser, wo sie gedeckt standen. Die ganze Nacht durch trugen Bürger, Frauen, Mädchen, oft unter augenscheinlicher Lebensgefahr, Wein und Brod und Erfrischungen aller Art den Kämpfern des Volkes zu.

Hartnäckig, blutig gekämpft wurde da, wo die Friedrichsstraße die Taubenstraße, die Dorotheenstraße und die Leipzigerstraße durchschneidet. An diesen Punkten waren mächtige Barrikaden. Mit Mehlsäcken und Matrazen ganz bedeckt, widerstanden sie lange den Kartätschen und Granaten, und die Scharfschüzen des Volkes richteten unter den stürmenden Truppen eine Reihen lichtende Verwüstung an, besonders an der Taubenstraße.

Hier und auf dem Alexanderplaz, vom hartnäckigsten Widerstand festgehalten, wurden die Truppen von der Kaserne des Alexanderregiments und von der Dragonerkaserne am Hallischen Thor abgeschnitten. Dadurch gelang es dem Volk, wie die Dragonerkaserne so auch die Alexanderkaserne zu erstürmen, und was von Waffen dort vorräthig war, an sich zu nehmen.

Damit rüstete es sich, einen bedeutenden Waffenplaz, das Landwehrzeughaus in der Lindenstraße, zu stürmen. Dieses Waffendepot, weil es den Volkskämpfern die gefährlichsten Mittel an die Hand geben konnte, war stark besezt. Eine Anzahl Offiziere hatte die Wichtigkeit desselben und den Angriff darauf ermessen. Mit gezogenen Büchsen erwarteten sie, mit ihren Leuten an den Fenstern stehend, den Angriff. Ein junger hochgewachsener Mann führt die Massen im Sturmschritt heran. Ein wohlgerichtetes Feuer empfängt sie, jeder Schuß aus dem Hause streckt seinen Mann zu Boden; mit großem Verlust ziehen sich die Bürger zurück. Aber der jugendliche Führer schwingt abermals die schwarz-roth-goldene Fahne, und zum zweiten Mal stürmen die Volkskämpfer an. Zum zweiten Mal werden sie zurückgeschlagen, mit gleichem Verlust. Fünf Mal so nacheinander führt sie der Jüngling zum Angriff heran, links und rechts neben ihm fallen die Streiter von den Kugeln durchbohrt: er, so hoch er hervorragt, steht, die deutsche Fahne in der Hand, keine Kugel versehrt ihn. Der Morgen graut. Da kommt eine Abtheilung Scharfschüzen von der Barrikade an der Taubenstraße, die räumen auf, ein Offizier nach dem andern fällt durch ihre Kugeln, die lezten

Vertheidiger des Zeughauses retten sich hintenaus über Gärten und Dächer, das Zeughaus wird genommen, und jubelnd wird der reiche Waffenvorrath vertheilt, namentlich eine Masse Gewehre.

Fast zu gleicher Zeit war in einem andern Stadtheil ein entscheidender Vortheil vom Volke gewonnen, auf dem Alexanderplaz. Dort kommandirte General von Möllendorf. Er sollte, so hieß es, am gestrigen Abend den Befehl zum Einhauen gegeben haben.

In den andern Stadttheilen und Straßen trat eine Stille ein, die Geschüze schwiegen, nur die Glocken von den Thürmen klangen noch fort durch die Morgendämmerung. Einzig noch von der Königstadt her hörte man fortwährend Flinten- und Kanonenschüsse. Es waren die braven Berliner Bürgerschüzen, welche von ihren Verschanzungen aus am Alexandersplaze, unbezwungen, noch immer ein Feuer gegen das Militär unterhielten, ein nie fehlendes, allgemein bewundertes. General v. Möllendorf trat endlich, um seine Leute durch das fürchterliche Geschüz- und Büchsenfeuer dieser Schüzen nicht aufreiben zu lassen, mit einem Parlamentär und einer weißen Fahne vor, in der Absicht, um Einstellung des Feuerns anzusuchen. In diesem Augenblick näherten sich ihm von der Seite einige Bürgerschüzen, voran der Thierarzt Urban, ergriffen ihn plözlich, erklärten ihn als Gefangenen und führten ihn hinter die Barrikade. Einige verlangten sein Blut zur Sühne, er müsse sterben, der Volksverräther. Die Besonneneren drangen durch, er wurde verschont und als Geisel behalten. In's Schüzenhaus geführt, unterzeichnete er den Befehl an seine zwei Garderegimenter, den Kampf einzustellen und vom Alexanderplaz abzuziehen.

Zugleich wurde von dieser siegreichen Barrikade weg eine Deputation und mit ihr Möllendorf's Adjutant an den Minister v. Bodelschwingh geschickt, mit dem Auftrag, dem König zu eröffnen, daß sie ihren Gefangenen erschießen würden, wenn er nicht binnen einer Stunde die ihm gestellten Anträge annähme und das Militär aus der Stadt zöge.

Im Schloß hatte die vorrückende Nacht, hatten die Verluste bedeutender Punkte in der Stadt, die das Militär an das Volk verlor, Ahnungen hervorgerufen, es könnte wie in Wien oder gar wie in Paris ausgehen. Der König blieb folgerecht in seiner Verblendung: seine militärischen Umgebungen hatten ihn aber auch

fort und fort über die Lage der Dinge, getäuscht mitten unter den wachsenden Schrecknissen der Nacht. Vielleicht, weil sie sich selbst täuschten und belogen. Daß der König aber über die einfachsten Thatsachen absichtlich belogen wurde, von Verräthern an ihm und am Volke, das beweist, was der König in der Nacht vom 18. auf den 19. März an sein Volk schrieb.

Es wurde gedruckt und lautete also:

„An meine lieben Berliner!

Durch mein Einberufungspatent vom heutigen Tage habt Ihr das Pfand der treuen Gesinnung Eures Königs zu Euch und zum gesammten deutschen Vaterland empfangen. Noch war der Jubel, mit dem unzählige treue Herzen mich begrüßt hatten, nicht verhallt, so mischte ein Haufe Ruhestörer aufrührerische und freche Forderungen ein, und vergrößerte sich in dem Maaße, als die Wohlgesinnten sich entfernten. Da ihr ungestümes Vordringen bis in's Portal des Schlosses mit Recht arge Absichten befürchten ließ, und Beleidigungen wider meine tapfern und treuen Soldaten ausgestoßen wurden, mußte der Plaz durch Cavallerie im Schritt und mit eingesteckter Waffe gesäubert werden, und zwei Gewehre der Infanterie entluden sich von selbst, Gottlob! ohne irgend Jemand zu treffen. Eine Rotte von Bösewichtern, meist aus Fremden bestehend, die sich seit einer Woche, obgleich aufgesucht, doch zu verbergen gewußt hatten, haben diesen Umstand im Sinne ihrer argen Pläne durch augenscheinliche Lüge verdreht und die erhizten Gemüther von vielen meiner treuen und lieben Berliner mit Rachegedanken um vermeintlich (!) vergossenes Blut erfüllt, und sind so die gräulichen Urheber von Blutvergießen geworden. Meine Truppen, Eure Brüder und Landsleute, haben erst dann von der Waffe Gebrauch gemacht, als sie durch viele Schüsse aus der Königsstraße dazu gezwungen wurden. Das siegreiche Vordringen der Truppen war die nothwendige Folge davon.

An Euch, Einwohner meiner geliebten Vaterstadt, ist es jezt, größerem Unheil vorzubeugen. Erkennt, Euer König und treuster Freund beschwört Euch darum, bei Allem was Euch heilig ist, den unseligen Irrthum! Kehrt zum Frieden zurück, räumt die Barrikaden, die noch stehen, hinweg, und entsendet an mich Männer, voll des ächten alten Berliner Geistes, mit Worten, wie sie sich Eurem

Könige gegenüber geziemen, und ich gebe Euch mein königliches Wort, daß alle Straßen und Pläze sogleich von den Truppen geräumt werden sollen, und die militärische Besezung nur auf die nothwendigen Gebäude des Schlosses, des Zeughauses und weniger anderer, und auch da nur auf kurze Zeit, beschränkt werden wird. Hört die väterliche Stimme Eures Königs, Bewohner meines treuen und schönen Berlins, und vergesset das Geschehene, wie ich es vergessen will und werde in meinem Herzen, um der großen Zukunft willen, die, unter dem Friedenssegen Gottes, für Preußen, und durch Preußen für Deutschland anbrechen wird.

Eure liebreiche Königin und wahrhaft treue Mutter und Freundin, die sehr leidend darnieder liegt, vereint ihre innigen, thränenreichen Bitten mit den meinigen.

Geschrieben in der Nacht vom 18—19. März 1848.

Friedrich Wilhelm".

Der Morgen des 19. März.

Auf dieses königliche Schreiben antwortete das Berliner Volk mit einer dreifachen Antwort, mit schrecklichem Wiz und mit furchtbarem Ernst.

Denn jezt erst soll — und das ist das Menschlichere und darum auch Glaublichere — über die gesprungene Granate, die dem Schloß gegenüber in jenen Brunnenpfosten der Breitenstraße eingeschlagen hatte, der Volkswiz die Ueberschrift der königlichen Proklamation „An meine lieben Berliner" geklebt haben. Diese Kritik des Volkes war bitter, aber wahr.

Zu gleicher Zeit trugen die Kämpfer des Volkes die Leichen ihrer Gefallenen auf den Straßen zusammen, welche die Angehörigen noch nicht in ihre Wohnungen gebracht hatten. Diese Leichen, darunter von Granaten, im Feindeskrieg sonst selten gebrauchten Granaten, gräßlich zerrissene Leichen — diese blutigen Zeugen, deren Mund nicht mehr reden konnte, waren auch eine Antwort auf eine solche königliche Proklamation.

Die thatsächlichste Antwort des Volkes war, daß es die alten

Barrikaden verstärkte, neue baute, Pulver und Waffen vertheilte, und sich zum äussersten Kampf rüstete. Rache war die Nacht durch überall Gefühl und Ausruf des Volks gewesen, am Morgen entflammten die Todten seine Wuth, das Licht der Sonne deckte ihre Wunden auf und beleuchtete hin und wieder einzelne Leichname, die an den Dächern hingen, beleuchtete das Schlachtfeld auf Erden und in den Lüften. Das königliche Schreiben konnte das Rachegefühl nicht beschwören, es klang wie Hohn, es rief Hohn hervor, und vergrößerte das Mißtrauen und den Argwohn, während überdieß der König ein Gefühl der Schwäche verrieth. Das Volk war entschlossen, auf den blutigen Sonnabend einen mörderischen Rachesonntag folgen zu lassen.

Der Geist, der das königliche Schreiben diktirt hatte, war der Geist der bisherigen Politik, die der Wahrheit abgewandt war, die das Verdrehen der klarsten Thatsachen, die kecke Lüge für Staatskunst hielt, und durch heuchlerisches Thun bisher in der Bourgeoisie Glück gemacht hatte. Der Offizier aus dem Schlosse, der den Auftrag hatte, die Bürger auf den Barrikaden zur Niederlegung der Waffen zu bewegen, mit der königlichen Proklamation in der Hand, ging unverrichteter Sache von der ersten und zweiten Barrikade hinweg; bei der dritten stellte er seine Versuche ein; er wußte warum. Er eilte in's Schloß zurück, um mit andern Offizieren gleichen Schicksals denen drinnen die Augen zu öffnen.

Noch in der Nacht, unter den ersten Morgenschauern, war den Truppen neuer Befehl gegeben worden, das Aeusserste zu thun, bis früh 5 Uhr müssen sie Meister der ganzen Stadt seyn. Noch einmal hatten die Soldaten, Brüder gegen Brüder, das Gräßlichst-Aeusserste versucht. Gegen 5 Uhr war ihre Kraft erschöpft. Da standen, da größeren Theils lagen sie, hingesunken auf den Boden, theils zerschmettert von Steinen oder erschossen von Kugeln des Volks, theils durch Wunden und Blutverlust, theils durch die Wirkungen des Schnapses erschöpft. Jezt zeigte sich die Wirkung davon, daß man ihnen die ganze Portion für drei Tage auf einmal in dieser Nacht ausgetheilt; man hatte sie schnapsberauscht, damit ihr Herz und Auge in den Bürgern nicht ihre Brüder erkenne, damit sie ihre Waffen schonungslos brudermörderisch gegen das Volk gebrauchen sollten, aber jezt waren sie kraftlos, „hin".

Die Neufchateller Schüzen machten eine Ausnahme. Viele weigerten sich schon am Tage, auf's Volk zu schießen. Diese wurden verhaftet. In der Nacht, hieß es, gingen die Andern zu den Bürgern über. Dem war nicht so. Aber ihre guten Gewehre sollen sie dem Volk geliehen, und nachher zurück empfangen haben.

Nicht auf Kommando, von selbst, durch Erschöpfung war die Waffenruhe in der Frühe durch alle Theile der Stadt eingetreten, den Alexanderplaz ausgenommen. Der Schnaps hatte die Soldaten zuerst gesteigert, dann erschlafft, und General Möllendorf hatte um Einstellung des Feuerns mit dem Volk parlamentiren wollen, weil auch seine Truppen, die Garden, kampf- und schnapserschöpft dalagen, ohne Lust, das Gefecht fortzusezen, matt, wie die andern Truppen.

Das Volk hatte bessere Erfrischungen, hatte meist gedeckt gefochten, ruhte nicht aus Erschöpfung, sondern um sich besser zu waffnen und zu rüsten zur Fortsezung des Kampfes.

Der Kampf sollte eine gräßliche Gestalt annehmen. Die Färber hatten — so wird erzählt — ihre großen Vitriolflaschen herbei geholt und bereit gestellt, um die Feuerspritzen mit Vitriol zu füllen und das Militär mit der fressenden Säure nieder zu äzen. Was die Fortsezung des Kampfes bringen konnte für den König, für das Königthum, wer wußte es? Schon hatte die Brandfackel mehrfach in der Stadt gewüthet, eine Bude auf dem Alexanderplaz und ein Theil einer Kaserne waren eingeäschert worden, an die Kaserne der Lehrescadron hatte das Volk dreimal Feuer gelegt, eh es sie erstürmte. Jezt nahte die Brandfackel dem Schlosse selbst, Stimmen wurden gehört, nahe dem Schloß, man müsse das hohe Balkengerüst an der Façade des Palastes in Brand stecken. Einige Augenblicke noch und das Schloß Friedrich Wilhelms IV. bedrohte das Schicksal der Tuilerien, der König lief Gefahr, die Krone, wo nicht mehr zu verlieren. Denn die Verbitterung des Volkes gegen die Person des Königs war von Stunde zu Stunde gewachsen, selbst in den sonst so ruhigen Mittelklassen: Bürger, Eigenthümer von Werkstätten und Fabriken, hatten Tags zuvor, beim Beginne des Kampfes, ihren Arbeitern einen doppelten Lohn bezahlt, gleichsam als Sold dafür, daß sie im Dienste des Volkes kämpfen.

Erbitterung gegen König und Militär, Begeisterung für die

Sache des Volks waren so groß, daß immermehr Frauen und Mädchen in männlicher und weiblicher Kleidung auf den Barrikaden mitfochten, mitschossen.

Es war in einer der lezten, schrecklichsten Stunden der Nacht. Auf der Riesenbarrikade in der Leipzigerstraße stand ein junger Maler, ein schöner Mann, im schwarzen Sammetrock, mit zwei Büchsen, hinter ihm seine Braut. Sie lud, während er schoß. Dieses Brautpaar war den Soldaten verderblich. Der Major, der hier befehligt, reitet heran, er weist mit dem Degen nach dem Schüzen im Sammtrock, eine Salve kracht, von vielen Kugeln durchbohrt stürzt dieser herab. Im gleichen Augenblick erscheint das junge Mädchen auf der Barrikade, legt an und schießt, und tödtlich getroffen taumelt der Major vom Pferde. — Unter den Leichen, die der Tag aufklärte, fand man Mädchen in Männerkleidung, mit Kugelwunden, die Waffen in der Hand, auf dem Kampfplaz liegen, wie 1813 und 1815, in dem Kriege, den sie Befreiungskrieg nannten. Das Schlachtfeld in der Nacht vom 18. auf den 19. März war ein wahreres Freiheitsschlachtfeld, als das von Waterloo, und würdiger der weiblichen Todesweihe. Vierzehn weibliche Opfer tödtete die Kugel oder das Bajonnett in dieser Nacht.

Das alles wies hin auf eine gräßlichste Entscheidung der nächsten Stunden.

Der Minister von Bodelschwingh, der die Abordnung der bürgerlichen Sieger vom Alexanderplaz gehört hatte, führte den Adjutanten des gefangenen Generals Möllendorf in das Schloß.

Wie war jezt auf einmal, durch Möllendorf's Schreiben, durch seines Adjutanten genaueren Bericht, durch des Ministers schrecken-bleiche Bestätigung das Ansehen im Königsschloß ein anderes! Die Dinge sahen sie anders an, und sie, die Personen, sahen anders aus. Der Uebermuth wich der Niedergeschlagenheit, die Siegessicherheit der Angst, die vom Wein die Nacht durch roth angeglühten Gesichter — wie waren sie plözlich so fahl, so weiß durch Ein Wort, durch das Wort: Das Volk ist im Sieg, wir sind geschlagen!

Augenzeugen haben es gesehen, daß in den Gemächern, in denen am Abend höhnisch gelacht worden war, als Herr von Vincke von einem wankenden Throne sprach, daß in dem Schlosse, aus dessen Portal vier Stunden lang mit Kartätschen und Granaten

geschossen worden war, Kniee zitterten. Ihr Spiel war verloren. Der König nahm sich Bedenkzeit.

Jezt war die vollendete Rathlosigkeit im Schloß. Das Militär, in dem man hochfahrend den Schild und die Vertretung der absoluten Monarchie zugleich zu sehen sich gewöhnt hatte — das Militär, dieser prächtig uniformirte Ausdruck des Absolutismus, war erlegen, erlegen dem Volk, dem Pöbel dieser Nacht, wie die Aristokratie sich vor Stunden noch hatte hören lassen! Vierzigtausend Mann des „unvergleichlichen Heeres“ waren besiegt von den Berliner Studenten, Literaten, Bürgern, Arbeitern. Der Sieg war nicht wegzuläugnen, nicht wegzuproklamiren. Offiziere bekräftigten es: was in der Stadt von Soldaten war, konnte von dem seit diesem Morgen gut bewaffneten Volk in den nächsten Stunden schmählich verringert, aufgerieben seyn bis auf den lezten Mann. Und der Gedanke an Louis Philipp, an den sechszehnten Ludwig — lag er so ferne? Man hatte ihn hören müssen im Schloß, den Ruf vom vorigen Abend: Nieder mit Friedrich Wilhelm IV.!

Das war das Volk von vorgestern nicht mehr, das war nicht mehr „der Krone fanatische Garde des Preußenthums“. Das Volk, schien es, hatte eine Nacht mündig gemacht, aufgerichtet stand es da, in den Waffen, in der Leidenschaft des gerechten Zornes, im feuchten Purpur des Sieges, in der Bewußtheit nie geahnter Kraft.

Jezt fanden die Abgeordneten des Volks einen andern Empfang. Um die Person des Königs trafen sie alles versammelt, was man sonst den höchsten Glanz des Hofes nennt, die Prinzessinnen wie die Prinzen des königlichen Hauses, die Staatsminister, die hohen Hofbeamten, die Generalität.

Es waren zwölf angesehene Einwohner Berlins, an deren Spize wieder der Bürgermeister Naunyn, der Stadtrath Dunker und Neumann standen. Sie erklärten dem König, neben der Gewährung der allgemeinen Wünsche des Landes müsse der König sofort das Militär zurückziehen, und die bei den Unruhen verhafteten Personen frei lassen; nur dadurch würde das Volk zu bewegen seyn, die Barrikaden zu öffnen und sich zur Ruhe zu neigen; sonst sey das Aeußerste zu fürchten.

Der König drückte seinen tiefsten Schmerz über das Geschehene aus und reichte den Volksabgeordneten freundlich die Hand. Hier

soll es gewesen seyn, daß der König sagte, er thäte alles gern, aber er könne nicht alles thun, aus Rücksicht auf Rußland, Rußland sey die stärkste Macht, der russische Monarch halte fest am bisherigen System und gebe nicht nach.

Die Abgeordneten der Stadt traten auf einige Zeit ab, und der König berieth sich mit seinen Umgebungen.

Es war eine lange verhängnißvolle Stunde und drüber. Fühlten Alle im Schloß das Gericht Gottes, der in Wetterwolken über ihre Häupter hinging? — Der König beugte sich, aber es war die Nothwendigkeit, der er sich beugte.

Die Abgeordneten wurden gerufen. Der König eröffnete ihnen, sofort werden alle Straßen und öffentlichen Pläze vom Militär geräumt werden, die Regimenter die Stadt theils verlassen, theils in die Kasernen zurückkehren, und die allgemeinen Wünsche des Landes so weit nur irgend möglich erfüllt, namentlich sofort eine Volksbewaffnung eingerichtet und ein volksthümliches Ministerium gebildet werden. Er, der König, vertraue aber auch, daß es dem Einflusse der Abgeordneten gelingen werde, nunmehr die Barrikaden zu öffnen und die Ruhe wieder herzustellen.

Zugleich erklärte der Minister von Bodelschwingh den Bürgern, er spreche heute zum leztenmal als Minister zu ihnen, da er sein Amt bereits niedergelegt habe. Nach den hiebei gemachten Andeutungen waren Männer wie Vincke, Beckerath, Auerswald, Graf Schwerin bestimmt, das neue Ministerium zu bilden.

Nach Empfang dieser freudigen Botschaft wurden den Abgeordneten drei Stabsoffiziere zur Verfügung gestellt, um mit Hülfe derselben den Rückzug der Truppen und die Herstellung des Friedens zu bewirken. Der Bürgermeister Naunyn wandte sich mit einem dieser Parlamentäre der Friedrichsstraße, Doktor Stieber mit einem andern der Lindenstraße zu, der dritte eilte nach der Wilhelmsstraße.

Ueberall schwenkten diese Boten des Friedens weiße Tücher, und verkündeten dem Volk den Zweck ihrer Sendung. Es war die Anerkennung des Volkssieges. Aus allen Fenstern wurden weiße Tücher geschwenkt, lauter Jubel erscholl, zwar nur von den offiziellen Bürgern, noch nicht vom Volke, dessen Argwohn und Rachestimmung nicht so im Nu wichen, und die Barrikaden fingen an sich zu öffnen.

Es war dieß gegen eilf Uhr Vormittags.

Die Truppen vom Alexandersplaz waren die ersten, welche abzogen, bald folgten alle andern Soldaten.

Einige Gardeoffiziere, die sich weder so angestreugt noch ausgesezt hatten, wie ihre Leute, meinten zwar, es wäre dazu noch nicht Zeit. Als sie von des Königs Bedenkzeit hörten, soll einer gesagt haben: „Noch Eine Stunde Sengen und Morden, dann ist es Zeit zum Besinnen“!

Das waren die Leute, die nachher die lächerliche Lüge versuchten, die Truppen seyen überall siegreich geblieben, und nur zurückgezogen worden, um ferneres Blutvergießen zu vermeiden. Die Unruhen seyen systematisch vorbereitet gewesen. Aus ganz Deutschland haben sich die bewegenden republikanischen Mächte in Berlin concentrirt gehabt, weil hier der Knoten der Entscheidung gelegen sey. Die Bewegung sey am Nachmittag des 18. März nach künstlichem Plan ausgebrochen. Ihre Veranlassung sey künstlich herbeigeführt worden, und der Zweck der geheimen Leiter sey Sturz des Militärregiments und die Republik gewesen.

So suchte die „herrliche“ Garde ihre Niederlage zu beschönigen. Gardelieutenants sollten eingestehen, daß sie, die Hauptstüzen der absoluten Monarchie, von Arbeitern, daß das preußische Militär vom Volke geschlagen worden — das schien zu viel. Den Schein mitten in der Niederlage noch zu retten, wollten sie mit klingendem Spiel abziehen, die Musikchöre sollten die gewöhnlichen stolzen Märsche spielen.

Aber auch diesen lezten Stolz brach das Volk mit drohendem Finger; das Volk durfte es nicht dulden, daß die Zerstörer und Mörder an den zerstörten Häusern vorüber durch die blutgetränkten Straßen, mit klingendem Spiel zogen. Es zwang sie den Rückzug auszuführen mit gedämpftem Trommelschall unter Choralmusik und dem Choleramarsch.

Man hörte aus den Reihen der Soldaten auch Freundschaftszurufe an die Bürger, und diesen Soldaten riefen Bürger selbst ein Hoch zu. Von Volksmassen wogte der Schloßplaz hin und her. Einzelne Volksredner erstiegen erhöhte Steine, um sie zur Einigkeit oder zur Ruhe zu ermahnen. Unter denen, die zu beruhigen suchten,

zeichnete sich der Landtagsabgeordnete Fürst Lichnowsky aus: er verpfändete sein fürstliches Wort, daß er auf dem Landtag als ein wahrer Vertreter des Volks auftreten werde.

Mehrere Stadtverordnete begaben sich wieder in das Schloß, das Volk drang auf sofortige Freilassung der gestern Verhafteten. Der König antwortete: „Ich will sie Euch erst schicken und Ihr könnt sehen, ob Ihr sie haben wollt". Er trat selbst auf den Balkon des Schlosses auf der Seite des Schloßplazes, machte die Freilassung der Gefangenen dem Volke bekannt, und bat dann, ihm eine Stunde Ruhe zu gönnen.

Die Menge wollte die Gefangenen haben, denn sie empfing sie mit Umarmungen; es waren gegen zweihundert, die noch in der Stadt in Haft geblieben waren. Das Volk verlangte auch die Unterhaltung der Wittwen und Waisen der Gefallenen auf Staatskosten, feierlichste Bestattung der Todten, und eine Märzsäule auf ihr Grab. Man schäzte die Zahl der Opfer um mehr als das Doppelte derer, die in der lezten pariser Revolution gefallen waren: in Paris hatte man nicht mit Kartätschen und Granaten auf das wehrlose Volk geschossen.

Der Abend des 19. März.

Noch zogen die Regimenter zu den Thoren hinaus, auf die benachbarten Dörfer, andere in ihre Kasernen. Eine Kompagnie des zweiten Garderegiments rückte vom Zeughaus die Linden hinauf und die Trompeten klangen. Auch hier wurde Schweigen vom Volk verlangt und die Trompeten verstummten.

Da zog eine lange Schaar von Menschen heran, in der Mitte sieben Bahren mit unverdeckt liegenden Leichen, die mit Kränzen und Immergrün geschmückt waren. Entblößten Hauptes folgten Tausende. Das Militär mußte Halt machen, und die ganze Compagnie präsentirte, während man die Leichen vorbei trug, das Gewehr. So zog der Haufen nach dem Schloß, durch den Schloßhof

hindurch nach dem Schloßplaz, mit einem Todtengesang. Der Choral „Jesus meine Zuversicht“ wurde gesungen, wenigstens fünftausend Menschen stimmten ein. Es war eine Scene, die das tiefste Innerste erschütterte.

Der Choral verstummte, immer mehr Leichen wurden herein gebracht, während die sieben ersten Bahren unmittelbar unter dem Balkon des Königs aufgestellt wurden.

So weit man sehen konnte, stand Mann an Mann entblößten Hauptes und es erhob sich ein furchtbarer Ruf: „König heraus“! Er muß erscheinen, er muß die Leichen sehen! schrie es durcheinander.

Endlich zeigt sich der Graf Schwerin und mit ihm der Fürst Lichnowsky auf dem Schloßbalkon. Der erstere verlangt zu sprechen. Das Toben des Volks läßt ihn nicht zum Worte kommen. Beide hoffen, das tosende Meer werde sich zur Ruhe legen, sie trozen dem Geschrei, zehn Minuten und mehr verrinnen, sie müssen weichen und sie treten zurück in das Gemach.

Und auf's Neue beginnt schrecklicher, bedrohlicher der tausendstimmige Ruf nach dem König. Wieder vergehen zehn Minuten. Die Thüre auf den Balkon öffnet sich, es ist nicht der König, es ist abermals Lichnowsky.

Er winkt mit der Hand, noch einmal, zum drittenmal. Er will dem Volk mit der Hand zu erkennen geben, daß der König in Kurzem erscheinen werde. Das Volk versteht ihn, und der König erscheint.

Er tritt heraus auf den Balkon, an der Hand die Königin. Sie ist in tiefe Trauer gehüllt, ein Bild schmerzvollsten Leidens. Dem Königspaar folgen Arnim und Schwerin, der General Nostiz und der Oberbürgermeister Krausnick.

Da steht der Monarch und die Monarchin — mit welchen Gefühlen? — Man hält ihnen die bekränzten Leichen hoch entgegen, die Blumen und Zweige, womit man schonend die gräßlichen Wunden zugedeckt hatte, werden aufgehoben, sie liegen in ihren Wunden entblößt.

Es war verabredet, daß dem König, wenn er sich zeige, das gewöhnliche Hoch dießmal nicht gebracht werde. Dennoch werden im Hintergrund zahlreiche Lebehochs laut, es sind Bourgeoisierufe. Sie werden übertönt aus der Mitte und dem Vordergrund durch

wildes Wuth- und Rachegeschrei; drohende Fäuste, Knittel erheben sich, von sehnigten Armen geschwungen.

Der König winkt um Ruhe, vergebens. Die Königin ringt die Hände und fleht um Stille.

Die Wuth wendet sich zunächst gegen den Oberbürgermeister Krausnick, der die Interessen der Bürgerschaft während der Tage der Gefahr nicht eben energisch wahrgenommen hatte. Der König gibt ihm einen Wink und er verschwindet vom Balkon.

Der König versucht zu sprechen. „Sie haben mir vor einer Stunde das Versprechen gegeben", hebt er an. Stürmisches Rufen unterbricht ihn. Er versucht zum zweiten-, zum drittenmal zu reden. Das Rufen wird zum Geschrei, es ist der Ausdruck des Volksgeistes, der, lange gereizt, weniger Rache, als Genugthuung fordert.

Zum vierten-, zum fünftenmale beginnt der König seine Ansprache. Der Sturm, der unten im Volke braust, läßt ihn nicht weiter reden, es wird verlangt, daß er in den Schloßhof herabsteige und den gefallenen Söhnen des Vaterlands seine Achtung bezeuge.

Der Thron wankt in diesem Sturm mehr als zuvor. Das absolute Königthum beugt sich nicht bloß vor dem Volk, es demüthigt sich auf's Tiefste vor demselben.

Das war der Augenblick, in welchem sich Preußen's Geschick, ja das Geschick Deutschlands, gewissermaaßen selbst Europas, für längere Zeit entschied. Von diesem Augenblick an schreibt sich das Unglück der Sache des deutschen Volkes.

Wer einen König wie Friedrich Wilhelm IV. so tief demüthigt, der muß, wenn er Verstand hat, dabei nicht stehen bleiben, sondern weiter gehen, die Bewegung muß den Thron überfluthen. Der so gedemüthigte König konnte nicht — denn er war ein Mensch und kein Gott — von nun an dem Volk und seiner Sache zugethan seyn, ohne immer wieder das Schwerdt zu fühlen, das in diesem Augenblick durch sein Herz ging.

Der König, sichtbar tief bewegt, winkt schmerzlich mit der Hand, er tritt mit der Königin in das Gemach zurück, er steigt, die Königin am Arm, in den Schloßhof hinab. Er entblöst das Haupt vor den granatenzerrissenen Todten, deren Wunden gräßlich aufgedeckt, offen liegen, mitten unter Blumen und grünen Zweigen. Die Königin

fällt in Ohnmacht. Ohnmächtig muß sie in's Schloß zurückgetragen werden. Harte Worte der Erbitterung sollen gefallen seyn, die des Königs Ohr galten. Was mag er in der Seele mit in's Schloß genommen haben?

Der Graf Schwerin erschien auf's Neue auf dem Balkon mit dem Grafen von Arnim, da sich wieder wildes Geschrei erhob. Graf Arnim fragte, was man weiter wolle? Auf den Schultern hob das Volk einen jungen Mann empor. Der erklärte mit weithin hörbarer Stimme: „Das Volk verlangt vor allen Dingen Waffen, damit es sich vertheidigen kann und nicht mehr wehrlos gemordet wird. Das Volk verlangt ferner, daß der Prinz von Preußen, der Haupturheber des Blutvergießens, der Nachfolge auf den Thron entsage".

Bei diesen Worten verbeugte sich der Minister und entfernte sich vom Balkon.

Graf Schwerin versuchte zu sprechen. Diesem Herrn hat die Natur die Volksberedtsamkeit versagt. Man konnte nur mit Mühe durch das Getöse hindurch die Worte von ihm vernehmen, die beschwerlich verschränkten Worte, wenn man nunmehr die Ruhe nicht erhielte, und sich nach Hause begäbe, mache man den Männern, die der König so eben berufen habe, die Verfassung auf den freisinnigsten und breitesten Grundlagen zu entwerfen, die Erfüllung ihrer Aufgabe unmöglich.

Die Leichen wurden noch einmal durch's Schloß getragen, und dann nach der Werder'schen Kirche.

Auf eine am Vormittag herumgesandte Einladung waren indessen die Bürger zahlreich im Lustgarten erschienen. Der König trat auf einem andern Balkon zu ihnen heraus, auf einer andern Seite des Schlosses, und verkündete mit lauter Stimme: „Ich lege die Bewachung und die Sicherheit Berlin's in die Hände der Bürger. Ich vertraue ihnen auch mein Leben und meine Sicherheit; wollen sie sich dazu bewaffnen, so sollen ihnen die Militär-Waffenvorräthe sofort ausgeliefert werden".

Gleich darauf traten die Grafen Schwerin und Arnim unter die Bürger, und führten den langen Zug nach dem Zeughause, wo die Bezirksvorsteher die Bürger von den übrigen Personen sonderten, und die ersteren aus dem Staatszeughaus mit Waffen versehen wurden.

Inzwischen waren, auf großen Bogen gedruckt, die Namen der neuen Minister unter das Volk vertheilt worden, es verbreitete sich unter der Bourgeoisie eine wahre Zufriedenheit. Der Bürger zeigte sich sehr versöhnlich, durch des Königs ausgesprochenes volles Vertrauen zu seinen Bürgern ganz gewonnen. Die Bourgeoisie war wieder plötzlich und mehr als zuvor „die fanatische Garde des Preußenthums mit Gott für den König". „Wer nun, hörte man solche Bürgerwehrmänner sagen, unserem König nur ein Haar krümmen wollte, dem schlagen wir die Knochen entzwei".

Auch das Gewoge der Volkshaufen nahm ab; ein heftig herabströmender Regen trieb Viele nach Hause. Die Bürger kehrten bewaffnet auf die Straße zurück, lösten das Militär von den Wachen ab, und stellten zahlreiche Posten auf. In den fernen Stadtgegenden, wohin diese Nachrichten erst spät kamen, namentlich in der Frankfurter Vorstadt, dauerte der Kampf noch lange fort. Erst als das Volk die Bewaffnung der Bürger aus dem Zeughaus sah, und wie sie statt des Militärs mit der Cigarre im Mund im Schlosse Schildwache standen, legte sich der Grimm etwas, und Abends, bei der Beleuchtung der Stadt, war anscheinend der Jubel allgemein: nur vor dem Hause des Oberbürgermeisters Krausnick wurde ein Sterbechoral angestimmt.

Da kamen die nach Spandau abgeführten Gefangenen in die Stadt zurück.

Bis vier Uhr Morgens von Mitternacht an waren sie im Hofe des Kriegsministeriums scharf bewacht worden. Dann wurden sie, begleitet durch Soldaten des 31. Regiments, unter der Anführung des Generals von Thümen, nach Spandau gebracht. — Sie waren zu zwei und zwei zusammengebunden, die Arme auf den Rücken gefesselt. Auf dem Marsche wurde das 31. Regiment durch eine Abtheilung des 2. (Königs-) Regiments abgelöst. Nicht wie Menschen, nicht wie Verbrecher, ärger als eine Horde Vieh wurden sie von den Soldaten des 2. Regiments behandelt. Die Offiziere, statt die Soldaten zur Ordnung anzuhalten, spornten vielmehr die Wuth derselben noch an; besonders darin hervor that sich ein junges blondes Lieutenantchen. Todtmüde, vielfach vom Kampf her verwundet, wurden die Gefangenen mit den Kolben gestoßen, mit den Bajonnetten verwundet, in's Gesicht geschlagen. So mißhandelt,

mußten die Zusammengebundenen, im schnellsten Trabe, in Reihe und Glied zu Vieren, bis Spandau marschiren, und Viele derselben hatten sich schon zuvor seit 12 Stunden ohne Nahrung in Haft befunden.

In Charlottenburg und Spandau wurden sie von einzelnen Bewohnern auf das Aergste verhöhnt, und durch die so aufgemunterten Soldaten auf das Grausamste gepeinigt. Die lezte halbe Stunde mußten sie im Galopp zurücklegen. Menschen stürzten, es quoll ihnen das Blut aus den Augen, man stieß sie mit den Füßen und Bajonnetten und schleppte sie dem Zuge nach. Unterwegs machte sich ein Soldat den Spaß, sein Gewehr mitten in den Haufen der Gefangenen hinein abzuschießen. Vom Hauptmann erfolgte ein Tadel, sonst Nichts; denn der Soldat log, es habe Einer entfliehen wollen, entfliehen, gefesselt, umgeben von wüthenden Soldaten, mit scharf geladenen Gewehren und gespannten Hahnen, und escortirt durch eine Abtheilung Uhlanen!

Greise schlug man blutig, Kinder stieß man nieder, Männer trat man mit Füßen. Vier blieben todt unterwegs; darunter ein alter, ehrwürdig, mit eisgrauen Haaren.

In der Festung Spandau war man etwas menschlicher. Ein anderer Offizier des zweiten Regiments löste selbst die Bande der Gefangenen. Dann wurden sie in die Kasematten und Keller, in feuchte Löcher gesperrt, ohne einen andern Ruheplaz als den steinernen Fußboden, ohne Stroh. Vergebens flehten sie bei ihrer Ankunft gleich um einen Trunk Wassers oder um ein Stück trockenes Brod. Mit ironischer Höflichkeit erwiederte der Commandant, er sey auf so zahlreichen Besuch nicht vorbereitet gewesen, sie mußten dursten und hungern, zu sieben bis achthundert Menschen zusammengepreßt. Endlich bekamen sie Wasser — in Eimern, keinen Becher; um 12 Uhr ein Pfund grobes Brod.

So standen sie und lagen sie umher bis Abends 6 Uhr. Die Verwundeten wurden erst nach 12 Uhr untersucht. Die meisten Verwundungen waren, wie jezt zum Vorschein kam, den Gefangenen erst nach ihrer Verhaftung durch die Soldaten beigebracht worden. Bis auf Tausend hatte sich nach und nach die Anzahl der nach Spandau Verbrachten gemehrt. Die in der Nähe des königlichen Schlosses Gefangenen waren am scheußlichsten mißhandelt worden, Greisen

hatte man das Bajonnett in das Gesicht gestoßen, Knaben mit Kolben zu Boden geschlagen.

Um 6 Uhr Abends wurden sie je zu zehn hinaus gelassen. Man kündigte ihnen an, Seine Majestät halte die Gefangenen meist für Verführte, und habe sie darum amnestirt. Beim Rückweg müssen sie Spandau und Charlottenburg vermeiden: diese Bedingung werde durch die getroffenen militärischen Maaßregeln gefordert. Man fürchtete, die Mißhandelten, nahe an Tausend, möchten Rache nehmen am zweiten Regiment, das, verworfener als das zwölfte, jene undenkbaren Scheußlichkeiten an ihnen begangen hatte, und noch daselbst stand.

Die Erlösten kehrten über Moabit nach Berlin zurück, und sie trafen ein, 9 Uhr Abends, als eben die Straßen, selbst der Palast des russischen Botschafters, im Höhepunkt ihrer Beleuchtung strahlten. Sie protestirten gegen diese Art der Amnestie. Wir haben nichts verbrochen, riefen sie, wir verlangen für so viel Mißhandlungen eine andere Genugthuung. Möge sie darin bestehen, daß jeder die meuchelmörderische Soldateska, dieses zweite in Stettin garnisonirende Regiment, verachte, möge es für immer von dem Umgang mit den Gebildeten ausgeschlossen bleiben!

So beschämten diese Männer des Volkes diesen Auswurf des preußischen Heeres. Aber welches Geschrei der Rache und Wuth erregte diese Erzählung der Zurückgekehrten unter dem Volke Berlins, zumal der Anblick der Halbgemordeten! Wehe dem Offizier, dem Soldaten, der sich sehen ließ!

Dazu kamen die Erzählungen der einzelnen Grausamkeiten, die sich in Berlin die Soldaten erlaubt hatten. Den ganzen Mittag schon waren alle Gassen voll gewesen von zahllosen Neugierigen, welche die Hauptschaupläze des Kampfes betrachteten, und fast jeder hatte dem andern zu erzählen, wie preiswürdige, bewundernswerthe Thaten vom Volke geschehen waren, besonders von den Arbeitern mit den Eisenstangen, von den Studenten, von der Schüzengilde, aber auch von den Mordthaten, von den schnapsberauschten Unmenschlichkeiten der Soldaten.

Da wurde erzählt, wie sie überall, wo sie ein Haus erstürmt hatten, sich benahmen, als in einer mit Sturm genommenen und der Plünderung preisgegebenen Stadt; wie Gardeoffiziere viehisch

waren, das Gräßlichste gerade sie nicht bloß gestatteten, sondern geboten, wie Kinder mit Bajonnetten in der Wiege gespießt, wie Mädchen und Weiber aus den Fenstern geworfen wurden; wie in der Zeitungshalle den ruhigsten Bürgern Soldaten die Spizen der Seitengewehre auf die Brust sezten, vor dem Kampfe des 18., und schrieen: Sacré nom de Dieu, ich stoße dich Kanaille durch und durch! Und wie einer, im Begriff, auch den Herrn von Holtzendorf, einen ausgezeichneten Studenten voll Kopf und Herz, zu stechen, nur durch den Ruf des Lieutenants zurück gehalten wurde: Warte bis ich kommandire; wie selbst einer der Herren Schuzbeamten dem Militär vor der Zeitungshalle zurief: Ja, ja, das Wespennest da muß aufgehoben werden! — wie eben dieser von Holtzendorf aus dem Hause seiner Tante fort geschleppt, und, als die geleitenden Soldaten vom Volke bedrängt wurden, auf der Stelle, bloß um ihn nicht wieder frei zu lassen, niedergeschossen wurde, mitten durch's Herz. Man hatte lange genug in den höchsten Kreisen von „Schreiern und Literaten“ gesprochen. Die Unteroffiziere hatten es sich gemerkt. Auf diese war es besonders abgesehen. Die Doktoren sind eben die Kerls, die das Volk verhezen! fluchte einer in einem Haus der Friedrichsstraße über eine ohnmächtige junge Frau mit zwei kleinen Kindern hinein, und wer hörte nicht darin den Nachklang dessen, was die Commandirenden sprachen? Selbst in Häusern, in denen tiefste Ruhe war, wurden die schlafenden Bewohner durch Flintenschüsse aufgeschreckt, von einstürmenden Soldaten, wie in einem Haus in der Oberwallstraße, in welches sich ein Volkskämpfer geflüchtet hatte. Sie verfolgten ihn bis in den obersten Stock, mit dem Ruf: „schlagt ihn todt, schlagt ihn todt“! und nicht zufrieden, den Gefangenen im Hause sicher zu haben, schossen und stachen sie auf ihn ein auf dem Boden des Hauses, faßten den noch Athmenden an den Beinen und schlenderten ihn die Treppen hinunter, völlig todt langte er unten auf dem Flur an und wurde als Leiche vor der Thüre vier mitgefangenen Volksstreitern zum Tragen übergeben.

Solche Erzählungen von den brutalsten Rohheiten und Grausamkeiten des Militärs machten das Blut kochen; die Mäßigung des Volkes diesen gegenüber war um so bewun-

dernswerther, großartig, mitten in der Aufregung. Auch durch Anderes zeichnete sich das Volk vor dem Soldaten aus.

Soldaten hatten geplündert: während der ganzen Zeit hatte keine Hand aus dem Volk an fremdem Eigenthum sich vergriffen. An Dieben, die bei Eigenthumsentwendung ertappt wurden, war öffentlich auf der Straße Volksjustiz geübt worden. Es gab keinen Pöbel. Die Furcht des behäbigen Bürgers vor Excessen bewies sich als grundlos. In der Königstraße wurde an alle Läden geschrieben: „Schonet das Eigenthum"! An das Stadtgerichtsgebäude schrieb man: „Bürgergut". Selbst beabsichtigte Stürme auf die Wohnungen verhaßter Personen wurden von Männern des Volks verhindert. Nur an zweien wurden Beispiele einer warnenden Volksjustiz gegeben, die am Tage zuvor das Volk verrathen hatten.

Der königliche Hoflieferant, Handschuhmacher Wernicke, hatte drei Polen, als hätten sie Geld unter das Volk vertheilt, denuncirt und den Soldaten ausgeliefert. Alle seine Vorräthe wurden herausgetragen und verbrannt, Nichts wurde entwendet, das Haus verwüstet. Das geschah unter den Linden. An der Ecke der Königs- und Heiligengeiststraße wurde das zweite Strafbeispiel an einem Volksverräther vollstreckt. Es war ein Herr von Preuß, ein Gensdarmeriemajor außer Dienst. Der hatte zwanzig unbewaffnete junge Leute, meist Studenten, durch das Versprechen, ihnen Waffen zu liefern, in sein Haus gelockt, am Abend des Kampfes. Dann schloß er sie im obern Theile des Hauses ein und ließ die Soldaten hinauf rufen. Dem größern Theil der jungen Leute glückte es, durch Hülfe der Frauen und Mädchen im Hause, sich vom Dach aus zu retten und durch andere Wege, unversehrt, einige nur mit schweren Verwundungen zu entkommen, sechs wurden von den Soldaten mit Bajonnetten und Kolben ermordet. Der elende Verräther war entflohen, sonst wäre er, als Opfer seiner Verrätherei an der Volkssache, wahrscheinlich gräßlich unter den Händen des Volkes gefallen. So wurde nur sein Haus gestürmt. Alle Möbeln und sonstige Geräthschaften wurden zu den Fenstern hinaus auf die Straße geworfen, selbst das Silberzeug, und hier wurde alles auf einem großen Scheiterhaufen verbrannt, nicht eines Kreuzers Werth entwendet.

Größer war die Verbitterung des Volkes gegen den Prinzen von Preußen, gegen seinen Palast war der Hauptandrang am

Abend des 19. Zahllose Menschenhaufen umschwärmten ihn. Man konnte hier die fabelhaftesten Gerüchte in Bezug auf Vergangenheit und Zukunft hören. Eine starke Abtheilung der Berliner Schüzengilde, Studenten und Bürgerwehr beschüzten den Palast. Volkshände schwangen die Brandfackeln. Die Volksrache forderte die Zerstörung des Palastes.

Einer aus dem Volk, ein Maurergeselle, trat auf und bedeutete das Volk, daß hart an den Palast, hinten, die Staatsbibliothek anstoße, und daß durch die Flammen des prinzlichen Baues auch diese ergriffen werden, und sie mit ihren unersezlichen Schäzen der Wissenschaft unrettbar zu Grund gehen müßte.

So löschte das Volk die Brandfackeln, ein Maler stieg auf eine Leiter und schrieb an Wand und Thüren: „Eigenthum der Nation“. Auf das Dach und den Balkon wurde die deutsche Fahne gesteckt. Auch wirkte, daß man ausstreute, der Prinz von Preußen habe sein Hotel, mit allem, was darum und darin sey, als Entschädigung für die Hinterbliebenen der gefallenen Volkskämpfer hergegeben.

Schon Vormittags waren bei mehreren Gewerbtreibenden und Handwerkern, welche Hoflieferanten des Prinzen von Preußen waren, die Aushängeschilder zerstört worden, während die mit den Namen des Königs und anderer Prinzen vollständig verschont blieben.

Gegen die zwei andern Brüder des Königs, besonders gegen den jüngsten Bruder desselben, den Prinzen Albrecht, war die Stimmung des Volkes günstig.

Der Prinz Karl hatte früher keinen guten Klang im Volke gehabt. Seine politischen Ansichten schienen volksfeindlich. In jenen ernsten Stunden der Nacht vom 18. auf den 19., als der König die zweite Abordnung der Bürger nicht annahm, als die Minister unnahbar sich zeigten, da hatte Prinz Karl den Bürgern versprochen, den Vermittler zwischen dem König und den Stadtverordneten zu machen, und er hatte es versucht, obwohl ohne Erfolg. Das rechnete ihm das Volk hoch an.

Vom Prinzen Albrecht erzählte man sich im Volke, daß seine Leute seinen Pallast nach dem Beginn des Kampfes dem Volke geöffnet haben, Speise und Trank seyen den Kämpfern des Volkes gereicht, eiserne Gitterstäbe und andere Dinge zur Wehr verabfolgt worden.

Waffen, habe man gesagt, könne man nicht geben, aber auch nicht hindern, daß das Volk sie nehme. Das nüzte dem Prinzen sehr in den Augen des Volkes.

Die Prinzen des königlichen Hauses — so wird aus Berlin behauptet — waren nicht eins unter sich. Für's Volk war keiner. Um zusammen, einer mit den Andern, gegen das Volk zu seyn, dazu waren sie zu wenig ein Sinn und ein Herz. Man sagt, von den Prinzen habe jeder für sich Partei gemacht, jeder habe seine eigenen Gedanken und seine eigenen Plane gehabt und verfolgt, je nachdem er Hoffnung oder Furcht in Betreff der Dinge hatte, die da kommen möchten. Keiner, heißt es, habe dem andern offen vertraut, ja das gegenseitige Mißtrauen sey sichtbar gewesen. Jeder habe von seinen Regierungsanlagen groß gedacht, weniger groß von denen des andern. Die Damen haben eine nicht geringe Rolle in dieser Politik gespielt, und diese namentlich haben sich gegenseitig bekämpft und sich entgegen gearbeitet, dadurch der Sache des Königthums geschadet, während sie den Glauben und den Schein hatten, für die Sache der Monarchie zu arbeiten. So waren die bedeutendsten Personen im Schloß sich selbst nicht Freund, sondern theilweise sogar Feind, und darum in den Stunden der Gefahr nicht stark genug gegen die neue Macht, in der sie ihren gemeinschaftlichen Feind sahen, gegen das zum Bewußtseyn gekommene Volk.

Eine vollendete Rathlosigkeit offenbarte sich auch in der Zusammensezung des neuen Ministeriums.

Graf Arnim, der es zu bilden hatte, war weder der Mann des Volkes noch des Augenblickes. Deutschland, Europa wußten, das war der Mann, dessen Polizei-Despotismus, dessen Freiheits- und Volksfeindschaft von der öffentlichen Meinung gebrandmarkt waren, seit er Itzstein und Hecker aus Berlin ausgewiesen hatte; das war der Mann, der früher die rheinische Zeitung, das einzige bis auf einen gewissen Grad freisinnige Blatt der preußischen Staaten, verboten hatte; der durch seinen Aenderungsantrag der Adresse des ersten vereinigten Landtags alle patriotische Kraft, das Mark, ausgezogen hatte, und oben wie unten in Deutschland als Förderer und Diener des Despotismus bekannt war. Und dieser Mann sollte jezt an der Spize der neuen Regierung stehen. Graf Schwerin und von Auerswald — waren das Karaktere, wie sie die Stunde

verlangte? Köpfe, in diesem Sturm zu leiten und zu genügen? Es waren nicht halbe, es waren kaum Drittelspopularitäten, sie hatten sich auf dem vereinigten Landtag in den wichtigsten Fragen unentschlossen, hemmend, der Volkssache nachtheilig und der Krone einseitig ergeben gezeigt. Wenn Preußen jezt seine Stellung begriff, so war es die Vorhut Deutschlands, aber Männer gehörten an die Spize, die einen deutschen Namen, einen zeitgemäßen Geist und entschlossenen Karakter hatten.

Wohl glänzten die Hotels aller Minister und Höflinge in brillanter, festlicher Beleuchtung, besonders auch die der gestürzten, von Thile's, Eichhorns, Bodelschwinghs; wohl war das Freudenschießen in der Stadt so lebhaft bis Mitternacht, daß man hätte glauben können, der Kampf daure noch fort: Aber die Stadt selbst rauschte von Waffenklang und kriegerischer Bewegung wie ein Feldlager. Durch alle Gassen wogten Bewaffnete, und durch die Freudenzeichen hindurch erkannte das schärfere Auge die Blicke des Argwohns, die kampfgerüstete Hand, die mißtrauisch am Schwerdte lag, um die Schlacht zu erneuern, falls Miene gemacht würde, dem Volke nicht in Allem Wort zu halten. Das Schloß selbst „glich mehr einem Bivouack, als dem Hoflager eines mächtigen Herrn.“ Der Prinz von Preußen, der Thronfolger, hatte mit den abziehenden Soldaten Berlin verlassen, er war flüchtig, die Staatszeitung meldete noch am 19. Abends seine Abreise nach England. Der Hof, das Ministerium, er selbst hatte das für nöthig gefunden, entweder blos, weil man für ihn fürchtete, oder wie Andere meinen, um Alles auf ihn äußersten Falls schieben zu können.

Der König selbst hatte noch heimlich Soldaten im Schloß. Als der Kampf in der Nacht vom 18. auf den 19. sich seinem Ende zuneigte und man bereits übersehen konnte, daß bei der Erschöpfung und Aushungerung des durch das Volk zum Theil abgeschnittenen Militärs eine Fortsezung desselben nicht werde möglich werden, hatten sich 800 Mann vom Kaiser-Franz-Grenadier-Regiment in die oberen Stockwerke und auf den Boden des Schlosses zurückgezogen, um dort zum Schuze des Königs zu verbleiben, und sich für ihn zu opfern, falls ihm irgend welche Unbill vom Volke sollte angethan werden.

Der 20. März.

So kam der Montag. Noch saßen viele politisch Angeklagte in den Gefängnissen, darunter auch neunzig von dem lezten großen Polenprozeß her. Das Volk verlangte allgemeine Amnestie: Wem es auf der Straße einfiel, der war Deputation, der gieng gerade in die Säle des Schlosses, verhandelte mit den Ministern, brachte Forderungen an den König — so sagt ein Augenzeuge. Der König bewilligte eine allgemeine Amnestie.

Am Morgen des 20. März wurde sie bekannt gemacht. Gestern, erklärte der König, habe ich bereits ausgesprochen, daß ich in meinem Herzen vergeben und vergessen habe. Damit aber kein Zweifel darüber bleibe, daß ich mein ganzes Volk mit diesem Vergeben umfaßt habe, und weil ich die neu anbrechende große Zukunft unseres Vaterlandes nicht durch schmerzliche Rückblicke getrübt wissen will, verkünde ich hiemit Vergebung allen denen, die wegen politischer oder durch die Presse verübter Vergehen und Verbrechen angeklagt oder verurtheilt worden sind.

Die Amnestie wurde sofort bei den gefangenen Polen vollzogen. Gegen 1 Uhr Mittags verfügte sich der Staatsanwalt des Kammergerichts nach dem Staatsgefängniß, um den dort verhafteten Polen ihre Freiheit und Wiedereinsezung in Alles zu verkünden, unter ungeheurem Zulauf des Volkes. Mieroslawski und Liebelt bestiegen einen bereitstehenden Wagen mit sechs andern Polen, jubelnd spannte das Volk die Pferde aus und zog ihn durch das Neuthor im Triumphe nach dem Schlosse. Vor den Fenstern des Königs wurde gehalten, nach langem Jubelruf erschien der König auf dem Balkon und grüßte dreimal durch Bewegungen und durch Abnahme seiner Feldmüze das Volk, sichtlich erfreut. Graf Schwerin sprach vom Balkon herab zu den Polen, der König vertraue zu ihnen, nachdem sie gesehen, wie man in Preußen die politischen Gefangenen behandle, werden sie sich auch an Preußen und dessen Königshaus anschließen. Die Polen antworteten zusichernd unter den Lebehochs des Volkes. Das leztere freute es, daß selbst der Generallieutenant von Neumann, der neben dem König stand, in bürgerlicher Tracht erschien.

Vom Schlosse gieng der Zug in die Brüderstraße weiter durch die Stadt. Man hatte die befreiten Polen bekränzt und ihnen polnische und deutsche Fahnen in die Hände gegeben. Wie schon zuvor, auf dem Weg nach dem Schloß, so hielt auch jezt der Zug an mehreren Stellen, und Liebelt sprach begeistert zu dem Volke; unter anderm sagte er: „Wir danken Euch, daß Ihr uns nach zweijähriger Haft habt befreien helfen. Unser Dank mag sich darin beweisen, daß künftig Polen und Preußen Ein Volk sey, sich schüzend gegen den Nachbar Rußland.“

Sie erließen gleich darauf eine Dankadresse an das Berliner Volk, das ihnen ihre Freiheit bei dem König ausgewirkt habe. Der Akt der königlichen Gnade, hieß es weiter, ist zugleich ein Akt der Gerechtigkeit. Nachdem sich das Blatt der europäischen Politik auf einmal so wunderbar gewendet hat, nachdem ganz Deutschland den Ruf für die nationale Einheit eines großen, freien und mächtigen deutschen Vaterlands in allen deutschen Gauen hat laut erschallen lassen; so konnte auch in dem verurtheilten Polen ein Bestreben, für ein einiges, unabhängiges und freies polnisches Vaterland zu wirken, nicht mehr als Landesverrath angesehen und geahndet werden. Der gesunde Sinn des Volkes sieht die Dinge und beurtheilt sie besser als die Weisheit der Politik. Ihr fühlt es, Bürger Berlins, daß nicht nur die Zeit gekommen ist, in welcher die verhängnißvolle That der Theilung Polens wieder gesühnt werden mußte, sondern daß die Zeit auch gebietet, daß zur Sicherstellung eines freien Deutschlands ein unabhängiges Polen als Vormauer gegen den Drang der Asiaten errichtet werden muß. Es ist der mächtige Finger Gottes, der in die Geschicke der Völker heute sichtlich eingegriffen hat. Möchte Preußen's neu constituirte liberale Regierung auch die Initiative zur Befreiung Polens ergreifen, und die Herzen aller Polen würden ihr entgegen fliegen! Deutsche und Polen würden sich, wie es hier geschehen, so überall brüderlich in die Arme fallen und der Friede Europas nach Wiederherstellung Polens auf immer gesichert seyn! —

Die Straßen Berlin's hallten wieder von den Lebehochs auf die Freiheit Deutschlands und Polens.

Schon am 19. waren an sehr vielen Straßenecken und Privathäusern metallene Schüsseln aufgestellt, mit einem Zettel versehen:

„Für die am 18. März Verwundeten". Viele der Schüsseln sah man nach wenigen Stunden vollauf gefüllt mit Geld. Neben Silbergroschen sah man doppelte Louisd'or liegen. Die Beiträge gingen immer reichlicher ein, von Wohlhabenden, mehr noch von armen Leuten. Um den ärmeren Klassen der Stadt, besonders den Barrikadenkämpfern, bei der Stockung des Verkehrs Erleichterung zu schaffen, beschloß die Regierung zweierlei, daß die Pfänder, die um fünf Thaler und weniger beim königlichen Leihamt versezt waren, unentgeldlich zurückgegeben wurden, und daß keine gerichtliche Exekution statt haben sollte, bis wieder ein geregelter Verkehr eingetreten wäre. Es waren Geschenke des Landes an die tapfern, aber armen Streiter des Volkes in der Hauptstadt. Die Pfandeinlösung forderte dritthalb Millionen Thaler: so groß war die Noth. Auch die Miethesteuerreste, die rückständigen Schul- und Strafgelder wurden erlassen.

Ohne irgend eine Unruhe verging der Tag und die Nacht kam. Die Stunden der Nacht waren vorgerückt, da scholl Feuerlärm über die schlafende Stadt hin. Bald verbreitete sich die Nachricht, dieser Lärm sey nur ein Nothzeichen, um die Bürger aus dem Schlaf zu wecken, da der Prinz von Preußen mit dem Militär gegen die Stadt heranrücke.

Frauen, Kinder wie Männer waren in zehn Minuten auf den Straßen und viele Barrikaden schnell wieder hergestellt. Es war eine über alle Beschreibung fieberhafte Aufregung. Reitende Boten flogen durch die Stadt. Alles griff zu den Waffen. Es gelang, die Falschheit des Gerüchtes darzuthun, aber mit Mühe wurde die Aufregung gedämpft. Erst am Morgen wurden die Barrikaden weggeräumt.

Die Polizei verhaftete einige Franzosen und Polen, ihnen wollte man aufbürden, sie haben diese Aufregung in böswilliger Absicht künstlich erzeugt. Man hätte gar zu gern glauben gemacht, es liegen der neuesten Bewegung geheime und ganz andere Triebfedern zu Grund, als die natürlichen, die am Tag lagen und mehr als genügten. Ja, man wechselte Blicke und Reden, als müsse, wer auf einen tieferen Einblick Anspruch mache, davon überzeugt seyn.

Im Volke dagegen blieben Argwohn und Furcht vor dem Militär, vor dem Prinzen von Preußen, vor Rußland, so lange bis

man die Gewißheit des Gegentheils hatte. Während man auf Seiten des Hofes französische und polnische Emissäre in der Bewegung zu sehen sich Mühe gab, wurde auf der andern Seite die Vermuthung lautbar, russisches Geld habe am 18. März die Erbitterung unter dem Volke genährt und zum Angriff gereizt. Selbst Politiker waren von dem Glauben durchdrungen, russisches Geld reize das Volk auf, russischer Einfluß heze am Hof, die russischen Reserven seyen im Zusammenhang damit einberufen, es gelte gegen Deutschland, und der König von Preußen sey das Schlachtopfer der russischen Politik.*)

Die Furcht war im Volk, die Russen seyen herbeigerufen, und mit ihrer Hülfe und den gesammelten und durch Zuzüge verstärkten preußischen Regimentern wolle der Prinz von Preußen die neue Ordnung der Dinge wieder umzustürzen versuchen. Bald glaubte man ihn in Spandau, bald in Potsdam, bald der russischen Gränze zugeeilt.

Ganz ohne Grund war die Besorgniß des Volkes nicht. Es war, entweder von Berlin oder aus der Nähe, eine Estafette nach Rußland abgegangen. Selbst in Königsberg verbreitete sich bei der Ankunft derselben die Besorgniß, das Schreiben des Kuriers bringe die Aufforderung nach Rußland, russische Kriegsvölker in Preußen einrücken zu lassen, und der Oberpräsident sah sich bemüssigt, sein heiliges Wort öffentlich zu geben, daß er alle möglichen Mittel anwende, dieses Schreiben zurückzuhalten, nnd die Provinz Preußen vor einem Einmarsch fremder Truppen zu bewahren. Mir sind, sagte er, zwar bis jezt durchaus keine Nachrichten zugekommen, welche eine solche Maaßregel irgend befürchten lassen; ich schicke indessen einen Beamten nach der Gränze, um Nachrichten einzuziehen.**)

Diese Estafette, deren Abgang alsbald in Berlin bekannt wurde, war für das Volk jedenfalls beunruhigend und, selbst wenn sie das Unschuldigste enthielt, von Seiten des Absenders unvorsichtig. Die Stimmung und die Aeußerungen der Offiziere zu Potsdam und Spandau kamen dazu.

---

*) So ein Brief aus Berlin in der damals einflußreichen deutschen Zeitung.

**) Bekanntmachung des Oberpräsidenten Böttiger zu Königsberg vom 21. März 1848.

Es gab zwar Offiziere, alte wie junge, die von der begeisterten Tapferkeit des Volkes, durch die es sich als freiheitswürdig bewies, hingerissen waren. Oelze, Lieutenant in der dritten Artilleriebrigade, hatte den Muth und den Verstand, einen denkwürdigen, ihn stets ehrenden „Zuruf an seine Kameraden“ in die öffentlichen Blätter einrücken zu lassen, der charakteristische Stellen für den preußischen Offiziersgeist enthält.

„Meine Stimme ist schwach, sagte er, aber die Kraft der Wahrheit macht sie stark, und wird ihr die Gewalt der Ueberzeugung geben. Zeugniß will ich ablegen von dem herrlichen Benehmen unseres Volkes. Warum? Weil das Wort eines Offizjers, der zwar nicht Theil hatte am Kampf, dessen militärisches Gefühl aber auch tief gedemüthigt war, vielleicht Einfluß übt und dazu beiträgt, daß die Geister in der Ferne sich dem großen herrlichen Geist anschließen, der in Berlin den Sieg errungen hat, anstatt ihm unheilvoll entgegenzutreten. Als einziger Offizier in einem großen königlichen Gebäude zurückgeblieben, habe ich unangefochten in tiefster Ruhe unter dem Schuz desjenigen Volkes gelebt, das so eben den erbitterten Kampf gegen die Truppen ausgefochten hat, welche, treu den Grundsäzen, in welchen sie erzogen wurden, mit hingebender Tapferkeit ihre Pflicht zu erfüllen glaubten. Sicherheit und Ruhe überall in den Straßen, nirgends Polizei, nirgends Gensd'armen! — Das war keine Emente! — Das war der Sturm eines sich großartig erhebenden Volkes! — Was viele von uns als Knaben so begeistert geträumt, das wird jezt Wahrheit. Einst war das schwarz-roth-goldne Band in bedrohter Heimlichkeit begrüßt, jezt weht dasselbe hoch vom königlichen Schloß und aus jedem Hause. Das begeisterte Volk wogt durch die Straßen. Ist das etwa Kanaille? Weh uns, wenn wir versuchen sollten, dem Strome der Zeit entgegenzutreten! Sind wir nicht Söhne desselben Volkes? Haben wir eine andere Ehre als diese tapfern Bürger, die im ganzen deutschen Vaterlande sich erheben? Meine persönliche Demüthigung ist völlig aufgegangen in dem erhebenden Gefühl, daß jezt die größte Aera für unser deutsches Vaterland gekommen. O meine theuren Kameraden, laßt fahren den steifen, alten militärischen Dünkel! Helfen wir, jeder so viel an ihm ist, unserem theuren, heißgeliebten König über die Kluft zwischen Volk und Heer,

hinweg, die wir mit freudiger Hingebung ausfüllen können. Schließen wir uns dem Strome der Bewegung willig an, statt im ärgerlichen Zwange."

Selbst in Potsdam, in der Mutterstadt, wie man jezt sagte, der unseligen Soldateska, hier, wo kaum ein Horizont über den Militärstaat hinausreichte, und Alles und Jedes die Herrschaft des Systems verkündigte, äußerten sich Ehrenmänner in der Uniform in ähnlicher Weise. Einige Offiziere sollen mit Thränen nach Berlin marschirt, mit Verzweiflung zurückgekehrt seyn. Man sah einen Gardeoffizier und einen Republikaner zusammenstehen — eine erschütternde Scene! „Unser Eid, unsere Pflicht, unsere Ehre! Können wir treulos seyn, können wir eidbrüchig werden? Und gegen unsere Brüder, gegen unser Volk, dieser entsezliche Kampf! Wollte Gott, ich und mein Sohn wären vor der Barrikade gefallen"! — Solche Worte hörte man bei diesem Auftritt.

Aber solcher Offiziere von edler Natur war es nur eine kleine Zahl. Die anderen kochten vor Wuth nach Rache. In Potsdam Anwesende gaben die bestimmte Versicherung, daß die mit dem Prinzen von Preußen gleichgesinnten Offiziere den Plan haben, auf Berlin zu marschiren, den König, von dem sie in den unwürdigsten Ausdrücken sprechen, zu „befreien" — oder ihn zum Abdanken zu zwingen und einen der Prinzen auf den Thron zu erheben. So groß als die Erbitterung war die Verblendung, die in diesen Kreisen herrschte. Bei dem Jägerbataillon wurden an den Mann 100 scharfe Patronen ausgetheilt. Vierzehn Freiwillige traten muthig vor und erklärten: „Auf das Volk schießen wir nicht! Das Vaterland und Königthum werden wir gegen äußere und böswillige innere Feinde vertheidigen, aber nie gegen den wehrlosen, seine heiligen Rechte verfechtenden Bürger kämpfen". Die Sprecher, die zuerst vortraten, hießen Stengel, Riemann und Gehricke. Sie wurden sogleich entlassen.*)

Wo der Prinz von Preußen war, wußten die Meisten in Potsdam nicht. Die es wußten, hielten es geheim. Daß er nicht nach Italien gegangen war, darüber waren Alle einig.

Der Prinz von Preußen scheint wirklich geschwankt zu haben, ob es nicht das Beste sei, nach Osten zu gehen. In den ersten

*) Schreiben aus Potsdam vom 21. März in der W. Z. vom 24. März 1848.

Tagen war er in der Nähe Berlins. Da sich die Sachen so, wie geschah, gestalteten, soll ihm die strenge Weisung gegeben worden seyn, nicht nach Rußland zu gehen. Der Prinz schwankte zwischen Neapel und England. Am 23. März ging er über die preußische Gränze, um nach England zu reisen. In der Nacht vorher war er von Potsdam aus in Perleberg angekommen, auf Nebenwegen, bald zu Fuß, bald auf einer Art von Wagen, auf der man keinen Prinzen vermuthen konnte, in Civilkleidern und ohne Schnurrbart, den er schon zu Berlin am 19. Morgens sich abgenommen hatte. Perleberg hatte er glücklich passirt, als dort das Volk sich seiner bemächtigen wollte. Selbst auf der ersten mecklenburgischen Grenzstadt Grabow, wo er erkannt wurde, wich er der großen Volksaufregung aus, und fuhr nicht mit der Eisenbahn weiter, sondern zu Wagen. Seine Abreise nach England wie seine Ankunft daselbst wurden von der Regierung zu Berlin amtlich kundgethan. Zu dem Prediger Behrens in Quitzow, der ihn in's Geheime durch's Preußische weiter befördert hatte, äußerte der Prinz, er vermuthe am Beerdigungstag in Berlin einen neuen Aufstand. „Und dessen Gräuel, soll der Prinz gesagt haben, werden meine in Berlin getroffenen Maßregeln rechtfertigen".

Dieses Loos des Prinzen ergriff Manche tiefer. So, wurde gesagt, schätzte sich der Fürst noch glücklich, fliehend durch deutsche Lande, unerkannt das Exil zu erreichen, er, der noch wenige Tage vorher zum Generalgouverneur der Rheinlande ernannt war und das Ruder des Staates unerschütterlich fest in seiner Hand zu haben glaubte.

Der 21. März.

Es waren, um dem Volk zu genügen und Vertrauen zu zeigen, alle Reste von Truppen nach und nach aus der Stadt gezogen worden; einige freilich meinten, um sie draußen zu sammeln, für den Fall, daß gegen die Stadt voraussichtlich mit Erfolg etwas zu unternehmen wäre. Nur die im Schloß versteckten Achthundert waren noch in der Stadt. Die Mittel zu ihrem Unterhalt fingen

an auszugehen, und auf der Schloßwache, auf den Schloßhöfen standen zahlreich die Bürger in Waffen, zum Schuz ihres jezt doppelt von ihnen geliebten Königs. Das Mißtrauen, das rege geworden war, als wolle der Prinz von Preußen von Außen her die Stadt einnehmen, griff der König auf, um auch diese Grenadiere sicher aus der Stadt zu bringen.

Er gieng mit dem Prinzen Adelbert selbst auf die Schloßwache in der Nacht zu den Bürgern hinab; beide gaben ihr Wort, daß gegen die Stadt nichts Feindliches im Werke sey, der König wolle den Bürgern einen neuen Beweis geben, daß er seine Sicherheit ganz in die Hände des Volkes lege. Er erzählte offen, daß sich noch achthundert Grenadiere im Schlosse befinden, er wolle sie noch diese Nacht entlassen, und die Bürger mögen sie sicher aus der Stadt geleiten.

Die Bürger sahen darin, daß der König es wirklich wohl meine und eine frohe Zukunft bevorstehe. Unter dem Geleit von hundertfünfzig Bürgergarden zog lautlos und still das lezte Militär mit gesenktem Haupt aus dem Schloßportal und zur Stadt hinaus. Es geschah dieß Morgens 2 Uhr.

Was weiter in dieser Nacht in den innern Räumen des Schlosses besprochen und berathen wurde, mit welchen Gedanken der König diese Nacht in seinen Gemächern durchwachte: das sollte die Sonne des 21. März aufklären.

Es leben wohl Wenige, welche in diesen erregten Stunden der Nacht und der Frühe dem Könige nahe genug standen, so daß sie in seiner Seele lasen, oder daß er ihnen das Werden und Wachsen seiner geheimsten Gedanken verrathen hätte. Man hat in Süddeutschland dem König gewiß Unrecht gethan, wenn man voraussezte, er habe seine auffallendsten Schritte nur gethan, wie ein geschickter Künstler auf der Bühne seine Rollen spiele. Der König hatte so seine Inspirationen über Nacht in erhöhten Augenblicken des Gemüthes, und er glaubte an diese Inspirationen, vermöge des romantisch-religiösen Zuges in ihm, er glaubte an die Weihe seiner Person, und daran, daß Funken von Oben, schicksalvolle Gedanken aus einer höheren Welt herüber, sein königliches Herz und seinen königlichen Geist von Zeit zu Zeit berühren und entzünden.

Wenn Einer, so spricht wohl Herr von Radowitz aus der Seele des Königs heraus, und deutet den Gang der Gedanken an, die geheim in jener Nacht die Brust des Königs bewegten und zu einem raschen Entschlusse leiteten.

Das Volk hatte in den lezten Tagen Viel errungen, vom Königthum erzwungen. Ein großes freies Geschenk, sagt Radowitz, konnte der König Preußen und Deutschland noch machen aus dem Schaze seiner Machtvollkommenheit und seines aufopfernden, patriotischen Herzens.

Er konnte seinem Volke sagen: Auf, und laßt uns das Vaterland retten, das in Gefahr ist; laßt uns die Vorkämpfer von Deutschland seyn, wie im Befreiungskriege!

Und der deutschen Nation konnte er sagen: Hier bin ich mit meinem braven Volke, mit meinem tapfern Heere, das Vaterland bedarf unser, wir wollen zusammenstehen mit Deutschland gegen innere und äußere Feinde; Preußen und Deutschland haben nur eine und dieselbe Sache und sollen es auch künftig nur haben, „Preußen geht hinfort in Deutschland auf;“ deß zum Zeichen „stelle ich mich und mein Volk unter das ehrwürdige Banner des deutschen Reichs;“ denn ich will „die Wiedergeburt, die Gründung eines neuen Deutschlands“ und zu seinem Schuze „die Aufstellung eines allgemeinen deutschen volksthümlichen Bundesheeres“ und die Erklärung „der Neutralität Deutschlands.“

Dieses Aufgehen in Deutschland, diese völlige Hingabe an das gemeinsame Vaterland vor allem Volk jezt auszusprechen, das war der Entschluß in der Seele des Königs in dieser Nacht. Es sollte ein eben so bedeutender als ein durch keine äußere Nöthigung veranlaßter Schritt von ihm geschehen.*)

Um 9 Uhr Vormittags des 21. März erschien eine nicht unterzeichnete Kundgabe. Sie lautete also:

An die deutsche Nation!

„Eine neue glorreiche Geschichte hebt mit dem heutigen Tage für euch an. Ihr seid fortan wieder eine einige große Nation, stark,

*) Vergleiche die anonyme Flugschrift: Frankfurt und Berlin, ein Wort zur Verständigung (von Radowitz). 1848. Seite 8—9.

frei und mächtig im Herzen von Europa. Preußen's Friedrich Wilhelm IV. hat sich, im Vertrauen auf euren heldenmüthigen Beistand und eure geistige Wiedergeburt, zur Rettung Deutschlands an die Spize des Gesammt-Vaterlands gestellt. Ihr werdet ihn mit den alten ehrwürdigen Farben deutscher Nation noch heute zu Pferd in eurer Mitte erblicken. Heil und Segen dem konstitutionellen Fürsten, dem Führer des gesammten deutschen Volkes, dem neuen Könige der freien, wiedergeborenen, deutschen Nation!"

Der große Einfluß, den die Studenten auf die Bewegung der lezten Tage und durch ihren dargelegten Verstand und Muth, namentlich auf den Sieg des Volkes hatten, und auch dessen Unterordnung unter dieselben, ebenso die Hoffnung, diese Jugend am leichtesten zu entzünden und durch sie das Volk fortzureißen, — diese beiden Gründe bestimmten den Minister, Grafen von Schwerin, sich zunächst an die Studirenden zu wenden, um sie für den Gedanken und den Schritt des Königs vorzubereiten.

Er traf Studirende im Kastanienwalde, theils mit Exerzieren, theils mit Einüben des für diesen Zweck gedichteten und in der Frühe vertheilten Volksliedes beschäftigt. Er ließ sie in die Aula zusammenrufen. Sie stürmten mit den Waffen in der Hand herein.

Der Minister Schwerin, umgeben von den ebenfalls bewaffneten Professoren, Rektor Müller und Prorektor Hecker, sprach zu den Studirenden:

„Meine Herrn, ich halte es für meine Pflicht, die academische Jugend, welche sich in den lezten Tagen so thätig und tüchtig bewährt hat, bei Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung von den Maßregeln in Kenntniß zu sezen, welche Se. Majestät im Sinne des Fortschritts zu nehmen gedenkt. Se. Majestät wollen sich an die Spize des konstitutionellen Deutschlands stellen. Sie wollen die Freiheit unter dem Schuze der constitutionellen Monarchie nicht nur für Preußen, sondern für ganz Deutschland.

Sie haben daher auch die schleunige Bildung eines deutschen Parlaments anzubahnen beschlossen und werden sich auch hier an die Spize des Fortschritts stellen. Der König rechnet dabei auf den Schuz und Beistand seines treuen Volkes. Sind Sie nicht auch der Meinung, daß er es kann? — Der König wird demnächst, geschmückt

mit den deutschen Farben in den Straßen erscheinen und rechnet darauf, daß die academische Jugend sich um ihn schaaren werde. Meine Herrn, es lebe unser wahrhaft deutscher König! Meine Herrn, wir sind Sr. Majestät verantwortliche Minister, aber unsre Seele ist der König; der Fortschritt, die Freiheit sein Gedanke; für die Ausführung sind wir verantwortlich. Die Verantwortlichkeit der Minister hoch!"

Zu gleicher Zeit wurde eine königliche Kundgabe in den Straßen Berlins verbreitet, in welcher der König selbst sprach. Sie lautete:

An mein Volk und an die deutsche Nation!

Mit Vertrauen sprach der König vor fünfunddreißig Jahren in den Tagen hoher Gefahr zu seinem Volke, und sein Vertrauen ward nicht zu Schanden; der König, mit seinem Volke vereint, rettete Preußen und Deutschland von Schmach und Erniedrigung.

Mit Vertrauen spreche Ich heute, im Augenblicke, wo das Vaterland in höchster Gefahr schwebt, zu der deutschen Nation, unter dessen edelste Stämme mein Volk mit Stolz sich rechnen darf. Deutschland ist von innerer Gährung ergriffen und kann durch äußere Gefahr von mehr als einer Seite bedroht werden. Rettung aus dieser doppelten, dringenden Gefahr kann nur aus der innigsten Vereinigung der deutschen Fürsten und Völker unter einer Leitung hervorgehen.

Ich übernehme heute diese Leitung für die Tage der Gefahr. Mein Volk, das die Gefahr nicht scheut, wird Mich nicht verlassen, und Deutschland wird sich Mir mit Vertrauen anschließen. Ich habe heute die alten deutschen Farben angenommen und Mich und Mein Volk unter das ehrwürdige Banner des deutschen Reiches gestellt. Preußen geht fortan in Deutschland auf.

Als Mittel und gesezliches Organ, um im Vereine mit Meinem Volke zur Rettung und Beruhigung Deutschlands voranzugehen, bietet sich der auf den 2. April bereits einberufene Landtag dar. Ich beabsichtige in einer unverzüglich näher zu erwägenden Form, den Fürsten und Ständen Deutschlands die Gelegenheit zu eröffnen, mit Organen dieses Landtages zu einer gemeinschaftlichen Versammlung zusammenzutreten.

Die auf diese Weise zeitweilig sich bildende deutsche Ständeversammlung wird in gemeinsamer, freier Berathung das Erforderliche

in der gemeinsamen, inneren und äußeren Gefahr ohne Verzug vorkehren.

Was heute vor Allem Noth thut, ist

1) Aufstellung eines allgemeinen deutschen, volksthümlichen Bundesheeres,
2) bewaffnete Neutralitäts-Erklärung.

Solche vaterländische Rüstung und Erklärung werden Europa Achtung einflößen vor der Heiligkeit und Unverlezlichkeit des Gebietes deutscher Zunge und deutschen Namens. Nur Eintracht und Stärke vermögen heute den Frieden in unserem schönen, durch Handel und Gewerbe blühenden Gesammt-Vaterlande zu erhalten.

Gleichzeitig mit den Maßregeln zur Abwendung der augenblicklichen Gefahr wird die deutsche Ständeversammlung über die Wiedergeburt und Gründung eines neuen Deutschlands berathen, eines einigen, nicht einförmigen Deutschlands, einer Einheit in der Verschiedenheit, einer Einheit mit Freiheit.

Allgemeine Einführung wahrer constitutioneller Verfassungen, mit Verantwortlichkeit der Minister in allen Einzelstaaten, öffentliche und mündliche Rechtspflege, in Strafsachen auf Geschwornengerichte gestüzt, gleiche politische und bürgerliche Rechte für alle religiösen Glaubens-Bekenntnisse und eine wahrhaft volksthümliche, freisinnige Verwaltung werden allein solche höhere und innere Einheit zu bewirken und zu befestigen im Stande seyn.

Diese Kundgabe war von dem König selbst unterzeichnet, mit Gegenzeichnung der Minister.

Das zog viele Menschen nach dem Schloßhof. Sie verlangten den König zu sehen, um ihm ein Lebehoch zu bringen. Um 10 Uhr erschien der König auf dem Balkon des Schlosses, und rief den Bürgern zu, er werde sofort zu Pferd unter ihnen erscheinen. Es möge ihm Jemand eine dreifarbige deutsche Fahne bringen, damit er sie als sein Panier trage.

Herr Stieber, der bekannte Doktor, war schon zur Hand. Auf des Königs Wort sprang er eine Leiter in der Breiten Straße hinauf, ergriff eine dort aus den Fenstern wehende stattliche Fahne und überreichte sie dem König, der indeß auf dem Schloßhof an dem Eingang der Wendeltreppe erschienen war und zu Pferde hielt.

Der König trug die Uniform des ersten Garderegiments und den Helm, ein breites schwarz-roth-goldenes Band um den Arm

geschlungen. Der König ergriff die Fahne, und bat, es möchten ihn einige Männer des Volkes durch die Stadt geleiten. Er wolle mit seinem Volke reden.

Auf das ordnete sich ein Zug. Voran ritt der Kammergerichtsassessor Friedberg, jezt Kabinetsrath des Königs. Dann folgte der König auf der einen Seite von Stieber, auf der andern vom Stadtverordneten Kaufmann Gleich geführt. Der Bürgerschüze Krause trug die dreifarbige Fahne des Königs. Der Bezirksvorsteher Wolff machte dem Pferde des Königs Bahn. Hinter diesen folgten die Prinzen, drei Minister in Civil, einige Generale, der Polizei-Präsident, Stallmeister, Bediente, Gensdarmen, alle mit den deutschen Farben am Arm.

Im innern Schloßhof sprach der König: „Es ist keine Usurpation von mir, wenn ich mich zur Rettung der deutschen Freiheit und Einheit berufen fühle. Ich schwöre zu Gott, daß ich keine Fürsten vom Throne stoßen will, aber Deutschlands Freiheit und Einheit will ich schüzen; diese ist bedroht. Es hat sich plözlich in einigen Theilen von Deutschland Untreue gezeigt, nicht gegen mich — denn ich rede hier nicht von mir — sondern gegen Deutschland. Die deutsche Einheit und Freiheit muß geschirmt werden durch deutsche Treue. Soll Deutschland in diesem Augenblick nicht verloren gehen, so muß ich, als Deutschlands mächtigster Fürst, mich an die Spize der ganzen deutschen Bewegung sezen. Ich hoffe, alle Deutschen werden sich um mich schaaren. Ich schwöre es, ich will Nichts als das vereinigte Deutschland, auf den Grundlagen einer aufrichtigen constitutionellen deutschen Verfassung."

Die Umstehenden antworteten mit Freuderufen. Der Zug hatte Mühe vorwärts zu schreiten.

Der König hielt auf's Neue an dem Schloßplaz, und richtete ähnliche Worte an das Volk. Dann ging es die Schloßfreiheit entlang. Aus allen Fenstern wehten Tücher, der Jubel tönte stürmisch hinter dem König fort. An der Königswache hielt er vor den salutirenden Bürgern und sprach: „Ich sehe euch hier auf der Wache, ich kann es nicht genugsam in Worte kleiden, was ich euch danke — Glaubt es mir". Einer der Versammelten rief nun: „Es lebe der Kaiser von Deutschland!"

„Nicht doch, erwiederte der König unwillig, das will, das mag ich nicht".

Jezt ging der Zug bei der Blücherstatue vorbei, die Behrenstraße entlang und über die Linden zurück.

Während des Zuges sah man, wie auf dem Thurme des Schlosses die deutsche Fahne aufgezogen wurde. Ueberall hin sichtbar flaggte das Schwarz-Roth-Gold auf der Spize der preußischen Königsburg in die Lüfte.

Auf dem Umzug wurde dem König von allen Seiten zugerufen: „das Volk sey nicht gegen ihn, sondern gegen Diejenigen gewesen, die ihn getäuscht haben. Diese haben das Geschehene zu verantworten. Viele umdrängten den König, er reichte seine Hände fortdauernd zum Kuß und zum Händedruck. Auch Bittende drängten sich zu. Der König erkundigte sich nach den Namen, bewilligte auch sofort einige ihm mündlich vorgetragene Gnadengesuche.

An mehreren Orten, an denen die Schlacht gegen das Volk am heißesten geschlagen worden war, ließ sich der König von seinen beiden Führern einzelne Ereignisse der lezten Tage umständlich erzählen.

Auch die Königin wurde vielfach hoch gefeiert. In Arnim (nicht dem Grafen) und in Bornemann sahen Viele die volksthümlichsten Minister. An fünf verschiedenen Orten sprach der König in längerer Rede zum Volk.

An der Universität hielt der König länger, als anderswo. Drei Studirende trugen ihm das Reichsbanner voraus. Die Studenten, so viel ihrer da waren, standen vor der Universität in Reih und Glied unter den Waffen. Den beiden Führern derselben reichte der König die Hand. Dann sprach er, unfern des Denkmals Friedrichs des Großen, zu den Studirenden:

„Mein Herz schlägt hoch, daß es meine Hauptstadt ist, in der sich eine so kräftige Gesinnung bewährt hat. Der heutige Tag ist ein großer, unvergeßlicher, entscheidender. In ihnen, m. H., steckt eine große Zukunft, und wenn Sie in der Mitte oder am Ziele ihres Lebens zurückblicken auf dasselbe, so bleiben Sie doch ja des heutigen Tages eingedenk. Die Studirenden machen den größten Eindruck auf das Volk und das Volk auf die Studirenden. Ich trage Farben, die nicht mein sind, aber ich will damit Nichts usurpiren, ich will keine Krone, keine Herrschaft, ich will Deutschlands Freiheit, Deutschlands Einigkeit, ich will Ordnung, das schwöre ich zu Gott (hier

erhob der König seine Rechte gen Himmel). Ich habe nur gethan, was in der deutschen Geschichte schon oft geschehen ist, daß mächtige Fürsten und Herzoge, wenn die Ordnung niedergetreten war, das Banner ergriffen und sich an die Spize des ganzen Volkes gestellt haben, und ich glaube, daß die Herzen der Fürsten mir entgegenschlagen und der Wille des Volkes mich unterstüzen werde. Merken Sie sich das, meine Herrn, schreiben Sie es auf, daß ich nichts usurpiren, nichts will, als deutsche Freiheit und Einheit. Sagen Sie es der abwesenden studirenden Jugend: es thut mir unendlich leid, daß sie nicht Alle da sind. Sagen Sie es Allen!"

„Friedrich Wilhelm hoch!" scholl ihm entgegen, die nicht sehr zahlreich anwesenden Studenten schlugen die Waffen an einander, das Volk warf die Hüte, an denen die deutschen Farben prangten, in die Höhe, und brach wieder in lang anhaltenden Jubel aus.

Besonders laut ertönte das Hurrah, als der König am Kölnischen Rathhause mit den Worten schloß:

„Bürger, ich weiß es wohl, daß ich nicht stark bin durch die Waffen meines gewiß starken und tapferen Heeres, daß ich nicht stark bin durch meinen gefüllten Schaz, sondern nur durch die Herzen und die Treue meines Volkes. Und nicht wahr, diese Herzen, diese Treue werdet ihr mir schenken! Ich schwöre es Euch, ich will nur das Gute für Euch und Deutschland."

An alle Wachen ritt der König heran und dankte für die ihm und der Stadt geleisteten mühevollen Dienste.

Im Schloß angelangt, lud der König seine Begleiter ein, mit herauf zu kommen, und sprach hier über die augenblicklichen Wünsche der Stadt noch viele schöne Worte.*)

Einer der Begleiter des Königs bemerkte ihm, mehrere Bürger seyen darüber unzufrieden, daß sie zwar Gewehre erhalten haben, aber in der ganzen Stadt keine Zündhütchen auftreiben können, die zu den Gewehren passen: daher sey die Stadt ohne hinreichenden Schuz. Jezt erst wurde befohlen, daß an die Bezirksvorsteher nicht nur passende Zündhütchen, sondern auch Pulver und Blei hinreichend ausgetheilt werden sollen.

---

*) Eigene Worte der hoffähigen Vossischen Zeitung.

Die Minister erklärten, es sey wohl einzusehen, daß von den Bürgern der schwere Wachdienst nicht für immer versehen werden könne. Aber der König wolle, um den Bürgern sein Vertrauen zu beweisen, nicht eher Militär behufs des Wachdienstes nach der Stadt zurückkehren lassen, bis die Bürger selbst darum bitten würden, und dann möchten die Soldaten mit den Bürgern zusammen die Wachen beziehen. Auch würde der König sehr gern die Wünsche der Bürgerschaft berücksichtigen, wenn dieselben irgend eine besondere Vorliebe für einzelne Truppentheile hätten.

So fein wurde jezt schon die Rückkehr des Militärs in die Stadt eingeleitet.

Der Stadtverordnete Gleich war „von dem Triumphzug und der Gemüthsbewegung" so erschöpft, daß er im Zimmer des Königs ohnmächtig wurde. Die Königin reichte ihm selbst mit eigener Hand Stärkungen dar, und sorgte für seine Pflege.

In dem Schlosse selbst, und zwar in den Zimmern der Herzogin von Mecklenburg, ließ der König einen großen Theil der Bürger auf das Beste verpflegen, welche am 18. „in dem Befreiungskampf" — so sprach man jezt allgemein — verwundet worden waren. Die Königin gab von ihrem eigenen Haushalte Betten und Kleidungsstücke zu diesem Behufe her, und ließ die Verwundeten aus ihrer eigenen Küche versorgen. Mehrere Militärärzte waren fortdauernd im Schlosse bei den Kranken. Die Königin besuchte die verwundeten Volkskämpfer täglich und sprach ihnen freundlich Trost zu. Die Schloßfrauen der Königin machten die Krankenwärterinnen. Es gewährte einen eigenthümlichen Anblick, die Betten dieser Kranken in den prächtigen Sälen des Schlosses stehen zu sehen, reihenweise unter den schönen und seltenen Marmorbildern alter und neuer Kunst.

Aber auch das Volk war zart, das Volk, das man vom Hof und von den Adelskreisen aus stets sonst mit dem Namen Pöbel bezeichnete; das Volk, von dem am 17. März noch der Telegraph von Berlin nach Cöln berichtete, der Pöbel sey in Trupps durch die Straßen Berlins gezogen.

Gerade das Volk, das an des Königs Seiten auf seinem Zug durch die Stadt den Polizeipräsidenten, die Bedienten und die Gensdarmen wie die Generale nicht gerne sah, und ihn selbst lieber in Civil als im Waffenrock und im Helm erblickt hätte — gerade

das Volk empfing ihn überall mit Vertrauen erwiederndem Jubel, mit solchem Ehrgefühl und mit dem feinen Takt, den es in den lezten Tagen bewiesen hatte, und durch den es die adelige Offiziere auf immer beschämt.

Es war am 18. gegen Abend gewesen, in der Hize des Barrikadenkampfs. Bürger und Arbeiter forderten auch in der Oranienburgerstraße die Oeffnung der Häuser und die Beleuchtung der Treppen, um von da aus gegen die anrückenden Truppen sich vertheidigen zu können. Eine Anzahl Arbeiter erzwingt die Oeffnung des Hauses Nr. 67, stürmt die Treppe hinauf und fordert die Oeffnung des durch einen dünnen Glasverschlag verschlossenen ersten Stockes. Kein Klingelschild gibt den Namen des Bewohners an. Sie klingeln einigemale, es wird nicht geöffnet, sie stoßen die Thüre ein. — Da erscheint ein alter Herr mit weißem Haar und freundlichem Wesen. Er ist erstaunt über den großen Besuch. Als er erfährt, was man will, drückt er sein Bedauern aus, daß man die friedliche Wohnung eines nur den Wissenschaften lebenden alten Mannes vielleicht zum Schauplaz kriegerischer Auftritte machen würde. „Wer sind Sie denn?“ fragt ein Mann aus der Mitte des Haufens. Bescheiden antwortet der alte Herr: „Ich heiße Humboldt“. — Wie, rief es: Sind Sie der berühmte Mann, Alexander von Humboldt? „Mein Name ist Alexander von Humboldt“ sagt der Greis. Augenblicklich entblößen Alle ihr Haupt, beklagen, daß kein Klingelschild den Besizer der Wohnung genannt habe, weil dann Niemand ihn belästigt hätte, und indem sie sich entfernen, machen sie den unten im Hause wohnenden Leuten Vorwürfe, daß man sie nicht benachrichtigt habe, wer da oben wohne.

Eine Ehrenbürgerwache stellten die Volkskämpfer vor das Haus Oranienstraße Nr. 67, und die dorthin Befehligten rechneten es sich zur Ehre, sie sprachen mit Stolz davon.

Solche Züge stellte das Volk auf als Gegenstücke zu dem, was sich das Militär und voran adelige Offiziere zu Schulden kommen ließen gegen wehrlose Frauen und Kinder in den genommenen Häusern Berlins, gegen Greise auf dem Wege nach Spandau.

Die „große Todtenfeier".

An jenem Tage und in jener Nacht, da das Volk sich so heldenmüthig gegen das Militär schlug, und wie Ein Mann für seine Sache stand, eine festgeschlossene Mauer vor dem Kugelregen, da waren Viele hingesunken, mehr als zu Paris, viel mehr als zu Wien, entweder todt oder verwundet. Manchen für's Volk geopferten hatte die nahestehende Liebe sogleich in's eigene oder in's freundliche Haus gebracht, und geeilt, die theuern Todten in Familienbegräbnissen oder sonst in der Nähe vorangegangener Familienglieder zu begraben. So waren einzeln 42 Opfer in der Stille bestattet worden von den Ihrigen, die ihnen, weinend und mit gehobenem Gefühl zugleich, als Siegern der Volkssache, den Lorbeer um die Schläfe und auf den Sarg ohne Geräusch legten. Die andern Verwundeten, Sterbenden und Todten waren zunächst in den Häusern volksfreundlicher Bürger hart an den verschiedenen Kampfplätzen selbst untergebracht worden. Von da wurden die Todten nach verschiedenen Kirchen zusammengetragen, damit die, deren Namen und Verhältnisse unbekannt waren, von den Ihren erkannt würden. Auf Veranlassung des Königs war eine Zahl sogar in einem Zimmer des Schlosses niedergelegt worden.

Die Leichen wurden gereinigt, sauber bekleidet und in stattliche, wohlverzierte Särge gelegt. In der Nacht vom Montag zum Dienstag (vom 20. auf den 21. März) wurden alle diese Särge nach der Kirche auf dem Gensdarmenmarkt gefahren. Vierzig Leichen wurden ohne Sarg hingeführt und getragen, in der Kürze der Zeit waren noch nicht für Alle die schönen Särge fertig geworden. Diese Leichen wurden in ihren ursprünglichen Kleidern auf einem Strohlager nebeneinander gebettet auf dem freien Raume vor dem Altar.

Noch während der König unter dem Reichsbanner seinen Triumphzug hielt, dauerte die langsame, stille, feierliche Fahrt der Wagen fort, welche die gefallenen Söhne und Töchter des Vaterlands nach der Kirche brachten. Einem Wagen mit sieben Leichen wurden die Pferde abgespannt und Bürger zogen ihn.

Es war ein Kontrast — besonders für den, der aus den dem König nachjubelnden Gassen unmittelbar hinweg und hineintrat in

die Kirche, in deren stillen Räumen die unerhörten Massen von Leichen und Särgen hart vor sein Auge gerückt lagen. Und um sie her die bewegte Trauer.

Die Liebe und Freundschaft hatten nicht gewartet, bis der Tag kam, um die Vermißten zu suchen unter den Todten. Noch in der Nacht waren sie hingeeilt in die erleuchtete Kirche, um zu sehen, ob der, den das Herz suchte, unter den Todten sey oder nicht.

Gegen Morgen — so erzählt ein Augenzeuge — entwickelte sich hier eine Reihe von Scenen, die auch die geschickteste Feder vergeblich zu beschreiben versuchen würde. Angstvolle Mütter, Gattinnen, Töchter, Bräute, Schwestern, Freundinnen, treten in die Kirche ein. Sie vermißten seit dem Kampf ihre Männer, ihre Söhne, ihre Väter, ihre Brüder, ihre Geliebten, ihre Freunde. Sie suchen unter den Todten. Sie gehen mit stieren trockenen Augen von Reihe zu Reihe. Endlich erkennen sie in dem dämmernden Morgenlicht, das noch mit den falben Strahlen des Mondes kämpft, die geliebten Züge. Ein Angstschrei, und sie stürzen Hände ringend neben den Todten nieder.

So lagen Lebendige unter den Todten. Von Minute zu Minute erneuerten sich diese Scenen, man fing zulezt an, sich daran zu gewöhnen. So sehr hatten die lezten Tage das Gefühl an das Schreckliche gewöhnt. Ganz Berlin war ja nur ein einziges großes Schlachtfeld gewesen. Ein junger Geistlicher, der im vollen Ornat neben den Leichen stand, war zulezt ganz erschöpft von dem mühevollen Werk der Tröstung. So gieng es an dieser Stätte den ganzen Dienstag hindurch.

In der Nacht vom Dienstag zum Mittwoch änderte sich die Scene. Bei Fackelschein waren Hunderte von Arbeitern beschäftigt, an der großen Freitreppe der Kirche, vor der mächtigen Säulenhalle derselben, einen gigantischen Trauerkatafalk zu errichten. Emsige Hände bekleideten denselben mit Trauerflor und lebendigem Grün, und am Morgen standen hier die Särge neben einander geschichtet.

Es hatte sich von selbst ein Ausschuß gebildet „zur Bestattung unserer Todten.“ So sprach man von den Gefallenen, in allen Kreisen der Gesellschaft, wenigstens öffentlich. Die Opfer unseres glorreichen Kampfes, die gefallenen Freiheitskämpfer, die Vaterlandsvertheidiger, die Helden der großen Tage — so wurden sie genannt, auf den Fahnen, in den Proklamationen, in den öffentlichen Reden,

in den Zeitungen ohne Unterschied der früheren Farbe, in Gedichten, durch den Mund des Königs, wie des Berliner Magistrats, durch die königlichen Hofprediger, wie durch die Stadtverordneten. *)

Daß sie zu ehren waren, die Todten, das fühlte Berlin. Warum sie zu ehren waren, wofür sie gefallen waren, das war den Meisten nur ein dunkles Gefühl, eine Ahnung. Wunderliche Gedanken tauchten in diesen Stunden in Berliner Köpfen auf. Mitten in dem gewaltigen Sturme des Geistes, der durch Europa gieng, der die Throne brechen oder wanken machte, der die Priester in's Dunkel scheuchte, daß sie sich nicht sehen ließen, der den Sieg einer neuen großen Idee für die Welt durch die Paläste und durch die Hütten brauste — mitten im Sturm dieses Geistes, verstanden die Berliner, wenige ausgenommen, nicht, was dieser Geist zu den Völkern sprach. Das preußische Ohr im Allgemeinen war für das Kommando eingeübt, aber nicht für Geisterstimmen.

Männer, die auf Geist Anspruch machten, waren so betäubt von dem Dröhnen, von dem Sausen und Brausen des Sturms der Zeit, der über ihre Häupter hingieng, daß sie, im Unverständniß desselben, rathlos mit dem Wort des Dichters riefen: „Hilft denn kein Beispiel der Geschichte mehr?" — Ja, sagten die Wissenschaftlichen, vielleicht hilft uns ein Blick in die Vergangenheit, die gegenwärtigen Revolutionszustände in Berlin bestimmter in ihrem Wesen und ihrer Bedeutung zu erkennen und dadurch einige Einsicht in die Möglichkeit ihrer Fortentwicklung zu gewinnen.

Die Aehnlichkeit mit den Freiheitskriegen ist auffallend, und selbst bei denen, die nicht gewohnt sind, sich auf solche Standpunkte der Ueberschau zu stellen, machte sich unbewußt darin geltend, daß die Ausdrücke des Lobes und der Anerkennung, womit die Gefallenen geehrt wurden, ganz dieselben wie nach jenen Kriegen sind.

Das Volk hat ein Gefühl von jener Aehnlichkeit.

Wie damals, wurde auch jezt nicht unmittelbar für die politische Freiheit gekämpft. Kein konstitutionelles Recht, wie in Frankreich, war zu erkämpfen oder zu vertheidigen. Beidemale griff der Bürger gegen die Unterdrückung ganz im Allgemeinen zu den Waffen,

---

*) Diese Thatsache ist in allen öffentlichen Blättern zu lesen, die in diesen Tagen in der preußischen Monarchie erschienen.

damals gegen die des fremden Feindes, jezt gegen die des innern. Damals stand die beleidigte Nationalität auf, jezt das beleidigte Bürgerthum. Die Berliner Revolution ist, wir dürfen das bittere Wort nicht scheuen, ein Bürgerkrieg, kein einfach politischer Kampf gewesen. Die Wirkungen sind aber beidemale über den ersten Horizont hinausgegangen.

Welche Stellung des Königs zum Volk, welche Widersprüche! Dieser Vergleich des jezigen Kampfs mit dem Freiheitskrieg giebt auch das Lösungswort des Räthsels. Das „Gesindel", die „Rebellen", deren Emeute durchaus unterdrückt werden mußte, werden öffentlich als Helden und Märtyrer der Sache proklamirt, an deren Spize man den König glaubt und begrüßt. Prinz Karl theilt an die Rebellen seine Jagdgewehre, Prinz Albrecht seinen Wein aus, der König endlich belobt die Bürgergarden, dieselben Leute, die seine Truppen niederschossen, wegen ihres herrlichen Benehmens. Und das Militär, die Garde vor Allen? — Sie äußert sich, vom Offizier bis zum Gemeinen, erbittert und feindlich gegen den König, dem sie die speziellste Treue geschworen hat. Die Stellung des Königs ist nur zu vergleichen mit der Lage im Anfang der Freiheitskriege, wo Schill ein Freiheitskämpfer und Rebell war, wo später der König die Freischaaren, die sich in Breslau sammelten, formell als Rebellen gegen seine Verbündeten betrachten mußte, während sie in der That seine Retter waren.

So sprachen in Berlin die Wissenschaftlichen, die Dialektiker.*)

Das, wofür das Volk, obgleich nur in dunklem Drang, in Wahrheit sich so geschlagen hatte, das erkannten sie nicht. Und das war das Hoheitsrecht des Volkes. Für dieses unveräußerliche Recht hatte es gekämpft, mit seinem Blute gesiegt. Den Ueberlebenden ziemte es, den Tod Derer anzuerkennen, die so edel in der Schlacht für die Hoheit des Volkes gestorben waren, die es nicht bei schönen Worten ließen, sondern zeigten, daß bei ihnen, wie bei den Söhnen der antiken Freiheit, Wort und That im Gleichgewicht war. Sie hatten die erste Probe gegeben, wie das Volk für seine Sache Leib und Leben opfern müsse, in der Ueberzeugung des alten Sazes, daß das wahre Wohl ächter Männer und Frauen auf der Freiheit,

*) Schreiben aus Berlin vom 21. März in der W. Z. vom 26. März.

die Freiheit aber auf der Tapferkeit beruhe, und daß ein rascher Tod im muthigen Kampfe besser sey, als Mißhandlung mit zaghaftem Dulden sich gefallen zu lassen.

Dem Hofe kam der Gedanke einer großen Todtenfeier nur willkommen. In der Erinnerung an Metternich's Wort, „daß solche Feste, wenn sie gut benuzt werden, Feste der Guten werden können", hoffte man auch die Todtenfeier für sich benüzen zu können.

In diesem Sinne brachten die Blätter Aufrufe zur Versöhnung. Der schöne Gedanke, daß der Tod versöhne, und daß die Todtenfeier ein Versöhnungsfest für alle Preußen werden könne, wurde benüzt, wurde politisch ausgebeutet.

Die Leichen, hieß es, des in den großen Märztagen gefallenen Militärs mit denen unserer Heldenbrüder möge ein Grab umfangen, und in Frieden verbunden mögen die beieinander ruhen, die ein unglückseliger Augenblick nicht sowohl durch Haß, als vielmehr durch Erfüllung auseinanderfallender Pflichten getrennt hatte. Denn, theure Mitbürger, nimmermehr könnet ihr ja verkennen, daß Diejenigen, die gegen euch zu fechten gezwungen waren, nichts als die Pflicht erfüllt haben, die ihre bisherige widerwärtige Stellung ihnen auferlegt hatte; ja, daß ihr selbst nicht einmal wünschen könnet, daß das Militär, mit Ausnahme der zu vermeidenden Excesse Einzelner, anders hätte handeln sollen. Die Soldaten, Söhne unseres gemeinsamen Vaterlandes, mußten den Befehlen ihrer Oberen Gehorsam leisten, und haben eure Verzeihung um so mehr verdient, mit je größerem Widerstreben sie gegen euch fochten, der schwersten Pflicht zu gehorchen. Ihr erkennt, daß, je tapferer auch sie die Ehre des Soldaten aufrecht zu erhalten sich bethätigt haben, um so mehr gerade sie beigetragen haben, euren Ruhm zu begründen und zu verherrlichen, indem Feiglinge und Eidbrüchige zu besiegen freilich leicht, aber auch ruhmlos ist. Also, liebe theure Mitbürger: „Versöhnung!" Versöhnung zunächst mit den Todten, um später auch die mit den Lebenden anzubahnen. —

So vorbereitet, erschien der Aufruf des Ausschusses für „Bestattung unserer Todten" an allen Straßenecken am Abend des 21. Er lautete: An alle Preußen. Bürger! Im Kriege ist jeder Bürger Soldat. Soldaten! Im Frieden ist jeder Soldat Bürger. Bürger und Soldaten! Umarmen wir uns als Brüder desselben Vaterlandes,

und erweisen unsern gefallenen Mitbrüdern gemeinschaftlich die lezte Ehre. Ein Friedhof umfasse die Leichen der Gefallenen, und ein einziger Trauerzug, Bürger und Soldaten Arm in Arm, sey ihr Geleite. Derselbe Frieden, der die Gefallenen im Grabe vereint, möge die Lebenden umschließen!

In dem Ausschuß saßen nicht die eigentlichen Volksmänner. Es war überhaupt zu bemerken, daß Leute, welche der Gefahr fern gestanden, sich nach dem Siege vordrängten, um der Leitung und des Sieges sich zu bemächtigen. Solche Vermittler, die bei Allem nur sich bedenken, stehlen dem Volk die Frucht des Sieges, und werden mit Gnadenbezeigungen dafür bezahlt. Solche Geschmeidige befleißigten sich schon seit zwei Tagen, die wahre Bedeutung des stattgehabten Kampfes zu mißkennen, ihn durch einen unseligen Zufall einzig und allein zu erklären, zu einer Straßenemeute abzuschwächen und eine weiche Stimmung in der Stadt hervorzurufen, um unter deren Begünstigung das Militär wieder in die Stadt und die Dinge in's alte Geleise zu bringen. Der Befehl zur Zurückholung der Regimenter war bereits ausgefertigt.

Selbst vom Ministerium aus wurde das Geschehene zu leugnen versucht. Es war keine Revolution, meine Herren, sondern ein unglückseliger Zufall, sagte Graf Arnim am Abend des 21. zu einer Abordnung des Volkes. Diese aber erklärten ihm, daß Alles nur der Anfang des Endes sey, besonders wenn die Maßregeln nicht zurückgenommen werden für die gemeinsame Bestattung, da die Stimmung dadurch sehr aufgeregt sey, seit man wisse, daß zwei Garderegimenter, durch die Bürger wieder zurückgeholt, Arm in Arm mit den Bürgern zum gemeinsamen Grabe wallen sollen. Schon höre man sagen: „Das Begräbniß unserer Opfer soll auch das Begräbniß der wiedergewonnenen Freiheit seyn." Andere sprachen: „Haben die Soldaten auch im besten Fall eine traurige Pflicht erfüllt, so haben doch Viele ihre Waffen durch unverzeihliche Grausamkeiten geschändet."

So wurden andere Maßregeln beliebt, und das Volk wurde ruhig und ernst. Der Abend des 22. März war der Bestattung der „für die Freiheit" Gefallenen bestimmt. Die auf und hinter den Barrikaden Gefallenen waren es, so viel ihrer nicht schon bestattet waren. Die in ihren Behausungen Erschossenen und Gefallenen deckte schon die Erde.

Am frühen Morgen fand in allen Kirchen ein Trauergottesdienst statt. Alle Läden waren geschlossen, aller Verkehr war aufgehoben. Von allen Dächern herab wehte die schwarz-roth-goldne Fahne, heute mit schwarzem Flor verhüllt. Die ganze Bevölkerung war in Trauer, die Frauen in tiefstes Schwarz gekleidet. Auf den Thoren, auf den Thürmen, auf den Ministerien, selbst auf dem Palais des verewigten Königs, auf den vier Ecken des Königsschlosses waren neben der deutschen Fahne große schwarze Trauerfahnen aufgezogen. Die Statuen von Scharnhorst, Blücher und Bülow waren mit deutschen umflorten Fahnen geschmückt.

Von 12 Uhr an begann das Strömen der Gewerke und Innungen, der Universität, der Gymnasien, der Schulen, der Bürgerwehrabtheilungen nach dem Gensdarmenmarkt, zu der neuen Kirche, im Mittelpunkt der Stadt.

Die Säulen der Kirche waren mit Trauerflor und grünem Laube geschmückt, und die hundertdreiundachtzig Särge, neben und über einander gestellt, zeigten sich auf dem Katafalk den Augen.

Liebe Hände hatten auf jeden Sarg Kränze und Schleifen gespendet, und auch der Aermste hatte irgend ein kleines Liebesopfer gefunden für seinen theuren Angehörigen. Alle Leichen, bis auf dreiunddreißig, waren von den Ihrigen erkannt worden. Auch fünf Frauen und zwei zwölfjährige Knaben waren darunter. Die eine Frau war erschossen worden, während sie ihren Säugling an der Brust hatte.

Am meisten zeichneten sich die Särge des Regierungsreferendärs von Lensky, und des Studenten von Holzendorf aus. Da, wo dem Lezteren, einem schönen kräftigen Mann, die Kugel mitten durchs Herz geschlagen hatte, war eine dreifarbige Kokarde auf die Schußwunde geheftet. Auch der Sarg des Studenten Weiß war schön geschmückt. Ueber ihren Särgen flaggten deutsche Fahnen.

Gegen 2 Uhr hatten sich Alle, welche sich dem Zug anschließen wollten, versammelt.

Das Musikkorps begann den Choral „Jesus meine Zuversicht.“ In langsamen feierlichen Tönen erklang er. Die Orgel aus der Kirche fiel ein, und alle Versammelten stimmten zu dieser Weise ein Lied an, das für diesen Tag gedichtet und vertheilt worden war. Der erste Vers war geendet, die Posaunen und die Orgel schwiegen.

Eine lautlose Stille herrschte in der „Völkerversammlung“, denn nur so konnte man diese Versammlung nennen. Wohin das Auge reichte, war Kopf an Kopf gedrängt.

Da trat der Prediger Sydow vor den Altar des Katafalkes. Alle Häupter entblößten sich in einem Augenblick, als er von da herab sprach: „Traget sie hinaus, die Brüder, welche gefallen sind in dem Kampfe, der so segensreiche Folgen für das Vaterland gehabt hat, und der bestimmt ist, jezt das Band der Liebe und Einigkeit um das ganze deutsche Vaterland zu schlingen.

Lasset in der Ehrfurcht vor den Todten alle Gefühle, welche in der einzelnen Brust verschieden wogen, untergehen. Denket an den Willen Gottes, der die Geschicke der Menschen regiert und Alles zum Besten führt, der die Kugeln in der Schlacht leitet und Leben gibt und nimmt.“

Nachdem er in diesem Geist einige Minuten gesprochen, trat ein katholischer Geistlicher, Ruhlandt, vor und begann mit den Worten: „Gestattet, meine Lieben, daß auch der katholische Bruder die Brüder grüßt“, eine kurze gehaltvolle Rede. Ihm folgte ein jüdischer Geistlicher, Sachs. Der wies darauf hin, wie alle Scheidewände, die bisher den Bruder vom Bruder getrennt haben, mit diesem herrlichen Werke gefallen seyen, wie Alle ohne Unterschied des Glaubens sich brüderlich die Hände gereicht haben, und auch der alte Bund des uraltesten Glaubens freudig sich erhebe, diesen neuen Bund zu besiegeln. —

Dieser Augenblick war nicht vorbereitet, er war völlig improvisirt. Manchem erschien er als der schönste der ganzen schönen Feier. Vielen Tausenden schlug das Herz höher, als so die Geistlichen der drei sonst so völlig verschiedenen Glaubensbekenntnisse freudig mit einander denselben Gottesdienst abhielten.

Es ist ein großer geschichtlicher Augenblick, hieß es, der eben so ohne Beispiel in der Geschichte dasteht, als diese ganze Feierlichkeit selbst.

Auch der deutschkatholische Geistliche war anwesend und stand neben dem Altar.

Nach 2 ½ Uhr sezte sich der Zug in Bewegung. Der ganze Zug selbst hatte die Länge einer Meile und währte vier volle Stunden und drüber. Die ältesten Leute in Berlin hatten etwas Aehnliches nie gesehen. Als die Spize des Zuges von der neuen

Kirche nach dem weit entfernten Friedrichshain, dem Orte der Beisezung, aufbrach, war es gegen ½ 3 Uhr; und es war gegen 6 Uhr, als das Ende des Zuges von dem Versammlungsort aus sich entwickelte. So zahlreich waren die Leidtragenden. Die ganze Umgegend hatte Abordnungen und Theilnehmer geschickt. Ueber hunderttausend Menschen waren dem Zuge eingereiht, und gegen eine halbe Million Zuschauer sollen sich angeschlossen haben.

Es war ein schöner sonniger Märztag, schön wie ein Tag im Mai.

Der Zug wurde eröffnet von Männern der Handwerkervereine und den Schüzengilden. Der ganze Zug bestand bald aus größeren, bald aus kleineren Abtheilungen, zwischen welchen eine Anzahl Särge kam, die auf umflorten Bahren getragen wurden, bald mehr, bald weniger Särge, zuweilen erschienen auch einzelne, so der lezte, ein Kindersarg.

Die Abtheilungen des Zuges waren aus Bürgerwehr, unbewaffneten Bürgern, Trauermarschällen, aus den Gewerken und der Kaufmannschaft mit ihren Abzeichen gebildet. Auch die in Berlin anwesenden Italiener und Polen folgten mit ihren Nationalfahnen. Die Italiener mit der grün-roth-weißen, die Polen mit der deutschen und der roth-weißen polnischen Fahne. Die Polen ehrten den Schmerz des preußischen Volkes, wie dieses die Freude jener geehrt hatte.

Der ersten Abtheilung der Särge voran gingen junge Mädchen in Trauer, welche Kränze auf Sammtkissen trugen. Hinter dem lezten, dem Kindersarg, geleitete die Geistlichkeit aller Bekenntnisse, die evangelischen, katholischen, deutschkatholischen und jüdischen Seelsorger, alle in der Amtstracht und in außerordentlicher Zahl, die lange Reihe der Leidtragenden, sie gingen tröstend zwischen diesen.

Da waren die Eltern, die Geschwister, die Frauen, die Kinder, die Verlobten der Gefallenen. Die Wittwen und Waisen schwammen in Thränen und konnten sich ihres Schmerzes nicht erwehren. Die Leidtragenden hatten alle Blumensträuße, die aus den königlichen Gärten geschickt worden waren. Auch den Blumenschmuck des Katafalks hatte das Hofmarschallamt durch die Schloßgärtner besorgt.

Die Abtheilung der Universität folgte ihnen unmittelbar mit dem Reichsbanner. Der ehrwürdige Alexander von Humboldt und der Rektor der Universität gingen voraus. Große Theilnahme

erregten die Studenten, sie schritten mit ihren Waffen, durch die sie in der fürchterlichen Nacht die Führer des tapfer kämpfenden Volkes geworden waren.

Ebenso blickte man mit wärmster Theilnahme auf die in militärischer Haltung und Bewaffnung einherschreitenden Mitglieder des Handwerkervereins und der zahlreichen Fabrikarbeiter, die fast Alle hinter oder auf den Barrikaden gestanden hatten.

Da waren die Arbeiter der Borsig'schen Fabrik, Herr Borsig selbst als ihr Führer; die Arbeiter der Egell'schen, der Rüdiger'schen und anderer großen Fabriken, die der Nationalbaumaschinenanstalt, und lange Reihen von Handwerkern. Die Schriftsteller waren zum erstenmale hier vertreten, mit der Fahneninschrift „freie Presse". Dann folgten die Künstler, zahlreiche Abordnungen auswärtiger Städte, von Charlottenburg, Potsdam, Spandau, Magdeburg, Frankfurt a. O., Breslau und anderen. Auch die deutschen Städte Braunschweig und Hamburg hatten ihre Vertreter gesandt. Der Magistrat mit den goldenen Ketten geschmückt, und sämmtliche Stadtbehörden, mit allen Schulen der Stadt, die Gymnasisten selbst mit Waffen und Fahnen, waren im Zug. Wie den Anfang, so bildeten auch das Ende des Zuges die Gewerke, große Abtheilungen namentlich der Maschinenbauer.

Unter ihnen war einer der Haupthelden, Gustav Hesse aus Halle, ein Drechslergeselle. Der hatte als Führer auf den wichtigsten Punkten die ganze Nacht im Feuer gestanden. Er war mit Lorbeer bekränzt. Nicht alle lobten das, der Ansicht, daß im Bürgerkrieg kein Sieger den Lorbeerkranz tragen sollte, weder im Siege des Volkes gegen das Militär, noch im Siege des Militärs gegen das Volk, und daß nur der Despotismus seine Söldner und Schergen in solchem Falle mit Orden und Auszeichnungen schmücke, daß aber Gleiches oder Aehnliches unwürdig sey edler und gebildeter Menschen.

Auch von der Stadt Berlin wurde dieser Arbeiter geehrt, durch Geld zu seiner Ausrüstung als Meister, durch den Meisterbrief und durch die Zusicherung, bei Bestellungen besonders berücksichtigt zu werden.

Betrachtete man die zahllosen Insignien, welche den Zug schmückten, so schien sich die ganze Geschichte Preußens in solchen vor's Auge zu stellen. Die Banner vieler Städte und Landschaften

mischten sich unter die Banner der einzelnen Gewerke. Viele dieser Banner stammten aus den ältesten Zeiten des Landes, und trugen denkwürdige halbverwitterte Inschriften.

Außer der Uniform zweier Landwehroffiziere und der des Polizeipräsidenten von Minutoli, der als Freund des Volkes sich in den lezten Tagen bewiesen hatte und sehr beliebt war, sah man in der ganzen Menge nicht eine einzige Uniform. Die Polizei enthielt sich jeder Amtsthätigkeit, und war in Civil. Bei der allgemeinen Einigkeit und dem tiefen Ernst des Tages war nichts der Art nöthig. Fast Niemand in dem Zug trug einen Orden, so viele Inhaber von Ehrenzeichen auch dabei waren. Nur das eiserne Kreuz und die andern Ehrenzeichen der früheren Freiheitskriege glänzten an mancher Brust.

Als der Zug die Charlottenstraße hinab nach den Linden zu bis zum Opernplaz gekommen war, wurde er mit einem Choral empfangen von den Mitgliedern der königlichen Schauspiele, der Singakademie und des Domchors, die sich hier anschlossen. Von da ging der Zug über den Schloßplaz.

Wie er am zweiten Schloßportal anlangte, trat der König, umgeben von seinen Ministern, auf den Balkon heraus, er nahm den Helm ab und grüßte, und blieb so, den Helm im Arm, stehen, bis die lezten Särge vorüber waren. Auch die Trauerfahnen auf und an dem Schlosse wurden feierlich grüßend vor den Todten gesenkt.

Der Zug bewegte sich weiter durch die Königsstraße und den Alexanderplaz nach dem landsberger Thor. Das Thor war mit Blumen und Laubgewinden geschmückt, und trug die Inschrift: „Zum Andenken der gefallenen Brüder“. Während der Dauer des ganzen Zuges läuteten alle Glocken Berlins. Wo er an Bürgerposten auf den Straßen vorüber kam, machten diese den Särgen die Honneurs, unter gedämpftem Trommelwirbel.

Draußen vor dem Thor, auf der höchsten Stelle des Friedrichshaines war das Grab gegraben, ein großes Viereck. Volkskämpfer, Mitstreiter der Gefallenen, hatten es gegraben, keine bezahlte Hand hatte eine Schaufel dabei geführt.

Es wurde ein freier Raum in der Mitte gelassen, um das zu errichtende Denkmal aufzunehmen. Ein Altar stand auf der Höhe des Friedrichshains. Aus der Mitte des Grabes erhob sich ein Mast

mit dem verschleierten deutschen Adler und dem Wappen der Stadt Berlin. Unter dem Mast sah man Lorbeerzweige und Cypressen dicht verschlungen über dem Grabe. Sarg an Sarg, in doppelter Reihe, wurde eingesenkt in das gemeinsame Grab. Am Altar sprach der Prediger Sydow die Gedächtnißrede. Er erinnerte daran, was die Gefallenen erkämpft, indem sie erreicht und mit ihrem Blute besiegelt haben, was ihre Väter ruhmvoll im Jahr 1813 begonnen. Aus dem Grab herauf töne der Ruf: Friede, Eintracht, Liebe"! und darum müsse mit Rührung und Dank den auf beiden Seiten Gefallenen ein Andenken geweiht werden.

Der Volksmann, Assessor Jung, sprach im Geist der entschiedenen Volksfreunde.

Der Bischof Neander segnete die Särge ein und die Schüzengilde gab nach Kriegsbrauch den Kampfgenossen drei Salven in's Grab.

„Sie sind nicht umsonst gestorben. Das Vaterland wird ihrer ewig gedenken"! So dachten, so sagten fast alle. Für die Hinterbliebenen der Gefallenen übernahm der Staat zu sorgen; für die gefallenen Bürgerlichen selbst legte die ganze Stadt auf vierzehn Tage Trauer an. Schon in den ersten Tagen hatten sich hundert fünfzig Wittwen herausgestellt, deren Männer im Kampfe des Volks gefallen waren.

Schon am Abend des 21. März hatten die Stadtverordneten Berlins an allen Straßenecken anschlagen lassen:

„In den lezten Tagen schweren Kampfes haben Einwohner aus den verschiedensten Klassen und in großer Masse mit der preiswürdigsten Hingebung und Ausdauer für unsere Stadt gestritten, ohne das eigene Leben zu schonen. Wir ehren das Andenken an die Gefallenen und werden den Hinterbliebenen derselben und der Verwundeten eingedenk bleiben. Wir haben aber auch eine Pflicht der Dankbarkeit gegen alle Kämpfer zu erfüllen, welchen das Geschick verstattet hat, sich der glorreichen Gegenwart zu erfreuen und der fruchtbringenden Zukunft, wie solche durch die von unserm erhabenen Monarchen eröffnete Bahn verbürgt wird, entgegen zu sehen. Allen, welche mitgekämpft für unsere Stadt, für das allgemeine Wohl, seyen sie Studierende, Bürger, Künstler, Arbeiter, oder welches anderen Standes, unseren wärmsten und tiefempfundenen Dank.

Ihr Muth, ihr edler Sinn werden fortleben in unserm Andenken, wie in der Erinnerung der kommenden Geschlechter unserer Stadt und des gemeinsamen Vaterlands".

Dieser Ansprache der Stadtverordneten folgten zwei Ansprachen des Magistrates am 22. und 23. März. In der einen wurden die Geistlichen aller Bekenntnisse ersucht, „am nächsten Sonntag Vormittags einen Trauergottesdienst zum Andenken an die in den Tagen des großen Kampfes Gefallenen zu veranstalten". Die andere lautete:

„Mitbürger! Die Bestattung unserer theuren Todten ist vollzogen. Sie bot uns und der Welt das großartigste Schauspiel dar, das wir bis jezt in unsern Mauern gesehen, — die ehrfurchtsvolle dankbare Huldigung, welche unsere ganze Bevölkerung den in dem ruhmvollen Kampfe Gefallenen und in ihnen allen den Helden darbrachte, die für die große Sache der politischen und socialen Freiheit gestritten und sie uns durch ihre todesmuthige Hingebung erkämpft haben. Vor dieser erhabenen Dank- und Trauerfeier muß jeder noch so innige Dank verstummen, den wir oder Einzelne unsern Helden durch das Wort auszudrücken vermöchten. Unser Dank sey es vielmehr, die großen Güter, die nun errungen sind und errungen werden können, dem Vaterland und unserer Stadt sicher zu stellen. Dafür zu wirken, daß aus der Freiheit sich jezt die Größe, das Glück und die Wohlfahrt unseres Volkes in festester Ordnung auferbaue, das ist und sey jezt unser Aller Aufgabe. Um unseren tapferen Kämpfern auch noch im Einzelnen den Dank des Vaterlands durch die That zu erweisen, haben wir bereits die nöthigen Einleitungen getroffen".

In gleicher Anerkennung und begeisterter sprachen sich alle großen und kleineren Städte gegen die gefallenen wie gegen die überlebenden Kämpfer des Berliner Volkes aus in Adressen, in welchen die unsterblichen Thaten derselben am 18. und 19. März der höchste und schönste Glanzpunkt deutscher Geschichte genannt und mit den Tagen von Leipzig und Waterloo zusammengestellt wurden. Jene Tage, wurde gesagt, vermögen nicht, den Sieg des deutschen Bürgerthums innerhalb der Mauern und auf den Straßen der preußischen Hauptstadt über eine stolze und mächtige Soldateska zu verdunkeln. Wir werden unsern Kindern erzählen von dem Todes-

muth der Berliner Helden. Das Vaterland ist euch zu ewigem Dank verpflichtet! schrieben die Soester. Wir danken den theuren Blutzeugen, den glorreichen Opfern des Heldenkampfes, auch für uns strömte ihr Blut; und in unserer Brust erwacht der Schwur, ihres Todes würdig zu leben — so schrieb man aus Magdeburg.

Während die Todtenglocken Berlins die Gefallenen zu Grabe läuteten, hallten zu gleicher Zeit die Trauerglocken von allen Thürmen der preußischen Städte, welche die Kunde von der großen Todtenfeier noch zeitig erreichte. Selbst die großen, nur an höchsten Festtagen ertönenden Glocken der Dome mischten ihre Klage in die dumpfen Klänge ihrer Schwestern; von allen Häusern flatterten die schwarz umflorten deutschen Fahnen, und Männer und Frauen gingen in Trauer. Ueberall begannen die Sammlungen für die dürftigen Hinterbliebenen der im Kampf gefallenen Brüder, man spendete mit vollen Händen.

Nach der Berliner Feier am großartigsten war die Todtenfeier im Dome zu Cöln, wiewohl hier erst spät am 29. März. Um 10 Uhr morgens begannen die Glocken von allen Thürmen ihre dumpfen Klänge niederzusenden. Bald erfüllten Tausende die weiten Räume des Domes, dessen Chor würdig der ernsten Feier ausgeschmückt war. Der Hochaltar, von oben herab mit breiten Trauerfloren überspannt und mit wehenden Cypressen besezt, schimmerte im reichsten Kerzenglanz. Die Wände des Hochchores waren mit schwarzem Tuch ausgeschlagen, worauf die deutschen Fahnen, in jedem Felde kreuzweis aufgezogen, als Einschluß der umkränzten Bürgerkronen dienten. Inmitten des herrlichen Chores erhob sich ein großartiger Katafalk, dessen schwarz und weiße Trauerfarben, durch die zierlich angebrachten grünen Kränze und Festons, so wie durch Cypressen- und Palmbäume einen sinnreichen Schmuck erhielten, während an den Ecken vier broncene Kandelaber die Trauerkerzen aufnahmen. Oben auf der Mitte des Katafalks prangte zwischen den deutschen Flaggen eine schöne mit Immortellen und Eichenlaub bekränzte Bürgerkrone, an beiden Enden ruhten zwei Soldatenhelme.

Der Erzbischof, die Stadtkommandanten und viele Stabsoffiziere, die Behörden, der Gemeinderath, die gesammte Bürgergarde, mit Trauerflor geschmückt, nahmen Theil an der erhabenen Feier. Zwei Domkapitulare feierten der eine durch ein Todtenamt, der andere

durch eine Gedächtnißrede die gefallenen Streiter des Volkes. Das Mozart'sche Requiem mit seinen ergreifenden Klängen erhöhte die feierliche Stimmung Aller.

Wir haben, sagten die Cölner, damit eine ernste heilige Pflicht erfüllt. Wir konnten die edeln Todten nicht zu Grabe geleiten, die für die Freiheit des Vaterlandes starben, wir konnten ihre Schläfe nicht mit Lorbeeren schmücken: so haben wir ihnen denn aus der Ferne und an heiliger Stätte einen lezten Scheidegruß hinabgerufen in die stille Gruft, wo ihre blutigen Leichname ruhen.

Ja, eine Stunde ernster Erinnerung haben wir erlebt. Als die Glocken von unserm hohen Dom herab so feierlich erklangen, als dann ringsum von allen Thürmen ein trauerndes Echo wiederhallte in die Ferne, da traten die Bilder der Vergangenheit uns vor die Seele.

Wir gedachten jener mond- und sternenhellen Nacht, da die Straßen unserer Hauptstadt zu einem Schlachtfeld wurden. Blizschnell stiegen die Barrikaden aus dem Boden hervor, hinter ihnen die todesmuthigen Streiter des Volkes, jenseits in Massen die kunstgeübten Krieger und dazwischen das Knallen der Gewehre, das Donnern der Kanonen, das Wimmern der Sturmglocken von den Thürmen herab, dazu der Himmel vom Brande geröthet.

Und sodann gedachten wir jener feierlichen Stunde, in welcher Berlin seine Todten zu Grabe trug. Nein, sagen wir nicht Berlin! es war ein Volk, das an diesem Grabe stand. Es war ein König, der sein Haupt entblößte vor diesen Leichen! Stumm, in feierlicher Stille, zogen diese Tausende hinaus zu jener Ruhestätte für die Gefallenen. Und an dieser Stätte wird sich ein Denkmal erheben, welches der Nachwelt sagt, daß hier nicht nur ein Kirchhof, daß hier ein Pantheon ist.

Gewiß, es ist ein großartiges Schauspiel, die Trauer eines Volkes. Sie ist doch etwas anderes, als jene offizielle Trauer, die auf ein Kommandowort von oben angelegt wird. Sie gibt uns auch heute Zeugniß davon, daß noch ein deutsches Volk lebt, das einig ist in Freud und Leid.

Ja, erinnern wir hier, an den Ufern des Rheines, in dem Angesichte des deutschen Domes, in dieser ernsten Stunde an eine der herrlichsten Trophäen, welche in jener bangen Todesnacht hinter

den Barrikaden von Berlin, auf einem zweiten Leipziger Schlachtfeld erkämpft worden sind. Nicht der Absolutismus allein, nicht allein das Militärregiment ist zu Boden geschmettert worden in jener Nacht: auch die künstliche Zwietracht zwischen den Stämmen unseres Volkes ist besiegt. Zwischen den Stämmen am Rhein und an der Ostsee gibt es keinen Mißklang mehr. Von dem Preußennamen ist ein Schatten genommen, der am Rhein über ihm ruhte. Nach langer Entfremdung reichen wir dem Volk an der Ostsee die Bruderhand hinüber. Die schwarz-roth-goldene Fahne über dem Grabe der Gefallenen wird das Zeichen dieses Sieges seyn.

Und so mögen sie denn in Frieden ruhen in ihrer Gruft! Aber ruhen möge ihr Name, möge das Andenken ihres Todes nicht. Nein, der Gedanke an die Barrikaden-Kämpfer wird fortleben bis zu kommenden Geschlechtern: er wird, eine ernste Mahnung, um die Throne, um die Völker schweben.

So sprach, so schrieb man in Cöln.

Nach einem Jahre, am 5. April 1849, nannte der Minister des alten Systems die Berliner Märzrevolution „einen Straßenkampf, der die Hauptstadt und das Land entehrt habe"; er nannte sie so im Saal der preußischen Volksvertreter, und die Mehrheit gestattete es ihm.

Das Heer.

Der großen Todtenfeier in Berlin folgte in dieser Stadt wie in anderen Städten die Feier des Sieges, den das Volk errungen. Bis an die russische Gränze hin erscholl unter der schwarz-roth-goldenen Fahne von den Kirchthürmen herab der Choral „Nun danket Alle Gott", Abends wurden die Städte erleuchtet und durch die Straßen zogen Musikchöre, die denselben Choral bliesen. Ueberall waren Militär und Polizei ganz zurückgezogen, die Volksmassen wogten in den Straßen, und doch fiel nirgends eine Ruhestörung vor.

Das preußische Volk zeigte eine schöne Haltung: Nirgends wilder Jubel, überall nur freudige Begeisterung. Es fühlte, daß

Siegesjubel und Ausschweifung, nachdem Brüder Brüder besiegt, unwürdig wären.

Am 24. März, in der Frühe, wurden diejenigen gestorbenen Soldaten, welche in dem allgemeinen Garnisonslazareth niedergelegt worden waren, feierlich von der Bürgerschaft beerdigt.

Es ist Sitte im preußischen Heer, die Gefallenen, selbst vor den Truppen, geheim zu halten, und die Leichen augenblicklich einzugraben, oder auf Wagen, dahin, dorthin, eine Zahl vom Schauplaz des Kampfes wegzuführen, und sie in der Stille zu begraben.

Die Zahl der Gefallenen wie der Verwundeten war unter den Truppen größer als unter dem Volk. Man wird sie vorerst wohl nicht erfahren. Selbst Offiziere gaben Bürgern an, es seyen mehr nicht, als siebenhundertsieben Todte gewesen, darunter hundertzweiunddreißig Offiziere und fünfhundertfünfundsiebenzig Gemeine, und Verwundete gegen tausend.

Von den Verwundeten des Volkes, wie des Heeres starben nicht blos Viele, sondern die meisten in den nächsten Tagen oder Wochen. Von dreiundzwanzig verwundeten Volksstreitern rettete ein bedeutender Arzt nur drei.

Die auf dem Plaze gebliebenen Soldaten waren augenblicklich gesammelt und noch in der Nacht die meisten in vier Kähnen und vierzehn Wagen nach Spandau, andere anderswohin, geführt worden, wo sie schnell eingegraben wurden, damit Niemand die Zahl erfahre.

Die von Adel, wie die Offiziere, hatten die Ihrigen im Familienbegräbniß beigesezt. Die jezt zu Beerdigenden waren an ihren Wunden gestorben.

Abtheilungen der Schüzengilde und der Studirenden, Abordnungen der verschiedenen Bezirke der Bürgergarde, Sängerchöre der Jugend und der Erwachsenen, Geistliche der evangelischen und katholischen Kirche, die in Berlin anwesenden Offiziere, die im Dienst wie die Veteranen, Arbeiter in langen Zügen mit ihren Fahnen und Trauermarschällen und bewaffnete Bürger geleiteten die mit Blumen und Kränzen geschmückten Leichenwagen. Beim Invalidenhaus empfingen die Invaliden den Zug und schlossen sich ihm an. Auf dem Invalidenkirchhof war ein langes Grab gegraben, in welches die Särge — nur fünfzehn waren es — neben einander gestellt wurden.

Nach vollendetem Gottesdienst feuerten die Schüzen und die Bürger eine Salve über das Grab und die Fahnen senkten sich von allen Seiten über dasselbe.

General von Nazmer dankte für sich und im Namen der übrigen Militärs für die ihren gefallenen Kameraden erwiesene Ehre. Die Versammelten, wohl gegen 10,000 Bürger, die freiwillig, ganz improvisirt, aus allen Stadttheilen zusammen den Zug bildeten, brachten dem Militär ein dreimaliges Hoch. Darauf hörte man den Ruf: „Militär zurück!" Eine aufgeregte Bewegung folgte. Alle verstanden, die Entfernung der anwesenden Militärs werde gefordert. General von Neumann klärte das Mißverständniß auf: „Der Rufende habe nur den Wunsch ausgesprochen, daß wieder Militär nach Berlin komme". Da erscholl ein Hurrah und der Ruf nach Frieden und Aussöhnung.

Viele hofften, aus den beiden Grabhügeln, die über den Bürgerlichen und den Soldaten sich erhoben, werde die Palme des Friedens sprießen und darunter eine treue einige Schaar von Brüdern sich sammeln.

An diesem Morgen begab sich der König nach Potsdam. Die Bürger dieser Stadt jubelten ihm entgegen. Anders war es mit dem Militär.

Viele Familien waren in den lezten Tagen mit Hab und Gut nach Potsdam geflüchtet, unter den Schuz der Garden und der anderen Regimenter. Furcht vor Republik, Furcht vor Königs- und Aristokratenmord, wovon ihre Angst träumte und sprach, hatte sie dahin getrieben. Waren doch selbst im königlichen Schlosse die Reisewagen gepackt, die Gespanne angeschirrt gewesen, hatte doch die Prinzessin von Preußen ihre Papiere und Diamanten gepackt und die Hofdamen in den Kleidern schlafen lassen, und zwar schon in den ersten Tagen der Unruhen. Manche Familien kehrten schon am nächsten Tag von Potsdam wieder nach Berlin zurück. Abenteuerliche Gerüchte scheuchten sie zurück, Gerüchte von Mord und Brand, der durch Tausende von Berliner Revolutionären über Potsdam gebracht werden sollte.

Ein Zug aus der Herzensgeschichte des Volks, so klein er scheint, darf nicht übergangen werden.

In dem Weberdorf Nowaweß saßen arme Leute. Sie hatten von der königlichen Familie, die ihnen nahe weilte, manche Wohlthat

empfangen. Die bösen Gerüchte waren auch in ihr Dorf gedrungen. Mit einer ungeheuren schwarz-weißen Fahne zogen die Nowawesser Weber zum Potsdamer Schloß, pflanzten sie dort auf und stellten sich zur Vertheidigung hin: Die Prinzessin von Preußen mit ihren Kindern war darin.

Der Zufall wollte es, daß gerade die Bürger kamen, die abgeordnet waren, die schwarz-roth-goldne Fahne aufzupflanzen. Die Weber, über diese revolutionäre Neuerung empört, widersezten sich. Sie ließen es erst zu, als sie den schriftlichen Befehl des Königs gesehen. Da nahmen sie ihre schwarz-weiße Fahne herunter, zerrissen sie in Stückchen, damit jeder ein Andenken davon hätte, und es den Kindern vererben könnte, und pflanzten selbst die „Freiheitsfahne" mit auf, weil sie vom Könige befohlen sei. Darauf zogen sie sich mit ihrer Anhänglichkeit zurück, demüthig, nicht ohne denkende Menschen zu rühren mit dieser Anhänglichkeit, und zu Gedanken zu veranlassen.

Das war das Völkchen, dessen vereinzelte, von königlichen Wohlthaten bewegte Stimme, dessen unschuldige Loyalität noch vor Kurzem für die „wahre" Stimme des Volks, gegenüber den Schreiern, namentlich den „Juden" und „Literaten", erklärt wurde.

Man hatte so gern Oben so ein Webervölkchen bisher für das Volk genommen, und die den Thron Umstehenden hatten die Fürsten beredet, ihrem Privatinteresse gemäß, daß es so sey. Ehrliche und denkende Männer, wie Radowitz, so scharf gegenüber sie der Volkspartei standen, hatten nur leise anzudeuten gewagt, daß das Volk etwas anderes sey, als ein Weberdorf, und daß in Oestreich und in Preußen sich zwar bisher noch etwas mehr Anhänglichkeit an die regierenden Familien erhalten habe, daß aber auch hier „die alte Anhänglichkeit reißend schnell von dem kalten Strom der neueren Freiheitsideen hinweggeschwemmt werde, und daß selbst in Wien die ungewohnte und deßhalb mit doppeltem Eifer getriebene Uebung des spekulirenden politischen Denkens an die Stelle des bisherigen bewußtlosen gemüthlichen Fühlens trete".

Die schwerste Sündenschuld liegt auf den Betrügern, welche den Fürsten vorzulügen fortfuhren von der lange gerühmten Anhänglichkeit an die „angestammten Dynastien", in einer Zeit, welche das mystische oder religiöse Band längst gelöst hatte, das früher das

Volk an die Fürsten knüpfte. Kein Band war geblieben, als das gemüthliche der Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten, aber auch dieses hing mit der Berechnung des Verstandes zusammen, der zunächst von dem, den er lieben, dem er gehorchen sollte, verlangte, daß es durch ihn dem Volk materiell und politisch wohl werde.

Selbst in der Brandenburger Mark wurde bemerkt, diese Herzen der Weber von Nowaweß seyen zwar nicht die Herzen der neuen Zeit, aber sie zeigen die Liebe, deren das Herz des deutschen Volks fähig sey. Sie halten die alte Liebe, die Liebe zu den Fürsten, noch fest, hieß es, wenn diese Liebe, die Liebe zum Volke, von den leicht beweglichen Fürsten wie ein altes Gewand abgethan und verlassen wird.

Schon das Kasernenartige der Stadt hatte in Berlin und Potsdam den König vom Volke geschieden, der Adel noch mehr.

Der gemeine Soldat in Potsdam war eher volksfreundlich als volksfeindlich, die ausgenommen, welche von bitteren Erinnerungen und aus Brutalität anders gestimmt waren. Die meisten Offiziere der Garde aber und andere adelige Offiziere ließen sich von der Wuth über die vermeintliche Kränkung ihrer Ehre durch den Rückzug vor den Bürgern, und über die plözliche Umwandlung des Systems, dessen treueste Stüzen sie bisher waren, zu Gedanken hinreißen an eine augenblickliche Reaction und Contrerevolution.

Sie waren königlicher gesinnt als der König, sie glaubten die Monarchie gefährdet und den Pöbel zur Herrschaft gekommen. Sie waren bis jezt bei Hof, in allen gesellschaftlichen Kreisen Alles gewesen. Jezt waren Bürger auf der Schloßwache, und wenn die Königin in der frischen Luft spazieren gehen wollte, ließ sie bei der Bürgerwehr anfragen, ob einige von ihr sie auf ihrem Spaziergang begleiten können. So sahen sie ihre aristokratische Stellung beeinträchtigt, ja viele unter ihnen bei den zu erwartenden Verminderungen des Heeres ihre Carriere und Existenz in Frage gestellt.

Im Marmorsaal des Potsdamer Schlosses empfing der König die Offizierkorps. Er wollte ihnen die Meinung benehmen, als ob er nicht frei in Berlin wäre, und zugleich den Berlinern zeigen, daß er die Stellung des Heeres zum Volke richtig auffasse. Unter voller Anerkennung der bewiesenen Disciplin und treuen Pflichterfüllung der Truppen, sprach der König Worte der Versöhnung und der Eintracht an die Versammelten, und wies darauf hin, wie nun auch

das Heer nach dem Beispiel des Königs sich der deutschen Sache entschieden und treu anzuschließen habe. „Ich versichere Sie, sprach der König, daß ich nie sicherer in Berlins Mitte gelebt habe, als es jezt der Fall ist. Der Zustand in Berlin ist ein unerhörter; es gibt fast keine obrigkeitliche Gewalt mehr dort, und dennoch ist die Sicherheit der Personen und des Eigenthums und die Ruhe der Stadt niemals besser überwacht gewesen als gerade jezt. Kinder von fünfzehn Jahren und Greise von sechszig Jahren bestreben sich gleich sehr, die höchste Ordnung aufrecht zu erhalten. Was ich gethan habe, meine Herren, das that ich im vollsten Bewußtseyn mit einem festen Ziel im Auge. Unterstüzen Sie mich, indem Sie Ihren Zorn bemeistern und Ihr bewährtes Verdienst der neuen Ordnung der Dinge zuwenden".

Mehrmals wiederholte der König das Wort, daß er das Militär nur zur Unterstüzung nach Berlin berufen werde, wenn die Bürger Berlins ausdrücklich darauf antragen.

Mit stiller Resignation nahmen die Offiziere die Rede des Königs auf. Es waren nicht wenige Offiziere im Heer und auch in der Potsdamer Besazung, die schon zuvor schmerzlich gestimmt über das vergossene Bürgerblut waren, sich als Kinder eines und desselben Vaterlandes mit den Bürgern betrachteten und die Versöhnung mit dem Volke sehnlichst wünschten. Das Offizierkorps sprach die Versicherung unbedingter Hingabe an den König, an das Vaterland, an die deutsche Sache aus.

Den meisten Offizieren, selbst der Garde sank die Hand, die contrerevolutionär nach dem Säbel gezückt hatte, durch die königlichen Worte gelähmt herab. Ein Theil hatte gleich nach dem Rückzug aus Berlin den Abschied nehmen wollen. Als ächte Reaktionäre achteten es einzelne Offiziere alten Adels als ihre Ehrenpflicht, auch jezt noch als eine Nothwendigkeit, aus dem Heer auszuscheiden, da sie, welche die treusten Dienste geleistet haben, thatsächlich vom König aufgegeben werden; habe sich ja der König dem Schuze der unter seinen Augen und von ihm selbst gepriesenen „Freiheitskämpfer" anvertraut. Mehr als ein Offizier der Leibgarde soll seinen Degen zerbrochen haben und ausgeschieden seyn.

Das Gardekorps erhielt Befehl, zum Schuz der norddeutschen Gränze nach Holstein vorzurücken: dort drohte den Deutschen Kriegs-

gefahr, durch die Erklärung der Herzogthümer Schleswig-Holstein, selbstständig sein zu wollen.

Der lange Friede, das kleinliche Beobachten des Exerzierreglements, der Kamaschendienst, der adelige Dünkel, bei Vielen verbunden mit sittlicher Rohheit und Mangel an Bildung, zu diesem Allem die militärische Einbildung, etwas ganz Besonderes zu seyn, — das Alles und noch vieles Andere war Schuld an den lezten Erscheinungen im Heer. Man hatte das Heer durch eine ordentliche Schule dazu erzogen.

Die Junker hatten von Kindesbeinen an eine Erziehung erhalten, die auf den Charakter des Militärstandes berechnet war. Scharnhorst und andere Männer hatten dem preußischen Heere eine volksthümliche Verfassung und Bestimmung gegeben. Dem Widerstand Boyens, Wilhelm Humboldts, Grollmanns und anderer edlen Männer zum Troz hatte die militärisch-absolutistische Partei schon im Jahr 1819 angefangen, die Wehrverfassung Preußens in ihr Gegentheil zu verkehren, und eine Soldateska zu schaffen, gleich den Söldnerheeren der Bourbonen. Das Militär wurde für die Absonderung vom Volke, ja für eine feindliche Stellung diesem gegenüber heranerzogen. Es wurde ihm ein Standesbewußtsein, ein Korporationsgeist eingeprägt, der sich in seinem Kopf als eigenthümliche Ehre befestigte und selbst in brutaler Weise geltend machte. Es wurde dem Offizier frühe eingeschärft, daß seine Interessen, seine gewinn- und ehrenreichen Vorrechte mit diesem Korpsgeist und mit dem Militärstand, so wie er sey, überhaupt eng zusammenhängen. In einem so beschränkten Bewußtsein wurde der Offizier herangebildet, um die stärkste Waffe des Absolutismus zu seyn.

Das absolute Königthum schmeichelte einerseits der Eitelkeit des Militärs, indem Könige und Königssöhne stets in Militäruniform, nie im bürgerlichen Rock, öffentlich sich zeigten; andererseits wurde das Militär willenlose Maschine, die Bevormundung erreichte im Militär den Gipfelpunkt.

Nach einem genauen Kenner des Militärunwesens in Preußen *) waren es das Kriegsgericht und die absonderlichste Disciplinargesezgebung, ein Ausbund von Schulmeisterei, welche den Soldaten in

*) Wiß, die Reform. Nr. 161.

seinen Oberen die einzige und höchste Macht erkennen ließen. Daß der König öffentlich selbst nie anders als in Uniform erschien, gab dieser Knechtschaft der Militärgeseze den Reiz des Hochmuths, die Lust am Dünkel, als sey der Soldat der höchste Stand, und der bunte Rock nährte bei ungebildeten Menschen diese Gefühle nicht wenig. Die Praxis des Gerichtsverfahrens trug viel dazu bei, den Soldaten stets gegen das Volk zu verhezen. Bei Schlägereien zwischen Beiden war es als bekannt angenommen, daß der soldatische Richter nie nach dem Unrecht der Betheiligten fragte und strafte, sondern nur darnach, ob sie sich tapfer oder feig gegen die Civilisten geschlagen hatten. Bei den Offizieren genügte es, daß ein Offizier mit einem bekannten Manne des Volkes Umgang hatte, und das Ehrengericht von Offizieren erklärte diesem Offizier, das Offizierkorps wolle nicht mehr mit ihm dienen. Am Rhein durfte der Offizier selbst nicht vor den Assisen erscheinen, sondern reichte seine Aussagen schriftlich ein. Selbst den Gewalten der Gerichtshöfe gegenüber konnten Offiziere eine bevorzugte, eine Ausnahmsstellung behaupten, eine legitime Verachtung zur Schau tragen.

Maßlose Eitelkeit, schroffster Kastengeist mußten sich so der jungen Leute bemächtigen. Alle Veruntreuungen in der Militärverwaltung, deren Summen oft in die vornehmsten Familien flossen, wurden stets geheim gehalten, daß kein gemeines Verbrechen den Augen der Welt entdeckt werde, damit die Unehre des Einzelnen keinen Mackel auf die Ehre des Korps werfe. So wurde den Einzelnen in der öffentlichen Meinung künstlich der Schein sittlicher Untadelhaftigkeit erhalten. Nur einmal in den lezten Jahren vor der Revolution zeigte öffentlicher Scandal mehrer Offiziere, worunter fürstliche Personen waren, dem Bürger, welche Tiefe von Gemeinheit oft unter diesem Schein der Ehre, unter der Maske adeliger Säuberlichkeit verborgen sey. Zu Offiziersstellen vorzurücken war noch in den ersten Monaten nach der Revolution keinem Gemeinen möglich, bei der größten Tüchtigkeit, bei der ausgezeichnetsten Bravour im Kriege nicht*).

---

*) Auszug aus einem trefflichen Aufsaz von Wiß über die preußische Militärverfassung, in der Berliner Zeitschrift: Die Reform. Der Aufsaz geht sehr in's Einzelne ein und läuft durch eine Reihe Nummern des Septembers 1848 durch.

Die Offiziere bis zum Gemeinen herab waren Sclaven; von oben tyrannisirt, hatten sie die Macht und die Lust frei, nach Unten hin tyrannisiren zu können. Die niedrigsten Leidenschaften wurden durch das System gepflegt, die Bestialität im Menschen wurde gehegt und genährt, um sich aus dem Soldaten ein zu allen Zwecken bereites Werkzeug zu schaffen.

Die militärisch-absolutistische Partei sah die Dinge anders an als das Volk. Sie sah sich nicht überwunden, sondern nur nach einer verlornen Schlacht bei Seite gedrängt, und Hoffnung und Rache waren das Herrschende in ihr schon am 19. März. Des Königs „Fehler", wie sie es nannten, wieder gut zu machen, verständigten sich die Führer dieser Partei sogleich geheim unter einander. Diese Partei haßte des Volkes Herrschaft so durchaus, auch das Bürgerthum, und über Alles noch eine Volksvertretung; es war dieser Haß ihr so ganz zum Charakter, zur Natur geworden, daß sie mit dem Volke nicht gehen konnte, niemals gehen kann.

Sie dachte vornherein daran, die Rachsucht im gemeinen Soldaten zu pflegen, die falsche Ehre und den Drang in ihm aufzuregen, die Scharte am Volk auszuwezen, das ihnen den Schimpf angethan. Planmäßig wurde diese Verhezung der Soldaten gegen das Volk betrieben, um sie zur Stunde der Gelegenheit auf's Neue gegen dasselbe loslassen zu können.

Eigentlich zu fürchten war diese reine Soldatenpartei jedoch nicht, so lange sie sich nicht mit der kirchlich-absolutistischen Partei verband und verschwor. Die Soldateska für sich allein hatte zu wenig Geist.

Das Volk und die Regierung.

Das Berliner Volk, das preußische Volk überhaupt, war begnügt oder schwärmte für Hoffnungen und Träume, meist für den König. Der Glaube war groß in Preußen.

Der König, jezt besser berathen, hieß es, hat im vollen Sinne des Wortes die Fahne der Demokratie ergriffen und zu der seinigen

gemacht. Er steht jezt auf der Höhe seines Berufes. Alle seine Minister sollen entschlossen seyn, ihn als Vertreter dieses Prinzips nicht zu verlassen. Die Minister sind Ehrenmänner, sie werden also und sie können die Parteien befriedigen. Der Adel ist wüthend — mag er doch! Die Geistreichen unter ihm werden sich so schnell als möglich umdenken und umbilden. Die Andern wird man von der Emigration, die jezt schon begonnen hat, nicht zurückhalten. Nur werden sie wohl thun, dießmal nicht nach Coblenz zu gehen. Der Adel war der Könige perfidester Feind. Des Adels faktische Existenz hat aufgehört. Jezt ist der König der erste Bürger seines Landes geworden. Wenn er als solcher sich bewährt, so wird er eine Erschütterung überdauern, die seit der ersten französischen Revolution die bedeutendste und nachhaltigste der Geschichte des neueren Europa genannt werden muß, eine Erschütterung, neben welcher Reformation, wie dreißigjähriger Krieg, Kinderspiele waren, und deren erste Phase nicht zwischen der Königsstraße und dem Brandenburger Thor sondern an den Ufern östlicher Flüsse in den nächsten Jahren, sich schließlich entwickeln muß.

So sprachen öffentliche Stimmen aus dem Volk.

Die Zeit der Freiheit und der Thaten, sagten Andere, ist gekommen. Die ganze Mitte Europas ist ein Schlachtfeld geworden, auf dem neue Ideen mit den unwürdigen und veralteten Zuständen von Gestern in den Kampf gehen, sie besiegen und vernichten. Die Revolution hat bereits ihren Donner in den Osten von Europa geworfen. Wie unsere Zukunft sich auch gestalten möge, das Eine ist gewiß: Unwiederbringlich ist das alte Regiment dahin, kein Pfad führt mehr zu ihm zurück, keine Reaktion kann mehr die junge Freiheit ertödten. Das Volk von Deutschland ist wieder aufgelebt. Unsere äußere Politik hing bisher von dynastischen Interessen ab, nationale haben sich an ihre Stelle gesezt. Wir sind von Petersburg emanzipirt. Die alten Bande sind zerrissen, nur Eines ist geblieben: der glühende Haß gegen Rußland in jedem deutschen Herzen. In Polen bewegt es sich. Ungarn hat sich frei gemacht. In Ungarn eine beginnende, in Galizien eine nur schlummernde, in Italien eine siegende Revolution! Man muß die Revolution nach Rußland tragen! Krieg gegen Rußland!

So hin und wieder sprach, träumte, phantasirte das Volk. Die Preußen waren noch mehr als andere Deutschen zurück in der Politik,

zu deren ersten Bedingnissen der Verstand gehört und der Wille, der das Verstandene rasch zur That schafft. Das Volk war noch betäubt, fortgerissen von dem Wirbel der sich jagenden Ereignisse. Daß das Volk sich selbst herausfinde auf den rechten Weg, dazu war zu Vieles auf einmal, und das Viele zu neu über es hereingebrochen. Es rief nach Führern, aber es waren keine da. Die Demokratie war in Berlin, in Preußen überhaupt, noch im ersten Grad der Lehrjahre.

Es gab in Berlin ächte Demokraten, mit gesundem politischem Sinn, in den Bewegungstagen vom 14. bis zum 19. März. Davon war ein Theil, vielleicht die Besten, die Fähigsten, im Kampf gefallen. Andere, wird erzählt, haben am 19. Berlin verlassen, „weil die Revolution nicht ihre verdiente Frucht getragen". Das Begnügtsein der Bürgerschaft, der Eifer für Stadtbeleuchtung und Lebehochs auf den König ließ sie an der Revolutionsfähigkeit der Berliner verzweifeln, troz der demokratischen Haltung und Miene, welche die Bevölkerung annahm. „Wohin man blickte, sagt ein Augenzeuge, sah man Demokraten. Alles hatte die Parole „Demokratie" angenommen. Der größte Theil taumelte mit fort; er wäre auch in eine andere Richtung gegangen, wenn die Macht dorthin getrieben hätte; es gab Demokraten aus Nachahmung, Demokraten aus Furcht, sogar königliche Demokraten" *).

Die politische Urtheilslosigkeit des Volkes, die in diesen Worten liegt, war ihm lange genug anerzogen worden.

Man hat es oft gesagt, niemals habe sich ein größerer Beruf, ein schöneres Schicksal einer Persönlichkeit aufgedrängt, als dem König Friedrich Wilhelm IV. Da war Preußens Volk, empfänglicher als ein anderes für von Oben eingeführte Reformen: dort war das unumschränkte Königthum, mit unumschränkter Freiheit, dem Volke zu dienen. Aber nicht dem Volk und seiner Wohlfahrt zu dienen, sondern zu herrschen und zwar zu herrschen blos um zu herrschen, das war die Parole, die von der kirchlichen wie von der militärisch-absolutistischen Partei aus der gebieterischen Hand Rußlands angenommen worden war. Es klingt bös, wie alle Wahrheit für gewisse Ohren: die russische Hofpartei verführte den einflußreichsten Theil der Umgebungen des Königs von Preußen.

---

*) Gustav Sigmund: Preußen, seine Revolution und die Demokratie S. 27.

Unumschränkte Herrschaft des absoluten Systems wurde durch die verschmiztesten Umtriebe gewisser, Rußlands Politik dienender Personen als Parole am Hof eingeführt.

Des Königs Sinn, dem zu viel Geist und Gemüth zugeschrieben wird, als daß er nicht hätte für's Volk seyn sollen, ließ man nicht zur Geltung kommen, und die wirklichen Zustände verbarg man ihm, und er selbst war zu romantisch, zu phantasiereich, um die Zustände anders als durch das getrübte Glas der eigenen Leidenschaftlichkeit zu sehen.

Diese Russenpartei am Hof vergiftete des Königs wohlwollendste Gedanken im Keim: sonst hätte er wohl Absolutismus und Volkswohlfahrt mehr vereinigt.

Schrecklich lautet das Urtheil von vielen Preußen über den Gang des Staates in den lezten Zeiten vor der Revolution.

Mit monströsen Gesezen, mit confusen Maßregeln, sagt der Eine, beschenkte man das Land. Kamen die materiellen Klagen, schrie die Bevölkerung eines ganzen Landstriches vor Noth auf, so hieß es: „Euch soll, euch muß geholfen werden", aber nicht mit den prosaischen, irdischen Finanzmitteln, nein, es wurde ein Dom gebaut. Der Gott mußte versöhnt werden. Statt der geforderten Religionsfreiheit erschien ein dürftiges Religionsedict. Keine Frage, auch die dringendste nicht, wurde entschieden. Es schien, man wolle lieber ein ganzes Volk zu Grunde richten, als einen Fußbreit vom Terrain der Willkür opfern*).

Ein Anderer sagt: Der vereinigte Landtag wurde nur berufen, weil man ein leichtes Spiel mit ihm zu haben glaubte. Dann, als er mißfiel, als er kein Spielzeug seyn wollte, warf man ihn weg, die Krone verstärkte ihre Gewaltmittel und zog die Zügel des absoluten Polizeistaates noch straffer an. Man machte durch Abweis der Verständigung den Zwiespalt zwischen Regierung und Volk von Oben nur immer klaffender. Ein Strafgesezbuch wurde eingeführt, mit dem in der Hand die Regierung jeden Schriftsteller, überhaupt jeden Menschen, der freimüthig seine Meinung in politischen und religiösen Dingen äußerte, auf irgend eine Weise für ein paar Jahre in's Arbeitshaus sperren lassen konnte. Durch Besezung der Land-

*) G. Sigmund a. a. O. S. 14—15.

wehroffizierstellen mit Offizieren aus der Linie, durch Aufhebung des Staatsraths in seiner bisherigen verfassungsmäßigen Bedeutung, durch Vernichtung der richterlichen Unabhängigkeit und durch andere Maßregeln strebte der Absolutismus nach Befestigung seiner Allgewalt. Das Ministerium Eichhorn war eifrigst in Glaubensverfolgungen, und Schlesien ließ man verhungern. Der „erste Unterthan", der Prinz von Preußen, erkannte nur den „Willen des Königs" als sein Gesez an. Er, der „erste Soldat" der „Armee", hatte für jede Ordre, auch für die seiner Ueberzeugung widerstreitende, nur Eine Antwort, das Soldatische „zu Befehl" *).

Ein Dritter spricht: Das bisherige System der Lüge, die Censur und Büreaukratie, und der ganze Mechanismus der verkörperten und öffentlich constituirten Sünde wider den heiligen Geist der Wahrheit hatte beide, den König und das Volk, belogen, und beide einander verdächtigt; es hatte mit seiner Täuscherei und „Pfiffigkeit" das Vertrauen von Grund aus vergiftet; hatte der Rede bittersten Zwang angethan, geradezu verhindert zu reden, oder genöthigt, in verschleierte Formen und Wendungen zu hüllen, was die Seele bewegte **).

Und ein Vierter sagt: Die Hauptstadt war Polizeigewohnt, Soldatenerfüllt. Der alte Staat war ein Willkürstaat. Berlin war die kasernenartige Stadt der politischen Gleichgültigkeit, der unfruchtbaren Negation, der geradlinigen Polizeimäßigkeit, auf welche die Provinzen mit einer gewissen mannhaften Verachtung herabzusehen gewohnt waren, der Mittelpunkt der selbstgefälligsten und zuversichtlichsten Beamtenherrschaft. Alles Vertrauen war untergraben, die Regierung trieb ein Spiel, das zwischen der persönlichen Willkür und den gerechtesten Forderungen des Volkes hin und her schwankte. Die höchsten Staatsgewalten, die sich durch den Schein und die Heuchelei eine erträumte Macht zu sichern wähnten, waren demoralisirt. Durch unzählige Hinhaltungen, Vertröstungen und Ausflüchte wich die Regierung dem billigsten Zugeständniß aus, und im weißen Saale sprach der König im Jahr 1847 stolz das Wort: Keine Macht der Erde soll mir meinen Gewaltbesiz schmälern!

---

*) A. Stahr, Allgemeine Zeitung vom 13. September 1849, Beilage.
**) Kölner Zeitung, 22. März 1848.

So war das Berliner Volk so geduldig und so loyal geworden, daß es die andern höhnten, daß es zum Märtyrer seiner Unterthanentreue wurde*).

So fand die französische Februarrevolution, so fand die deutsche Bewegung Regierung und Volk zu Berlin. Es hatte sich zwar im Volk ein Mißtrauen gegen den Thron gebildet, bei den Einen Abneigung, bei den Anderen grollender Haß gegen die Regierungsweise und die, welche an der Spize waren. Aber ein kräftiger Widerstand war nirgends und nie auf Seiten des Volkes gewesen. Die Schuld der Passivität lag schwer auf ihm, dem commandofügigen, dem gehorsamgewöhnten, dem trägen Volke. Nur die Rheinprovinz und ein Theil von Schlesien, diese beiden innerlich nur durch dünne Fäden mit Preußen zusammengehaltenen Lande, waren in politischer Bildung voraus. Das übrige Preußen war das „wohlconservirte alte Königsland"; das Volk war bei allem Mißtrauen das ergebene, leicht wieder gewonnene Volk seines Königs.

Was von freisinnigen Kräften in Preußen war, hatte an der Aufklärung des Volkes gearbeitet. Aber an der Macht der Verhältnisse scheiterte ihr Bemühen, das Volk rasch zu bürgerlichem Selbstgefühl, zur Freiheit heranzubilden.

Unter diesen Männern selbst waren viele ausgezeichnet fähig, „mit Rechtsparagraphen zu deduciren, dem Volk sein Recht, seine Kraft, die Unwürdigkeit seiner bisherigen Lage zu beweisen", aber nicht einer, das Volk jezt, nach dem Siege, weiter zu führen, thatkräftig, zu einem neuen großen Daseyn.

Die Oppositionsmänner von den Landtagen her waren Männer der Dialektik und nicht der That, mehr als begnügt mit den königlichen Verheißungen, theils so leichtgläubig als die Masse, theils bald genug auf Seite der Königlichen und wacker, der Bewegung die Kraft ausziehen zu helfen. Die Treuesten und Redlichsten unter der Opposition der Landtage hatten nicht Frische, nicht Jugend des Geistes genug für den großen Augenblick, auch fehlte es ihnen an Takt und Geschick, um Führer des Volks zu werden. Sie waren Reformer, keine Revolutionäre.

Selbst in andern Kreisen, in welchen sich Revolutionäre fanden,

---

*) Weser Zeitung vom 22. März 1848.

waren diese nur Theoretiker, keine Praktiker; zudem war ihnen bisher die Gelegenheit versperrt gewesen, sich zu einem Namen, zu einem Ansehen beim Volke hervor zu arbeiten.

In Preußen litt noch mehr, als in andern deutschen Ländern, die Demokratie an völligem Mangel staatsmännischer Kräfte und tüchtiger militärischer Leiter.

Es waren Männer in Berlin, denen es sehr mißfiel, und sehr bedenklich schien, daß der König nach allem Vorgefallenen, dem Volke gegenüber von Vergessen und Vergeben redete, als wäre er der durch das Volk Beleidigte. Diesen Männern mißfiel es, daß man nach einem solchen Kampfe und so vielen Opfern sich mit dem Austritt und den Ernennungen im Ministerium beruhigte, die schon das königliche Programm vor dem Kampf in sich schloß, daß man nichts als die überflüssigen Truppen fort wünschte und dann Lebehochs rief. Unglücksstimmen weissagten: „Es war ein erfolgloser Kampf, es war Opferblut ohne politische Consequenzen, ohne Früchte, es war kein Kampf für die Freiheit. Man will vermitteln, und doch thut eine vollständige Vernichtung des alten Systems vor Allem Noth!“ Es gab sogar einzelne Stimmen, die im engern Kreise geradezu sagten, nicht nur Wenig, sondern Nichts sey erreicht, als die Bewaffnung des Volkes. Jezt sey die Regierung ganz unfähig zum Widerstand, jezt vermöge man alles, es wäre eine Kleinigkeit, Paris nachzuahmen, den Thron umzustoßen, und Preußen den Namen Republik zu geben. Aber diese unzeitigen Einfälle blieben vereinzelt, wie die, welche in Breslau die neuen Minister für Feinde des Volkes erklärten, und eine kleine Liste geächteter Namen an öffentlicher Ecke anschrieben.

In Blättern, wie in der Berliner Zeitungshalle Rudolf Schramm, ließen sich zeitgemäßere, aber immer noch sich selbst täuschende Stimmen hören. Die Sorge für die Zukunft, rief der leztere seinen preußischen Mitbürgern zu, fordert augenblickliche Entscheidung gebieterisch. Man scheint in denjenigen Kreisen, deren unselige Verblendung die Ereignisse leichtsinniger Weise herbeigeführt hat, über die thatsächlich bereits eingetretenen Folgen derselben entweder noch sehr im Unklaren zu seyn, oder eine Reaktion für möglich zu halten. Wir beeilen uns daher, diese nothwendigen Folgen auszusprechen, da wir in der unbedingtesten Wahrhaftigkeit den einzigen Weg zur Ver-

hütung ferneren Blutvergießens, zur Aufrechthaltung der Ordnung, zur Vermeidung eines gänzlichen Umsturzes der Dinge und eines europäischen Krieges erkennen. Es ist nicht eine bloße Emeute gewesen, die in der Nacht vom Sonnabend ausgekämpft worden, sondern eine vollständige Revolution. Die öffentliche Macht ruht jezt ganz in den Händen des Volkes und kann demselben durch keine Militärgewalt mehr entrissen werden. Wenn zahllose Regimenter einziehen, sie werden in den Straßen Berlins ihr sicheres und ruhmloses Grab finden. Wer die Gesinnung der Bürger in allen Stadttheilen erforscht, der wird in diesem Augenblick eine Entschlossenheit und Einheit unter ihnen finden, die bewundernswerth ist, und jeden Versuch einer Bewältigung der Stadt als Thorheit erscheinen läßt. Er wird sich überzeugen, daß die Brust der Bürger freier zu athmen begonnen, daß sie hundertjährige, historisch begründete Fesseln abgeworfen hat, welche sich nicht mehr schließen lassen. Das bisherige geschichtliche Recht hat in Preußen seine Grundlage verloren, nachdem in der Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag von dem Volk auf den Barrikaden Geschichte gemacht worden ist. Die Elementarkraft der Nation ist losgelassen. Man verlange nicht, sie in ihrer furchtbarsten Gestalt zu sehen. Die unerläßlichsten Maßregeln scheinen uns zu seyn: allgemeines Bürgerrecht aller Schuzverwandten, und Neuwahl des Magistrats und der Stadtverordneten, weil die Magistratsglieder die politische Bewegung des Volkes wider besseres Wissen als eine gegen das Eigenthum und das Leben der Bürger gerichtete darzustellen, die besizenden Classen gegen die besizlosen aufzuhezen versucht, und durch diese falsche Darstellung das Vertrauen des Königs und der Bürger getäuscht haben; und weil die Stadtverordneten sich feig und unfähig zeigten, mit wenigen Ausnahmen. Ferner ist unerläßlich die Ausbildung der Bürgerwehr; neue Wahl der Volksvertreter; eine Mediatisirung sämmtlicher kleiner Fürsten; das Wegschleudern des ohne Schuld des Königs mit Bürgerblut befleckten Banners der Hohenzollern und das Ergreifen der schwarz-roth-goldnen Fahne; Herstellung der polnischen Nationalität, Abtretung Posens, so weit es nicht strategisch zum eigenen Schuz Deutschlands unentbehrlich ist, und Berufung der in Paris gebildeten polnischen Legion in preußische Dienste.

Aber so wenig der Vorschlag desselben Mannes durchdrang, die

gefallenen Streiter des Volkes unmittelbar vor dem Palast des Prinzen von Preußen auf der Stelle zu beerdigen, die bisher für das Standbild Friedrichs II. bestimmt war, mit einem Obelisk, der ihre Namen der dankbaren Nachwelt aufbewahre: so wenig fanden seine Vorschläge obiger Art Gehör.

Liebelt, einer der freigelassenen Führer der polnischen Bewegung, verlangte, die Massen in Polen, die bewaffnet mit Sensen und Picken, bereit der Revolution sich anzuschließen, dastehen, zu einem Nationalheer zu organisiren, zur Vorhut von Deutschland, um den Andrang der sich zusammenziehenden russischen Heerhaufen aufzuhalten, sie zurückzuschlagen und dann die Wiederherstellung Polens zu verkünden. Der Bruch mit Rußland bestehe thatsächlich. Rußland sey bis jezt nicht eingeschritten, weil es nicht konnte, weil es im ganzen Königreich Polen nur fünfundfünfzig Tausend Mann Truppen hatte. Es werde aber sofort einschreiten, wenn es ein Heer von zweimalhunderttausend Mann zusammen gezogen haben werde. Ehe dieses geschehe, und es könne erst spät geschehen, sey keine Zeit zu verlieren. Der natürliche Verbündete des freien Deutschlands sey das republikanische Frankreich. Mit Frankreich müsse man ein Bündniß schließen.

Andere sagten: Das Militärsystem war ein Verbündeter des bisherigen politischen Systems. Noch besteht diese Despotie formell, sie muß unmöglich gemacht werden. Die privilegirte Soldatenehre, diese künstlich gepflegte, falsche Ehre des Heeres ist tödlich verwundet. Sie kann nur genesen durch Vernichtung und Wiedergeburt. Die privilegirte Soldatenehre muß in die Flamme geworfen werden, und die allgemeine Ehre des wehrbaren Staatsbürgers muß aus der Asche sich emporschwingen. Versöhnung dem einzelnen Soldaten, Ehre der Tapferkeit, die er bewiesen hat, aber keine Versöhnung dem Institute! Das Heer muß untergehen im Volke. Volksbewaffnung ist nothwendig. Das stehende Heer kann zwar nicht sofort äußerlich abgeschafft oder nur bedeutend geschwächt werden, aber es muß sofort aus einem anderen Prinzip wiedergeboren werden. Die nächste Maßregel muß die Vereidigung des Heers auf die Verfassung, so bald sie geschaffen ist, seyn, und die Offiziere müssen mit andern Staatsbeamten gleichgestellt werden. Das Militär darf nicht wieder zum ganz besondern Diener „des Königs“ gemacht, nicht eine ganz

besondere privilegirte Ehre ihm mit dem bunten „Rocke des Königs“ förmlich aufgezwungen werden. Das Heer darf nicht länger ein vom Volke getrennter und dem Volk entgegenstehender Orden seyn, mit besonderen „Ehrengerichten“, geheimen „Conduitenlisten“; es darf nicht mehr die Anschließung an den allgemeinen öffentlichen Geist der Nation verhindert oder gar bestraft werden. Ein neuer Scharnhorst muß gefunden werden, der das Heer in das Volk auflöse und das Volk in das Heer aufnehme. Das Heer selbst muß zum Führer, Lehrer und Waffenmeister des Volkes erhoben werden.

Aber es erschien kein Scharnhorst. Es fehlten die energischen und entschlossenen Leute, wie sie die pariser Revolution gehabt hatte, die Führer, die im rechten entscheidenden Augenblick rasch bestimmte Maßregeln ergriffen, und Neues an die Stelle des Alten zu sezen wußten.

So kam es, daß kein bestimmtes Programm der Volkswünsche, wie anderwärts, auf der Stelle vorgelegt und die Annahme derselben der Regierung diktirt wurde. Theils wollte man die Provinzen nicht verlezen, theils ging es Berlin, wie ein Augenzeuge sagt, gleich dem Mann in der Fabel, dem alle Wünsche freigegeben wurden, und der sich nicht besinnen konnte, um was er gern reicher wäre, bis der Termin verstrich.

Die Revolution hatte Berlin unvorbereitet überrascht: ein Mißverständniß hatte den ersten Anstoß dazu gegeben, wie die königliche Partei behauptet, ein unglücklicher Zufall; ihre Durchführung war die Stegreifdichtung einiger Volksmänner oder des Volkes. Um den Sieg politisch recht zu benüzen, hätten die Berliner schon zuvor wie die Pariser politisch gelebt haben müssen.

So glaubte das Volk, es sey schon alles gewonnen, was doch erst noch zu gewinnen gewesen wäre, und so leicht hätte gewonnen werden können, da das Volk vorerst Herr war, und keine offene Macht ihm gegenüber stand. Es glaubte nicht bloß an alles was der König verhieß, es sah die Versprechungen schon als Erfüllungen an, und war sicher, daß die goldene Frucht der Revolution fortwachsen und reifen werde, und als der König mit der Reichsfahne an die Spize der deutschen Bewegung sich stellte, da feierte das Preußenherz einen entschiedenen Triumph über die kalte Ueberlegung. Im Taumel, Preußen an der Spize von Deutschland zu sehen,

hörte man nicht auf die Stimmen der Wenigen, die von Geschichte und Politik etwas Praktisches verstanden.

„Wo will das hinaus? fragten sich kopfschüttelnd alte Wohlmeinende. Bei der Betrachtung dieser sorglosen Indolenz, die ihren Sieg nicht benüzt, steigen Gedanken drohend auf, es möchte gehen, wie nach der Begeisterung, nach den Opfern von 1813—1815. Am vierten Tage noch sind an den lebhaftesten Verkehrpunkten das Straßenpflaster und die Ueberbrückungen nicht wieder hergestellt; es ist als gäbe es gar keine Polizei und keine öffentliche Gewalt mehr; es herrscht durchaus die Stimmung einer friedlichen Anarchie. Da sind keine Führer, da ist keine organisirte Partei im Volk; im Ministerium sind keineswegs die entschiedenen Männer, welche Noth thäten. So werden die Früchte des Freiheitskampfes auch dießmal zurück bleiben hinter den Erwartungen, zu denen der augenblickliche Umschwung berechtigen kann".

„Wir fürchten nicht so ernstlich, sagten Andere. — Je weniger das Ministerium sich energisch an die Spize der Bewegung stellt, desto mehr wird es Einzelne locken, sich zu Führern aufzuwerfen, und nach dem zu greifen, was jezt so wohlfeil zu erlangen ist. Wir haben auch noch die zuströmende frische Luft aus den Provinzen zu erwarten, wir sehen einem Landtag entgegen, der unter den Augen eines von Polizei, Gensdarmen und Censur befreiten Volkes eine ganz andere Sprache führen wird als vorher".

Und es lockte Einzelne, zu Führern sich aufzuwerfen. Die Jugend ergriff die Zügel.

Berlin befand sich in der That in einem Zustand, der bei aller äußeren Ordnung, die er anscheinend darbot, doch mit der Anarchie die größte Aehnlichkeit hatte. Das alte Unterjochungs- und Bevormundungssystem war mit einem Schlage gefallen; nachdem etwas an der Maschine in Unordnung gerathen war, versagte sie sogleich ihren Dienst und stand still. Die Polizei war thatsächlich aufgehoben, alle Polizeibüreaux waren geschlossen. Von der ganzen Polizei war nur Ein Mann übrig geblieben, der Polizeipräsident von Minutoli, der, durch seine Popularität geschüzt, die Erinnerung wenigstens an ein sonst Alles einschnürendes Institut lebendig erhielt. Auch die übrigen Verwaltungsbehörden gaben kein Lebenszeichen von sich und schienen, wie die Gerichte, die ihre Thätigkeit offiziell

eingestellt hatten, Feiertage zu machen. Keine Verfügung der Staatsbehörde erschien in den ersten acht Tagen nach dem achtzehnten März, während, wenn eine Regierung vorhanden gewesen wäre, sie gerade in dieser Zeit ihr Daseyn hätte beurkunden müssen. So tauchten Menschen auf und gebahrten sich, als ob sie das allgemeine Vertrauen genössen, welche, wenn man das Mildeste von ihnen sagen wollte, nur mit dem Strom zu schwimmen gewohnt waren. So konnte ein ehemaliger Polizei-Vigilant bei dem Umritt des Königs mit der schwarz-roth-goldnen Fahne voranschreiten. Nur der Durcheinander in der anarchischen Ruhe dieser Tage machte es möglich. Die Stadtverordneten hatten gleich nach den Ereignissen des achtzehnten ihre Entlassung gegeben, dann aber sich überzeugt, daß gerade in solchen Uebergangsstunden jeder auf seinem anvertrauten Posten bleiben müsse. Sie erklärten sich für permanent und hielten täglich Sizungen mit dem Magistrat, sie sorgten für die Kämpfer des achtzehnten März und ihre Hinterbliebenen; sie sezten einen Ausschuß für die Arbeiterverhältnisse ein, um theils die Bitten, Vorschläge und Beschwerden der Einzelnen entgegen zu nehmen und zur Erledigung weiter zu befördern, theils sich mit den Maßnahmen zur Regelung der Verhältnisse der Arbeiter und zur Abhülfe ihrer Noth, unter Zuziehung von Arbeitern und Gewerken, zu beschäftigen und dieselben zur Ausführung zu bringen; sie bewilligten Summen zur Unterstüzung gemeinnüziger Gesellschaften, wie des Vorschußvereins und der Anstalt für Arbeitsame, und zur Verschaffung von Arbeit durch Bauunternehmungen in großartigem Umfang; sie richteten ihre Sorge auf die Organisirung derjenigen Institute, die auf tumultuarische Weise in's Leben getreten waren, vor Allem auf die Organisirung der Nationalgarde unter Mitwirkung der Gemeindebehörden.

Denn bisher hatten sie nichts dafür gethan. Gleich auf die Kabinetsordre vom neunzehnten war ganz aus eigener Machtvollkommenheit ein Ausschuß zur Bildung der bewaffneten Bürgerwehr zusammengetreten, hatte sich mit den Bezirksvorstehern in Verbindung gesezt, hatte Waffen austheilen, in jedem Bezirk die Mannschaften zusammentreten, durch diese die Hauptleute und Zugführer, und durch die Hauptleute einen Oberbefehlshaber ernennen lassen. Minutoli hatte sich der Bildung einer Bürgerwehr

sehr angenommen und sie auf alle Weise gefördert. So war die Wahl zum Oberbefehlshaber auf ihn gefallen. Aber die Wahl war doch eine unglückliche, mindestens taktlose, da, so lange der Polizeipräsident noch Chef der Polizei war, er nicht Chef der bewaffneten Bürgerschaft seyn konnte. Die gänzliche Abwesenheit der executiven Polizei und der Gensdarmerie hatte zu dieser Wahl viel veranlaßt. Das Organisationstalent des Volkes, so wenig seiner Ausbildung unter der bisherigen Regierung Vorschub geleistet worden war, hatte sich auf eine schöne Weise dargelegt. Gegen dreißigtausend Mann Nationalgarden waren schnell unter den Waffen: Bürger und Schuzverwandte; daneben viele Freikorps, von einzelnen Körperschaften, den Handwerkervereinen, den Lehrern und Schülern der Obergymnasien, der Universität und anderer Anstalten gebildet. Sie verrichteten ihren Dienst mit solchem Eifer und solcher Hingebung, daß jede Störung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit verhütet wurde.

Da sich die Männer, die bisher die Zügel oder das große Wort im Staat geführt hatten, unbrauchbar für die Gegenwart, ohne Fähigkeit zeigten, das neue Geleise zu befahren und den Ton anzugeben: so übernahmen das, wie gesagt, junge Männer, die bisher nicht regiert hatten.

Es war dieß ein Unglück, aber nicht zu ändern. Nichts war verloren, die Aussaat in der Blutnacht des achtzehnten konnte zur Reife und Erndte kommen, wenn das Volk nur schnell seine Aufgabe begriff, sich sämmtlich in die Waffen einübte und mehr handelte, gemäß den Erfahrungen und Lehren anderer Völker, als träumte, schwazte und schwazen hörte. Verstand, offenes Auge auf den Gang der Dinge und der Menschen, und energisches Wollen, welches das Erkannte, das Begriffene rasch zur That schuf — das that Noth.

Am meisten die Mittelklassen im Volke hatten sich als Sclaven der Polizei niedergelegt und am Morgen beim Erwachen sich als constitutionelle Bürger gefunden. Die untern Klassen waren zwar besser, bildungsfähiger, als jene, und doch war es schwer, sie durch eine kurze Schule in das öffentliche Leben einzuleiten. Die Sprecher der Klubbs, die Redner der Volksversammlungen übernahmen dieses.

Denn jezt waren die Tage der Volksreden gekommen. Rednerbühnen wurden aus dem Stegreif geschaffen und das Volk stand

und lauschte und lernte. Es war ein Stück altklassischen Lebens aus den todten Büchern heraus in die frische Wirklichkeit, auf den Markt und andere öffentliche Pläze getreten. Massenhafte Volksversammlungen, Aufzüge, Kundgaben aller Art drängten sich. Jedes Dorf hatte seine Sprecher. Die Klubbs bildeten sich und begannen ihre Herrschaft. Die Presse leitete und bearbeitete in Zeitungen, in Flugblättern, in Plakaten die Bevölkerung. In den Klubbs wie in den Volksversammlungen zeigte sich, daß die Berliner dialektisch in der Schule, aber nicht politisch im Leben gebildet waren, Theoretiker, keine Praktiker. In den Sälen der Klubbs ging man sehr weit in Gedanken und Worten, zu Thaten kam es nicht, man glaubte die wichtigsten Fragen dadurch gelöst, daß man darüber redete. Man regierte, man verfügte von den Klubbs aus mit Worten und vergaß, daß das Alte noch alles dastand, man that, als wäre es nicht mehr da, weil man es wegdisputirt hatte. Man sprach vom souveränen Volk, in ihm sey allein die Herrschaft, aber man that nichts, daß es thatsächlich die Herrschaft in die Hand nahm und sie sich sicherte. Man verdarb die Revolution durch Reden, durch Schwärmen, durch Phantasiren, durch Abstraktionen. So ein junger Volksmann aus der philosophischen Schule sezte sich mit ein paar Phrasen und abgezogenen Begriffen über alles Wirkliche weg, über Adel, Geistlichkeit, Bourgeoisie, Hof und Heer, so sehr in handgreiflicher Wirklichkeit diese auch noch vor ihm und gegenüber standen. Für solche kühne Redner war die neue Form des Staates fix und fertig aufgebaut auf dem Boden der wirklichen Außenwelt, sobald oder weil einer von ihnen einige Gedanken dazu in seinem Kopfe fix und fertig hatte. Was man Regierung heißt, war, nach Augenzeugen, so ziemlich „ein Regierungsdilettantismus auf den Straßen und öffentlichen Pläzen“ geworden. „Ein unerschöpfliches Pathos mit Fanfaren und Posaunenstößen versezte die Hörer in ein urtheilsloses Entzücken. Das Publikum ging dahin, wo es die grellsten Farben sah“.

Das Unglück vieler Volksbewegungen, der Ehrgeiz und die Eitelkeit, spielten eine große Rolle, eben so sehr die politische Narrheit, welche das Edle der Begeisterung an sich hatte, aber nicht wußte und nicht anerkannte, daß wie in der Natur, auch im öffentlichen Leben der Völker, alles was gesund seyn und Dauer haben soll, nicht treibhausartig getrieben, nicht überstürzt werden darf, sondern wachsen, sich entwickeln muß.

Excentrische Köpfe suchten sich zu überbieten. Da waren Männer, denen die Geschichte, denen das Leben auf einmal etwas Beseitigtes war. Ihre Begeisterung war ihnen Alles. Philosophische Ideen, herüber geholt aus Frankreich, angelernt in der deutschen Schule, wahrhaft politische Gedanken, aber entlehnt aus der alten Welt Griechenlands, aus Nordamerika, aus England und Spaniens Corteszeit, wurden vorgetragen, als Heil verkündet, ohne Rücksicht, ob die deutschen Elemente, ob die Elemente der Gegenwart, der noch so sehr entwicklungsbedürftigen Gegenwart, dafür reif waren, durchzuführen versucht. Nicht bloß das Volk, auch die Demokratie in Berlin war noch in ihren Lehrjahren. Beiderlei Lehren der Geschichte, sowohl die, aus dem wesentlichen Alten das Neue zu entwickeln, als die, das Alte zu vernichten, wenn Neues an die Stelle gesezt werden solle, wurden nicht beachtet. Man hielt Gesinnung, weit und keck vorgehende Bestrebungen für genug, man rauschte diesen Beifall zu, und die Kenntnisse, die Fähigkeit, weil sie die Verhältnisse kannte und nüchtern zurechtlegte, die Prosa des politischen Denkens, waren selbst bei großer Volksberedtsamkeit im Schatten gegen die dahinbrausenden Redner des Tages.

Man machte in Berlin eine Revolution durch im Kopf, mit allen Folgerungen. Die Revolution in der Außenwelt blieb stehen bei dem achtzehnten März.

Es rächte sich bald genug — diese Halbheit. Die Schwierigkeit einer neuen radikalen Reform war in Preußen größer als anderswo. Fast alles war beziehungsweise verarmt, nämlich mehr oder minder geldlos. Wenn Preußen geholfen werden sollte, war die ganze Beamtenwelt, als Bureaukratie, so wie das Heer zu verringern. Diese beiden Finanzmaßregeln waren im Augenblick so schwierig als gefährlich, und je deutscher, und je freisinniger Preußen wurde, desto mehr war von Rußland wegen der Freiheit, von England wegen des deutschen Aufschwungs in materiellen Interessen, ein Kampf zu fürchten — und wahrscheinlich.

Dann waren da die Proletarier auf den Straßen, wunderbar zahlreich, die natürlichen Söhne des Regierungssystems der lezten sechszig Jahre; es war da das tausendfache Elend, das drohend Hülfe, eine menschliche Existenz forderte. Half man diesem Elend durch Verringerung der Beamten, so hatte man weniger Beamte in

der Besoldung und mehr Familien im Elend, eine neue Art von Proletariat, das Proletariat abgeschaffter brodloser Beamtenfamilien.

Es war da die große Lücke in der Staatskasse, der Kredit durch Vergeudung des Staatsvermögens in den lezten Jahren gesunken, die Aufbringung großer Geldmittel im Augenblick scheinbar unmöglich.

Es war da der Mangel an staatsmännischen Kräften im Volke, das, an unbedingten militärischen Gehorsam gewöhnt, nicht zur Selbstverwaltung vorbereitet war.

Das waren die Hauptschwierigkeiten für die Partei des Volkes wie für die neue Regierung.

Auch diese hätten sich überwinden lassen, wenn nur Ein Mann von wahrhaftem Genius an die Spize sich gestellt hätte. Eine unerschöpfliche Quelle hätte er in der Begeisterung und damit in der Aufopferungsfähigkeit des Volkes gefunden, und zwar nicht des preußischen blos, sondern des deutschen, der Nation.

Aber wer diese Begeisterung zu seiner Verfügung haben wollte, der mußte den Sieg des demokratischen Gedankens verkünden, ein Ministerium von freien und energischen Männern bilden, ein freisinnigstes Verfassungswerk rasch vollenden und durchführen, den kleineren deutschen Staaten Gelegenheit geben, sich in allen inneren und auswärtigen Angelegenheiten fest und eng an Preußen anzuschließen, und dann mußte er unmittelbar die energische Initiative in der ganzen auswärtigen Politik Deutschlands ergreifen: er mußte unter der Fahne der Freiheit, unter ihren Garantien, die Einheit Deutschlands, wenn auch gewaltsam gegen dynastisches Widerstreben, durchsezen: leicht, die Völker waren dann für ihn.

Das wollte man nicht, für so etwas hatte man nicht Geist genug, nicht Sinn, nicht Begriff; ein deutscher Bürgerkönig unter dem Banner der Demokratie war der militärisch wie der kirchlich absolutistischen Partei am Hof wider die Natur: sonst ein Mann, der dieser Aufgabe gewachsen gewesen wäre, trat auch aus dem Volke nicht hervor.

Die Bildung der Reaktion.

Während man im Volk sich nicht von der Möglichkeit träumen ließ, daß eine Macht aufkommen könnte, selbst in ferner Zukunft nicht, eine Macht, welche gegen die siegreiche Revolution zu reagiren, und das, was sie hervorgebracht, wieder rückgängig zu machen versuchte: spielte bereits die Staatskunst der Reaktion hinter den Coulissen ihr geheimes, unheimliches Spiel.

Das Volk wußte den einfachen Saz nicht, daß jede Revolution den nothwendigen Rückschlag mit sich bringt, daß eine Reaktion hinter einer Revolution nur eine natürliche Sache ist.

Daß nicht blos das berliner, sondern das deutsche Volk über diesen Erfahrungssaz hinwegschwärmte, war viel. Daß Männer, an deren Redlichkeit nicht zu zweifeln ist, und die als Staatsmänner gelten wollten, noch dann, als die Reaktion mit unsichtbarer Hand den Dolch regierte, der von hinten und von vornen nach der jungen Freiheit stieß, an das Daseyn einer Reaktion nicht glaubten — das ist unverzeihlich.

Als die Führer des berliner Volkes, die keine Staatsmänner waren, aufmerksamer wurden, und es ihrem Ohre war, als würde ein Gewebe leise im Dunkeln gewoben: Da war es schon zu spät, da sie keine ächten Revolutionäre waren, nur Revolutionäre des Worts und der Feder, nicht der rücksichtslosen, der nothwendigen, „rettenden That".

Schon am neunzehnten März war Potsdam der Mittelpunkt der reaktionären Militärpartei, der Heerd der Wuth gegen die Revolution. Diese Partei war für sich unmächtig zu reagiren. Die Folgen eines solchen Umschwungs, wie in der Nacht vom 18. auf den 19. März, aufzuheben, oder dem Umschwung eine andere Richtung zu geben, dazu gehörten feinere Köpfe, eine feinere Ueberlegung und ein leiseres Auftreten. Es gehörte dazu die Verbindung der Militärpartei mit derjenigen, die sie schon lange beherrscht hatte, mit der kirchlichen Partei.

Diese kirchliche Partei war weit verbreitet in den höheren Kreisen Berlins und trieb ihre Aeste und Zweige durch alle Theile der preußischen Staaten. Unter der heiligen Fahne der romantischen,

der altkirchlichen, vor Thron und Altar knieenden Frömmigkeit, hatte die Klugheit Eines Mannes, der noch nicht lange zum Oberen dieser Partei sich aufgeschwungen hatte, vieles vereinigt, was in der Gesellschaft durch Glauben, Stellung und Ansicht weit aus einander zu liegen schien, alle Stände, alle Alter, beide Geschlechter. Das war auch der Mann, von dem selbst Preußen sagten, daß er eine unter den Umgebungen des Königs seltene Auszeichnung an sich gehabt habe, nämlich ein geistreiches Auge. Das war der Herr von Radowitz.

Viele Vortheile für die Rolle, die er spielte, hatten ihm Natur und Schicksal mitgegeben.

Ueber seiner Herkunft lag ein Schleier, er lüftete ihn nie. „Man wußte nicht, woher er kam" — weder von welchen Eltern, noch von welchem Volke. Die Sage ließ ihn dem fernen Ungarlande entstammen und die gelbliche Farbe der Haut schien darauf hinzuweisen. Bürgerlich geboren sey er, hieß es von seinen Gegnern. Der große Napoleon fand den Knaben in einer deutschen Schule zu Altenburg, erkannte den Geist in ihm, und brachte ihn in die erste Kriegsschule Frankreichs — so sagten Andere. Sein Aeußeres von Natur wie seine Haltung, sein Benehmen, sicherten ihm Eindruck auf die Menschen. Lebendigen Geist und dabei kühlen Verstand in seltenem Grad, bei Schönheit des Leibes, hatte ihm Gott verliehen: Gewandtheit, feines Benehmen, jene leichten geselligen Formen und jenen aristokratischen Adel der Manieren eignete er sich an zuerst am kurfürstlich hessischen Hofe, in dessen Dienste er nach westphälischen Kriegsdiensten getreten war, und am preußischen Hof im Umgang mit dem königlichen Hause.

Das äußere Gepräge des interessanten Mannes, das er zeigte, hatte bei ihm eine tiefere ächte Unterlage von nicht gewöhnlichen geistigen Gaben und wissenschaftlichen Kenntnissen, bei edelm Geschmack, der sich in Wort und Schrift von ihm ausdrückte. Seit 1836, da er als preußischer Militärbevollmächtigter beim Bundestage zu Frankfurt war, hatte er in Wien, in Karlsruhe, in Darmstadt, in Wiesbaden als Gesandter, dann in Berlin als Vertrauter des Königs, zuletzt in Wien, in der Schweiz bei der Luzerner Angelegenheit, und in Paris als Diplomat gehandelt, bis die Februarrevolution ausbrach. Er war noch einmal nach Wien gesandt

worden, und hatte dann den preußischen Staatsdienst verlassen, in dem er Chef des Generalstabs der Artillerie gewesen war, und sich in das Privatleben nach Frankfurt zurückgezogen.

Es gehörte zu den Mitteln, die seinen Eindruck in der Gesellschaft verstärkten, daß er ein fruchtbarer Schriftsteller war, und neben mathematischen, militärisch-politischen und kunstgeschichtlichen Arbeiten auch über Kirchliches schrieb, eine Geschichte über die bildliche Darstellung der Heiligen, und Gespräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche, eben so Devisen und Motto's des späteren Mittelalters, und die lezteren Schriften in den Jahren 1846 und 1847.

Mystik war in ihm, und er wußte auch mit einem mystischen Schein sich zu umgeben, und die Mystik geschickt als Draperie zu gebrauchen. Doch ist nicht zu zweifeln, daß Radowitz nie heuchelte, sondern daß es Zug des Herzens war, wenn er den Katholizismus liebte, und die Welt zu ihm zurück zu führen hoffte, zurück zu jener, von der idealen und nicht von der wirklichen Seite betrachtet, schönen Religion, der an der Schwelle der neuen Zeit alle Künste des Mittelalters ihren höchsten Schmuck bereiteten, und die seitdem nach den Einen todt im Sarge liegt mit dem Schein des Lebens, nach den Andern nur scheintodt, um demnächst ihre verklärte Auferstehung und ihren Sieg über die Welt zu feiern. Mächtig unter seiner Partei, und überragend, mußte Radowitz bald werden durch den festen, von keiner Niederlage gebrochenen Glauben an den Sieg seiner Ansichten, und dadurch, daß er unter vielen unklaren Köpfen sich klar war über sein Wissen und Wollen.

Seit dem Jahr 1848 galt er als das Haupt der geheimen kirchlichen Partei, ihr Kopf war er gewiß für Nord- und Westdeutschland, und an den Höfen von Kassel, von Darmstadt, von Nassau, und besonders von Karlsruhe und Dresden, sah man im leztern Jahre ihn oft, ganz in der Stille, ab- und zugehen.

Zu dieser Partei zählte man gewesene Könige und gewesene Minister, regierende Fürsten und Minister, den größeren Theil der Büreaukratie, den ganzen Royalismus von reinem Wasser, ohne Unterschied des religiösen Bekenntnisses, die Camarilla aller Länder; ja man sah Männer, die öffentlich gegen diese Partei sprachen, in ihren geschlossenen Versammlungen einmüthig mit ihr zusammen,

und ihre Mitglieder und thätigen Freunde hatte sie unter der Diplomatie in London und Petersburg, in Wien und Paris, in München und in Brüssel, wie anderswo.

Sie war mächtig durch ihr Geld, das ihr ein Heer alter und neuer Diener sicherte, und durch ihre Soldaten, durch die einflußreichsten Militärs in den verschiedenen Heeren. Aber auch in die Bourgeoisie hinein, besonders in die reichen Banquiers- und Fabrikantenfamilien, hatte sie tief ihre Wurzeln getrieben.

Es war in den ersten Tagen nach dem achtzehnten März, als die ausgezeichneten Männer dieser Partei unter sich zusammentraten. Als die Kanonen donnerten, als in den Straßen Wiens und Berlins, Breslaus, Königsbergs, Magdeburgs und in den Rheinstädten der Geist des Volkes aufgerichtet, drohend oder rächerisch, da stand: da war diese Partei untergetaucht. Ueber sich hin ließ sie die Wogen des Zeitstroms und den Sturm jener Märznacht gehen; wer weiß, ob von ihr nur Einer in jener Nacht im berliner Schlosse war, oder wie viele von der Militärpartei, die den König umgab, auch zu ihr zu zählen gewesen wären?

Diese Partei hatte warten gelernt. Sie wußte, daß ausgetretene Wasser sich wieder verlaufen, daß hinter dem Sturm die Windstille kommt, hinter der Anspannung die Abspannung. Aber sie glich nicht den Demokraten, nicht den Altliberalen, nicht den Leuten vom Volk überhaupt, die in der Regel glauben und hoffen, es werde Alles von selbst sich machen, weil, wenn sie etwas gethan haben, sie meinen, die Hauptsache sey gethan. Jene Partei wartete nicht blos zu, sie grub augenblicklich an Abzugskanälen, sie beförderte die Abspannung, sie bereitete sich vor, die nahe Windstille zu benüzen.

Ihr Operationsplan, wie er theils zu Berlin, theils zu Potsdam, theils zu Frankfurt, theils in der Nähe von London, unter Berathungen, nach und nach, aber rasch genug, sich ausbildete, verdient Bewunderung, wenn man vom Sittlichen absieht, und nur die Politik zum Standpunkt nimmt.

Die allwärts ausbrechende Revolution, durch welche die Partei so viel Boden, so manche vortheilhafte Stellung in wenigen Tagen und Nächten verloren hatte, zwang sie zur Zusammenfassung aller ihrer Kräfte, zunächst auf Einen Punkt, auf welchem die Entscheidung lag, und das war jezt für sie Preußen. Hatte sie

hier wieder festen Boden unter den Füßen und die Arme frei, so konnte sie ihre Feinde in allen Ländern zugleich wieder fassen und bekämpfen.

Darin gleichen sich die guten Köpfe in den zwei Lagern, in dem republikanischen und in dem kirchlich-royalistischen: beide wissen, daß ihr Sieg nicht an Einem Punkte zu vollenden ist, sondern daß sie, wenn sie siegen wollen, in Europa siegen müssen; daß die Durchführung ihrer Plane nicht möglich ist in der Beschränkung auf ein einzelnes Land. Die Republik wird siegen auf die Dauer, wenn der größere Theil Europa's den Gedanken einer edeln freien Menschlichkeit wird in sich aufgenommen, und die höhere Weihe dafür durch eine Grundlage wahrer Gottesfurcht und Sittlichkeit zuvor bethätigt haben. Die kirchliche Partei würde siegen, und ihre Theorie des Despotismus glücklich in die Praxis übersezen, wenn es ihr gelänge, den Volksgeist in ganz Europa unter ihr großes Nez zu bringen, das sie aus Millionen Maschen von allen Farben kunstreich und mit zäher Ausdauer zusammenstrickt.

Die Politik dieser Partei ist nicht deutsch, nicht preußisch, nicht östreichisch. Sie nimmt nur den Schein bald dieser, bald jener Farbe an, nach dem jeweiligen Gebot ihrer Interessen. Sie dient dem Einen Gedanken einer neuen Art von Hierarchie. Nicht der Kaiser von Oestreich, nicht der König von Preußen, nicht die Aristokratie weder der Geburt noch des Geldes, nicht die Demokratie, soll herrschen. Herrschen soll die hierarchische Ordnung und Zucht als höchstes Gesez aller Völker Europa's, ja der Welt. Und durch diese hierarchische Ordnung, welche der größte Theil der Altkirchlichen im Ernst für die einzig völkerbeglückende hält, soll sie, die kirchliche Partei, die Fürsten wie die Völker beherrschen. Es soll Ein Hirt und Eine Heerde werden, der Hirte aber das Haupt der kirchlichen Partei seyn. „Erhöhte spezifische Glaubenskraft" hat sie in neuester Zeit als den Anker nationalen Fortschritts erklärt, und da sie dies in den Deutschen für sich allein nicht wahrscheinlich hält, hat sie seit länger schon ihr Auge „auf die weniger gebildeten aber frommen Slaven" gerichtet, und auf ein Slavenreich; in den Slaven hofft sie mächtig, und durch die Slaven in Deutschland und weiterhin siegreich und herrschend zu werden. Es sind, wie in allen Parteien, auch in dieser, und in ihr vorzugsweise, gemischt

untereinander starke und schwache, feine und grobe, gute und böse Kräfte; Geister, bewußt und ihrer Ueberzeugung treu, jedoch auch sie gebunden durch eine Macht, der sie unbedingt zu gehorchen haben, also nicht frei; dagegen andere, die blos geleitet werden, gläubige, fanatisirte Werkzeuge, ohne die Bewußtheit der Ueberzeugung und des Systems.

Männer aus dieser Partei waren es, die sich zusammenfanden, und zusammen Briefe wechselten, um die Folgen der Revolution aufzuheben.

Sie überschlugen die Mittel, die ihnen geblieben waren, und es war ihnen viel geblieben: viel Militär, viel Polizei, eine große Dienerschaft ihrer Zwecke, viel Geld, viel weibliche Welt, viel Schlechtigkeit und Schwachheit der Menschen, Gegnern gegenüber, die zu siegen, aber den Sieg nicht zu benüzen gelernt hatten, und die hundert große Fehler machen mußten.

Zuerst beschloß die kirchliche Partei unter sich, Beschlüsse, die blos für sie waren und geheim bleiben mußten, die aber der Erfolg aufgedeckt hat. Die Partei beschloß, eine Doppelrolle zu spielen; wenn es seyn müßte, eine drei- und vierfache Rolle. Die Einen, weil sie nach ihrer amtlichen Stellung nicht anders konnten, sollten preußisch auftreten, die Andern östreichisch, wieder Andere deutsch: aber alle unter dem Zeichen des Verfassungsstaats, alle als Constitutionelle, doch so, daß Einzelne, je nach dem Gang der Dinge und der Interessen, durchblicken ließen oder andeuteten, daß sie sogar selbst bis zur Republik, und zwar zur demokratischen Republik, vorgehen könnten, wenn das der Wille der Mehrheit der Nation wäre. Das Leztere war um so weniger schwer, als in der kirchlichen Partei sich in der That eben so zahlreiche und eben so kräftige demokratische Elemente finden als aristokratische, ja als sogar die erstern von Haus aus überwiegend in unsern Tagen seyn dürften. Der Zweck Aller sollte seyn, gegen die Revolution zu arbeiten, und zwar gegen ein preußisches Kaiserthum mit einer demokratischen Verfassung eben so sehr als gegen die Republik. Zunächst sollte die preußische Dynastie restaurirt, dann aber, wo es nöthig wäre, auch Preußen höheren Prinzipien und Rücksichten geopfert werden. Damit aber in Preußen für diese leztern Zwecke sicher gearbeitet werden könnte, sollte der Schein angenommen werden,

als würde Preußens Erhöhung ernstlich erstrebt, und zwar so, daß, wenn diese daran wäre sich zu verwirklichen, die Hindernisse bereit lägen, daran sie wieder scheitere.

Erst nach diesem schlossen sich diese Männer mit der Militärpartei zusammen. Die ersteren waren der Geist, leztere der Arm.

Es sollten so viel militärische Kräfte als möglich in Preußen aufgebracht, die Offiziere aller deutschen Truppen für die dynastischen Interessen gewonnen werden. Die preußischen Garden kam man überein, an die dänische Gränze zu schicken, nach Schleswig, um dort im Kampfe an kriegerischen Thaten den alten preußischen Geist sich wieder erheben zu lassen, die Mannszucht des Heeres wieder zu kräftigen, dabei ihnen im Gedächtniß zu halten, wie in der Nacht vom 18. auf den 19. die militärische Ehre verlezt worden, welche bei nächster Gelegenheit um jeden Preis gerächt werden müsse. An dem siegreich aus Schleswig-Holstein zurückkehrenden Heere hofften sie ein blindes Werkzeug ihrer Politik zu erhalten.

Zugleich wurde mit Rußland verhandelt, in geheimen Verabredungen, damit im Hintergrund dessen Heerhaufen drohend stünden, für äußerste Fälle zu ihrem Beistand bereit.

Um die weitern Bewegungen der Demokratie vornherein zu lähmen, beschloß man, Mitglieder der Klubbs zu gewinnen, und in alle demokratischen Gesellschaften Leute zu bringen, welche im Sinn und im Dienst der Reaktion thätig wären.

Ein Hauptaugenmerk ging darauf, die Bürger wieder zu entwaffnen, man beschloß, dem Bürgerwehrgesez künstlich die Kraft auszuziehen, die Bürgerwehr durch neue Bestimmungen so gut wie unwirksam zu machen.

Desjenigen Theils der Bürger, der die Bourgeoisie bildete, war man ohnedieß sicher. Diese trug alle Elemente einer Reaktion in sich, besonders die Kaufmannschaft machte solche Kundgebungen.

Auf die alten Beamten durfte man auch zählen, da diese beibehalten wurden. Selbst die, welche in das alte System ganz eingerostet waren, blieben in ihren Stellen, und mit den alten Menschen blieben die alten Grundsäze. Die Gesandten an den auswärtigen Höfen wurden ebenfalls nicht gewechselt. Sie, wie die andern Beamten, waren zuverlässige Diener der Reaktion, so märzfreundlich sie auch äußerlich sich zeigten.

Man zählte auch auf die Beihülfe oder wenigstens das Zufallen anderer Elemente: auf die revolutionsscheuen Persönlichkeiten, auf die Quietisten, die Freunde der Ruhe um jeden Preis, auf die Eisenbahn- und Staatspapierherren und auf die geschmeidigen Gelehrten; eben so auf die Vielen, die aus Philisterhaftigkeit oder aus Schrecken über die Auswüchse der demokratischen Bewegung sich vor dem Fortgang derselben entsezten. Die politische Urtheilslosigkeit der Masse, der Gang der öffentlichen Dinge, so wild und so confus; die Ungeschlachtheit des respectvergessenen Volkes, seine drohende Leidenschaftlichkeit — das mußte Manchen auf die Seite der Reaktion hinüber drücken, halb oder ganz.

Zu gleicher Zeit sollten der Bevölkerung Berlins die neuen Zustände recht fühlbar entleidet werden, und auf der andern Seite die Führer der Reaktion als Wohlthäter und Helfer in der Noth die Arbeiter gewinnen. Damit das erste eintrete und Gewerb und Verdienst, die schon lange stockten, noch mehr gelähmt würden, sollte eine starke Auswanderung der am meisten Geld in Umlauf sezenden Familien aus Berlin sofort stattfinden. An die sechstausend solcher Familien zogen sich aus der Hauptstadt weg, manche darunter aus Furcht, die meisten wohl diesem Plan gemäß. Zu gleicher Zeit trat man vor die gereizte hungernde Masse, man stellte die Marktpreise der Lebensmittel fest und gewann dadurch die Städter, während man die Landleute gegen die neue Ordnung der Dinge erbitterte, sowohl gegen die Bürger, als die Studenten, durch welche diese Maßregel zwangsweise ausgeführt werden mußte, nach einer Anordnung der Regierung. Bauten an den Kanälen und Straßen wurden von der Regierung eingeleitet, die Eisenbahnherren ließen größere oder kleinere Arbeiten alsbald unternehmen, der Vorstand der Artilleriewerkstätte überwies die Ausführung der Arbeiten dieser Anstalt an Berliner Gewerbsleute.

Der König selbst suchte sich sehr populär zu machen; er that, als erkenne er in den Vertretern des Volks eine ihm gleichberechtigte Macht an, mit der er im Vertragswege eine Verfassung zu Stande bringen wolle, „auf der breitesten Grundlage“ wie der König sagte. Da sah man den König, wie er der Bürgerwehr Ehrenbezeugungen erwies, wie er ihr Aeußerungen seines Vertrauens gab, wie er die Schloßwachen besuchte und sich mit den

wachhabenden Bürgern in Gespräche einließ, wie er namentlich häufig mit der Legion der Studenten und Künstler in dem Schweizersaal und in dem Garde du Corps-Saal sich unterhielt.

Die Reaktion redete dem König von der Beleidigung vor, die ihm, dem schuzlosen Monarchen, persönlich vom Volke geworden sey. Das zündete um so mehr, als ihm am 19. März herbe Worte, nicht nur aus dem Munde des Volkes, sondern am 21. aus dem Munde des bekannten Heinrich Simon, der an der Spize der breslauer Abordnung stand, zugekommen waren. Simon's Wort: „Majestät, erfüllen Sie rasch und vollständig die Wünsche des Volkes, dann wird Ihnen vielleicht Ihr Volk verzeihen"! klang dem König lang im Ohr und Herzen nach. War der König auch in den ersten Tagen ganz in dem Schwunge drinn, in den er sich hinein gearbeitet hatte, so mußte ihm die Gelegenheit, „mit Gottes Hülfe die Revolution doch vielleicht noch ungeschehen machen zu können" nur willkommen seyn. An seinem Herzen, von Haus aus voll Haß gegen die Demokratie, fand die Reaktion wunde Stellen genug, die sie nur berühren durfte, um ihn für sich und gegen das Volk zu stimmen.

Man beschloß eine doppelte Politik zu spielen, eine geheime, reaktionäre, russische; und eine freisinnige, deutsche, vor dem Volk, um zu scheinen und zu täuschen, und aus der Täuschung mehr als Einen Vortheil zu ziehen, für das absolute Königthum und vielleicht für Preußen's Größe.

Daß für die leztere die Führer der kirchlichen Partei nur scheinbar wirken wollten, dürfte die Geschichte bald genug aufklären. Doch wurde schon in jenen ersten Tagen ihrer Berathung beschlossen, die deutsche Bewegung als solche auszubeuten, und wer zweifelte wohl, daß damit des Königs Umritt mit der schwarz-roth-goldenen Fahne zusammenhing?

Da sagte man zum Könige: „Preußen hat zuerst den Bruch des alten römischen Reiches deutscher Nation zur Erscheinung gebracht; an Preußen muß das neue deutsche Reich sich aufrichten. Haben wir es nicht schon oft gesagt? Preußen muß sich vergrößern, um zu bestehen. Preußen ist ein erobernder Staat, hat schon der Franzose de Pradt gesagt. Aber unter Erobern kann jezt nicht mehr eine Beraubung der Nachbarn zu verstehen seyn, und die Vergrößerung muß in etwas Anderem bestehen, als im Länderzuwachs.

Um zu bestehen, bedarf Preußen jezt nur der moralischen Eroberung der öffentlichen Meinung und der Vergrößerung seines Einflusses in Deutschland. Preußen muß sich mit dem Gesammtvaterland identifiziren, Preußen muß in Deutschland aufgehen, die andern deutschen Dynastien haben nur die Wahl zwischen der Abgabe eines Theils ihrer Souveränität an das neue deutsche Reich nach oben, oder dem Verlust der ganzen Herrlichkeit nach unten. Es muß eine kühne Maßregel im allgemeinen Interesse der Gegenwart und Zukunft ergriffen werden".

So sprach man zum König, und die große Phrase: „Deutschland muß aus einem Staatenbund ein Bundesstaat werden!" wurde unter die Berliner, unter die Preußen hinaus geschleudert. Nicht gedankenlos, sondern fein und schlau berechnet auf das Volk, das gewöhnt war mit Worten und um Worte zu streiten, mit Worten Systeme zu bereiten, und an Worte zu glauben.

So war von der Reaktion das Mittel gefunden, den blutigen Schein, in welchem der König in der Nacht des 18. März, die Demüthigung, in der er am Mittag des 19. dastand, vor den Augen der Preußen verschwinden zu lassen unter der vorgespiegelten Glorie eines deutschen Königs. Und das Volk, das eben gegen den Thron in Bewegung gewesen war, schwärmte in anderer Richtung ab und fing an für den Glanz eines deutsch-preußischen Thrones zu schwärmen, der über allen Deutschen sich erheben sollte: das schmeichelte dem künstlich anerzogenen preußischen Stolze.

Vieles gewann die Reaktion durch ihre andern Mittel, das Meiste durch diese Phrase und durch die Vornahme der constitutionellen Maske.

Unter dieser Maske läugnete sie — so war verabredet — in ihrer Presse und auf den Rednerbühnen das Vorhandenseyn, ja die Möglichkeit einer Reaktion mit allem Aufwand von Redemitteln. Nur Thoren, hieß es, können glauben, es sey dem gestürzten Absolutismus wieder möglich, ja er glaube nur an die Möglichkeit, über die Trümmer wieder zur alten Herrschaft emporzusteigen. Wer erinnert sich nicht — so blizten die entschlossensten Reaktionäre, im Waffenrock der neuen Freiheit, unter das gläubige Volk — wer erinnert sich nicht aus der Geschichte aller Revolutionen, besonders der ersten französischen, jenes unheilvollen Gespenstes, das die

Gemüther erschreckte, und sie zur Rache, zu den grauenhaftesten Thaten der Selbsthülfe antrieb? Reaktion war das Schreckbild, das die Hand der Leiter geschickt hinzuhalten wußte, wenn es galt, die Leidenschaften wieder zu wecken zu neuen blutigen Thaten. So soll es auch hier bei uns seyn. Reaktion ist das Mährchen, mit dem man das politische Urtheil des Volkes erschrecken möchte, man kann nur Kinder damit erschrecken. Wo ist sie? Niemand kann sie sehen und finden. Die aber, die tiefer blicken, sie haben hinter dem dunkeln Vorhang eine andere Hand gesehen, die dem Grundsaz folgt: Sturz des herrschenden und besizenden Bürgerthums; Vermehrung des Proletariats, als des Heeres der Anarchie, durch Verarmung, und diese herbeigeführt durch den Schrecken, durch Zerrüttung des Kredits, durch Zerreißung der Adern des Wohlstandes; Benüzung der Arbeiter für die ehrgeizigen Plane der Führer; und mit diesem Heere der Arbeiter und des Proletariats vorwärts wider die Ordnung des Staates und der Gesellschaft, wider Thron, Familie und Eigenthum.

Hinter diesen alten Reaktionären standen die neuen, Männer von der alten Opposition, die sich überfluthet sahen, und sprachen, voran die Gelehrten: Evolution, keine Revolution! Fortentwicklung des Gegebenen auf friedlichem Wege, keine Umwälzung! Der erste entscheidende Schritt aus der Revolution heraus ist der erste Fortschritt! Vertrauen zu dem Könige wird das allgemeine Vertrauen wieder herstellen und Verkehr und Kredit wieder beleben.

So schrieben, so sprachen mit sicherer Bewußtheit die Reaktionäre, mit großem Erfolg. Sie selbst nannten die Märzerrungenschaften unter sich Erzwungenschaften, und ihren vornehmsten äußern Stüzpunkt hatten sie — an Metternich.

Die kluge, berechnende kirchliche Partei wußte, daß der preußische Monarch für sich selbst, und die preußische Reaktion für sich selbst, nicht mächtig genug waren, ihre Plane durchzuführen. Der Schüler des Herrn von Genz sollte als Meister jezt die Geister beschwören helfen, die so unbotmäßig überall Lärm machten. Metternich billigte den ganzen Plan, er sah, daß er gut war. Dem Prinzen von Preußen, den man zu ihm geschickt hatte, gab er seine Rathschläge, deren Grundlage — die Statistik der Militärmassen war und die Ungeschicklichkeit der Deutschen in allen ihren

Bewegungen, vorzugsweise in der Politik. Er selbst übernahm es, die abgerissenen Fäden des Absolutismus auf diplomatischem Weg wieder anzuknüpfen, und das diplomatische Gewebe wieder in Ordnung zu bringen. „Der Fürsten sind wir gewiß, und die Völker kenn' ich! soll er gesagt haben. Das ist keine Revolution, diese berliner, das ist nur ein Straßenkrawall, der eine Revolution werden wollte und im Anfang stecken blieb. —"

Die neuen Verbindungsmittel zu Land wie zur See erleichterten den Verkehr, trozdem daß Metternich bei London saß, die Männer der Reaktion zu Potsdam tagten, und Rußland weit weg war. Metternich's Rathschläge liefen schnell ein, schnell die Zusage russischer Hülfsvölker. Die Reaktion konnte Preußen sich selbst überlassen, und ihre vornehmsten Leiter nach Frankfurt am Main schicken. Die Rollen waren ausgetheilt, das Spiel konnte beginnen.

Einsam im südlichen Deutschland saß ein Prophet, und sah die Dinge, die da in Deutschland vorgingen, und er heftete sein Auge besonders nach Norden auf Preußen. Hervorgegangen aus dem Kerne des Volks, in der Jugend begeistert für den Gedanken eines freien, einigen Deutschlands, gelb geworden und an Haaren erbleicht, an Gesundheit gebrochen im Kerker und im Zuchthaus des absoluten Königthums, unter den Geschichtschreibern des deutschen Volkes einer der größten, jedenfalls der eigenthümlichste, der freisinnigste, der niemals Rücksichten nahm, um eine Stelle oder einen Orden zu erhalten, troz dessen, was er für's deutsche Volk gethan und gelitten, troz seiner Geschichte des deutschen Volkes, gerade in diesem Jahr verarmt und ausgezogen — stand J. G. A. Wirth über dem in den Wehen einer neuen Geburt begriffenen Deutschland und sprach die prophetischen Worte:

Es ist ein einfaches Naturgesez, daß Niemand sein angebornes Wesen, seinen innersten Charakter, wie dieser in Folge der Anlagen und Lebensstellung sich bildet, über Nacht plözlich und gänzlich umwandeln kann. Nun sind die deutschen Fürsten durch eine tausendjährige Geschichte an den Gedanken ihrer Macht gewöhnt, von ihrer Kindheit an als rechtmäßige Besizer solcher Macht erzogen und gebildet worden; die fürstliche Gewalt trägt aber einen Reiz in sich, welchen sich außer den Inhabern derselben nur wenige Menschen in seinem ganzen gewaltigen, ungeheuren Umfang vorstellen

können. Jede Fiber, jedes Seelenvermögen der Fürsten klammert sich krampfhaft an diese süße, gewohnte Gewalt an; dieselbe verkümmert und beschränkt zu sehen, ist ein bitteres, zu bitteres Gefühl; kein Fürst vom alten legitimen Stamme versteht sich daher gerne zu ernsten Bewilligungen zu Gunsten der Volksfreiheit; nur der Drang der Umstände nöthigt solche Zugeständnisse ab. Eifrig hegen und nähren darum die Fürsten die Hoffnung besserer Zeiten, also Aufhebung oder Beschränkung der Zugeständnisse, in den geheimsten Falten ihrer Brust. Diese Stimmung der Herrscher, welche aus dem Wesen ihres Charakters unaufhaltsam hervorströmt, drängt sie in den Zeiten der Umwälzung zu geheimen Verabredungen oder Einverständnissen mit auswärtigen unumschränkten Monarchen. Oeffentlich betheuern sie, daß alle ihre gemachten Zugeständnisse aufrichtig gemeint seyen und gewissenhaft erfüllt werden sollen; doch heimlich geloben sie sich die Zurücknahme oder Beschränkung bei der ersten günstigen Gelegenheit.

Nichts beweist das deutlicher, als die Geschichte Ludwigs XVI. von Frankreich. Oeffentlich schwor dieser unglückliche Monarch mehr als einmal, daß er die gemachten Bewilligungen zu Gunsten der Volksfreiheit freiwillig gegeben habe, daß er unter allen Franzosen der treueste Anhänger des constitutionellen Systems sey. Als er hingegen die Flucht versuchte, so hinterließ er eine Schrift, worin er erklärte, daß von ihm alle gemachten Zugeständnisse durch Gewalt erzwungen worden seyen, daß er sie deßhalb alle widerrufe und für ungültig erkläre. Und Ludwig XVI. war gewiß ein wohlwollender, milder Mann; indessen er mußte den Gesezen seines Standes und seiner Organisation folgen.

Ich will nicht anklagen, nicht aufreizen, sondern nur Thatsachen und Regeln der Weltordnung an einander reihen. Ich will darum die deutschen Fürsten nicht alle beschuldigen, daß sie ihre Zugeständnisse nur mit heimlichen Vorbehalten gemacht haben, daß sie mit einem mächtigen auswärtigen Selbstherrscher geheime Verbindungen suchen oder unterhalten. Ich bin überzeugt, daß einzelne Fürsten einer verständigen, würdigen Volksfreiheit aufrichtig ergeben sind, daß sie die gemachten Zugeständnisse nicht nur gerne bewilligt haben, sondern sie selbst vor dem Eintritt der französischen Februarrevolution bewilligt haben würden, wenn es ihnen der Bundestag erlaubt hätte.

Aber daß der König von Preußen über Nacht plözlich seine Natur geändert, daß er von dem eifrigen unumschränkten Herrscher des göttlichen Rechts mit einem Schlag in einen aufrichtigen constitutionellen König verwandelt worden sey, ein solches Wunder ist schwer zu glauben. Der Mann, welcher nach den Ereignissen in Karlsruhe, Stuttgart, Darmstadt, Kassel, München, Wien und anderen deutschen Höfen kaltblütig und unbarmherzig die Bürger niederschießen ließ, die nur ehrerbietig um weniger baten, als in den süddeutschen Ländern bereits bewilligt war, der Mann, welcher nach seiner tiefsten Ueberzeugung eine wirkliche repräsentative Verfassung sogar für das Volk selbst für schädlich hält, ein solcher Mann soll über Nacht den ganzen innern Kern seines Wesens plözlich umschaffen? — Glaube das nicht, deutsches Volk, selbst wenn Männer deines Vertrauens dir es betheuern.

Der Volksinstinkt lehre dich, daß die Zugeständnisse vieler Fürsten nur Blendwerk sind, hinter dem sich wesentlich andere Absichten verstecken. Mißtraue. Wie sind die Fürsten seit dem Befreiungskrieg mit dem Volk umgegangen, mit welcher vorbedachten Kaltblütigkeit wurden die heiligsten Zusicherungen gebrochen, mit welcher halsstarrigen Hartnäckigkeit wurde dieses System dreiunddreißig Jahre, troz der wohlwollenden Vorstellungen aller Menschenfreunde, troz der Warnungen aller gemäßigten Männer, fortgesezt?

Deutsches Volk, glaube von Stund an bloßem Worte nicht mehr; verlange die That, und zwar augenblicklich die That. Sey wachsam, du hast Ursache auf deiner Hut zu seyn. Uebersieh es nicht, daß Fürsten patriotische Tugenden und Bestrebungen jezt noch theils Verirrungen, theils Verbrechen und Vergehen heißen. Uebersieh es nicht, daß der König Ludwig von Bayern geradezu erklärt hat, er danke nur ab, weil man ihn zu Bewilligungen gezwungen habe, welche er nicht halten könne.

So sprach Wirth, so ließ er es drucken von Karlsruhe aus, am 27. März 1848. Aber kein Prophet gilt in seinem Vaterland, am wenigsten in Deutschland und dessen kleinen Staaten. Den Fürsten wie den sogenannten Liberalen war er nicht genehm: sie waren zu tief unter ihm, er zu hoch über ihnen. Der Prophet mußte untergehen, ohne daß man ihn hörte. Todt war er und

begraben, als man ihn hörte, nach wenigen Monaten. Da kaufte und las man J. G. A. Wirth's „leztes Wort an die deutsche Nation". Es war spät, noch nicht zu spät*).

Aufnahme des preußischen Kaiserthums in Deutschland.

Wie war es ihnen so wohl und so hoffnungsvoll, den Männern der Reaktion, als sie den Feldzugsplan und mit den Mitteln die Wahrscheinlichkeit des Erfolgs in Händen hatten! Versprechungen des Königs, dachten sie, wenn sie dem Lande nicht zuträglich sind, und als solche von der Mehrheit der Kammern erkannt werden, so beseitigt man sie. Nein, sagte ein Anderer, es ist unsere Schuldigkeit, die Versprechungen des Königs, wenn sie dem Lande nicht zuträglich sind, nicht in's Leben treten zu lassen, und die Regierung wird nichts dagegen einzuwenden haben.

Die Herren von Gerlach, Leo, Thiele, welche, ohne religiöses Gefühl, unter der Fahne des Heiligsten, der Religion, operirten, sagten: Mit Gott, für König und Vaterland werden wir siegen; es wird die Zeit kommen, wo das Volk uns Bedingungen und Bestimmungen sezen wird, aber auch die Zeit, wo ein Ministerium mit einem leichten Achselzucken höflichen Bedauerns über diese Bestimmungen einer Verfassung sich wegsezen wird.

So sprachen die Männer der fein überlegten Reaktion. Und die Regierung war der Ansicht: wenn sich eine Kammer fände, die es für ihre Schuldigkeit erkläre, die Versprechungen des Königs, als dem Lande nicht zuträglich, nicht in's Leben treten zu lassen, so habe sie, die Regierung, nichts dagegen einzuwenden. Der König selbst hatte Gewandtheit genug für seine königliche Rolle.

In der Provinz fingen die Fäden der Reaktion bald ganz offen zu spielen an. Proteste gegen „die Gewaltherrschaft der Berliner" wurden in Umlauf gesezt, Landvolk und Landwehr wurden fanatisirt;

*) J. G. A. Wirth's leztes Wort an die deutsche Nation, mit Randglossen von M. Wirth. Frankfurt 1849.

des Königs Majestät sey gefangen und solle gestürzt werden, wurde ihnen vorgespiegelt; in mehreren Kreisen wurden die deutschen Farben verspottet, und die deutschen Kokarden denen, die damit erschienen, abgerissen.

Als der König jenen Umritt durch die Stadt hielt, war er, in's Schloß zurückgekehrt, sichtbar nicht ganz zufrieden mit dem Erfolg, den diese Kundgabe auf die Berliner gemacht hatte. Er hatte wahrgenommen, daß dieser neue Glanz und Schein, unter dem er einherging, wenigstens nicht Alle blendete. Das Blut auf den Straßen war noch zu frisch und roth. Doch der größere Theil des preußischen Volkes nahm diese Kundgabe mit Jubel auf. Das Gleiche erwartete man von dem übrigen Deutschland. Man war überrascht, man war betroffen von der Aufnahme, die sie dort fand; man glaubte solche Aufnahme nicht verdient zu haben: ein Beweis von Mangel an Selbstkenntniß, so wie an Kenntniß der süddeutschen Völker.

Sicher des Siegs, wenn auch ohne Ahnung der Wirklichkeit, hatte man sich doch nicht ganz gefühlt. Daher die zweideutige Fassung der Ansprache und die zweideutige Art des Auftritts. Man wollte für alle Fälle die Auslegung beider für sich frei haben. Gefiel es in Deutschland nicht, in dem König von Preußen den neuen Kaiser zu verehren, so blieb für den Ausdruck „ein deutscher König" noch immer die Deutung offen, daß Preußen von nun an nicht mehr abgeschlossen preußisch, sondern wie sein König ganz deutsch seyn wolle.

In den kleinern deutschen Staaten antwortete der grausame Volkswiz „auf die Usurpation des Hohenzollern" mit Hohn: das Bild des Königs wurde unter spöttlichen Ceremonien umhergetragen, und unter großem Zulauf öffentlich verbrannt. So zu Hanau, zu Darmstadt, zu Wiesbaden. Selbst in München und Stuttgart geschah Aehnliches, wiewohl nur von muthwilliger Jugend und Janhagel.

Die Vergangenheit Preußens unter dem vorigen König, die sieben Regierungsjahre des jezigen Königs, dieses freiheitsfeindliche doctrinär-despotische System, hatten die Völker Süddeutschlands angeekelt. Die Mordnacht des 18., da wehrlosen Bürgern mit Granaten geantwortet wurde, hatte alle süddeutschen Herzen mit Abscheu und Grimm erfüllt. Die am mildesten sprachen, die sagten: „ein Kabinet, das nach allen andern, und nach allen andern,

kommt, das erst durch die „großen Ereignisse in Wien“ die geistige Freiheit und den sittlichen Entschluß zu großen Reformen findet, das diese Reformen, die von den Dächern gepredigt werden, in einem Tone vorträgt, als wären es neue Entdeckungen — ein solches Kabinet kann jezt in Deutschland nicht leitende Macht seyn. Und dann das furchtbare Unglück für einen Fürsten, so übel berathen gewesen zu seyn, daß so schwere Thaten nicht gehemmt wurden, und daß nach allem Vorgefallenen, dem Volke gegenüber, noch von Vergessen und Vergeben geredet wird!“

Andere, von gleicher Milde, sprachen: „nicht einmal eine Hegemonie Preußens, keine preußische Regierung, kein Berlinerthum an die Spize Deutschlands! Das fühlt jede deutsche Brust. Der König von Preußen hat diese Hegemonie augenscheinlich in keiner Hinsicht anzusprechen. Er ist nicht der mächtigste deutsche Fürst, sondern der Kaiser von Oestreich ist es. Preußen hat die Leitung im Zollverein geübt. Was war die Folge davon? Standhafte Verweigerung des von andern Vereinsstaaten von ihren Ständen und von der öffentlichen Stimme Deutschlands verlangten Schuzes für den deutschen Gewerbfleiß; der Abschluß der nachtheiligsten Zoll- und Schifffahrtsverträge; der Vortheil Englands, Hollands u. s. w.; die Verarmung und der Ruin der deutschen Gewerbe. In der innern Regierung Preußens aber, was war die seitherige Erscheinung? Beförderung „der nothwendigen Gliederung der Stände“ d. h. des Junkerthums, und Preis „der Erbweisheit“; Zurückweisung „des beschränkten Unterthanenverstandes“ von der Beurtheilung öffentlicher Verhältnisse; Beschränkung der staatsbürgerlichen Rechte auf ein geringstes Maß, durch ein Scheinbild von Verfassung, welches selbst das Recht der Bitte beinahe unmöglich machte. Die Nothwendigkeit hat endlich — und unter welchen blutigen Ereignissen! — dem König von Preußen eine Reihe von Zugeständnissen abgerungen. Was war eines dieser Zugeständnisse? Die Ernennung eines Aristokraten, welcher eine Hauptstüze des seitherigen Systems war, zum ersten Minister. Natur ändert sich nicht. Der König wird über Nacht wieder umschlagen. Kann Deutschland wünschen einen Fürsten an seiner Spize zu sehen, von dem die staatsbürgerlichen Zugeständnisse unter solchen Vorfällen, wie die jüngsten waren, erlangt worden sind, der bisher in seiner Regierung eine solche

Richtung eingehalten, und bis jezt auch als Leiter des Zollvereins die Anträge seiner Bundesgenossen und seiner wie ihrer Stände auf Schuz der Nationalinteressen so wenig berücksichtigt hat? Alles was wir hier sagen, ist Schmeichelei, verglichen mit den Gefühlen, welche anderwärts offen sich kund geben".

Es war schreckliche Wahrheit: über die Verkündigung des Königs von Preußen, sich an die Spize von Deutschland zu stellen, sprach sich allwärts, in der Presse wie in Gesellschaften, die tiefste Entrüstung aus.

Vor sieben Jahren, hieß es, war Preußen in Deutschland wieder möglich. Hätte der König von Preußen nur den kleinsten Theil der Hoffnungen, mit denen ihm einst ganz Deutschland entgegenjauchzte, erfüllt — das ganze deutsche Volk, Fürsten und Staatsbürger, wählten ihn jezt zum Oberhaupt des neuen Bundes. Er hat seinen großen Ruf nicht verstanden, er hat sich unfähig gezeigt ihn zu erfüllen. Jezt ist es zu spät. Was er gethan hat, weiß das deutsche Volk. Keine Rede mit volltönenden Wendungen kann jezt vergessen machen, was wir mit tiefem Schmerz sieben Jahre hindurch mit unsern Augen gesehen haben.

Andere sagten: Es kommt nicht darauf an, welche Person, sondern welcher deutsche Staat an die Spize von Deutschland trete. Die Personen der Herrscher wechseln, sie sind auch weniger von Einfluß neben Volksvertretern mit wahrhaften Rechten; aber bleibend sind die Staaten, denen die Herrscher angehören, und wichtig ist es daher, daß unter diesen die richtige Wahl getroffen werde. Zunächst spricht für Preußen, daß nicht Oestreich, sondern Preußen der mächtigste der reindeutschen Staaten ist. Es ist eine rein deutsche Macht, und kann nicht nur, sondern muß sich ungetheilt den deutschen Zwecken widmen, indem es ohne Deutschland aufhören würde, eine Großmacht zu seyn, mit ihm aber vielleicht die wichtigste seyn wird. Oestreich wird seinen Schwerpunkt als europäische Großmacht immer mehr in seiner Hausmacht als in Deutschland suchen.

Und gläubig sezte man hinzu: Mit Unrecht macht man den König von Preußen verantwortlich für Handlungen, die nicht von ihm, sondern von seiner Umgebung ausgegangen sind. Wir glauben, daß die lezten Erklärungen, namentlich die an die breslauer Abordnung, den Beweis liefern, daß Preußen's König mit aller Entschiedenheit

seine Regierung auf die volksthümlichsten Grundlagen errichten will. Mag man aus der verhängnißvollen Woche vom 13. bis zum 20. März der preußischen Regierung einen schweren Vorwurf machen — dem preußischen, dem berliner Volk gebührt dafür eine um so höhere Anerkennung.

Weniger gläubig, und doch auf gleichem Standpunkt sprachen wieder Andere: Die deutschen Regierungen haben sich dem mächtigen Gebot und Willen der Nothwendigkeit fügen müssen; die deutschen Völker, das deutsche Volk muß es auch. Es muß seine Neigungen und Empfindungen, es muß seine an sich noch so berechtigten moralischen Gefühle unterordnen dem Wohl, der Rettung des Vaterlands. Der König von Preußen hat erklärt, sich an die Spize des einigen, freien Deutschlands stellen zu wollen. Er hat diese Erklärung, welche vor acht Tagen mit gränzenlosem Jubel begrüßt worden wäre, erst gegeben, nachdem die entsezlichsten Ereignisse vorangegangen sind, und der Duft der Freude, der reinen Begeisterung, ist unwiederbringlich weggewischt. Aber die Nothwendigkeit ist damit nicht verändert, die deutsche Politik muß darum doch, wenn auch ohne Enthusiasmus, festhalten an dem, was durch die Natur der Dinge als einziger Weg des Heils bezeichnet ist. Wenn Preußen, wenn Berlin, dessen Söhne die Opfer jener unseligen Nacht wurden, das Vergangene vergessen kann, so kann, so muß auch das übrige Deutschland eine weit geringere Selbstverläugnung üben, falls es nicht bei der ersten Probe politischer Einsicht und Bildung kläglich unterliegen will. Man unterwerfe sich, mit Hintansezung von Neigungen, Fantasien und Gefühlen, der nüchternen klaren ernsten Stimme des politischen Verstandes, der unabweislichen Nothwendigkeit. Man schließe sich auch hier der Mehrheit des deutschen Volkes an.

Wohl, erwiederten Jene. Wird die Versammlung der deutschen Männer, die in den nächsten Tagen in Frankfurt zusammen treten werden, um gemeinsam das Wohl Deutschlands zu berathen, gewillt seyn, von Berlin aus sich Verhaltungsmaßregeln zu holen? Wir zweifeln. Herzlich und aufrichtig wird den Preußen die Hand gereicht werden, als einem mächtigen wackern Bruderstamme, aber nur als einem gleichberechtigten, nicht als einem vorherrschenden. In dem großen Völkerbund, welchen wir schließen, werden Oestreich

und Preußen die wichtigsten Glieder seyn. Aber weil der neue Bund nicht wieder der alte Fürstenbund ist, darum soll auch nicht die alte Hegemonie Oestreichs oder Preußens wieder von neuem erstehen. Gegen den König von Preußen an der Spize der deutschen Bewegung, hat bereits die allgemeine Volksstimme das entschiedenste Veto eingelegt. An der Spize Deutschlands wird das deutsche Parlament stehen, in ihm haben die Führer unserer Bewegung ihre Stelle.

So sprachen die Männer der verschiedenen Parteiungen und Schattirungen, ja selbst die Männer von derselben Partei und Schattirung, in dieser Frage gegeneinander.

Die bedeutenden Fürsten Deutschlands mußten von dem Auftreten des Königs von Preußen verlezt werden. Kleinere deutsche Fürsten, wie der Braunschweiger, sahen darin einen „hochherzigen Entschluß, in dem Sturme der Gegenwart die Ordnung der allgemeinen deutschen Angelegenheiten zu leiten“.

Merkwürdig, wegen der Folgezeit, ist die durch den Druck veröffentlichte Erklärung des braunschweigischen Ministeriums unterm 21. März:

Die hiesige Landesregierung wird den zu erwartenden Anträgen des königlich preußischen Gouvernements bereitwillig entgegen kommen, und hofft mit Zuversicht, daß alle deutschen Fürsten und Stämme mit gleicher Freude sich zu dem großen Nationalwerk die Brüderhände reichen und gemeinsam eine Verfassung gründen werden, die das große deutsche Volk in die ihm gebührenden Rechte einsezt, achtunggebietend nach Außen und frei und glücklich im Innern. Um schon jezt die äußeren Verschiedenheiten, welche die Deutschen trennen, verschwinden zu lassen, hat der Herzog befohlen, daß das Truppenkorps die deutsche dreifarbige Kokarde anlege.

Nicht bloß von dem Schlosse wehte die dreifarbige deutsche Fahne, der Herzog selbst erschien mit einer solchen Kokarde, der ersten einer, öffentlich. „Unser Herzog, hieß es, ergibt sich mit wahrer Freudigkeit der Idee eines einigen Deutschlands“. Auf allen Straßen standen Gruppen von Menschen, welche sich voller Freudigkeit die Worte mittheilten, die der Fürst gegen mehrere höhere Offiziere geäußert haben sollte.

„Die russische Armee — so, hieß es, hat der Herzog gesagt — ist auf den Kriegsfuß gesezt. Sobald sie, oder ein Theil derselben, die preußische Gränze überschreitet, werden französische Truppen an den Rhein rücken. Die Sicherheit unseres deutschen Vaterlandes erfordert die augenblickliche Wahl eines deutschen Kaisers und alle deutschen Fürsten werden darin übereinstimmen. Ich bin Herzog von Braunschweig, ich liebe mein Volk, ich liebe mein Land, will aber gern alle Opfer bringen, welche das Interesse des deutschen Vaterlands erfordert. Ich werde mit Freuden als Soldat dem theuren Vaterlande dienen und für dasselbe kämpfen".

So sprach der Herzog von Braunschweig.

Zwischen die Ereignisse in Wien und Berlin hinein war der Gedanke eines deutschen Parlamentes groß gewachsen.

Die

Tage des deutschen Parlaments.



Vorspiele des deutschen Parlaments.

Das Drängen der Ereignisse von allen Seiten.

Das war ein März für Deutschland! Jeder Tag brachte Neues. Außer dem Erzählten geschah Vieles, was die Geschichte nur im Flug berühren kann. Sie berührt es der Zeitfolge nach: man sieht um so besser, wie die Ereignisse sich drängten, spannten, kaum zu Athem, zur Besinnung kommen ließen. Es war ein geschichtliches Feuerwerk, das der Weltgeist rasch hintereinander abbrannte.

In den freien Städten Deutschlands, wo die Aristokratie allmächtig und allein sonst herrschte, und auf das Volk und den Geist drückte, eilten im ersten Schreck die schuldbewußten Aristokraten, die Presse und die Zungen frei zu geben. Der Bundestag selbst, der alte Frankfurter Bundestag, erlaubte den Einzelstaaten, die Preßfreiheit einzuführen. Die Frankfurter, wie die Bürger zu Hamburg, Bremen und Lübeck forderten eine Reihe von Volksrechten ein. Selbst der Landgraf von Hessen-Homburg genehmigte dreizehn Punkte. Von Frankreich aus erließ der Minister Lamartine ein Rundschreiben voll brüderlicher Gesinnung der französischen Republik gegen Deutschland, eine Friedensbotschaft der jungen Freiheit an die erwachenden Völker. Von England kam die Kunde von den Bewegungen der Chartisten in Glasgow und Edinburgh. Und während schon in mehreren deutschen Staaten das Heer auf die Verfassung vereidigt wurde, die Unruhen in den Städten und auf dem Lande wie ein laufendes Feuer sich fortsezten, dekretirte der Bundestag eine Revision der Bundesverfassung auf zeitgemäßer und nationaler Grundlage.

Der Herzog von Nassau hatte auf den Rath der Männer, die er jezt an die Regierung berufen, bereits am 7. März Schritte gethan, um der übernommenen Verpflichtung, daß er für sofortige Einberufung eines deutschen Parlaments wirken wolle, zu entsprechen. Der Freiherr Max von Gagern ging in außerordentlicher Sendung an die Höfe von Darmstadt, Baden, Württemberg und Bayern ab, um zunächst an diesen Orten, wo die deutsche Bewegung einen gleichmäßigen Charakter und die gleiche Richtung einhielt, eine Vereinbarung zum übereinstimmenden Handeln in dieser großen Angelegenheit zu Stande zu bringen. Eine der Regierungen aus den fünf Landen sollte die Leitung der Verhandlung vorerst in die Hände nehmen.

Die Regierungen suchten darum die Angelegenheit in ihre Hände zu bekommen, damit das Volk nicht fortfahre, für sich allein zu handeln.

Jene Männer des Volkes, welche in langen, schweren Jahren nicht müde geworden waren im Kampfe für die Rechte des Volkes, kamen, wie sie sonst zusammen getreten waren, durch schnelle Verständigung am 5. März in Heidelberg zusammen, um die Schritte zu berathen, die jezt in Sachen deutscher Nation zu thun seyen.

Es waren Männer darunter, die Amt und bürgerliche Ehre, Gut, Leben und Freiheit, das Glück von Weib und Kind bisher gewagt hatten, unter Rechtszuständen, unter denen jedem freisinnigen Mann der Hochverrathsprozeß gemacht werden konnte, unter Volkszuständen, denen Volksvereine, ihr Schuz und ihre Unterstüzung völlig fehlten.

Nicht alle diese Männer waren in Heidelberg: die Kürze der Zeit und die weite Entfernung ließen manchen der Besten nicht erscheinen, und dafür waren Manche da, welche nicht zu ihnen gehörten. Von verschiedenen Männern des Volkes sah man da als die Ersten, lange Bewährten, von Itzstein, Hecker, Dresel, Brentano, Brunk, Kapp, Lehne, Leisler, Peter, Stößer, Sachs, Stockinger, von Struve, Winter, Römer, Fetzer, Hagen, Christmann und Heldmann.

Man sah aber auch da, von Manchem schon mit andern Augen als bisher betrachtet, Bassermann, Mathy, Gervinus, Hansemann, Welcker, Werner von Nierstein, Häusser, Heinrich von Gagern, Stedtmann, einst der Besten einer, und von Soiron. Es waren

nur Mitglieder von Ständekammern eingeladen, und nur für die Lande, in denen keine Kammern waren, hatte man Nichtabgeordnete eingeladen. Außer den Genannten waren da die württembergischen Abgeordneten Bantlin, Barchet, Becher, Redwitz, Schweickhart, Wiest und Witzemann, die Bayern Eppelsheim, Kirchgeßner und Willich; die Badener Bissing, Buhl, Helmreich, Schmitt und Weller; die Frankfurter Binding I. und Jucho; die Rheinpreußen Carové und Raffauf; die Hessen Frank und Langen; aus Oestreich war Wiesner da.

Diese einundfünfzig Männer aus Preußen, Bayern, Würtemberg, Baden, Hessen, Nassau und Frankfurt, traten zusammen, und — wie sie selbst öffentlich erklärten — einmüthig entschlossen in der Hingabe für Freiheit, Einheit, Selbstständigkeit und Ehre der deutschen Nation, sprachen alle die Ueberzeugung aus, daß die Herstellung und Vertheidigung dieser höchsten Güter im Zusammenwirken aller deutschen Volksstämme mit ihren Regierungen — so lange auf diesem Wege Rettung noch möglich wäre — erstrebt werden müsse.

Einmüthig nicht minder war der tiefe Ausdruck des Schmerzes, daß die traurigsten Erfahrungen über die Wirksamkeit der deutschen Behörde das Vertrauen zu derselben so sehr erschüttert haben, daß eine Ansprache der Bürger an sie die schlimmsten Mißklänge hervor rufen würde. Tiefbetrübend, sagten sie, in einem Augenblick, wo diese Behörde sich auf die traurigen Erfahrungen der Geschichte beruft und mit schönen Worten von der hohen Stellung spricht, welche die Nation unter den Völkern einzunehmen berufen sey, wo sie jeden Deutschen zu vertrauensvollem Wirken auffordert — tiefbetrübend in diesem Augenblick ist die Erinnerung, daß sie selbst den Deutschen verboten hat, Vorstellungen an sie zu richten.

Deutschland darf nicht durch Dazwischenkunft in die Angelegenheiten des Nachbarlandes, oder durch Nichtanerkennung der dort eingetretenen Staatsveränderung, in Krieg verwickelt werden.

Die Deutschen dürfen nicht veranlaßt werden die Freiheit und Selbstständigkeit, welche sie als ihr Recht für sich selbst fordern, andern Nationen zu schmälern oder zu rauben.

Die Vertheidigung der Deutschen und ihrer Fürsten darf hauptsächlich nur in der Treue und dem bewährten Kriegsmuth der Nation, nie in einem russischen Bündniß gesucht werden.

Die Versammlung einer in allen deutschen Landen nach der Volkszahl gewählten Nationalvertretung ist unaufschiebbar, sowohl zur Beseitigung der nächsten inneren und äußeren Gefahren, wie zur Entwicklung der Kraft und Blüthe deutschen Nationallebens.

Um zur schleunigsten und möglichst vollständigen Vertretung der Nation das Ihrige beizutragen, haben die Versammelten beschlossen:

Ihre betreffenden Regierungen auf das dringendste anzugehen, so bald und so vollständig als nur immer möglich ist, das gesammte deutsche Vaterland und die Throne mit diesem kräftigen Schutzwall zu umgeben.

Zugleich haben sie verabredet, dahin zu wirken, daß baldmöglichst eine vollständigere Versammlung von Männern des Vertrauens aller deutschen Volksstämme zusammentrete, um diese wichtigste Angelegenheit weiter zu berathen und dem Vaterland wie den Regierungen ihre Mitwirkung anzubieten.

Zu dem Ende wurden sieben Mitglieder ersucht, hinsichtlich der Wahl und der Einrichtungen einer angemessenen Nationalvertretung Vorschläge vorzubereiten und die Einladung zu einer Versammlung deutscher Männer schleunigst zu besorgen.

Eine Hauptaufgabe der Nationalvertretung wird jedenfalls die Gemeinschaftlichkeit der Vertheidigung und der Vertretung nach Außen seyn, während zugleich die Besonderheit und angemessene Selbstverwaltung der einzelnen Länder bestehen bleibt.

Bei besonnenem, treuem und mannhaftem Zusammenwirken aller Deutschen darf das Vaterland hoffen, auch in der schwierigsten Lage, Freiheit, Einheit und Ordnung zu erringen und zu bewahren, und die Zeit einer kaum geahnten Blüthe und Macht freudig zu begrüßen.

Diese Ansprache an die deutschen Völker unterzeichneten alle einundfünfzig Männer. Wer von ihnen treu und mannhaft blieb, sollte sich bald zeigen.

Schon im Schooße dieser kleinen Versammlung trieben böse Keime der deutschen Zukunft hervor.

Itzstein präsidirte darin. Drei Gruppen unterschieden sich, hervorgerufen besonders durch die Leidenschaftlichkeit des Freiherrn Heinrich von Gagern. Dieser schwärmte für die Monarchie: er hatte Wenige, die mit ihm gingen. Heftig fiel er aus gegen die

republikanischen Neigungen und Regungen, als Aristokrat im englischen Sinne des Worts. Heinrich von Gagern unterschied sich sehr scharf gleich vornherein von andern, die auch für die Monarchie und gegen die Republik waren, so wie die Sachen jezt lagen. Sie waren für die Monarchie für jezt, obgleich ihre menschlich geistige Bildung und ihre Voraussicht nach der Republik sich sehnten; Heinrich von Gagern war gegen die Republik, überhaupt, unter allen Umständen, weil er sie einmal als die Form der aufgehobenen Privilegien nicht liebte, und dann ihm an ihr mißfiel, daß das Regieren in ihr ein so ganz prosaisches Amt des Talentes, so ohne alle Romantik, ohne alle Salbung und Weihe, so ohne allen göttlichen Auftrag ist.

Ihm gegenüber standen allerdings einzelne Männer, die Lust zeigten, sich schrankenlos zu überstürzen, wie Struve.

Aber selbst die, welche mit Gagern jezt gegen die fieberhafte Ungeduld nach Republik sich aussprachen, traten zugleich Gagern selbst entgegen, und Friedrich Römer erwiederte ihm, daß er für seine Person in der Monarchie nicht mehr als ein nothwendiges Uebel sehe.

Solche Vorgänge auf Seiten des Volkes waren es, welche die Fürsten thätig und bereitwillig machten, zumal da die Ansprachen des Bundestags in diesen Tagen allwärts lächerlich gefunden wurden.

Am ersten März — das war es, worauf die einundfünfzig Männer anspielten — hatte der Bundestag seine Stimme erhoben mit den Worten:

„Der deutsche Bundestag, als das gesezliche Organ der nationalen und politischen Einheit Deutschlands, wendet sich vertrauensvoll an die deutschen Regierungen und das deutsche Volk. — Er wird alles aufbieten, um gleich eifrig für die Sicherheit Deutschlands nach Außen, so wie die Förderung der nationalen Interessen und des nationalen Lebens im Innern zu sorgen. Deutschland wird und muß auf die Stufe gehoben werden, die ihm unter den Nationen Europas gebührt".

So sprach der Bundestag. Er, der alles gethan hatte, um Deutschland schwach und unmündig zu erhalten; er, der sich für die Fürsten zum Polizei- und Kriminalschergen gegen die Völker hergegeben hatte, er ermahnte jezt zum einmüthigsten Zusammenwirken der Regierungen und der Völker; er wagte „mit voller Zuversicht auf das deutsche Volk zu vertrauen" unter bitterem Gelächter von ganz Deutschland.

Wie sich darum deutsche Regierungen herbei ließen, mit dem von der Heidelberger Versammlung ernannten Ausschuß in Beziehung zu treten: so drang sich auch dem Bundestag „die Ueberzeugung auf, daß seine Vorschläge mehr Aussicht auf allgemeine Befriedigung haben dürften, wenn sie solche Männer von außerhalb der Bundesversammlung berufe, welche das öffentliche Vertrauen auf ihre richtige Würdigung der gegenwärtigen Zeitverhältnisse besizen."

War es dem Bundestag Ernst? oder hoffte er nur Zeit zu gewinnen, bis die Russen näher wären?

Denn man erzählte sich: am lezten Tage des Karnevals war Ball im Winterpalast zu Petersburg. Es wird eben ein Masurka getanzt, als ein Adjutant dem Kaiser ein Papier überreicht. Des Kaisers Züge veränderten sich unter dem Lesen. Er tritt mitten unter die Tanzenden. Alles hält inne, die Musik verstummt, der Kaiser tritt vor: „In Paris ist die Republik ausgerufen, viel Blut ist geflossen, der König und die königliche Familie sind auf der Flucht. Meine Herren, schließt er, zu den Offizieren gewandt, machen Sie sich fertig auf's Pferd zu steigen."

So erzählte man sich, und gleich darauf war ein russischer Ukas in allen Zeitungen zu lesen, der die sofortige Vermehrung aller Reserven und die Einberufung aller beurlaubten Soldaten anordnete. Die Einleitung des Ukas sprach von Ereignissen in dem Westen Europa's, welche die frevelhafte Absicht darthun, die gesezlichen Gewalten zu stürzen. Die freundschaftlichen Bündnisse und Verträge, durch welche Rußland mit den benachbarten Mächten verbunden sey, legen dem Kaiser die heilige Pflicht auf, frühzeitig Anordnungen zu treffen, einen Theil der russischen Truppen auf den Kriegsfuß zu stellen, um, im Falle die Umstände es erheischen, der verderblichen Ausbreitung der Anarchie einen festen Schuz entgegen zu setzen.

In Deutschland fürchtete man sich nicht in diesen Märztagen vor dem russischen Ukas, wiewohl man es für möglich hielt, daß deutsche Fürstenhäuser daran denken könnten, den Russen, den allgemein gehaßten Feind der Civilisation und des gemeinsamen Vaterlands, in der Furcht für ihr Daseyn, um Beistand anzugehen.

Der Sturz des alten Systems und seiner Vertreter sezte sich immer weiter fort. Im päbstlichen Rom wie in den Niederlanden

fielen die bisherigen Minister unter dem Jubel des Volkes. Im hohen Norden, in Stockholm bewegte sich das Volk, wurden Reformbankette gefeiert. Im Süden, in Italien, stand Venedig auf, das Volk von Parma erhob sich bewaffnet, der Herzog entfloh, in Venedig wurde eine provisorische Regierung eingesezt, nach fünftägigem Kampfe mußte der östreichische Feldmarschall Radetzky Mailand verlassen, der Herzog von Modena wurde verjagt, Karl Albert, der König von Sardinien, erklärte, das Schwerdt und der Schild Italiens seyn zu wollen, ein piemontesisches Hülfsheer rückte in Mailand ein, ein neapolitanisches Heer war unterwegs, den Lombarden zu Hülfe, aus Rom wurden die Jesuiten vertrieben, das Ministerium in Neapel gestürzt. In Ungarn wurden die Bauern emancipirt, der Reichstag erklärte sich für permanent, Ungarn wurde ein Ministerium zugestanden, und nachdem die Punkte, auf welche hin die östreichische Regierung unterhandeln wollte, von den Ungarn verworfen waren, überbrachte der Erzherzog Palatin selbst den Ungarn die erwünschte Antwort.

Der Bundestag zu Frankfurt anerkannte den Reichsadler als Wappen und schwarz-roth-gold als Bundesfarben, verlangte selbst von den Einzelstaaten Vertrauensmänner. Es war eine Ironie des Schicksals, daß die stereotyp gewordene Bundestagsfigur, Freiherr von Blittersdorf, im Auftrag der badischen Regierung, als eine seiner lezten Amtshandlungen, den Antrag stellen mußte auf die Einberufung solcher Vertrauensmänner des Volkes zur Mitwirkung bei dem Entwurf der neuen Bundesverfassung. Er war damit nicht nur persönlich selbst abgängig geworden und an seine Stelle rückte Welcker ein, sondern in der Annahme dieses Antrags lag sogar die Selbstauflösung des Bundestags. Der noch nicht lange beseitigte Professor Welcker, der volksthümliche vieljährige Abgeordnete der badischen Kammer, gegen den der badische Staatsanwalt vor Kurzem auf zehnjährige Zuchthausstrafe wegen Hochverraths und Majestätsbeleidigung angetragen hatte und der namentlich durch Heckers, eines weithin bekannten Republikaners, beredte Vertheidigung, von der Verurtheilung gerettet worden war — dieser wurde jezt Großherzoglich Badischer Bundestagsgesandter.

Die überall siegreiche Volksbewegung änderte schon jezt zum Theil die Bundestagsgesandten. Von Wien aus kam der Ritter von

Schmerling zuerst als Vertrauensmann, dann als Gesandter; von Kassel aus Sylvester Jordan; von Stuttgart der Freiherr von Sternenfels, ein Mitglied der ständischen Opposition von 1833. Als Vertrauensmann sandte Württemberg Ludwig Uhland, den Dichter und ständischen Oppositionsmann; Baden den Abgeordneten Bassermann; alle andern Staaten Männer, die man auf Seiten des Volkes zu sehen gewohnt war.

Die Offenburger Volksversammlung und die Republik.

Während in den Berathungszimmern von Seiten freisinniger Männer solche kühne Schritte gethan wurden, und die Regierungen widerstandslos sich fügten, wurde von Anderen noch Kühneres und Weitergehendes unmittelbar durch das Volk versucht.

Heinrich von Gagern hatte zu Heidelberg das erbliche Kaiserthum vertheidigt, er wollte einen von den etlichen und dreißig deutschen Fürsten als erblichen Kaiser neben und über dieselben aufstellen, und zwar den König von Preußen. Die Vorliebe und die Voreingenommenheit machten Gagern kurzsichtig, mit einer leichten Abstraktion sezte er sich über den Widerspruch und Widerstand Oestreichs hinweg, hinweg über die Volksabneigung des von Oestreich so sehr abhängigen Bayerns, hinweg über den seit vielen Jahren stehend gewordenen Widerwillen des schwäbischen Volksstamms und anderer südwestdeutscher Länder, hinweg über die gut östreichische und antipreußische Gesinnung der mächtigen kirchlichen Partei, deren Macht vor Kurzem erst in den Rheinprovinzen und Westphalen, wie in Posen und Schlesien sich gezeigt hatte.

Schon damals sahen solche, die keine Staatsmänner waren, wohl aber sehr kurzsichtig, in diesem abstrakten Sich-Hinwegsezen über Dinge, die jedem Unbefangenen ein preußisches Erbkaiserthum über Deutschland als eine baare Unmöglichkeit erscheinen ließen, „einen weitschauenden und sichern staatsmännischen Blick, und im preußischen Erbkaiserthum die einzig mögliche Form einer starken einheitlichen Bundesgewalt für Deutschland."

Diese Leute schrieben einander und suchten sich selbst und Andere zu bereden, es sey in Süddeutschland die große Mehrheit dafür, und die Regierung von Württemberg unter allen voran. Die Wahrheit aber war das Gegentheil davon.

Wenige Doktrinäre und den größeren Theil der Geldmänner ausgenommen, gieng, ohne Berechnung der jezigen Möglichkeit, der Wunsch in ganz Süddeutschland auf eine große deutsche Bundesrepublik, und selbst die Fürsten von Württemberg und Baden, sagt man, sollen daran gedacht haben, äußersten Falls ihre Kronen auf den Altar der Republik niederzulegen, entfernt nicht aber daran, dem König von Preußen als Erbkaiser zu huldigen.

Von Belgien herüber wurden Flugschriften verbreitet, wie vom Elsaß aus, die Republik sofort in Deutschland einzuführen. Von Frankreich aus ertönte vielfach der Ruf über den Rhein herüber: Es lebe die Republik! und die Rheinlande antworteten: Es lebe Deutschland!

Zunächst war in der Gesammtheit der deutschen Völker der Drang nach Einheit so groß als der Drang nach Freiheit, und wünschten auch die Meisten in Süddeutschland beides in der Form der Bundesrepublik, so wollte man sich doch nicht sogleich entscheiden über die Form, unter welcher beides zu erreichen wäre.

Gewaltsam hastige, fieberhaft auf Beschleunigung der Entscheidung dringende Naturen gab es aber auch, und mit Besorgniß sahen besonnene Volksfreunde auf die in auffallender Weise durch Deutschland verkündete große Volksversammlung, die nach Offenburg in Baden, hart an der Gränze der neuen französischen Republik, durch den badischen Abgeordneten Hecker ausgeschrieben worden war. Sie fürchteten von da die unreife Geburt einer deutschen Republik.

Gewöhnlichen Menschen war diese Riesenversammlung, ehe ihr Tag kam, ein Schreckgespenst. Sie sahen sich um und fanden nirgends einen Halt. Die Männer der Bewegung, sagten sie, in vollster Thätigkeit; die deutsche demokratische Legion in Paris, jeden Augenblick zum Einmarsch bereit in Verbindung mit polnischen, französischen, schweizerischen Freischaaren; die Regierungen ohne Takt, ohne Energie, ohne Talent für eine solche Zeit; im Palast der Schrecken, im Büreau die Anarchie; und das Band des

deutschen Bundes gelockert, fast gelöst! welche Zustände, welche Gefahren! *)

Schon vor einiger Zeit waren schottische Sektirer nach Norddeutschland herüber gekommen, um das nahe bevorstehende Ende der Welt zu predigen, und da jezt die alte Welt sich so starr und arm an Geist und Kraft offenbarte, glaubten nicht Wenige an ihr Ende im buchstäblichen Sinn.

Andere sahen den Anfang einer neuen Welt. Mit der Allmacht des freien Wortes glaubten sie jedes Wunder thun zu können. Von einem Hochgefühl wie nie vorher in diesen Tagen gehoben, glaubten sie sich von dem Herzschlag der Nation bewegt, während doch sie das Volk bewegten.

Sonntags den 19. März waren gegen fünfzehn Tausend Menschen um das Rathhaus und in den anstoßenden Straßen zu Offenburg versammelt.

Eben daselbst hatten am 12. September 1847, also gerade ein halb Jahr zuvor, Männer des Volkes getagt und die Forderungen des Volkes festgestellt. Die Regierung hatte diesen Forderungen mit Hochverrathsprozessen geantwortet. Dieselben Regierungsmänner, welche die Redner vom 12. September mit Hochverrathsprozessen verfolgten, hatten in den Märztagen Zugeständnisse gemacht. Mit diesen nicht zufrieden und ohne weitere Bürgschaften, voll Mißtrauen in den guten Willen der Machthaber wie in ihre staatsmännische Einsicht, sprachen die Vorwärtsdrängenden: In den Pariser Februartagen ist nur der Anfang einer Völkerbewegung gemacht worden, sie muß sich mit unabweisbarer Nothwendigkeit in allen Staaten Europa's fortsezen. Der Kampf der Volksherrschaft und der Einherrschaft hat begonnen. Wir müssen unserm Vaterland bei Zeiten eine feste Stellung sichern, den äußeren und den inneren Feinden gegenüber.

In diesem Sinne traten die Männer des Volkes zu Offenburg zusammen.

In der Versammlung selbst waren viele, ja die meisten, die mit dem Gedanken kamen, Baden werde hier, wie es allgemein hieß, die Republik erklären.

Vom Balkon des Stadthauses herab sprachen die Redner, zuerst

*) Weser-Zeitung, 30. März 1848.

Itzstein, dann Soiron, Hecker, Struve, Kapp, Gottschalk, Hoff von Mannheim, Brentano, Fickler von Konstanz, auch der Sohn Wirth's, des Geschichtschreibers.

Die Debatte über die beste Regierungsform begann. Der allverehrte Itzstein erklärte es als der Zeit nicht angemessen, wenn von Baden aus die Republik verkündet würde, sie stünden zu isolirt da. Wenn der Augenblick kommen sollte, würden er und die andern Abgeordneten nicht versäumen, den Muth des Volkes aufzurufen. Aehnlich sprach Struve. Er gieng wie alle Redner vor und nach ihm von dem Gedanken eines großen einigen Deutschlands aus, er wollte ganz Deutschland als gebietende Macht, als geachtete und gefürchtete Nation begründen, und dann erst dürfe der Gedanke einer Republik aufkommen. Struve prophezeihte die Revolution von Wien und Berlin, wovon man an diesem Tag in Baden noch nichts wissen konnte.

Fast gleich sprach Soiron. Alles gewaltig hinriß die Rede Heckers, den das Volk mit einem Jubel begrüßte, der kaum enden wollte.

Ernst und würdig sprach Hecker gegen die jezige Einführung der Republik. Was würde wohl, fragte er, der Franzose thun, wenn wir, was ja die nächste Folge der Republikerklärung seyn müßte, uns zersplitterten? Er tadelte es laut und stark, daß man in der Unterstüzung des französischen Heeres eine leichtere Verwirklichung dieses Planes sehen wolle. Ein Volk, rief er, das ein fremdes Volk nöthig hat zur Erringung seiner Freiheit, ist dieser Freiheit unwürdig. Im deutschen Parlamente muß Deutschland, einig und eine Nation geworden, auch über die künftige Staatsform sich einigen. In einem Land von achtunddreißig Staaten ist die Regierungsform schwerer zu ändern als in Frankreich, wo Paris das Schicksal des ganzen Landes entscheidet. Auch dürfen wir an jener Revolution kein Muster nehmen, da die Umgestaltung auf so schwankenden Füßen ruht.

Fickler machte den Versuch, die Versammlung umzustimmen, für sofortige Erklärung der Republik. Es gelang ihm nicht, besonders vor den festen, klaren und gewichtigen Gründen selbst seiner sonstigen Gesinnungsgenossen. Wirth, der Geschichtschreiber, damals auf einer Reise durch Bayern begriffen, hat, wenige Tage nachher, diese Gründe zusammengefaßt in einer gedruckten Rede an die deutsche Nation. Dort sprach er:

„Schwache Regierungen führen in Revolutionszeiten unfehlbar zur Republik. In solchen Zeiten schreiten die Ereignisse mit der Eile des Sturmes voran. Bald werden die freisinnigen Männer, welche bis jezt für entschiedene Reformer, selbst für Radikale gelten, als zu gemäßigt erscheinen, in der Volksgunst sinken, binnen wenigen Monaten sie verloren haben. Der richtige gesunde Sinn des Volkes wendet dessen Zuneigung in Revolutionszeiten stets den Männern der entschlossenen Thatkraft zu; solche Männer sind jedoch vorzugsweise die Republikaner. Es ist wahr, daß gegenwärtig die leztern bei der unermeßlichen Mehrheit der Nation nicht beliebt sind. Wenn man jezt in ganz Deutschland ohne Anwendung von Terrorismus über Republik oder konstitutionelle Reichsverfassung abstimmen lassen wollte, so würden unter 100 wenigstens 90 sich gegen die Republik erklären. Allein das Mißtrauen gegen die Fürsten wird die Massen selbst wider Willen zur Republik hindrängen, und Staatsfehler der Fürsten werden das Ereigniß bald vollendet haben. Der König Ludwig von Bayern hat geradezu erklärt, er danke nur ab, weil man ihn zu Bewilligungen gezwungen habe, welche er nicht halten könne. Solche Thatsachen haben im jezigen Augenblick eine inhaltsschwere furchtbare Bedeutung. Sie werden noch wichtiger durch den Umstand, daß der neue König von Bayern die freisinnigen patriotischen Bestrebungen, welche von der fürstlichen Reaktion politische Verbrechen und Vergehen genannt wurden, auch jezt noch Verirrungen heißt. Und das geschieht in der Thronrede, und unter dem liberalen Ministerium des Freiherrn von Thon-Dittmar. In solchen Verhältnissen liegt der Schlüssel zum Verständniß unserer gegenwärtigen Lage. Staatsfehler der Fürsten werden das Mißtrauen der Völker immer größer machen, und dieses stets wachsende Mißtrauen wird die Masse der Nation selbst wider Willen zur Verkündung der Republik zwingen. Leztere geht nach den Gesezen der Weltordnung als unaufhaltsamer organischer Drang aus den Thatsachen mit allmächtiger Gewalt hervor. Was folgt nun aus dieser Thatsache, deren augenfällige Wahrheit die nächste Geschichte unsers Vaterlands beweisen wird? Folgt daraus, daß man die Republik in irgend einem deutschen Land auf der Stelle einführen soll? Nein, gerade das Gegentheil. Wenn irgend Etwas im Stande wäre, die Republik aufzuhalten, so wäre das eine voreilige

Verkündigung derselben durch den Seekreis von Baden oder selbst durch das ganze badische Land. Ein solches Ereigniß würde die Drohung enthalten, dem ganzen großen Deutschland durch einen verhältnißmäßig kleinen Landstrich das Gesez seiner Entwicklung aufzudringen. Solche Drohung würde in der unermeßlichen Mehrheit der Nation Erbitterung und folgerecht Widerwillen gegen die Republik erzeugen. Wer demnach heute für die augenblickliche Einführung der Republik wirkt, der handelt gegen, und wer dawider wirkt, der handelt für die Republik. Aber wie die Verhältnisse heute beschaffen sind, werden sie in diesem Punkte dem Wesen nach etwas länger bleiben. Es ist nämlich ein anderes unabwendbares Gesez der Staatsumwälzungen, daß dieselben Anfangs niemals der Leitung der Republikaner, sondern jener der freisinnigen Männer der mittleren Meinung oder Richtung zufallen. Von Zeit zu Zeit sinkt jedoch die Popularität und moralische Macht dieser Männer unter dem gewaltigen Drange der Ereignisse und dem Einfluß der Staatsfehler der Fürsten: von Zeit zu Zeit wächst deßhalb die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Republik und mit ihr die Zahl der Anhänger der leztern an. Endlich tritt der Augenblick ein, wo die Mehrheit der Nation die Unvermeidlichkeit der Republik anerkennt, und in diesem Augenblick geht die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten auf die Republikaner über. So ist der Verlauf der Staatsumwälzungen in denjenigen Reichen, in welchen sie zum erstenmal auftreten, mithin nicht, wie in Frankreich, die Folge einer früheren Revolution sind.

Darum liegt es in den heiligsten Interessen der deutschen Republikaner, daß sie ihren Zweck durch eine voreilige unreife Geburt, sohin durch eigenmächtiges Ausrufen der Republik in einzelnen kleinen Landstrichen nicht selbst gefährden. Sie müssen ruhig abwarten, bis ihre Zeit kommt, und die Geschichte zeigt ja, wie schnell dieser Augenblick bei den Nationen eintritt. Das hartnäckige, reaktionäre System der deutschen Fürsten hat die gegenwärtige Staatsumwälzung gemacht, die weiteren Staatsfehler derselben Fürsten werden die Republik erzeugen. Während also die Fürsten an der deutschen Republik arbeiten, dürfen ihnen die Republikaner nicht in den Arm fallen; sie müssen dieselben gewähren lassen, denn die Fürsten arbeiten für die Zwecke des Freistaates.

Wenn indessen die dringendsten Pflichten gegen sich selbst den

deutschen Republikanern gebieten, ihrem Zwecke nicht durch eigenmächtige Einführung der Republik in einzelnen Landstrichen zu schaden, sondern den Ausspruch der Mehrheit der Nation abzuwarten, so hindert das gleichwohl nicht, daß nicht alle Männer von reiner Vaterlandsliebe, sie, welche der Hingebung für ihre Grundsäze fähig sind, schon jezt aufrichtig an die republikanische Ansicht sich anschließen und dieselbe mit geistigen Gründen befördern. Es ist dies im Interesse der Nation vielmehr wünschenswerth, damit die Masse von Einsicht, Bildung und Charakterstärke auf die Leitung eines Ereignisses Einfluß erlange, welches nach den Gesezen der Weltordnung einmal unvermeidlich ist. Ich meines Ortes bin bereit, in solchem Sinne wieder zu wirken".

In diesem Sinne, wie hier A. Wirth sprach, wurde in Offenburg gesprochen.

So wurde vor allen Dingen ein deutsches Parlament verlangt, die Erklärung der Republik beseitigt, eine Reihe Forderungen für Baden festgestellt, namentlich die Verschmelzung der Bürgerwehr und des stehenden Heeres zur Bildung einer waffenfähigen Volkswehr, eine progressive Vermögens- und Einkommenssteuer, Abschaffung aller Vorrechte, der Apanagen, der kleinen Bezüge der Geistlichen für Messen u. dgl., der unverdienten Pensionen; Trennung der Schule von der Kirche, Ausgleichung des pecuniären Mißverhältnisses zwischen Lehrern und Geistlichen.

Zugleich wurde die Volkspartei förmlich organisirt. Es wurde ein Centralausschuß gewählt als Leiter aller Vereine des Landes. In jeder Gemeinde des badischen Landes ward ein Verein beschlossen, mit der Aufgabe, für die Bewaffnung, für die politische und sociale Bildung des Volkes, sowie für die Verwirklichung aller seiner Rechte Sorge zu tragen. Sämmtliche Vereine eines Wahlbezirks sollten einen Bezirksverein bilden, sämmtliche Bezirksvereine einen Kreisverein, die vier Kreisvereine einen Landesverein; jeder dieser Vereine mit einem leitenden Ausschuß an der Spize und mit einer Vereinskasse. Zum Obmann des Centralausschusses wurde Friedrich Hecker von Mannheim gewählt, zu Mitgliedern aus dem Unterrheinkreis Struve, Hoff, der alte Winter; aus dem Mittelrheinkreis Brentano, Rée, Rehmann, Schubert; aus dem Oberrheinkreis Kiefer, Rotteck, Torrent; aus dem Seekreis Würth, Vanotti, Emmert, Grüninger.

In den nächsten Tagen trat diese Organisation in's Leben; in alle deutschen Lande giengen Aufforderungen zu Gleichem und zum Anschluß. Das sollte Bürgschaften für die Verwirklichung der Volksforderungen geben.

So scheiterten hier Fickler's Bemühungen. Fickler war kein Republikaner von jungem Datum, aber eine vollblütige, vulkanisirende, gewaltsame Natur. Wie unsere Tage Romantiker zeigen, die sich aus dem Mittelalter in die neue Zeit herüberverirrt und verspätet haben, so weisen sie auch einzelne Männer auf, die in die französische Revolution der neunziger Jahre naturgemäß gehört hätten, und die nun zu spät gekommen sind, lang hinter dem System des Schreckens hintendrein, oder zu früh, zu weit voraus vor der werdenden neuen Revolution: eiserne Charaktere, die leicht roth glühen. So ein Mann ist Fickler. Die meisten dieser Männer haben bei großen Vorzügen der Thatkräftigkeit den gleichen Fehler, daß sie Zeit, Verhältnisse, Menschen und Dinge, eigene und fremde Kräfte und Mittel, besonders die der Gegner, nicht richtig schäzen, daß sie auf falscher Grundlage rechnen.

Neben Fickler waren die Meisten Republikaner von gestern her, die noch nicht viel gelernt hatten, die es um so mehr gelüstete, den despotischen Republikanismus der Marats und Dantons in Deutschland nachzuspielen, ohne die Energie und den politischen Verstand dieser Männer, geschweige daß sie die altrömische Tugend und Größe Robespierres gehabt hätten, und seinen Staatsmannsblick, und seine Selbstverleugnung. Das Größeste an diesen neuen, über Nacht aus dem Boden geschossenen jungen Republikanern war ihre Eitelkeit. Vorlaut und keck war Mancher von ihnen; daß klare Besonnenheit und der wahre Muth diesen fehlte, sollten sie bald genug zeigen.

Alle Besonnenen in Deutschland dankten dem politischen Talent der alten badischen Führer, daß sie die Offenburger Versammlung diesen Weg geführt hatten, und dem Gesammtwillen des Volkes es zuwiesen, über die Form zu entscheiden, in der es seine Souveränität ausüben wolle. In despotischen Zuständen, sagte der Eine, ist die Revolution jeder Zeit im Recht; gegenwärtig aber, da wir das Recht der Versammlungen, des freien Worts und der freien Presse errungen haben, wäre die Revolution im Unrecht, überflüssig,

ein Beweis der Unreife oder des mangelnden Selbstvertrauens. Ist die Republik die beste Staatsform, sagte ein Anderer, so muß man die Mehrheit des deutschen Volkes auf dem gesezlichen Wege für sie gewinnen. Die ächten Republikaner, sagte ein Dritter, müssen die Republik als einen Ausdruck des Volksgeistes wollen, der sich wohl bilden und umwandeln läßt durch Aufklärung und Discussion, den man aber nicht machen kann und darf. Es soll kein Regiment seyn einer terroristischen Minderheit, welche die Meinung der Mehrheit unterdrückt. Und die Quietisten, die Ruhemänner, sprachen: „Wir protestiren gegen die veralteten Revolutionsgelüste, die Partei, — denn auch sie hatten sich dieser Tage liberal gefärbt und rechneten sich zur Partei — die Partei wird sich abklären, die Revolutionäre werden bald vereinzelt und ohne Anklang seyn. Eine Republick in Deutschland wäre ewig und unter allen Umständen ein Unglück". — Uebersiedelt euch nach Rußland, antworteten die Gegner: wandert nach China aus!

Viele Altliberale forderten bereits gewaltthätig einen Kaiser: der Kaisertaumel fing an die Köpfe zu berücken, die altgewordenen Burschenschäftler von 1817 und 1822 zeigten, daß sie jung geblieben waren; sie waren nicht hinaus gekommen über die Idee, die ihre Jugend begeistert, für die mancher viel und lang gelitten hatte. Sie geberdeten sich herrisch, theils weil sie in der Wirklichkeit oder in der Einbildung große Verdienste in schlimmen Tagen sich erworben hatten, theils weil sie Gefahr fürchteten vom vierten Stande. Die Bauern, die Arbeiter, die Besizlosen — das waren die natürlichen Anhänger einer augenblicklich einzuführenden Republik. Sie versprachen sich von ihr so vieles, was sie bisher entbehrten.

Die Besten sagten warnend: Keine Despotie des Absolutismus mehr, keine Despotie des Republikanismus, am wenigsten eine Despotie des Liberalismus!

Das Vorparlament.

Am 12. März war der am 5. erwählte Ausschuß der Sieben wieder zu Heidelberg zusammengetreten. Er hatte sich über die Grundlagen einer nationalen deutschen Parlamentsverfassung vorläufig berathen und geeinigt, und dieselben sollten nun einer größern Versammlung von Männern des Vertrauens deutscher Nation zur weiteren Berathung vorgelegt werden. Der Ausschuß lud „alle früheren oder gegenwärtigen Ständemitglieder und Theilnehmer an gesezgebenden Versammlungen in allen deutschen Landen, Ost- und Westpreußen und Schleswig-Holstein mit einbegriffen", zu dieser Berathung ein, auf Donnerstag 30. März, nach Frankfurt am Main. Dabei erließ er noch besondere Einladungen an „eine bestimmte Anzahl anderer, durch das Vertrauen des deutschen Volks ausgezeichneter Männer, die bisher nicht Ständemitglieder waren". Auf die Kunde, daß auf den zweiten April der preußische Landtag einberufen worden und die Mitglieder der preußischen Stände verhindert seyen in Frankfurt zu erscheinen, forderte der Ausschuß, damit Preußen in Frankfurt nicht unvertreten bleibe, alle Stadtverordnetenversammlungen der preußischen Lande dringend auf, eine entsprechende Zahl Vertreter aus ihrer Mitte zu wählen und nach Frankfurt zu schicken.

So kamen zu der vorberathenden Versammlung deutscher Abgeordneter und Volksmänner in Frankfurt am Main: aus Preußen 141, aus Bayern 44, aus Hannover 9, aus Württemberg 52, aus Sachsen 26, aus den sächsischen Herzogthümern 21, aus Baden 72, aus Hessen-Darmstadt 84, aus Hessen-Homburg 2, aus Kurhessen 26, aus Nassau 26, aus Braunschweig 5, aus Oldenburg 4, aus Schleswig-Holstein 7, aus Mecklenburg und Lippe 19, aus Anhalt, Reuß und Hohenzollern 8, aus den freien Städten 26, aus Oestreich 2 Vertreter. Die Kürze der Zeit, die Seitablage und die im Augenblick eigenthümlichen Verhältnisse des Kaiserstaats hatten nur einen, zulezt in Stuttgart wohnenden Oestreicher eintreffen lassen, und als Zweiter

vertrat Deutschöstreich ein Standesherr der württembergischen Kammer, der wie in Schwaben auch in Oestreich begütert und kaiserlicher Offizier war.

Daß acht Millionen deutsche Oestreicher so schwach vornherein vertreten waren, schien Manchem wie ein böses Vorzeichen. Andere fragten: „Wo blieb dem Heidelberger Ausschuß der politische Verstand, als er zu dieser Berathung so ohne Weiteres alle Mitglieder früherer oder gegenwärtiger gesezgebender Versammlungen einberief?“ Mußte er doch wissen, daß weitaus die große Mehrheit derselben bisher mehr oder weniger unbedingte Werkzeuge des volksfeindlichen Systemes gewesen waren, und dennoch hatte er andere Einladungen an Nichtkammermitglieder in höchst geringer Zahl erlassen! Es ist unverantwortlich, sagten die Strengsten, es ist eine politische Taktlosigkeit ohne Gleichen!

Es waren wunderschöne Tage, diese lezten Tage des März, diese ersten des April. Es frühlingte wie in der Natur, so in den Herzen der Menschen, wie seit vielen hundert Jahren nicht in deutschen Landen. Da zogen sie hin von allen Seiten nach der alten Stadt am Main, wo die Kaiser gekrönt worden waren, und wo jezt die deutsche Nation tagen sollte, um Deutschland eins und frei zu machen. Tausende von Städten und Städtchen waren geschmückt in diesen Tagen mit schwarz-roth-gelben Fahnen, so reich, daß ganze Straßen davon buntfarbig aussahen. Man feierte, so hieß es, das Auferstehungsfest Deutschlands, die großen, so lang und heiß ersehnten Ostern der Freiheit. Nicht bloß aus deutschen Gauen, auch aus England, aus der Schweiz, aus Frankreich und aus Belgien kamen deutsche Männer: sie hatten dort, mancher seit den dreißiger Jahren, als Flüchtlinge gelebt. Andere waren kaum erst den Kerkern entstiegen; viele, die in der Jugend wegen des schwarz-roth-goldenen Bandes und der Idee gelitten, die jezt als die allgemeine und herrschende erschien, sahen sich nun in Frankfurt wieder, nach zehn, nach zwanzig, nach dreißig Jahren. Es war großentheils die deutsche Burschenschaft mit ergrauenden, wohl auch grauen Haaren, die in der Mainstadt zusammenkam, und viele kamen noch mit dem Ideal ihrer Jugend in den Frankfurter Römer.

Schon in dem großen Saal des Gasthofs zum Weidenbusch schieden sich in der Abendbesprechung die zwei Parteien, Republikaner und Nicht-

republikaner, in den Reden, welche auf einer Stegreifbühne bis nach Mitternacht gehalten wurden, und schon hier zeigten sich von Struve und Hecker aus Mannheim, als die Männer des Sturms und Drangs.

Am lezten März Morgens halb 9 Uhr traten die versammelten Männer im Kaisersaale des Römers zusammen, und wählten die Vorsizenden. Die Wahl für den Präsidentenstuhl fiel auf den Geheimenrath Mittermaier von Heidelberg. Das war der Mann ausgebreiteter und freisinniger deutscher Wissenschaft. Er hatte einen begründeten Ruf bei beiden Parteien. Nur den Aeußersten gefiel er nicht. Ihm fehlt das Eine, was Noth thut, die Kraft der Entschiedenheit, sagten sie.

Zu Vicepräsidenten wurden vier gewählt: von Itzstein aus Mannheim und Robert Blum aus Leipzig, Jordan von Marburg und Dahlmann von Bonn.

Ganz Frankfurt, die Häuser, die Straßen und die Menschen, viele Tausend Fremde darunter, hatten sich festlich geschmückt.

Es war halb 10 Uhr, alle Glocken läuteten, die Geschüze donnerten, als die Abgeordneten des deutschen Volkes den Kaisersaal verließen und durch die Spaliere der Bürgergarde in die Paulskirche zogen.

Hoch über die Stadt hin wölbt diese moderne Kirche ihre gewaltige schöne Kuppel in den Himmel, so hoch und mächtig, daß sie vor dem Dome der Vorzeit sich nicht zu schämen braucht, obgleich dieser nicht sehr weit davon seine verwitterten Riesenglieder empor streckt. In's Innere der Paulskirche zog das Stegreifparlament, um zu berathen. Es hatte wenig Veränderungen bedurft, um sie zu diesem Zweck herzurichten. Es war, als hätte lange voraus in dunkelm Drang, in ahnungsvollem Geist, der Meister, der den Riß machte, sie so gebaut. In ganz Deutschland würde man keinen Raum finden, ja, man würde keinen neuen bauen können, der bei so großem Styl zugleich zweckgemäßer wäre für die Tagsazungen deutscher Nation.

Da saßen sie in der Mitte dieser heiligen Rotunda auf Bänken, auf die sonst nur die Religion die Sizenden versammelt hatte, und es fragte sich für das Gelingen auch ihres Werkes, ob die Freiheit sich zur Religion und das bisherige Kirchenthum zur Freiheit verklären würde.

Die Orgel war stumm, verschwunden hinter rothen Vorhängen, die mit Schwarz und Gelb gesäumt waren und den zweiköpfigen Reichsadler zeigten. Verschwunden war die Kanzel, Taufstein und

Altar, und dafür, zum Theil darüber, erhob sich eine Estrade für die Präsidenten und Schriftführer, und eine Rednerbühne, über beiden flaggten die Reichsfahnen, und zwischen ihnen hoch herab blickte das Bild der jungen Germania.

Rings um die Vertreter des Volkes her, durch die Säulen des Tempels geschieden, drängten sich die Zuhörer, auf den über einander aufsteigenden Bänken; es war das bewegteste Amphitheater. Da ward es still unten, still oben auf den ringsum laufenden Gallerien, die bequem zwei tausend Menschen fassen und wo mehr als drei Tausend sich drängten.

Da stand sie die ehrwürdige Gestalt, von der Deutschland lange viel gehört und gelernt hatte, mit dem Prophetenkopf, dem schönen milden freundlichen Angesicht, mit den feinen lächelnden Zügen und dem schönen silberweißen Bart. Es war Mittermaier, der Präsident, der sprach, um die Versammlung zu eröffnen.

„Deutsche Männer und Freunde, sprach er unter Anderm, was ist es, das Sie hier in diesen heiligen Hallen versammelt? Es ist das Erwachen des Riesen. Dieser Riese heißt Volksgeist. Er ist erwacht. Zu beklagen ist es, daß man nicht schon lange das Rütteln und die Vorahnungen dieses Erwachens verstanden hat. Zwar haben wir von dem deutschen Volke keine förmliche Vollmacht, aber wir haben die Vollmacht vom Volke, so wie sie die Zeit der Noth geschaffen hat, um Elend abzuwenden, das sonst unvermeidlich hereinbricht. Wir handeln wie Geschäftsführer. Wir bringen mit in diese Versammlung das warme Herz für das deutsche Volk, wir bringen mit die Liebe zum Vaterlande, und ich sage, die Liebe zum ganzen Volke, nicht zu den Bevorrechtigten allein, denen der Zufall reiche Glücksgüter geschenkt hat, wir bringen sie mit, unsere warme Liebe für jene Menschheit des Volkes, die im Schweiße ihres Angesichts mühsam ihr Brod sich verdient und die fordert, daß auch endlich einmal das Bedürfniß einer Besserung der socialen Verhältnisse befriedigt werde. Jener Riese ist es, der an die Pforte klopft und ernst daran klopft. Wir verstehen ihn und werden das Mahnen seiner Stimme würdigen und begreifen. Wir haben, meine deutschen Männer, einen erhabenen Beruf. Käme es nur darauf an, in das uralte Gebäude irgend einen neuen Balken einzuschieben, solches, wenn auch mit noch so liberalem Anstriche, neu zu übertünchen und

ihm so eine hübschere Gestalt zu geben, wir würden unsere Aufgabe schwerlich lösen; eben so wenig, wenn wir in diesem Saale nur schöne Reden hielten. Wir müssen handeln und den Ernst der Zeit begreifen. Ich weiß, Sie tragen nur Ein Gefühl in Ihrem Herzen, ein Gefühl für das Vaterland; allein davon werden Sie auch vor Allem durchdrungen seyn, daß mehr als je die Eintracht Noth thut, daß das, was wir nun berathen wollen, zum Heil unsers lieben Vaterlands dienen muß. Diesem Gefühl müssen wir Alles opfern. Wir müssen alle persönliche Vorliebe aufgeben und bereit seyn, jedes Opfer zu bringen, damit unsere ganze Aufgabe zum Ziele geführt werde. Wir müssen, selbst wenn Jeder von uns vielleicht ein Ideal in seiner Brust trüge, das ihm vorschwebte, erwägen, daß es würdiger ist, wenn nach praktischem Geist Etwas zu Stande gebracht werden soll, selbst diesem Ideale zu entsagen, nur als Leitstern es vor uns tragend und darnach ringend, aber doch nicht abweichend von dem einen Streben, das unseren Verhältnissen und den Bedürfnissen von ganz Deutschland entspricht, von der Liebe zum Vaterlande. Die Eintracht verbindet. Mit uns stimmen in diesem Augenblick Millionen unserer Brüder. Ihre Augen sind auf uns gerichtet. Rechenschaft fordern sie von uns und wir müssen, wenn wir nach Hause zurückkehren, das Gefühl mitbringen, daß wir vor Keinem, der uns mahnt und uns zur Rechenschaft ziehen will, die Augen niederschlagen dürfen und nicht sagen müssen, wir haben unsere Pflicht nicht gethan. Lassen Sie uns schnell zu dem Werk schreiten, denn jede Minute drängt. Meine Losung, worüber ich wachen will, ist die: Freiheit der Aeußerung. Mir dünkt, man habe vor Freiheit sich nicht zu scheuen. Es gibt in der physischen, so auch in der moralischen Welt, im Leben der Einzelnen, wie im großen Ganzen ein siegendes, gesundes Element; es ist wie der Geist Gottes, der über dem Wasser schwebt, es waltet der Geist der Ordnung, der zulezt siegen muß. Aber Freiheit der Aeußerung muß hier herrschen, und Niemand darf erschrecken auch vor dem kühnsten der Worte und dem kühnsten der Anträge. Wir würden uns selbst nicht ehren, wenn wir diese Freiheit nicht achteten. Sie begreifen, meine Freunde, daß in diesem Augenblicke, wo wir hier versammelt sind, es darauf ankommt, die Wünsche und Forderungen des deutschen Volks auszusprechen. So wie wir wissen, was das deutsche Volk

fordert, werden wir berathen, wie solches in's Leben geführt werden und die formelle Gestaltung Deutschlands seyn solle, wenn der Geist und zwar der Volksgeist sie belebt. Es kommt darauf an, Garantien zu geben, und darauf, wie diese am schnellsten zur Beruhigung des Volkes in's Leben gerufen werden können".

Es war der Geist der Zeit, der in diesen Worten aus Mittermaier sprach, und ihn prophetisch das Richtige schauen und reden ließ, daß hier getagt werden mußte mit einem Herzen und einem Kopf für das Volk und seine Leiden, nicht mit einem Blick, der vorzugsweise oder einzig nach den Thronen sah.

Das verdroß Leute dieser Art. Das ist ein süßer Herr, der hat den Punkt gefunden, wo Ja und Nein sich berühren, spöttelten sie; was hat ihn so muthig gemacht?

Da trat von Struve auf die Rednerbühne, und sezte ihnen Bitteres vor. Es war ein Antrag, den er in seinem und Befreundeter Namen einbrachte. Gleich nach seiner Eröffnungsrede hatte der Präsident das Programm des Siebener-Ausschusses, und zwar zunächst den ersten Punkt zur Berathung gebracht, der an die Spize der künftigen Gestaltung Deutschlands ein Bundes-Oberhaupt mit verantwortlichen Ministern stellte.

Dagegen lautete der Antrag Struve's und seiner Freunde: „Das deutsche Parlament zu Frankfurt am Main wolle sofort einer Zusammenstellung der Rechte des deutschen Volkes seine Anerkennung ertheilen und über deren Verwirklichung wachen. Der Wortlaut des Eingangs war: „Eine lange Zeit tiefster Erniedrigung lastet auf Deutschland. Sie läßt sich bezeichnen durch die Worte: Knechtung, Verdummung und Aussaugung des Volkes; Willkürherrschaft, Reichthümer und Ehren für Machthaber und ihre Schergen. Unter dem Einfluß dieses Systems der Tyrannei, welches noch immer, wenn auch in seiner Kraft gebrochen, doch dem Wesen nach fortbesteht, ist Deutschland mehr als einmal an den Rand des Verderbens gebracht worden. Es hat viele seiner schönsten Provinzen verloren, andere wurden schon auf's Schwerste bedroht. Die Noth des Volkes ist unerträglich geworden. Sie hat sich in Schlesien bis zur Hungerpest gesteigert. Daher haben sich alle Bande gelöst, welche das deutsche Volk an die bisherige sogenannte Ordnung der Dinge geknüpft hatten, und es ist die Aufgabe der Ver-

sammlung deutscher Männer, neue Bande vorzubereiten, mit denen das gesammte deutsche Volk zu einem freien und großen Ganzen umschlungen werden soll".

Der Antrag forderte Sicherheit des Eigenthums und der Person, Wohlstand, Bildung und Freiheit für Alle ohne Unterschied der Geburt, des Standes und des Glaubens. Als Mittel, zu demselben zu gelangen, gab er 15 Punkte an:

1) Aufhebung der stehenden Soldatenheere und Verschmelzung desselben mit der Bürgerwehr zum Behufe der Bildung einer wahren, alle waffenfähigen Männer umfassenden Volkswehr.

2) Aufhebung der stehenden Heere von Beamten und Ersezung derselben durch eine wohlfeile Regierung, welche aus freigewählten Volksmännern besteht.

3) Abschaffung der stehenden Heere von Abgaben, welche an dem Marke des Volkes zehren, insbesondere aller derjenigen Abgaben, welche den innern Verkehr Deutschlands hemmen, Binnenzölle und Schifffahrtsabgaben, welche die Landwirthschaft drücken, Zehnten, Gülten, Frohnden u. s. w., welche die Gewerbe belasten, Gewerbsteuern, Accise u. s. w., und Ersezung derselben durch eine progressive Einkommens- und Vermögenssteuer, bei welcher der nothwendige Lebensunterhalt frei von allen Abgaben verbleibt; durch einen an den Gränzen Deutschlands zum Schuze seines Handels, seiner Industrie und seiner Landwirthschaft erhobenen Zoll.

4) Abschaffung aller Vorrechte, welchen Namen sie tragen mögen, insbesondere des Adels, der Privilegien des Reichthums (Census), der bevorzugten Gerichtsstände und Ersezung derselben durch ein allgemeines deutsches Staatsbürgerrecht.

5) Abschaffung der Bevormundung der Gemeinden und Ersezung derselben durch ein, auf der Grundlage der Selbstverwaltung ruhendes Gemeindegesez.

6) Aufhebung aller Klöster und klösterlichen Einrichtungen.

7) Auflösung des Bundes, welcher bisher bestand zwischen Kirche und Staat, und Kirche und Schule, und Ersezung desselben durch die Grundsäze der gleichen Berechtigung aller Glaubensbekenntnisse, der ungeschmälerten Glaubens- und Gewissensfreiheit, des freien Associations-Rechts, der Selbstverwaltung der Gemeinden und namentlich des Rechts derselben, ihre Geistlichen, Lehrer und

Bürgermeister frei zu wählen; durch Besserstellung des Lehrerstandes und gleichmäßigere Ordnung der Pfarrbesoldungen; durch Abschaffung des Schulgeldes und der Stolgebühren.

8) Abschaffung der Censur, Concessionen und Cautionen, und Ersezung dieser Zwangsanstalten durch den Grundsaz der Preßfreiheit in seiner weitesten Ausdehnung.

9) Abschaffung der geheimen und schriftlichen Inquisitionsgerichte und Ersezung derselben durch öffentlich und mündlich gepflogene Schwurgerichte.

10) Abschaffung der Hunderte von Beschränkungen der persönlichen Freiheit der Deutschen der verschiedenen Stände und Sicherstellung derselben durch ein besonderes Gesez (Habeaskorpus-Akte im ausgedehntesten Sinne des Wortes), welche insbesondere auch das Vereins- und Versammlungsrecht des Volks feststellt.

11) Beseitigung des Nothstandes der arbeitenden Klassen und des Mittelstandes, Hebung des Handels, des Gewerbstandes und der Landwirthschaft. Die bisherigen ungeheuren Civillisten, Apanagen, die unverdienten und zu hohen Besoldungen und Pensionen, die mannigfaltigen Stiftungen und jezt brachliegenden Besizungen vieler Körperschaften, sowie die Domänen des Landes bieten hiezu reiche Mittel.

12) Ausgleichung des Mißverhältnisses zwischen Arbeit und Kapital vermittelst eines besondern Arbeiter-Ministeriums, welches dem Wucher steuert und die Arbeit schüzt, und derselben namentlich einen Theil an dem Arbeitsgewinn sichert.

13) Abschaffung der tausendfältig unter einander abweichenden Geseze des Privatrechts, Strafrechts, des Processes, des Kirchenrechts und des Staatsrechts, in Sachen der Münze, des Maaßes, des Gewichts, der Post, der Eisenbahnen u. s. w., und Ersezung derselben durch Geseze, welche, dem Geiste unserer Zeit entspringend, die innere Einheit Deutschlands in geistiger und materieller Beziehung gleichmäßig, wie seine Freiheit, feststellen.

14) Aufhebung der Zerrissenheit Deutschlands und Wiederherstellung der Eintheilung in Reichskreise mit billiger Berücksichtigung der Zeitverhältnisse.

15) Aufhebung der erblichen Monarchie (Einherrschaft), und Ersezung derselben durch frei gewählte Parlamente, an deren Spize

frei gewählte Präsidenten stehen, alle vereint in der föderativen Bundesverfassung, nach dem Muster der Nordamerikanischen Freistaaten.

Der Antrag schloß: Deutsches Volk, dies sind die Grundsäze, mit deren Hülfe allein, unseres Erachtens, Deutschland glücklich, geachtet und frei werden kann.

Deutsche Brüder in Ost und West, wir fordern euch auf, uns in dem Bestreben zu unterstüzen, euch die einigen und unveräußerlichen Menschenrechte zu verschaffen.

Wir werden in Frankfurt am Main vereinigt bleiben, bis ein frei gewähltes Parlament die Geschicke Deutschlands leiten kann. Mittlerweile werden wir die erforderlichen Gesezesvorlagen entwerfen und durch einen frei gewählten Vollziehungs-Ausschuß das große Werk der Wiederherstellung Deutschlands vorbereiten.

Der Antrag war verlesen — und ein Schauer rieselte dem größern Theile der Volksvertreter den Rücken hinauf. Das war ja die ungeschminkte Forderung einer provisorischen Regierung und der Republik, das war ja die aufgelegte Revolution! Jezt mußte sich zeigen, ob die Revolutionäre richtig gerechnet hatten gegenüber den Reformern.

Die Revolutionäre unter der Bewegungspartei in Baden, eine sehr kleine Zahl, wenn man darunter die Führer und die Echauffirten versteht, hatten in Mannheim, in Freiburg versucht, die Republik sofort einzuführen, waren aber mit ihrem Plan an dem politischen Verstand Derer gescheitert, die das Rechnen noch nicht verlernt hatten.

Zu Offenburg soll — so wird erzählt — Hecker den vollblütigen Fickler mit vorgehaltener Pistole noch Abends gezwungen haben, von einer derartigen Ueberstürzung abzustehen.

Es war mit Fickler, der sich Hecker fügte, wohl eine Zahl Erhizter da, die sich nachher gerühmt hat, hätte man ihrem Drängen und Bitten Folge gegeben, so wäre Deutschland eine Bundesrepublik sofort geworden, leider seyen sie aber Leute ohne Namen gewesen, und also auch ohne den für eine selbstständige Unternehmung nöthigen Einfluß.

Hecker war von ihnen am meisten bestürmt worden. Er hatte sie auf das Vorparlament vertröstet. Wie? sagte einer der Enthu-

siasten, erwarten Sie denn von Hofräthen, Professoren und Staatsdienern revolutionäre Beschlüsse? — Ich werde sie terrorisiren, soll Hecker geantwortet haben. Die Männer von Mannheim hatten, wenn dem so ist, sich selbst und den Mitgliedern des Vorparlaments zu viel zugetraut. Nicht weil sie zu sehr thatkräftig, sondern weil sie zu wenig thatkräftig waren, konnte der Terrorismus auf die versammelten deutschen Gelehrten nicht wirken. Diese Mehrheit war theils zu ausgetrocknet und harthäutig, theils zu nüchtern, zu sehr unenthusiastisch, als daß sie sich hätte durch Feuer, durch Begeisterung, durch Größe der Gedanken und des Ausdrucks hinreißen oder durch Charakterüberlegenheit eines Redners einschüchtern und beherrschen lassen. Es waren Amphibien darunter, an deren Schuppenpanzer alle Waffen abgleiteten, das Stichwort, der Wiz, der Geist, die Wahrheit, das Recht; selbst Himmelsblize und Donnerkeile. Es waren wenig ganze Revolutionäre da, viele halbe, aber weit mehr solche, welchen vor der Revolution graute, welche den Zusicherungen der Fürsten und Märzregierungen blindlings glaubten, welche entweder selbst im Ministerium saßen oder ihm dienten, welche Geschäftsmänner oder Kapitalisten waren, und darum durch die wachsende Arbeitslosigkeit und das Stocken der Geschäfte für sich und ihre Interessen in Furcht, deßwegen um jeden Preis bemüht, die Revolution zu schließen, nicht aber sie vorwärts zu bewegen. Hinter diesen oder vielmehr über diesen standen die klugen Männer mit dem kühlen politischen Verstand, welche diese Mehrheit leicht im Interesse der Reaktion lenkten und ausbeuteten.

Die Mehrheit schwoll noch durch Diejenigen an, die mit dem Entschluß hergekommen waren, durchgreifend in Deutschland zu reformiren, die aber nicht so weit gehen wollten wie Struve, Hecker, Ziß und andere. Das waren jene wohlmeinenden Unglücklichen, die vor den Consequenzen ihrer eigenen Grundsäze zurückschrecken, und in der entscheidenden Stunde des Handelns die Sache verderben. Der Mangel an Entschlossenheit, den sie selbst in sich haben, saugt dann sogar den Unternehmungen der Thatkräftigen und Entschlossenen das Mark aus.

Die ganze Versammlung hatte keine andere Bestallung, als aus der Hand der Revolution. Denn der Siebener Ausschuß war ein revolutionäres Gewächs. Sein Programm, so mäßig es war,

hatte doch revolutionären Ursprung und revolutionäre Farbe. Denn es wollte außer einem Bundesoberhaupt mit verantwortlichen Ministern einen Senat der Einzelstaaten, ein Volkshaus, gewählt nach Urwahlen, mit Einem Abgeordneten auf 70,000 Seelen; und eine Kompetenz des neuen Bundes, die von den Einzelstaaten zu Gunsten der Centralgewalt Verzicht forderte auf wesentlichste Punkte, die Ein Heerwesen verlangte, Eine Vertretung dem Auslande gegenüber, Ein System des Handels, der Schifffahrtsgeseze, des Bundeszollwesens, der Münze, des Maaßes, des Gewichts, der Posten, der Wasserstraßen und Eisenbahnen, Einheit der Civil- und Strafgesezgebung und des Gerichtsverfahrens, ein Bundesgericht, Verbürgung der nationalen Freiheitsrechte, Einberufung der konstituirenden Nationalversammlung auf diese Grundlagen; doch sollte diese Einberufung durch die mit Vertrauensmännern verstärkte Bundesbehörde geschehen, aber ein Ausschuß von fünfzehn Mitgliedern der gegenwärtigen Versammlung permanent bleiben, um, wenn die Nationalversammlung innerhalb vier Wochen nicht zu Stande käme, die jezige Versammlung wieder zusammen zu rufen.

Solche Dinge ließen die Fürsten nur vor sich gehen, weil von dem Flügelschlag der französischen Revolution die deutsche Luft so nachzitterte, daß sie und ihre Diener sich beugten, ohne nur ein Wort des Protestes zu wagen. Selbst der Bundestag war beflissen, dieser Versammlung seine Anerkennung durch eine förmliche Begrüßung auszudrücken. Freilich aber ging auch die Mehrheit derselben sorglich darauf aus, den Namen Revolution mit Evolution und Reform zu vertauschen, ja weder Revolutionsmänner zu heißen noch sich heißen zu lassen.

Der Antrag, den Struve mit Hecker und Andern, fast lauter Süddeutschen, gestellt hatte, trat wie ein unheimlicher Geist vor die Mehrheit. Selbst viele von dieser Mehrheit fühlten die Wahrheit der meisten Punkte, aber vor provisorischer Regierung und Republik wichen sie zurück, es war ihnen, wie nicht geheuer dabei, und so erschien ihnen auch vieles Andere jakobinisch und sozialistisch.

Eisenmann von Würzburg rief, man solle sich einzig und allein mit der Frage beschäftigen, wie das deutsche Parlament am schnellsten hergestellt werden könne, also nichts als die Wahlart bestimmen, und alle sonstigen Vorschläge sowohl des Siebenerausschusses als

der Republikaner bei Seite lassen. Denn die Versammlung habe keine Vollmacht dazu, kein rechtliches Mandat. Auch seyen Oestreich und Norddeutschland zu wenig vertreten. Wir sind keine konstituirende Versammlung, sprach Jaup von Darmstadt, greifen wir denjenigen nicht vor, die in vier Wochen als Nationalversammlung zusammentreten sollen.

Die Männer des Siebener-Ausschusses, zunächst Welcker und Heinrich von Gagern, stellten sich gegen Eisenmann, wie gegen Struve. Gagern drang auf eine Erklärung der Versammlung für das monarchische Prinzip. Glauben Sie, sprach er, daß wir die Grundsäze verkündigen sollen, die Herr von Struve in seinem Antrag uns vorlegte? Glauben Sie, daß wir es in einem Augenblick thun sollen, wo es gilt, praktische Aufgaben zu lösen, Deutschland zu vereinigen, für die Schicksale, die ihm so nahe bevorstehen, und für den Fall eines Krieges, in welchem Polen frei werden soll, zu kräftigen? Glauben Sie, daß das der Weg wäre, den Credit wieder zu heben, und die Nahrungslosigkeit zu beseitigen, die auf uns Alle drückt? Wir wollen praktische Fragen an die Spize unsers Programms stellen. Sprechen Sie die Ansicht dieser Versammlung aus, daß wir an der Monarchie festhalten. Sagen Sie, daß es sich bei dem Struve'schen Antrag nur von Vorschlägen einer Minderheit handelt, die nach Problemen hascht und unerreichbare Dinge erstrebt. Sprechen Sie es aus, daß wir zwar eine Versammlung bilden, welche die Freiheit will und um des Volks und der Volkssouveränität willen besteht, aber dem Prinzip der Monarchie im Staate treu bleibt und zugleich der Nothwendigkeit der Durchführung einer Einheit huldigt.

Es entspann sich ein heißer erbitterter Kampf zwischen dem monarchischen und dem republikanischen Prinzip. Am meisten Eindruck auf Seite der Monarchie machte Eisenmann. Ich lebe und sterbe, rief er, für die konstitutionelle Monarchie. Wenn aber ein Mann, der von dem Königthum so viel gelitten hat, der, durch sie gegen das Gesez verurtheilt und sogar gegen das Gesez in den Kerker geworfen, fünfzehn Jahre darin zubrachte, dennoch der konstitutionellen Monarchie das Wort spricht, so muß diese nicht ein leerer Traum, sondern ein Grundsaz seyn, an den man das Wohl und Wehe seiner Mitbürger geknüpft glaubt.

Doch sprach sich außer Eisenmann und H. Gagern nur noch Welcker für die Monarchie als das an und für sich Bessere aus. Schon in der Vorberathung war auffallend hervorgetreten, daß unter denen, die sprachen, keiner sonst war, der ein Anhänger der konstitutionellen Monarchie aus Ueberzeugung von ihrem Vorzug an und für sich selbst hätte genannt werden können, und selbst Mittermaier hatte nur an die verschiedenen Stufen der politischen Entwicklung gemahnt, auf der die einzelnen deutschen Volksstämme stehen, selbst Jürgens nur an die Gefahr der Zersplitterung Deutschlands, wenn ihm aufzudringen gesucht werde, was es für jezt wenigstens noch zurückweise.

Die Furcht vor einer Zerspaltung Deutschlands wirkte auch jezt in der Paulskirche stark: es handelte sich darum, ob Ein Deutschland werden solle, oder eine südwestdeutsche Republik neben einem zahlreicheren monarchischen Deutschland.

Wie schon am Abend vorher im Weidenbusch, waren die Redner für die Republik beredter, von ihrer Sache wirklich begeistert; die Sympathien des Volkes hoben sie noch; denn Nachts halb 11 Uhr am 30. März war Hecker und seinen Freunden von einer unübersehbaren Menschenmenge ein Fackelzug gebracht worden.

Hecker mit seiner feurigen, einschneidenden, hinreißenden Beredtsamkeit, war im ersten Augenblick als die Seele der republikanischen Minderheit erkannt worden.

Hecker war seit länger schon Volksliebling in Baden, an der ganzen Bergstraße, in der Pfalz und im Rheingau. Die Natur hatte ihn äußerlich zum Volksmann ausgestattet, kräftig, schön, in Fülle der Gesundheit, und die langen braunen Haare, die seelenvolle Kernstimme, der jugendliche, poetische Anstrich des ganzen Mannes, an dem kein Stäubchen der Gelehrtenstube hängt, und der doch so gescheidt zu reden weiß — das mußte gewinnen, hinreißen.

Dieser Rechtsanwalt aus Mannheim, dem seine persönlichen und seine politischen Feinde, sowohl die von derselben, als die von der entgegengesezten Partei, die tieferen Kenntnisse der Dinge und der Menschen, wie den Kopf des Staatsmanns absprechen, war jedenfalls eine Macht. Seine Macht ruhte mehr noch als in dem bisher an ihm Gerühmten, in dem Adel und der Positivität seines Karakters, in seiner Begeisterung, in seiner selbstvergessenen Hingabe

an die Sache des Volkes und der Freiheit. Der Neid und der kleinliche, hämische Sinn wollten ihn als beherrscht von der Eitelkeit verschreien: nur die Dummheit, und selbst diese bloß in kleiner Zahl, sprach es nach. Phantastisches war in ihm und an ihm, denn er hatte viel Phantasie. Daß die Liebe groß in ihm war, aber nicht die Selbstliebe, sondern die Menschenliebe, hat er überall bewiesen. Kein Vielwisser, ein Mann für's Handeln zu werden, hatte er sich von früh an gebildet.

Hecker hatte richtiger als andere, sonst ihm geistig Ueberlegene, die Versammlung, ihren Geist, ihre Willensfähigkeit, die wahre Lage der Sache und der Verhältnisse bemessen, in den wenigen Stunden mit seinem gesunden Blick. Er sah, für Das, was er wollte als Deutschlands Bestes, war wenig Boden jezt in dieser Versammlung, sicherlich noch weniger in einer neuen nach vierwöchigem Zuwarten. Er kannte den Feind, der Unkraut ausgesäet, wenn er auch nichts wußte von dem Operationsplan und den Instruktionen der heiligen Loge in der Wilhelmsstraße zu Berlin.

„Unser Volk blickt auf uns, sagte er, es sucht in uns einen Sammelpunkt, es erwartet ihn in uns, da die Regierungen in Unmacht auseinander gefallen sind. Bedenken Sie, daß auch geheime Feinde, daß die Anhänger einer gestürzten Partei mit mißliebigen und gehässigen Augen auf uns sehen. Das Volk erwartet, daß wir permanent beisammen bleiben, bis die Nationalversammlung zusammengekommen ist. Wenn wir nicht die einzige Drohung, die uns auf gesezlichem Wege zu Gebot steht, nämlich die des Beisammenbleibens gebrauchen, so haben wir die Sache der Freiheit um fünfzig Jahre zurückgeschoben. Man hat die von uns gegebene Erklärung kritisirt und gesagt, eine Berathung darüber würde vier Wochen brauchen. Was thaten denn die Nordamerikaner, die Ihr alle anruft? Sie traten zusammen, und ehe sie die Verfassung machten, gaben sie in ihrer Versammlung eine Erklärung der Rechte der Nation und der Menschen ab. Sie giengen damit ihrer amerikanischen Verfassung voraus. Beisammen müssen wir bleiben, bis eine vom Volk gewählte gesezgebende Versammlung da ist, denn ich fürchte, daß sie sonst gar nie zu Stande kommt. Das Programm der Siebener ist schon logisch nicht haltbar. In dem ersten Saz ist davon die Rede, daß wir ein Bundeshaupt haben sollen. Das kommt mir

vor wie die göttliche Legitimität, welche zuerst sagt: Ich, der König, und die dann nach dem Volke sucht. Zuerst hätte man die Nationalversammlung mit ihren Rechten und Befugnissen ausstatten oder wenigstens benennen sollen, und hätte man dann eine Grundlage gehabt, und wir uns selbst die Ehre angethan, ein Volk zu seyn, dann hätten wir die Glieder bis zu der lezten Spize hinauf suchen können. Wenn aber schon an der Spize das Bundeshaupt steht, so haben Sie sich gewissermaßen selbst die Schlinge um den Hals gezogen, sie haben ein Souveränitätsprinzip an die Spize gestellt, aus dem Sie nur Consequenzen ziehen können, und alles Uebrige ist Nichts".

Mißfiel den Aelteren, den lange Gefeierten und den Hochgestellten, daß Hecker noch so jung und noch neu in der politischen Laufbahn, und ohne Stellung im Staate, hier in diesem hohen Rath der Nation, wie er die vorberathende Versammlung selbst nannte, den Ton angeben, die erste Rolle spielen sollte? oder war es die deutsche Natur, die vor lauter Gründlichkeit nicht zum Ziele, aus lauter Vernunft nicht zu Verstand, aus lauter Vorsicht zu Fall kommt, was die Mehrheit bestimmte den verständigen Gründen Heckers nicht beizustimmen? Der Erfolg hat jenen gerechtfertigt, diese gerichtet. Nur derjenige Grad von Mangel an politischem Verstand, der so viele sogenannte deutsche Staatsmänner und die meisten Altliberalen auszeichnet, konnte auch nur einen Augenblick im Zweifel seyn, daß vier Wochen Zuwarten die Sache der Freiheit und des Volkes preisgeben heiße. Die Koryphäen der Reaktion hatten nach dem 18. März nur zwei Tage gebraucht, um der Berliner Revolution jede elektrische Kraft auszuziehen. Sollte man ihr vier Wochen geben, in der deutschen Sache das Gleiche zu thun?

Aber die Thatkräftigkeit erschien der Mehrheit schon damals als etwas Bedenkliches, und Titus von Bamberg sah sich veranlaßt, dem Herrn Heinrich von Gagern zu sagen, daß die Demokratie nicht, wie der edle Freiherr ihr zum Vorwurf mache, bloß dazu berufen sey, Unordnung und Störung in die Welt zu bringen. Es wird späteren Zeiten, wenn die Reden Gagerns und seiner Freunde im Vorparlament bis dahin überdauern sollten, das Alles unglaublich erscheinen, wenn sie darin lesen und sehen, welch ein Minimum von politischer Weisheit mit höchstem Selbstgefühl und traurigster

Selbstüberschäzung in diesen für Deutschlands Zukunft entscheidungsvollen Stunden an den Tag gelegt wurde. Man müßte die Mehrheit für erkaufte Verräther halten, wenn man nicht gewiß wüßte, daß nicht Verrath, sondern geistiger Abmangel, Dünkel und Blindheit, ihre Schuld war. Verräther waren darunter, aber kluge Leute waren diese; die wenigsten von ihnen wohl erkauft, die meisten aus eigenem Interesse: um ihres nicht zu verrathen, verriethen sie das deutsche.

Statt die Nationalversammlung sofort zu organisiren, und die Verfassung mit diktatorischer Gewalt für ganz Deutschland zu dekretiren, erklärte die Mehrheit, selbst Wesendonk von Düsseldorf, selbst Vogt aus Gießen, „daß man dazu nicht kompetent sey". „Man sey weder auf die eine noch auf die andere Weise berufen, sich hier in der Weise zu geriren, daß man ganz Deutschland Geseze vorschreibe". So sprach Wesendonk. Diese beiden Volksmänner hatten freilich andere Gründe dabei als gewisse Herren. Das faule Holz der Ständekammer-Majoritäten, dieses Scheinholz im Dunkeln, lag ihnen vor Augen. Die bisherige ständische Verfassung, sagte Wesendonk, ist morsch und faul, sie muß zusammen geworfen und verbrannt werden. Was sind aber Sie selbst anders, als Organe dieser morschen und faulen Werkzeuge? und Sie sind sich wohl bewußt, daß Sie nicht das Recht haben, als Vertreter der Nation sich aufzuwerfen." Darum, meinte er, sey nur eine Nationalversammlung, zusammen gerufen von dem ganzen Volke, berechtigt, über die Verfassung des deutschen Landes zu dekretiren.

Schlagend erwiederte Reinganum aus Frankfurt: „Die Zuständigkeit dieser Versammlung beruht auf der Nothwendigkeit und der ausdrücklichen oder stillschweigenden Uebereinstimmung des ganzen deutschen Volkes. An der Thüre dieses Gotteshauses, in dem wir sizen, stehen die sechs Worte: „Es muß seyn, denn Gott will." Gott hat in diesen Tagen gewollt. Er waltet jezt über uns, und wenn wir uns jezt nur auf so kleine Dimensionen, wie die Vorbereitung der Parlamentswahl beschränken, so kann das Vaterland verloren seyn. Statt zu handeln, diskutiren wir nun schon einen halben Tag über bloße Formen, und darüber, ob wir berathen sollen. In England und in Amerika würde eine solche Versammlung beschließen und erklären, das und das sey ihre Ansicht, und eine solche Ansicht würde sofort vollzogen werden.

Nein, sagte Herr Bassermann aus Mannheim. Wir wollen uns nichts anmaßen, wir wollen jezt, wo die Freiheit tagt, nicht die Despoten seyn und behaupten, wir haben ein Recht, das nur dem Volke zusteht. Aber ein Gutachten wollen wir darüber abgeben, ob die Punkte des Siebenerausschusses oder entgegengesezte Punkte zu unsern Beschlüssen erhoben werden sollen; ob wir wollen, daß auf dem Wege der Reform oder des Umsturzes das künftige Deutschland aufgebaut werde.

Es gibt Leute, sagte Welcker, die wollen, daß wir alle achtunddreißig Regierungen absezen, und die meinen, wir können dieß. Ich meine dagegen, wir können es nicht, und ich will es auch nicht.

Der Herr Abgeordnete Welcker, sagte Vogt von Gießen, oder vielmehr der Herr Bundestagsgesandte Welcker.....

Bei diesen Worten entstand sowohl in der Mitte der Versammlung als bei den Zuhörern ein solcher Lärm, daß der Redner durchaus unverständlich wurde. Es war von der einen Seite ungeheurer Zuruf, von der andern Widerspruch. Der Präsident sezte die Verhandlung auf eine halbe Stunde aus.

Nach der Wiedereröffnung nahm Vogt das Wort zurück, wenn in dem Worte Bundestagsgesandter irgend Jemand etwas Beleidigendes finden könne. Wir sind, sprach Robert Blum, unter Umständen auseinander gegangen, welche die gespannte Aufmerksamkeit Europas wenigstens zu einem Kopfschütteln veranlassen werden. In den Forderungen, die im Osten und Westen, im Süden und Norden aufgestellt werden, hat man leere Theorien gesehen. Wir werden darüber Beschluß fassen, ob wir diese Angelegenheit berathen können oder nicht; aber Ehre und Anerkennung verdient die aus redlichem Herzen hervorgegangene Forderung der Berathung. Wir haben gehört, daß der Name eines Bundestagsgesandten als eine Beleidigung betrachtet wird. Es hat sich bisher bei uns nur um Formen gehandelt, und diese Formen haben uns in eine Leidenschaft gebracht, daß es thatsächlich unmöglich war, zu verhandeln. Glauben Sie, daß dieß geeignet wäre, das Vertrauen des Volkes auf uns zu stärken? Der Wille des Volkes, seine Wünsche, sein Verlangen — das ist das einzige Mandat, das wir haben. Die da draußen stehen, stehen hinter uns allen, wenn wir einig sind, und die Diskussion so leiten, daß wir ein Ganzes sind; es stehen hinter uns Parteien,

sobald wir uns selbst spalten in unserm Innern. Was wir hier tumultuarisch ausmachen oder nicht ausmachen, es wird draußen, nicht mit Geschrei, es wird mit der Faust oder mit den Waffen ausgemacht. Unser heiligster Beruf ist es, unserm Volk einen Begriff zu geben, von der Würde und Größe der Volksvertreter.

So versöhnte unter allgemeinem Beifall Robert Blum. Die Berathung ging ruhiger fort. Die Versammlung war einig, daß man sich zunächst nicht über Monarchie oder Republik, sondern über das Wie der Berufung des Parlaments zu verständigen habe. Es wurde beschlossen, Schleswig als staatsrechtlich und national mit Holstein unzertrennlich verbunden, ebenso Ost- und Westpreußen, als Theile Deutschlands zu erklären, und in den Bund aufzunehmen. Als von Posen die Rede wurde, kam auch der Zwiespalt an den Tag, der zwischen Deutschen und Polen in dieser Landschaft herrscht, ein Zwiespalt der Interessen und der Neigungen, der nicht größer seyn könnte. Adressen waren da, von Deutschen aus Posen, die deutsch seyn und im deutschen Parlament vertreten seyn wollten; von Slaven aus Posen, die da erklärten, es sey eine Anmaßung, wenn man sie auf einen deutschen Congreß lade. Die weltbürgerliche Seele des Deutschen siegte jauchzend in dieser Frage über Deutschland selbst.

Die Folgen einer Erziehung für unnationalen Idealismus, für das Weltbürgerthum, traten im Jahre 1848 bei den Besten des deutschen Volkes in schädlicher Weise hervor. Da, als die Deutschen in spießbürgerlicher Engherzigkeit und Beschränktheit das achtzehnte Jahrhundert entlang sich schleppten, da war es an der Zeit, daß ihnen die großen Geister unseres Volkes eine Welt öffneten mit dem weitesten Horizonte; dem Materialismus gegenüber, der auch bei unserm Volke weiter und näher an's Herz fraß, war der Idealismus ein vom Himmel gegebenes Gegengift. Daß die Deutschen nach der Genesung von der Krankheit fort und fort am Idealismus sich nährten, trug mit zu ihrem politischen Unglück bei.

Diejenigen, sagte Leisler aus Nassau, die frei seyn wollen, müssen vor allen Dingen gerecht seyn. Es handelt sich hier um die Gränzen der Staaten des großen deutschen Vaterlandes, mit denen wir künftig frei leben werden. Ich glaube, die, welche eine Schuld auf sich geladen haben, eine heilige Schuld, sollen sie ganz und voll-

ständig bezahlen. Kein Vortheil für den Schuldner bleibe zurück. Darum muß vor allen Dingen Polen ganz wieder hergestellt werden. Wenn wir etwas geraubt haben und wir wollen es herausgeben, so müssen wir es herausgeben mit allen Rechten, die dazu gehören von dem Tag an, wo wir es genommen haben. Wann haben wir den ersten Raub an Polen begangen? Im Jahre 1772. Darum muß Polen hergestellt werden mit den Gränzen vom Jahre 1772. Ich verkenne durchaus nicht, daß die deutsche Bevölkerung in Posen dadurch in eine schlimme Lage gebracht wird. Wer anders ist aber daran Schuld, als die, welche den Raub an Polen begangen haben? Hätte man Polen nicht getheilt, so würden sich diese Deutsche nicht nach Polen begeben haben. Die deutsche Nation muß sie entschädigen. Wir dürfen nicht verlangen, daß Polen die Entschädigung übernimmt, sondern wir müssen sie übernehmen. Polen muß wieder frei seyn mit seinen Gränzen von 1772, und wir alle erheben uns wie Ein Mann dafür!

Junghanns aus Posen entgegnete: Wenn wir die Provinz Posen nicht hätten, müßten wir sie erobern. Ein Sachse wollte die Gerechtigkeit mit der Klugheit verbinden und die militärischen Gränzen Deutschlands wenigstens nicht bloßstellen aus zu weitgehender Gerechtigkeit gegen Polen. Dem Grundsaz der Gerechtigkeit muß ich folgen, mit Ausschließung der Klugheit, rief Hensel aus Sachsen. Was nicht ungeschehen gemacht werden kann, dürfen wir nicht ungeschehen machen wollen, weil es Unsinn wäre, entgegnete Struve. Erwägen wir, was zu thun ist für Polen, ohne Unrecht an den Deutschen zu begehen!

So schweifte die Bruderliebe für andere Völker bei der großen Mehrheit weit hinaus über die nöthige Sorge für's eigene Volk, so daß diese fast versäumt worden wäre. Doch gelang es, daß nicht weiter geschah, als unter fast einstimmigem freudigem Zuruf die Abgabe der Erklärung, daß Polen hergestellt werden müsse und das durch seine Zerreißung von den Kabineten verübte Unrecht, ein schreiendes Unrecht zu sühnen, heilige Pflicht des deutschen Volkes sey.

Darauf wurde beschlossen, daß von je 50,000, nicht von 70,000, wie die Siebener wollten, ein Abgeordneter in's Parlament gesandt werde.

Einen großen Sturm in der Versammlung erregte es Nachmittags, als dem Präsidenten herein gemeldet wurde, in der Bocken-

heimer Gasse sey es zu einem Zusammenstoß zwischen Republikanern und monarchisch Gesinnten gekommen, ein Kampf habe sich entsponnen, und eine Masse Bewaffneter sey im Anmarsch gegen die Paulskirche. Die dichtgedrängten Gallerien oben und unten — wie wogten und tosten sie! „Da habt Ihr's! Das Volk, das Ihr nicht hören wollt, kommt selbst!" Gegen die rechte Seite hin bäumten sich diese Wogen der Volksaufregung. Man sah geballte Fäuste, drohend gehobene Stöcke durcheinander. Die Rechte schrie gegen die Linke: „Das habt Ihr angestiftet! So wollt Ihr uns terrorisiren!" Die Kirche brauste wie ein aufgewühltes Meer, und seltsamen Klanges schwoll das Getös hinauf in die offene Riesenkuppel. Die Versammlung wurde erst wieder beruhigt, als der Präsident das Gerücht für falsch erklärte.

Etwas war wohl an der Sache. Es war, der Mainzer Germain Metternich voran, ein Haufe, meist Mainzer, mit der rothen Fahne durch die Stadt gezogen, um an den Sympathien des Volkes zu bemessen, wie weit auf das Volk für etwaige Verkündung der Republik zu rechnen sey. In der Nähe des Deutschen Hofes waren diese Republikaner mit einem größern Trupp Frankfurter zusammengestoßen. Es setzte einige Verwundungen ab. Robert Blum sprach ernst in der Kirche dagegen, daß die Versammlung dadurch in ihren Berathungen sich hatte beirren lassen. Selbst wenn der Tumult, sagte er, bis zu unserer Thüre gelangt wäre, müssen wir fest sitzen und das Nöthige für Deutschland beschließen, dem römischen Senat gleich, als der Feind vor den Thoren Roms erschien. Es ist nicht unsere Aufgabe, einen Straßenauflauf zu dämpfen.

Noch vor der Beschlußfassung sprach Moritz Mohl aus Würtemberg gegen die Wahl eines Abgeordneten auf 50,000, und für 100,000. Der Abgeordnete Hecker, sprach er, hat gesagt, man müsse durch die Zahl der Vertreter den Regierungen imponiren. Nicht durch die Zahl der Personen wird das Parlament den Regierungen imponiren, sondern durch die Intelligenz. Je größer die Zahl der Abgeordneten, diese Erfahrung haben die kleinen Kammern gemacht, um so mehr Nullen befinden sich darunter.

Doch drang er nicht durch. Es gebe Staaten von kaum 50,000 Seelen, und auch diese müssen einen Abgeordneten für sich wählen dürfen, hieß es.

Damit schloß die Sizung, draußen in den Gassen, überall standen Gruppen, einen Volksredner in der Mitte. Die ganze Stadt war auf den Beinen. Namentlich Hecker wurde, wo er erschien, mit donnernden Hochs empfangen. Man wollte, was den Verhandlungen in der Paulskirche abging, durch Bewegungen außerhalb derselben gewinnen.

In der Mainlust sammelte sich eine große Zahl Abgeordneter. Raveaux von Cöln hielt hier Umfrage und alle Anwesenden erklärten sich für die Republik, als das einzige Rettungsmittel gegen Reaktion und Anarchie. Um 10 Uhr zog ein Fackelzug, voran die 5000 Fackeln, die schöne lange Straße vom Römer herauf gegen den englischen Hof, wo das Präsidium wohnte. Und die Gedanken leuchteten, und die Worte blizten noch fort um Mitternacht, besonders wo die republikanische Partei und die Parlamentspartei auf Einem Plaz zusammentraf.

Mit welchen Gefühlen verschlangen die Deutschen der nahen Gaue jede Kunde, die von Frankfurt her kam! Zitternd vor Freude erzählte man sich und hörte man die Berichte. Auch nicht Eine reaktionäre Stimme läßt sich vernehmen, sagte der Eine. Die Reaktion ist nur verstummt, arglistig hält sie den Athem nur zurück, sagte ein Anderer. Der siegreiche Schritt geht über sie hin, hieß es dagegen; es ist die öffentliche Aufgabe, ohne Erbarmen und Täuschung ihr den Kopf zu zertreten. Wohlan, rief ein Begeisterter in's Volk hinaus, die Blize sind geschmiedet, und der Gott unsers Volkes hält den flammenden Bündel mächtig in seiner Hand: halle ihm an jedem Winkel des Horizontes, wo immer sein Zucken leuchtet, der Donner des Volkswillens nach, daß nirgends mehr diplomatische Gaunerei und fürstliche Lüge sich aus der Höhle wagen!

So gewitterte es die ersten Tage des Aprils hindurch in den Gemüthern am Neckar und am Rhein. Die zweite Sizung derer zu Frankfurt gab den Stoff dazu.

Hatte die erste Sizung noch etwas von einem polnischen Reichstag an sich, so bot die zweite schon ein großartigeres Schauspiel dar. Schon um halb 10 Uhr eröffnet, dauerte sie bis 6 Uhr Abends, und auch nicht eine Minute ließ die allgemeine Spannung nach. Da sieht man, hörte man sagen, welch ungeheure Kraft in unserer Nation verborgen ist, und wie übersprudelnd dieselbe jezt aus der

Tiefe emporsteigt, nachdem der Druck von ihr genommen! Die Beschlüsse folgten, so viel auch gesprochen wurde, rasch aufeinander. Beschlossen wurde: die Wahlberechtigung und Wählbarkeit darf nicht beschränkt werden durch einen Wahlcensus, durch Bevorrechtung einer Religion, durch die Wahl nach bestimmten Ständen. Jeder volljährige, selbstständige Staatsangehörige ist wahlberechtigt und wählbar. Der zu Wählende braucht nicht dem Staat anzugehören, welchen er bei der Versammlung vertreten soll. Die politischen Flüchtlinge, die nach Deutschland zurückkehren, und ihr Staatsbürgerrecht wieder antreten, sind wahlberechtigt und wählbar. Die direkte Wahl wurde im Prinzip für die zweckmäßigste erachtet, jedoch jedem Staat überlassen, wie er die Wahlen ordnen wolle. Frankfurt sollte der Siz der konstituirenden Nationalversammlung seyn, und die erste Sizung am ersten Mai. Bis dahin sollte ein permanenter Ausschuß von fünfzig aus der Versammlung in Frankfurt bleiben, in diesem Ausschuß jeder Theil des Vaterlands vertreten seyn.

Die Frage über Permanenz machte neue Stürme, so wie die Frage über das Verhältniß zum Bundestag. Die monarchische Partei hatte sich am Abend zuvor fest zusammen geschlossen und hatte sich dahin vereinigt, daß man sich mit dem Bundestage, der nun durch Männer des Vertrauens verstärkt sey, in's Vernehmen seze. Der sollte der Mittelpunkt bleiben und der oberste Leiter der neuen Dinge.

Es war nicht dumm von den Führern der Reaktion, die Zügel der deutschen Bewegung dem Bundestag so in die Hände spielen zu wollen. Der Gedanke war fein, aber plump war die Art, wie man die Versammlung der Paulskirche dazu führen wollte. Zur Ausführung dieses Gedankens hatten sie Welcker gewählt, und Welcker gab sich dazu her.

Welckers öffentliches Auftreten mißfiel immer mehr: er schien sich gar zu ungleich, sich selbst untreu geworden. Dieser Mann hatte so lange, einer der Vordersten, für die Sache des Volkes und die Freiheit gestritten, er war viel darob verfolgt worden, immer von der öffentlichen Meinung hoch emporgetragen, und er hatte das Schicksal manches Volksmanns, von dieser Meinung zuerst überdann unterschäzt zu werden. Mangel an Kenntniß dessen, was der eigentliche Welcker ist, war Schuld, daß man auch sein Auftreten

mißkannte. Welcker ist viel weniger das, was man einen politischen Kopf heißt, noch weniger ist er ein politischer Charakter. Er ist ein politisches Gemüth, das Herz ist ihm zu warm, und der Verstand nicht kalt genug. Er hat mehr Einbildungskraft und Leidenschaftlichkeit als Scharfsinn und staatsmännische Ruhe. Dieser vollblütige Kopf wird nicht von festen Prinzipien beherrscht, sondern vom Augenblick und äußeren Einwirkungen, und wie diese sehr verschieden sind, so ist auch sein politisches Auffassen und Auftreten nicht gleichartig, scheinbar oft sich widersprechend, und die Widersprüche gleichen sich nur für den aus, der sie in einem höheren Dritten aufhebt, was Welcker ohne Zweifel hat, wirkliche Liebe zum Vaterland und zum Volke. Die Schwäche der meisten Staatsmänner wie der parlamentarischen Volksmänner, die sich gerne selbst reden hört, hat auch Welcker oft geschadet. Ein Anflug von Eitelkeit ließ ihn oft sprechen, selbst da, wo ihm vorerst die tiefere Sachkenntniß abging: er hatte sich zu lange angewöhnt, und war verwöhnt worden, der Mann der Debatte und Tribüne zu seyn. In Welcker herrscht der weiche Mensch vor, über den starken, entschlossenen, festen Mann, die Seele überwiegt in ihm den Geist, und es ist, wie wenn der lange abmüdende Kampf der Zeit in ihm die innere Kraft des Willens mehr erweicht als gehärtet hätte. So schwingt er sich in herrlichem Aufflug jezt auf, und gleich darauf ist er herabgefallen, und regt sich wie mit gebrochenen Flügeln. Er war nie aus Einem Stück, darum auch nicht sein politisches Wollen und Handeln. Viele der Jüngeren, die mit ihm gestrebt, sind der Sache des Volkes und sich untreu, sind unehrlich geworden. Sie haben ihn, den Gealterten, viel bearbeitet, verlockt und verleitet. Er hatte schwache Stunden, sehr schwache. Zur Unehrlichkeit ließ er sich von ihnen nicht verführen; so weit er auch schon mit ihnen seitwärts gegangen war, er ging zurück, ehe er den lezten Schritt über die Linie machte, die ehrlich und unehrlich scheidet. Und man darf gewiß hoffen, daß Welcker an dem Worte jenes frommen Staatsmannes festhalten wird, daß es nicht genug ist, auf eine dreißigjährige ehrliche Laufbahn sich berufen zu können, sondern, daß man bis an's Ende des Lebens ehrlich bleiben muß.

Hier zu Frankfurt fand sich Welcker unter denjenigen Männern, die bisher als Glieder der äußersten Linken genannt worden waren, und die sich bereits von der Eile des Zeitsturmes überholt sahen. Welcker

konnte nur von Einwendungen unterbrochen, oft unter einem Terrorismus des Widerspruchs, von der Rednerbühne sprechen. Von der äußersten Linken unten, von den Gallerien oben stürmte der Widerspruch auf ihn heran. Welckers Unglück in der Paulskirche war sein Improvisiren, oder vielleicht richtiger sein Sprechen aus Inspiration. Da war weder Auswahl noch Ordnung, sowohl der Gedanken als des Ausdrucks, und beide litten häufig an dem Zuviel, an Uebertreibung. Strategie wie Taktik der Idee und des Worts hat er nie in Frankfurt gezeigt. Als er für den Bundestag sprach, sagte er: „Freunde, wir wollen, daß unsere Beschlüsse auch Kraft und Nachdruck haben. Sie können heute oder morgen, da oder dort eine kleine Revolution oder einen Straßenkrawall anfangen, allein darum gehorcht man ihnen noch nicht in Sachsen oder in Berlin. Wir leben in einer Zeit der Noth, wo die ganze Gesellschaft auseinanderfallen will, und nach Innen und Außen Unordnung und Anarchie das Land bedroht. In solcher Zeit ist es nothwendig, das lezte Band des Zusammenhaltens heilig zu achten."

Da war der Beifall von den Bundestäglern groß, größer der Widerspruch von der andern Seite: daß in dieser Versammlung der Bundestag, und zwar von Welcker, das lezte Band des Zusammenhaltens, und ein heilig zu achtendes Band, genannt wurde, war zu viel. Noch war der Bundestag nicht gereinigt, nur theilweise durch edlere Kräfte bereichert, und die republikanische Partei fand sich durch Welckers Aeußerung beleidigt. Welcker selbst sagte nach dem Sturm weiter: „Wir haben oft genug die Möglichkeit von revolutionären Bewegungen gehört. Diese wollen Sie nicht und ich will sie nicht."

So hatte Welcker nicht immer gesprochen.

„Nicht durch persönliche Invektiven, entgegnete Hecker, sondern durch die Macht der Wahrheit und Gründe überzeugen wir uns. Ich nehme es keinem übel, wenn er in der gegenwärtigen wunderbaren Zeit den Augenblick selbst und die Zeit übersieht, es gibt viele Menschen, die nicht begreifen, daß wir in der Mitte des Zustandes der Revolution sind. In solchen Zeiten nehme ich es einem Manne nicht übel, wenn er denjenigen, welche die äußersten und klarsten Prinzipien vertreten und entschlossen sind, mit ihrem Kopf und ihrem Leben das Land zu retten, und sich nicht an eine bestehende Gewalt

anlehnen, sondern rücksichtslos das Ziel verfolgen, das sie im Auge haben, unlautere Absichten unterschiebt. Es ist dieß schon andern und edleren Menschen geschehen. Welcker hat mir schon oft revolutionäre Tendenzen vorgeworfen, wo ich kaum an das Frühstücken gedacht habe. Ich wende mich zur Sache, zur Nothwendigkeit der Permanenz unserer Versammlung. Permanenz ist nothwendig aus einem Saze, der als große Wahrheit durch das Volk geht. Wer die Hoffnung in dem Volk angeregt hat und es täuscht, wird als ein Schwachkopf oder als ein Betrüger angesehen. Unser ganzes Volk sieht in der gegenwärtigen Zeit der Zerrissenheit auf uns. Es erwartet von uns sein Heil, und auseinandergehen hieße dem Volk Anlaß zu allen möglichen Verdachtsgründen geben. Wir müssen deßhalb beisammen bleiben, aber auch noch aus einem andern Grund. Wir müssen, in diesem Augenblicke der Machtlosigkeit und Auflösung des deutschen Bundes und der deutschen Regierungen, der Nation als Gesammtbürgen gegenüber stehen. Wenn der Bundestag Arm in Arm mit dem Ausschusse geht, so ist die beste Maßregel des Ausschusses nicht bloß verdächtigt im Volk, sondern in die Acht erklärt. Darum suchen wir uns, wir, das lebendig hier versammelte Volk, wir, die wir als Geschäftsführer der Nation aufgestellt sind, nicht an ein morsches verfallenes Gebäude mit unserm Ausschuß anzulehnen. Der gestrige Beschluß über Schleswig-Holstein ist gleich einer Kriegserklärung an Rußland. Gegenüber von der Unmacht und der Schwäche der Regierungen, Rußland zu imponiren, müssen wir versammelt seyn. Wir sind hier, um uns an das Steuer des Staates zu sezen, oder Männer zu berufen, die das Steuer des Staates lenken. Es kann auch die eine oder die andere der deutschen Regierungen ungeachtet unsers Beschlusses nicht den Willen haben, eine Nationalversammlung auf die von uns besprochene Grundlage hin zu berufen. Wenn wir hier aus allen Gauen Deutschlands und in einer Zahl von mehr als fünfhundert versammelt sind, und an unser herrliches Volk appelliren, wird eine Regierung den Muth haben, dann noch zu widerstehen? Ginge auch aus eurer Wahl ein Ausschuß hervor, wie er da wollte, so wie die Verhältnisse sind, würde er das nöthige Vertrauen nicht gewinnen, er wäre vielmehr dem Spotte, Mißtrauen und Verdächtigungen aller Art ausgesezt, er wäre nicht bloß machtlos, sondern es würde sich zuverlässig neben

ihm ein anderer Ausschuß bilden, bestehend aus Zusammenkünften auf den Straßen und aus Volksversammlungen. Der Ruf der deutschen Nation geht an euch: Geschäftsführer der Nation, seid permanent, wir erwarten es von euch, und nichts anderes als Permanenz."

„Ich komme aus einer Stadt, sprach d'Ester von Cöln, in welcher in diesem Augenblicke, möchte ich sagen, keine Gewalt mehr existirt. Die Regierungsgewalt ist vollkommen annullirt, die Polizeigewalt Null, und die Militärgewalt durchaus in der Auflösung begriffen. Man hat die Kriegsreserven entlassen müssen, weil man die Militärgewalt nicht mehr handhaben konnte. Und so sehnt man sich nach einer Autorität, die nur in einer kräftigen Versammlung gefunden werden kann, die an die Spize von Deutschland tritt. Ich beschwöre Sie, bleiben Sie permanent, und stellen Sie die Ruhe in Deutschland auf der Grundlage des Volkswillens her, welcher Sie hieher schickte."

„In meinen Provinzen, entgegnete Rüder von Oldenburg, herrscht zwar eine Bewegung der Reform, aber kein revolutionärer Zustand, und es gibt auch dort noch eine Regierung. Man will dort einen Mittelpunkt behalten, sich an das Bestehende anlehnen, und dieß ist der Bundestag. Es ist wohl zu bedenken, daß sehr viele Männer zu Haus jezt gar nicht zu entbehren sind, denn auch in der Heimath macht sich eine starke Reform geltend, auch dort werden konstituirende Versammlungen zusammentreten, wobei Männer des Vertrauens nothwendig sind. Die Folge einer Permanenz unserer Versammlung wäre die, daß bloß eine Minderzahl hier bliebe. Ich spreche für einen Fünfziger-Ausschuß."

Der greise Izstein trat auf die Rednerbühne. Er unterstüzte Heckers Antrag, und zeigte das Lächerliche eines Ausschusses, der nach dem Hauptantrag nur fünfzehn Personen zählen würde. Er sprach für die Permanenz der ganzen Versammlung so, daß nicht nothwendig alle stets anwesend seyn müßten, nur eine bedeutende Zahl, daß aber alle sofort einberufen werden könnten.

Merkwürdig bleibt, daß besonders Führer der kirchlichen Partei gegen die Permanenz der Versammlung am entschiedensten sprachen. Heckers prophetische Worte, Izsteins sprüchwörtlich gewordene Klugheit — sie hatten keinen Erfolg. Praktisch ist nur der Vorschlag

Welckers, sagte ein Mann aus Schleswig, sagte die Rechte, sagten die Doktrinäre. Hecker ist auf einem verkehrten Weg, auf dem Wege, den Frankreich gegangen ist, den wir aber nicht gehen wollen, sagte Jakob Venedey. Wären wir nur eine Partei, wie dieser doktrinirt, so wäre es vielleicht bald um uns geschehen, entgegnete Hecker. Darin aber, daß wir dieß nicht sind, liegt gerade unsere Kraft. Wir sind das einzige Organ der deutschen Einheit, sagte Jakobi von Königsberg. Es ist unsere Pflicht, nicht von dem Plaze zu weichen.

Und Heinrich von Gagern erhob sich gegen den Verstand Jakobis, und untersuchte die Eigenschaften und die Berechtigung der hier Versammelten. Er meinte, dasselbe Recht, das alle Nicht-Kammermitglieder haben, würden alle Intelligenten in Deutschland haben. Deshalb sey die Permanenz unmöglich und unausführbar. Ferner, sagte Heinrich von Gagern, wo würden wir einen Ort finden, uns zu versammeln? und irgend ein Reglement, unter dem es möglich wäre, eine solche Versammlung zu leiten? Sie wäre die erste Versammlung dieser Art, so lange die Welt besteht, und eigentlich undenkbar.

Kaum hatte er seine längere Rede geendet und einen Antrag gestellt, der sehr verschiedene Dinge, die Permanenzfrage, den Ausschuß und den Bundestag, geschwind und täuschend ineinander schob, so riefen die Seinen, wie verabredet, nach Abstimmung. Es wurde heftig protestirt gegen eine Abstimmung ohne Berathung. Selbst Blum ließ sich überlisten, und übereilte sich, die Abstimmung ohne Diskussion, damit Zeit gewonnen werde, zu unterstüzen; doch sprach er für Verschiebung der Abstimmung auf den andern Tag und gegen namentliche Abstimmung. Er fürchtete die Folgen, wenn jezt schon die Schwäche der Linken klar an Zahlen sich herausstelle.

Aber die Versammlung blieb dabei, und erklärte sich mit 368 gegen 148 Stimmen gegen die Permanenz und nahm den Antrag Gagerns an, „daß ein Ausschuß von Fünfzig mit dem Bundestag in's Vernehmen treten und den Bundestag bei der Wahrung der Interessen der Nation berathen solle“.

Damit schloß die zweite Sizung. In der Dritten unterbrach die Ruhe der Berathung ein Antrag von Blum, Ziz, Strecker, Jakobi, Vogt, v. Behr, Dupré, v. Jzstein, beiden Leisler und Wuttke.

Der Antrag gieng dahin, die Versammlung soll erklären, bevor die Bundesversammlung die Angelegenheit der Gründung einer konstituirenden Versammlung in die Hand nimmt, möge sich dieselbe von den verfassungswidrigen Ausnahmebeschlüssen lossagen und die Männer aus ihrem Schooß entfernen, die zur Hervorrufung und Ausführung derselben mitgewirkt haben.

Bei der Begründung des Antrags rügte Zitz, daß der Gagern'sche Antrag gestellt und angenommen wurde, obgleich er von dem Gegenstand der Discussion abwich, und daß darüber abgestimmt wurde ohne vorhergegangene Discussion desselben, obgleich der Gegenstand so wichtig war. Dadurch, sagte Zitz, ist die Bundesversammlung der leitende Körper des von uns zu wählenden Ausschusses geworden. Das ist bedenklich, wir müssen gegen die nachtheiligen Folgen dieses schnellen, in einen andern Gegenstand verwebten Beschlusses noch zurückkommen, ehe wir den Ausschuß wählen. Ist es dem Bundestag ernst, will er das deutsche Volk versöhnen für die tausend Verbrechen, die auf ihm lasten, so kann ihm nur willkommen seyn, einen ernsten Beschluß zu fassen. Ist es ihm damit nicht ernst, so finde ich in seinem Schooß auch den Keim der Reaktion, und so wollen wir die Ersten nicht seyn, die dem todten Körper Leben einfließen lassen, wie Herr von Gagern will. Es ist eine gewagte Behauptung von ihm, daß der jezige Zustand geeignet sey, einer Leiche Leben einzuhauchen. Soll der Ausschuß mit dem Bundestag thätig seyn, so dürfen keine vergiftende Elemente darin seyn. Geben Sie uns die Sicherheit, daß wir nicht vor ganz Deutschland erklären, diese Versammlung aus so würdigen Männern habe sich mit diesem unwürdigen Bundestag auf Eine Linie gestellt.

Herr Bassermann, der Hauptmann der Reform, wie ihn die Seinigen so gerne nennen, der Mann des Interesses, der Bourgeois als diplomatischer Dilettant, wie ihn seine Gegner bezeichnen, eilte hervor. Ich erblicke, sprach er, in dem Antrage, nicht eher den Ausschuß zu wählen, bis der ganze Bundestag regenerirt sey, nichts anderes, als eine andere Art, uns für permanent zu erklären. Wir haben uns in dem Sinne des Herrn von Gagern nur darum für den deutschen Bund erklärt, weil wir nicht den alten, sondern den neuen Bund, nicht die Personen, sondern die Form aufrechterhalten wollen. Ich bin durchaus damit einverstanden, daß die Versammlung erkläre:

Diejenigen Männer der Bundesversammlung, die zu den entsezlichen Beschlüssen von Karlsbad und Wien beigetragen haben, besizen nicht das Vertrauen der Nation, und mit diesen kann die neu zu bildende konstituirende Versammlung seiner Zeit nicht verhandeln. Aber in der Fassung, wie der Antrag vorgeschlagen ist, ist er unserm Hauptzweck, daß möglichst bald das Parlament zusammen komme, entgegen. Soll der Bundestag so lange gar keine Einleitungen treffen zu den Wahlen, bis durch alle Regierungen neue Gesandten erwählt sind? Ich schlage vor, der Beschluß laute, nicht b e v o r, sondern i n d e m die Bundesversammlung die Angelegenheit der Gründung eines konstituirenden Parlaments in die Hand nimmt, muß sie von den verfassungswidrigen Ausnahmebeschlüssen sich lossagen, und die Männer aus ihrem Schooß entfernen, die zur Hervorrufung und Ausführung derselben mitgewirkt haben.

„Der sogenannte Bund, eiferte Kapp von Heidelberg, war nichts Anderes, als ein Bund welschen Hochverraths und russischen Knutenthums, mitten im Herzen Deutschlands vom Ausland geschmiedet. Er war der Hauptherd aller Teufeleien, die mit Deutschland getrieben wurden. Das Mißtrauen gegen den Bund, dem schon vor Anfang des März hätte abgeholfen werden sollen, beruht auf der vollen Einsicht in die Macht, welche die Reaktion noch besizt, in die Bosheit, welche j e d e s Mittel ergreifen wird, einer Reaktion den Weg zu bahnen. Wenn Sie Stunden- und Tagelang fort und fort um F o r m e n sich herumschlagen, und mit äußerlichen Rücksichten sich plagen, statt auf die Sache, auf das, was das Volk will, zu gehen, und gegen das alte System Schläge zu führen, bis auf's Mark, so werden Sie eine Gährung im Volke nähren, deren Fluch ich dann auf Diejenigen werfe, die sie verschuldet haben."

„Der Abgeordnete Bassermann, sagte Struve, unterscheidet sich in seinem Antrag von dem Abgeordneten Zitz wesentlich so, wie Wort und That. Wir verlangen eine That, eine Lossagung. Was Bassermann will, ist nicht eine Lossagung, es ist wieder eine bloße Erklärung, ein Wort, und ob darauf die entsprechende Thatsache folgen wird oder nicht, das wissen wir nicht. Wir haben bittere Erfahrungen genug gemacht, um uns nicht wieder mit Worten bescheiden zu lassen."

„Bassermann, begründete Schaffrath, hat nur einen Grund

angeführt, der praktisch ist, daß durch den Antrag von Blum und Zitz die Ausführung unserer Beschlüsse verzögert werde. Unsere Beschlüsse aber sind durch den Präsidenten dem Bundestage bereits mitgetheilt, diese Thatsache kann nicht mehr rückgängig gemacht werden, unsere Beschlüsse können und werden sofort ausgeführt werden, mithin fällt der einzige Grund Bassermanns weg."

„Da vom Bundestag die Rede ist, sagte der Bundestagsgesandte Jordan von Marburg; so möchte ich nur bemerken, daß die neuen Bundestagsgesandten nicht mit Instruktionen der Regierungen kommen. Der Bundestag war bisher bloß eine Maschine, ein Sprachrohr, in das die Regierungen hinein gesprochen haben. Die Männer des Volks aber, die im Geiste des Volks hieher geschickt worden, dürfen hier nur in der Weise wirken, daß der Volkswille beachtet werde, und es dürfen ihnen keine hemmenden Instruktionen von ihren Höfen gegeben werden. Sollte ich heute an eine Instruktion gebunden werden, ich würde mich nimmermehr dazu verstehen."

„Ich kämpfe gern, sagte Freiherr von Closen aus Bayern, wenn ich einen starken Gegner finde, nicht aber mit Todten. Der metternich'sche Bundestag ist todt, er starb in den glorreichen Tagen zu Wien."

Und Robert Blum sprach: „Es ist eine Nothwendigkeit, die Rechtswidrigkeit, die verfassungsfeindliche Grundlage des Bundes, der seiner wesentlichen Thätigkeit nach einzig auf den Ausnahmegesezen beruht, zu verurtheilen. Damit hängt die Frage über die Personen eng zusammen. Die Verurtheilung ist nothwendig, schon des Volkes wegen. Das Volk hat keinen andern Begriff als den, daß der Bund seit seinem Bestehen überall da inkompetent und ohnmächtig war, wo es sich darum handelte, das Volk zu schüzen, kompetent aber, wo es sich darum handelte, das Volk zu unterdrücken. Sie ist aber auch nöthig, wegen der Sicherung unserer Sache, der Sicherung der Freiheit und Volksthümlichkeit. In der Zeit von 1830 bis 1832 hat derselbe Geist, der jezt weht, wenn auch in einem milderen Fluge, geweht über Deutschland, und der Bund hat sich nicht gerührt. 1832 ließ die Spannung nach, und der Bund kam mit all diesen fluchwürdigen Beschlüssen, die seitdem gefaßt worden sind, um das neue Leben zu erdrücken. Wo liegt die Bürgschaft, daß wir nicht ein zweites Jahr 1832 erleben?"

„**Gerade diejenigen Regierungen, meinte Heinrich von Gagern, die bisher das System vertreten haben, das von uns geächtet ist,** haben gar nicht mehr die Männer hier, die an den reaktionären Beschlüssen Theil genommen, und gerade der Staat, der das metternich'sche Prinzip an die Spize des Bundestags getragen, hat einen so versöhnlichen Mann hieher geschickt, daß wir erwarten dürfen, mit seiner Hülfe die Möglichkeit herbei geführt zu sehen, die uns bald eine konstituirende Nationalversammlung hieher rufen läßt. Leicht ist es, die Leidenschaften des Volks aufzurufen, und unklare Ideen, die man berichtigen sollte, nur noch zu vermehren."

„Ich finde auffallend, entgegnete Zitz sofort, daß in allen Reden des Herrn von Gagern davon gesprochen wird, man rege das Volk auf; gerade d a d u r ch wird das Volk aufgeregt."

„Wochen sind jezt Jahrhunderte, sagte Uhland. Man hat uns das Wunder verkündet, die Sonne sey im Westen aufgegangen. Meine Herren, im Osten steigt eine glühende Morgenröthe auf. Ich fürchte nicht, daß, wenn der Bund in seinem Personal sich noch nicht völlig umgewandelt hat, wenn etwa noch einzelne Stücke des zerbrochenen Systems am Bunde vorhanden sind, das jezt am Zuge der Dinge von Bedeutung sey. Es ist mir viel wichtiger, daß ohne Verzug die konstituirende Nationalversammlung in's Leben trete, eine junge frische Nationalversammlung. Ich glaube, daß, wenn der Frühling Sprossen treibt, das alte Laub von selbst abfällt. Darum stimme ich für den Bassermann'schen Antrag."

Gegen Gagern rief schneidend Hecker: „Wir sind verpflichtet, die Aufregung so lange zu unterhalten, bis die Volkscharte zur vollen und klaren Wahrheit geworden ist; ihr Herren Minister seid selbst revolutionär geworden an dem veralteten Prinzip des monarchischen und verkrüppelten Regiments."

Venedey meinte, der Antrag in beiderlei Fassung sey eigentlich ganz überflüssig. Die Parteien, die in diesem Augenblick sich bekämpfen, scheinen gar nicht begriffen zu haben, daß heute von all dem Plunder des Bundestags nichts mehr da sey. Wir sagen dem Bunde, meinte er, einfach: Das ist zu thun; er wird unser Briefträger werden, und darum haben wir ihn nöthig.

So jugendlich vertrauend blieben nicht mehr junge Männer, und selbst solche, die viele Jahre lang in Frankreich, England und

Belgien gelebt hatten. So harmlos flogen sie in das Nez, das schon wieder unsichtbar ausgespannt war. Die ernsten Männer der Reaktion, von denen mehr als einer in der Paulskirche anwesend war, wie mögen sie gelächelt haben, fein und zufrieden, als sie solche Politik mit anhörten!

Der feine, vielgeübte Blick Itzsteins übersah sicher und schnell die Lage der Frage: Bei weitem die große Mehrheit neigte sich zu der Bassermann'schen Fassung, sehr Viele der eigenen Partei ohne Ahnung, geschweige mit Einsicht des Gefährlichen, das er, wenn auch nicht absichtlich, in sich trug, doch sehr möglicher Weise zur Folge haben konnte; hatte doch selbst der kluge Vogt von Gießen, einer der Antragsteller, sich für die Bassermann'sche Form erklärt, wohl, weil er das Gleiche voraussah. Eine neue Niederlage der Linken mußte der Sache schaden. Auch Itzstein, der älteste Führer der Volkspartei im Hause, erklärte sich mit dem Antrag Bassermanns begnügt, um der Einigkeit willen.

Bassermann hat an diesem Tage eine Taktik entwickelt, die er beibehielt.

An eben diesem Tage hat der alte Winter von Heidelberg, der von sich sagen konnte, daß er drei Viertel-Jahrhunderte gelebt und von Jugend an für die Freiheit gekämpft habe, das Wort gesagt: Es kann mir nicht der Vorwurf gemacht werden, ich habe es gemacht, wie ein gewisser jemand Anders und über Nacht meinen Charakter geändert.

Diese Anspielung wurde auf Bassermann gedeutet, aber mit Unrecht wurde ihm eine Aenderung seines Charakters über Nacht nachgesagt. Bassermann ist jezt, was er immer war, und was er jezt nicht ist, war er auch früher nicht. Die Geschichte entschleiert, so weit sie kann, das öffentliche Leben, nicht die innere Gesinnung eines Mannes. Hier hat sie es mit dem Mann der parlamentarischen Debatte zu thun.

Eitel und selbstgefällig, wie er ist, hat Bassermann eigenhändig den Ruf eines bedeutenden Redners, eines Siegers in den Gefechten der Paulskirche, zu erringen sich abgemüht: jede Rede, die er hielt, wurde, in's Breite gearbeitet und ausgepuzt, der Frankfurter Oberpostamtszeitung in ihrer ganzen Breite einverleibt, und überdieß in Tausenden von Exemplaren auf Kosten der Reichskasse besonders

abgedruckt und versendet. Die Kunst Bassermanns besteht in der Sophistik. Diese kehrt, als Hauptingredienz, als ihr Elementargeist, bald feiner, bald gröber, in allen seinen Reden wieder. Als Sophist wirkt er hauptsächlich mit allen Mitteln der Verdächtigung, er verdreht dem Gegner das Wort im Munde, und behauptet Halbwahres oder geradezu Unwahres so, daß es den Schein der Wahrheit annimmt. Er hat es darin zu einer solchen Virtuosität gebracht, daß es ihm zur andern Natur geworden ist, daß er es manchmal unwillkürlich, ganz unbewußt thut. Sauber und elegant, wie ein Staatsmann weiß er sich zu kleiden, und sich einen Anstrich zu geben, und auch seine Reden sind so, wie er selbst, er weiß ihnen einen Anstrich staatsmännischen Wesens zu geben, als legten sich hier gewisse glänzende Anlagen dar. Als Geschäftsmann, als Kaufmann aufgewachsen, ohne wissenschaftliche, selbst ohne tiefere menschliche Bildung, hatte er mit jener Gewandtheit und Aneignungsfähigkeit, welche dem begabten Volke, aus dem er stammt, den Deutschorientalen, eigen sind, die gangbaren politischen Begriffe, die Sprache und die Wendungen, die Stichwörter und die Fechterkünste der parlamentarischen Namen Europas aus den Zeitungen sich zu eigen gemacht. Aus seiner vormärzlichen Kammercarriere brachte er Einübung und einen gewissen Grad von liberalem Schein mit, der um so mehr bei Vielen wirkte, als Badens Opposition lange für andere Staaten wie ein Gestirn leuchtete. Auch sein Verhältniß zu den badischen Koryphäen und sein Antrag auf ein deutsches Parlament nützten ihm sehr bei den Bourgeois und den Constitutionellen, die eben erst etwas frei zu athmen anfingen. Klüglich vermied er, dem, was er von Andern sich aneignete, das Glänzende zu lassen, er entfärbte es, ehe er es als das Seinige wieder brachte, und hatte dadurch den Doppelgewinn, daß es nicht Fremdes, und zugleich, daß es sehr gemäßigt zu seyn schien, was immer die Mehrheit gewinnt. Nicht ein angelernter Sophist, sondern einer von Natur, und zwar einer der unter den Sophisten des Alterthums in ihrer Blüthezeit einen Ehrenplatz behauptet hätte, weiß er in seinen Reden Wahres und Unwahres, Richtiges und Falsches, oder Irrthümliches, wo seine Kenntnisse nicht zureichen, mit einer gewissen Feinheit und Handfertigkeit zu mischen, und mit einem so ehrlichen Gesicht, als ihm möglich ist. Scharf ausgeprägte feste Begriffe, feste Grundsäze,

sittliche wie wissenschaftliche, gehen seinen Reden ab. Manches, weil es ihm nüzlich schien, hatte er sich darin erlaubt, als wäre es recht, obgleich es das Sittengesez als Unrecht verdammte. Manches mag aber für ihn auch wahr gewesen seyn, weil es ihm wahr schien, und es erschien ihm als wahr, weil bei seiner unsoliden, hastig zusammenraffenden, stückweisen Geistesbildung so Vieles, was er aufnahm, unklar, verworren, ohne Zusammenhang und Consequenz in ihm selbst liegen mußte. Darum wohl ist in seinen Reden, wie in seinem ganzen öffentlichen Auftreten so viel Schwankendes, Haltloses, für den Augenblick scheinbar Recht- und Geltung-Habendes, nichts allgemein und ewig Wahres und Rechtes. Durch diese relative Wahrheit, durch dieses relative Recht bestach er diejenigen, die nicht fest und geübt im schärferen Denken waren. Das gab ihm den Schein des praktischen Talentes im Gegensaz gegen Ideologen. Der trägt den Verhältnissen Rechnung, das ist eine zweckmäßige Rede, sprachen die, welche den Idealismus für schlechthin unpraktisch hielten, weil sie selbst keine Ideen hatten, und die an Bassermanns Hexerei glaubten, weil sie selbst keine Hexenmeister waren. Den Vorurtheilen und Liebhabereien der Mittelmäßigkeit, die immer gemäßigt ist und das Maß liebt, selbst in Geist und Gutem, verstand er, wie Keiner, zu schmeicheln, bei dieser reichte er mit dem Schein des Wissens aus, mit Tribünekunststücken, und damit, daß er die schöne patriotische Larve vorzunehmen wußte, als thue er, der eben so freisinnige, aber verständige Volksfreund, mehr für die wahre Freiheit durch seine Mäßigung, als die, welche das Wort Volkssouveränität im Munde führen. Er spielte den, der vor dem Ueberschlag der Wellen zu warnen den Muth habe, und der angeklagt werde, weil er sich entgegenstelle dem Ueberstürzen, das da kein Heil bringe. Das weckte vielstimmigen Beifall.

Die besseren Köpfe seiner eigenen Partei, wie die Charaktere darunter, durchschauten ihn bald. Er war selbst ihnen der Redner, dem sie den verständig scheidenden Scharfsinn, den anschaulich verbindenden Wiz, alle hohen und tiefen Gedanken absprachen. Und dieser Redner, ohne diese Gaben, ohne alle Jugendfrische, mit diesem Grad von Fantasielosigkeit, der so gar keine wohlthuende Wärme, geschweige glühenmachendes Feuer gab, dieser nüchterne Comptoir- und Hausverstand, der zwar seine Zustände hatte, wo er Gestalten, sogar

Geister sah, über den aber der Geist nie gekommen war, dieser Redner mit dem farblosen Wortgeplätscher, mit dem Mangel an Schärfe und Fülle des Tons, mit der hülfsbedürftigen und seelenlosen Stimme, dieser Redner, hinter dem selbst seine Partei die Bedingung der rednerischen Wirkung, den Charakter, nicht suchte — womit wirkte er? — Neben dem Angegebenen durch den Schein der Klarheit, welche die Wenigsten als Seichtigkeit erkannten, durch den Schein des Wohlmeinenden, worin fast keiner der Seinen den raffinirtesten Egoismus sah, durch die Glätte seines Redeflusses bei der Untiefe, und hauptsächlich dadurch, daß er nicht jedes Wort und jede Wendung, aber einzelne Worte und einzelne Wendungen mit der Berechnung eines Taktikers zu spizen, zu schärfen, und im erlauerten Augenblick wie der Bandit seinen Dolch zu handhaben verstand, sorglos, ob es Verdrehung, ob es Lüge, ob es Verläumdung war. Aber auch dadurch wirkte er, daß er Leute gewann, die ihm einen künstlichen Nimbus bereiteten, durch Weihrauch, der in den Zeitungen, besonders in der Deutschen und in der Augsburger Allgemeinen, dampfte.

Nur die nähere Kenntniß der Mehrheit des Vorparlaments und der Nationalversammlung läßt begreifen, wie solche sittliche und geistige Begabung eine Rolle spielen konnte.

In der dritten Sizung am 2. April wurde der Antrag von Blum, Ziz, Hecker und Andern durch die Mehrheit verworfen, und die Bassermann'sche Abschwächung desselben angenommen.

Da trat ein Getöse in der Kirche ein. Zuerst entfernte sich nur eine Anzahl Mitglieder. Bald folgte ihnen eine größere Zahl anderer, die Gallerien rauschten auf, selbst die ganze Mitte der Kirche kam in Bewegung. Hecker, Struve, Ziz und zum Theil ihre Freunde waren ausgetreten: Struve hatte zuvor auf diesen Akt hingedeutet, indem er vor der Abstimmung sagte, der Antrag von Ziz sey der lezte Versuch von ihrer Seite, ob sie noch weiter fort mit dieser Versammlung wirken und mit derselben zusammen bleiben können.

In der Kirche blieben Izstein, Blum, Raveaux, Jakobi, Wesendonck, Rödinger und viele andere der Linken. In dem Augenblick, sagte Raveaux, wo es gilt, muß man sich nicht zum Märtyrer machen, sondern kämpfen bis zum lezten Mann. Man darf eine

Versammlung nicht verlassen, die bestimmt ist, für das Vaterland zu wirken. Ich halte gerade den für den freisinnigsten Mann, der seine individuelle Ansicht der Mehrheit unterwirft.

Robert Blum zeigte sein Talent des großen politischen Leiters. Wenn Blum austrat, zog er alle Sachsen, und wie viele Andere, nach sich. Die Ausgetretenen, die Männer des raschen rücksichtslosen Vorwärtsdrängens hofften durch ihren Austritt die Versammlung zu sprengen, sie wollten an das Volk appelliren, sie erwarteten von ihm eine entschiedene Bewegung, Heimgang der eingeschüchterten Mehrheit, und Anerkennung der Minderheit und ihrer Permanenz durch's Volk.

Als Blum sah, daß jene austraten, trozdem, daß die Mehrheit blieb, ergriff ihn die Furcht, daß etwas sehr Nachtheiliges, dem Fortgang der Volkssache Verderbliches geschehen möchte. Vom Vicepräsidentenstuhl, wo er einige Minuten schweigend saß, eilte er den Ausgetretenen nach. Seine Unterhandlung mit ihnen war glücklich. Noch rauschte die wogende Kirche, als er zurückkehrte, so sehr, daß Wesendonck, der Präsident, Itzstein, mit ihrem Wort nicht durchdringen konnten, aber stille ward es, als Robert Blum sprach. Er erklärte, da sein und Zitz's Antrag nicht verworfen, sondern, nur mit einer Aenderung, angenommen sey, die das noch ganz enthalte, was sie selbst gewollt, so schließe er sich seinen sächsischen Freunden an, die sich der Mehrheit unterworfen, und bekenne offen, daß sie, abgesehen von jeder Staatsform, um die es sich jezt nicht handle, mit den Ausgetretenen politisch gleichstehen, und die Pflicht, die sie hieher gerufen, erfüllen, aber auch ferner eine Erklärung gegen ihre Freunde nicht unterschreiben.

So hatte er mit jener Klugheit, die allen geborenen Staatsmännern eigen ist, rasch handelnd und fein ausgeglichen, wenigstens die Sache so weit zurecht gerückt, daß jezt kein Wort sich mehr daran wagte.

Die Mehrheit war durch den Vorgang so betroffen, daß sie nicht recht in einen neuen Gegenstand der Berathung hinein zu kommen wußte.

Und doch war gerade der jezt erst zur Sprache kommende Gegenstand der praktischste und darum der wichtigste von allen.

Auch darin hat sich einerseits die politische Unweisheit der Mehr-

heit, andererseits die politische Ueberlegenheit der reaktionären Führer gezeigt, daß, was das Erste hätte seyn sollen, zulezt berathen wurde, und daß die Berathung erfolglos blieb.

Machiavelli hätte die gelehrten Herren, troz ihrer Uebergelehrtheit, noch die Kleinigkeit lehren können, daß Fürsten, wenn sie mehr an Gutschmeckereien, als an die Waffen dachten, Thron und Staat verloren, und daß der erste Grund ihres Verlustes der Mangel an Bewaffnung war.

Als das deutsche Volk im März Einiges errang, war es durch wenige Waffen. Die Behauptung des Errungenen, der Gewinn des Weiteren ruhte auf der allgemeinen Bewaffnung. Alle Theorien der Staatsformen hatte die Mehrheit des Vorparlaments durchgemacht; zu dem einzigen praktischen Saz Machiavellis hielten sie sich nicht: Wer da glaubt, daß zwischen einem, der die Waffen in der Hand hat, und einem, der keine Waffen hat, irgend ein Verhältniß bestehe, der ist ein Narr. Es ist vernunftwidrig, daß einer der die Waffen hat, gerne dem, der keine Waffen hat, gehorcht, und daß der, der keine Waffen hat, sicher ist vor dem, der die Waffen hat.*)

Glaubrech von Mainz hatte in dieser Hinsicht den Antrag eingebracht, daß der permanente Ausschuß zu einer seiner ersten Aufgaben es mache, eine vollständige Volksbewaffnung in ganz Deutschland unverzüglich in's Leben zu führen, und zwar so, daß bei der allgemeinen Volksbewaffnung überall das Prinzip der freien Wahl der Führer durch die bewaffneten Bürger anerkannt werde.

Als der Antragsteller das Wort über diesen wichtigsten aller Gegenstände nehmen wollte, bemerkte der Präsident, ob man wohl der Meinung sey, daß dieser Antrag noch Gegenstand der Berathung seyn könne?

Drei Tage, lange Tage, hatte man mit Formen verbracht, und jezt wurde ein Antrag beanstandet, auf dessen Ausführung jeder künftige Erfolg der deutschen Sache ruhte, der die ausschließende Bedingung davon war, ob alle diese Formen und alle jezigen und späteren Berathungen einen praktischen Nuzen für die Freiheit zur Folge hätten. Denn stand nicht das Volk in Waffen hinter dem Ausschuß und der Nationalversammlung, so blieben alle noch so

---

*) Machiavelli, vom Fürsten. 14. Kap.

gründlichen Beschlüsse Wünsche und Fantasien, die Volkssouveränität ohne Volksheer war eine Lächerlichkeit, weil ihre Anerkennung einzig alsdann von dem guten Willen der Fürsten abhing, und die Fürsten konnten dann dem Parlament zusehen und gemüthlich lachen wie in der Komödie.

„Unser Ausschuß, sagte Glaubrech, muß eine Stüze haben. Die Maßregel, von der ich spreche, ist diese Stüze. Man hat gesehen, daß in dem Augenblick, wo die Revolution sich vervollständigte, fünfzehn Männer sich an die Spize der französischen Nation gestellt und zugleich die gesezgebende Versammlung aufgelöst haben. Warum konnten sie das thun? Weil sie sich auf die Nationalbewaffnung von ganz Frankreich stüzen konnten. Indem wir einen Ausschuß beschlossen haben, muß auch unser erster Schritt der seyn, eine allgemeine Volksbewaffnung in ganz Deutschland in's Leben zu rufen. Wir haben gestern beschlossen, den Antrag auf Permanenz-Erklärung dieser Versammlung abzulehnen. Deßhalb trage ich jezt darauf an, auszusprechen, daß das ganze deutsche Volk sich bewaffnen und für permanent erklären solle. Denn nur darin finde ich eine Gewähr der Freiheit und der innern Sicherheit gegen die Reaktion derjenigen Partei, welche gestürzt worden ist, sowie eine Garantie und den nöthigen Schuz für unsere Freiheit gegenüber von Rußland."

„Meine werthen Mitbürger, sprach Herr Seeger von Stuttgart, es gibt nichts Schöneres als Volksbewaffnung, und kein würdigeres Postulat für den Bürger, als das Gewehr selbst in die Hand zu nehmen und Weib und Kind und Altar zu schüzen. Eine Permanenz dieser Versammlung wäre eine provisorische Regierung gewesen, und eine provisorische Regierung zu bilden, dazu ist weder Grund noch Vollmacht vorhanden. Wir haben nur eine gewisse Vollmacht hier, ein Parlament einzuleiten. Wollen wir thun, was der Herr Redner verlangt hat, so regieren wir wirklich provisorisch, was gewiß nicht gerechtfertigt wäre."

„Das Nothwendigste, meinte Venedey, ist, einen Ausschuß zu wählen, und eine Rechtserklärung des deutschen Volkes zu erlassen. Alles Andere kann später kommen."

„Der Antrag Glaubrech's, sagte Herr von Closen, erscheint als ein Grund der Furcht. Es wurde nämlich darauf hingewiesen, die provisorische Regierung in Frankreich hätte sich nicht halten können

ohne die Nationalbewaffnung. Welche Aehnlichkeit besteht aber zwischen der provisorischen Regierung in Frankreich und uns? Gar keine. Wir stehen hier auf dem festen Boden des Gesezes, und haben von keiner Seite etwas zu fürchten. Wir sind in unserm guten Recht, und wenn je etwas zu fürchten wäre, so könnte es nur von Seite einiger Ruhestörer seyn, für welche aber der Schuz von Frankfurt am Main selbst genügt."

Da erhob sich Mathy: „Ich unterstüze den Antrag Glaubrechs, weil ich alles unterstüzen werde, was mir nüzlich und dienlich scheint, die so nothwendige und dringende Volksbewaffnung zu beschleunigen. Bei uns in Baden hat das Volk die Waffen ergriffen, ohne auf ein Gesez zu warten; allein die Sache bedarf einer Organisation. Wie nach Außen, müssen wir die Volksbewaffnung haben als die einzig sichere Garantie gegen Reaktion im Innern."

„Der Deutsche fordert Waffen, sagte Hensel aus Sachsen. Ich bin der Meinung, daß keineswegs alle die, welche jezt schweigen, dem Geiste des Volks huldigen und unseren Beschlüssen zustimmen. Die Vergangenheit hat jeden braven Deutschen mißtrauisch machen müssen. Wollen Sie die Rechte, die Sie dem Volke zuweisen, feststellen, so müssen Sie das Volk selbst bewaffnen. Hat man gesagt, diese Versammlung sey kein Organ, das einen solchen Beschluß in's Leben rufen könne, so sage ich, es bedarf nur des Aufrufs von uns, und die moralische Wirkung im ganzen deutschen Lande wird nicht ausbleiben."

Und da kam ein Herr Aßmann aus Braunschweig, und sagte: „Von dieser Frage hängt die Ruhe Deutschlands ab. Wenn der Ausschuß ohne Weiteres Volksbewaffnung einleitet, so ist er eine provisorische Regierung und entreißt den Fürsten das wichtigste Recht, das noch in ihren Händen ist, das Recht, die Ordnung in Deutschland durch sie selbst herzustellen."

Trozdem, daß die politische Verstandlosigkeit in so unglaublicher Weise sich geäußert hatte, beschloß die Mehrheit, der Ausschuß solle dahin wirken, daß in allen deutschen Landen Volksbewaffnung schleunigst in's Leben gerufen werde.

Daran dachte Niemand, daß es das Einfachste und Wirksamste gewesen wäre, alle anwesenden Mitglieder der Märzministerien in Pflicht zu nehmen, unverzüglich das Volk ihrer Staaten zu waffnen und zu üben.

Der Schritt der Ausgetretenen hatte, wie die Verhandlung in der Paulskirche, einen solchen Eindruck auf die zageren Glieder des Bundestags gemacht, daß er, während man sich in der Paulskirche noch stritt, die Ausnahmegeseze aufhob, daß diejenigen Gesandten, welche fühlten, der Beschluß der Versammlung könnte auf sie bezogen werden, sogleich ihre Entlassung einreichten, und die Bundesversammlung beschloß, sie müsse auf eine das allgemeine Vertrauen erweckende Weise neu gebildet werden.

Auf das, sagte Itzstein in der vierten Sizung, hoffe ich, werden die ausgetretenen Mitglieder in unsere Versammlung zurückkehren. Im Auftrag der Versammlung begab er sich zu ihnen, und in dem Fortgang der Debatten traten Hecker und seine Freunde unter anhaltendem allgemeinem Bravo wieder in die Versammlung ein. Noch wurden die Verhältnisse der arbeitenden Klasse in Berathung genommen, und die lezten Beschlüsse gefaßt. Diese waren: Wie der Abgeordnete von Soiron beantragt, so wird der Grundsaz der Volkssouveränität im höchsten Maße laut und offen ausgesprochen, und die Beschlußfassung über die künftige Verfassung Deutschlands ist einzig und allein der vom Volke zu wählenden Nationalversammlung zu überlassen. Der Ausschuß ist ferner beauftragt, die Bundesversammlung selbstständig zu berathen, die nöthigen Anträge an sie zu bringen, bei eintretender Gefahr des Vaterlandes die gegenwärtige Versammlung sofort wieder einzuberufen, mit sechs Männern aus Oestreich sich zu verstärken, und seine Verhandlungen mit dem Bunde durch die Presse zu veröffentlichen. Zugleich wurde ein kurzer Abriß der Grundrechte und Forderungen des deutschen Volkes, als geringstes Maß deutscher Volksfreiheit, angenommen. Dann wurde der Fünfziger-Ausschuß gewählt, nicht ohne Intriguen, und das Vorparlament war geschlossen.

Die Frankfurter, Behörden und Bürger, Bürgerwehr und Turner hatten den Dank der Versammlung verdient, nicht bloß durch die Beleuchtung, in der am ersten April ganz Frankfurt strahlte, durch die Fackelzüge, durch den Festschmuck, sondern durch ihre Gastlichkeit, ihre Anordnungen, ihren Schuz, ihre dienstliche Mitwirkung in der Versammlung.

Paar und Paar, unter dem Jubelgruß des Volkes, traten die Männer, die vier Tage für Deutschland getagt hatten, aus der

Paulskirche, und umwandelten die Rotunda Arm in Arm, und alle Glocken läuteten und die Kanonen donnerten. Das Volk war gerührt, erhoben, enthusiasmirt, viele der Umwandelnden waren es selbst, die meisten vielleicht. Der Abend des dritten April ist Frankfurts schönster Tag gewesen, unvergeßlich! sagten noch lange nachher die Frankfurter. Nicht die Freude, das Entzücken schwärmte in den Gassen und in den Häusern, tief spät hinein in die milde Frühlingsnacht, hoffnungsvoll, siegesgewiß.

Andere täuschte der Schein nicht, sie waren schmerzlich bewegt, zum Theil schon bitter enttäuscht und trüber Ahnung voll. Wieder Andere freuten sich innerlichst, in der Stille, in anderer Art als das Volk, des Sieges, nämlich die reaktionären Führer.

Die Lezteren hatten darin einen folgereichen Sieg gewonnen, daß die Permanenz der Versammlung verworfen war; daß der Ausschuß der Fünfzig nicht ein einziges Mitglied der äußersten Linken, nur zwölf, die entschieden sich zur Linken gehalten hatten, und achtunddreißig solche enthielt, von denen man hoffen konnte, daß sie den Regierungen nichts Mißliebiges, Conträres vornehmen werden; und endlich darin, daß dieser Ausschuß nur ein Beirath des seitherigen Fürsten-Bundestags war, daß durch ihn der Wirksamkeit dieses Bundestags in der öffentlichen Meinung neuer Eingang verschafft wurde, und der Bundestag selbst die Sache der Volksrepräsentation in seine Hand bekam. Das Vorparlament hatte thatsächlich der Reaktion die Brücke zur gesezlichen Wiedererlangung der absoluten Herrschaft gebaut.

Wenige tiefer Denkende der Linken würdigten den Gang der lezten Tage. Sie sahen die Reaktion inmitten der Versammlung, welche nicht der Volkswille, sondern der bloße Zufall aus so ganz verschiedenartigen Elementen zusammengesezt hatte. Ahneten sie auch nicht die planmäßigen Führer, die mitten unter ihnen waren, so kam doch Einem oder dem Andern der Verdacht und die Furcht, daß von Seiten der reaktionären Partei mit Berechnung die Linke auf's Aeußerste gereizt und der Austritt derselben provocirt worden seyn könnte, „aus Absicht und bösem Willen, darauf berechnet, eine Spaltung unter denen herbeizuführen, welche das Vertrauen des Volkes bisher genossen; darauf berechnet, das Volk dadurch zu verwirren, es mißtrauisch gegen seine Führer zu machen, und dann im Trüben zu fischen."

„Ich hoffe, sagte der Besten einer, ein Württemberger, das Volk wird das begreifen. Wir wollen zusammenhalten auf Tod und Leben, wir wollen jedem Versuch der Reaktion, das alte Spiel mit uns zu beginnen, entgegentreten; wir wollen uns Waffen verschaffen, Waffen, Waffen; aber wir wollen an Ordnung und Gesez halten, so lange noch eine Hoffnung da ist, daß geistige Waffen in das Feld geführt werden, und nicht die rohe Gewalt.“

Aber in den geistigen Waffen des Bösen waren die Gegner eingeübt, Meister in jeder Intrigue, in jeder Art von falschem Spiel; daran dachte man nicht. Und das Gefährlichste war, die Meister der Intrigue hatten in der ersten Probe die Vertreter des deutschen Volkes schwach gesehen. Sie hatten erkannt, daß ihnen verhältnißmäßig viel Schwärmerei und wenig Staatsklugheit; viel Redseligkeit und wenig Thatkraft; viel weise sich dünkende Kurzsichtigkeit und wenig Ideen-Klarheit, Frische und Schwung; viel Aengstlichkeit, Feigheit, und viel Fähigkeit, sich behandeln zu lassen, und wenig unnahbarer Charakter, durchschlagende Mannhaftigkeit gegenüber stand.

Hecker war bis zum Vorparlament in der Mitte gestanden zwischen der bisherigen konstitutionellen Opposition und den Revolutionären, oder, wie man sie nannte, den Entschiedenen, zwischen den „Halben“ und „Ganzen“, jedoch mit beiden eng verbunden. Was er vom Vorparlament erwartet hatte, davon war das Gegentheil eingetroffen. Dadurch gewannen die jungen Männer der Revolution, die schon lange auf ihn eindrängten, Zugang und Uebergewicht bei ihm.

Er fürchtete, die Verzögerung von vier Wochen und wohl mehr möchte zur Folge haben, daß die Strömung der Revolution verrausche, daß die Reaktion sich ermanne, sich zusammen schließe, planmäßig angreife und siege; daß das Volk bei seinem unbedingten Vertrauen in Führer, denen er nicht mehr vertraute, falsch wähle und durch Mitwirkung des Parlaments selbst wieder an die Kette geschmiedet werden könnte. Er beschloß, das Vaterland durch die That der Revolution zu retten.

Im Holländischen Hof zu Frankfurt wurde am Abend des 3. April von der republikanischen Partei, die in der Paulskirche unterlegen war, zwar nicht die Schilderhebung beschlossen, aber schleunigste Waffnung und Einwirkung auf die Massen durch Verbreitung der

gedruckten Volksrechte. Ausgesprochen, wörtlich ausgedrückt wurde es noch nicht, daß man nur die Republik wolle.

Die Volkserhebung in Baden für die deutsche Republik.

Die Männer des Vorparlamentes, die, welche Abgeordnete dazu, wie die, welche Zuschauer gewesen, brachten nach allen Gauen Deutschlands hin eine Verstärkung der Bewegung. Auch die gedruckten Volksrechte wirkten: beide Parteien bemächtigten sich derselben, wie die republikanischen, so auch die deutschen Vereine (die konservativen), indem die Leztern, was ihnen darin nicht zusagte, daraus auszogen, und so, als „Halbe", in einem Umdruck, das Halbe unter den „Halben" verbreiteten, als eine Parteifahne mit der Losung. Unmittelbar im Gefolge der Halbheit und Abschwächung, die sich im Vorparlament gezeigt hatte, schossen in allen Theilen Deutschlands gegen die demokratischen Vereine über Nacht die Pilze von Gegenvereinen auf, die sich patriotisch, vaterländisch, deutsch oder bürgerlich nannten, und von denen kein Redlicher ahnte, geschweige wußte, daß Alles, was nur guten Willen hat für Volk und Freiheit, von der abweichenden Ansicht in Einzelnem ab- und nur auf die gemeinsame Sache sehend, nicht gegen einander, sondern zusammenstehen muß, so lange der allen Schattirungen gemeinsame Feind, der Absolutismus, gegenüber steht, noch nicht vernichtet ist. Nur Wenige machten davon eine Ausnahme in diesen Vereinen, und wußten recht gut, was sie wollten. Das waren die Hauptförderer derselben, Reaktionäre, welche die Farbe des Tages mit Prunk anlegten, um das Volk so leichter um die Früchte der Bewegung zu betrügen, und welche das große eine Deutschland vorschoben, um hinter demselben die Fäden der Reaktion zu ziehen und zu verbergen, welche das blutige Gespenst der Schreckenszeit malten und sehen ließen, um unbemerkt das getheilte Volk in's alte Geleise zurück zu leiten.

Die Eitelkeit Manches, der sonst auf anderer Seite gestanden war, arbeitete den verkappten Reaktionären sehr vor: solche eiteln

Leute waren um so leichter zu gewinnen und unmerklich zu leiten, weil sie mißvergnügt über die Partei des Volkes waren, in der sie von Andern sich überflügelt sahen, während man sie in den neuen Vereinen scheinbar die erste Rolle spielen ließ.

Diejenigen, welche das Volk nicht wieder einschlafen lassen, sondern wach halten wollten, wurden von den deutschen und vaterländischen Vereinen, und von Allem, was ihnen glich, auf jede Weise, die ehrloseste nicht ausgenommen, verdächtigt und verläumdet. Damals erst wurde für die Männer des Volkes der Name „Wühler“ erfunden. Die Partei des Volkes nahm diesen Namen, der zum Schimpf ersonnen war, als Ehrennamen auf, seit ihn, was bald geschah, der größte ihrer Führer vor der Nation mit dem Worte weihete: „Ja, wir haben gewühlt, zwanzig Jahre lang, Tag und Nacht, unter Entsagung und Verfolgung, während wir es wohl auch hätten gut haben mögen wie Andere, wir haben gewühlt, bis der Boden unterwühlt war unter dem Stuhl der Tyrannei.“ — Die „Wühler“ tauften ihre Gegner mit dem Namen „Heuler“. Das komische Licht, in das diese dadurch gesezt waren, entzog ihnen öffentlich Manchen, der ihnen innerlich geneigt war. Zu den „Heulern“ zu gehören, erlaubte manchem Mann seine Frau nicht. Von da an blieben einige Zeit diese Namen Losungsworte.

Die Partei des Volkes hoffte von ihren Märzministern, die bisher ihre Führer gewesen waren, großentheils auch ferner ihre Leitung in gleichem Sinn und gleicher Richtung. Sie konnte sich zu der Thatsache nicht erheben, daß bei gewöhnlicheren Menschen der Mann des Volkes da aufhört, wo der Minister des Fürsten anfängt, und daß Beides, zu beider Wohl, zu vereinigen, Sache des Genius ist. Der fehlte aber allen Märzministern. Das Lezte wußte die Volkspartei Deutschlands lange vorher, und daß sie trozdem vertrauend erwartete, das war ihr Fehler und ihre Schuld.

Die Märzminister waffneten nicht nur das Volk nicht, sie wirkten sogar dagegen, während sie äußerlich mit dem Scheine sich umgaben, als thäten sie Alles dafür. Warum will denn das Volk jezt Waffen, jezt gleich, gerade jezt? sagte einer in seinem Kabinet zu Zweien aus dem Volk: fünfzehn Jahre lang war dieser vom Volke gefeiert worden. Wo das Geld hernehmen? jezt? wo man für Anderes, Dringenderes, keines hat? sagte ein anderer auf die Mahnung an Volkswaffnung.

Verständige Männer meinten, um ein Fünftheil des Geldes, das größtentheils gegen das Volk ausbezahlt wurde, hätte für das Volk durch Bewaffnung viel gethan und es hätten ebendadurch die andern Fünftel erspart werden können.

Das Volk für sich selbst, die Jugend wie das Alter, eilte allenthalben in Deutschland nach Waffen; die Vorräthe der Zeughäuser; der Fabriken, der Waffenläden waren schnell erschöpft, Lieferungen wurden in weite Ferne hin vom Volk selbst ausgeschrieben, aber ihre Verwirklichung war schwieriger, weil die Regierungen der Einzelstaaten theils nichts dafür thaten, theils sie hintertrieben oder an der Gränze festhielten. Die Ungeduld des Turners, des Arbeiters wartete nicht mehr auf Schießgewehre, sie griff zur Sense, zur Picke. Bei all' dem brachte es nur ein kleiner Theil des Volkes zum Besitz von Waffen, da die inländischen Vorräthe, für den Fall eines französischen Einbruchs, unverantwortlich gering waren, die Staatsgewehrfabriken ganz entblöst sich zeigten und die Militärvorräthe abgeläugnet und dem Volk aus den Augen gebracht wurden.

Am meisten noch bewaffnet war das Volk im Großherzogthum Baden. Der „Franzosenlärm", ein ausgesprengtes Gerücht, daß Massen von französischen Arbeitslosen bewaffnet nach Deutschland hereinbrechen wollen, daß Banden Raubgesindels den Rhein überschritten haben und im Schwarzwald sengen und morden, der blinde Glaube daran und der panische Schrecken, der fünfzig Stunden vom Rhein Familien mit Sack und Pack eilig, wohl auch angstbleich, zur Flucht trieb, daß die komischsten Auftritte entstanden — das hatte zur Folge gehabt, daß man in Flecken und Weilern, in Stadt und Städtchen zusammen suchte, was an alten und neuen Waffen da war oder dazu sich umschmieden ließ. Die badische Regierung selbst fürchtete einen Einfall, wenigstens einen Uebertritt brodloser deutscher Arbeiter, die aus Paris und andern Städten Frankreichs in Masse heimgewiesen waren, und deren Noth und revolutionäre Aufregung gleich gefährlich schien. An den Gränzen, aber auch im Innern des Landes, waren Beamte, theils aus Furcht vor den eigenen Leuten, nach den Hauptstädten, besonders viele nach Karlsruhe, geflohen. So war in manchen Bezirken die Regierungsmacht unvertreten, die Männer, die das Vertrauen des Volkes hatten, waren die Regierung, und im Seekreis übertrug der Regierungsdirektor die Landesbewaffnung

dem Konstanzer Republikaner Fickler. Auf einzelnen Punkten Badens hatten sich Sicherheitsausschüsse gebildet, in drei Aufgeboten von achtzehn bis sechszig Jahren war in Achern, in Engen die Bevölkerung zu den Waffen gerufen, und weithin durch Baden, wie durch Württemberg, exerzierte in Städten und in vielen Dörfern was Waffen hatte, viele mit entlehnten Waffen.

Merkwürdig ist es, daß auf dem linken, dem französischen Rheinufer, zu gleicher Zeit mit dem Franzosenlärm diesseits, der Schrecken sich verbreitete, die Deutschen fallen in Frankreich ein, und Alles landeinwärts floh oder zu den Waffen griff.

„Das sind republikanische Pfiffe," sagte die Bourgeoisie. „Sie wollen probieren, und die Gelegenheit ausbeuten." Die von Frankfurt Zurückgekommenen von der rechten Seite hielten es für höchste Zeit, gegen die Beweger vorzugehen.

Mit Unwillen und Eckel waren Hecker und seine Freunde vom Vorparlament heimgegangen, das die Revolution preisgab, und zögerte, statt zu handeln, unterhandelte, statt zu vollenden; mit Unwillen gegen die, welche aus Unverstand der Reaktion sich und das Volk überantworteten; mit Eckel vor Denen, die aus Eigennuz konservativ seyn wollten; und mit Entschlossenheit gegen die Reaktion selbst.

Man hat Hecker nachher vorgeworfen, er hätte in der ersten Woche nach der Februarrevolution, da die badische Regierung die Anwendung ihrer Streitkräfte noch nicht wagen konnte, den Kampf gegen das Königthum eröffnen sollen. Mit Unrecht. Das war die Morgenstunde, in der Baden selbst noch halb im Traum lag. Hecker selbst hatte auf das Vorparlament gehofft. Wenn er sagt: „Zur Zeit jener Versammlung, vor welcher die Monarchie zitterte, war mit zwei energischen Tagen und Erhebungen das Schicksal fürstlicher Willkürherrschaft ohne heißen Kampf entschieden, wenn die, welche sich als Geschäftsführer deutscher Nation selbst aufstellten, nicht muthlose Schwäzer waren, wo sie Retter des Vaterlands seyn sollten und konnten" — wenn er das sagt, wer wird ihm Unrecht geben aus allen Parteien, bei unbefangenem Blick auf die Lage der Dinge?

Es war nur natürliche Folge, daß nach solchen Vorgängen in Frankfurt der Vorwand, den der Franzosenlärm gab, von den Regierungen benüzt ward, um militärische Streitkräfte zusammen zu ziehen — gegen die Volksbewegung, gegen den Gedanken des freien Volksstaats.

Es wäre ungerecht, nicht anzuerkennen, daß auch solche mit diesen Maßregeln einverstanden waren, welche die Reaktion haßten, ein kräftiges deutsches Reich wollten, mit einfacher Mechanik der Regierungsmaschine, aber nicht mit republikanischer, weil sie eine solche nicht nur nicht zeitgemäß, sondern bei der Lage der Dinge für nicht dauerhaft hielten, um so mehr aber mit monarchischer, und zwar einer solchen, aus welcher das überflüssige und hemmende Räderwerk des bisherigen Systems herausgenommen wäre.

Diese selbst glaubten mitwirken zu müssen gegen Schritte des Volkes, die in deutschen Landen unerhört waren.

Von Donaueschingen entsandte eine bewaffnete Volksversammlung, in Verbindung mit andern Volksversammlungen, Abgeordnete nach Karlsruhe, mit dem Auftrag, von dem Großherzog die Niederlegung der Krone zu verlangen. Fickler übergab an Welcker eine Eingabe, man solle das Gesammtvolk Badens darüber abstimmen lassen, ob man in Baden Monarchie oder Republik wolle, damit Blutvergießen verhindert werde.

Das Leztere hatte Fickler gesagt, weil der Donaueschinger Abordnung bedeutet worden war, daß, wenn man nicht abstehe und das Volk seinen Willen geltend machen wolle, immerhin Bürgerblut fließen möge.

Auf die Eingabe Ficklers erfolgte keine Antwort, als die thatsächliche, daß mehr Truppen zusammengezogen wurden. Welcker, Bassermann und Mathy waren jezt die entscheidenden Stimmen, noch nicht im Ministerium, aber für das Ministerium.

Selbst einer der Söhne Welckers, ein praktischer Arzt, sprach vor dem Großherzog, als Sprecher einer solchen Abordnung, frei die Stimmung des Landes aus, und man sagte sich in Karlsruhe, der Großherzog habe für gewisse Fälle seine Bereitwilligkeit zugesagt, die Gewalt in die Hände einer provisorischen Regierung niederzulegen: Welcker der Vater, Bassermann und Mathy haben dieses Vorhaben des Großherzogs vereitelt.

Seit ihrer Rückkehr von Frankfurt wurden Hecker und Struve von Briefen, Adressen und Abordnungen überfluthet, die sie aufforderten, die Republik auszurufen und mit den Waffen in der Hand vorwärts zu rücken; stellen sie sich nicht an die Spize, so würde das Volk für sich handeln, die Kraft sich zersplittern, die Sache zulezt scheitern; zurückzuhalten sey das Volk länger nicht. Von Seiten der

Soldaten wie der Bürger kamen feierliche Zusagen entschlossener Mitwirkung.

Der öffentliche rückhaltsloseste Sprecher für die Republik war und blieb in der Presse Fickler, der Redakteur der Seeblätter. Zum Volksführer und Volksliebling im badischen Seekreis und auf dem Schwarzwald machte ihn schon sein Aeußeres: eine Gestalt, gedrungen, breitschulterig und hochgewachsen, so recht aus dem Kern des Waldvolks geschnitten, nicht bloß das Gesicht, sondern der ganze Kopf von jener markirten Gescheidtheit und Verschlagenheit, welche an und für sich schon dem Volk imponirt, den Gewalthabern unheimlich ist. Einer, der ihn nicht kannte und ihn sah, rief unwillkürlich: „Das ist ein Fanatiker, ein Erzrevolutionär oder ein Erzjesuit!" Der kennt die Furcht nicht, den bricht, den verwüstet Nichts! sagte ein Anderer.

Seine rastlose Rührigkeit, sein tiefes Wurzeln im Volk, und seine kecke Entschlossenheit, die aus jedem Zuge sprach, ließen diesen Mann vor und nach dem März der Regierung lange schon als gefährlich erscheinen. Sie wußte, wie er hin und her reiste im Lande, die Verbindungsfäden zog und ein kostbares Gefäß aller Gedanken und Pläne der Republikaner war. Wie gerne hätte sie ihn gefaßt, in Untersuchung verwickelt, ihn unschädlich gemacht! Aber kein Diener der Regierung wagte sich an ihn, aus Furcht vor dem Volke: so sehr war Fickler eine Macht im badischen Lande.

Es war Abends den 7. April, die namhaften Männer der Volkspartei in und außer der Kammer saßen in ihrem gewöhnlichen Zirkel in ihrem Gasthaus zu Karlsruhe beisammen, Fickler war diesen Abend angekommen und saß unter den Freunden. Wie oft war nicht in diesem Kreise, dem auch Mathy angehört hatte wie Hecker, Bassermann wie Sachs, Welcker wie Fickler und Kuenzer, rücksichtslos politisirt worden in den Tagen vor dem März! Wie oft hatte man hier, während die Regierungen ihr Spiel trieben, hinter dem Glase das Volk aufstehen lassen, die Republik dekretirt und die Fürsten abgesezt, im Zorn über die Brutalitäten des Bundestags, der den deutschen Geist folterte! Mathy hatte sich unter seinen Freunden stets für einen „Demokraten vom reinsten Wasser", für einen „ächten Republikaner" erklärt, der Monarchie so oft den Krieg angekündigt, selbst in der Kammer seine Ironie, seinen schneidenden Wiz bis zum tragischen

Humor an dem Königthum geübt, er hatte als Flüchtling, wegen seiner politischen Ansichten in Baden verfolgt, lange Jahre in der schweizerischen Republik gelebt, er war von 1830 an in alle Plane, Hoffnungen und Wünsche, in die geheimsten Bezüge der Volkspartei eingeweiht, hatte wegen seines Wirkens dafür den Namen des Commis voyageur der Revolution erhalten, und hatte noch vor fünf Wochen einen Sturm in der Kammer hervorgerufen, weil er an die Gewalt der Massen appellirte.

Er war zudem Ficklers ganz besonderer Freund. Da Mathy mittel- und hülflos war, hatte ihn Fickler mit redlicher Freundschaft unterstützt, ihn genährt und gekleidet, und als die Wahlen in die Kammer kamen, hatte Fickler, der vor Allen im Seekreis und Schwarzwald gewählt worden wäre, an seiner Statt seinen Freund Mathy empfohlen, und war für seine Wahl tagelang herum gereist, bis sie sicher war. Unter solchen Umständen ließ Fickler an diesem Abend sein volles Herz naturkräftig und republikanisch sich aussprechen, und wie es nothwendig sey, daß das Volk aufstehe und Republik mache. Bei dem Aufbruch der Gesellschaft sagte Fickler zu den noch anwesenden Freunden: „Ich muß heute noch abreisen. Habt Ihr den Blick gesehen, mit dem Mathy mich ansah von der Schwelle des Nebenzimmers aus, eh' er wegging? Es war ein Blick, der mir sagt, er wird mich verrathen.“ Die Freunde verwiesen ihm den schwarzen Argwohn. Noch auf dem Zimmer, vor Bettegehen, sagte Fickler wieder: „Ich will doch lieber heute Nacht noch abreisen.“ Die Freunde beschwichtigten ihn abermals.

Als Fickler Morgens auf den Bahnhof kam, um in's Oberland zu gehen, da stand — Mathy, seiner wartend. Fickler saß schon im Wagen des Eisenbahnzugs. Mathy rief einen Diener der Polizei, wie die Diener bei der Eisenbahn, auf, Fickler zu verhaften, als einen staatsgefährlichen Mann, als Landesverräther. Vergebens. Sie weigern sich, keiner wagt den Mann des Volkes zu fassen. Kein richterlicher, kein anderer Befehl liege vor, sagten sie. Mathy holte selbst Militär herbei. Auf meine Verantwortung! sprach der Abgeordnete Mathy; er ist ein Landesverräther! — Und Fickler wurde aus dem Wagen und in den Kerker gebracht.

Nach zweimalvierundzwanzig Stunden war der Abgeordnete und Literat Mathy — großherzoglich badischer Staatsrath geworden.

Noch am Morgen der Verhaftung Ficklers, seines Freundes und

Wohlthäters, dampfte Mathy mit dem nächsten Bahnzug nach Mannheim hinüber. Er wußte, wie seine That in Karlsruhe bekannt würde, brach die Wuth des Volkes aus, dieser wollte er entgehen. Er selbst sagte, er müsse einer Gemeinderathssizung beiwohnen.

Die Kunde seiner That war ihm voraus geeilt. Er fand das Volk in großer Aufregung. Er entging denen, die ihn in Stücke reißen wollten. Das Haus, wo er wohnte, wurde mit Scharfschüzen besezt, und Truppen von Karlsruhe wurden herbeigerufen, zwanzig Compagnien Bürgerwehr besezten den Markt, um Mathy's Leben und Wohnung zu schüzen. Aus der Volksmenge tönte ihm der Ruf „Volksverräther" entgegen. Gedeckt von den Waffen, trat er auf den Balkon des Rathhauses. Er gab vor, Fickler habe mit den Fremden, den Franzosen konspirirt, er habe einen bewaffneten Einfall der Fremden in Baden bezweckt, und sich des Landesverrathes schuldig gemacht. Aktenstücke, welche dieß unzweifelhaft darthun, habe er, Mathy, bei dem Präsidenten der zweiten Kammer, Mittermaier, eingesehen. Den Landesverrath zu durchkreuzen, habe er Fickler auf dem Weg in's Oberland verhaften lassen. „Hätt' ich, so schloß er, was ich heute Morgen gethan, noch einmal vor mir, ich würde es abermals thun, selbst wenn es mein Leben kosten sollte; denn ich bin überzeugt, dem Vaterland einen Dienst erwiesen zu haben."

Im ganzen Lande machte das Ereigniß einen ungeheuern Eindruck. Mathy's Gesinnungsgenossen thaten Alles, ihm Recht zu geben. „Wo Fickler sey, fragen Sie? sagte von Soiron zu einem, der neugewählte Präsident des Fünfziger-Ausschusses; er ist da, wo Hoch- und Landesverräther hingehören."

Aber Mittermaier erklärte in öffentlichen Blättern Mathy's Behauptung für eine Lüge. Dafür überhäuften denselben Bassermann, der Vertrauensmann beim Bundestag, und Andere von der neuen Ministerialpartei so mit Vorwürfen und Grobheiten, daß er erkrankte. Die That Mathy's wurde in den deutschen Landen bei allen Parteien sehr verschieden beurtheilt. Selbst im Lager der Volkspartei fand sie Bewunderer. Das Vorgeben des Landesverraths, eines juridischen Begriffes, verfieng besonders bei den patriotischen Juristen, und in Württemberg empfahl der vaterländische Wahlausschuß die Patrioten Mathy und Bassermann den Württembergern zur Wahl in's Parlament. Doch war man im Lager der Volkspartei sich bald

klar, was die Verschwörung mit den Franzosen, mit dem „Reichsfeind", auf sich habe, als Mittermaiers Erklärung kam. Aber man billigte dennoch Mathy's That in der Mehrheit der Gesellschaft nicht nur, sondern man erklärte sie für eine hochherzige Energie, entsprungen aus dem klarsten Bewußtseyn, für eine Rettung Deutschlands vor einem verderblichen Kriege mit Frankreich, einem Kriege, worin ein Theil Deutschlands, wie immer bis jezt, zum Feind gehalten haben würde. Man erklärte Mathy für einen antiken Charakter, dem das Vaterland höher gegolten, als die Pflichten der Freundschaft und der Dankbarkeit.

Ficklers Verhaftung traf Hecker schwer. „Jezt gehen sie auch an mich, und die Kammer bewilligt meine Verhaftung!" rief er. Er sah die Reaktion in allen Maßregeln der lezten Zeit, in dieser Verhaftung ihr erstes gewaltthätiges Auftreten.

Mit der lebhaften Phantasie und mit der Gewohnheit, Andere nach sich zu messen, die ihm eigen waren, sagte er sich: „Jezt gilt es zu handeln. Nach den Erklärungen und Beschlüssen des Volkes in vielen Volksversammlungen kann man auf eine Erhebung in Masse rechnen, das stehende Heer belebt ein neuer Geist. Die fortwährenden Täuschungen und Hinhaltungen des Volkes, die auftretende Reaktion, die getäuschte Hoffnung auf das Vorparlament, die vorangeschrittene Bewaffnung des Volkes neben der Unmacht der Regierungen, neben ihren reaktionären Bestrebungen, sprechen dafür, daß der rechte Augenblick da ist, und nicht vorübergelassen werden darf."

Hecker war der festen Zuversicht, daß es, wie er selbst sagte, in Baden keines Schwertstreichs und keines Schusses bedürfe, daß der Zug ein wahrer Festzug seyn und ganz Deutschland dem Beispiele Badens, das immer vorangegangen, folgen würde.

Sonntags den 9. April in der Frühe, riß sich Hecker von Weib und Kindern, von glücklichsten, glänzenden Verhältnissen los, mit der Zuversicht, welche der Glaube an eine gerechte Sache und an Grundsäze gewährt. Er flog durch Rheinbayern, auf der französischen und schweizerischen Gränze hin nach Constanz. Struve, Willich, Bruhn, Doll, Mögling und andere Freunde fand er schon dort. Er fand bei den Constanzern, aus deren Mitte ihn so vielfache Stimmen so oft und dringend herbeigerufen hatten, nicht die Begeisterung, die er erwartete: in ihrem Agitator Fickler fehlte ihnen die Seele. Da, wo

man bisher nach der Stunde, in der man die Fahne der Republik fliegen lassen würde, gebrannt hatte, war man jezt ohne Glauben an Erfolg, die Menge irr an ihren Führern. Männer, wie Kuenzer, Würth, Vanotti, Huetlin, die in der Sache und im Vertrauen des Volkes alt geworden waren, mahnten von dem Unternehmen für die Republik ab. In diesem Augenblick, so vereinzelt, in diesem Winkel Deutschlands, ohne Plan und versicherte Streitkräfte, ohne Geld, im Angesicht der längst wieder erstarkten Staatsgewalten und der militärischen Zusammenziehungen in der Nähe, erschien ihnen eine Schilderhebung unpraktisch, hoffnungslos, eine Quelle unberechenbarer Nachtheile für die Sache der Nation. Der Regierungsdirektor Peter beschwor Hecker mit Thränen, von dem Unternehmen abzustehen, sich dem Vaterlande zu erhalten. Allen Gründen, welche diese Freunde für die Unmöglichkeit des Gelingens vorbrachten, allen Bitten, widerstand Hecker. Er sah in ihren Gründen nur Furcht und Muthlosigkeit. Ueberzeugt, daß das Volk auf dem Land und in den Landstädtchen entschlossener, glühender für die Sache sey, blieb er bei seinem Entschluß. „Ich will eher mit Ehren zu Grund gehen, rief er zornig, wüthend, als mich muthlos zurückziehen.“ Eine wahre Naturkraft der Revolution, die es von selbst zur raschen Aenderung im Staatsleben, zum Aufstand drängte, ungestüm, feurig, so brach er los, ohne Ohr für das, was er hörte, ohne Auge für die Winke, die in dem, was er zunächst um sich sah, lagen, unberührt im Geiste selbst dadurch, daß sogar Sigel, der Sachverständige, wankte.

Hecker war mit ganzer Seele für die Republik, aus Humanismus, weil er es eines edeln Menschen unwürdig achtete und empfand, einen andern Menschen als sakrosankt über sich zu verehren, als etwas Unverantwortliches, Unantastbares, Gottgleiches. Dazu war er zu stolz auf seine Menschenwürde. Aber auch für einzig zweckmäßig galt ihm der freie Volksstaat, für das Volk sah er darin das alleinige Heil, und er sah des Volkes ganzen Jammer an, mit Augen und einer Seele, wie einst Tiberius Gracchus, der edle reiche Römer mit der großen weiten Menschenseele, die sich von den Schlacken der Standesvorurtheile abgelöst hatte, die das eigene Glück und sich selbst aufzuopfern bereit war um der Brüder willen, das unermeßliche Proletariat des römischen Italiens angesehen hat.

Schon am Mittwoch den 12. April erließ Hecker Ausschreiben

an die umliegenden Gemeinden, worin er zum bewaffneten Zuzug, mit Schießbedarf, den nöthigen Geld- und Lebensmitteln auf mindestens acht Tage, aufforderte. Struve war abgereist, um, wie Hecker den Seekreis, so den Schwarzwald zu bewegen.

Hecker, die Bravheit selbst als Mann und Redner, gehoben durch die Bedeutung des Augenblicks, sprach gewaltiger als je in der Volksversammlung zu Constanz, und bewegte sie für die Republik, und die alsbaldige Verkündung, aber nicht die Städter, sondern nur die Landleute, die in Mehrheit anwohnten, und die darum jeden von Heckers Verhaftung stillschweigend und mit ihren Bravo's zugleich abmahnten. Der Sturm des Beifalls täuschte und befestigte Hecker noch mehr, ebenso der Bericht Struves von seinen Erfolgen. Struve, dessen Charakteristik, um Wiederholungen zu vermeiden, erst später folgen kann, forderte den Wald zum Zug auf Karlsruhe auf, unter Vergrößerung der Mittel und Verschweigung der Sachlage. Da rief man ihm begeistert zu: An Hecker schrieb Struve das Beste, und im Spiegel seiner brieflichen Uebertreibungen sah Hecker von Constanz aus den Schwarzwald.

Beamte des Fürsten von Fürstenberg ließen Flugblätter, als gingen sie von Hecker und Struve aus, mit Unterzeichnung des Namens beider in der Nacht drucken und verbreiten, und erklärten darin, es solle Alles zu Hause bleiben, das Unternehmen sey aufgegeben. Entdeckt über diesem Betrug, wurden sie erst später eingeschüchtert durch die Nähe der Bewegung, da erbaten sie sich durch einen der Leibärzte des Fürsten „von dem Volksfreund Struve“ Sicherheitskarten für sich und ihre Familien. Die Republikaner, war die Antwort, führen nicht Krieg gegen Personen, sondern gegen das Prinzip.

Struve erfuhr, daß die Fürstenbergischen Prinzen das württembergische Militär, das in nächster Nähe lag, zum Einmarsch nach Baden riefen. Struve verhaftete die Prinzen nicht, sondern erklärte ihnen, jeder der Volkssache hinderliche Schritt von ihrer Seite werde ihre Verhaftung zur Folge haben.

Das Volk im Walde, oder vielmehr seine Führer wollten warten, bis wirkliche Schaaren vom Seekreis anlangen — es war in diesen Männern der Verstand vorherrschend, der ohne Kenntniß der Mittel nichts wagen wollte, und echauffirten Abstraktionen nicht unbedingt glaubte. Diese Männer hatten eine Zeitlang das Unglück, im

Schatten des Verdachts gegen ihre volksfreundliche Gesinnung zu stehen: Struve that vollauf, um sie zu rechtfertigen. Die Württemberger besezten Donaueschingen nach Uebereinkunft mit Struve, „da es Grundsaz der Republikaner war, Blutvergießen nach Kräften zu vermeiden.“ So sagte Struve später, jenen zum Spott, sich zur Rechtfertigung. Andere sagen, nicht bloß Unverstand, Verbrechen wäre es gewesen, vaterlandliebendes Volk der Uebermacht zu opfern, ohne Hoffnung auf Erfolg, zwecklos.

Der Auszug aus Constanz war nicht, wie Hecker erwartete; das Feuer des vorigen Tages war erloschen. Selbst ein so entschiedener Republikaner wie Weishaar von Lottstetten, seit lange Befehlshaber einer Bürgerwehr von anderthalbtausend der Bestbewaffneten, schloß sich dem Auszug nicht an. Andere, die vielleicht mitgezogen wären, blieben zurück wegen des Regenwetters. Muthiger, begeisterter als die Männer, waren die Frauen und die Mädchen. Mit ihren Vorwürfen trieben sie manchen zu den Waffen und Hecker nach. Welche Feigheit, sagten sie, die Andern im Stich zu lassen und daheim zu sizen, während sie für die Freiheit fechten. Wo der Vater einem Sohn wehren wollte, feuerte die Schwester den Bruder an. Aber es blieb immer eine kleine Schaar, die zuerst über die Constanzer Brücke zog, und die, welche am andern Tag nachkamen, glichen den großen Nachtheil nicht aus, welchen der Eindruck brachte, den Hecker durch die schwache Zahl seiner Schaar machte, wo er durchzog. An Hecker und die Constanzer Bürgerwehr, an eine Schaar von zweitausend Bewaffneten hätten sich neue Tausende von selbst angereiht, Bürger und Landleute hätten sich in Masse erhoben. So aber fragte Alles draußen: „Wo sind die Constanzer und ihre Kanonen?“

Hecker erwartete in Stockach eine Verstärkung von dreitausend Mann: so war es ihm von Struve angesagt. Sein Herz war wieder froh. Der Enthusiasmus, der ihn begrüßte, der Anschluß Einzelner, die Zusage Anderer, nachzukommen, stärkten ihn unterwegs, zumal, als die guten Büchsenschüzen von der Insel Reichenau bei ihm sich sehen ließen, und aus den zerrissenen Regenwolken der blaue Himmel lachte, die ganze Natur sich aufklärte, ihm ein günstiges Zeichen. Seine Phantasie knüpfte an die vortretenden Punkte des heiligen altgeschichtlichen Bodens, auf dem er sich bewegte, große Erinnerungen der Geschichte an, und in Wahrheit, so weit deutsche Zunge geredet wird,

ist keine Landschaft, in welcher der Geist der Geschichte so laut zu Gunsten dessen spräche, was Hecker wollte, und so augenscheinlich.

In jedes Schwaben Mund und Herz lebt Constanz als die Stadt, wo Huß und Hieronymus die ersten Zeugen für die Freiheit des Denkens waren und starben; die Brücke von Constanz, durch die Dichtung verherrlicht, durch eine volksthümlich gewordene Ballade, in welcher der Constanzer Fleischer, für die Freiheit des Denkens und Glaubens sich opfernd, die Waffenknechte des Despotismus umarmt und mit sich in den Rhein reißt. Dort ist der See, der an das Land der schweizerischen Republiken spült und im Hintergrund leuchten die Alpen, in deren Thälern einst an Zahl Wenige, aber Männer an Kopf und Herz, dem vielarmigen Absolutismus siegreich entgegen kämpften, ihr Land frei und sich unsterblich machten. Gegenüber lag die Reichenau, für Deutschland ein Hauptherd des heiligen Feuers, der wahren Christus-Religion, wo zuerst die Männer erschienen waren, welche in die Nacht des frühesten Mittelalters das Licht brachten, das alle Menschen als Kinder Eines Vaters und als Brüder und Schwestern beleuchtet. Das ist der Boden zugleich, wo so sehr als irgendwo dieselbe Lehre, welche die Menschheit zu befreien in die Welt gebracht war, als System ihres schrecklichsten Gegentheils gehaust und gewüthet hatte. Da war jeder Bergkegel ein Zeuge der Volksbedrückung, die seit dem Mittelalter an der Kraft des deutschen Volkes zehrte, die alten Feudalherrlichkeitssitze Hohenhöwen, Hohenstoffeln, Hohenkrähen, Hohentwiel, und in der Ferne, dem fränkischen Lande zu winkte der alte Kaiserberg Hohenstaufen. Das Große und das Traurige deutscher Erinnerungen bewegte Heckers Herz, um so mehr, als er ausging, die Reste des mittelalterlichen Despotismus aufzuräumen und alles Volk frei zu machen. Die Trommeln wirbelten und damit wechselten die kriegerischen Gesänge der Schaar. Vor Allersbach wurde ein Rudel Rehe von den Schützen weder gleich wahrgenommen noch getroffen. Antikem Sinn hätte das als ein Vorzeichen gegolten. Die Freudenrufe, das Fahnenschwingen der Frauen und Mädchen berauschten die Ziehenden: da kam die Kunde, daß die zu Stockach Versammelten sich verlaufen haben, theils sich zu verlaufen im Begriff seyen, und die republikanische Schaar als eine Raub- und Mordbande verschrieen werde. Hecker eilte mit Willich voraus. Sie fanden nur noch ein paar Hundert in Stockach ver-

sammelt. Die Ausschüsse des Vaterlandsvereins sprachen sich gegen Hecker aus, selbst Welte, der bisher, wegen seines wilden Republikanismus, der Baronen-Mezger hieß. Die andern Gegner lähmten das Unternehmen, indem sie fort und fort Schreiben, daß man es fallen lasse, mit der Namensunterschrift Heckers und Struves fälschten und verbreiteten.

Hecker sah jezt überall und in Allem, was nicht für ihn oder vielmehr sein Unternehmen sich erklärte, Intrigue, feiges Zurücktreten, geradezu Verrath „niederträchtiger Gesellen, die ihn und seine Sache planmäßig verrathen und verkauft haben, die unter der Maske politischer Sympathie an ihn und seine Freunde Betheuerungen, Versicherungen, Aufforderungen haben ergehen lassen, um sie zu locken und zu verrathen“.

In Erwartung der zugesagten starken Zuzüge löste Hecker die Constanzer Regierung des Seekreises durch ein Dekret von Stockach aus auf, und der bisherige Regierungsdirektor Peter, in ganz Baden bekannt und beliebt als freisinniger Abgeordneter und darum früher vielfach Verfolgter, wurde durch Hecker und das Volk zur Annahme der Statthalterschaft der Republik genöthigt. Er erklärte — und die besten Männer aller Farben haben es ihm bezeugt, daß es so war — er weiche nur der physischen und moralischen Gewalt.

Großmüthig ließ Hecker in Stockach einen aufgegriffenen württembergischen Kundschafter, der überwiesen war, unversehrt zurückgehen, gegen die Ansicht Anderer, daß ein kriegsrechtliches Verfahren bei den vielen Verräthereien, denen die Republikaner ausgesezt seyen, abschreckend wirken würde. Hecker meinte, nicht durch irgend eine Gewaltthat, sondern mit den hehren Mitteln der Begeisterung für die Befreiung eines großen Volkes müsse und werde man siegen. Ueberzeugt von der Gerechtigkeit und Größe seines Unternehmens, von seinem Anhang im Volk und dessen Eifer dafür, verschmähte er Mittel des Schreckens als überflüssig.

Ein Zug, in welchem die Einen Verblendung, die Andern Hochsinn finden werden, zeichnet die Führer. Dem Württemberger Theodor Mögling war seine Mutter nachgereist, um ihn zur Umkehr zu bestimmen, aus Liebe zu den Seinen, aus Rücksicht auf seine schöne Stellung im Staatsdienst. „Ich weiß Eure Liebe und wie gut Ihr es meinet,“ sagte Mögling, „aber ich ziehe aus für die

heilige Sache des deutschen Volkes und dieser muß ich alle Opfer bringen; von dem Weg, den ich gehe, erwarte ich allein Heil für das große Vaterland." Er blieb.

Draußen regnete und stürmte es immer mehr. Das gräuliche Unwetter, die Operationen der württembergischen Truppen, die Meinung vieler Bewohner, daß man sich hierorts dem Einmarsch derselben entgegenstellen müsse, und die Furcht, daß, wenn die Männer mit Hecker auf Karlsruhe zögen, die Truppen an Herd und Familie der Ausgerückten Rache nehmen würden — das Alles wirkte zusammen, daß von den Vielen, die zu kommen versprochen hatten, im Verhältniß Wenige kamen.

Nicht Vierhundert stark war die Schaar, als Hecker auf Engen zog. Wenigstens auf viertausend hätte er rechnen müssen, nach dem, was ihm aus den Aemtern Constanz, Ueberlingen, Radolfzell und Stockach zugesichert worden war. Das Volk rief wohl überall: „Es lebe die Republik!" aber es opferte sich nicht für die Republik. Hecker und seine Freunde wurden sehr ernst, mancher düster, als ihnen so der Unterschied sich handgreiflich machte, zwischen dem Sich-aussprechen für die Republik und zwischen dem thatkräftigen Handeln für die Republik. Frei wird das Volk, das groß genug ist, Weib und Kind, Haus und Hof und das Leben für die Freiheit zu lassen.

Der Glaube, der die Welt überwindet, die religiöse Kraft dazu — wo war sie im Volke? Dem Einzelnen ersezt seine Philosophie die Religion: der Einzelne ist frei geworden, weil er den Tod nicht zu fürchten gelernt hat; das Volk hebt nicht der Gedanke, sondern der Glaube über den Tod hinweg, der fechtend und fallend in die Freiheit eines Himmels eingehen lehrt, während er den Geliebten die Freiheit der Erde erkämpft und hinterläßt. Dieser Glaube ist aber etwas wesentlich Verschiedenes von der Kirchlichkeit, wie von der Vernunftreligion; er kann mit Beiden zusammen bestehen, aber weder die eine noch die andere ist an und für sich schon Das, was freudig leben und freudig sterben läßt und durch das alle großen Dinge unter den Völkern geschehen sind: vom Tode des Leonidas bis zu den Todesopfern der Völker im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts.

In seiner Reinheit und Mächtigkeit glüht dieses heilige Feuer still und vestalisch nur noch in weiblichen Herzen, sie sind der Altar

an dem — durch Erziehung und erweiterten Einfluß der Frauen auf das häusliche gesellschaftliche und öffentliche Leben — die männlichen Herzen sich wieder entzünden werden.

Jungfrauen waren es, welche mit feuchten begeisterungstrahlenden Augen den dahinziehenden Republikanern die Hände reichten, als sie von Eigeltbiengen schieden, welche glücklichen Ausgang und frohes Gelingen für Volk und Vaterland ihnen wünschten. Die Männer blieben zu Haus, einige Jünglinge zogen mit aus und zwei kleine Kanonen sammt Munition, das erste republikanische Feldgeschütz.

In Engen erheiterte sich die Aussicht. Noch zwei alte Feldschlangen, wohl aus dem dreißigjährigen Kriege, vermehrten das Geschütz; der Enthusiasmus der Ein- und Umwohner war groß und doch zog die Schaar nur bis auf acht- oder neunhundert Mann verstärkt weiter. Hecker hatte vielfache mündliche Versicherungen, hatte schwarz auf weiß Zusagen, daß die badischen Linientruppen beim ersten Zusammentreffen zu ihm übergehen werden.

Fünfzehnhundert bis zweitausend Mann, unter dem Namen der deutschen Legion, meist Arbeiter, hatte Georg Herwegh aus Paris an die französische Grenze geführt, der deutschen Republik zu Hülfe. Als Diebs- und Raubgesindel, als eine communistische Horde, auf Sengen und Plündern bedacht, wurde diese wohl disciplinirte und gut bezahlte Schaar von den Hof-, Reactions- und Bourgeoiszeitungen verschrieen, noch ehe sie ihren Marsch von Paris aus antrat. Am Morgen des 15. April kam Herwegh's Frau zu Hecker, nach dem Urtheil von Männern aller Parteien eine Dame, nicht blos von seltener Schönheit, sondern auch von ungewöhnlichem Muth, Geist und Verstand, eines jener Weiber höherer Art, wie sie außerordentliche Zeiten, besonders unter ihrem Volke — sie ist aus einem jüdischen Hause — immer zu Tage gebracht haben. Sie trug die Vereinigung der deutschen Arbeiterlegion mit der Hecker'schen Schaar an.

Daß diese deutsche Legion Wochen voraus angekündigt wurde, schadete ihrer Sache. In dieser langen Zeit hatte die geschäftige Verleumdungs- und Einschüchterungskunst der Reaction sie in der öffentlichen Meinung moralisch so ruinirt, besonders durch die Lüge, es seien meist Franzosen und Polen hinter der Maske des deutschen

Namens, daß Hecker glaubte, um seiner Sache willen, sie zurückweisen zu müssen.

Die deutschen Arbeiter, sagte er, sind ohne mein Zuthun von Paris abgezogen, ich habe sie nicht gerufen und werde auch in keine Verbindung mit ihnen treten.

Mit klingendem Spiel, mit kleiner Schaar, in der aber Jeder ein Entschiedener war, und von Begier, sich zu schlagen, brannte, zog Hecker weiter. Doch fast mit jedem Schritt spürte er den Nachtheil davon, daß ihm große Geldmittel nicht zu Gebot standen und eben so wenig ein Kriegsmaterial, während seine Gegner über volle Kassen, bestes Kriegsgeräth, organisirtes und wohlbezahltes Beamten- und Militärwesen zu verfügen hatten.

Dadurch, daß Struve Donaueschingen vor den württembergischen Truppen durch Capitulation räumte, war für das Unternehmen derjenige Punkt aufgegeben, welcher die Verbindung mit dem Kinzigthal, dem Höllenthal, dem Rheinthal und der Seegegend sicherte, von welchem aus die Republikaner die auf den nächsten Morgen angesagten Zuzüge an sich ziehen, gegen die Württemberger angriffsweise verfahren, sich längere Zeit halten und im Rücken der feindlichen Truppen, wie in den Flanken, den Aufstand in Masse hätten organisiren können. So klein Donaueschingen ist, so sehr ist es in militärischer Hinsicht bedeutend, besonders seit den Revolutionskriegen bekannt, theils durch Sumpf und Berg, theils durch seine Höhenlage gedeckt.

Hecker wehrte den Schuß der Seinen ab, der den Zuruf „Rebellische Spizbuben" an einem Donaueschinger rächen wollte; er stellte einem nachreisenden Konstanzer Gensd'armen, einem offenbaren stark mit Geld versehenen Kundschafter, das Geld zurück und ließ ihn so leicht bewachen, daß er entfloh; neue Beweise, daß Hecker wähnte, Staatsveränderungen können mit bloßer Begeisterung gemacht werden, und daß er zu rein war, um zu thun, was, wenn einmal Solches begonnen war, unumgänglich gewesen wäre.

Neuer Regen, Wind und Hagel, Todesermattung der lange Marschirten, Mangel an Unterkommen unter Dach und Fach, Kreuz- und Querzüge, um nicht vor Eintreffen der Verstärkungen mit dem Feinde sich schlagen zu müssen, und die Einwirkungen von Rechts

und Links machten, daß troz neuer Zuzüge die Schaar nicht wuchs, weil Viele sich verliefen oder zurückbleiben mußten.

Die Republikaner, und Hecker vor Allen, klagten vielfach über „feige Verräther." Warum? Weil mancher Mann nicht kam, der früher als Republikaner sich ausgesprochen hatte. Hecker dachte nicht daran, daß er im ungünstigsten Augenblick, ohne diese zu fragen, auf eigene Faust losgeschlagen hatte. Mancher, der jezt nicht mitzog, hat nachher bewiesen, daß er aus Verstand zurückblieb, nicht aus Feigheit.

Noch zu Bonndorf rieth ein als entschieden bekannter, von der Regierung viel verfolgter Mann aus dem Volke, mit Thränen in den Augen von dem Unternehmen ab, auf den Grund der Unreife des Volkes und der Unzulänglichkeit der Mittel hin, und bat Hecker, sich und die andern edeln Kräfte, die er um sich hatte, für bessere Zeiten dem Vaterland zu erhalten. Hecker hörte nicht auf den Mann, der sich besser als er selbst Rechenschaft von den Mitteln der Volkspartei und der Fürstenpartei gegeben hatte und über dem Wunsche des Herzens die Schwierigkeiten, die Unmöglichkeit des Gelingens nicht übersah. Solche Gründe erbitterten nur Hecker, er suchte ihre Quelle nicht in der Besonnenheit, sondern in Schwächen des Gemüths. „Als ich den Ochsenwirth zu Bonndorf hörte," sagte er nachher, „vermeinte ich die Karlsruher Hofzeitung vorlesen zu hören." Hecker's Bruder kam in der Nacht, der Professor in Freiburg war, und auch abmahnte mit Gründen der Sachlage. „Ich werde," antwortete ihm Hecker, „für die Befreiung unseres Volkes von fürstlichem Druck bis ans Ende meines Lebens einstehen und das Volk ist besser und muthiger, als seine Beamten und Gelehrten." — Wir würden als Verräther am Volke handeln, wenn wir die Sache des Volkes jezt aus Feigheit aufgeben würden, sagten Hecker's Freunde. Falsche Gerüchte verblendeten sie auch. Vor Bonndorf schon hieß es, in Stuttgart sey eine Revolution ausgebrochen, die Linie zum Volk übergegangen, die Republik proklamirt. Hinter Bonndorf kamen Leute, die sagten, im württembergischen Lager in Donaueschingen sey die Stimmung der Soldaten der Volkssache ganz günstig und die Offiziere finden wenig Gehorsam. Die erste Nachricht rief maßlosen Jubel, die lezte maßlose Zuversicht hervor. Freunde aus der Rheinebene kamen und theilten

den Kriegsplan und die Stellungen der einzelnen Truppencorps mit. Hecker hatte fest darauf gerechnet, die Unterländer würden den „Höllenpaß" besezen. Jezt hörte er, daß sie das nicht gethan, daß die Feinde sie in diesen Paß eindringen lassen und darin erdrücken wollten; im Rücken und in der Fronte waren die Republikaner umgangen.

Noch hatten sie erst eilfhundert Mann. Aber die Nachricht war da, daß Weißhaar auf anderen Sinn gebracht worden und mit seinen trefflichen Schüzen von Jestetten und Lottstetten im Anzug sey. Doctor Kaiser, ein unerschrockener Republikaner, persönlich tapfer und von Natur mit einem militärischen Blick begabt, ein Soldat von Haus aus und bisher nur in eine falsche Laufbahn geworfen, rieth das Syuntachthal bei Kappel zu besezen. Dadurch wären die württembergischen Truppen festgehalten worden und die Republikaner hätten Zeit gewonnen einerseits neue Zuzüge an sich zu ziehen, andererseits mit der Hauptmacht sich in's Kinzigthal zu werfen, oder auf Freiburg hinab zu ziehen und zwar in zwei Richtungen. Dieser Rath drang nicht durch. Es war von jeher das Unglück des Volkes, daß bei der Masse wie bei den Führern die verständigsten Ansichten nicht durchdrangen.

Hecker hoffte immer noch, die vom Unterland werden handeln und ihm in die Hand arbeiten. Er hoffte, es werde das Unterland, wenn nicht in Masse, doch zum Theil in die Waffen treten und die Republik ausrufen, gegen die Mitte des Landes vorrücken, die fürstlichen Streitkräfte zertheilen und beschäftigen, die Eisenbahnhöfe besezen, die schnelle Herbeiführung größerer Soldatenmassen verhindern oder wenigstens, wenn sie schon im Zug wären, die Brücken sprengen und die Soldatenzüge, die zusammengedrängt in den Bahnwägen von ihren Waffen keinen Gebrauch machen konnten, entwaffnen, was einer kleinen Zahl des Volkes leicht gewesen wäre, oder sie, was keines Muthes bedurft hätte, in der Tiefe zwischen den Dämmen durch plözliches Herabrollen von Felsen, Balken und Erde zu verwirren, zu verderben.

Hecker und Struve hatten so eben noch blutlos, mit bloßer Begeisterung zu siegen, den Grundsaz gehabt und darnach gehandelt; von einem unorganisirten Volke Anderes, Solches zu erwarten, waren sie nicht berechtigt.

Hecker's Gegner wußten, daß er auf den Uebertritt der badischen Truppen rechnete. Darum schoben sie zwischen die leztern und ihn die württembergischen und hessischen Truppen. Die Eisenbahnen und die Dampfboote bewährten sich den Regierungen als Förderungsmittel strategischer Zwecke. Um badischen Regimentern zu begegnen, machten die Republikaner einen Seitenmarsch über die Glashütte nach Dorf Bernau, mit großer Beschwerde über steile Berge und tiefe Schluchten. Auf den Höhen des Feldberges kam zu der Kälte ununterbrochener Regen-, Schnee- und Hagelsturm; der Wind brauste und schlug die Wipfel der Bäume krachend zusammen und an manchen Stellen klimmten die Republikaner über mehrere Fuß tiefen Schnee, alten und frisch gefallenen, die steile Kuppe hinan, die Geschüze und die Wagen konnten kaum durchkommen. Sie sangen Freiheitslieder und spotteten über ihre Noth. Einzelne erfreuten sich mitten im Sturm an der wild romantischen Gegend, den dunkeln hohen Tannen auf dem Schneefeld, an dem Feldberger See, der aus dem Wald strahlte wie ein großes dunkelblaues Auge der Natur. Spät Nachts war es geworden, bis sie den Berg hinab gestiegen waren, alle Habe war durchnäßt.

Zu Bernau saßen die Anführer bei Wein und Brod um den Tisch in abenteuerlicher Bekleidung, wie sie die Herzlichkeit der Waldbauern den durchnäßten Republikanern in der Schnelle geliehen hatte. Sie waren, wie es geht nach so mühevoller Fahrt, fast ausgelassen heiter, als zwei Abgeordnete des Fünfzigerausschusses von Frankfurt eintraten, Spaz und Venedey, und im Namen des Fünfzigerausschusses volle Amnestie boten, wenn Hecker und seine Freunde die Waffen niederlegten. Sie mußten von den Republikanern die bittersten Reden hören. Wir sind, sagten diese, in der Rath- und Thatlosigkeit der Zeit, wo man das deutsche Land mit Reden zu flicken gedenkt, für die Rettung unseres Volkes aus dem Elend von vierunddreißig Fürsten mit dem Schwert ausgezogen und wollen dabei beharren. Wir bedürfen keiner Amnestie. Wir bieten aber im Namen des deutschen Volkes den vierunddreißig Bedrückern Amnestie an, für den Fall, daß sie binnen vierzehn Tagen der unrechtmäßigen Herrschaft entsagen, das Volk in sein angestammtes Recht einsezen wollen; für diesen Fall sollen sie mit ansehnlichem Vermögen in das glückliche Loos von Privaten zurücktreten und

als nüzliche Bürger leben können. Meint ihr denn, sagte einer, auf gesezlichem Weg fortschreiten zu können? Seht ihr denn nicht ein, daß ihr den Fürsten keine Befehle ertheilen könnt, ohne ihnen die Macht zu nehmen, diesen Befehlen Widerstand zu leisten? — Unter schallendem Gelächter sagte einer der Anführer nach dem andern zu ihnen: „Ja, ja, zieht nur weiter an die Höfe Deutschlands und bietet den Fürsten unter dieser Bedingung Amnestie von Seiten des Volkes an.“ Die Abgeordneten sagten: „Wir sehen, meine Herren, daß mit Ihnen nichts anzufangen ist.“ — „Bleibt bei uns,“ sagte Hecker, „und zieht mit, statt leeres Stroh in Frankfurt zu dreschen; das wird auf Deutschland und seine Erhebung wirken.“ — Behalten wir diese Herren als Geißeln, meinte ein Republikaner. Ganz praktisch, nickten andere zu. Den beiden Gesandten wurde unheimlich. Hecker bot ihnen ein Glas Wein zum Anstoßen auf die Republik, und die Gläser klangen. Mit Venedey anzustoßen, weigerten sich mehrere Republikaner.

So gingen die Zwei hinweg, Spaz unter der Theilnahme der Republikaner. Venedey's Wahl zum Bekehrer Hecker's hätte nicht unglücklicher seyn können. Die Republikaner lachten noch lange über den Fünfzigerausschuß, „über den Präsidenten Fallstaff (Soiron) mit neunundvierzig Steifleinenen.“

Im ganzen Gebirge waren überall Freiheitsbäume aufgepflanzt, das Volk des Hochschwarzwaldes schien für die Sache der Republik vor Andern begeistert, stattliche Gebirgssöhne mit der rothen Weste, den schwarzleinenen weiten Pluderhosen, dem kurzen Sammtrock und dem ausgeschlagenen Hemdkragen zogen zu, aber die Schaar, scheinbar schon zu mehreren Tausenden angeschwollen, verminderte sich wieder im Weiterzuge.

Am 18. April stieg Hecker's Schaar über die Breger Höhe in das Wiesenthal hinab. Dieses herrliche Thal ist durch Hebel's allemannische Gedichte bekannt, eines der schönsten Thäler Deutschlands. Wild brauste das Wasser des Wiesenflusses, der bei Basel sich in den Rhein ergießt, von der düstern Waldhöhe durch die schauerliche Schlucht dahin, sonst so krystallhell und jezt so trübe, von allen Seiten stürzten Wasser von den Rießen*) der Bergwände

*) Rieß, Rinsal des Schneewassers.

herab und bildeten schöne Wasserfälle und an den Bergabhängen beweidete Vieh schon grüne Matten, in der Schlucht trieben Bäume, Blüthen und frisches Laub.

Der Fabrikant Gottschalk zu Schopfheim, seit sechs Jahren mit Hecker in der badischen Kammer und ihm in Liebe zugethan, so sehr er in Einzelnem von ihm abwich, auf welchen Hecker wegen seiner tiefen Religiosität viel hielt, machte mit seiner besorglichen Wehmuth um den „Rebellen" zum erstenmal Eindruck auf Hecker und seine Freunde, als er sprach zu den gastlichst in seinem Hause Aufgenommenen: „Unsere Wege und Mittel zum Ziele sind verschieden, aber in Einem kommen wir überein, wir wollen Beide das Beste unseres Vaterlandes begründen. Wessen Weg der richtigere ist, vermag nur der allmächtige Gott zu entscheiden. Sie wissen, mit welcher Liebe ich Hecker zugethan bin, mein einziger Wunsch ist sein Wohlergehen, möge es Ihnen allen wohlergehen auf Erden."

Hecker aber entflammte gleich darauf die Schopfheimer vom Rathhaus-Balkon herab für die Republik, und die gelernten Schuhmacher in seiner Schaar stellten die Nacht durch die Fußbekleidung ihrer Kriegskameraden her, welche durch den Gebirgsmarsch in Schnee und Regen sehr gelitten hatte. Hecker selbst sandte Eilboten an Weißhaar, wie an Sigel, in Eilmärschen ihre Zuzüge, und wär's mit Hinzunahme der Nacht, heranzuführen.

Sigel war mit einer starken Schaar aus dem Seekreis nachgezogen. Gegen tausend Mann und zwei Geschüze hatte er, als sich unweit Bonndorf noch vierhundert an ihn anschlossen, die zu Hecker hatten stoßen wollen, aber durch die württembergischen Truppen abgeschnitten waren. Zu Thiengen hatte Struve einige hundert Mann gesammelt. Am 18. traf ihn ein an alle Führer gerichtetes Schreiben Hecker's, das alle Zuzüge nach Todtnau wies. Er zog auf Waldshut und am 19. über Waldkirch nach St. Blasien. Am 20. zog er durch das Albthor gegen Todtnau, das Wetter war seit zwei Tagen schön, starke Zuzüge kamen von allen Seiten, er sah dreitausend Bewaffnete unter seiner Führung; es waren die ersten Aufgebote der Waldgemeinden, gut bewaffnet, mit Munition, Geld und Lebensmitteln reichlich versehen, zwanzig Gepäckwagen folgten seiner Schaar.

Wäre Hecker, wie er zuerst wollte, gegen Lörrach, statt wie Willich und Bruhn durchsezten, gegen Kandern und Schliengen gezogen, so

wäre er auf die Schaaren Weißhaar's und Sigel's gestoßen und die Republikaner hätten eine Macht von sechstausend Mann beisammen gehabt. So verfehlte er diese Beiden, als er von Schopfheim über Steinen rückte, wo ihn der Abgeordnete Scheffelt, sein alter treuer Freund, betrübt empfing, ohne Glauben an das Gelingen des Zugs. Hecker glaubte daran.

Es war schon dunkel, als sie den waldigen Weg, eine steile Steige, hinab nach Kandern zogen. Da hörten sie, daß in Schliengen die Hessen liegen, zu Fuß und zu Roß mit Geschüz, und daß in Kandern selbst Quartiermacher angekommen seyen. Bald nahmen sie wahr, daß die Einwohner von Kandern größtentheils gegen die Republikaner und mit dem Militär im Einverständniß waren. Auch ihr Zug und ihre Stärke waren den Truppen verrathen worden. Die Feinde wurden auf viertausend geschäzt.

Die einen schlugen vor, früh um 2 Uhr aufzubrechen und sich gegen Steinen zurückzuziehen. Geschah dies, so vereinigte sich noch jezt Hecker's Schaar mit denen Sigel's und Weißhaar's. Aber der Vorschlag ging nicht durch.

Frau Herwegh kam diesen Abend wieder und unterhandelte mit Hecker nochmals darüber, daß er die deutsche Legion, die am Rhein stand, zu sich rufe. Hecker wies es auch jezt noch ab und sagte: „Ich werde sie auch jezt nicht rufen, so wenig als ich verhindern kann, daß sie über den Rhein kommen." Er glaubte der Sympathien des gegen ihn stehenden Militärs so gewiß seyn zu können, daß er zwei gefangene hessische Dragoner wohl bewirthet davon reiten ließ, selbst auf die Gefahr ihrer Kundschafterstattung und ohne ihnen die Pferde zu behalten, welche die Anführer und Adjutanten der Republikaner so wohl hätten brauchen können.

„Wir sind nicht aufgestanden als Feinde, sondern als Befreier des Volkes, sagte Hecker zu ihnen, die Truppen des stehenden Heeres, Bürgerkinder wie wir, haben ein gleiches Interesse mit uns, sie können nicht gegen Mitbürger und Brüder kämpfen, und daher behandeln wir Sie auch nicht als Feinde."

Während Sigel's starke Schaar, ohne Ahnung der Bedrängniß Hecker's, auf Todtnau zog, der Weisung gemäß, hatte sich Hecker gegen die Uebermacht regulärer wohlgeübter hessischer und badischer Truppen zu schlagen. Es waren drei Bataillone Fußvolk, drei

Schwadronen Dragoner und vier Geschüze im Gefecht bei Kandern.

Es war schon acht Uhr Morgens am 20. April, als die Vorhut und die Hauptschaar Hecker's gegen Steinen sich zurückzuziehen anfieng, und die Nachhut mit den zwei kleinen Kanonen und den Gepäckwagen war kaum aus Kandern heraus, als die Hessen anzogen.

Kaiser von Konstanz führte die Nachhut. Der Regierungskommissär Stefani mit einem hessischen Trompeter erschien, Friedrich Hecker, den Obmann des Landesausschusses zu einer Unterredung mit dem General auf die Brücke von Kandern einzuladen. Auf die Antwort, daß Hecker voraus sey und auf die Bejahung seiner Frage, ob er zu der Nachhut sprechen dürfe, forderte er sie auf, die Waffen niederzulegen, und verlas die Aufruhrakte. Die Antwort war ein einstimmiges „Nein!"

Willich hatte indessen die östlich nächst über der Stadt liegenden Höhen zu beiden Seiten der Straße, so wie die Straße selbst besezt und schon sah man die Hessen heranziehen.

Der Weg hebt sich steil und ziemlich eng zwischen Wäldern hinan, von dem Städtchen bis zu dem Gipfel der Scheideck. Die Hauptschaar der Republikaner, im Angesicht der anziehenden Hessen, stellte sich hinter der Brücke, dicht oberhalb bei Kandern auf, vorn die Schüzen in günstigster Stellung, die Musketiere am Waldrand, die Sensenmänner in der Reserve, die zwei Geschüze auf der Landstraße, die Wagen schon einen großen Theil des Berges hinauf.

Die fürstlichen Truppen befehligte General Friedrich v. Gagern, der Sohn des alten Hans von Gagern, der Bruder Heinrich's und Max von Gagern, von der Familie selbst das tüchtigste ihrer Glieder genannt. Er war erst aus holländischen Diensten zurückgekehrt und hatte ferne Weltgegenden gesehen. Vielfach gebildet in allen Zweigen des Wissens, voll Leben und Feuer, aber auch seiner Vorzüge sich bewußt — war er den Vornehmen und den Bürgern werth. Dem Vaterland, dessen Einheit und Stärke, Ehre und Wohlfahrt schlug sein Herz, auch der Freiheit weihete er seine Begeisterung in Gedichten, die der Frühling 1848 hervorrief — sollte ihm, bei seiner menschlich-edeln Natur, im Verlauf des geistigen Kampfes der Sieg über den starken aristokratischen Beisaz, den er

durch Erziehung und Verhältnisse in sich hatte, nicht später gelungen und ihm das Herz auch für das Volk aufgegangen sein, für die Armen in den Hütten?

Für die Führer der Sache des Volkes und der Freiheit interessirte er sich sehr, vor allen für Hecker. In den schönen Tagen seines Besuchs in der Heimath machte er mit seinem Bruder Heinrich einen Ausflug zu dessen und Heckers gemeinschaftlichem Freunde B... in der Pfalz, sie schickten nach Hecker, er war auf der Jagd abwesend und kam erst nach zwei Tagen zurück. Inzwischen waren die Gagern abgereist. Bei Kandern trafen sich Friedrich Hecker und Friedrich von Gagern — als Feinde.

Hecker trat auf die Brücke, gefolgt von Kaiser, Doll, Willich und Mögling. Diese vier blieben etwa 10 Schritte von der Brücke zurück, ebenso die hessischen und badischen Offiziere, und nur Gagern trat vor zu Hecker. Die republikanische Schaar, hob Gagern an, muß die Waffen niederlegen. Hecker lehnte das ab. Sie sind ein gescheidter, ein braver Mann, fuhr der General barsch auf, aber sie sind ein Fanatiker. Ist die Hingabe, entgegnete Hecker, für die Befreiung eines großen Volkes Fanatismus, dann mögen Sie diese Handlungsweise also bezeichnen, dann gibt es aber auch einen Fanatismus auf der andern Seite, dem Sie dienen; übrigens bin ich nicht hier, um hierüber zu streiten, sondern frage Sie, ob Sie mir sonst etwas mitzutheilen haben. — So werde ich mit aller Strenge gleich einschreiten, entgegnete der General. Und wir werden einem Angriff zu begegnen wissen, erwiderte Hecker, übrigens werden Sie uns, die Anführer, zuvor zu unsern Fähnlein zurückkehren lassen. Allerdings, sprach Gagern, zehn Minuten Frist, dann werde ich Ihnen auf den Fersen folgen. Nach den Augen- und Ohrenzeugen schlug Gagern jede Unterhandlung und Bedenkzeit aus, ja die Frist von zehn Minuten gab er ungern, auch soll er nach diesen „in polternder rauher Weise“ geredet haben: das ist wohl Verwechslung mit dem tiefen und heftigen Ton, der bei ihm Natur war.

Hecker zog sich zurück und ein badischer Stabsoffizier rief ihm noch zu: „Ich beschwöre Sie, stehen Sie ab.“

Die Mehrzahl der Führer der Volksschaar wollte Blutvergießen vermeiden und so verließ Hecker die äußerst günstige Stellung, von

der aus sie dem Feinde viel Schaden hätten thun können, voraussichtlich ohne einen Mann zu verlieren.

Während die Republikaner dreiviertel Stunden lang den Berg hinauf sehr langsam sich zogen, folgten ihnen die fürstlichen Truppen, die Hessen voran, in geringer Entfernung, wörtlich fast auf dem Fuße: zwischen der Nachhut der Republikaner und der Fürstlichen war kaum ein Zwischenraum von hundertundfünfzig Schritten. Oben auf der Höhe bestanden Kaiser, Mögling und andere Führer darauf, sich zu sezen, und keinen Schritt weiter zu ziehen: Willich, der Offizier vom Fache, mußte nachgeben. Oben auf der Scheideck zieht sich die Straße gegen Steinen stets bergab: besezten die Fürstlichen den Gipfel mit ihren guten Geschüzen, Musketen und ihrer Reiterei, so waren die Republikaner verloren. Willich stellte die Republikaner in's Gefecht. Das Nachdrängen der fürstlichen Truppen begünstigte Mißverständnisse der in Eile gegebenen Befehle so sehr, daß sich eine dichte Abtheilung Sensenmänner in's Centrum gestellt fand, gerade dem Feuer der vordringenden Truppen preisgegeben. Auch die Fähnlein der Musketiere waren fehlerhaft aufgestellt, nicht als Plänkler in die Flanken des unvorsichtig in dem Engpaß vorrückenden Feindes gelegt, sondern in geschlossenen Gliedern gehalten. Die Constanzer und andere Schüzen waren vortrefflich in verschiedenen Abtheilungen an dem Bergabhang hinunter aufgestellt.

Der linke Flügel der Republikaner, von Kaiser befehligt, lehnte sich mit seinem rechten Ende fast an die Mitte der Schlachtordnung, gerade dem Punkt gegenüber, wo die Straße auf die Höhe des Passes sich in ein freies Plateau mündet, etwa hundert Schritte im Umfang.

Kaum hatten sich die Republikaner aufgestellt, als die fürstlichen Truppen in dichten Reihen gegen den freien Plaz vorzudringen begannen. Halt! gebot Willich ihrem Offizier. Eine minutenlange Stille erfolgt.

Es war der erste Augenblick, der im Frühling Deutschlands die Männer des stehenden Heeres und die Männer des Volkes feindlich zusammenführte, vernichtend, wenn keine Verständigung erfolgte; und wenn, wie die Herzen zusammenschlugen, auch die Hände sich einten — vielleicht ein einiges freies Deutschland bauend.

Weit vor trat Kaiser, der Republikaner. Schießt nicht auf eure Brüder, rief er, schießt nicht, wir wollen ja das Gleiche, was eure Väter und eure Brüder wollen: ihr würdet noch als Greise euch die grauen Haare verzweifelnd ausraufen.

Und viele Republikaner riefen: Macht gemeinsame Sache mit uns, wir verfechten eure Rechte wie die unsern, es lebe die Freiheit! kein Bürgerblut vergießen! tretet in unsere Reihen!

Republikaner traten vor aus ihren Reihen, Soldaten traten vor aus den ihren, es konnte nicht anders sein, sie wollten sich die Hände schütteln, die Truppen waren bewegt bei dem Ruf der Republikaner: „Brüder! Freunde!“

Als die vorderen Glieder der Feinde sich lösten, im Begriff zu den Republikanern überzugehen, drängten sich, sprangen die Offiziere vor und rissen ihre Leute zurück. Gagern selbst war darunter. Seine rauhe Stimme bebte vor Leidenschaft. „Brüder? rief er, Gesindel seid ihr! Ihr deutsche Brüder? Blut soll fließen.“

Er warf sich auf's Pferd und rief: „Freiwillige und Unteroffiziere vor!“ Drei Glieder solcher Freiwilliger drängten sich vor, von einem badischen Stabsoffizier geführt und machten mit dem Bajonett einen Angriff auf das Centrum der Republikaner. Diese fällten ebenfalls das Bajonett. Aber kein Theil machte einen ernstlichen Angriff, noch ist kein Schuß gefallen.

Gagern, noch immer ganz vorn, ruft: Feuer! und drückt selbst eine Pistole auf die Republikaner ab, der Stabsoffizier haut einem Republikaner mit dem Säbel über den Kopf und will mit hessischen Freiwilligen die Geschüze der Republikaner nehmen, ein gegenseitiges Pelotonfeuer folgt, nach der Aussage der Republikaner zuerst von den Hessen, nach der Aussage der Fürstlichen, aber nicht aller, zuerst von den Republikanern. Zwei bis drei Sekunden lang hörte man nur das Knallen der Gewehre, ohne vor dem Pulverdampf was zu sehen.

Der Pulverdampf verfliegt, der Stabsoffizier stürzt mitten unter den Republikanern mit dem Pferde zusammen, Gagern hängt schief auf seinem schönen Roß, er hat die Pistole fallen lassen, er langt mit der Hand nach der Brust, „Gerechter Gott!“ ruft er, eine zweite Salve knallt, und Roß und Reiter stürzen zusammen; nicht vor der Fronte seiner Leute, sondern an der Seite derselben, im Begriff, mit geschwungenem Säbel sich zurück zu ziehen.

Gagern hatte mit den Truppen den gefährlichen Paß ohne genugsame Vorsicht betreten, ja auf das Unvorsichtigste nach dem Urtheil fürstlicher Offiziere. Man sah aus Allem, daß er entweder seine Gegner verachtete, und nicht daran glaubte, daß sie Widerstand leisten werden, oder daß er hoffte, noch auf der Höhe sich mit Hecker zu verständigen, wenn die Republikaner seine Uebermacht hart um sich her sähen. Die Republikaner, wenn sie wollten, wenn sie angriffsweise zu verfahren entschieden waren, konnten von beiden Waldsäumen aus, die sich dreiviertel Stunden lang an der Straße von Kandern bis zur Scheideck hinauf ziehen, die fürstlichen Truppen so zusammen schießen, daß in der engen Schlucht ihnen kein Mann entgieng.

Aber die Republikaner, Bruderblut zu schonen, und noch immer auf den Uebertritt der Soldaten rechnend, wollten nicht angreifen, und griffen nicht an: angegriffen, schossen sie erst. Ihre beiden Geschüze, mit Flintenkugeln gestopft, standen oben am Paß und beherrschten die Straße; sie wurden nicht abgefeuert.

Nach des Führers Fall und unter dem Feuer der Constanzer Schüzen zogen sich, oder flohen vielmehr, die fürstlichen Freiwilligen zurück, den Berg hinab, die meisten verwundet. Aber eine neue Abtheilung rückte vor, gerade dahin, wo die Sensenmänner standen, welche, ohne Führer gelassen, eben der herbeigeeilte Kaiser, weil auf ihren Brudergruß der Ruf: Feuer! und das Knallen der feindlichen Musketen sie bestürzt und durcheinander geworfen hatte, wieder ordnen, und in eine andere Stellung führen wollte. Aber die Kugeln der Hessen schlugen an den Sensen an, diese biedern Männer, meist Landleute aus dem Hegau, der Baar und Gränzbezirken des Schwarzwaldes, im Kampf noch ungeübt, und im Wahn, sie seien preisgegeben, verwirrten sich noch mehr und flohen waldeinwärts, sie rissen in ihrem Knänel selbst Kaiser mit fort, den drei Schüsse gestreift hatten.

Auch in die Hauptschaar der Republikaner, der Blusenmänner, war eine so unbegreifliche Verwirrung gekommen, nach kurzem Kampf mit den hessischen Schüzen, daß Alles in buntem Durcheinander die waldigen Höhen hinanflüchtete, und die Führer mit fortriß.

Die sekundenlangen Sieger eilten aber selbst wieder den Berg hinab, da die am Waldsaum aufgestellten republikanischen Schüzen

von ihrem Posten aus ein lebhaftes Feuer auf sie eröffneten: so war auf der einen Seite Flucht der Hecker'schen, auf der andern Flucht der Hessischen, und zu ihrer eigenen Verwunderung fanden sich die Constanzer Musketiere und Scharfschüzen, ein sehr kleines Häuflein, allein auf der Wahlstatt mit ihrem Führer Mögling. Den den Berg hinabfliehenden Soldaten sandten die Republikaner keinen Schuß nach, obwohl die beiden Geschüze noch ungelöst standen und die Schüzen zum Theil zu schießen Lust hatten; der Führer verbot es, weiteres Blut der Brüder zu vergießen. Fünfzehn Hessen fielen in die Hände der Constanzer mit einem Offizier.

General von Gagern, in einfacher Civilkleidung, den Säbel noch in der kalten Faust, lag auf der Wahlstatt; des Führers Leiche selbst hatten die fliehenden Hessen im Stich gelassen. Die Republikaner nahmen ihm den Säbel ab und seine Pistolen, sonst nichts, keine Kostbarkeit, kein Geld. Dadurch zeichneten sich die Republikaner vor den fürstlichen Truppen aus.

Offiziere der leztern kamen herauf und baten, die Republikaner möchten das Feuer einstellen, sie wollten es ebenfalls einstellen; sie haben den Befehl, bloß bis hieher zu gehen, sie werden sich zurückziehen, wenn die Republikaner ihres Wegs abziehen. Die Republikaner gestanden dies zu. Die Leichen ihrer Gefallenen wurden den Offizieren und ihrer mitgebrachten Mannschaft ausgefolgt, die Leiche Gagerns nur gegen eine schwarz-roth-goldene Fahne, die ein verwundeter Hesse in der Hand hatte. Republikanische Schüzen halfen beim Wegtragen der gefallenen Fürstlichen. Die Republikaner entließen auch die gefangenen Hessen ungefährdet auf die Bitte des Offiziers; die erbeuteten Tschako's, Tornister und Musketen der Hessen aber nahmen die Constanzer Schüzen mit hinweg. Nur einer von diesen war gefallen, der Maler Sulzer von Constanz, der des andern Tags starb.

Diese Republikaner zogen sich über den Berg durch den Wald nach Steinen. Gegen ihr gegebenes Wort rückten die fürstlichen Truppen rasch nach. Auf der Höhe von Steinen sahen die republikanischen Schüzen ihre Hauptschaar unter Willich gegen Hüfingen hinauf ziehen. Sie erreichten sie nicht mehr. Die Republikaner hatten bei Kandern weder Geschüz, Wagen, noch Fahnen verloren. Aber viele ihrer Leute waren versprengt. Unweit Steinen kam es

zwischen den Fürstlichen und einem Theil der herangekommenen Weißhaarischen Schaar zu einem Tirailleurgefecht. Struve mit seiner Schaar hatte wieder kapitulirt, und die ganze Weißhaarische Schaar zog sich hinter die verbarrikadirte Brücke hinter Steinen zurück, hinter welcher sich die Constanzer Schützen aufgestellt hatten. Die Fürstlichen aber machten keinen Versuch, das Wiesenthal herauf zu ziehen, sondern wandten sich thalabwärts, Lörrach zu.

Während die Führer der Republikaner ihre versprengte und neue Mannschaft zusammen suchten, wurde Struve von den Seckingern verhaftet und der Bürgermeister war eben im Begriff, ihn den Fürstlichen auszuliefern, als Mögling seine Freigabe bewirkte durch eine Kriegslist, durch Einängstigung des Bürgermeisters und der Stadt, als komme er, der kaum zehn Mann bei sich hatte, mit sechstausend Republikanern und vier Kanonen über die Stadt und werde das Kind im Mutterleib nicht schonen, wenn Struve nicht sofort freigelassen werde. Zitternd entließen Bürgermeister und Rath den Verhafteten über den Rhein.

Sigel hatte mit seinen Republikanern, und zwar mit dem mehr als dreitausend Mann starken Kern derselben, eben die Nachtquartiere in Todtnau, Geschwend, Utzenfeld und Schönau bezogen, da kam ein Bote, Hecker sey bei Kandern überfallen worden, ein anderer Bote, ein Theil der Hecker'schen Schaar habe sich auf Zell zurückgezogen und bitte um Hülfe, da sie mit den Einwohnern daselbst sich gegen die nachrückenden Fürstlichen vertheidigen wollen.

Das Unglück der Republikaner wollte es, daß Sigel, der überzeugt war, daß Freiburg schnell zu erreichen vom militärischen Standpunkt nothwendig war, durch diese Botschaft sich bewegen ließ, statt noch am Freitag den 21. April vor Freiburg einzutreffen, zwei Tage zu vergeuden, sechshundert Mann zu Wagen nach Zell führen zu lassen und seine ganze Macht von Todtnau nach Schopfheim zurückzuführen unter dem furchtbarsten Regen, in der Nacht, zehn Stunden weit. In Schopfheim sammelten sich, todtmüde, viele von Kandern Versprengte, am 21. April. Die Nachricht, Hecker und Struve haben sich über den Rhein flüchten müssen, verschiedene andere Gerüchte, wirkten bös unter den Republikanern. Unsere Sache ist verloren, sagten selbst Führer, muthlos geworden. Die ganze Bevölkerung des Hochwaldes überkam eine niedergedrückte Stimmung.

Die Schaaren Struve's und Weißhaar's hatten sich aufgelöst, ein großer Theil der Hecker'schen. Die Täuschung den fürstlichen Truppen gegenüber war genommen: nicht scheinbare Feinde und im Herzen Freunde, sondern offenbare Feinde hatte man gegen sich. Angestrengteste Märsche, schlechtes Wetter, kümmerliche Verpflegung, hatten ohnedies heruntergestimmt. Zwecklos — denn die Fürstlichen hatten sich vor der unter Sigel heraunahenden Uebermacht der Republikaner weggezogen — waren zwei Tage verloren und die Hessen und Badener hatten sich vor Freiburg gelagert; die bei Kandern gefochten, waren im Zuzug zu ihnen; der linke Flügel der Württemberger war schon in Waldshut angelangt, der rechte rückte durch das Höllenthal vor, das Centrum, von St. Blasien her durch das Albthal, drohte den Republikanern den Weg nach Freiburg abzuschneiden. Und schon war Nachricht da, daß bayerische Truppen bis Stockach vorgerückt seyen.

Dennoch wagte Sigel den Zug auf Freiburg mit den muthig Gebliebenen, dreitausend fünfhundert, meist Männer von zwanzig bis dreißig Jahren. Kraft und Entschlossenheit hatten sie, aber wenig militärische Uebung und wenig militärisch gebildete Unterführer. Der Marsch durch die Gebirge des Schwarzwaldes, durch den Schnee, war der einzig mögliche, er geschah unter strömendem Regen durch die schneebedeckten Höhen.

In Freiburg selbst war auf die Bürgerschaft nicht zu rechnen, diese hatte sich neutral erklärt, nur auf die Turner; die leztern vertheidigten die Stadt gegen die Fürstlichen. Sigel war viel zu sehr Soldat, als daß er nicht aus dem Gefecht bei Kandern die Ueberzeugung hätte ziehen sollen, daß im Augenblick des Kampfes höchstens auf ein Dritttheil der Volksmannschaft zu rechnen wäre, und es war verkundschaftet, daß wenigstens 3000 Mann Fußvolk mit vier Geschüzen und einem Regiment Reiterei vor Freiburg schon lagen; die verlorenen zwei Tage ließen sich in ihrer ganzen Schwere fühlen.

Sigel's gut entworfener Plan wurde durch Struve durchkreuzt und verdorben. Als Sigel, der in's Gebirg geeilt war, um die Scharfschüzen Mögling's und Becker's an sich zu ziehen, nach Moggenbrunn zurückkehrte, sah er mit Bestürzung, daß troz seiner Befehle ein Theil der Banner vorwärts gezogen war, ohne alle militärische

Vorsichtsmaßregel. Struve hatte sich auf die falsche Nachricht hin, es sey kein Feind weit und breit, an die Spize des ersten und zweiten Banners von Sigel's Schaar gestellt und war gegen den ausdrücklichen Befehl Sigel's ganz sicher und sorglos über Güntersthal gegen Freiburg gerückt. Die Pässe im Gebirg zu besezen, sich gegen einen Angriff im Rücken zu decken und für den schlimmsten Fall den Rückzug in das Wiesenthal zu sichern — diese Ehre wollte Struve dem Oberanführer Sigel überlassen, sich selbst aber den leichten und glänzenden Lorbeer der Wegnahme Freiburgs und des Anschlusses der Verstärkungen an seinen Namen um die Stirne flechten.

Noch bei Güntersthal erreichte sie Sigel's Eilbote, mit dem gemessenen Befehl, Halt zu machen, in einer halben Stunde treffe er ein. Trozdem zog Struve weiter, aus dem Dorf Güntersthal hinaus und rückte „mitten im Thal, im offenen Feld“ auf der Straße gegen Freiburg vor. Da empfieng sie die Schlachtordnung der Fürstlichen. Struve wollte parlamentiren und schwenkte das Friedenstuch, während der Führer der Geschüze, Kunzer, an die feindliche Linie heranritt, mit der Frage, ob Struve einige Worte sprechen könne. Fort, Du Hund! rief der Befehlshaber. Ihr werdet nicht schießen, dort drüben stehen eure Väter und Brüder! sagte der Republikaner zu der Artillerie der Fürstlichen. Feuer! rief der Befehlshaber seinem Bataillon zu; Vater- und Brudermörder! der entreitende Republikaner, und Kugeln pfiffen ihm nach, die sein Pferd verwundeten; und ehe es möglich war, die Republikaner zum Gefecht aufzustellen, begann die feindliche Artillerie ein Kartätschenfeuer. Die Republikaner, die keine militärischen Führer und großentheils nur Sensen hatten, überrascht, außer Fassung, flohen. Die Schüzen — und es waren alle Schüzen mit diesem ersten Banner Struve gefolgt — hatten sich am Saum des Sternenwaldes vortheilhaft aufgestellt und erwiederten das Feuer, der Uebermacht weichend.

Sigel, der während des Marsches die Kanonenschüsse und das Gewehrfeuer hörte, kam eben am Ausgang des Waldes oberhalb Güntersthal an, um zu sehen, wie sich die Schüzen und die beiden Constanzer Geschüze unten im Thal feuernd in das Dorf zurückzogen

und am jenseitigen Waldrand die zerstäubten Republikaner mit und ohne Sensen hinflohen.

Dieser Anblick entmuthigte die nachrückenden Republikaner. Sigel führte sie langsam gegen Horben zurück, durch den Wald. Im Walde hallte plözlich der Ruf: „Flieht, flieht, es ist Alles verloren!" Dieser feige Ruf riß das ganze zweite Banner Sigel's mit fort. Als dieser tapfere Führer das freie Feld betrat, hatte er vom zweiten wie vom ersten Banner Nichts mehr um sich. Sie waren im Waldgebirg zerstoben. Er hatte von 3500 Mann nur noch 400 um sich — Alles die Folge von Struve's Insubordination und Verstandlosigkeit. Doch auf die sichere Nachricht, daß die Mannschaften von Doll, Becker und Mögling in nächster Nähe seien, die deutsche Legion aus Paris bereits über den Rhein gegangen, und im Angesicht der Fehler seiner Gegner, rückte Sigel wieder vor und griff an, in der Fronte und in der Flanke. Unvorsichtig, allen militärischen Grundsäzen zuwider, waren die Fürstlichen im Thale vorgedrungen, ohne die nothwendigen Sicherheitsmaßregeln in beiden Flanken, die sich an bewaldete Anhöhen lehnten, zu treffen. Wenn den kühnen Führern alle mit gleichem Muth und Takt gefolgt wären, so hätten Sigel und Doll die Fürstlichen völlig aufreiben können. Der Lezteren Geschüze, Reiterei, Fußvolk zogen sich in größter Schnelligkeit vor ein paar hundert schlechtbewaffneten, ungeübten, mit wenig Munition versehenen Republikanern zurück, mit Verlust, und so, daß sie den Gedanken, an diesem Tage Freiburg noch anzugreifen, aufgaben, ob es gleich erst halb 5 Uhr Abends war.

Freiburg selbst hatte am 22. April eine bewaffnete Volksversammlung in seinen Mauern von nahezu 1600 Bewaffneten, doch war die Bewaffnung schlecht und der Mangel an Munition groß; auch fehlte es an einem allgemein anerkannten militärischen Führer. Am 23. April, in der Sonntagsfrühe des Osterfestes, zeigte der Generalmarsch, daß viele Zuzüge der Republikaner theils am Abend zuvor, theils an diesem Morgen abgezogen waren, aus Mangel an Einverständniß und weil viele Bürger zum Abzuge veranlaßten, auf deren republikanisches Wirken man gerechnet hatte, und die jezt Alles aufboten, damit ihre Stadt und deren Umgebungen nicht zum Schauplaz des Kampfes würden. Am Sonntag Mittag wurde die Forderung des Generalstabs der Fürstlichen, denen die Eisenbahnen

von allen Seiten Truppen herbeigeführt hatten, bekannt gemacht, daß die in Freiburg stehenden Republikaner binnen zwei Stunden die Stadt zu verlassen haben, oder die Stadt werde gestürmt. Da baute man Barrikaden von Seite der Republikaner, von anderer Seite trugen Leute, die bisher mit ihnen gegangen waren, die nöthigen Berichte dem feindlichen General in's Hauptquartier zu.

Gegen 2 Uhr Sonntag Mittags sahen die Freiburger Sigel's Schaar aus dem Wald herauskommen, es waren kaum 500, die zogen durch den Sternenwald auf die Stadt, dem Schwabenthor zu, das die republikanische Besazung vertheidigte, herausbrechen wollte aber nicht durchbrechen konnte; die Fürstlichen waren zu stark. In der Stadt versuchte der Student Langsdorff die Stadtkanonen mit Gewalt zu nehmen. Der zahlreiche Adel hinderte es. Dort schlägt einer die Pistole auf den jungen Republikaner an, hier zückt einer den Säbel nach ihm, da schlägt das Volk die Thore des Rathhauses ein und bemächtigt sich der Kanonen, aber nicht der Munition, die haben die Bürger versteckt. Die Menge wogt in den Gassen hin und her, ein nach Munition schreiendes Durcheinander, sie suchen nach Pulvervorräthen, sie verstärken die Barrikaden, sie fertigen die Nacht hindurch Patronen für Musketen und Geschüze. Sigel hatte darauf gerechnet, daß die Eisenbahn oberhalb Freiburg zerstört, das Höllenthal gesperrt, überhaupt in und um Freiburg das Nöthige angeordnet und vollzogen werde. Selbst der Abbruch der Eisenbahn unterblieb durch Fahrlässigkeit einer Abtheilung, die Befehl dazu hatte. So wuchs die Zahl der Fürstlichen vor Freiburg auf achttausend.

Die republikanischen Zuzüge, matt und hungrig, hatten zuerst sich gestärkt, ehe sie von Horben aufbrachen; wenige Stunden früher und sie hätten das Schwabenthor noch frei von feindlichen Truppen gefunden, so fanden sie es am Nachmittag von den Fürstlichen genommen und besezt.

Die Freiburger Republikaner hatten nicht über 300 Schießgewehre; nur zwölf Mann mit Büchsen, achtzehn Sensenmänner und eine Kanone, von drei Mann bedient, vertheidigten die Barrikade an der Jesuitengasse und hielten sie zwei Stunden lang gegen fünfzehnhundert Nassauer. Am Zähringerthor warfen zwanzig Schüzen mit ihrem Gewehrfeuer und den Kartätschen einer Kanone die

Nassauer dreimal. Hinter der gewaltigen Barrikade, die den Eingang des Breisacherthors deckte, standen nur zwölf Schüzen, zwölf andere im obern Stock des Thurmes, sechszehn im dreistöckigen Andlaw'schen Haus hart daneben.

Und dagegen feuerten zweitausend Hessen und Nassauer, die Hessen mit zwei Kanonen noch überdieß, ohne daß sie einen Schritt Boden gewinnen konnten. So wohl zielten und hielten sich die republikanischen Schüzen. Erst als die Fürstlichen durch das Predigerthor und die Jesuitengasse nach Einnahme der dortigen Barrikade gedrungen waren, wichen die Republikaner. Eine Kanone ohne Munition, an der das Rad zerschossen und die dadurch unbrauchbar geworden war, vernagelten sie noch. Nur die Republikaner im Andlaw'schen Haus konnten sich nicht mehr zurückziehen, wurden gefangen und mißhandelt, von den Hessen, schändlich, niederträchtig. Im hessischen Heer war damals viel Auswurf, da wenig durch's Loos Gezogene darin dienten, wegen des überaus geringen Einstehergeldes, um das sich Leute in Menge kaufen ließen, die man anderwärts Landfahrer heißt.

Als die Fürstlichen in der Stadt waren, verschwanden schnell die deutschen Farben von den vielen Fenstern, die sie geschmückt hatten. Eroberte deutsche Fahnen wurden von Hessen und Nassauern in den Koth getreten. Von den Bürgern überbot der eine den andern in fürstlicher Ergebenheit. Die Angeberei und der Verrath wurden selbst von Betheiligten in Anwendung gebracht, um durch Preisgeben Anderer den Schein des guten Bürgers und Sicherheit für sich zu gewinnen.

Wäre den Republikanern außerhalb der Stadt die Vereinigung mit denen in der Stadt gelungen, so war der Kampf und der Ausgang ein anderer. Aber wie die Republikaner aus dem Walde hervorbrachen, wurden sie von den Fürstlichen mit Kartätschenfeuer empfangen. Der Fähndrich, der den Constanzer Schüzen die schwarzrothgoldene Fahne vortrug, wurde an Mögling's Seite von einer Kartätsche niedergerissen. Durch das Kartätschenfeuer eilten die Schüzen an's Schwabenthor und wurden an diesem von den Fürstlichen, die es besezt hatten, mit Musketenfeuer empfangen, sie vertheilten sich zwischen die Häuser und eröffneten von da aus ein Feuer gegen das Thor von links und von rechts, Sigel selbst focht

hier mit. Die Hauptschaar kam bis zur Brücke und zog sich, von Bruhn geführt, unter dem Feuer der Fürstlichen in den Wald zurück. Die Nachhut der Republikaner drang bis gegen das Thor vor, kam von drei Seiten in's Feuer und wurde gegen den Schloßberg zurückgedrängt. So waren die Republikaner außerhalb der Stadt auseinander geworfen.

Nach eigenthümlichen Abenteuern in Freiburg, das sie unerkannt besuchten und verließen, hofften die muthigsten Führer der Republikaner ihre Streitkräfte wieder zu sammeln und den Gebirgskrieg so lange fortzusezen, bis etwas Entscheidendes in Deutschland geschehe. Zu Todtnau hatte sich auch ein Theil gesammelt, aber auf das Gerücht, die Führer seyen theils vor Freiburg geblieben, theils gefangen, und auf die Gewißheit vom Fall Freiburg's war Alles auseinander gelaufen, jeder suchte auf dem kürzesten Wege nach Hause zu kommen oder über den Rhein.

Unterwegs im Gebirge erhielten die Führer die Nachricht, die Herwegh'sche Schaar der deutschen Arbeiter aus Paris stehe im Wiesenthal. Sie schrieben Herwegh, er solle sich bei Zell verschanzen, sie wollten die Versprengten sammeln, ihm zuziehen und den Kampf von Neuem beginnen.

In der Nacht vom 23. auf den 24. April war diese Schaar über den Rhein gegangen, um sich Sigel anzuschließen, Freiburg zu. Der Fall Freiburg's entschied auch ihren Rückzug. Zu schwach, um sich allein zu halten, zog sich Herwegh langsam gegen die Schweiz zurück, über das Gebirge durch Schnee und Eis. Ein verrätherischer Führer führte sie absichtlich Umwege, auf eine Entfernung von drei Stunden mußten sie sieben Stunden verwenden, so daß Viele, als Halt gemacht wurde, wie todt auf den Steinen und an der Erde umherlagen.

Es geschah dieß, sagten Viele nachher, um den uns nachfolgenden württembergischen Truppen Zeit zu lassen, uns einzuholen.

Bei Dossenbach wurden sie von den Württembergern erreicht. Der republikanische Hauptmann Reinhardt Schimmelpfennig starb heldenmüthig im Angriff, seine Tapferkeit wurde selbst vom Feinde anerkannt, als ungewöhnlich. Die württembergischen Truppen wußten die republikanischen Fähnlein um so leichter zu trennen und sich dazwischen zu schieben, als einer von den republikanischen Führern,

denen nur darauf ankam die rheinfelder Brücke zu erreichen, einen Befehl gab, in dessen Folge eine schnelle Bewegung nach rechts den rechten Flügel von dem linken trennte. Halb verhungert durch dreitägiges Irren auf den schneeigen Höhen des Schwarzwaldes, todesmatt, fast ohne Patronen, leisteten diese Arbeiter viel, mehr, als unter gleichen Verhältnissen Linientruppen geleistet hätten. Gegen hundert Republikaner wurden gefangen. Die Verläumdung log, Herwegh und seine Frau haben beim Beginn des Gefechtes die Flucht ergriffen, ja Herwegh sei beim Anblick des Gefechtes in Ohnmacht gefallen: beide entkamen als Bauer und Bäuerin verkleidet als Alles sich zurückzog, und an der rheinfelder Brücke wurde Herwegh nur durch die Geistesgegenwart seiner Frau vor den Soldaten gerettet, er verbarg sich im Wagen und sie selbst ergriff die Zügel — berühmte Helden der alten und neuen Geschichte verschmähten Kleinlicheres nicht, um sich zu retten. Befehligt hat Herwegh nicht. In Verkleidungen entkamen die Einzelnen über den Rhein; einer der ersten Führer als Schmiedegeselle: in der Schmiede, wohin er sich geflüchtet hatte, zog er, als das Haus von Soldaten wimmelte, den Blasbalg und spaltete Holz, bis ihn, den Rußigen, glücklich ein Kahn nach Rheinfelden trug, wo er bereits todt gesagt war.

Sigel, Mögling und andere Führer der Republikaner wurden auf den sichersten Wegen, oft beschwerlich genug, über den Hochschwarzwald geführt, überall von den Bewohnern aufs Herzlichste aufgenommen, und die ganze Gegend durchstreiften Soldaten und durchsuchten die Häuser und den Wald. Mit gespannten Hahnen der Pistolen, wie Kazen gebückt, schlichen die Flüchtlinge, von wegkundigen Männern geführt, in der Nähe der Stationshäuser vorbei über die Landstraße ins Gebüsch am Rhein hinab, durch enge Fußwege weiter, hie und da durch sogenannte Altwasser watend, ihr Führer gab ein Zeichen, ein Nachen kam zum Vorschein, am klaren Himmel, der lange trüb gewesen war, ging der Mond auf und beleuchtete Land und Wasser. Um Mitternacht landeten sie am französischen Ufer und hörten, daß alle Streitkräfte der Republikaner zerstreut waren, ehe sie dieselben erreichten.

Viel trug zum sichern Durchkommen der republikanischen Versprengten die Rohheit bei, mit welcher Offiziere und Soldaten der

Fürstlichen die gefangenen Republikaner behandelten, und der gesunde Sinn des badischen Volkes empörte sich darüber um so mehr, als in den Hofzeitungen und officiellen Berichten das Gegentheil von dem verkündet wurde, was die Bürger und Landleute mit eigenen Augen sahen, und als die einfachen Leute des Volkes nicht wußten, daß unter dem Glanz der Uniform sich oft etwas verbirgt, was von Haus aus dumm und viehisch und eben darum unzurechnungsfähig ist.

Der gemeine Soldat wurde systematisch aufgehezt von seinen Oberen gegen die Republikaner. Sie wurden nicht bloß mit Speisen und Getränken freigebigst bewirthet, die Soldaten, sondern durch Erzählungen von fabelhaften Schauerthaten erhizt, als hätten diese die Republikaner an Soldaten begangen, die scheußlichsten Rohheiten wurden übersehen oder belobt, jeder Anhänger der Republik als mord- und brandlustiges Raubgesindel geschildert, und Hochoffiziere sah man mit gemeinen Soldaten brüderlich umgehen und anstoßen.

Aber nicht nur Republikaner, welche die Waffen geführt hatten, ganz schuldlose Leute wurden mißhandelt, barbarisch, nichtswürdig. Wer mißhandelt war, schwieg aus Furcht vor neuer Mißhandlung oder wurde so eingeschüchtert, daß er schwieg, und, hatte er schon die Mißhandlungen Freunden erzählt, diese nachher in erzwungener Unterschrift ableugnete, um nicht das Aeußerste zu dulden, das ihm in Aussicht gestellt wurde. War eine Gräuelthat nicht zu vertuschen, so hieß es, die Soldaten seyen dazu gereizt worden. Vorzugsweise waren es Offiziere, die sich und ihren Stand brandmarkten und die Soldaten fanatisirten. Selbst den württembergischen Truppen wird Gräßliches nachgesagt. Gersbacher, als ein warmer Freund der Volkssache bekannt, wurde zu Seckingen aus dem Gasthof zur Post herausgerufen, mit vier Schüssen, zweien von rechts und zweien von links, begrüßt, verwundet an den Füßen genommen, auf dem Pflaster durch die Straße bis vor das Rathhaus geschleift, da hingeworfen mit den Worten: „Da liegt der Hund, er hat genug.“

Zu Freiburg wurde der Rechtsanwalt Rotteck, des berühmten Vaters Sohn, mit Bajonetten und Kolben auf den Kopf und Rücken geschlagen. Ein siebzigjähriger Mann, ein anerkannter Feind der Republikaner, wurde von sechs Soldaten aus seinem Haus herausgerissen und so mißhandelt, daß ein herbeigekommener Staabsoffizier

rief: „Räuber benehmen sich so, nicht Soldaten.“ Ein gebildeter Mann, schwer verwundet am Kopf, daß das Blut durch den Verband drang und den Nacken herabströmte, sank bei der Wegschleppung in die Kniee, todesmatt. Die Soldaten, in Gegenwart von Offizieren, schlugen ihn in die Kniee mit dem Ruf: „Hund, steh' aufrecht!“ er stürzte zusammen und starb bald darauf. Solche Dinge geschahen in Freiburg. In unschuldigste Häuser brachen die Soldaten ein und raubten Geld und zerschlugen die Geräthe; der wehrlose Diener eines Baumeisters wurde von den Räubern des Heeres gemordet, weil er im Haus nicht rauben lassen wollte. Der eigene Schwager des Bürgermeisters Rotteck wurde von diesem, unter Bajonettstichen und Kolbenschlägen auf der Straße niedergesunken, mit Mühe den Barbaren entrissen und — der Bürgermeister Rotteck, als Mitglied des Gemeinderaths, hatte die Stirne, das Benehmen der Soldaten öffentlich in Schuz zu nehmen und wahrhaftige Männer, welche die Scheußlichkeiten aufdeckten, der Lüge zu zeihen. Der Abgeordnete Metz deckte die Unthaten in der badischen Kammer auf, andere bestätigten sie. Viele waren schlecht genug, die Scheußlichkeiten damit zu entschuldigen, sie seyen ja gegen solche geschehen, welche Bürgerkrieg erhoben haben. Damit glaubten sie es gerechtfertigt, daß man gefangene Republikaner, mit übereinander geschnürten Händen hinten an die Kanonen band und davon fuhr und sie nachschleifte; daß man andere knebelte wie das Vieh und sie mit Stößen und Stichen dahintrieb, oft Vater und Sohn; daß man Mädchen mißhandelte und Häuser rein ausraubte, selbst Solcher, die völlig ohne Schuld waren; daß die Räuber in Uniform selbst Geisteskranke tödteten, alte Frauen und Kinder mit Schüssen durch Thüren und Fenster hindurch; daß sie in Keller Geflüchtete mit dem Bajonett durchstießen, Andere aus dem Kamin herunterschossen; daß sie verwundeten Gefangenen die Köpfe an den Mauern zerstießen und sie ins Angesicht schlugen; daß Offiziere mit eigener Hand Unbewaffneten und Unschuldigen den Degen durch den Leib rannten und die Gemeinen den zuckenden Körper mit den Bajonetten spießten.

Die ermordeten Republikaner, wie die im Kampfe Gefallenen, wurden öffentlich in Freiburg zur Schau ausgestellt. Trunkene Soldaten gingen hin und ein Soldat sagte im Trupp, noch in einiger Ferne: „So sollten die Hunde alle beieinander liegen!“ und er trat

näher, und der Alte, der unter den Vordersten der todten Republikaner lag — das war sein Vater, mit blutvoller Brust, von einer Kugel zerschmettert.

Mehr als eine Zeitung entehrte sich, oder machte das Maß ihrer gewohnten Ehrlosigkeit voll, durch Lobeserhebungen „über die musterhafte Haltung, über die Manneszucht, über den Heldenmuth der Soldaten, über ihr wackeres Benehmen, gemäß der milden Verhaltungsbefehle der Regierung.“

Auch nicht eine unedle That war den Republikanern aufzuweisen. Daß Hecker gut und unverlezt durchgekommen, erweckte unter dem Landvolk, unter Jung und Alt, unter Weibern und Männern, große Freude. Ist Hecker nicht todt oder gefangen, so muß noch Alles gut gehen, sagten die Bauern; denn Hecker ruft jezt die Franzosen über den Rhein, diese werden uns dann schon gegen die fremden Truppen helfen. Von da an, da die Württemberger und Hessen auf die badischen Republikaner schossen, waren sie den Badenern nicht mehr deutsche Brüder, sondern Fremde. — Als die Flüchtlinge sagten: „Hecker wird nie Franzosen nach Deutschland rufen, sondern will nur mit Deutschen die deutsche Republik gründen,“ mißfiel ihnen das sehr. So gut, antworteten sie, die deutschen Fürsten sich mit Rußland verbinden, so gut können die deutschen Völker einen Bund mit dem französischen Volke machen. Lieber, schlossen sie lachend, wollen wir Franzosen zu Freunden, als die fremden Truppen, am Ende gar die Russen, im Lande haben; Franzosen würden gewiß mit ihren Gefangenen nicht so hausen. Es wird die Zeit kommen, wo wir uns rächen, sagten die flüchtigen Republikaner.

Wo ein Flüchtling im Schwarzwald durchkam, wurde er gefragt, ob er Nichts von Hecker wisse; an dem grauen Schlapphut erkannte der Landmann gleich den Republikaner. Die Weiber versicherten, sie wollen unablässig für die Sache der Freiheit beten und für ihre flüchtigen Kämpfer, auf daß es ihnen glücklich gehe.

Bei Kandern, von dem Knäuel der Fliehenden mit fortgerissen, einer der Hintersten, so daß hessische Kugeln nicht weit von ihm einen hinstreckten, ließ sich Hecker erschöpft auf den Boden nieder, zweimal tiraillirten hessische Schüzen in seiner Nähe vorüber, so hart, daß ihn nur ein noch nicht belaubtes Buschwerk von ihnen trennte. Er irrte in den Waldwegen, unkundig der Gegend, hin

und her und kam in ein Dorf, todesmüde. Er trat in ein Bauernhaus, Niemand war da, als eine alte Frau, die eben ihr silberweißes Haar ordnete. Ich bin einer der bei Kandern Versprengten, sagte er, ich bin Hecker. Ich will Euch ein Glas Wein holen und Brod auch, sprach sie, und er erquickte sich. Wenn nur keine Soldaten kommen! sagte sie. Werdet Ihr mich in diesem Falle verrathen? fragte er. Jesus Christus! nein! sagte die Alte, Ihr seyd ja für's Volk!

Die treuherzigen Leute dieser Familie führten ihn sicher, als es dunkel wurde, durch die von Soldaten volle Gegend, und er hatte die Genugthuung mehr als einmal unterwegs, unerkannt in der Dunkelheit und in der Verhüllung, an der Besorgniß, mit der sich Bürger und Bauern bei ihm selbst nach dem Schicksal Hecker's erkundigten, zu erkennen, wie sehr das Volk seine Rettung wünschte. Gegen Mitternacht kam er glücklich auf Schweizer Boden in Rheinfelden an. Ausgewiesen in Basel durch die Polizei, der Republikaner von Republikanern, hörte er überdieß, daß ausgesprengt war, wer ihn lebendig überliefere, erhalte fünftausend Gulden, wer todt, zweitausend Gulden Belohnung, und es wimmele von Spionen und Schurken. Ein Verräther, dem Hecker sich vertraute, um ihn auf sichern Wegen zu Sigel's Schaar zu führen und der gerade im Begriff war, ihn den Truppen in die Hände zu liefern, wurde noch zeitig entlarvt und Hecker vor Gefangenschaft bewahrt. In Saint Louis, von wo er bei Neubreisach über den Rhein gehen und mit so vielen Bewaffneten, als er zu sammeln vermöchte, gegen Freiburg ziehen wollte, vernahm er den unglücklichen Ausgang in und um Freiburg, und daß Mannheim und die ganze untere Landesgegend, auf deren Erhebung er gerechnet hatte, Reden halte, aber nicht handle; daß zudem große Streitkräfte der Fürstlichen in Baden selbst und an seiner Grenze sich sammeln. Er erkannte, daß diese erste Schilderhebung der deutschen Republikaner am Ende war.

Er hatte gewollt „einen Kampf des Volkes in der Zeit, und dann Freiheit für Jahrhunderte;“ er hatte gesagt, „Revolutionen dürfen nicht Halt machen, sie müssen vollendet werden; sie dürfen nicht in Unterhandlungen und Vermittlungen mit der Gewalt, gegen welche revoltirt wurde, sich auflösen, oder sie sind verloren, verrathen an die bekämpfte Macht; nur mit dem Schwert siegt das Volk nach-

haltig und nur die Vernichtung seiner Feinde ist die Befreiung des Volkes."

Er hatte gehofft, das Volk werde sich in Masse erheben, für seine Freiheit Blut und Gut einsezen, da es Beides für fürstliche Interessen und Zwecke lange genug geopfert habe. Er hatte noch zulezt gerufen: „mein Volk, das Volk der Völker, hat genug getragen, gelitten, gesorgt und gesteuert, es ist genug gedrückt, gefesselt, verfolgt und zertreten; es bedarf, um frei zu seyn, nur des Rufs in die Waffen." Der Erfolg war gegen ihn.

Die Masse des Volkes hatte er politisch gebildeter vorausgesezt, als es war, er hatte die Spaltung zwischen Regierten und Regierenden mit einem vollendeten Bruch der einen mit den andern verwechselt; er hatte über dem Begeisterungsauflug des Augenblicks den Character des Deutschen vergessen, der langsam und schwer in Fluß zu bringen und träg im Handeln ist. Die Masse hatte noch nicht den nöthigen Muth und ließ sich von täuschenden Versprechungen einwiegen; es fehlte an der gehörigen Organisation und militärischen Führung, einem festen durchdachten Plan, an der Vorbereitung wie an der Berechnung der vorhandenen Mittel: die Mittel waren vorausgesezt, aber nicht untersucht, nicht abgewogen mit denen der Gegenpartei, nicht vergewissert; Kenntniß der eigenen und der gegnerischen Kräfte hätte jezt das Unternehmen von vornherein unterlassen.

Hecker und seine Freunde haben so sehr geirrt und sich selbst getäuscht, daß sie nicht daran zweifelten, es werde ihre Verkündung der Republik in Baden sogleich die Erhebung Württembergs und den Marsch von vierzigtausend Franken nach Böhmen — so soll Hecker an einen Freund geschrieben haben — im Königreich Bayern nach sich ziehen. Aber auch irrend, haben diese Republikaner Eines bewiesen, was der Zeit im Ganzen fehlt, die Fähigkeit des Entschlusses zur Selbstaufopferung für die Ueberzeugung.

Folgen der republikanischen Schilderhebung.

Bedeutender als der Kampf selbst waren seine Folgen. Als eine Mißkennung der Natur der deutschen Bewegung, als politisch durchaus zweckwidrig, als ganz unheilvoll wurde der Hecker'sche Aufstand von freisinnigen Männern verurtheilt, von poetischen Seelen darum, weil sie erwartet hatten, die Republikaner werden ihre verlorene Sache wenigstens mit einem romantischen Verzweiflungskampf enden, mit dem erschütternden Ausgang eines Trauerspiels, ähnlich dem, das Herzog Ernst von Schwaben und sein Freund Werner vor achthundert Jahren auf denselben Waldhöhen aufgeführt hatten. Diese ahnten nicht, daß die Zeit vorüber ist, wo sich Poesie und Politik beisammen fanden, und wo man den Opfertod starb, damit die Glorie der so Gefallenen den künftigen Sieg der Sache fördere und verbürge.

So lange die Freiheit nur als Begriff des Verstandes in den Kopf aufgenommen und nicht ein Theil der Religion des Herzens geworden ist, kämpft die Masse, um besser zu leben, nicht um die Glorie des Märtyrertods.

Hecker hatte das besondere Glück, durch diesen Ausgang seines Wagnisses wenigstens bei dem Volke des südwestlichen Deutschlands nicht zu verlieren, sondern zu gewinnen.

Der Präsident des Fünfzigerausschusses, von Soiron, der vor Kurzem noch auf der Versammlung zu Offenburg die lautesten Toaste auf die Republik ausgebracht hatte, kam eigens von Frankfurt nach Karlsruhe, zu dem Zweck: die badische Kammer zu einer Erklärung zu veranlassen, welche die Maßregeln der Regierung gegen den „Aufruhr" gut hieß und die tiefste Entrüstung über

„Hecker's frevelhaftes Beginnen und Verbrechen“ aussprach. Da stimmten alle Anwesenden bei, und viele darunter, die oft genug „ihre Liebe und Freundschaft für Hecker, ihre Bewunderung für ihn als begeisterten Volksredner, als unerschrockenen Vorkämpfer der Freiheit, ihre Hochachtung seiner großen Talente“ ausgesprochen hatten, und die jezt sagten, ein schmerzliches Gefühl durchzucke sie, daß ein Mann, wie er, so verblendet seyn konnte, es sey ihnen zu Muth, als stehen sie am Grabe eines theuern Freundes. Die einen sagten dieß aus Ueberzeugung, die andern aus plözlich angenommener Unterwürfigkeit und ministerieller Ergebenheit.

Während ihn so die alten Freunde begruben, lebte Hecker in den Herzen des Volkes als das Ideal eines wahren Volksmannes, in seinem Namen und in seiner Person verkörperte der gemeine Mann die Volksfreiheit, und was den Drang zur Republik in sich trug, fieng an, für Hecker zu schwärmen und es auszusprechen in dem Rufe: Hecker hoch! Dieser Ruf wurde auf lange hin das Schlagwort der republikanischen Zuneigungen unter allem Volk in Deutschland. Auf den Straßen, beim Gelage klang das Heckerlied, kleine Buben und Mädchen sangens auf den Gassen bei ihren Spielen, und der graue Schlapphut mit der Hahnenfeder wurde Tracht und Wahrzeichen des Republikanismus im Volke, wie das rothe, leicht geknüpfte Halstuch. So war nämlich Hecker von Constanz ausgezogen, dazu mit einem großen Bart, mit einer Blouse, mit Säbel und Büchse, mit Pistolen und einem Dolch im Gürtel, und in diesem Costüm wurde Hecker an allen Bilderläden ausgestellt und reißend gekauft, wie ein neuer Volksheiliger. Ein Heckerkultus kam auf, besonders bei Frauen und Jungfrauen der höheren Stände, seltsam schwärmerisch, wie einst der Kultus des schönen Geschlechts für Ludwig Sand war, im grellsten Contrast gegen das Urtheil der Politiker, selbst unter der republikanischen Partei.

Die Lezteren sagten, hätte Hecker gewartet, bis der Geist der Zeit durch alle Adern des Heeres gedrungen wäre, so wäre es gelungen wie in Frankreich: das Mißlingen ist ein großes Unglück unserer Sache. So war es auch. Die Niederlage verrieth die Schwäche der Partei, und drängte die noch Unentschiedenen auf eine andere Seite hinüber. Die Unwahrhaftigkeit Struve's und Seinesgleichen, die Verheimlichung des Mißlungenseyns der Sache, das

sich gleich am ersten Tage offenbarte, trugen neben Anderem in auffallender Weise die Schuld, daß bedeutende physische und moralische Kräfte der Zukunft der Republikaner verloren gingen. „Es war doch zu blind und toll gewagt!“ stampfte mancher Republikaner; „die Verwechslung der eingesogenen Grundsäze mit der sofortigen Thatkraft war doch zu unverantwortlich, so sehr, wie die Verwechslung des Glaubens an die eigene Fähigkeit mit der wirklichen praktischen Tüchtigkeit.“ Hecker's großes parlamentarisches Talent, Gagern's militärisches — zwei Führer der Nation im Feld und im Rath, sie waren verloren.

Die Gegenpartei zog auch aus dem Unglück der Republikaner vielseitigen Vortheil, sowohl im Augenblick als in der Folge.

Die Partei der Reaction sammelte mancherlei Fähnlein aus dem Lager des Fortschritts unter ihren Oberbefehl, sie liefen ihr zu, blind und gedankenlos, sie sahen in dem, was handgreiflich Reaction war, keine Reaction, sondern Rettung, nichts als Rettung des Gesammtvaterlandes durch „klar bewußte Patrioten.“ Eine unbegreifliche Begriffs-Verwirrung kam unter die, welche bisher Freunde des Volkes und der Freiheit gewesen waren, und sich noch dafür hielten, im Heckerschrecken, in der Umsturzangst, im Grauen vor der Republik und den Franzosen, mit denen die deutschen Republikaner die deutsche Republik unter Gräueln machen wollen, blutiger, als die in den Jahren 1792.

Klüglich und gewandt hatten die Söldlinge wie die Führer der Reaction es verstanden, ein wahres Zittern vor einem französischen Einfall und Krieg, und vor einem Anschluß eines Theils von Deutschland an Frankreich, ein Nervenzittern und Zagen vor dem „verderblichsten aller Kriege“ in den Herzen und Köpfen der Bourgeoisie und der Liberalen künstlich hervorzurufen. Die Angst machte kurzsichtig und leichtgläubig. Wie eine buntscheckigte Heerde beim Erdbeben aus zusammenflüchtendem und an einander sich drängendem allerlei Gethier sich bildet, so sah man in seltsamlicher Vermischung weit sonst auseinander liegende Elemente und Persönlichkeiten in einem Haufen sich sammeln und sich aneinander drängen, Adel und Handwerker, Servile und Liberale, Volksverräther und Vaterlandsfreunde, Pietisten und reiche Atheisten, Märzminister und königliche Hofküchenjungen, und es reichte sich, was

sonst sich zu berühren Scheu hatte, jezt fromm die Hand zum Bunde — wider die Republikaner. Darunter befaßte man alle, welche die Augen offen und einen Rest von Verstand übrig behalten hatten, sie alle waren in diesen Tagen wie geächtet. Die konstitutionell-monarchische Partei, der Verein der ächten Freunde des Vaterlands und der wahren Freiheit, wie sich jenes Allerlei nannte, hezte fanatisch das Volk gegen seine edelsten und treuesten Freunde auf und verwarnte vor ihrer Wahl ins Parlament, empfahl dagegen Halbe, mitunter bereits Uebergelaufene, ja selbst solche, die seit Jahrzehenten durch Aermlichkeit des Kopfs und des Characters bekannt waren. Und an diesem eckelhaften Treiben betheiligten sich Männer, die viele Jahrzehente lang gehalten hatten, die zum Theil bald genug diese Unthaten zu sühnen suchten und denen jezt gewiß glühende Schamröthe überläuft, wenn sie an jene Tage und die heillosen Menschen zurückdenken, mit welchen sie in derselben eins waren. Sie hatten keine Ahnung, daß sie von Leuten, die von ihnen bisher aufs tiefste verachtet worden waren, unter dem heimlichen Lachen derselben, mißbraucht wurden, um gegen sich selbst, gegen ihre und des Volkes Sache zu wirken. Unbeschreiblich Dummes hörte man in diesen Tagen von sonst klugen Männern reden, und troz dem, daß Prophetenstimmen, wie die Wirth's, seit Wochen durch Deutschland schollen, las man sehr Dummes in sonst sehr klugen Blättern. *). Doch

---

*) Der Ausschuß des vaterländischen Hauptvereins in Stuttgart schrieb zum Zwecke der Wahlen für die Nationalversammlung Folgendes aus: „In dem so lange zerrissenen und unterdrückten Deutschland soll ohne gewaltsamen Umsturz bestehender Verhältnisse die Idee der Einheit und Volkssouveränität verwirklicht werden. Deutschland hat sich die Aufgabe gestellt, den Knoten friedlich zu lösen, welchen andere Völker mit dem Schwerdt zerhauen mußten. Das Gelingen hängt wesentlich von den Männern ab, welche zum Reichstag nach Frankfurt berufen werden. An dem Volke ist es, Männer zu wählen, welche den Geist begreifen, der die Zeit bewegt, und welche den Muth haben, im Dienste des Vaterlandes jedes Opfer zu bringen; an ihm ist es, im festen Verein die Vollendung des großen Friedenswerkes gegen jede Störung zu schüzen. Wir reichen euch, unsern Mitbürgern, die Hand zu solchem Bunde. Laßt uns einig seyn, um der Einheit Deutschlands willen. Vertraut uns, schließt euch an uns an. Unser Losungswort sey: „Durch Ordnung zur Einheit! Durch Einheit zur Freiheit!“ Mit diesem Rufe werden wir siegen.“

war das Volk in Württemberg und Baden, in Oberbayern, in der Rheinpfalz und in Sachsen, in Kurhessen und in Rheinpreußen gescheidter als seine langjährigen Führer.

In Altbayern, selbst in Franken, in Mittel- und Norddeutschland, in Hessen-Darmstadt und Nassau, überall endlich wo die kirchliche Partei mächtig war, wirkte Hecker's Schilderhebung für die Republik theils zu Gunsten der Constitutionellen, theils der entschiedenen und bewußten Reaction bei den Wahlen für das Parlament überaus nachtheilig, da theils eine Reihe von ärgsten Lügen erfunden und verbreitet, theils das Geschehene so ausgebeutet wurde, daß das Wahre daran kaum noch in einzelnen Spuren zu erkennen war. Dahin gehört vorzüglich auch der Tod des Generals v. Gagern.

Die Republikaner haben ihn meuchlings erschossen, hieß es hier; Hecker selbst hat ein Pistol gegen Gagern abgeschossen, hieß es dort. Während des Parlamentirens ist der Meuchelmord an ihm verübt worden, schrieen die konstitutionellen und reactionären Zeitungen zusammen, und die vereinigte konstitutionell-reactionäre Partei. Sie waren so niederträchtig, dem Volke zu verschweigen, daß zwischen dem Parlamentiren Gagern's mit Hecker und zwischen des Ersteren Tod eine ganze volle Stunde lag, es zu verschweigen, troz besten Wissens. Frühere Freunde Hecker's, vor wenigen Wochen noch selbst „die wüthendsten Fürstentödter," jezt aber in glänzenden Staatsstellen „monarchischer Ephen" geworden, wie Hecker sie öffentlich nannte, sprachen am heftigsten, als ob sie das glaubten, gegen ihn. Nach ihnen kamen solche, die vor den Republikanern den Berg hinab geflohen waren und den erschlagenen General feig in den Händen der Feinde gelassen hatten und jezt durch Verläumdung der Gegner sich weiß brennen wollten. Der Oberst Hinkeldey behauptete, er habe den Schall der republikanischen Geschüze zu Anfang des Gefechtes aus der Ferne gehört, die niemals abgefeuert wurden. Der Reitknecht Gagern's, hieß es, könne einen Eid ablegen, daß Gagern kurz vor seinem Tode mit Hecker verhandelt habe; es wurde bewiesen, daß Hecker damals fern ab am Waldrand war und der Eidanbietende ihn mit Kaiser verwechselte, in dem eben erzählten heftigen Gespräch, als Gagern Feuer kommandirte. Der eine officielle Bericht sagte: Gagern sey beim Parlamentiren mit Hecker bei der Brücke zunächst Kandern gefallen.

Als die Unwahrheit dieses Berichts unhaltbar sich zeigte, kam später ein zweiter officieller Bericht nach, Gagern sey auf der Scheideck gefallen, bei einem zweiten Parlamentiren, man verschwieg, mit wem er parlamentirt haben sollte, es hieß nicht mehr, daß er mit Hecker parlamentirt habe. Diese Behauptung war jezt nicht mehr möglich, denn Oberst Hinkeldey, der nach Gagern's Tod sogleich den Oberbefehl übernahm, hatte inzwischen erklärt, man habe Hecker bei dem Treffen gar nicht wahrgenommen, er müsse hinten gestanden seyn. Die plumpsten Lügen der Zeitungen, mit denen auf die Gläubigkeit des Volkes spekulirt wurde, steigerten sich, immer einander widersprechend. *) Hecker selbst und seine Freunde thaten gegen die Verläumder Schritte, wie sie die Ehre und die Sache geboten; keiner der Verläumder stellte sich ihnen. Selbst der Fünfziger-Ausschuß vergaß sich so sehr, daß er leichtfertig die schändliche Anschuldigung gegen Hecker und die Republikaner als wahre Thatsache annahm und darauf hin Proklamationen an das deutsche Volk erließ. Zu Hornau, der Besizung des alten Gagern, wurde sogar die Leiche des gefallenen Generals tagelang ausgestellt, wochenlang das blutige Hemd in der Kirche, wie eines Heiligen, zur Fanatisirung des Volkes, nicht im Lichte der Wahrheit.

Solche Vorgänge spiegelten und spiegeln den Denkenden der Gegenwart und kommenden Zeiten eine große Partei ab, ihre Gesinnung und ihr Handeln.

Die Niederlage der Republikaner in Baden war eine Niederlage der republikanischen Partei in Deutschland, und doch war andererseits diese Erhebung der Republikaner an und für sich schon und in ihren Folgen eine Niederlage des monarchischen Prinzips. Der Thron eines Fürsten hatte schon durch eine republikanische Proklamation gewankt und hatte sich nur durch die Bajonette und Kanonen anderer Fürsten halten können; es war offenbar worden, daß die alte Schen vor der Majestät dahin war und daß alle Throne wankten, wenn zu gleicher Zeit überall das Volk Hand daran legte. Das Fürsten-

*) Unter Denen, die sich brauchen ließen zu solchen Verläumdungen, zeichnen sich aus neben dem Reitknecht Gagern's ein gewisser Soldat Trautmilch und ein gewisser Heinrich Laube, in einer gewissen „Geschichte des ersten deutschen Parlaments.“

thum selbst schadete sich noch dadurch, daß es den überwundenen Republikanern gegenüber grundsäzlich, aber nicht klug sich benahm. Es amnestirte nicht sofort.

Die erlernte Staatsweisheit hat den Grundsaz, den besiegten Aufstand ja nicht durch Milde und Versöhnung mit den Führern zu entwaffnen, sie fürchtet in der Versöhnung einen Freibrief zur Fortsezung der frühern Bestrebungen zu geben. Die wahre Politik weiß die Führer des Aufstandes nicht bloß zu gewinnen, sondern auch die Masse selbst zu versöhnen und zu entwaffnen durch Milde und durch Einräumungen dessen zugleich, was sie geben kann und was einen Theil der Ursachen des Aufstandes ausmachte. Zugeständnisse an das Volk, im rechten Augenblick und mit richtiger Berechnung gemacht, dienen nicht dazu, eine Regierung zu schwächen, ihren Bestand zu gefährden, sondern sie zu stärken, ihr auf lange hinaus Dauer zu geben.

Die flüchtigen wie die verhafteten Republikaner stiegen nur mit jedem Tag in der Gunst und Theilnahme des Volkes, und je mehr die Regierung gegen die in den Kerkern gefangen Gehaltenen sich streng und hart zeigte, je größer die Zahl und die Noth der vielen Hunderte, die außerhalb der Heimath meist auf schweizerischem oder französischem Boden umirrten, wurde und täglich den Zeitungen Stoff zur Besprechung bot: desto mehr Boden verlor die Regierung im Volk.

Die Fehler der Regierung waren lauter Gewinnst für ihre Gegner. Dahin gehört die Verfolgung aller „von der Regierung für gefährlich Erachteter“ ohne Beweise, und so, daß alles Volk sagte, man will sie unschädlich machen, weil sie die Arme des Volks sind und für's Volk Alles eingesezt haben; die Verfolgung, selbst des weiblichen Geschlechts, freiheitliebender Frauen und Jungfrauen, welche ihre Begeisterung für die Republik hatten laut werden lassen, oder für sie gehandelt hatten. Viele weibliche Hände hatten den Republikanern für Pulver und Blei gesorgt, und Nächte durch Patronen gemacht, dem Fortgang der Waffenerhebung in mancher Weise Vorschub geleistet. Ehe der Arm der Gerichte nach ihnen griff, waren viele Mädchen aus der Heimath in die Verbannung gegangen, hinüber in's Schweizerland, und auch Andere, keines Vergehens Schuldige, begleiteten sie ins fremde Land, in die Berge

der Schweiz. Andere, viele Frauen und Jungfrauen, wurden noch im Heimathlande verhaftet und schmachteten in den Gefängnissen, neben den Dieben und Mördern und dem Auswurfe der Gesellschaft.

Das waren Mißgriffe der Regierung, die sich später, bald genug, schwer rächten. Die Zeitungen, die Flugschriften, die Volksversammlungen, die Vereine, die kleinen gesellschaftlichen Kreise, wo Frauen, wo Männer zusammensaßen, sprachen von den Verbannten, den Flüchtigen, den Gefangenen, und vorzugsweise nur von ihnen in der ersten Zeit; im ganzen Lande bildeten sich Vereine zur Unterstüzung derer, die ferne von der Heimath weilten und litten, „um der Sache des Volkes willen;" ebenso hatten die Theilnahme Aller die in den Gefängnissen Sitzenden täglich für sich; man sprach von ihnen nicht anders, als von „Schlachtopfern fürstlicher Tyranney." Mancher wurde bloß durch solche Mißgriffe der Regierung zum Volksliebling und bekam die Glorie des Märtyrers, während die Regierung dadurch, wie der Hof, sich vielseitige Abneigung zuzogen.

Nur Ein Kunstgriff der Blätter wirkte, wie von Anfang, so auch jezt noch, bei der Mehrheit außerhalb Badens fort, der Kunstgriff, die Republikaner als Reichsfeinde, als Reichsverräther zu verrufen, die mit fremdem Volk über den Rhein zurückkommen wollen. Hinter ihnen, hieß es, stehen die Deutschfranzosen, hinter diesen eine französische Armee, welche die rheinischen Landschaften in ein französisches Departement verwandeln wollen. Die badischen Republikaner haben sich mit Ledru-Rollin und Lamartine dahin verständigt, mit Waffenhilfe Frankreichs die Deutschen aus den Ketten der Tyrannei zu erlösen, Westdeutschland zur Republik zu machen, Baden, Pfalz, Hessen, Nassau, die Rheinprovinz unter den Schuz der französischen Republik zu stellen; keinem Republikaner dünke dieser Preis für die Freiheit zu hoch, so nationalverrätherisch seyen die Republikaner gesinnt.

Selbst in dem benachbarten Württemberg ließen sich zum Theil die sonst Freisinnigsten durch solche Reden bethören. „Der Republikaner, sagten sie, wird, die Republik im Herzen, gegen die Republik kämpfen, gegen diese Republik, die man mit Gewalt im Gefolge der Fremdherrschaft einem selbstständigen Volke aufzudringen unternimmt." So über Nacht hatten sie vergessen, was den deutschen

Völkern ihre Opfer an Geld und Blut in den „Befreiungskriegen“ gebracht hatten: Verlust der selbst von dem französischen Despoten ihnen gebrachten und verbürgten Freiheiten und ärgsten Druck als Dank des geretteten Königthums; statt Nationalfreiheit und Selbstständigkeit eine neue Art Knechtschaft unter der Herrschaft Rußlands.

Es war eine große Verwirrung der Begriffe in den Köpfen, die Angst hatte nicht wenig Antheil daran. Die Geldklemme war zum völligen Geldmangel geworden, die Credit- und Arbeitslosigkeit agitirten die Einen und ängsteten die Andern. Man glaubte Alles thun zu müssen, damit nur nicht der Zusammensturz des socialen Gebäudes beginne, ehe die neu zu begründende politische Unterlage fertig sey. Am meisten eilte man mit der leztern in Oesterreich.

Wien und Oesterreich nach den Märztagen. Das Ministerium Pillersdorf. Die octroyirte Verfassung vom 25. April.

In Wien waren es nach den Märztagen einige fröhliche Wochen, man freute sich der neuen Freiheit und der Verfassung, die versprochen war, und die Wiener Nationalgarde, in die Alles, was Bildung hatte, eintrat, gefiel sich in ihrer geschmackvollen Uniform. Die Nationalgarde war entschlossen, die ruhige Fortentwicklung der Freiheit gegen jede Gefährdung zu wahren, die aus Uebertreibung kommen müßte. Nach wenigen Tagen war das Ministerium Kolowrat abgetreten und hatte dem Ministerium Pillersdorf Plaz gemacht. Der Freiherr von Pillersdorf galt als ein freisinniger Mann, er war volksbeliebt, man sah ihn mit Vertrauen und Freude in's Ministerium treten, und am 3. April schwang der Kaiser von Oesterreich die schwarz-roth-goldene Fahne aus dem Fenster der Hofburg. Es schien Alles so ruhig, so glücklich, so im Geleise, doch war es nur Schein. Es waren nicht lauter Naive in Wien, auch einige ernste, abstrakte, drangvolle Naturen, die nicht reformiren, die revolutioniren wollten, in der Meinung, daß man unter dem Schein von Reformen das Volk um die Früchte des Sieges betrügen würde.

Aus der Nationalgarde heraus gebildet, wurde der sogenannte Centralverein mit jedem Tage mehr nicht nur das politische Organ der gesammten Nationalgarde, sondern sein Wirkungskreis erweiterte sich über Stadt und Staat, er wurde ein politischer Klubb, der mit den Waffen in der Hand Beschlüsse faßte, und dessen Prinzip die demokratische Entwicklung der Verfassung war, die man vorerst durch das Wort des Kaisers, also nur in Aussicht, hatte.

Da saßen die Bewaffneten des Volks in den Sälen des Consistorialgebäudes, der Universität, später des Musikvereins, und redeten und beriethen ganz im parlamentarischen Styl, und wurzelten stündlich tiefer im Vertrauen der Bevölkerung. Das veranlaßte das Ministerium Pillersdorf, mit diesem Centralverein in amtlichen Verkehr zu treten, und ihn so thatsächlich anzuerkennen. In diesen Sälen herrschte der Geist und die Mäßigung vor, aber dennoch waren die Reden darin und die Versammlungen daselbst etwas, das die Wiener Bevölkerung in ungewohnter Aufregung erhielt.

Die Presse that darin noch mehr. Der redselige Wiener, der Oesterreicher überhaupt, hatte zu lange schweigen müssen. Die plözlich entfesselte Zunge sprach jezt Alles aus, weß das Herz voll war, ohne immer zu bemessen, ob auch Alles dem Volk und seiner Sache nüze oder nicht vielmehr schade. Im Ganzen jedoch war die Presse unmittelbar nach den Märztagen anerkennenswerth mäßig, ihr Ton würdig. Die Regierung selbst beging den Fehler, die Presse zu reizen durch das Preßgesez vom ersten April. Es war taktlos und mußte das Volk, ohne Unterschied der Bildung, verlezen, daß Pillersdorf hinter der eben freigegebenen Presse in Eile ein Strafgesezbuch auf dem Fuße folgen ließ, in welchem jeder Paragraph von Geld- und Gefängnißstrafen strozte, und welches die Preßfreiheit für den Schriftsteller nachtheiliger machte, als die Censur. Das Ministerium zeigte dadurch Mißtrauen gegen die Bevölkerung und weckte in ihr das Mißtrauen gegen das Ministerium. Besonders erbitterte, daß auf Beleidigungen von Mitgliedern der kaiserlichen Familie durch die Presse, im Vergleich zu Beleidigungen anderer Staatsbürger, unverhältnißmäßig hohe Strafen gesezt waren, ebenso auf Preßvergehen gegen Beamte des Hofs und des Staats; diese, wie die Hof- und Staatsverwaltung überhaupt, waren in dem Gesez vor jeder angreifenden Besprechung der Presse unbedingt geschüzt, zur ungeheuern Entrüstung der Wiener, die es verdroß, daß man ihnen verbot, was sie bis jezt nicht gethan hatten, und ohne Verbot vielleicht noch lange nicht gethan hätten. Kaum war das Gesez an den Straßenecken angeheftet, so wurde es abgerissen, vor der Aula wurde es feierlich von den Studenten verbrannt. In allen Vereinen wurde es unter den schärfsten Reden verdammt. Ein Versuch des Ministeriums, durch Hye und Giskra es vertheidigen und soviel als

möglich davon retten zu lassen, zog Beiden eine entschiedene Niederlage in der öffentlichen Meinung zu, dem Lezteren um so mehr, als er, einer der Hauptredner in den Märztagen, am ersten Tage mit aller Schärfe der Dialektik es bekämpfte, und am andern es theilweise zu vertheidigen suchte. „Ich kann nicht anders meinen, sagte Schuselka, als man will mit diesem Gesez vom ersten April uns in den April schicken. Man will sehen, ob der österreichische Hans sich mit diesem Gesez wird narren lassen, und geht es mit dem, so wird es bald auch an anderen ähnlichen nicht fehlen."

Die Verwerfung des Preßgesezes gab sich allgemein so stürmisch kund, daß der Ministerrath ganz bestürzt darüber wurde, aber abzudanken — so weit im Verfassungsleben war das Ministerium nicht, so wenig als das Volk, seine Abdankung zu verlangen.

Besonders der Schriftstellerverein war um diese Zeit sehr zahm und mäßig. Als einer, der Preuße Schütte, in einer Volksversammlung dem Volk sagte, es müsse einen baldigst zusammen zu berufenden, constituirenden Reichstag vom Kaiser verlangen, um einer octroyirten Verfassung vorzubeugen, und eine Sturmpetition unternehmen, als das einzige Mittel, keine abschlägige Antwort zu erhalten, saß wegen dieser, wie sie sagten „aufwiegelnden" Rede, der Schriftstellerverein zu Gericht und entschied, daß dieser Revolutionär fortan kein Mitglied des Vereines sey.

Durch Verwerfung des Preßgesezes hatte die neue Regierung nicht bloß eine Niederlage erlitten, sondern sie rief durch ihren Fehler die Wiener Revolutionsliteratur hervor, da sie ihr Gesez zurücknahm und die Presse sich ohne Gesez bewegte.

Der österreichische Beobachter verwandelte sich mit einem Sprung in eine radikale österreichische Zeitung. Die Theaterzeitung selbst nahm einen politischen Ueberwurf um, aber nicht farbig genug und wurde nicht mehr gelesen. Der absolutistische „Wanderer" verwandelte sich in den „Demokraten," der „Humorist" in das „Volksblatt." Eine Reihe neuer Zeitschriften und fliegender Blätter tauchte auf. Die Flugschriften und die Plakate gingen bald über Maaß und Anstand hinaus, um durch Pikantes sich Geld zu machen, weniger um das Volk aufzuregen und vorwärts zu bewegen.

Den meisten Einfluß auf die Massen übten zahlreiche Tagesblätter aus, die im Volkston geschrieben waren und mitunter sehr weit her-

abstiegen oder sich verirrten. Da war die „Gassenzeitung,“ die „Straßenzeitung,“ der „Postillon,“ die „Nationalzeitung“ und andere Blätter, die trugen die Farbe und Sprache der Revolution stark genug auf, und da stand, dort saß der Arbeiter, der Fiacre, das Gemüße- und das Milchweib, das Alles las jezt seine Zeitung und hatte seine Freude daran, wenn diese und jene Personen und Dinge angegriffen, so recht herunter gemacht wurden. Der Zweck war, das Volk zu belehren; Lehrmeister und Lehrlinge waren aber Neulinge in der Sache, und es war nicht immer Alles richtig und klar, wie es seyn sollte. Es wäre gut gewesen, wenn diese in den ersten Monaten so viel gelesenen Tagblätter nur von Solchen geschrieben worden wären, die zugleich Meister im Volkston und Meister in der Politik, in der Kunst, mit Takt das Volk zu leiten, gewesen wären.

Zu denjenigen Zeitungen, welche durch alle Stände gelesen wurden, gehörten von den gleich nach den ersten Märztagen entstandenen die „Constitution“ und der „Freimüthige.“ Sie entstanden aus Oktav-Flugblättchen, die schon am dritten Märztag, als censurfreie Verkündiger des Neuesten, auf den Straßen ausgeboten und reißend gekauft wurden, und so leicht in größere Zeitungen sich verwandeln konnten.

Die meisten Redakteure dieser Zeitungen traten so plözlich aus dem Dunkel hervor, wie die Zeitungen selbst. So lange Wien metternichisch war, saß der Redakteur der Constitution in einem Hutmachergewölbe und schrieb am Tag bei der Lampe Conto's. Die Revolution machte ihn zum gelesensten Zeitungsschreiber Wiens und bald zu einem Manne, den man als gefährlich für den Staat, als „furchtbar“ fürchtete und verfolgen zu müssen glaubte. Die Theaterkritiker, die Leute, welche sonst in Wien und anderswo auf Bestellung Artikel, wie der Zuckerbäcker Kuchen, verfertigt hatten, wurden über Nacht Politiker, halb oder ganz radikale Zeitungsschreiber. Anfangs Mai entstand ein Blättchen, das um einen Kreuzer verkauft wurde, während bisher die einzelnen Nummern anderer Zeitungen sehr theuer auf den Straßen angebracht wurden. Das Blättchen hieß sich „Geradaus;“ es wurde auf eigenen Karren in den Straßen herumgeführt, und wohlfeilst, dabei entschieden und mit Geschick geschrieben, wurde es in wenigen Stunden das gekaufteste Blatt. Es sollen vom Frühling bis zum Sommer 1848 in der sonst so zeitungs-

los gewesenen Stadt Wien nicht weniger als zweihundert politische Tagblätter erschienen seyn, darunter selbst ein durch und durch revolutionärer „Studentencourier.“

Die Reaction ließ es sich zwar gutes Geld kosten, eine conservative Zeitungsliteratur dieser revolutionären oder radicalen gegenüber zu schaffen, aber nur Ein conservatives mit Geld unterstüztes Blatt, „Die Presse,“ hatte Erfolg. Politische Wizblätter plänkelten auch viele herum, mit mehr und weniger gerathenem Wiz. Hoch über dem „Satan,“ dem „Schwefeläther,“ dem „Narrenthurm“ und der reactionären „Geißel“ stand das „Charivari,“ anfangs unter dem Titel: „Kazenmusik,“ welches der entschiedene und wizige Engländer herausgab.

Die ausgezeichnetsten Artikel brachte jedoch unter allen Wiener Zeitungen der verwandelte österreichische Beobachter, der jezt Allgemeine österreichische Zeitung hieß; Schwarzer war sein erster Redakteur, die Doktoren Stifft der Jüngere und Jellinek waren als seine geistvollsten und freisinnigsten Mitarbeiter bekannt. Gerade dieses, ausschließlich deutschgesinnte Blatt, war der schärffste Beurtheiler des Ministeriums Pillersdorf.

Die Fragen über den Anschluß an Deutschland, über Staatenbund oder Bundesstaat, über Oesterreichs mögliche Stellung, über die deutsche Nationalversammlung, die zu Frankfurt zusammentreten sollte, über die Wahlen dorthin, über den italienischen Krieg, über die Magyaren, über die Arbeiterverhältnisse, über Octroyirung oder Constituirung der Verfassung, riefen hizige Kämpfe in der Presse hervor; aber am schärfsten in's Feuer genommen wurde der Entwurf einer octroyirten Verfassung, der am 25. April bekannt gemacht wurde, am Geburtstage des Kaisers.

Unter großer Festlichkeit geschah die Verkündung, der Hof erschien sogar mit deutschen Bändern. Der juridisch politische Leseverein, der vorher und während der Märztage vorzugsweise der Vertreter des Fortschritts gewesen war, aber schon in dem Zeitungsstreite über die deutsche Frage sich österreichisch gezeigt hatte, indem er keinen Bundesstaat, sondern nur einen Staatenbund im Interesse der österreichischen Gesammt-Monarchie wollte — dieser Leseverein brachte der neugebornen Verfassung einen Fackelzug. Der „altliberale Leseverein“ — der Klubb der Schwarzgelben, wie der Wiz der Deutsch-

gesinnten sie taufte, „er ist von dem Ministerium Pillersdorf, von der Reaction gewonnen!“ hieß es im Volke; „wir sind getäuscht, wir sind betrogen. Was? statt einem feierlichen Vertrag zwischen Volk und Kaiser nur einzelne Bagatellen von Zugeständnissen? und das Volk soll das als Geschenk nehmen, was es sich selbst zu geben ein Recht hat, seine Geseze?“

„Und dieses Wahlgesez, hieß es weiter, dieses Zweikammersystem — sind diese mit einer freien Verfassung verträglich? Alle und jede Frucht der Revolution würde dadurch vernichtet. Wie? riefen selbst die Gemäßigten voll Unwillen, zwei Kammern, die erste voll Prinzen und Fürsten, und zwar auf lebenslänglich, die zweite voll Besteuerter, und zwar so, daß die Prinzen und Fürsten schon mit zwanzig Jahren, die andern mit dreißig Jahren erst sollten darin sizen können?“

Daß der Verfassungsentwurf die österreichischen Prinzen um zehn Jahre früher für gescheit hielt, als die andern Menschenkinder, das beleidigte mehr, als daß die Verfassung octroyirt war. Nicht blos nicht für die Zeit, nicht einmal für die Wiener hatte das Ministerium Pillersdorf das rechte Verständniß.

Herr v. Pillersdorf war als ein freisinniger Mann von der öffentlichen Meinung betrachtet und auf den ersten Ministerstuhl erhoben worden. Es war zwar nicht mit ihm, wie mit vielen Andern, welche das Volk als freisinnig in den Tagen der Knechtschaft ehrte. Sie waren gegen das alte System, nicht weil sie geistig frei, sondern weil sie einen Schritt diesem System voraus waren, aber nur einen Schritt, nichts weiter. Sie waren einige Zoll höher als die Mitarbeiter Metternich's in der Politik gewachsen, aber die Rinde ihrer Zeit umschloß sie so dick als jene. Die Freiheit, als sie kam, erschien ihnen schrecklich. Das ist nicht die Freiheit, das ist der Umsturz, das ist nicht die Gesezlichkeit, das Recht, das ist die Anarchie, das führt zum Schreckenssystem! sprachen sie und — wandten sich ab und kämpften gegen die neue Zeit.

Einzelne hatten bei ihrem vormärzlichen Liberalismus nicht das Volk, nicht die Nation, sondern sich im Auge. Sie hatten herrschen gelernt im kleinen Kreise, sie hatten zu herrschen sich gesehnt im großen, sie waren erbitterte Oppositionsmänner — mit Maß — so lange sie nicht am Ruder waren, ihre Ministerernennung war die

Erreichung ihres Ziels, und als das Volk noch weiter wollte, sahen sie in diesem Hinausgehen über sie — ein Hinausgehen über das rechte Maaß der Freiheit. Sie waren zu lange Mittelpunkt der Volksbestrebungen gewesen. Daß sie nicht mehr Mittelpunkt seyn sollten, verbitterte sie, sie suchten zuerst das Volk, das weitergehende, zu sich zurückzuführen, dann suchte sie, die Mißstimmten, die Reaction zu sich zu ziehen, die eine suchte auf und die andern ließen sich finden, und so wurden die lezten Reactionäre, und die Reaction eine durch sie verstärkte Macht.

Herr von Pillersdorf war, wenn auch ein Staatsmann, doch kein Staatsmann der Zeit. In andern Tagen wäre er wohl ein trefflicher Minister gewesen, nicht in diesen, in welchen nicht blos die übrige Welt, sondern Oesterreich selbst in Eile vorwärts ging.

Ueberwiegende Zeugnisse sind dafür, daß Pillersdorf den Fortschritt, die Freiheit redlicher meinte, als Andere, die so eben gezeichnet wurden. Aber es fehlte ihm derjenige Grad von Muth für die Freiheit und diejenige Kraft, die dazu gehören, um den Staat mitten durch den Sturm zur Freiheit zu führen. Aber nicht bloß die Weichheit des Characters, selbst die Halbheit der Ansichten ist es, was ihn in seinem Ministerium belastet, troz des besten Willens, den er hatte, als ein wirklich edler Mann, der sein Vaterland, sein Volk und das Gute wollte.

Er sah noch später in dem Verfassungsentwurfe vom 25. April ein Etwas, durch das Oesterreich hätte glücklich werden können, wenn es in dieser Verfassung die nothwendige Schranke der Freiheit erkannt und am Möglichen Genüge gefunden hätte.

Mit der Verfassung für den Kaiserstaat Oesterreich war es allerdings kein Leichtes. Niemand hatte vor den Märztagen sich damit beschäftigt, diejenigen Linien und Grundzüge aufzusuchen und aufzufinden für eine Verfassung, wie sie für das Gesammt-Oesterreich passend wäre.

Oesterreich war nicht Frankreich, Wien war kein Paris, als die neue Zeit über Nacht hereinbrach.

Der österreichische Kaiserstaat bot vor allen andern Staaten der Welt, den Staatsmännern die Auflösung des schwierigsten Räthsels in der Verfassungsfrage, durch seine sonst nirgends vorkommende Zusammensezung.

Nicht blos wohnen darin die verschiedenartigsten Nationalitäten im Gesammtstaat, sondern in den einzelnen Landschaften desselben wohnen unter einander völlig verschiedene Nationalitäten, Sprachen, Interessen, die sich durchkreuzen, abstoßen, bekämpfen.

Es waren in diesem österreichischen, aus verschiedenen Nationalitäten mit verschiedenen Interessen, Sprachen, Glaubensbekenntnissen und Bildungsgraden zufällig nach und nach zusammengebrachten Staatenverband sogar einzelne bedeutende Theile, die in nationaler und materieller Hinsicht eine natürliche Hinneigung zu diesem oder jenem fremden Länderverband hatten, und die sich in eben dem Grad von dem österreichischen Staatsganzen seit lange abneigten. Und gerade diese Theile der Monarchie waren lange selbstständige Staaten gewesen und hatten eine eigene Geschichte, mit größern unvermischten Nationalerinnerungen, als die Hausgeschichte Habsburgs war.

Dieses künstliche Ganze hatte bisher kein inneres Band zusammen gehalten, weder der Geist noch das Interesse, sondern nur die Politik des raffinirten Absolutismus.

Seit Jahrzehenten hatten die sich durchkreuzenden Interessen in Bestrebungen sich hervor zu thun gewagt, von Zeit zu Zeit, selbst in solchen Bestrebungen, welche auf Loslösung vom österreichischen Staatsganzen hinzielten. Die Künste und die Waffenmacht der metternich'schen Politik hatten die kaum entstandenen Bestrebungen mit den grausamsten Mitteln zurückgedrängt, niedergehalten, nicht vernichtet: der Sturz Metternichs und des Absolutismus war die Auferstehung, die offene Erhebung dieser Bestrebungen.

Das Plötzliche des Hereinbruchs der Neuzeit, die Hast der sich drängenden Ereignisse in der nächsten Nähe, in Wien selbst, das Niedagewesene solcher Lagen und Stimmungen der Völker, und dabei die lang hervorgebrachte Gewohnheit, Wien als tonangebend und befehlend, alle Theile des Reichs als Wien nachgehend und Befehle annehmend zu betrachten — das alles ließ in diesen Tagen selbst Staatsmänner Zweierlei übersehen, sowohl das Daseyn des zahlreichsten Volksstamms, der Slaven, wie anderer nicht deutscher Volksstämme, als auch das Wiedererwachen des bisher mit eiserner Faust niedergehaltenen Nationalitätsgefühls dieser nicht deutschen Stämme.

So hatten diese Staatsmänner selbst, weil sie im Drang der

Dinge und Geschäfte nicht zur klaren Ueberschau und Einsicht der Verhältnisse kamen, so wenig als die ältern und jüngern Männer des Fortschritts im Volke, einen deutlichen Begriff davon, wie unendlich schwierig eine gemeinsame Verfassung für dieses österreichische Staatsganze seyn mußte, und die Erstern, wenigstens Pillersdorf, glaubten vorerst der Sache ein Genüge zu thun, wenn man die belgische Verfassung zum Muster, aber daraus nur so viel für Oesterreich nehme, als gut schien um Altösterreich mit Neuösterreich, das Jezt und Heute mit dem Vordem und dem Gestern ohne gewaltsamen Riß zu vermitteln.

Es waren aber auch in nächster oder näherer Umgebung von Pillersdorf Leute aus der alten Schule Metternichs. Die wußten aus Erfahrung, daß Völker in deutschen Landen und auch in nichtdeutschen, sich selbst beschwichtigt und begnügt hatten, wenn man ihnen nur ein Papier in die Hände gab, und eine Verfassung auf dem Papier. Die riethen am stärksten, schnell, sofort eine Verfassung für die Wiener zu Papier zu bringen, und wär's die belgische. Sie waren gewiß, daß, wer die Macht hat, das Papier — Papier seyn lassen oder daran ändern, sogar durch die Volksvertretung selbst daran ändern lassen könne, nach Belieben, wie es bisher oft geschehen.

Pillersdorf selbst, ohne die jezt nothwendige eiserne Consequenz der Grundsäze und des Handelns, nicht felsenfest genug inmitten der drohenden Bewegung, hatte noch das Unglück, daß in seinem Ministerium fast täglich ein oder das andere Mitglied wechselte, und auch seine Entschlüsse wechselten, wie die Menschen um ihn. Dabei hatte er Mitarbeiter im Ministerium, wie den Kriegsminister Grafen Latour, der unter dem Schein, mit Pillersdorf vorwärts zu gehen, das alte System im Herzen, im Stillen thätigst für die Reaktion war.

Wie in Berlin hatte sich in der Hofburg Wiens, und außerhalb Wiens, die Partei der Reaktion bald genug wieder gefaßt, ihre Kräfte und Mittel zusammgesucht, ihre Plane gemacht, zu handeln angefangen. Von ihr wurde Pillersdorf theils benüzt, theils getäuscht.

Es wäre Thorheit auch nur unter diesen Umständen, wenn keine andere hinzugetreten wären und seine Stellung schwieriger gemacht hätten, von Pillersdorf zu erwarten, daß er im Sturm, der von allen Seiten heranbrauste und die Wellen aufpeitschte, das mast- und takellose Staatsschiff Oesterreich hätte umbauen und nicht nur flugs

Mittel und Wege für plözlichen materiellen Wohlstand, für Verkehr und Erwerb, sondern sogar für Wissenschaft, Bildung und Gesittung aufsuchen und auffinden sollen. Es war viel, wenn er Oesterreich ganz aus der Brandung hinaussteuerte, daß es die Revolution nur überdauerte, dieses Oesterreich, das er überdieß bei seinem Eintritt ins Ministerium in äußerster Geldnoth getroffen hatte, erschöpft bis aufs Mark.

Zu allen innern Verlegenheiten kamen aber die Zustände der Provinzen. Die Provinzen waren eifersüchtig auf Wien, die Provinzen gingen nicht Hand in Hand mit der Hauptstadt, nicht den gleichen Weg, Wien war schon in den ersten Tagen des Mai von den Provinzen thatsächlich nicht mehr anerkannt.

Es gibt noch jezt Leute, welche sich die Einbildung nicht nehmen lassen, als hätte ganz Oesterreich, in allen seinen Gliedern, in gleichem Schritt und Takt mit der Hauptstadt, den revolutionären Gang mitgemacht, und es verdrießt sie, als vorenthielte man ihnen die ganze Wahrheit, wenn man nicht das ganze Kaiserreich, wenn man nur die Hauptstadt in Revolution zeigt. Aber die eigentliche Revolution zog sich eng und enger um und in die Hauptstadt; sie war und blieb zulezt eigentlich auf die Mauern Wiens beschränkt.

Ungarn hatte sich in den ersten Tagen der Wiener Revolution, in der ersten Betäubung des Hofs und der Regierung, fast selbstständig gemacht, es hatte sich nach und nach so gut als losgetrennt, und Adel und Volk arbeitete auf völlige Trennung von Oesterreich, auf Unabhängigkeit hin, es fing bereits an, feindlich gegen Oesterreich aufzutreten. Die Südslaven, die Sachsen, die Wallachen, waren abgeschnitten und auf sich verwiesen. In Böhmen traten die Slaven unter sich zusammen, und im Angesichte der Erfolge, welche die Trennungsabsichten der Ungarn hatten, sprachen die Zeitungen dieser Partei in Prag ähnliche Bestrebungen deutlich aus. Bisher waren Sprache und Glauben der Tschechen halb geächtet gewesen, jezt erst hatte der Kaiser beide in gleiche Berechtigung mit denen der Deutschen gestellt.

Die vom Ministerium ausgeschriebenen Wahlen nach Frankfurt wurden von den Tschechen hintertrieben, die Tschechenklubbs terrorisirten als Herrscher und selbst der Landeschef in Prag widersezte sich mehreren ministeriellen Anordnungen. In Italien war das

Heer, nicht nur um sich vom Untergange zu retten, auf dem Rückzug, von dem Nothwendigsten entblößt, sondern der Legat des Papstes war der erste, der ganz ungenirt und mit größter Kälte dem Wiener Ministerium auseinandersezte, daß Oesterreich die italienischen Provinzen aufgeben müsse.

Solches wagten diese; hinter dem Rücken des Herrn von Pillersdorf wußten die Ungarn vom Kaiser das förmliche Zugeständniß gänzlicher Trennung Ungarns in der Verwaltung zu gewinnen und das Ministerium wurde auf gesezlichem Wege von diesem Schritt des Kaisers nie unterrichtet. Pillersdorf erließ Verordnungen für Ungarn in militärischen und finanziellen Dingen; da er, wenn auch nicht auf dem Wege auf welchem es seyn sollte, doch unter der Hand von jenem Schritt des Kaisers Kenntniß bekommen hatte, so lud er die ungarischen Minister zur Verständigung ein, aber von diesen erfolgte nie eine Antwort.

So hatte Pillersdorf nicht den geringsten Halt an seinem Monarchen, der Kaiser war kränklich, für Staatsgeschäfte schon körperlich nicht gemacht, und des Kaisers Schwäche, oder in seinem Namen Jemand aus seiner Umgebung, arbeitete dem Minister in solchen wichtigsten Dingen noch entgegen. Seine Thätigkeit wurde durchkreuzt, gehemmt, gelähmt durch kaiserliche Gouverneure, durch den Hof, durch Ungarn, durch Croaten und durch Tschechen, durch Reactionäre im Ministerium selbst und durch das in Oesterreich ganz neue Element, die Demokratie, und zwar die Demokratie nicht reifer, sondern jugendlicher Demokraten. In keinem Land der Erde war die Demokratie so brausender und überschäumender Most, als in Wien; nicht bloß das Herz, der Kopf war heiß.

Allen diesen Mächten und ihren Bestrebungen und Forderungen mit einer Verfassung zu genügen, war nicht leicht selbst für den größten Geist und durchgreifendsten Character.

Der Nationalitätenstreit: Ungarn, Böhmen, Italien.

Diese Verfassung, um nur den Tschechen, Croaten und Ungarn Befriedigung zu geben, hätte müssen die Kraft in sich haben, die Trennungs- und Sonderbestrebungen zu neutralisiren. Sie hätte müssen den einzelnen Nationalitäten diejenige nationale und freiheitliche Entwicklung gewährleisten, daß sie lieber unter dieser Verfassung hätten leben, als von dem österreichischen Staatsganzen sich lostrennen wollen; weil die Verfassung selbst ihnen schon so viel geboten hätte, daß die Unabhängigkeit ihnen wenig mehr darüber hinaus bieten konnte, und daß dieses Wenige der ungeheuern Opfer nicht werth war, die eine gewaltsame Lostrennung unumgänglich gemacht hätte, ja daß dieses Wenige noch sehr überwogen wurde durch die materiellen Vortheile, welche durch das Verbleiben im österreichischen Staatenverband gewiß waren.

Eine solche, alle Stämme befriedigende Verfassung, wurde aber in diesem Augenblick schlechthin zur Unmöglichkeit, dadurch, daß die nichtdeutschen Stämme nach dem glänzenden Scheinbild sogenannter Nationalfreiheit fanatisch haschten, blind es verfolgten, und es weit über die wirkliche Freiheit, die politische und bürgerliche, sezten, oder sie geradezu mit jener verwechselten.

Es lag im Interesse des russischen, nach Ausdehnung und Weltherrschaft trachtenden Despotismus, den Nationalitätsdrang unter allen slavischen Völkerschaften zu reizen und zu pflegen, das Streben nach Freiheit überhaupt, das in der Zeit lag, zu beirren und durch das vorgeschobene Ideal der Nationalfreiheit, einer großen

selbstständigen Slavennation, seinen selbstsüchtigen Zwecken dienstbar zu machen, so daß der Völkerkampf um die Freiheit auslief in dem Siege der Despotie und, unter dem einen Czaar versammelt und zur großen slavischen Nation vereinigt, alle slavischen Stämme zulezt daständen, aber nicht als Freie, sondern als Sclaven und als Werkzeuge des Despotismus gegen die freien Völker Europa's.

Vor die Freiheit schob Napoleon den Franzosen den Ruhmesglanz der großen Nation; dadurch machte er die freien Franzosen zu siegreichen Soldaten und Trägern seines Ruhmes und seines Despotenthrones, und betrog sie um die Frucht der Revolution.

Die Deutschen, die Spanier, die Russen kämpften gegen Napoleon; wie es hieß, einen „Nationalkampf für ihre Nationalität," für die „Befreiung von der Fremdherrschaft." Darüber verloren die Spanier und die Deutschen, gerade durch den Sieg über Napoleon, sowohl diejenige Freiheit, welche sie schon besaßen, als auch die Freiheit, auf die sie Hoffnung und Anspruch hatten, an ihre Fürsten, deren Throne sie wieder aufgerichtet oder festgestellt hatten. Die Folge der „Befreiungskriege," die so siegreich nach Außen waren, war Knechtschaft im Innern, trauriger als je. Die ideale Nationalfreiheit, für welche die besten Deutschen sich geopfert hatten zerfloß wie eine Rosenwolke, sobald das magische Licht der Freuden- und Siegesfeuer des ersten Aller-Deutschen-Festes (18. Oktober) in Nacht zerfloß, und als Wirklichkeit von dem schönen Traum blieb nichts übrig, als die vielen fast unumschränkten Fürstenhöfe in Deutschland unter der Oberherrschaft der heiligen Allianz, die, was von Freiheit einzelne Fürsten ihrem Volke gaben, wieder verkümmerte, zum besten Theil wieder entriß.

Das alte vielstämmige Griechenland ist nicht dadurch, daß vor Allem alle seine Glieder zur Nationalität zusammenstrebten, die große und ewige Nation der Weltgeschichte geworden, sondern dadurch, daß einzelne Staaten, daß Sparta und Athen für sich zuerst das Recht feststellten und die Freiheit dauernd begründeten: es gab freie Athener und unter der Freiheit höchste Werke des Geistes und der Kunst, ehe alle Griechen das Band der Nationalität umschlang, als ein selbstständiges Ganzes, als Glieder Eines Leibes. Die Freiheit ging der Nationalität voraus und wurde ihr fester Kern.

Umsonst sprachen die Lehren der Geschichte: mit dem Anfang des

Jahres 1848 wurde der Nationalitätstrieb in den Völkern, am meisten in den Slaven, Magyaren und Italienern, fieberhaft, verzehrend.

Die große Mehrheit bildeten im österreichischen Kaiserstaat von Anfang an die Slaven. Sie umfaßten den Deutschen, Magyaren und Italienern gegenüber fast die Hälfte der ganzen Bevölkerung.

In Meklenburg, Pommern, Brandenburg, Meißen, der Lausitz und an der Saale hin, waren die Slaven bald genug in die deutsche Bildung eingegangen und deutsch geworden, nicht so in Oesterreich. Selbst in Kärnthen, Steiermark, Friaul und Krain, vollends ganz in Dalmatien, Illyrien, Slavonien, Serbien, Bosnien, Kroatien, Schlesien, Böhmen, Mähren und Polen hatte das slavische Element in seiner Besonderheit sich erhalten. Das Gefühl der Nationalität war aber in allen diesen unter sich sehr verschiedenen Slavenzweigen des Kaiserstaates sehr jung, erst in der Mitte der dreißiger Jahre erwachte und regte es sich, zuerst literarisch, dann erst politisch, mit großem Schwung in Poesie und Prosa. Die Idee der Nationaleinheit aller Slaven und eines großen Slavenreiches wurde von der russischen Regierung einerseits, von der polnischen Propaganda andererseits genährt. Der Czaar und seine Politik arbeiteten im Geheimen, zum Theil auch offen, die Slaven der preußischen und der österreichischen Monarchie, wie namentlich auch die slavischen Unterthanen der Türkei, für sich zu gewinnen, und sie ihrem bisherigen Staatenverbande zu entfremden, dadurch die Türkei, Preußen und Oesterreich zu schwächen, und bei Gelegenheit durch die starken Arme aller Slaven den Thron des Czaaren so hoch zu stellen, daß diese Reiche und Europa von der russischen Oberherrschaft abhängig, ja der russischen Weltherrschaft unterthan würden. Die Vorspieglung von der Macht und der Hoheit Rußlands und der Verherrlichung des slavischen Namens durch dieselbe blendete manchen halbbarbarischen Slaven. Bei denen, welche griechischen Glaubens waren, that die Religion sehr viel, die man fleißig als Bewegungsmittel spielen ließ, neben Ehrenauszeichnungen, Orden, Titeln, neben dem russischen Geld.

Die polnisch-slavische Propaganda trat später, als die Thätigkeit des russischen Absolutismus, auf; sie wollte alle Slavenzweige entweder in eine große slavische Republik oder in ein slavisches Groß-

Königreich, in eine Föderativ-Monarchie vereinen. Zu diesen Gedanken erhoben sich zwar nur die Slaven der Landestheile des ehemaligen Polens. Die Slaven in Böhmen schwärmten für ein besonderes czechisches Königreich mit nationaler Selbstständigkeit und Macht, gegründet auf die Unterdrückung der Deutschen in Böhmen, nicht für allgemeine Freiheit; Mähren, Schlesien und die Slovakei sollten Theile des czechischen Königreichs bilden. Die Südslaven des österreichischen Kaiserstaats träumten von einem dreieinigen südslavischen Reich Kroatien-Slavonien-Dalmatien, dessen Anhängsel Krain, Kärnthen und Istrien bilden sollten. Alle slavischen Zweige Oesterreichs waren wenigstens eins im Haß gegen Deutsche und Magyaren und im Willen, ihre bisherigen Unterdrücker zu unterdrücken.

Bis zum Frühling des Jahres 1848 bargen sich ihre Bestrebungen, das heißt, die der Führer, unter dem Ueberwurf der Literatur. Durch Wiedererweckung alter slavischer Erinnerungen und Dichtungen, durch nationale Behandlung der slavischen Geschichte, durch Hervorheben des alten Glanzes und der durch Deutsche und Magyaren erlittenen Unbilden und durch den Versuch, eine allgemeine Slavensprache und Schrift zu schaffen, suchten sie für die Nationalitätsidee zu wirken, für die politische Einheit, und in Prag, Laibach, Agram, Preßburg, Pesth und Belgrad waren Zeitschriften für diese slavische Sache in Thätigkeit, so klug und fein, daß dem Ministerium Metternich der wahre Inhalt dieser über ganz Oesterreich hin verbreiteten Bestrebungen nicht zum Bewußtsein kam, und daß in den günstigen Tagen, was so lange nur ein unschuldiger, in viele Zweigvereine auseinander gehender literarischer Hauptverein schien, plötzlich aus diesem wissenschaftlichen Ueberwurf heraustrat als eine festgeschlossene national-politische Partei. Die Fäden des geheimen Bundes liefen in dem national-czechischen Museum zu Prag zusammen. *)

In Böhmen machen die Deutschen nur ein Drittel, die Slaven zwei Drittel der Bevölkerung aus, und beide machen Anspruch, die Ureinwohner des Landes zu sein. Die Verbindung Böhmens mit Oesterreich war nie ruhig, und das Glück der deutschen Herrschaft nie

*) Viele Aufklärung hierüber, wie über slavische und magyarische Verhältnisse überhaupt, findet man bei A. Schütte: Ungarn und der Unabhängigkeitskrieg; ein Werk, bedeutend durch vielfache Augenzeugschaft.

so glänzend, daß sie den Czechen die einstige Größe, Selbstständigkeit und Freiheit seines Volkes hätte vergessen lassen. Den tiefen Groll, womit der Czeche das Deutsche ansieht, hat die deutsche Herrschaft in ihm groß gezogen, durch jahrhundertlange Bedrückung und vielerlei angethane Schmach. Nach dem dreißigjährigen Kriege, in welchem im Namen Gottes der blühende Garten Böhmens durch die deutschen Habsburger zu einem öden Kirchhof gemacht wurde, war die Behandlung des Landes und Volkes vollends so, daß es von da an, jeden Tag von seinen Herrschern und Unterdrückern neu verletzt und zurückgestoßen, naturgemäß sie nicht lieben, nur hassen konnte.

Vor dem Krieg war Böhmen eines der glücklichsten Länder gewesen, durch Wohlstand seiner Gewerbe, durch Reichthum des Bodens und den Fleiß seiner aufgeklärten Bebauer, durch seine Schulen, hohe und niedere, die berühmtesten im deutschen Reich, ja in Europa; durch seine allgemeine Bildung, an der selbst der Landmann und der Arbeiter in den Städten Theil hatte; durch seine großen Städte, voll regsten Lebens; durch seinen wohlhabenden Mittelstand, zahlreich und fortgeschritten wie nirgends in einem Lande; durch seine Wissenschaft und Kunst; und durch eine seltene Zierde endlich, durch die nicht gewöhnliche wissenschaftliche Bildung seines reichen Adels.

Wenn im südlichen und westlichen Deutschland weder das Gedächtniß erloschen ist an das, was das Haus Habsburg im dreißigjährigen Krieg und zuvor ihm gethan, noch die Wunden überall ganz vernarbt sind, die es ihm geschlagen: so war in der Böhmen Gedächtniß das Vorher und das Nachher mit großer und glühender Schrift geschrieben, da die sechshundert barbarisch zerstörten Städte, die achtundzwanzigtausend verbrannten Dörfer durch die habsburgische Politik und das römische Glaubensbekenntniß nicht wieder aus Schutt und Asche hervorgezaubert wurden, und die hundertdreißig Städte und die sechstausend Dörfer, die übergeblieben waren, sich langsam wieder erholten, manche, wie Prag selbst, nicht mehr zur früheren Kraft. Die Besten seines Mittelstands und seines Adels hatte zulezt noch das Schaffot gemordet oder waren sie auf den Galeeren langsam hingerichtet, ihre Güter eingezogen und an die deutschen Wüthriche verschenkt. Das grollte in den Enkeln und Urenkeln fort, und bleiern war der Druck, der fortan über ihrer

Sprache, ihrem Glauben, ihren Schulen, ihrer Literatur selbst, über ihrer ganzen Nationalität lastete. Fremde Sprache herrschte, fremde Justiz, fremdes Gesez, fremde Sitte, fremde Menschen, und nichts geschah, um so vieles vergessen zu machen, manches Neue geschah, um die alten Wunden neu bluten zu machen, das alte Unrecht zu vergrößern, den Haß und die Rache zu reizen, nicht zu versöhnen.

Auch in Mähren bilden die Slaven drei Viertel der Bevölkerung, von den Deutschen hintan gesezt und bedrückt. In Schlesien, dem österreichischen Schlesien, sind es theils reine Slaven, theils Slaven, welche Deutsche geworden sind, welche aber in Gesichtsbildung, Gestalt und Namen als Slaven sich erweisen.

In den Märztagen brach der lang zurück gehaltene Haß der Czechen gegen die Deutschen, nicht bloß gegen das Herrscherhaus, so hervor, daß viele etwas gegen die Deutschen fürchteten, ähnlich dem, was die sicilianische Vesper war.

In Böhmen und fast mehr noch in österreichisch Schlesien waren im Jahr 1847 Theuerung und Hungersnoth und in Folge davon die tödliche Seuche auf eine furchtbare Höhe gestiegen. Die Slaven des böhmischen Gebirges bis entlang den Karpathenzug sind das Elend gewohnt, es haust bei ihnen; auf langen Strecken wächst das Getreide spärlich und die Kartoffel ist ihre Hauptnahrung.

Im Jahre 1846 trat durch die Kartoffelkrankheit und den Mißwachs der wenigen Getreidefelder in diesen Slavengegenden das gewohnte Elend in einen außerordentlichen Grad, in die gräßliche Noth ein. An den Straßen lagen im Winter 1847 Leichen Verhungerter: aus Gallizien, woher sonst viel Zufuhr gekommen war, kam nichts, der Bauernaufstand des vorigen Jahres hatte den Feldbau und die Erndte fast vernichtet.

Die Bureaukratie mit der ihr eigenen Weitläufigkeit machte es der Regierung unmöglich, zu rechter Zeit abzuhelfen. Bis hin und her geschrieben, und wieder berichtet und Gutachten eingeholt und berathen und vorgeschlagen und unterbreitet und beschlossen und genehmigt war, war ein Theil der slavischen Bevölkerung verhungert. Edelgesinnte Adelige eilten wie wohlhabende Bürgerliche, mit Privatmitteln der Noth zu steuern, aber das Nervenfieber in unwiderstehlich ansteckender und schnell verzehrender Art kam dazu, Slovaken brachten es aus den Karpathen mit, die in ganzen Familien, vom Hunger

gestachelt, nach Schlesien eindrangen, bettelnd, ohne ihre Blöße bedecken zu können.

Wie sonst die Wegzeiger, wiesen die gefallenen Leichname dieser Unglücklichen, welche, eine neue Art von Eroberern, aus Hunger in Schaaren in's benachbarte Gebiet hereingefallen waren. Unbeerdigt lagen sie da, aus Furcht vor Ansteckung unberührt; und im Frühjahr 1847 wuchs die Seuche in ganz Schlesien und Böhmen mit der Hungersnoth. In manchen Ortschaften starb ein Zehntheil der Bevölkerung in kurzer Zeit, weil von den wenigen Aerzten viele starben und der Mangel an Allem die Krankheit beförderte. Augenzeugen sagen, daß viele Häuser ganz ausstarben, ohne daß sich Jemand darum kümmern konnte, und daß die Leichen wochenlang unbeerdigt darin liegen blieben. Einzelne lebten in diesen Häusern fort, meist Kinder, mitten unter den Leichen, bis eine barmherzige Hand sie fort nahm und rettete; viele so gleichgültig in ihr Schicksal ergeben, daß sie von dem Sterbelager nicht weichen wollten, das sie bereits selbst festhielt, oder nicht von den Leichen ihrer lieben Vorangegangenen*). Die gesegnete Erndte von 1847 sezte der Wuth des Hungers, damit der Seuche ein Ziel.

Und die Märztage 1848 kamen, und auf den Eisenbahnen lief die Zeitung vom Aufstand in Wien schnell durch die slavischen Lande.

Da saß der lang niedergedrückte Slave auf seiner Bank und redete manches böse Wort. Schon als es in Gallizien zwei Jahre zuvor sich regte und tobte, hatte es sich auch in den andern Slavenlanden gerührt. Und nun kamen mitten in der Einschüchterung der Behörden, die nicht wagten etwas zu thun, die Abgesandten aus der Hauptstadt und aus andern Städten, um das Landvolk für die Revolution zu bearbeiten; vorerst mit wenig Erfolg bei der Masse, da, wie das deutsche, so auch das slavische Landvolk bisher nicht in den Kreis der Vorbereitungen für die neuen Dinge gezogen worden, von dem Umschwung überrascht und noch wie im Traum war. Zu einem Ausbruch des Landvolks kam es zwar nicht, aber die Regierung mußte doch jeden Augenblick einen Ausbruch fürchten, und daß sie nichts weder gegen die Emissäre noch gegen das Volk that,

*) Correspondenznachricht eines Augenzeugen im Morgenblatt 1850 Nro. 53 und 54.

hielten manche für das Klügste, weil durch Einschreiten von ihrer Seite leicht ein Ausbruch erst hätte hervorgerufen werden können.

Auch in Illyrien und Dalmatien ist die Bevölkerung überwiegend slavisch, nicht zu einem Drittheile deutsch. In Illyrien war seit den dreißiger Jahren der Hauptheerd zuerst der literarischen, dann der politischen Bewegung unter den Südslaven, und beiderlei Bestrebungen unter allen südslavischen Völkerschaften ist man seit dieser Zeit gewohnt, unter dem Namen des Illyrismus zusammen zu fassen.

Die Unkenntniß der Verhältnisse dieser Lande hat viel Irrthum in der Auffassung des Kampfes vom Jahre 1848 und 1849, bei Gebildeten und Ungebildeten durch ganz Europa zur Folge gehabt, und die Kenntniß dieser eigenthümlichen Verhältnisse ist für das Urtheil wie für die Parteinahme, vorzüglich der Deutschen, bedeutend für die Gegenwart und für die Zukunft.

Diese Südslaven, mit verschiedenen Völkernamen und Mundarten, die auf der großen Länderstrecke nördlich von der Donau bis zum adriatischen Meer durch Kärnthen, Krain und Steiermark sich durchschlingend, in Kroatien, Slavonien, Dalmatien, Serbien, Bosnien tief hinein in die Türkei sizen — alle diese Südslaven verstehen sich sprachlich nicht nur untereinander, sondern ihr Slavisches ist dem Russischen näher, als dem Polnischen; die kroatisch-slavischen Gränzer und die Russen verstehen einander. Solcher Slaven sind es allein in Dalmatien, Kroatien, Slavonien und den ungarischen Comitaten und der Militärgränze drei Millionen und mehr als siebenmalhunderttausend.

Da war Alles von Nationalitätenhaß und Streit unter denen, die den Ton angaben, bis zum Jahre 1835 so still, daß im Jahre 1830 die siebenhundert Studenten der Agramer Akademie beschloßen, durch freiwillige Beiträge Professoren der magyarischen Sprache anzustellen, und daß diese Sprache zur Geschäftssprache und zu einem gewöhnlichen Unterrichtstheil in den Volksschulen zu machen, durch die Abgeordneten des Warasdiner Comitats beantragt wurde.

Von jeher waren die Flächen der Ukraine ein Hauptsitz der Poesie der Slaven, und was der Kosak neben seinem Pferd in der grünen Steppe dichtete, das wurde nach dem Slaven Mickiewitz gleich den serbischen Liedern Nationaleigenthum aller Südslaven; aber die Ko-

sakensprache, die klein-russische, ist gerade die Mittelsprache zwischen der polnischen und russischen, und allen Südslaven verständlich.

Als Rußland sah, daß in den Slavenlanden des Königreichs Ungarn die magyarische Sprache solche Fortschritte machen sollte, da war die russische Propaganda freigebig und rührig, und wie aus dem Boden über Nacht gewachsen waren die südslavischen Zeitschriften vom Jahr 1835 an, welche für slavische Sprache und Nationalität thätig waren, und unverholen verkündeten, daß „die slavische Nation, dieser Riese von kolossaler Größe, dessen Haupt am Busen des adriatischen Meeres bade, dessen Füße bis zum Nordmeer und an die chinesische Mauer reichen, in der männlich starken, gegen das Herz des türkischen Reiches gewendeten Rechten das schwarze Meer trage, in der gegen das Herz Deutschlands gewendeten Linken das baltische Meer; sein Herz sei unter den Karpathen, sein Magen seien die Ebenen Polens, Bauch und Schenkel die Gefilde Rußlands; alle Slaven seien Brüder und die slavische Nation die größte in Europa."

Unläugbar ist, daß unter den verschiedenen politischen und religiösen Gestaltungen, bei den vielen und verschieden entwickelten Mundarten der vielästigen und vielzweigigen Slavennation von den drei wichtigsten Mächten, welche die nationale Einheit wenigstens als ideale bedingen, der Religion, der Poesie und der Sprache, zwei es sind, nämlich die Sprache und die Poesie, welche den Charakter der Einheit, unverkennbare gemeinsame Familienzüge an sich tragen. Und eben so ist es gewiß: Wie die ersten Führer der Czechen, Palazky und Hawliczek, offen erklärt haben, daß sie sich lieber mit den Russen verbinden würden, die ihnen näher stehen als die Deutschen; so neigt die Gesinnung der Südslaven zu Rußland hin, und die russische Politik weiß das zu benüzen. Zwischen den Jahren 1840 bis 1844 zeigte es sich schon, daß es sich nicht mehr bloß um nationale Spracheinheit, sondern um politische Nationalität handelte. Die österreichische Regierung selbst nährte noch heimlich, und, wie sie meinte, klug in ihrem Interesse, den von Rußland angefachten und geschürten Nationalitätsstreit unter den Südslaven. Sie hoffte dadurch den neu zu bedenklicher Macht gekommenen und immer weiter strebenden Magyaren im eigenen Lande das nachhaltigste Hinderniß zu bereiten. Die Spannung der Nationalitäten in dem Königreich

Ungarn, vorzüglich der Slaven gegen die Magyaren, sollte den deutsch-österreichischen Kaiserthron stützen.

Das feurige Morgenroth wie die blutige Abendröthe des ungarischen Volkskampfs, die stille und große Sonne Kossuths, die Glorie so vieler Helden, haben das Urtheil der Menschen geblendet und beirrt: die Poesie hat es mit dem Erhabenen und mit dem Schönen zu thun, ohne Kritik; die Geschichte hat den Beruf, der Wahrheit auf den Grund zu gehen, auch auf die Gefahr hin, daß mancher Stern an Glanz verliert, daß das Große nicht immer das Richtige, noch das Schöne stets das Zweckgemäße, das Politische wird, und daß die Wahrheit Tausenden in ihren schönen Traum und ihre Begeisterung kalt und erbarmungslos hineingreift.

Man hält in der Welt den Ungar und den Magyar*) für ein und dasselbe; ja man schreibt Alles den Ungarn zu gut, was nur den Magyaren gilt. Wer einen stolzen, glänzenden Magyaren gesehen hat, dem schwebt er, wie lange genug den metternichischgedrückten Wienern, als ein Bild des freien Mannes vor: vor dem Glanze sieht man nicht, was dahinter sich birgt, den tyrannischen Unterdrücker großer und edler Volksstämme, von denen viele einfache Männer sittlich und geistig hoch über ihm stehen.

Die Magyaren sind nicht die Ureinwohner des Landes, sie gestehen das selbst zu, sie sind eingewandert, sie haben das Land erobert. Sie sind eine Art von Hunnen, aber eine veredelte Art, so sehr ihr Stolz die Gewißheit der durch Racenkreuzung veredelten mongolischen Herkunft läugnen und sich zu vollblütigen Verwandten der Türken machen möchte. Durch die Jahrhunderte hindurch blieben sie ein bloß kriegerischer Stamm, ohne schöpferische Kraft in der Wissenschaft, in der Poesie, in irgend einer Kunst, als kriegerischen Künsten. Keiner Wohlthat hatte sich das eroberte Land und Volk von ihnen zu erfreuen, nur zuerst der Verwüstung, dann der Unterjochung. Was der Verheerung entgangen war, die Haiden, die Wälder, die Felder, selbst die verbrannten Wohnstätten der Menschen — das ganze Land theilten die Krieger unter sich aus, und das übergebliebene Volk wurde zu Sclaven gemacht.

*) Dieses Wort wird nicht Madschar, sondern Modjar gesprochen, mit dem Ton vorn.

Man hat mit Recht bemerkt, daß die Magyaren gegen das übrige Volk in Ungarn sich genau so verhalten, wie die Mamelucken zu der übrigen Bevölkerung von Aegypten.

Der Stamm der Magyaren, der Eroberer des Landes, machte zulezt den vierten Theil der ganzen Bevölkerung Ungarns aus, aber ihre kriegerischen Führer machten sich bald genug auch in ihrer Nachkommenschaft zu Herren der Eroberer, und von diesen Führern her schreiben jezt gegen viermalhunderttausend Edelleute ihre Abkunft, diese Edelleute betrachten sich und benahmen sich seit lange als Eigenthümer des ganzen Landes, die andern Magyaren als ihre Lehenträger, die übrige Bevölkerung als Knechte, nach verschiedenen Abstufungen.

Diese Edelleute benahmen sich von Anfang bis zum Jahr 1848 als „die ungarische Nation.“

Es gab eine Zeit, wo ein Lichtstrahl des höheren Geistes religiös und sittlich auch diesen Adel berührte, mit wunderbarer Wirkung, welche zeugte für die Bildungsfähigkeit desselben zum Edeln und Großen. Aber der Großadel der Magyaren ging mit dem andern Adel nicht gleichen Schritt, weder in der geistigen noch in der politischen Freiheit, weil der Großadel von der Aufklärung, wie von den Wahrheiten der Religion Verkürzungen seiner Finanzen fürchtete. Dann, nachdem er sich hatte gebrauchen lassen und gebraucht war, sprach man unumwundener auch zu ihm von „Ausrupfung der ungarischen Hoffartsfedern, von Einführung böhmischer Hosen, von Umtauschung der goldenen und silbernen Knöpfe in bleierne.“

Denn seit lange ging die am Wiener Hof herrschende Partei damit um, das mächtige altberühmte Wahlreich Ungarn mit List und Gewalt um seine hergebrachte Verfassung zu bringen und es in ein absolut monarchisches Erbreich umzugestalten. Die Magyaren aber vertheidigten die Privilegien ihres Landes gegen die Uebergriffe der Krone mit Muth, mit den größten Opfern, mit Gut und Blut.

So blieb die alte Feudalverfassung in Ungarn, wegen ihrer Vorzüge, troz ihrer Gebrechen, starrfest gehalten, als ein Bollwerk gegen den Sieg des habsburgischen Absolutismus, damit Ungarn nicht werde, wie Böhmen, Steyermark und andere einst freie Lande. In jeder Aenderung daran sah der Magyare den Anfang zum Abbruch der mittelalterlichen Freiheit.

Die Gebrechen aber dieser Feudalverfassung waren groß. Neben dem, daß nur die Edelleute nach ihr die Nation bildeten, Grundbesizer waren und allein das Recht der Theilnahme an der Regierung und der Gesezgebung hatten, zahlte das übrige Volk allein alle Steuern, der Edelmann war von allen Abgaben frei, selbst die Wege und die Brücken zu bauen war allein Last des Bauern und des Bürgers. Die Leztern hatten die Last, die Dämme an den Flüssen zu bauen, aber nicht das Recht, den dadurch entwässerten fruchtbaren Boden zu kaufen. Der adelige Besiz war unantastbar, die Bevorzugungen des Adels gingen bis ins Lächerliche. Ganze Städte hatten nur eine einzige Stimme, gerade so viel als der geringste Edelmann für sich allein, auf dem Reichstag. Der Bauer war leibeigen, wurde, wie der Bürger, geprügelt, und konnte von Grund und Boden ohne alle Ursache verjagt werden.

Kaiser Joseph II. wollte diese alten Feudalgebrechen aufheben, die Leibeigenschaft abschaffen, Religionsfreiheit, eine vernünftige Rechtspflege, Aufklärung, Gleichberechtigung aller Stände einführen. Die Magyaren erklärten Joseph dafür als einen „Despoten, der ihre Freiheit verleze," das heißt, die Vorrechte der Edelleute beeinträchtige. Die Geistlichkeit im Bunde mit dem Adel siegte über Josephs Ideen und Anordnungen, und die Nation, d. h. der Adel, war wieder frei, und die alte Barbarei ging fort, der Bauer blieb leibeigen, der Bürger galt nichts, vor dem Haus eines jeden Dorfrichters stand eine Prügelbank für die Bauern, in den Städten konnten der reiche Bankier wie der gelehrte Professor auf Anordnung eines Komitatsgerichtes öffentlich geprügelt werden, wenn sie nicht von Adel, wenn sie Deutsche oder Slaven waren. Reiche ungarische Adelige konnten weder lesen noch schreiben. Fabriken sah man fast nirgends im Lande, die Galgen reich geziert, den Feldbau verwahrlost, große Strecken wüste, in den Wäldern hausten Räuberbanden und ihre Thaten besangen Dichter, blutige Excesse waren in der Ordnung — so sahen es glaubwürdige Augenzeugen in unserm Jahrhundert*). Die Rechtspflege war der Art, daß z. B. Prozesse

---

*) Ungarns Revolution und der Feldzug der Oesterreicher. S. 3 bis 9. Schütte, Ungarn und der Unabhängigkeitskrieg I. S. 4 bis 162. Haag, über slavische Zustände S. 16 und 17.

in zwölf bis fünfzehn Jahren fünf Richtern zugewiesen wurden, ohne daß einer derselben auch nur eine Zeile in den Akten las, geschweige ein Urtheil fällte; ja war es schon zu einem Spruch gekommen, so jagte der Edelmann Richter und Vollzugspersonen bei der Execution mit dem Stock davon, und der Vollzug war damit wieder auf mehrere Jahre hinaus geschoben, oder gelang es, die Pfändung zum Vollzug zu bringen, so kam es wohl vor, daß der Edelmann mit seinen Knechten sich wieder in Besiz des Gepfändeten sezte u. s. w.

Dieses streng feudal-aristokratische Joch, unter dem das Landvolk erliegt, nennt der edle aber despotische Magyare die Nationalfreiheit. Das sind die Privilegien des ungarischen Adels, der, in den obersten Schichten streng konservativ, in den untern barbarisch, in der Mitte zum Theil aufgeklärt und freisinnig ist.

Da es Metternich sehr daran lag, sein Gesez überall im Kaiserstaat, also auch in Ungarn zum absoluten Souverän zu machen und Ungarn der absoluten Staatsmaschine einzupassen, so that er von Anfang an das Seine dafür. Joseph hatte die absolute Freiheit dem gesammten Ungarn octroyirt: Metternich octroyirte die Knechtschaft nicht, er suchte die Magnaten zu Bureaukraten umzubilden, und die Bureaukratie in die feudale Komitatsverfassung hinein zu schieben, und zwar unter dem Scheine der Wahrung ihrer Nationalfreiheit, des Schuzes ihrer Verfassung, unter der Täuschung, als sey es ihm und dem Kaiser Franz aufrichtig Ernst mit der ausgesprochenen Liebe zu der alten ungarischen Verfassung und ihren barbarischen Vorrechten.

Indem Metternich Land und Volk der Willkür des Magyarenadels preisgab und das Schicksal von Millionen dem launenhaften Uebermuth und der Unkultur von viermalhunderttausend Edelleuten, und indem er damit die „Nationalrechte heilig zu halten“ schien, übte er nur sein gewöhnliches System, gegen die Freiheit die Vorrechte der Kasten scheinbar zu schüzen, das Volk in den Banden dieser Kasten und in der Unkultur zu erhalten, damit über die privilegirten Kasten Herr zu seyn, und durch diese Kasten selbst das Ganze zu beherrschen, bei Gelegenheit aber auch das Volk gegen die privilegirten Kasten zu gebrauchen.

Für diesen Zweck suchte das Ministerium des Innern und der Hof zu Wien, wovon Metternich wenig oder nichts wußte, für sich

die Bürger und Bauern gegen den Adel zu halten und in Schuz zu nehmen. Die Slovaken und Deutschen waren fleißig und betriebsam, und eigneten sich zu Finanzquellen für die bedürftigen Wiener Kassen um so mehr, je größer ihr Wohlstand wurde, aber erst dann, wenn sie von dem Adel emanzipirt waren. Darum förderte man Einzelnes, was sie wohlhabender machen könnte; darum unterstüzte man sie heimlich in Rechten gegen den Adel, und hielt hin und wich aus, wenn der Adel seine Interessen gegen die Massen geltend machen wollte. Der Bürger und Bauer wurde dadurch nach und nach gewöhnt, in der österreichischen Regierung gegen die Despotie des Adels eine Beschüzerin zu sehen. Das machte einen großen Theil des Adels wüthend gegen die immer mehr zu Kräften kommenden Deutschen und Slovaken, aber auch gegen die österreichische Regierung, deren selbstsüchtige und hinterlistige Politik endlich durchschaut wurde.

Ein großer Staatsmann am Ruder des Kaiserstaats hätte die Verbreitung der neuen Staatsideen, die auch in Ungarn um sich greifende Macht des Zeitgeistes benüzt, um sie gegen die altaristokratische Nationalpartei zu gebrauchen, hätte sich offen und ganz auf die Interessen des Volkes gestüzt, und jezt zu günstiger Zeit, da ein halbes Jahrhundert dafür vorbereitet hatte, was Joseph unvorbereitet wollte, die Idee des modernen Staates in Ungarn verwirklicht, und dieses Land auf freisinnigen Grundlagen mit dem österreichischen Staate völlig vereinigt.

Aber eben das Gegentheil der Freisinnigkeit war der Grundgedanke des metternichischen Systems, und so lange Oesterreich keine freie Verfassung hatte, und absolutistisch, darum der Feind der Freiheit Ungarns war, blieb die alte Feudalverfassung Ungarns, troz ihrer Gebrechen, wegen des vielen ihr inwohnenden Guten, immer noch unendlich besser, als die militärisch-bureaukratischen Einrichtungen, womit der Absolutismus Metternichs und des Hofes das Land zu beglücken drohte.

Gegen die lezteren griff schon seit 1839 der Gedanke an eine gewaltsame Revolution, zur Sicherung der Nationalunabhängigkeit, immer weiter um sich.

Es war die altaristokratische, die magyarische Partei, von der dieser Gedanke ausging, aber diese Partei waffnete sich zum Theil

selbst mit den neuen Ideen der Zeit gegen die absolutistische Wiener Regierung, andererseits verband sie sich mit allen denjenigen, in welchen die Grundsätze der absoluten Freiheit, eben diese Ideen der neuen Zeit, durch Einwirkungen von Außen her und durch die Presse Wurzel gefaßt hatten, mit der demokratischen Partei, die sich in Ungarn zu bilden anfing.

Nach den genauesten Angaben der neuesten Zeit beträgt die Gesammtzahl der Magyaren, der eigentlichen Ungarn, 5,278,665, der Slaven 5,277,329, der Wallachen 2,908,876, der Deutschen 1,377,484. Dazu kommen noch verschiedene Nationalitäten, zusammen 381,064. Bis in die neueste Zeit war für diese Bevölkerung von mehr als 15 Millionen Menschen die lateinische Sprache die Staatssprache gewesen. Die Magyaren führten zulezt die magyarische Sprache als Geschäftssprache ein, und als sie, statt in der todten lateinischen, in ihrer eigenen lebenden Sprache, der Sprache des zahlreichsten und herrschenden Stamms im Lande, ihre Comitatscirculare an die Ungarn einverleibten Kroaten schickten, fanden sich diese dadurch beleidigt und antworteten in kroatischer Sprache. Am 11. Dezember 1843 sezten es die Magyaren bei dem Wiener Hofe durch, daß die ungarische Sprache zur Reichstagssprache erhoben wurde.

Aus diesem Sprachenstreit entstanden so bittere Reibungen, daß zwischen Magyaren und den slavischen Kroaten im Jahre 1845 Blut floß und die Kroaten schrieben auf die Särge, in die sie ihre Todten legten, lateinisch die Inschrift: „Heute mir, morgen Dir.“ Sie hatte für sie einen andern Sinn als sonst, die Gewißheit der Rache an den Magyaren. Daß nach dem vom Kaiser und König sanktionirten Geseze die magyarische Sprache in allen slavischen Gymnasien gelehrt und von jedem, der ein Amt wollte, gefordert wurde, selbst von den Pfarrern, das erbitterte den Ehrgeiz der slavischen Nationalität. Der Uebermuth einzelner Magyaren reizte noch sonst.

Dazwischen hinein kamen die Märztage von 1848.

Der ungarische Reichstag von $18^{47}/_{48}$ war noch beisammen, als Metternich stürzte. Es saßen in dem Reichstag vortreffliche Männer, die edelsten des Adels, die schon bisher in ihren engern Kreisen für Industrie, Ackerbau und Wissenschaft Manches gethan hatten, und die jezt gerne die Hand boten, den Umbau der Verfassung auf neue

Grundlagen zu beginnen. In wenigen Tagen war der Reichstag einig und beschloß, den Grundsatz der Gleichberechtigung anzuerkennen; das Wahlrecht wurde auf alle Klassen des Volkes ausgedehnt, damit die privilegirte Volksvertretung des Adels, ebenso die bisherige Steuerfreiheit des Adels und die Robotpflichtigkeit der Bauern mit einem Male aufgehoben, und Ungarn war im Begriff statt der Freiheiten einer Nationalität, die allgemeine Freiheit auf seinem Boden schön aufblühen zu sehen.

Aber die slavischen Stämme in Ungarn waren zu wenig politisch erzogen, noch weniger als ihre westlichen Brüder und zu sehr hingegeben der Leitung einzelner ehrgeiziger selbstsüchtiger Männer, um auf die Stimme des großen Slaven Colar zu hören, der ihnen zurief, eine universale rein menschliche Tendenz verlange die Zeit und nicht den Egoismus der Nationalselbstständigkeitsrechte. Statt daran zu denken, unter den Ungarn und mit den Ungarn sich frei zu machen, ließen sich die Kroaten vor Allem verblenden und verführen, als gälte es vom Reichstag aus, die Slaven ganz zu entnationalisiren, und einzelne Mißgriffe von Ultramagyaren wurden so hingestellt, als bewiesen sie, wie eine kleine Partei die Freiheit für ihre Interessen ausbeuten und alle andern unterdrücken wolle. Jellachich, der neuernannte Ban der Kroaten, ein in Ungarn geborner Freiherr und Kroate, einst Liebling des Kaisers Franz, jezt k. Feldmarschalllieutenant und wirklicher Geheimerrath, der eine Rolle zu spielen Lust hatte, stachelte den Nationalfanatismus seines Stammes auf, unter der Täuschung, als beschüze er die Freiheit seines Stammes gegen die Uebergriffe der Ungarn. Sein Egoismus bestimmte ihn, statt der Freiheit, der Reaktion zu dienen.

Der Wiener Hof, unmächtig, der Gewalt der Ereignisse zu widerstehen, gab den Wienern, gab den Ungarn öffentlich nach, aber unter der Decke waffnete er seine Getreuen, darunter Jellachich, für die Reaktion gegen die Wiener, gegen die Ungarn, gegen seine eigenen Zugeständnisse an diese: er erklärte sich öffentlich gegen seine getreuen Reaktionsmänner, während er heimlich in ihnen allein seine Retter erkannte und sie stärkte.

So ließ sich der Egoismus einzelner Menschen und Stämme gegen das eigenste Interesse der lezteren und gegen die ungarischen Freiheitsbestrebungen aufwiegeln durch die Politik des Hofes. Diese

spiegelte den slavischen Stämmen das Scheinbild nationaler Selbstständigkeit als Höchstes und Erreichbares vor, um denselben die vom Schicksal ihnen bereits wirklich dargebotene Freiheit aus den Händen zu spielen, und durch sie die Freiheit überhaupt zu unterdrücken, zunächst die der Ungarn.

Das ist die Natur nicht-durchgebildeter Menschen, daß sie sich das Wesentliche entgehen lassen, und für unwesentliche Dinge Gut und Blut opfern. Von da an waren die Kroaten und andere Slaven so heftig auf ihre Nationalität aus, als hinge nicht ihr, sondern der Welt Heil davon ab, und doch bestand diese außer der Sprache, die ihnen Niemand rauben wollte, in Sonderbarkeiten, in der Art des Schnurrbarts und der Tracht, in Bräuchen, die ihnen ebenfalls Niemand entreißen wollte.

Vor allen fanatisch waren die Czechen, fanatisirt durch ihre Führer, die verlieren, je näher man ihnen tritt.

Eingeweihte, dem Verfasser dieser Geschichte als redlichst bekannte Männer, haben die Parteimänner der Czechen noch schwerer verurtheilt, als die Ereignisse. Lange schon vor den Märztagen sahen diese in der politischen Thätigkeit Palackys und seiner Mitarbeiter eine unheimliche Wirksamkeit, die dem Wiener Hof diente. Die böhmischen Stände, sagen diese, zeigten in ihrer Stellung und Haltung dem Kabinet Metternich gegenüber im Jahre 1847 den Anfang des Spieles, das sich nachher so verhängnißvoll wenden sollte.

Es wurde schon früher bemerkt, daß Metternich eine starke, erbitterte Partei am Hofe gegen sich hatte: der Kaiser Ferdinand haßte ihn von Jugend an, allen Mitgliedern des kaiserlichen Hauses war er unbequem, er hatte sie lange genug despotisirt. Der Hof bereitete ihm Schwierigkeiten, um ihn zu stürzen, jezt, da sein Sturz möglich schien, weil er altersschwach geworden, der Staatskanzler und eigentliche Regent Oesterreichs. Dazu wurden die czechischen Parteimänner vom Hofe ausersehen, eine czechisch nationale Bewegung zu machen, Werkzeuge des Hofes waren dabei in tiefem Geheimniß thätig, und eine starke nationale Oppositionspartei in den böhmischen Ständen trat auf und bereitete dem Fürsten Verlegenheit und Sorge. Palacky, Hawliczek, Trojan, Gay, Stur, Hurban und andere Parteiführer sind offen angeklagt, sich zuerst an den Hof gegen Metternich und

dann an die absolutistische Partei gegen die Freiheit der andern Stämme des Kaiserstaates verkauft zu haben.

Wie die Wiener Märzereignisse überraschend hineintraten zwischen die Intrike, zu der die Czechenführer von der Hofkamarilla gegen Metternich sich brauchen ließen, als diese Intrike kaum zu halber Entwicklung gelangt war: da verschworen sich Palacky und seine Freunde heimlich mit dem Wiener Hof; das czechische Volk, von ihnen sich führen zu lassen gewohnt, folgte ihnen im Glauben, daß es sich um ihre Nationalität handle; es glaubte ihnen, roh und unwissend wie es war, geistig schwerfällig.

Andere behaupten, die russische Politik sei allein in der Czechenbewegung wirksam gewesen: die Intriken des Petersburger und des Wiener Hofes werden wohl nebeneinander gespielt haben, ohne von einander zu wissen.

Metternich hatte den Anfängen der czechischen Bewegung, so unbequem sie in den böhmischen Ständen ihm wurde, ohne Gegenmaßregeln zugesehen, weil er darin einerseits keine Freiheitsgelüste, keine Geisterbewegung erkannte, andererseits wieder ein Mittel erblickte, die Stämme Oesterreichs zu spalten, gegenseitig zu verbittern, und so leichter, die einen gegen die andern gebrauchend, über allen zusammen zu herrschen.

Als in den Märztagen 1848 die Städte und Körperschaften des Kaiserstaates nach Wien schickten und um Preßfreiheit und eine Verfassung baten, da kamen auch von Prag die czechischen Abgeordneten im Hussitenaufzug; sie aber verlangten hauptsächlich die Vereinigung Mährens und Schlesiens mit Böhmen unter einem eigenen Ministerium. Ob diese beiden Provinzen damit einverstanden seyen, fragten sie gar nicht zuvor bei diesen an. Und als die Wiener Revolution eine Errungenschaft um die andere auch den Böhmen brachte, nahmen die Czechenführer sie — so sagen die Augenzeugen — mit der größten Kälte auf; so sehr sie grundsätzlich damit zufrieden waren, so sehr reizte es ihren Nationalstolz und Nationalhaß, daß sie diese Rechte aus d e u t s c h e n Händen, aus den Händen der Wiener annehmen sollten. Egoistisch engherzig, verbissen sie sich in den einzigen Gedanken ihres Slavenstaats, und fanatisirten den größten Theil der Czechen so sehr in die Nationalitätsidee hinein, daß Mancher von einem Nachspiel jener sizilianischen Vesper träumte: ihr

Haß gegen die Deutschen blieb nicht zurück hinter dem Haß der Palermitaner gegen die Franzosen. „Slava, Slava, nur die Slava! nichts von den Deutschen, nichts von demokratischen Freiheiten!“ war das Losungswort. In diesem Geist schrieb die Kotterie Palacky einen schnöden Absagebrief im Namen aller österreichischen Slaven an den Fünfzigerausschuß, der zu Frankfurt am Main sein Nichtsthun und die Anfänge des Verraths der Mehrheit seiner Mitglieder hinter große Worte versteckte, doch aber in diesen Tagen öffentlich den Vertreter der deutschen Revolution, der Freiheit, eines großen deutschen Gesammt-Vaterlandes vorstellte. „Wir sind konservativ,“ sagten die Czechenführer, „auf diesem Weg allein werden die Slaven siegen und herrschen.“ Sie stellten die zahlreiche materielle Kraft des Czechenvolkes, das seinen Führern wie Propheten lauschte, wie einst die Hussiten ihrem Ziska, dem Wiener Hof zur Verfügung, eine Kraft, die um so leichter zu verkehrten Zwecken ausgebeutet werden konnte, je mehr die Czechen eine politische Bildung erst in Aussicht hatten. *)

Zu gleicher Zeit mit den Czechenführern trafen in Wien die Abgeordneten der Südslaven, „die kroatische Deputation“, mehr als hundert Mitglieder, ein, wenige Tage nach dem fünfzehnten März, an welchem die Abordnung der Magyaren ihre großen Forderungen gestellt hatte. Die Südslaven traten mit den czechischen Abgeordneten sogleich in Verständniß.

Die Kroaten verlangten „eine kräftige neue Vereinigung der durch die Geschichte vereinigten Königreiche Kroatien, Dalmatien und Slavonien, so wie auch die Einverleibung der Militärgrenze hinsichtlich der politischen Administration, und die aller übrigen im Laufe der Zeit verloren gegangenen, mit den ungarischen Komitaten und den österreichischen Ländern vereinigten Theile des Vaterlandes, und ein eigenes unabhängiges, dem Landtage der drei Königreiche verantwortliches Ministerium; außerdem die Ernennung des Freiherrn Jellachich von Bußcin zum Ban von Kroatien.“

Das Wiener Ministerium schlug nicht ab, aber gewährte auch

*) Man vergleiche die treffliche Wochenschrift von Ernst Keil für Politik, Litteratur und gesellschaftliches Leben, „der Leuchtthurm,“ Leipzig, 1850. Nro. 6. Nro. 13: Die Aufsätze „Palacky und die österreichische Slava;“ „Oesterreich, seine Völker und Parteien.“

nicht, weder den Czechen noch den Kroaten; es versprach, die Wünsche, so viel thunlich, zu berücksichtigen. Als es den Magyaren mehr und mehr zugestehen mußte, sah man das Ministerium Pillersdorf-Fiquelmont, im Gefühl seiner Unselbstständigkeit, mit den Parteiführern der Kroaten wie der Czechen, die noch immer in der Kaiserstadt anwesend waren, im Stillen verhandeln; noch ernstlicher verhandelte der Hof mit ihnen, und gab den Kroaten schon jetzt „gewisse Verhaltungsmaaßregeln" für mögliche Fälle, den Magyaren gegenüber.

Der Hof machte solchen Eindruck auf sie, daß sie vorerst auf die geforderte Unabhängigkeit der drei Königreiche von Ungarn verzichteten. Dieser Verzicht solle nur zum Schein seyn, sagte der Hof.

Nach der Mittheilung eines Augenzeugen äußerten sich die Führer der Kroaten schon damals im Klubb der Volksfreunde zu Wien unverholen dahin, sie würden den künftigen ungarischen Reichstag nicht mehr beschicken, sondern gleich nach ihrer Rückkehr eine Landesversammlung der drei slavischen Königreiche, Dalmatien, Kroatien und Slavonien, in Agram zusammenrufen; Jellachich, zum Ban ernannt, werde die Militär- und Civilgewalt der drei Königreiche in sich vereinigen, und dann durch die ihm zu Gebot stehende Militärmacht den Beschlüssen der slavischen Landesversammlung Kraft und Gültigkeit verschaffen; der Unterstüzung der österreichischen Generale in Südungarn seyen sie gewiß.*)

Die Politik des Hofes hatte an den Führern der Kroaten wie der Czechen Stüzen des absoluten Thrones gefunden, und fanatische Werkzeuge gegen die deutsche und ungarische Bewegung, unter der Losung: „Einheit der Monarchie". Als Preis hofften Kroaten wie Czechen gläubig eine zukünftige Nationalselbstständigkeit, die Führer, die es besser wußten, glänzende Belohnung vom Hof.

In tiefes Dunkel wurde diese Politik des Hofes gehüllt: Viele glauben, daß selbst Pillersdorf nichts darum wußte.

---

*) Schütte, Ungarn und der Unabhängigkeitskrieg, Dresden 1850. I. S. 187 bis 190.

Die Demokratie in Wien. Der fünfzehnte Mai und die Flucht des Hofes.

So stand Pillersdorf mit seiner Verfassung vom 25. April unter den allseitig in den Vordergrund geschobenen Nationalitäten. Er verhehlte sich die Mängel seines Verfassungsentwurfes nicht, aber er tröstete sich damit, ein erleuchteter Reichstag werde diese Mängel ausbessern und für die politischen Folgen einstehen. Die Nationalitätsfragen hatten für Wien keine Bedeutung; aber so wenig der Verfassungsentwurf den Nationalitäten genügte, so wenig er in sich hatte, was die Trennungsgelüste durch Anbahnung nationaler und freiheitlicher Entwicklung beseitigen, jedenfalls die Opfer für eine Lostrennung zu groß erscheinen lassen mußte: so wenig befriedigte sie, mit diesem Wahlgesez, mit diesem Zweikammersystem, die Bevölkerung der Hauptstadt, welche eine freie Verfassung erwartet hatte.

Der Centralverein legte im Namen des Volkes Verwahrung ein gegen diese oktroyrte Charte, nicht nur in stürmischen Sizungen, sondern durch Flugblätter aller Art; die Verwahrung wurde gedruckt der Garde, der ganzen Hauptstadt, den Provinzen zur Unterschrift vorgelegt. Die Universität war wieder ein Kriegslager und ein Parlament zugleich, ihre Säle füllten sich mit Zuhörern und Rednern aus allen Ständen, der Volksunwille brauste, aber noch innerhalb seiner Ufer.

Pillersdorf that nichts, zu beschwichtigen. Jezt war es Zeit, einzulenken in die neue Bahn, die der Zeitstrom anderwärts genommen hatte, die in Wien die öffentliche Meinung der Bewegung laut vorzeichnete. Eine offene Sprache, ein zeitgemäßes Zugestehen retten allein den Staat, sagten sehr gemäßigte Leute.

Pillersdorf und seine Umgebungen glaubten, wäre erst der Centralverein beseitigt, so würde die Regierung gutes Fahrwasser, der neue Staat seine natürliche Entwicklung finden. Ohne das entschlossene Auftreten der Universität, d. h. der Führer der Bewegung aus allen Ständen und Altern, richtig zu wägen und zu würdigen, verlangte Pillersdorf, wie er selbst sagt, „in schonender, aber

bestimmter Sprache die Behebung dieser Unregelmäßigkeit." Er wollte behutsam auftreten, ihn leitete der Gedanke, „alles zu vermeiden, was dem Mißtrauen Nahrung geben könnte, als sinne die Regierung auf Zurücknahme mancher ihr ungesezlich abgedrungenen Verheißungen."

Die Demokratie war aber in Wien in wenigen Wochen höher gewachsen, als anderswo in Jahren. Und damit wuchs auch das Mißtrauen gegen die Schritte der Regierung, um so mehr, als die Wiener wahrnahmen und empfanden, daß die Provinzen nicht mit der Hauptstadt gingen, daß sie von außen verlassen, innen durch eine feindlich gesinnte Besazung bedroht seyen.

„Die alte Ordnung der Dinge will man zurückführen, und es ist nahe daran!" klagten Viele in Sorge und Zorn. „Mit dem Centralverein der Garde und Studenten stürzt die Schuzmauer der Freiheit."

Der Centralverein hatte mit reißender Schnelligkeit sich zu einer Macht ausgebildet; es waren nur noch zwei Gewalten in Wien, das fast machtlose Ministerium, als Titulargewalt, und die Aula, der Siz des volksmächtigen Centralvereins. Die Reaktion hatte umsonst die Wirksamkeit und das Ansehen dieses Vereins zu untergraben sich bemüht. Die Behörden hatten Hunderte von Arbeitern auf einmal oft mit ihrem Arbeitverlangen zu „ihren lieben Studenten" geschickt; „die Studenten seyen ja Alles, aber ihr Tumultuiren sey eigentlich auch allein Schuld, daß Handel und Gewerbe stocken und es keine Arbeit gebe." Aber die Studenten*) hatten es zu machen gewußt, daß die Aufgehezten Arbeit bekamen; sie verlangten mit Nachdruck, daß der Bürger, der arbeiten wolle, Arbeit erhalten müsse, damit er leben könne, und die Regierung wußte auf einmal Arbeit zu schaffen, in Furcht des Volkes, das hinter dem Centralverein stand. So stieg dieser täglich beim Volk durch das, was ihn stürzen sollte. Weit her kamen die Leute, um bei dem Centralverein Hülfe oder Schlichtung ihrer Streitigkeiten zu suchen; sie gewöhnten

*) Die Wiener Studenten sind meist älter, als anderswo; reife Männer von fünfundzwanzig bis dreißig Jahren trifft man, und das bekannte Frankfurter Parlamentsglied Schneider hätte Niemand in Deutschland für einen Studenten gehalten.

sich, in ihm „eine Art Abhülfsinstanz für Volksbedrückungen,“ für Alles zu sehen. Selbst Mann und Frau kamen oftmals, um ihre ehelichen Zwiste hier schlichten zu lassen. So populär war der Verein, gefürchtet aber auch eben darum von den zurückgebliebenen Kanzleimännern des alten Systems, gehaßt von den Finsterlingen und von den Aristokraten.

Der Haß der Erstern stieg, als der Centralverein den Orden der Ligorianer aufhob, einen Zweig der Gesellschaft Jesu, Metternichs treuesten Mitarbeiter; und gleich darauf auch den Orden der büßenden Schwestern. Beide waren seit lange äußerst unvolksthümlich. Den Minister Graf Fiquelmont stürzten die Studenten am 3. Mai — durch eine großartige Kazenmusik. Am meisten beleidigte die Aristokratie, daß ein bisher in Wien ganz unbekanntes Element, die Demokratie, es war, die zur Herrschaft kam, und die Gesellschaft tyrannisirte. Auch daß die akademische Legion so entschieden deutsch gesinnt war, stieß die Aristokratie ab. Als die deutschen Farben auf dem Stephansdom aufgezogen wurden — eine Riesenfahne — da jubelte kein Aristokrat mit.

Latour, der jezt mit im Ministerium saß, griff zu dieser und jener Maßnahme, um einzuschüchtern, die Gefaßtheit der Regierung zu zeigen: er ließ fast Nacht für Nacht plözlich Militär ausrücken, die Wälle der Stadt wurden mit Kanonen besezt; zu wenig, um zu schrecken, zu viel, um nicht zu reizen, den Argwohn zu mehren. Auf die Nationalgarde verließ sich das Ministerium: so mancher aus der Nationalgarde hatte es versichert, die zahlreiche Nationalgarde werde jedem Zuweitgehen der Legion entschiedensten Widerstand entgegensezen, und die ganze Bürgerschaft stehe mit der Nationalgarde in gleichem Sinne.

In der Aula machte die ministerielle Entschließung, den Centralverein aufzuheben, den einzigen Eindruck, daß laut und feierlich erklärt wurde, eher in den Straßen Wiens zu verbluten, als einen Zoll breit des Errungenen abzutreten. Wir wollen kämpfen, hieß es, bis die Freiheit zur Wahrheit geworden in Oesterreich.“

Es war am Abend des 14. Mai, der Centralverein hielt seine Sizung und beschloß mit allen Stimmen, nach Aenderung des Wahlgesezes seine Mission als erfüllt zu betrachten, und in die Handlungen der Regierung nicht mehr einzugreifen; sollte ihre Forderung eines

neuen Wahlgesezes nicht gewährt werden, so wollen sie an das Volk sich wenden und es zur Unterzeichnung einer Riesenpetition an den Kaiser auffordern.

Der Gedanke einer Sturm- und Riesenpetition war von dem Westphalen Doktor Schütte unter die Wiener schon am 15. April hinein geworfen worden, das in der Kaiserstadt Unerhörte hatte gepackt, Schütte war durch die Polizei ausgewiesen, aber sein Gedanke blieb und wirkte fort. Dieser Schütte, von den Jesuiten erzogen, in Frankreich, Belgien, England und Amerika schon damals, wo es eine Bewegung gab, dabei gewesen, ein geborener Revolutionär und ein erzogener Jesuit, in dem aber die Natur stärker war als die Erziehung, von der hinreißendsten Beredtsamkeit, jener praktischen Art, die das Volk besticht mit Gründen und Thatsachen und jeder Regierung gefährlich wird durch das eigentlich Wühlerische ihrer Bestrebungen und ihrer Erfolge — dieser kleine, schlanke, sonnverbrannte, blizaugige Westphale war es hauptsächlich gewesen, der seit den Märztagen die Demokratie in Wien wie viele tausend Feuerfunken, die zündeten, umhergestreut hatte, er redete viel in Klubbs, er hatte im Gasthof zur Kaiserin von Oesterreich den Klubb der Volksfreunde gestiftet und geleitet, er sprach auch manchmal auf der Aula siegreich vor allen, weil er vor andern geübt und zugleich sein Verstand so hell und luchsaugig war als seine Einbildungskraft reich und beweglich, seine Menschenkenntniß überraschend, sein Organ glücklich. — Von ihm lernten erst viele nachherige Führer des Volkes die Kunst, volksthümlich zu reden, zu organisiren und zu leiten. So war sein Gedanke auch in der wachsenden Gefahr jezt eine Hauptwaffe des Centralvereins geworden.

Schon war es tiefere Nacht, Mitglieder des Centralvereins stürmten in den Saal. „Man will uns mit den Bajonetten aufheben," riefen sie. Die Garnison rückt auf das Glacis, die Kanonen werden auf den Wällen geladen."

Während sie sprachen, hörte man den Generalmarsch der Nationalgarde auf den Straßen. Die Glocke des Vorsitzenden reichte nicht hin, die Aufregung im Saal zu stillen: Das Dämonische seiner Persönlichkeit und seiner Stimme war nöthig dazu — es war Goldmark, der Arzt, der Redner, der tiefe Mensch mit großen Leidenschaften, nicht für sich, für die Völker. Er bot der Versammlung

die Vertagung der Sizung. Nein, beschloß die Mehrheit, wir wollen permanent bleiben; was da komme, wir wollen es erwarten. Gegen 12 Uhr Nachts, als keine Waffengewalt gegen den Centralverein angewandt wurde, hob er die Sizung auf. Draußen rauschte durch die Straßen das Volk auf und ab, von der Besazung hatte ein Theil die Basteien besezt, ein Theil lagerte die Nacht durch auf dem Glacis, der größere Theil war in die Kasernen consignirt, die Nationalgarde patroullirte durch die Stadt, die Ruhe wurde nicht gestört, weder in der Nacht, noch am Morgen des 15. Mai. Auf die Aufregung der lezten zwei Tage war alles wieder im gewöhnlichen Geleise, man gieng emsiger als je seinem Tagwerk nach, und nur hie und da standen und besprachen sich Leute.

Um 11 Uhr Vormittags läuft es durch die Stadt: „Das Militär rückt aus." Die kleinen Gruppen schwellen zu Haufen an. Alles will man zurück nehmen, scharfe Patronen und die Befehle zum Angriff sind ausgetheilt! ruft es hier, ruft es dort. Es schlägt 12 Uhr; was von Militär in der Stadt ist, sieht man aus den Kasernen ausrücken und das Glacis besezen.

In der Aula weiß Niemand, was die Ursache dieser Maaßregeln ist, um so größer sind die Furcht, der Argwohn, die Aufregung. Gerüchte, wahre wie übertriebene, steigern die Leidenschaften. Der Centralverein hatte unter solchen Umständen noch gestern Nacht zur Riesenpetition gegriffen, und heute liegen ihm schon 50,000 Unterschriften vor. Um 2 Uhr ertönt der Generalmarsch der Nationalgarde, sie eilt auf ihre Sammelpläze. In der Aula heißt es: „das Volk ist mit dem Militär blutig zusammen gestoßen, alle Zugänge der Stadt sind besezt, die Aufhebung der akademischen Legion ist vom Ministerium beschlossen."

Da erscheinen Compagnien der Nationalgarde vor den Thoren der Universität. „Wir stehen und fallen mit euch!" war ihr Zuruf. Ein und derselbe Geist hatte die Nationalgarde und die Studenten ergriffen.

Alle Läden der Stadt schließen sich, in ungeheuren Massen und aus allen Ständen wogt die Bevölkerung durch die Stadt, der Unmuth gegen das Ministerium ist laut. Die Jugend der Aula brennt, zu kämpfen, die Führer, besonnener, halten sie zurück, mit Mühe. Es wird beschlossen, Einige an Pillersdorf abzuordnen, um sich über die immerwährend drohende Stellung des Militärs Auf-

klärung zu verschaffen und das augenblickliche Zurückziehen desselben zu verlangen. Sie giengen nach der böhmischen Hofkanzlei. Kein Minister war hier, es war Ministerrath in der Kaiserlichen Burg, und sie begaben sich dorthin.

Als sie länger nicht zurückkehrten, ordnete die Aula eine zweite Deputation ab, unter steigender Aufregung der Massen, mit bestimmten, ausgedehnten Forderungen. Diese waren Aenderung des Wahlgesezes; Zurücknahme des Tagsbefehles, der die Auflösung des Centralvereins beabsichtigte; und das doppelte Zugeständniß, daß das Militär nur auf Verlangen der Nationalgarde ausrücken solle, und die Burgwache von der Nationalgarde und dem Militär gemeinschaftlich besezt werde.

Auch diese Abordnung suchte den Minister zuerst in der böhmischen Hofkanzlei, und wurde ebenfalls in die kaiserliche Hofburg gewiesen. Die Riesenpetition wurde zur Sturmpetition. Auch Nationalgarden schlossen sich den Studenten an, um im Namen des Centralvereins zu sprechen. Bewaffnet und unbewaffnet folgten die Haufen des Volkes. Das Gerücht verbreitete sich, Pillersdorf habe der ersten Abordnung Alles rund abgeschlagen, Latour mit energischem Widerstand gedroht, jede Minute sey das Einschreiten des Militärs zu fürchten. Die Nationalgarden der Vorstädte hatten ihre Sammelpläze verlassen, und rückten eben in die Stadt ein. Die auf der Aula erregten und wurden erregt. „Man will uns betrügen, die Minister sind aristokratische Heuchler,“ rief es aus dem Volk und viele davon luden ihre Gewehre, den Soldaten gegenüber. Da erschollen die Allarmtrommeln der akademischen Legion, auf den Arbeiterpläzen wurde augenblicklich das Geschäft eingestellt, mehr als 10,000 Arbeiter zogen herbei mit ihren Werkzeugen, mit Hacken, Schaufeln und Aexten, ein Theil besezte das Kärnthner-, das Franzens- und das Schottenthor. Sie wollen die Legion vertheidigen, auf Tod und Leben zu ihr stehen, riefen sie. Die ganze akademische Legion zog der Deputation nach, an deren Spize Goldmark gieng, auch Giskra war darunter, der beredte Deutschslave. Die Nationalgarde schloß sich an, auch die nicht wollten, mußten mit, denn die große Mehrheit der Nationalgarde war von den Studenten hingerissen. So bewegten sich gegen 40,000 Bewaffnete, mit einem unzähligen Menschenknäul hintendrein, nach der Hofburg.

In dem Hofraum der Burg standen Grenadierbataillons und ein großer Theil der Generalität, bei den Kanonen standen die Kanoniere mit brennenden Lunten.

Die Kanonen waren gerade nach dem Kohlmarkt gerichtet, woher die Hauptmasse zog. Es gab Leute, die vor Verlangen zitterten, die ersten Schüsse krachen zu hören unter diese Studenten, die jezt die Burg stürmen, und welche die Regierung regieren wollen.

Aber diese Studenten waren lauter Söhne angesehener Familien des Kaiserstaates, der Hof und das Ministerium besannen sich, unter sie schießen zu lassen. Und diese Jugend glühte von Begeisterung und jenem Heldenmuth, der keine Furcht kennt, der Geist der Freiheit mit seinen Schrecken gieng vor ihr her, langsam rückten ihre Kompagnien und die der Nationalgarde bis in den ersten Burghof vor, und besezten alle Zugänge zu der Burg.

Während dieß draußen im Freien vorgieng, waren die beiden Abordnungen, die sich vereinigt hatten, in dem Vorzimmer des Ministerraths. Hier brachten sie in Hast die Wünsche des Volks zu Papier. Das Ministerium und der Hof erwogen mit einander die Lage und ihre Mittel zur Abwehr. Endlich wurden die Abordnungen des Volkes vor den Ministerrath gelassen. Sie trugen mit Würde die Wünsche des Volkes vor und schlossen damit, daß die Aufregung des Tages vorzüglich eine Folge der militärischen Aufstellungen sey.

Pillersdorf versprach im Namen des Ministerraths, wo möglich den Wünschen zu entsprechen, und ersuchte die Abgeordneten, abzutreten, damit der Ministerrath augenblicklich zur Berathung übergehen könne. Zu den Abgeordneten ins Vorzimmer drangen Boten auf Boten herauf, die Aufregung steige, das Volk gebärde sich immer drohender, neue Forderungen werden gestellt, die Abgeordneten seyen dem Volk zu lange oben.

Der Ministerrath war eine Stunde gesessen. Pillersdorf widerstand denen, welche Feuer geben wollten unter das Volk. Vielleicht, wenn er sich auf die Nationalgarde hätte verlassen können, hätte er mit Kartätschen antworten lassen, wie Latour, wie die Camarilla wollte. Pillersdorf fragte den Befehlshaber der Bürgerwehr, ob er auf die bewaffnete Macht der Stadt zählen dürfe. Die Antwort klang wenig beruhigend. Das Ministerium erklärte nun den Ab-

geordneten, man wolle und könne auf die Zurücknahme des Tagsbefehls, durch den der Centralverein für aufgelöst erklärt wurde, nicht eingehen, die Minister werden aber ihre Vollmachten in die Hände des Kaisers niederlegen. Die Abgeordneten erwiederten, wenn die Minister in diesem entscheidenden Augenblick von ihren Posten abtreten, so bürgen sie für die Ruhe der Stadt nicht eine Stunde.

Der Ministerrath zog sich wieder zur Berathung zurück. Die Ungeduld des Volkes brandete immer lauter auf, die Straßen steckten sich, die Arbeiter, Masse an Masse drängten sich bis zum äußersten Thor am Michaelerplaz, der Kohlmarkt, der Graben, der Stephansplaz waren wie im Aufruhr, nur mit äußerster Anstrengung widerstand die Nationalgarde der Ueberfluthung der andringenden Arbeiter. Noch war es mehr nur Neugier, was sie vorwärts trieb: sie wollten die Ersten seyn, welche die Bewilligungen vernähmen.

Der Ministerrath beschied zum drittenmal die Abgeordneten. Kaum sind die ersten Worte gewechselt, so stürzt ein Abgesandter des Centralvereins in den Saal, athemlos. „Es ist alles zu spät, sagt er, das Volk reißt das Pflaster auf, es fängt an Barrikaden zu bauen, die Zeit ist vorüber zu einzelnen Bewilligungen, es gibt nur Einen Ausweg, die Berufung eines Verfassung gebenden Reichstags."

Das liegt nicht in der Macht des Ministerraths, erwiederte Pillersdorf; doch wollen wir zusammen diese Bitte des Volkes Sr. Majestät vortragen. Pillersdorf bittet, beschwört die Abgeordneten bei ihrer Bürgerpflicht, die Ruhe in der Stadt nur eine Stunde zu erhalten. Einstimmig erklären diese, nur nach Gewährung eines solchen Reichstags sey für die dauernde Ruhe der Hauptstadt zu bürgen, der Gewährung werde endloser Jubel und augenblickliche Ruhe folgen. Die Minister begeben sich in die Gemächer des Erzherzogs Franz Karl, „um die Bitte des Volkes zu den Stufen des Thrones niederzulegen." Die Abgeordneten eilen die Treppen hinab, sie sprechen zu den Bewaffneten, zu dem Volke, sie über die Wichtigkeit des Augenblicks zu verständigen, zur Ruhe, zur Ausdauer zu ermahnen. Sie werden mit tiefem Schweigen gehört, Jubel und Lebehochs für Ferdinand den Gütigen folgen dem Schluß ihrer Reden, und das Versprechen, ruhig zu bleiben und abzuwarten, und wäre es bis an den Morgen.

Der Hof, von der Unverlässigkeit der Bürgerwehr überrascht, läßt sich den Gedanken, unter die Haufen „krachen zu lassen", vergehen. Der Kaiser fühlt sich, als wär' er zum Gefangenen einer belagernden Menge gemacht, er sieht die Hofburg von ungedüldigen Bewaffneten erfüllt, er ertheilt dem Begehren der Minister, die dem Volkswillen nachzugeben für ihre Pflicht halten, seine Genehmigung.

Auf der Rückkehr empfängt die Abgeordneten der Minister von Doblhof, er führt sie in das Vorzimmer des Erzherzogs Franz Karl, Pillersdorf händigt ihnen die unterzeichnete Sanktion vom Kaiser ein.

Die Männer, mit dem kostbaren Papier in der Hand, stürzen sich vor Freude in die Arme, dann eilt ein Theil in die Staatsdruckerei, dem Volk sogleich durch Maueranschläge das Ereigniß zu verkünden, die andern stürmen hinab zu der Legion, zu der Bürgerwehr. Der Jubel bricht aus und verliert sich in endlosen Lebehochs auf den Kaiser, der Knäuel der vielen Tausende löst sich auf, in Ruh und Freude, die Nationalgarde, die akademische Legion kehren in ihre Bezirke zurück, und die Stille der Nacht legt sich über die Hofburg, über die Stadt. Am andern Morgen arbeitete Alles, als wäre gestern nichts geschehen.

So war durch diesen 15. Mai die Verfassung Pillersdorfs, der Constitutionalismus des aristokratischen feudalen Styls, vernichtet. Von heute an, sagten die Freunde des Volks, schreibt sich die demokratische Monarchie; dieser Maitag ist erst die eigentliche Revolution Wiens, er ist das wahre Lebenszeichen der neuen Zeit; das Wiener Volk hat erklärt, daß es demokratische Einrichtungen will, daß es zu gut ist, um auf den Schutt des metternich'schen Absolutismus in Wien das aufzubauen, was im März das Volk in ganz Deutschland als lügnerische Staatsform eingerissen hat.*)

Dieser Sieg der Volkselemente überraschte und verdroß die Aristokratie, aus der Fassung brachte er sie nicht. Zunächst war ihr Plan gewesen, den alten Absolutismus mit einer Scheinverfassung zu verkleiden, und der Pillersdorf'sche Entwurf sollte die Mittel dazu geben. Die Märzrevolution, welche das Volk und den Hof

---

*) Das ist die Geschichte des 15. Mai. Was von Polen und Franzosen als Aufreizern gesagt worden ist, ist Lüge, die dadurch nicht zur Wahrheit wird, daß einer noch dazu lügt, er sey dabei gewesen.

vondem, beiden gleich lästigen, Metternich mit einander erlöste, war aus diesem Grund ihnen nicht durchaus zuwider: sie hatte den Herren und Damen am Hofe eine angenehme Freiheit in ihrer Weise gebracht, und hatte ihre Privilegien, die Ständeunterschiede stehen lassen. Der 15. Mai war mit Volkssouveränität aufgetreten, er hatte eine verfassunggebende Kammer, und nur Eine Kammer, ohne beschränkenden Census, gefordert und erlangt, die Aristokratie verlor damit die Herrschaft an das Volk. Das ertrug die Aristokratie am Hofe nicht.

Es ärgerte sie am meisten, daß ein verfassunggebender Reichstag bewilligt worden, als jetzt erst sich zeigte, daß um die Forderung eines solchen der größere Theil der Nationalgarden gar nichts gewußt hatte, daß Alles das Werk der akademischen Legion war. Es war so rasch gegangen, daß der Kaiser nicht einmal einen Familienrath gehalten hatte, daß er seine Unterschrift an Pillersdorf gab, ohne zu bemessen, was und wie viel er gab.

Weil ohne Mitschuld, waren die Glieder der Kaiserfamilie in Klagen und Vorwürfen um so freier. Auf die akademische Legion warf die Hofpartei ihren geschäftigsten Haß, sie wurde grell geschildert, in Gesprächen, in Artikeln, um das Erzwungene der neuen Errungenschaften klar, beide dadurch gehässig zu machen. Mit brennenden Cigarren, hieß es hier, drangen sie in das Gemach des Kaisers, stießen ihm die Gewehrkolben vor die Füße, und riefen, er möge nur schnell machen, sie haben keine Zeit zu verlieren. — Der Kaiser, hieß es dort, lag im Bette, sie rissen ihn heraus, stampften mit Füßen und Musketen, und sagten: „Augenblicklich unterschreiben oder wir rufen die Republik aus!“

Keiner der Volksführer hatte den Kaiser nur gesehen, aber diese Lügen der Camarilla und ihrer Diener waren wohlberechnet auf weite Kreise.

Die Wiener, der Adel gewöhnlichen Schlags und die Bourgeoisie voran, waren in den Dingen der neuen Zeit noch fast wie unmündig. Sie sahen und hörten plötzlich, was sie in Wien nie gesehen und gehört hatten. Im Theater waren sie wohl oft gesessen und hatten da auf der Bühne manches Ueberraschende aus einer Versenkung aufsteigen sehen, ohne zu erschrecken: aber vor dem Geist, den Charakteren, den Worten und Tönen, welche die Zeit auf den Schauplaz des öffentlichen Lebens auf einmal herauf beschworen hatte, ergriff

sie, weil das alles zu neu, zu rasch gekommen war, eine Art, wenn auch nicht von Grauen, doch von Besorglichkeit. Wie vor dem März 1848 in ganz Deutschland manche Gesellschaft von Dienern des Staats und der Kirche, von Dienern des Hofs und davon Abhängigen zusammenschrack, wenn ein Fremder ein freies Wort fallen ließ, dem bösen Gewissen gleich vor einer Geistererscheinung: so schrack in den ersten Monaten nach dem 13. März die Mehrheit der Wiener mittleren Kreise zusammen vor jedem Wort, das weiter ging, über das Bisherige hinaus, vor jedem Ton, der feierlich und männlich war, als geiste und gespenstere es dahinter. Sie standen mit ihren Werktags-Gefühlen und Gedanken vor dem Maifest der neuen Zeit, konnten sich noch nicht darein finden, und sahen daran hinauf, halb genirt, halb mit Bangen.

Auf diese Art der Wiener, auf die Unmündigkeit von Millionen im Kaiserstaat spekulirte die Reaktion, und ihr Mittelpunkt die Camarilla.

In der Reaktion zu Wien sind nach dem März wie vor dem März scharf zu unterscheiden die Wenigen, welche erleuchtet, bewußt, nach Grundsäzen handelten, und die Vielen, die keineswegs wissenschaftliche Absolutisten waren, sondern blind am Geist und eng am Herzen, die in der Bewegung der Zeit keineswegs eine Nothwendigkeit, die Stufe erkannten, auf welcher die Erhebung des Volks für seine Freiheit nur naturgemäß war, sondern die den Kampf so deuteten und auslegten, „als wär' er der Zug einer Räuberhorde, die sich plötzlich b e r e i c h e r n wolle." Die Ersteren brauchten die Leztern nur als Mittel, sie mußten mit ihnen zusammen wirken, damit die Dynastien im Kampfe mit den Völkern wieder siegen. Die Fäden der Reaktion zwischen Berlin, Dresden und Wien, wie zwischen München, Karlsruhe, Hessen-Kassel und andern Höfen spielten in fortwährender Thätigkeit zusammen. Wenn einmal die Zeit, die Alles enthüllt, die geheimen Verhandlungen urkundlich an den Tag bringen wird, dann dürfte dasselbe hinterlistige Spiel sich zeigen, das Ludwig XVI. mit seinem Volke trieb, indem er öffentlich Beschlüsse sanctionirte, die er in seiner Privatkorrespondenz widerrief. Auch in Wien wurde die Revolution des März von der Reaktion heuchlerisch anerkannt, um sie desto gewisser zu vernichten.

Metternich hatte vor seiner Flucht gesagt: „Wenn die Wiener

einmal ausgetobt haben, so werdet Ihr mich wieder bekommen." So sehr die Camarilla ihn haßte, so gerne gebrauchte sie seine Rathschläge. Ob er auch zu London saß, er wirkte und wob zu Berlin und zu Wien, als ob er mitten unter ihnen wäre. So hatte sich wie in Berlin, schon längst in Wien der Reaktionsplan in vielen Theilen zu entwickeln begonnen.

Als der Absolutismus troz der konstitutionellen Auffärbung und theatralischen Beleuchtung mißfiel, änderte man den Plan. Vor sich hatte die Reaktion die politische Unmündigkeit der Massen des Reiches, die Planlosigkeit der Bewegung in der Hauptstadt, keinen Mirabeau, die erprobte Käuflichkeit von Tausenden, die Eitelkeit und Selbstsucht in jeder Gestalt, und ein Bürgerthum, spießbürgerlich und ans Alte gewöhnt, lauter Elemente, auf die sie Rechnung machen konnte; Geld hatte sie auch, dazu die Czechen und Croaten und die Slaven überhaupt und den Nationalitäten-Wahn und Haß; eben so alle Institute, das ganze Räderwerk der alten Maschine, wie es zuvor gewesen war. Wie in Berlin, wie überall, Paris ausgenommen, hatte in Wien das Volk, das sich frei machte, es unterlassen, die Institute aufzuheben und zu vernichten, die zu seiner Knechtschaft gegründet worden waren; es hatte sich begnügt, statt die Werkzeuge und Diener des Despotismus unschädlich zu machen, nur Einzelne, die an der Spize standen, bei Seite zu schieben. So waren diese Männer in Wien geblieben, als heftigste Feinde der neuen Zustände, als eifrigste Werber und Intriganten für die Reaktion, und an ihre Posten waren zwar Andere nachgerückt, aber Leute aus derselben Schule und Laufbahn wie sie. So bestand die Polizei, das Beamtenthum, das Militärsystem fort, wie es gewesen war: Die Menschen waren die Alten, und eben damit waren eigentlich auch die Grundsäze die alten, troz des schwarz-roth-goldenen Bandes: Boden und Kräfte genug für Operationen der Reaktion gegen Volk und Freiheit. Institute für die Freiheit wie für die Knechtschaft wirken fort, so lange man sie bestehen läßt.

Die gekauften Zeitungen und Schriftsteller waren thätig im Dienste der Reaktion. Die „Presse", sagten Sachkundige, verräth diplomatisch; die „Geißel" denunzirt jesuitisch; der „österreichische Kurier" hintergeht wie ein Marktschreier; der „Zuschauer" verdächtigt und lügt wie ein ächter Tartüffe.

Aber die Reaktion war nicht zufrieden, durch den unredlichen Theil der Presse die öffentliche Meinung irre zu leiten; sie sezte alles Mögliche in Bewegung, die redlichen Schriftsteller des Volkes, die freisinnigen Zeitungen in ihrer Wirksamkeit zu lähmen, durch Verdächtigung ihrer Personen, ihrer Absichten, als thäten sie Alles aus Ehrgeiz oder des zu erwartenden Gewinnes wegen; durch Aufhezerei, durch Lüge, durch Verläumdung, durch Brandmarkung, durch Herabwürdigung und Verfolgung jeder Art wetteiferten die von der Reaktion gekauften Federn, denen entgegen zu arbeiten, welche die Sache des Volkes durch die Presse verfochten; mit teuflischer Arglist schrieben die bezahlten Schriftsteller der Reaktion, was an ihnen selbst Schlechtes war, den Freunden des Volkes zu.

So wurde die Masse, unfähig zu prüfen, weil sie neu in der Sache war, in ihrer Ansicht und in ihrem Vertrauen irre gemacht; und viele aus dem Mittelstande, die ihres Erwerbes wegen „Ruhe und Ordnung“ vor Allem wollten, und denen bange gemacht wurde, ließen sich durch die Reaktionspresse so aufreizen, daß sie verbittert gegen die sich wandten, welche eine schöne Stellung, ein schönes Lebensglück, alle Stunden des Tages und oft der Nacht opferten, um dem Volk, dem Vaterland zu dienen. „Der Undank, sprach die Reaktion unter sich, die Anfeindung, die Verlassenheit von denen, für welche sie sich hinopfern, soll diese würdigen Thoren aus ihrem Taumel aufwecken, sie sollen einsehen, wie schlecht das Volk seine Märtyrer belohnt. Wir müssen durch das Volk selbst seine Vorkämpfer so ins Gedränge bringen, daß sie stuzig werden, verzweifeln und abfallen, oder in Elend und Noth untergehen müssen. Und in dem Augenblick, in welchem das Volk von ihnen abfällt, ihre Freunde sie angreifen, müssen wir sie gewinnen, oder durch unsere Künste sie bürgerlich vernichten.“

Bange gemacht wurde der Bourgeoisie durch die Reaktionspresse, die sehr konstitutionell sich gebärdete, mit dem Gespenst der Republik, das sie fast täglich herauf beschwor, mit der Furcht vor dem Proletariat, dem Communismus, der Gefährdung des Eigenthums, mit allen Schrecken der französischen Revolution, überhaupt mit dem Schrecken vor Personen und Zuständen, wie sie in Oesterreich, vorab in Wien, weder existirten, noch existiren konnten.

Das hatte Manchen, der zuerst für die Freiheit schwärmte, ent-

weder so gestimmt, daß er nicht mehr so freudig, so arglos der Bewegung sich hingab, oder so erschreckt, daß er alle Freiheitsgedanken fallen ließ, an seinen Besitz und Erwerb sich klammerte, und damit ins Lager der Reaktion rannte.*)

Die Wiener Reaktion zeichnete sich dadurch aus, daß sie nach den ersten Schrecken sich schnell faßte, und ausdauernd, zäh, unter sich eins war. An organisirenden Talenten für das Schlechte fehlte es ihr nicht, so wenig als an Frechheit, vorerst nicht in der Gewalt, nur in der Lüge und Intrigue.

Wie in den Gesellschaftskreisen, wurde zum Kaiser gesprochen — so wird erzählt — „man habe sein Hausrecht verlezt, Bewaffnete seyen in die Burg gekommen," um ihn augenblicklich zu spießen, wenn er nicht nachgegeben hätte; nun werde man noch mehr fordern, ja es sey der Plan ihn zu tödten da, die Republik wolle man ausrufen — darum müsse er fliehen, schnell, eilends ehe dieses geschehe; er müsse sich in die Arme der Provinzen retten, in das getreue legitime Tyrol, und durch die getreuen Provinzen das Rebellenvolk in Wien, die Studenten züchtigen. Alle die frechen Scenen der französischen Revolution wolle man in Wien wiederholen; zum nächsten Samstag sey eine zweite Sturmpetition angesagt, wobei dem Kaiser die Freigebung Galliziens, die Aufhebung der Staatsschuld, also der allgemeine Bankrott abgetrozt werden. Es seyen Polen, Italiener, Franzosen, Ungarn, Emissäre der Revolution in der Stadt."**)

Es war am Abend des 17. Mai, Wien war so ruhig wie je, und die Sonne schien freundlich, und der Kaiser fuhr spazieren, und die Erzherzogin Sophie und die Prinzen fuhren nach in ihren Hofwagen, zum Thore hinaus, die Spazierfahrt gieng an Schönbrunn vorüber, die Linzer Straße hinaus. In leichten Sommerkleidern saß der Kaiser, es war der gewöhnliche Spazierwagen.

Am Morgen des 18. Mai hieß es im Volk: „Der Kaiser ist entflohen;" er ist nach Innsbruck gereist, aus Gesundheitsrücksichten, hieß es am Hofe.

---

*) Treffend stellen dieß ironische Aufsäze dar in der Wiener Zeitschrift „der Radikale" Nr. 3, 8, 50, 64.

**) Silberstein, Geschichte der Aula, S. 59. Selbst der reaktionäre H. Laube, das Parlament, Nro. I. S. 174—175, in diesem Punkt wohl glaubhaft.

Die Trauer, die Verwirrung waren allgemein. Wien ohne Kaiser! Das war dem Wiener ohne Unterschied unfaßlich. Die Burg ist leer, der Kaiser ist fort, sagte ein Wiener dem andern, nicht bloß Adel und Mittelstand, sondern der Proletarier. Auch dieser, wie jeder Wiener, sagen Augenzeugen, konnte sich eher den Himmel ohne Sonne, als Wien ohne Kaiser denken. So grundlos, so albern war das Wort, in Wien denke Jemand an Republik.

Es ist nicht möglich! rief Alles. Der Kaiser entflohen? Nein! — Da kam ein Erlaß der Minister: „Der Kaiser sey in der Nacht, ohne ihr Wissen, abgereist; sie haben zwar bereits abgedankt, doch sie fühlen jetzt die Pflicht, provisorisch, bis zur Ernennung neuer Räthe, das schwere Amt beizubehalten."

Der 26. Mai in Wien.

Tief, theils wie man beabsichtigt hatte, theils anders, wirkte die Flucht des Kaisers und des Hofs nach Innsbruck.

Die Bourgeoisie war außer sich. Dahin haben sie's gebracht, die Herren Studenten, sagte die Handelswelt, der gute kranke Kaiser ist zur Flucht gezwungen worden mit den Seinigen! — Der Grimm der Bourgeoisie warf sich auf die Journalisten. Wie rasend rannten sie durch die Straßen, einzeln, truppweise. Wie in Berlin, hatte es in Wien die Reaktion darauf angelegt, den Hof, die Verzehrenden aus der Stadt zu entfernen, um in den Gewerbenden Feindschaft gegen das Neue zu erzeugen. Die Journalisten haben die Republik proklamiren wollen, schrien Einzelne in Wuth; weg mit den Buben! — In der Vorstadt Mariahilf draußen ist es geschehen, die sind Schuld an all' dem Unglück! —

Sie suchten aufzuwiegeln; zur Kraftentfaltung waren die Ihrigen zu feig; sie verhafteten einige Schuldlose. Die Reaktion rührt sich, sagten verständige Männer, und an diesem Zauberwort, in richtigerem Instinkt als anderswo, stand die Bevölkerung von Wien erkennend still. —

Umsonst war es, daß die vom Hof Gewonnenen, oder vornherein ihm Dienenden in der Nationalgarde, die vor Ueberraschung und Schreck starre Stadt zu allarmiren versuchten. Um 8 Uhr Vormittags rasselten die Trommeln durch die Gassen; Nationalgarde heraus! hieß der Ruf, Wien vor der republikanischen Partei zu wahren. Die akademische Legion, sagt ein Augenzeuge, blickte die Bürger an, ob etwa sie die Republik ausrufen wollen; und die Nationalgarde sah die Legion an, wenn der Augenblick komme, in welchem diese die Republick proklamire.

Die akademische Legion hatte Abends zuvor berathen und beschlossen, daß ihr Beruf erfüllt sey, daß jezt der einer frei gewählten Volksvertretung beginne; daß sie selbst die Universität schließen, und theils in die Nationalgarde eintreten, theils zu Privatstudien in die Heimath zurückkehren wolle. Das Errungene solle bewacht, weiter vorwärts nicht gegangen werden. Die offene Kundgabe der Gegenrevolution änderte die Lage.

So sehr die Lüge, als haben die Studenten den Kaiser mißhandelt, die Legion den Kaiser vertrieben, im Augenblick die Herzen eines großen Theils der Bürgerschaft vergiftet hatte, so siegte die Reaktion dadurch doch nicht. Der Verstand und die Klarheit des Wollens in der Legion waren größer, als die Macht der reaktionären Lüge. Die Legion stellte sich sogleich unter das gleiche Commando mit der Garde, unter den Commandanten der Stadt, und durchzog diese nach allen Seiten hin, um die Ruhe zu erhalten. Und Wien blieb ungestört, mit einem abgedankten Ministerium, ohne Kaiser, ohne Hof; gefährlich, sagten Einzelne, war der Schritt der Reaktion, wenn Wien jezt begreift, daß es im Augenblick eigentlich republikanisch regiert ist, kaiserlos, ministerlos, durch sich selbst. Die Kamarilla hat ihrem Schreckgespenst Republik selbst das Schreckende genommen, sagten Andere; sie hat praktisch die Republik als keinen Raubstaat gezeigt, besser als die Theoretiker auf der Seite ihrer Gegner.

Der Centralverein, zu versöhnen, löste sich auf. Er bildete sich neu als Sicherheitsausschuß, unter dem Vorsiz des Grafen Montecucoli; nach drei Tagen löste er auch als solcher sich auf, mit voller Stimmenmehrheit, weil er mit der Regierung ihren neuen Weg nicht zu gehen vermochte. Der Name „Hecker“ wurde als Popanz

gebraucht; Hecker sey in Wien, drüben in der Himmelfahrtsgasse, hieß es; und Männer, welche die sinnlose Aufregung beschwören wollten, wurden von rasenden Bourgeois eingefangen, als Hecker; so der höchst unschuldige Zeitungsschreiber Häfner draußen in Mariahilf. Gern hätte sich die Bourgeoisie an den Studenten vergriffen, „den heillosen Republikanern“; in trunkenem Uebermuth und Zorn sah man für Ruh' und Ordnung fanatisirte Bürger mit bewaffneter Hand in einen Klubb freisinniger Männer dringen; einzelne Studenten kamen in Lebensgefahr vor dem Spießbürgerthum, Schimpfworte flogen gegen die Legion, die an allem Unglück Schuld sey.

Die edle Jugend hatte die schwersten Opfer für die Sache des Volkes gebracht: tief verlezt, wollte sie den Entschluß fassen, unter Vortragung einer schwarzen Fahne schweigend die Stadt zu verlassen, die nur Schmach für die besten Dienste habe.

Aber der Bevölkerung gingen die Augen auf; es gelang der freisinnigen Presse, den Plan der Reaktion aufzudecken, das Volk zu überzeugen, daß Niemand als die Reaktion den Kaiser vertrieben und entführt habe, und daß es eine Intrike der Reaktion sey, die akademische Legion, wo möglich zu einer republikanischen Schilderhebung durch ihre verkappten Kreaturen aufzureizen und zu verführen, um sie dann mit der bewaffneten Macht vernichten zu können, und, ließe sie sich nicht verführen, wenigstens sie des Republikanismus zu verdächtigen, wie der Mißhandlung des Kaisers, damit das Volk von ihr abwendig, ihr gram würde.

Die akademische Legion war es in der That gewesen, welche die Arbeiter noch am Abend des 15. vermocht hatte, durch Bitten und Reden, ruhig ihre Arbeit fortzusezen: mehr als zwanzigtausend Arbeiter hatten sich ihr zur Verfügung gestellt, und sie hatte nichts von ihnen angenommen, als das Versprechen, ruhig zu seyn.

Drei Tage nachher sah man an allen Straßenecken die Aufforderungen aus der Mitte des Volkes, der Legion den Dank des Volks zu erklären, sie nicht aus Wien zu lassen und zu ihr zu stehen bis in den Tod. Abordnungen der Nationalgarde von allen Stadttheilen her füllten die Universitätshallen; sie überbrachten begeisterte Adressen an die Legion, die alte Liebe war verstärkt wiedergekehrt, man sah in ihr mehr als je eine nothwendige Schuzwehr der Freiheit, die Bürgerschaft nahm die ärmeren Studenten, welche durch

die Bewegung der Zeit ihren Verdienst oder ihre Zuflüsse verloren hatten, als Familienglieder in's Haus; der Arbeiter that es nicht anders, die Kasse der Legion mußte seinen Kreuzer als täglichen Beitrag annehmen.

Von all' dem nahm oder erhielt das Hauptquartier der Reaktion keine Kunde. Die Regierung träumte nur von ihrem Sieg; sie war sicher, die rechten Mittel gefunden zu haben. Auf Antrag des Gemeindeausschusses der Stadt gründete sie eine neue Sicherheitsanstalt mit Friedensmännern, nach Art der englischen Konstabler. Dieser neue Sicherheitsausschuß dünkte ihr ein treffliches Werkzeug in ihrer Hand, willenlos und wirksam. Er fing auch sogleich an zu reagiren: er verbot das Zusammenstehen von mehr als fünf Personen Abends auf der Straße, verlezte auch sonst durch Verordnungen das Vereinsrecht und die Freiheit der Bürger und stellte das Kriegsgesez in Aussicht. Es kam aus, daß der Regierungspräsident, Graf Montecucoli, in der Nacht vom 24. auf den 25. Mai die gedruckten Plakate zum Belagerungszustand ausgegeben, das Ministerium aber die Ausgabe für unzeitig erklärt und unterdrückt hatte. Dies regte um so mehr auf, als Montecucoli für einen der freisinnigsten und volksfreundlichsten Männer gegolten hatte. Die Führer der Reaktion ließen sich täuschen durch den Schein des 17. und 18. Mai, an welchen Tagen die Bourgeoisie sich echauffirt hatte, und durch die Zusicherungen, die einige Offiziere der Nationalgarde ihnen gaben, als sprächen sie im Namen der gesammten Nationalgarde. Was im Augenblick der Betäubung und der Aufregung, welche der Flucht des Kaisers folgten, hätte geschehen müssen, das unternahmen sie jezt, wo die Legion wieder volksbeliebter als je geworden war. Kolloredo, der Commandant der Legion, bisher nur „Vater Kolloredo" genannt, erließ am 25. Mai eine Ansprache, worin er sagte: „man könne den deutschen Hut" (er war mit der Feder das Ehrenzeichen der Legion) „mit Ehren nicht mehr tragen". In der Nacht vom 25. auf den 26. erließ Montecucoli den Befehl, die Legion sey aufgelöst und habe sogleich die Waffen abzulegen.

Die Regierung glaubte sicher zu gehen, weil sie sich der akademischen Lehrer, die in der Legion mit befehligten, versichert hatte. Diese sollten „ermahnend und belehrend" auf die Jugend einwirken. Dabei sollte „eine großartige Entfaltung der Nationalgarde und

des Militärs" der herrischen Legion gebieten. So war der Plan des Ministeriums. Die Professoren Endlicher und Hye, die zugleich Ministerialräthe geworden waren, wurden beim ersten Versuch ihrer Ansprache mit einer entscheidenden Niederlage empfangen: sie hatten das Militär zur Universität geleitet, welches das Universitätsviertel einschloß.

Der Sicherheitsausschuß war von der Frühe des 26. Mai an in vollster Thätigkeit, die Friedensmänner mit ihren weißen Stäben liefen durch die Straßen, das Miltiär zog kolonnenweise herein in die Stadt und besezte alle Hauptpläze, die Reiterei hielt auf dem Glacis, nur ein Bataillon, einige Friedensmänner an der Spize, war mit den gemessensten Befehlen bis an die Ecke der Bäckerstraße vorgegangen, die Schließung der Universität, die Entwaffnung der Legion zu unterstüzen.

Es war Morgens 6 Uhr. Da traten Montecucoli und Kolloredo, die beiden „freisinnigen Grafen", herein, die Entwaffnung zu vollziehen. Sie dachten an keinen Widerstand. Da erklärte die Legion, mit den Waffen in der Hand sterben zu wollen, ehe sie sich entwaffnen ließe.

Am Abend vorher war die Reaktion, die Bourgeoisie, das Ministerium, der Adel einig, der ganze Kern der Wiener Bevölkerung werde zusammenwirken, die „Diktatur der Studenten" aufzuheben und „der wachsenden Verwilderung der Arbeiter vorzubeugen." „Ganz Wien ist dafür," sagte Einer zum Andern, „es ist ein Leichtes, man hätte es längst thun sollen." „Schonend, aber mit Energie gehe man vor," sagten Andere; „es ist gut, daß sich endlich Männer zeigen und Kraft entfalten." „Mit Ruhe, Milde und Kraft," sagte das Ministerium. Sie Alle waren froh, die Dinge so leicht in's Geleise einzulenken, aber überrascht, als die Studenten die ernste Haltung zeigten. „Sieg oder Tod!" rief es durch die Hallen. „Wir durch unsere Entwaffnung die Sache der Freiheit an die Reaktion verrathen?!" sagten sie zu Montecucoli.

Sie hatten sich besser vorbereitet, als die Reaktion. In dem Augenblick, als Montecucoli und Kolloredo sprachen, zeigten sich in allen Straßen der Vorstädte die beredtesten Studenten und forderten das Volk zur Hülfe für die Legion, für die Freiheit auf. Das Militär hatte alle Stadtthore gesperrt. Aber als die feurigen Worte

der Abgesandten der Legion zündeten, da scholl es allwärts: „Zu Hülf', zu den Waffen! Die Reaktion ist da, in die Waffen! Man will die Legion, das Bollwerk unsrer Freiheit, zusammenschießen! Von dort ist sie uns gekommen, dort wird sie allein bewahrt! Drauf, drauf!" —

Und die Allarmtrommeln rasselten in allen Vorstädten, die Nationalgarden stürzten auf ihre Sammelpläze und die Arbeiter eilten aus ihren Werkstätten, mit Blizesschnelle, in Massen. Die Offiziere weigerten sich zum Theil, die Nationalgarden der Vorstädte in die Stadt zu führen; sie gingen hinweg und zerbrachen ihren Degen, als die Compagnien die Legion hoch leben ließen und die Offiziere als Reaktionäre erklärten. Die Nationalgarden aber zogen ohne Offiziere fort nach der Universität. Das Kärthner- und Schottenthor waren noch nicht geschlossen; bei den andern kam es zur Gewalt. Es war gegen halb 9 Uhr.

Bei den Thoren der Leopoldstadt fing es an. Ein Theil der Nationalgarden hatte sich den Eingang bei dem rothen Thurm-Thor erzwungen; das Volk wollte nachdringen, die Thore wurden rasch wieder zugeworfen; das Volk drohte zu stürmen, da öffnete sich eines der Thore und es fielen mehrere Schüsse — aus Versehen, hieß es nachher —, ein Bürger stürzte todt nieder; die Menge stob auseinander, sammelte sich bald, kehrte verstärkt wieder und erzwang den Eingang: durch das geöffnete Thor strömte es massenhaft dem Universitätsplaze zu. Nationalgarden wie Volk wurden mit Jubel empfangen.

Durch die übrigen Theile der Stadt liefen noch immer die Friedensmänner mit ihren weißen Stäben, die Ruhe aufrecht zu erhalten. Diese Schöpfung erging sich als lebendiger Beweis für die Unerfahrenheit des Ministeriums. Was wollen die? sagte das Volk; wer kennt sie? — Wir sind die Abgeordneten des Bürgerausschusses, sagten feierlich die weißen Stäbe. — Des Bürgerausschusses? lachte das Volk; wer oder was ist das? Wir haben noch nichts von seinen Leistungen für öffentliches Wohl erfahren. — Die Friedensmänner nannten ihre, des Bürgerausschusses, Namen. — Kennst Du sie? fragte Einer den Andern. Nein, hieß es hier. Den Einen und den Andern, ja, hieß es dort; es sind Reaktionärs! — Fort, fort! donnerte es ihnen entgegen. Sie huschten hinweg und verloschen,

wie Irrlichtchen. Dem Volk ganz unbekannte oder bei ihm höchst unbeliebte Subjekte hatte Pillersdorf, in seiner Unkenntniß der Menschen und der Verhältnisse, für die Männer des Volks gehalten, zaubermächtig, Sturm und Wetter zu bannen. Diese Pillersdorf-Bürgerausschüßliche Sicherheitsanstalt blies der erste Luftzug aus dem Volk aus.

Vor der Aufregung und der Entschlossenheit der Legion hatte das Bataillon Militär zurückweichen müssen. Kaum war es zurückgedrängt, so wurden Stühle und Bänke, und was taugte, zur sichern Mauer zusammengetragen, und der Ruf erscholl: „Barrikaden!“

Das Straßenpflaster wurde aufgerissen und die polytechnischen Schüler verwandten die Steine ächt architektonisch. Die Barrikaden wuchsen aus der Erde mit wunderbarer Schnelligkeit; denn fast in diesem Augenblicke zogen die mit ihren Werkzeugen bewaffneten Arbeiter, geführt von Studenten, die theils in den Vorstädten wohnten, theils hinausgeschickt waren, mit ihren Fahnen herein, Tausende und aber Tausende, mit sonnverbrannten Gesichtern, mit muskelkräftigen Gliedmaaßen, haarig und bärtig, etwas unheimliche Gestalten. „Nein,“ sagten Herren und Damen in Glacehandschuhen, zitternd hinter den Fensterläden, „diese da hereinzuführen! Die Stadt wird geplündert! Vor Allem aber wehe Denen, welche diesen Tag in ihrem Leichtsinn herbeigeführt haben!“ Die Angst machte, daß selbst Die, welche gestern noch das Ministerium des Nichtsthuns angeklagt hatten, heute das Ministerium verdammten, daß es that, was sie so lang gefordert hatten.

Aus allen Häusern wurden Fässer geschleppt, Möbelstücke, Holzwerk, Material aller Art; in wenigen Stunden zählte man 160 Barrikaden, die alle Straßen der Stadt sperrten, die wenigen Pläze ausgenommen, auf welche das Militär zurückgeschoben war. Die große Mehrzahl der ganzen Bevölkerung war wieder auf Seiten der Studenten. Wie das Militär, um sich zu konzentriren, sich zurückgezogen hatte, war die Nationalgarde auf die großen Pläze der Stadt gerückt, ruhig hielt sie diese, wie die Thore besezt. Sie verhielt sich möglichst theilnahmlos, und wo sie Theil nahm, that sie es für die Studenten. Wenn das Ministerium auf eine großartige Entfaltung der Nationalgarde zählte, so ist unbegreiflich, wie es kurz zuvor in einem Erlaß eben dieser Nationalgarde das Erkennen

der Zeit absprechen und sie einer politischen Beurtheilung unfähig erklären konnte, wie es nach dem 15. Mai geschehen war. Das kam der Legion zu gut, eben so die Reue manches Bürgers, der am 17. und 18. Mai sich reaktionär erhizt hatte und jezt leugnen oder verwischen wollte, was er gethan, ja es selbst offenherzig als einen Verrath an der guten Sache bezeichnete.

An jeder Straßenecke durfte nur ein Student sich zeigen mit dem Pallasch und dem deutschen Federhut, und auf seinen Wink eilte das Volk mit Werkzeugen zum Brechen, zum Hauen und zum Schaufeln herbei; er bezeichnete die Linien wie ein Militär vom Fach, und Jünglings- und Männerarme, Greise, Weiber, Kinder waren rührig, Steine, Sand, Balken herbei zu tragen; Hände feinster Art, schönste Frauen- und Mädchenhände sah man thätig. Die aus den Straßen gerissenen Pflastersteine, die saubern Granitwürfel, welche nicht zu den bis zum ersten Stock ragenden Barrikaden nöthig waren, wurden in die andern Stockwerke bis zum lezten hinaufgetragen und die Fenster bis zur Hälfte damit ausgefüllt. „Das ist die neueste Art Fensterblumentöpfe," sprach der Wiener Wiz. Mitten durch diese steinernen Brustwehren starrten die blanken Läufe der Musketen. Weibliche Hände machten Patronen, zupften Charpie, hielten siedend Wasser und Wurfsteine bereit. Vom Stephansthurm scholl die Sturmglocke in die durch Steinberge verschanzte Stadt. Die Karossen der hohen Gesellschaft, die in diesen Straßen sonst herrschend rasselten, — wo waren sie? Auf allen Tummelpläzen für den Luxus und die Aristokratie herrschte jezt drohend die Revolution und das Volk. Ein Geist, wie er Paris in den großen Tagen bewegt hatte, schauerte durch die Kaiserstadt an der Donau, und regte in fast allen Herzen, in welchen warmes Blut und Gesundheit war, den Kampf und Todesmuth für die Freiheit auf. Die Gefahr des Augenblicks hatte eine wunderbare Einstimmigkeit in der vor wenigen Tagen so mißgestimmten Stadt hervorgebracht.

Militärs auf der Gegner Seite versagten der gewaffneten Volkskraft ihre volle Anerkennung nicht, den herrlichen Kolonnen der Nationalgarden, der Allmacht der begeisterten Jugend in der Legion, den nervigten Arbeitern mit ihrer eigenen Art von Bewaffnung, wie sie daherzogen, die Entschlossenheit selbst. Die Schlosser und Maschinenbauer trugen gewaltige Eisenstangen, die sie flugs an der

Esse geglüht und zugespizt hatten. Jeder Arbeiter schwärmte, aber auch, wie verwandelt, jeder Bürger. Ließen wir uns jezt, sagten sie, die Legion nehmen, über ein Kleines nähme man uns die Nationalgarde und dann schlösse man uns wieder in den Käfig.

So sehr die herantretende Revolution für die Aristokratie, für die feinere Gesellschaft etwas Schreckliches, ja Abscheuliches hatte, so unwiderstehlich wirkte die siegende Revolution auf dieselbe Aristokratie, auf die Damen voran, sie fingen an mit zu schwärmen. Es war die Allmacht des Neuen, aber auch des Großen, des Erhabenen, die Allmacht des wahren Geistes auf Diejenigen, welche Esprit bisher für Geist gehalten hatten. Die Wiener hohe Gesellschaft ist keine aus dem Sand Pommerns und der Mark; Schillers idealer Schwung, die Poesie des Erhabenen hat von Anfang an kaum in Schwaben so ergriffen, begeistert und hingerissen, wie in dem naiven Wien, in dem abgeschlossenen Oesterreich die weiblichen und männlichen Herzen und Geister davon es wurden, freilich als von verbotener Kost. In dieser Begeisterungsfähigkeit, in dieser noch unentwickelten, bisher zurückgedrückten Empfänglichkeit der österreichischen Natur für alles Große und Schöne im Reiche des Dichtens, des Denkens und des Lebens liegt die große Zukunft der deutschen Nation.

Jede Barrikade war gemeinschaftlich von Studenten und Arbeitern besezt, die Stadt war durch sie und die Nationalgarde in den Händen des Volkes. Der Bürgerausschuß machte einige Versuche, Verordnungen zu erlassen, und sah dann ein, daß er Null war. Die Regierungsgewalt fühlte sich machtlos, verlassen; von dem allgemeinen Zug zur Revolution, der alle Stände mit fort zu reißen schien, betäubt, gelähmt.

Im ehemaligen Hofkriegsrathsgebäude saß man und hielt Kriegsrath unter dem Vorsiz des Feldmarschallieutenants Grafen von Auersperg, des Stadtcommandanten, der nach der Entfernung des Grafen Hoyos seit dem 18. Mai den Oberbefehl über die Nationalgarden führte.

Auersperg war hochgeachtet von allem Volk, und blieb es durch alle Aenderungen der Zeit hindurch.

Die Regierung hatte einen schlimmen Stand. Gerade Die, welche sie so weit getrieben mit täglichem Geschrei, standen ihr ganz

ab, da es gefährlich wurde, und machten ihr Vorwürfe, daß sie nicht vorsichtiger gewesen. Sie erkannte jezt, daß der gethane Schritt ohne vorherige genaue Berechnung der ausreichenden Mittel ein großer Fehler von ihr war, daß an Ansehen und Achtung das Ministerium in eben dem Grad verlor, als die siegreiche Universität gewann. „Und dennoch", sagte Pillersdorf, „wagen wir es, lieber das Ansehen der Regierung zu schwächen, als uns auf einen zweifelhaften Straßenkampf einzulassen, der im ungünstigen Fall mit einer provisorischen Regierung, im günstigsten mit einem Schutt- und Leichenhaufen enden muß." Auch Graf Auersberg war gleicher Ansicht. Er hatte den ganzen Morgen über ein umsichtiges und humanes Benehmen beobachtet, theils um Bürgerblut zu schonen, theils weil er die Folgen für unübersehbar hielt, die ein so leicht möglicher Zusammenstoß haben könnte. Auch Latour, der Kriegsminister, der in der Frühe noch von der Strenge des Gesezes und seiner nothwendigen Anwendung gegen Mißachtende gesprochen hatte, stimmte jezt ein. Die Verbrüderung der Arbeiter mit den Studenten, „der Unwissenheit mit der Unerfahrenheit, der Leichtgläubigkeit mit der Fantasterei, der gutmüthigen Rohheit mit der Jugendhize", der mit fortgerissenen Nationalgarde, des ganzen „revolutions-toll gewordenen" Wiens mit der Legion schien „eine gefährliche Liga," dazu fürchtete man, was nirgends da war, „eingeschlichene fremde Elemente, die da aufregen und leiten". Es wurde beschlossen, das Militär in die Kasernen zurückzuziehen.

Tief wirkte die würdige Haltung des Volkes. Wo man es zu Ausschweifungen aufreizen wollte, widerstand es. Nirgends Anarchie, nirgends eine Spur der gefürchteten und so oft als Gespenst heraufbeschworenen Plünderungssucht der Masse. „Heilig ist das Eigenthum!" stand an allen Gewölben und Thüren. Jeder Besiz war geschüzt; die fast einen Tag lang nichts gegessen hatten, waren Wächter des werthvollsten Eigenthums, ohne etwas anzurühren. Wo Einer Missethäter seyn wollte, wurde er vom Proletariat ergriffen und der Nationalgarde oder der Legion überantwortet.

Der Feldpater fehlte der Legion nicht. Es war Füster, der Professor der Religion an der Universität, ehemals Klostergeistlicher, eine herrliche, körnige Natur, voll Eifer und Humor, ein Abraham a Sancta Clara der Revolution, der Freiheit. Der hochwüchsige,

starkstämmige Priester mit dem edeln Gesicht, der weithin tragenden Stimme, und mit der Jugendfrische und Beweglichkeit in scheinbar schwerfälligem Körper, hatte die Liebe Aller: er war treu, als andere Professoren abfällig wurden, gerade Die, welche im März die schönsten Worte gemacht hatten. Den Arbeitern galt er als Prophet, auf seine Worte kommt viel von der schönen Ordnung des Tages.

Mehr noch als je einmal war die Universität der Mittelpunkt der bewegten Stadt, Vielen ein Heiligthum, besonders den niedern Klassen, den Damen der Siz des neuen Ritterthums. Eine Schaar Weiber, abenteuerlich bewaffnet, kam und bat um die Ehre, nur durch die Aula marschiren zu dürfen. Und eine alte Frau war darunter, die weinte vor Freude, als sie die Hallen sah, ihr Sohn war auch ein Student.

Gegen 3 Uhr Mittags zog das Militär aus der Stadt in seine Kasernen und die Nationalgarde besezte in großer Masse die Hofburg; an der Nationalbank und allen öffentlichen Gebäuden standen ihre Posten; die andern Kolonnen zogen Abends in ihre Bezirke zurück.

Das Ministerium hatte an diesem Tage die Souveränität des Volkes als eine Thatsache erkannt. Es bestätigte die Errungenschaften des 15. Mai. Das Volk suchte nach den „Verräthern,“ den Grafen Breuner, Bombelles, Lazanski, Hoyos, Montecucoli, nach den Professoren Endlicher und Hye, von denen es hieß, sie haben zur Militärgewalt gerathen. Endlicher war in der That von der Seite der Volkspartei auf die Seite der Regierung übergetreten, er opferte damit nicht bloß seine politische Ansicht, sondern sich selbst, seine Volksbeliebtheit, seinen Ruf als Lehrer und Patriot dem Ministerium. Er rettete sich vor der Volksrache durch die Flucht und starb nach zehn Monaten gebrochenen Herzens. Professor Hye wurde Abends gefangen. Von seiner Vergötterung aus den ersten Märztagen war er zum Gegenstand zuerst der Mißachtung wegen seiner Vertheidigung des Preßgesezes, dann zur Zielscheibe des Hasses herabgesunken; ein Mann von Geist und Wissen, aber ohne die Charakterstärke und Selbstständigkeit des Willens, wie sie nöthig waren, in den Anbrandungen einer Revolution zu stehen. Auch Graf Hoyos wurde gefangen. Gern hätte die Legion noch mehr Geißeln gehabt, doch gab sie sich zufrieden mit den Beiden. Das Volk aber hing in

bitterm Scherz die Grafen Bombelles und Montecucoli als Stroh-männer auf den Barrikaden an hohe Stangen.

An den Barrikaden lagerten Studenten, Nationalgarden und Arbeiter brüderlich untereinander; die Wachtfeuer brannten und sie sangen Spottlieder auf die mißliebigen Personen des Tages daran. Ueber die Gruppen hin flatterten die deutschen Fahnen.

Sein gesunkenes Ansehen zu ersezen, willigte das Ministerium in die Bildung eines Ausschusses für Sicherheit, Ordnung, Ruhe und Wahrung der Volksrechte. Das Ministerium suchte sich dadurch wieder in's Vertrauen zu sezen, daß es diese Behörde aus den po-pulärsten Elementen der Bevölkerung bilden ließ, aus Studenten, Nationalgarden und Bürgern. Noch in dieser Nacht wurden die Mitglieder des aufgelösten Centralvereins aus ihren verschiedenen Bezirken zusammen gerufen, alle Compagnien stellten Vertreter zu dem neuen Sicherheitsausschuß. Dieser trat noch in dieser Nacht zu seiner ersten Sizung zusammen. Es war nöthig, da jede Be-hörde ohne Macht, die Polizei verhaßt und geächtet war und der Gemeinderath keinen Gehorsam fand. So wurde der Sicherheits-ausschuß die gesezliche Gewalt. Solche, die kein gutes Gewissen hatten, denen es graute, verließen eilig Wien auf Seitenwegen. „Die Regierung," sagten sie, „hat sich in dem Sicherheitsausschuß, schon seinem Namen nach, ihren Todtenschein ausgestellt. Es geht bös!" —

Der Sicherheitsausschuß stand unabhängig neben, thatsächlich über dem Ministerium; und diese Männer des Volkes, schlicht und recht, fingen an zu handeln, sie sezten Diejenigen in Anklagestand, welche die Ursache der gestörten Ruhe des Tages waren, und for-derten sie vor ihr Gericht. Zugleich sorgten sie für die Sicherheit der Stadt und überwachten das Ministerium. Pillersdorf hatte sich wankend gezeigt, Latour feindselig. Es war Grund, diesem Mi-nisterium zu mißtrauen. Einzelne fürchteten sogar, es gehe damit um, heimlich aus der Stadt zu kommen.

Alle Stadtthore wurden fest verbarrikadirt, die Brücken, über welche ein Zugang möglich war, abgebrochen, für den Fall, daß von Außen ein Militärangriff versucht würde. Man traute Latour Alles zu, namentlich, daß er Truppen aus Mähren herbeirufe. Schon Mittags hatte sich das Volk auf den Bahnhof der Nordbahn geworfen

und die Direktion in Pflicht genommen, daß sie keine Truppenbeförderung von daher zugebe. Ein Haufe Arbeiter hatte sich jenseits der Taborbrücke aufgestellt, und die ganze Linie entlang war das Volk bereit, die Eisenbahn aufzureißen, da man hörte, die Truppen seyen schon in Lundenburg. Alles draußen spürte es, daß es jezt mehr zu stürzen galt, als da man Metternich stürzte. Auf diese Leute wirkte es nicht, was dem Bourgeois in Wien nach dem 15. Mai mit viel Wirksamkeit zugeraunt worden war: das Treiben der Studenten bringe es dahin, daß Wien zu Grunde gehe, weil dann Frankfurt die Hauptstadt des Reiches werde. Ein sicherer Instinkt des Volkes lenkte die Furcht desselben auf Einen Mann, auf den Fürsten Windischgräz. „Er will kommen," hieß es, „und sich rächen, daß man ihn im März aus Wien verdrängt hat."

Darum ließen sich die Arbeiter nicht abhalten, neue Barrikaden fort und fort zu machen, bis Alles verbarrikadirt war. Erst in der tiefen Nacht war der Lärm des Pflasteraufreißens verstummt, alle Barrikaden waren stark besezt, die Nationalgarden wach, hell loderten die Feuer auf den Straßen, und wie ein heiliger Choral, vieltausendstimmig gesungen, klang durch die Stille der Nacht das Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland."

Es ist 12 Uhr Nachts vorüber, zwei starke Schüsse knallen plözlich und dumpf, ferne her, noch ein Augenblick, und Hunderte von Trommeln wirbeln Allarm, und auf allen Kirchthürmen wird die Sturmglocke angeschlagen, und von Barrikade zu Barrikade, von Straße zu Straße, durch die Stadt, durch die Vorstädte hin läuft laut, blizschnell der Commandoruf der Befehlshaber. Windischgräz, heißt es, steht mit mehreren Regimentern schon nah' am Schottenthor. Die Armee ist hinter ihm im Anzug, er will die Stadt stürmen.

Ein zu Kampf und Tod bereites Volk stand und lud hinter den Barrikaden, rüstete sich und die Mittel zum Widerstand in den Häusern. Bald zeigte sich, daß kein Feind vor den Thoren war: die Schüsse kamen von einem mit Ungarn landenden Dampfboot, das sich signalisirt hatte. Die blizschnelle Entschlossenheit, die Waffenmacht und der Heldenmuth der Wiener Bevölkerung, welche in dieser Mitternacht so unleugbar vor Augen traten, überzeugten die Kamarilla, daß ein offener Kampf vorerst nicht zu wagen sey mit den Mitteln, über die man bis jezt verfügen konnte.

Doch wurde noch der anbrechende Morgen und der ganze Tag wachsam vom Volke zugebracht. Der Sicherheitsausschuß, der sich jezt durch seine Wahlen neu gebildet hatte, erhielt vom Ministerium die Zusage, daß es nicht nur selbst an den Errungenschaften des 15. Mai streng festhalten, die „unverantwortlichen Rathgeber der Krone“ strafen und die Rückkehr des Kaisers nach Wien oder einen Stellvertreter fordern werde. Von Inspruck kam die Antwort, der Kaiser gedenke nicht, etwas an den Errungenschaften zu schmälern, und bis seine Gesundheit ihm die Rückkehr erlaube, werde er den Erzherzog Johann als Stellvertreter schicken.

Schon auf die Erklärungen des Ministeriums hin, und da nirgends ein Feind sich zeigte, eilte der Sicherheitsausschuß, unter Mitwirkung der Legion, die Barrikaden abtragen zu lassen. Am dritten Tag — so rasch wurde gearbeitet — waren alle Straßen dem Verkehr wieder geöffnet, der Bürger bei seinem Geschäft, der Arbeiter auf seiner Werkstätte. Die Legion trat in den Hintergrund vor dem Sicherheitsausschuß. Wie zuvor in der Aula, brachte das Volk seine Klagen jezt bei dem Ausschuß vor: dieser war die eigentlich vollziehende Gewalt, eine Ausnahmsbehörde, der die übrigen untergeordnet waren; sehr populär wurde er durch Beschüzung des Volkes vor Ungerechtigkeit, durch wirksame Strafen betrügerischer Gewerbsleute, durch Beaufsichtigung des Lebensmittelverkaufs und durch Ueberwachung des Ministeriums, daß es die konstitutionellen Formen einhielt. Die Wahlen für den Reichstag wurden ausgeschrieben und gingen ohne Anstand vor sich. Die ausgezeichnetsten Mitglieder der Legion wurden darein gewählt: Füster, Goldmark, Fischhof. Fischhof führte auch den Vorsiz in dem Sicherheitsausschuß, und die besten Kräfte des Lezteren waren aus der Legion.

Draußen aber, rings um Wien her, trübte sich der politische Himmel immer mehr, und innen, in der Stadt, wurde leise gearbeitet von der unsichtbaren Reaktion, die neue Ordnung zu unterhöhlen.

Anfänge der Entwicklung des Reaktionsplans im Kaiserstaat.

Die Wege der Reaktion in Oesterreich sind noch lange nicht so aufgedeckt, wie die der königlich preußischen, der Potsdamer, und ihrer Verbündeten, aber die Erfolge sprachen laut für die Aehnlichkeit der krummen und geraden Wege und der Kreise, innerhalb deren die Reaktion hier wie dort sich bewegte. Den Mittelpunkt derselben in Inspruck bildete der Graf Bombelles. Er war zulezt erster Minister der verstorbenen Erzherzogin Marie Louise in Parma gewesen. Als der Erzherzog Franz Josef zum Statthalter in Böhmen ernannt wurde, und es verlautete, sein Liebling, der Graf Bombelles, werde ihn begleiten, mißfiel es im ganzen Kaiserstaat so sehr, daß die Nachricht vom Mitgang des Leztern amtlich widerrufen wurde. Da las man in den Blättern: „Der starre Aristokrat, der die Wissenschaft haßt und nur das historische Recht als ein unverlezliches anerkennt, hat seine Rolle ausgespielt.“ So unheilvoll hatte dieser Mann in seiner früheren Laufbahn sich bekannt gemacht. Und diesen Mann stellte ein unglückseliges Verhängniß in den Stunden der Entscheidung als Begleiter und Rathgeber des Kaisers, des Thronfolgers, der ganzen kaiserlichen Familie hin. Er war der einzige bekannte Name, der bei der Flucht des Kaisers aus Wien in dessen Gefolge sich befand, und als in Inspruck die glänzenden Namen, und viel berüchtigte darunter, um den Kaiser sich sammelten, so gelang es dem Grafen Bombelles doch, jeden andern Einfluß neben sich zum Schweigen zu bringen. Feind und Freund lassen es dem Grafen, daß er ein Charakter ist, aber ein Charakter in einer für Volk und Freiheit bösen Richtung.

Bombelles hatte sich bisher gezeigt als den Mann eines starren, abgeschlossenen Systems, des Systems eines Hallers und eines Jarke, unbeweglich, herzlos, schroff gegen den Geist und die Forderungen der Zeit, ein auserwähltes Rüstzeug auf dem Feld der Politik und des Hofes in der Hand jener Partei, welcher Haller und Jarke mit der Feder dienten.

Man hörte selbst treu'st gegen das Kaiserhaus gesinnte Oesterreicher wider ihn sprechen. Gute Oesterreicher waren es, die öffentlich sagten: „Der Kaiser hat jezt das Recht, von uns Beweise der Reue, Bürgschaften der Ruhe zu verlangen; aber wir müssen dem Kaiser mit der Bitte nahen, diesen unheilvollen Mann aus seiner Nähe und der Gesellschaft der Prinzen zu entfernen, welche die Hoffnung unserer Zukunft sind." — „Einem Manne, wie Bombelles," sagten Andere, „ist die Konstitution nichts, als ein erzwungenes Zugeständniß, der Noth des Augenblicks gemacht; er kann keine Sympathie für uns haben und keine den empfänglichen Herzen unsrer edeln Prinzen eingeben."

Pillersdorf und Doblhoff, im Herzen Freunde des Volks und des Fortschritts, eilten auch, den Kaiser vor unheilvollen Einflüssen, so weit sie vermochten, zu wahren: der Minister Doblhoff begab sich nach Inspruck und blieb um den Kaiser, damit der konstitutionelle Kaiser an seinem Insprucker Hof ein konstitutionelles Organ habe, mehr, um der, dem Volke wohlwollenden, der Freiheit ebenfalls im Herzen nicht feindlichen, durch das alte System Metternichs unauslöschlich tief verlezten Person des Kaisers zu einigem Schuz zu dienen.

Das Ministerium bemühte sich, wie es konnte, populär zu werden; eine Kundmachung des Justizministers erklärte schon am 31. Mai alle entehrenden Strafen, namentlich die körperliche Züchtigung und die öffentliche Ausstellung, zugleich auch die polizeiliche Haussuchung für abgeschafft. Die Aufregung und Spannung in den Gemüthern, so ruhig die Stadt war, dauerte fort, und so sehr die Führer des Volkes Pillersdorf stüzten, so konnte sein Ministerium im Vertrauen der Massen doch nicht Wurzel fassen. Diese glaubten an das Einverständniß der Minister, wenigstens eines Theils derselben, mit der Kamarilla und dem Adel; dem Leztern, wie der Erstern, wurde Antheil an der plözlichen Flucht des Kaisers zugeschrieben. Viele adelige Familien hatten noch in derselben Nacht Wien verlassen, andere waren nachgefolgt.

Die Furcht, die Bestürzung des Augenblicks trieb Manchen fort. Wie man im Volke Czechen, Russen, die Radetzky'sche Armee fürchtete, so bangte Manchem in den höheren Klassen vor Anarchie, Pöbelherrschaft, Plünderung, ja vor der Guillotine. Dem größten

Theile des Adels aber schrieb das Volk dabei die Absicht zu, die Bürgerschaft dadurch für ihre Erhebung zu strafen.

Man hatte Adelige bei ihrer Hinausfahrt sagen hören: „Die Wiener sollen an ihrer Revolution zu Grunde gehen, wir müssen ihnen das Brod entziehen und ihre Stadt durch Truppen einschließen und absperren.“ Der Adel wollte die Wiener durch seine Entfernung für die Aufnahme reaktionärer Maaßnahmen mürbe und empfänglich machen. Die Ruhe auf den Straßen zeigte erst, wie leer sie geworden. Alle Paläste und Landhäuser in der Umgegend standen verlassen; ihr Anblick wirkte auf die Stimmung manches Bürgers. Seit den Barrikadentagen ergriff das Fluchtfieber auch die geldverzehrenden Fremden und den wohlhabenden Mittelstand. Die Reisewagen drängten sich zu den Linien hinaus. Die meisten Reichen flohen aus Angst, als Geißeln zurück behalten zu werden, aus Trieb, vor dem Kaiser als treue Unterthanen zu gelten, aus Schrecken vor Dingen, die da kommen könnten, wenn das Stocken aller Geschäfte die Arbeiter arbeitslos machen würde.

So sah man jezt auch die Magazine und Gewölbe leer stehen, und in den Vorstädten, wo Tausende sonst von der Hand in den Mund lebten, wuchs die Noth stündlich; aber wunderbar, in Ordnung blieben, die in Noth waren, ehrenhaft, besonnen.

„Die Minister kennen keine Reaktion, welche ihren Gang zu lähmen bemüht, oder das vom Monarchen Zugestandene zurück zu nehmen vermögend wäre“, — so verkündigte am 30. Mai der Ministerrath, und übergab den Bürgern und der Legion sechs Batterien Geschüze, wie sie verlangten. Aber was man von draußen her hörte, lautete verdächtig; von dem nahen Baden, wo die Häuser gepfropft voll waren von flüchtigen Familien; von Ischl, das ein zweites Koblenz geworden war, und von reaktionären Hochtorys wimmelte; von Inspruck, von wo aus man die Provinzen gegen die Hauptstadt stimmte und erregte. In Böhmen, Kärnthen, Krain, Kroatien und Steyermark wurden die entschiedensten Loyalitätserklärungen aufgebracht und nach Inspruck durch Abordnungen befördert. Der kaiserliche Hof war in der Hauptstadt Tyrols mit Glanz aufgenommen worden, und die Bischöfe von Brixen und Trient, alle Häupter der kirchlichen Partei eilten nach Inspruck an den Kaiserhof. Auch von Ungarn kam der Palatin, Erzherzog Stephan, dahin.

Wie die Gesandten Rußlands und Preußens und der andern deutschen und auswärtigen Staaten, war auch der ungarische Minister, Fürst Paul Esterhazi, dem Hof nach Inspruck gefolgt, und durch ihn wiederholte das ungarische Ministerium die Gefühle der unverbrüchlichen Treue und festen Anhänglichkeit der Ungarn an ihren König mit der Bitte, er möchte mit seiner erlauchten Familie Ungarn durch einen Besuch beglücken. Aus den Provinzen liefen namentlich Protestationen gegen den Wiener 15. Mai ein, und das Verlangen, daß der Reichstag außerhalb Wiens, etwa in Linz oder Inspruck, abgehalten werde. Auch „der öffentliche Convent" von Schlesien beantragte Verlegung des Hoflagers, des Ministeriums und des Reichstags in eine andere Stadt, wenn Wiens Bevölkerung nicht Bürgschaft gegen gewaltsames Eingreifen in den konstitutionellen Gang der Regierung gebe. Gegen die ersten vom Ministerrath gewählten Abgesandten hatte der Kaiser sich sehr verlezt durch die Vorgänge am 15. Mai ausgesprochen. Der Erzherzog Franz Karl, hieß es, und die Erzherzogin Sophie haben geweint. Der Kaiser hatte geschrieben: „die Stadt Wien habe ihre früher gegen ihn und seine Vorfahren stets bewiesene Treue so sehr verlezt, daß er erst wieder dahin zurück kommen könne, wenn er sich von der Rückkehr zu ihren früheren Gesinnungen vollkommen überzeugt haben werde. Der Ministerrath werde, wie der Kaiser es bei seiner Abreise vorausgesezt habe, es in seiner Pflicht finden, einstweilen alles Das vorzukehren, was die Lage der Monarchie und die Wahrung des Thrones von demselben fordere."

Dieses Schreiben, und was die Abgesandten mündlich von Inspruck brachten, war offenbar von Einfluß auf die Maaßnahmen des Ministerraths am 25. Mai. So zu sagen ohne Vollmacht des Hofes waren die Minister bis dahin gewesen, und jezt hatten sie nur die en allgemeinen Fingerzeig, und unter sich, im eigenen Schooße des Ministerrathes, Spaltung.

Um das Landvolk über die Wiener Ereignisse vom 26. Mai aufzuklären und den Entstellungen der Reaktionäre zu begegnen, schickte die Aula gegen anderthalbhundert Studierende in ihre Heimath ab; in der nächsten Umgebung von Wien gelang es ihnen, die Bauern für ihre Sache zu gewinnen, auch in der Steyermark. Die Steyrer schlossen sich ganz an; der Wortführer der Grazer Abordnung

erklärte im Sicherheitsausschuß: dreißigtausend bewaffnete Steyrer stehen bereit, den Wienern zuzuziehen.

Das Ausbleiben des in der Nacht vom 26. auf den 27. Mai an den Kaiser geschickten Kuriers und aller offiziellen Nachrichten aus Inspruck bestimmte zu einer neuen allgemeinen Abordnung aller Körperschaften und Vereine Wiens, unterstüzt durch Abgeordnete aus Brünn, Graz, Linz und andern Städten, nach Inspruck, den Kaiser um schleunige Rückkehr dringend zu bitten. Die Mißstimmung wuchs, da der Kaiser zögerte, um so mehr, da eine Veröffentlichung des Ministeriums ergab, daß im Monat April vierthalb Millionen Gulden minder eingenommen, als ausgegeben wurden, da Ungarn und Italien keinen Ertrag mehr für den Staatsschaz lieferten, und bei der Stockung der Gewerbe und des Handels, bei der allgemeinen Einschränkung in Luxussachen und Lebensbedürfnissen die indirekten Abgaben einen sehr bedeutenden Ausfall erlitten. Viele Familien, die bisher geblieben waren, gingen jezt erst fort. „Der Terrorismus greift bedrohlich um sich," sagten sie; „wir dürfen an öffentlichen Orten, wenn wir nicht mit dem Strome fortschwimmen, ja kaum noch unsere Meinungen äußern."

In Wahrheit herrschte so wenig Terrorismus in Wien, daß die gefangenen Veranlasser der Bewegung vom 15. und 26. Mai, Graf Hoyos und Andere, freigelassen wurden, „weil in dem Strafgesezbuch der Fall des Hochverraths gegen das Volk nicht vorgesehen sey". Hye äußerte dabei seine Ueberzeugung, daß Graf Montecucoli an den Vorfällen vom 26. Mai unschuldig sey, und der Kriegsminister Latour den Befehl zum Ausrücken des Militärs gegeben habe.

Am 4. Juni regten neue Gerüchte die Stadt auf: es ziehen Truppen von Gallizien her, es wolle der Kaiser abdanken. Das Ministerium widersprach amtlich, suchte aber zugleich den Sicherheitsausschuß zu veranlassen, sich zu Gunsten der Regierung aufzulösen, es sey sonst an einen Zusammentritt des Reichstags in Wien nicht zu denken. Um der Arbeiter sich zu entledigen, hatte das Kriegsministerium eine Werbung nach Italien auf die Kriegsdauer mit einem Handgeld von drei Gulden C. M. veranstaltet, und zu diesem Zweck Hütten auf dem Glacis aufschlagen lassen. Diese wurden von den Arbeitern gewaltsam zerstört, und die, welche der Werbung gefolgt, zum Rücktritt genöthigt. „Wir müssen als eine

kompakte Macht in der Hauptstadt verbleiben," hieß es unter ihnen. Ein Theil der Geistlichen hatte sehr reaktionär gepredigt. Nun wurde absichtlich verbreitet, die Arbeiter wollen die Klöster plündern und aufheben. Sie gingen aber in ihre Werkstätten oder zu den öffentlichen Bauten, bei denen durch den Stadtrath und die Regierung über vierzehntausend beschäftigt wurden.

Endlich kam die Nachricht: der Kaiser bestreite nichts von den Errungenschaften, und er selbst mißbillige den ungeschickten, folglich strafbaren Versuch gegen die öffentliche Meinung vom 26. Mai in Wien. Der 7. Juni brachte die kaiserliche Proklamation, in der er zu „den getreuen Einwohnern seiner Residenz" sprach: „Die Stadt Wien hat zuerst, und bald darauf haben die Abgesandten meines ganzen Reiches dankbar anerkannt, daß es mir in den denkwürdigen Märztagen heiliger Ernst und zugleich die für mein Herz und meine unbegrenzte Liebe zu meinen Völkern befriedigendste That meines Lebens war, als ich ihren Wünschen durch eine den Zeitbedürfnissen angemessene, im weitesten Sinne des Wortes freisinnige Verfassung entgegen kam. Mit derselben habe ich den Forderungen der Zeit, den Bedürfnissen der einzelnen Provinzen, der überwiegenden Meinung meines Volkes, welche, im Wege des Gesezes geltend gemacht, mich jederzeit in meinen Beschlüssen bestimmen wird, nicht vorgreifen wollen. Meine Ueberzeugung jedoch, daß die von mir ertheilte Verfassungsurkunde den allgemeinen Erwartungen genügen werde, ist durch die in den verschiedenen Provinzen aufgetauchten Besorgnisse für die richtige Auffassung und Würdigung ihrer nicht unwesentlichen besondern Verhältnisse, so wie durch die am 15. Mai in Wien vorgefallenen Ereignisse erschüttert worden. Ich habe daher am 16. Mai keinen Anstand genommen, den nächsten Reichstag als einen konstituirenden zu erklären und die damit im Einklang stehenden Wahlen zuzusichern. Die Art und Weise, wie ich hiezu veranlaßt worden bin, hat mich tief verlezt. Die öffentliche Meinung in ganz Europa hat sich darüber einstimmig und im höchsten Grade mißbilligend ausgesprochen. Allein die Sache selbst bin ich bereit fest zu halten, weil sie mir die Bürgschaft gewährt, daß die Verfassung, die meinem Reich geistige und materielle Macht verleihen soll, in ihren Grundlagen, wie in ihren Einzelheiten, ein Werk des gesezlich ausgeprägten Gesammtwillens seyn werde, mit welchem

Hand in Hand zu gehen ich fest entschlossen bin. Mein sehnliches Verlangen — und ich bin überzeugt, daß ich es nicht vergeblich ausspreche — ist nunmehr, daß die baldige Eröffnung dieses Reichstags in Wien, dem Siz meiner Regierung, möglich werde. Soll aber diese Eröffnung an keinem andern Orte und bald zu Stande kommen, so ist es unerläßlich, daß in den Mauern Wiens ungetrübte und fest begründete Ruhe und Ordnung herrsche, und daß den Abgeordneten der Provinzen für die Freiheit ihrer Berathungen vollkommene Sicherstellung gewährt und verbürgt werde. Ich darf daher von den Einwohnern Wiens erwarten, daß sie Alles aufbieten werden, damit die gesezliche Ordnung in jeder Beziehung wieder eintrete; ich erwarte, daß alle persönlichen Feindschaften aufhören und unter allen Bewohnern Wiens der Geist des Friedens und der Versöhnung allein vorherrschend werde. Mit väterlichem Wohlwollen stelle ich diese Forderung an die gesammte Bevölkerung Wiens und baue auf deren Erfüllung, denn ich werde den Tag preisen, wo ich mit der Eröffnung des Reichstags zugleich das freudige Wiedersehen der meinem Herzen noch immer theuern Wiener feiern kann."

Diese Kundgabe machte ziemlich günstigen Eindruck auf die Mehrheit der Wiener. Man glaubte die Kamarilla besiegt. Seit Wessenbergs Ankunft in Inspruck, sagte man sich, ist die reaktionäre Kamarilla gänzlich gelähmt, und auch der Einwirkung des „volksfreundlichen" Erzherzogs Johann stehe kein Hinderniß mehr entgegen. Wenige Tage darauf erschien eine neue Kundgabe des Kaisers, die das Festhalten an den seither verliehenen Freiheiten und deren Ausbildung durch den Reichstag, wie dessen Abhaltung in Wien, unter Verbürgung vollständiger Berathungsfreiheit für die Abgeordneten, in noch bestimmtern Ausdrücken zusicherte. Namentlich war darin das ausschließliche Recht der Reichsversammlung zuerkannt, über die zukünftige Reichsverfassung endgültig zu beschließen.

Auf das beehrten die Nationalgarden das Linienmilitär mit Musik und Fackelzügen vor allen Kasernen, und begrüßten Offiziere und Mannschaft mit Lebehochs; und alsbald erleuchteten sich auch die Kasernen festlich. Die Studenten feierten in dem romantischen Heimbach mit den Nationalgarden ein Verbrüderungsfest. Die Uebungsmärsche der Volksbewaffnung wurden zu Lustpartien mit Musik in die schönen Umgebungen der Stadt. Es schien, als wolle

sich das noch junge politische Leben Wiens wieder in jene, dem Wiener gleichsam angeborne Schau- und Vergnügungssucht umwandeln und zersezen. Die traurigen Nachrichten von dem Heer in Italien liefen wie schwarze Wolkenschatten, tief erschütternd über Wien hin. Die Wiener wünschten den unglückseligen, den Staat aufreibenden Krieg bald durch friedliche Unterhandlungen geschlichtet. Ein Brief des lombardischen Kriegsministers Pompeo Litta vom 26. Mai bestärkte die Wiener darin. „Sprechen Sie für den Frieden," schrieb er an Hammer-Purgstall. „Die Thatsache der Nationalität läßt sich nicht wegleugnen, noch beschwichtigen; bei uns ist die Nationalität eine glühende Leidenschaft geworden. Wir sind im Krieg; aber wird das Haus Oesterreich durch denselben seine Lage verbessern? Wird der Krieg dem Wiener Handel Vortheil bringen? Böhmen vertheidigt das slavische Prinzip, Frankfurt das germanische: mit welchem Grunde kann man das italienische anfechten? Wenn die Franzosen nach Italien kämen, wäre dies nicht ein Unglück für ganz Europa? Darum trete man schleunigst in Unterhandlung, aber nicht durch Proklamationen, von denen die Italiener sagen, dergleichen Versprechungen seyen von den österreichischen Ministern schon hundert Mal gegeben worden, ohne ein einziges Mal gehalten worden zu seyn."

Die Gewißheit von der nahen Rückkehr des Kaisers erfreute manche Wiener Bürger so sehr, daß man sie sagen hörte: „Alles verheißt wieder eine befriedigende Zukunft. Die aufwiegelnden Fremden, namentlich die Polen und Italiener, waren sie es nicht, deren Umtrieben ein Theil der Jugend und der Nationalgarde verfallen war? Haben sie unter Lezterer nicht sogar Chargen sich anzueignen gewußt? Doch sie ziehen sich allmälig zurück. Und wenn erst die schlechte Winkelpresse beseitigt und jene Lügenbrut verstummt seyn wird, die absichtlich das Mißtrauen und die Leidenschaftlichkeit des unberathenen Volkes rege erhält, dann werden auch Gesez, Frieden und Ordnung in unsern Mauern wieder heimisch werden."

Die Winkelpresse, die in diesen Tagen völlig die Massen beherrschte, schöpfte nicht immer aus den besten und lautersten Quellen, sie brachte viel Seichtes, viel Unwahrheit, selbst boshafte Erdichtungen in Umlauf, und daß der Redakteur der „Barrikadenzeitung", der, zwei Pistolen im Gürtel, die Straßen durchstreifte, ein in Gant

gekommener, schon zwei Mal in Schuldhaft gewesener früherer Hofopernsänger war, warf kein günstiges Licht auf den bunten, wandelnden Trödelmarkt der Journalistik.

Aber diese Straßenblättchen, wie der „Vorwärts", der „Gradaus", die „Gassenzeitung", die „Wahrheit" u. s. w., waren, troz ihrem Briefkasten für Tageslügen, mit ihrem Mißtrauen mehr auf dem rechten Weg, als die Bürger mit ihrem Vertrauen. Der gute Wille des Hofes, nicht des Kaisers, war Schein, auf Täuschung berechnet. Zu gleicher Zeit reizte die Reaktion, die von der Kamarilla geleitet wurde, die an den Grenzen stehenden Heerabtheilungen und die Besazungen der festen Pläze auf, gegen die „schmachvollen Uebergriffe einer unreifen, sich als selbstherrschend hinpflanzenden Bubengewalt", wie man die Legion schmähte.

Außer Graf Bombelles wurde besonders der Fürst Lobkowitz als einer der Regsten in der Kamarilla genannt. Gerade der Reichstag sollte das Mittel seyn, um die deutschen und die freien Bestrebungen auf Nichts zurück zu führen. Die Kamarilla um den Kaiser her, den Personen und der Gesinnung nach durchaus slavisch, wußte, daß die Wahlen zum Reichstag, welche indirekt vorgenommen wurden, eine ungeheure slavische Mehrheit ergeben mußten. Sehr schön erwies sich des Kaisers Herz unter dieser Kamarilla. Sie hatte dafür gesorgt, daß seine Erinnerungen an die lezten Stunden in Wien durch den Kontrast seiner Tyroler Erfahrungen in Bitterkeit rege erhalten würden. Da ließ sie die Tyroler Gemeinden, denen gesagt wurde, die Wiener wollen den Kaiser todtschlagen, als Burgwache bei ihm abwechseln, und sie wetteiferten, schöne Leute in hübscher Haltung und Tracht, dem Kaiser durch ihre Musik und durch ihre nervigen Gestalten, wie durch ihre herzlichen Worte, die Sorgen zu nehmen und ihn von Wien abzuziehen. Der Adel, der Handelsstand, der Gewerbsstand versah mit den Schüzen der Landgemeinden von Wilten, Ambras und Bradl, von Höttingen, Arztl und Thaur, von Sellrain und Hall, mit den Salinenarbeitern und Bergknappen die Wache bei dem Kaiser, und täglich wurden ihm Bitten von andern Landgemeinden vorgelegt, an der Ehre Theil zu nehmen, die Wache bei Sr. Majestät zu versehen.

Kaiser Ferdinand sollte sich wohl fühlen unter seinen Tyrolern, wie einst Kaiser Max, und seine Wiener vergessen; aber er vergaß

seine „lieben Wiener" nicht, und troz der herzlichen Zudringlichkeit der Tyroler war ihm — so sagen Augenzeugen — seltsam unheimlich zu Muth unter allem diesem Thun und diesen Menschen, und er fühlte sich, der sich in Wien einige Tage so frei gefühlt, nun nicht durch den Einen Hofmeister Metternich, sondern durch eine Vielheit von Hofmeistern, weiblichen und männlichen, beengt und mißstimmt. Um seinen Ahn, KaiserMax, legten sich unmittelbar die Herzen der Tyroler Bauern: an Kaiser Ferdinand jezt hing sich die Reaktion des Adels und der Geistlichkeit, die Partei der Kirchlichen und der Militärischen, des Absolutismus in jedem Rock. Da sehnte er sich nach Wien und nach der Freiheit.

Ohne ihn und hinter ihm und seinen von Wien aus geschickten Rathgebern wob und herrschte im Stillen die Kamarilla, nach Gallizien hin, nach Kroatien, nach Böhmen, nach allen slavischen Landen. In Prag waren die Grafen Lazanski und Thun und der Fürst Windischgräz die Häupter der reaktionären Aristokratie. Der größte Theil des böhmischen Adels war gewonnen, und in Böhmen überhaupt waren die Deutschen, so sehr sie an Geistesbildung und Wohlstand voraus waren, derjenige Theil der Bevölkerung, welcher der leidenschaftlichen Thätigkeit der Czechen gegenüber stille saß, kaum in passivem Widerstand, ja Manche ließen sich von dem czechischen Nationalausschuß zu Sendlingen der slavischen Propaganda in die deutschen Bezirke mißbrauchen. Es war lange genug von Metternich und Graf Kolowrat, einem Stockböhmen, während dessen vieljähriger Verwaltung Alles geschehen, um das deutsche Element in Böhmen sittlich zu schwächen und das Czechenthum zu nähren und groß zu ziehen. Diese perfide Politik hatte bisher dem Absolutismus und seinen Stüzen genüzt, und während ihre Folgen das Ministerium in Wien in wachsende Verlegenheit brachten, zog aus diesen selben Folgen die reaktionäre Kamarilla die Kraft zum neuen Kampfe gegen den Geist der Zeit. Der böhmische Adel, Verräther am deutschen Vaterland und Volke, stellte sich an die Spize der slavischen Propaganda und verfuhr unbändig gegen die deutschen Bestrebungen. Und dieser Adel war nicht zum achten Theile czechischen Ursprungs, sondern deutsch nach seiner Wurzel und Bildung. Diesem Adel war es nicht um das Czechenthum zu thun, sondern nur um Erhaltung seiner Vorrechte und Anmaßungen, welche er bei der Bildung eines

Slavenreiches sicherer glaubte, als wenn ein großes freies Deutschland würde. Dieser Adel gab sich zum Werkzeug für den kaiserlichen Kabinets- und Familienrath her, der hinter dem Kaiser berieth und beschloß, und aus dem Mißbehagen verlezter Erzherzoge und Erzherzoginnen, aus der beleidigten Eitelkeit und Herrschsucht gestürzter Minister und Hofleute, vorzüglich aus Interessen und Zwecken von Bischöfen und kirchlichen Grafen und Fürsten seine Inspirationen empfing.

Der Freiherr von Wessenberg, der neu in's Ministerium trat, in welchem die Meisten einen Mann des Fortschritts begrüßten, der aber nichts war, als ein Eingeweihter der alten Metternich'schen Politik und Meister in der Intrike, versprach den Slaven, ein slavisches Großreich ihnen gründen zu helfen: aus dem deutschen Oesterreich sollte sich ein slavisches Oesterreich erheben, wie ein Neustaat aus dem Verfall des alten. Ein genauer Kenner der Verhältnisse warf dem Minister Wessenberg schon im Sommer 1848 vor, der Plan sey von Anfang gewesen, „durch Hemmnisse und Hezereien, durch Conspirationen im Hause des Monarchen und in der Bauernhütte, durch Schlingwege im Reichstag und auf der Straße, durch liberale Maskenkünste und offene Knechtschaftspredigt eine Militärreaktion anzubahnen und auf Trümmer und Leichenfelder das Herrscherpanier des gesammtösterreichischen Absolutismus neu zu pflanzen". Die Czechen und Polen, alle Slaven des Kaiserstaats sollten die Brücke dazu seyn, und Windischgräz in Prag und Latour in Wien, Beide „gleich romantische Anbeter der Kanonen", galten als die freiwilligen Feldherren zur Ausführung des Plans.

Die Führer der Volkspartei in Wien durchschauten den Plan. Sie riefen der Kamarilla und den Ministern zu: „Ihr spielt ein gefährliches Spiel!" den Slaven: „Nur die demokratische Föderation kann Euch zu wahrhaft nationaler Zukunft verhelfen, nicht Euer absolutistischer Traum von Unterdrückung des deutschen Elements."

In Frankfurt, an allen deutschen Höfen, besonders einflußreich an den süddeutschen, hatte die Kamarilla ihre Vertreter: das Interesse der kleineren Fürsten Deutschlands wußte sie zu behandeln, wie das des slavischen Adels.

Beschießung Prags durch Windischgräz.

Der Plan der reaktionären Aristokraten erforderte auch, daß die Czechen nicht in's Parlament nach Frankfurt wählten. Graf Leo Thun erklärte im czechischen Nationalausschuß: jene Wahlordnung komme noch von seinem Vorgänger Stadion, es haben sich aber nur drei Wähler für Prag eingefunden. So, schien es, blieb Prag im deutschen Parlament unvertreten, und auf eine Bevölkerungsmasse von fast fünfthalb Millionen Köpfen, wie sie Böhmen hat, waren bis jezt nur eilf oder zwölf Abgeordnete gewählt. Das Deutschthum in Oesterreich sollte zum Voraus von dem gemeinsamen Vaterland abgeschnitten werden, damit es dann die Slaven, als die Mehrheit, erdrücken könnten. Die Aristokratie der Slava war es nicht, von welcher der Slavenkongreß berufen wurde, der in der zweiten Woche des Juni zusammentrat; die Berufung ging von der demokratischen Seite der Slava aus, und der Kongreß sollte ein Seitenstück zum Frankfurter Vorparlament werden. Erst als der Slavenkongreß eine nicht mehr zu beseitigende Thatsache geworden war, that die mit dem Hofe verbündete Seite der Slava, als ob sie sich dafür begeistere, überbot sich in Worten und Redensarten dafür, drängte sich an die Spize dieser Sache vor, um sie zu ihren Zwecken ausbeuten und, gelänge das nicht, der Reaktion in die Hände spielen zu können.

Damit hing die Bildung einer provisorischen Regierung für Böhmen eng zusammen. In der Sizung des Nationalausschusses am 29. Mai zeigte Graf Mathias Thun an, daß in einer Präsidialsizung des Guberniums, in Verbindung mit den Vorständen der andern Verwaltungszweige, die Errichtung eines verantwortlichen Regierungsraths für Böhmen beschlossen worden sey. Die Lage der Dinge mache schlennige Verfügungen nöthig, die den Wirkungskreis der bestehenden Behörden weit überschreiten, und doch sey der Verkehr mit dem Ministerium durch die Wiener Ereignisse unterbrochen. In diese provisorische Regierung kamen acht Mitglieder, aber nicht, wie die Aristokratie erwartet hatte, siegte

darin die mit dem Hof verbündete, sondern die demokratische Slavenpartei, die überwiegend vertreten war, und sie beeilte sich, durch den Grafen Nostiz und durch Rieger am Hofe zu Insprück die Genehmigung einzuholen. Auch Palazki, Brenner, Borrosch und Strohbach waren in der Regierung.

Das Ministerium zu Wien, oder richtiger Herr von Pillersdorf, erklärte am 3. Juni die Bildung einer provisorischen Regierung in Prag für ungesezlich und ungültig, und forderte alle Regierungspräsidenten auf, keiner Anordnung der provisorischen Regierung Folge zu geben.

In Wien selbst erkannte die deutsche Partei sogleich den wahren Stand der Dinge in Prag. Und sie verkündete durch die Presse: „In Prag ist aus dem Schooße des St. Wenzel-Klubbs, der zuerst in einen Wohlfahrtsausschuß, dann in ein mit obrigkeitlicher Gewalt bekleidetes Nationalcomité sich umwandelte, eine provisorische Regierung hervorgegangen, deren Idee demselben zwar schon Anfangs vorgeschwebt, die aber in die Wirklichkeit zu übertragen, mit Klugheit voraus berechnete Umstände abgewartet werden mußten. Sie greift Oesterreich und seine Integrität auf die gefährlichste Weise in der Lebensader an, da Böhmen hiedurch sein bisheriges Verhältniß zur Gesammtmonarchie und den einzelnen Theilen derselben völlig bricht, mit dem Gelingen dessen aber geographisch und politisch die Auflösung des ganzen Staates gegeben wäre; sie ist ein Attentat auf die Freiheit durch die reaktionäre Aristokratie, die, nachdem sie auf jesuitischen Wegen schon erlegen, sich noch einmal aufrafft und mit den gräßlichen Scenen eines Bürgerkrieges die feudale Gruft noch zu schmücken sucht, bevor der Lezte ihres Stammes zu seinen Ahnen hinabsteigt. Sie ist aber endlich auch der vom Slavismus offen dem Deutschthum hingeworfene Fehdehandschuh, die aufgesteckte Kampffahne zwischen knechtischer Brutalität und humaner Kultur. Wie werden die deutschen Kreise Böhmens sich dazu verhalten? Was kann oder wird die Regierung thun, um die Rechte der Krone zu sichern? Hat sie jezt selbst jene Stellung, die als Grundbedingung eines energischen und erfolgreichen Einschreitens vorausgesezt wird? Ist ihr Verhältniß zu Insprück nicht ein dieselbe lähmendes? Oder dürfen wir hoffen, daß sie im Augenblick der Noth jenes kräftige, von der Geschichte mit Recht gerühmte männliche

Hervortreten zeigen werde? Wird die Dynastie, noch immer in den Händen einer freiheitfeindlichen Kamarilla, auf ihre wahren Interessen sich verstehen?“

Der Slavenkongreß wurde von Slaven jeder Zunge beschickt und am 2. Juni feierlich eröffnet. Palazki war Präsident. Von der Kirche des Slaven-Apostels Cyrill zogen die Abgeordneten, über dreihundert, auf die Sophieninsel, großentheils in nationaler Tracht, eine böhmische und eine panslavische (blau-weiß-rothe) Fahne voraus, jene von einem Böhmen, diese von einem Polen getragen. Aus den Donauprovinzen, vom Serbenfürsten, waren Abgeordnete geschickt, und der russenfreundliche Vladika von Montenegro erschien persönlich. Nicht bloß unter den anwesenden Russen, unter Allen bei weitem der mächtigste Geist war der Dichter Bakunin. Tagelang vor der Eröffnung glich die Kolowratstraße und der Roßmarkt einem italienischen Corso voll glänzender Kostüme und kräftiger, mit üppigem Bartwuchs umkränzter Physiognomien und Gestalten. Da sah man die rothe Hose und den violetten oder weißen Sammtmantel mit der Swornostmüze, und dazwischen die Töchter Fasters, des ultraczechischen Brauers, und andere czechische Jungfrauen als Amazonen im weißen Rock, blauen Spenzer und rothen Turban, einen Gürtel um den Leib und zwei Pistolen darin.

Gleich in der ersten Sizung fanden gerade die heftigsten Ausfälle gegen das deutsche Parlament zu Frankfurt den größten Beifall. Der erste Ausspruch des Slavenkongresses war: daß Oesterreich ein slavisches Kaiserreich sey, indem das slavische Element bei weitem darin überwiege; mit allen Kräften müsse die slavische Monarchie hergestellt und erhoben werden; und am 8. Juni wurde beschlossen: „Die versammelten Gesandten der slavischen Gemeinden und Nationen in Oesterreich, die ungarischen Kronländer mit einbegriffen, treten auf Grundlage der konstitutionellen Freiheit in eine Einheit, zur Wahrung ihrer Nationalität im vollen Sinne des Wortes dort, wo sie die nationalen Rechte bereits genießen, zur Eroberung derselben da, wo sie derselben noch beraubt sind. Zu diesem Zwecke werden sie alle Mittel anwenden, welche in einer rechtlich gegründeten Gesellschaft zur Wahrung angeborner Rechte gegen die Unterdrücker möglich und gültig sind.“ Das Leztere zielte auf die Magyaren. Die Polen sträubten sich, an den Schritten gegen diese

Theil zu nehmen; erst auf das Zureden Liebelts, des Führers der Ostslaven, schlossen sie sich später dem gemeinschaftlichen Beschluß an. Liebelt, ein Fanatiker des Verstandes, aber Fanatiker zunächst für Polen, dann für eine große Union freier Slavenstaaten nach dem Vorbild Nordamerika's, spielte schon hier in Prag, wie später als Mitglied des Frankfurter Parlaments, eine für seine Fähigkeiten nicht wohl begreifliche Rolle. Aber, daß ein so scharfer Verstand, wie der Liebelts, der Reaktion in die Hände arbeitete, zeugt für die Höhe der nationalslavischen Fanatisirung und Verblendung.

Die Stimmung der Deutschen ward dem Slavenkongreß mit jeder Stunde ungünstiger, aber auch die reaktionäre Aristokratie der Slava war erbittert; ihre Häupter, die Grafen Lazanski, Thun und Windischgräz, wurden aus dem St. Wenzels-Klubb ausgeschlossen. Die revolutionären Bruchtheile des Slavenkongresses, die auf die slavische Bevölkerung in Prag sich stützten, hatten die Oberhand gewonnen.

Die czechische Partei in Böhmen hatte nämlich vorn herein ein nicht unbedeutendes demokratisch-revolutionäres Element unter sich. Dieses demokratische Element hing mit den Radikalen in Wien zusammen, es theilte sich wieder unter sich in zwei Seiten, wovon die eine sagte, sie spreche slavisch und denke deutsch, die andere Gefallen fand an Dem, was die Herausgeber der Wiener Zeitschrift „Der Radikale" wollten, möglichst demokratische Ausbildung der Monarchie, und eine Föderativregierung, welche die einzelnen unabhängigen Provinzen, nach Art der Tagsazung in der Schweiz, vereinigen sollte.

Es war am 11. Juni, als auf dem Marktplaz Prags eine Menschenmasse sich drängte, von den in einer langen Reihe aufgestellten Grenadieren förmlich umlagert. Alles rennt in den Straßen hin und her und die Tamboure wirbeln Allarm.

Schon seit ein paar Tagen war die Aufregung gegen den Plazkommandanten, den Fürsten Windischgräz, gestiegen, besonders durch das Gerücht, er habe auf den Hauptpunkten, welche die Stadt beherrschen, auf dem Wyschehrad, auf dem Lorenzberg und in der Josephskaserne, Kanonen aufpflanzen lassen, und zwischen den Besazungen Prags und Lembergs werden Schreiben gewechselt, welche auf einen Schlag gegen das demokratische Element der Bewegung deuten. Am Pfingstfest ging eine Abordnung von Studenten, Freicorps und Bürgern zu Windischgräz, und verlangte sechs Stücke

Geschüz, zweitausend Gewehre und achtzigtausend Patronen für die Bürgerwehr. Windischgräz verweigerte sie; er stüze sich auf das Militär, sagte er.

Fürst Windischgräz, ohne alles Feldherrntalent, aber ein Mann vom Säbel, von Kindheit auf Soldat, ein Slave nach seinen Gütern, ein Deutscher, wie man sagt, nach seiner Abstammung, ein Mongole an Härte des Kopfes, wie an Stumpfheit des Herzens und an Jähzorn, ausgezeichnet nur durch seine Reichthümer, war, nach der Versicherung vieler Czechen und Deutschen von sehr verschiedener Farbe, so sehr Aristokrat, vollblutsstolz, daß er oft gesagt habe, wie eine stehende Redensart: „die Menschen fangen erst an beim Baron aufwärts"; nach Andern soll er gar gesagt haben: „beim Grafen aufwärts"; „die Kinder des Bürgers und Arbeiters werden nicht geboren, sondern nur geworfen." Wahr, oder übertrieben, oder aus Haß ihm angedichtet — kennzeichnend bleibt es für ihn, daß so etwas von ihm allgemein geglaubt wurde und wird; ebenso, daß es lang und weithin Glauben finden konnte, er habe, was er nicht that, seine Gemahlin mit eigener Hand erschossen.

Obgleich ein Haupt der slavischen Aristokratie, war er nie für die Plane der Slava, sondern von Herzen für die österreichische Gesammtmonarchie, unter der Voraussezung, daß er und die slavischen Großen durch Begründung der Soldatenherrschaft die Reaktion durchführen und herrschen. Dafür ward er ein Hauptwerkzeug der Kamarilla.

Die demokratischen Czechenführer durchschauten das Spiel der aristokratisch-absolutistischen Häupter in der Slava, und das der reaktionären Aristokratie, eines Lazanski, eines Windischgräz, eines Leo Thun, nicht zu verwechseln mit dem Grafen Mathias Thun, der aus Ueberzeugung der Slava zugethan war.

Polen sollen viele in Prag gewesen seyn, bekannte revolutionäre Namen, auch Männer großen Reichthums aus Deutsch- und Russisch-Polen. Ob, wie anderswo, der Zufall zum Aufstand führte; ob es eine Verabredung vor dem Kongreß, oder ein Gedanke des Augenblicks beim Kongreß war, den Versuch einer Schilderhebung in Prag zu machen, in der Hoffnung, daß eine allgemeine große Slavenbewegung daraus werde für die Polen Rußlands, für die Polen Oesterreichs, wie für

die Polen Preußens — noch liegt, noch legt man absichtlich, Dunkel darüber.

Die Volksbewaffnung in Prag war mächtig, bloß die Behörden hatten ihr früher schon sechstausend Gewehre abgegeben. Am 12. Juni, am Pfingstmontag, wurde unter freiem Himmel, am Fuße der Bildsäule des h. Wenzel, des Schuzheiligen der Czechen, ein Hochamt gehalten, zu dem sich eine ungeheure Volksmasse zusammenzog, außer den Abgeordneten des Slavenkongresses die Freicorps, die Arbeiter, die Bevölkerung der Vorstädte Man gelobte sich unerschütterliche Verfolgung der slavischen Sache durch feierlichen Schwur: „Alles mit, Alles für einander!" Dann zog die religiös und politisch aufgeregte Masse den Graben hinauf und gegen die Wohnung des Fürsten Windischgräz, unter dem Gesang czechischer Patriotenlieder, Schmählieder gegen die Deutschen.

Windischgräz spielte, so hieß es, den Verfechter des deutschen Elements. Er habe gesagt: „Früher habe ich das alte System unterstüzt, jezt verfechte ich das neue, von Sr. Majestät sanktionirte." War es Weisung, Kommando der Kamarilla zu Inspruck, daß er so sprach? War er selbst eingeweiht in den Plan der europäischen Reaktion, die konstitutionelle Maske der Berliner Reaktion, die deutsche Maske vorzunehmen?

In der Nähe der Wohnung des Fürsten, als die Volksmassen, immer noch slavische Lieder singend, mit Weibern und Kindern — zum Beweis, daß es nur eine friedliche Kundgabe seyn sollte — durch das Thor des sogenannten Pulverthurms kamen, versperrte ihnen ein quer aufgestelltes Grenadier-Bataillon den Weg und empfing sie mit gefälltem Bajonett. Die Slaven behaupten, Einer der Soldaten habe mit dem Seitengewehr eingehauen; die Soldaten versichern, ein Schuß sey aus dem Fenster des Tempels auf sie gefallen. Doch wurden die erhizten Gemüther zurückgehalten. Mehrere Stunden vergingen in Spannung. Da knallen plözlich Schüsse, fünfe, zehn, vierzehn. Die Soldaten behaupteten nachher, man habe aus den Fenstern des blauen Stern auf sie geschossen; gegen fünfzig Mitglieder des Slavenkongresses bezeugten, sie haben ruhig vor dem Gasthof zum Roß gestanden, als einige Schüsse von den Soldaten auf sie geschehen seyen.

In einem Augenblick erschallt durch die Stadt hin der Ruf:

„Verrath, zu den Waffen, man schlachtet unsere Brüder!“ — In wenigen Minuten erhoben sich in allen Straßen Barrikaden, hunderte durch die Stadt hin, so schnell, daß der Eine und der Andere fragte: „Ist das möglich, ohne daß eine Vorbereitung vorherging?“

Aber in Berlin war nichts vorbereitet gewesen und sie waren eben so schnell emporgestiegen, und in Prag waren die Grenadiere, wie in Berlin, hervorgebrochen und die Reiterei hatte in den Straßen eingehauen.

Gegen 5 Uhr Abends begann das Kartätschenfeuer gegen die erste Barrikade; von den Soldaten, obwohl die Hälfte czechischen Stammes war, ging Keiner über. Aus den Fenstern und von den Dächern der Häuser wurde mit Feuergewehren aller Art, mit Steinen, mit siedendem Wasser der Kampf geführt. Die Schüsse zielten auf die Offiziere. Dem ältesten Sohne des Fürsten Windischgräz, einem jungen Kürassieroffizier, wurde das Knie verwundet, die Fürstin selbst im Zimmer erschossen. Wie in Wien, wie in Berlin sah man Frauen und Mädchen bewaffnet an den Barrikaden, sie schossen wie Tyrolerinnen, oder nahmen sonst Antheil am Kampf, den leidenschaftlichsten. Sehr ungenügend auf diese Art des Straßenkampfes vorbereitet, verloren die Soldaten im Anfang bei jeder Barrikade viele Leute. Es bedurfte vier Stunden, um vom Pulverthurm bis zur Kettenbrücke zu dringen. Dadurch war die Verbindung vom Spittelthor bis zur Kettenbrücke und zu der Kleinseite vollkommen hergestellt, und das Militär ließ den Besiz der zu beiden Seiten liegenden Straßen den Czechen unangefochten; gegen 9 Uhr Abends trat eine nur durch einzelne Flintenschüsse unterbrochene Waffenruhe ein.

Von czechischer Seite wurde verlangt, Fürst Windischgräz solle mit dem Militär die Stadt räumen. In der Stadt brach das Gerücht aus, in der bevorstehenden Nacht sollten alle Deutschen abgeschlachtet werden. Auf allen Straßen sah man Verwirrung, Bestürzung, ganze Familien auf der Flucht, mit großer Lebensgefahr drängten sie durch die Thore, Hab' und Gut preisgebend. Die Unterhandlungen zwischen den kämpfenden Parteien wurden abgebrochen, die Menge zog sich nach Podskal, dem eigentlichen Siz der Arbeiterklasse, zurück; die Jäger, die Husaren verfolgten sie. Der erneuerte Kampf wüthete hier bis zum 14. Juni früh halb 9 Uhr, nicht ohne arge Greuel. Da langte Graf Mensdorf von Wien an,

um an Windischgräzs Stelle den Befehl zu übernehmen und die Ruhe herzustellen; man suchte im Wiener Ministerium in dem Haß gegen Windischgräz die alleinige Ursache der Bewegung. Diese Hoffnung täuschte; die czechischen Revolutionäre behaupteten die Altstadt mit den Waffen, und Windischgräz zog sich aus den Mauern mit dem Militär auf die Berge, um vom Lorenzberg, von der Marienschanze und vom Ziskaberg die Altstadt zu beschießen. Zuvor erließ er eine Aufforderung, daß, wer nur wolle, die Stadt verlassen möge, ehe er sie von den Wällen und Höhen bombardire. Nun begann erst recht das Fliehen.

In Wien selbst, wo die Arbeiter zum großen Theil aus Czechen bestanden, wurden diese von czechischen Aufwieglern aufgereizt. Die vielen czechischen Studenten, die von Prag nach Wien gekommen waren, um, wie sie sagten, ihre czechischen Brüder in Wien kennen zu lernen, hatten seit mehreren Tagen an öffentlichen Orten die Stimmung des Volks zu erforschen gesucht, und sich auch an die Arbeiter gewendet, um sie zu verleiten. Am 15. Juni schickten die Arbeiter eine Abordnung an den Sicherheitsausschuß und verlangten Erhöhung des Arbeitslohns um 12 Kreuzer und Bezahlung desselben auch an Feier- und Regentagen; im Fall ihre Forderung nicht gewährt würde, drohten sie, sich an die Reaktion anzuschließen, und wiesen dabei auf die Ereignisse von Neapel und auf England hin. Fischhof, der Vorsitzende des Ausschusses, ließ sogleich den Sprecher der Abordnung, der, von früher schon als czechischer Wühler bekannt, sich in eine Nationalgarde-Uniform verkappt hatte, festnehmen, die Galerien schließen, damit Niemand auf die draußen harrenden Arbeiter einwirken konnte, die Nationalgarde und die Studentenlegion in die Waffen treten, und wies die Arbeiter zurück. So blieb die Ruhe in Wien ungestört, und die Prager Czechen wurden sofort aus der Stadt gewiesen, ja gegen zweitausend Studenten und andere Freiwillige entschlossen sich, zur Wiederherstellung der Ruhe in Prag dahin abzugehen.

Am 15. Juni wurde wieder unterhandelt nach kurzer Beschießung der Stadt, die nicht viel Schaden that, und die Abdankung des Fürsten Windischgräz, wie die Zusage Mensdorfs, daß fortan die Wachen der Stadt vom Militär und von der Volksbewaffnung gemeinschaftlich bezogen werden sollten, beruhigte. Die Studenten

behaupteten, Windischgräz habe es darauf angelegt, die Waffen gegen das Volk zu gebrauchen, um Studenten und Freischaaren entwaffnen zu können; die Offiziere behaupteten, das Zusammentreffen am 12. Juni sey zufällig gewesen. Bis 6 Uhr früh am 16. sollten die Barrikaden weggeräumt seyn. Studenten, Bauern und Proletariat gingen auf den von den Bürgern abgeschlossenen Waffenstillstand nicht ein, die Barrikaden blieben; Nachmittags nahm Windischgräz den Oberbefehl wieder auf und die Beschießung begann stärker von drei Seiten, während die Bürger der kleinern Städte und die Bauern vom Lande mit Waffen aller Art ihren czechischen Brüdern in der Hauptstadt zu Hülfe eilten. Windischgräz wollte mehr schrecken, als zerstören: bei der Lage der Stadt war es leicht, sie in Trümmer zu schießen. Am 17. ergab sich die Altstadt und stellte Geiseln, die Barrikaden wurden abgetragen, die Truppen zogen wieder ein, das Volk wurde entwaffnet, der Baron Vilani, der als das Haupt der Revolution genannt wurde, und Graf Bouqnoy wurden verhaftet: sie haben, hieß es, die Czechen, die eher russisch, als deutsch werden wollten, der russischen Regierung unterwerfen wollen. Das Standrecht wurde verkündet, alle Klubbs und Vereine wurden aufgelöst, alle Führer ausgeliefert, so viel ihrer nicht entflohen oder versteckt waren. Diejenigen Adeligen, welche das aristokratische Czechenspiel angefangen hatten, waren vor der Wuth des Volks größtentheils am zweiten Tag schon entflohen.

Da war ein Jubel unter den Deutschen, auch anderswo, als in Wien und Prag. Da hieß es: „Fürst Windischgräz verdient eine Bürgerkrone, er hat die Deutschen vor einer Bartholomäusnacht bewahrt; denn die Swornost, die wüthende Czechenfreischaar, und die Slava wollten den Mordplan ausführen, der alle Deutschen in Böhmen vertilgen sollte. Dazu hatten sie sich mit polnischen Vagabunden und Franzosen verbunden und das ganze Proletariat war bereit dazu.“

Wie gesagt, es liegt noch viel Dunkel über den Dingen, die in Prag vor sich gingen; fast scheint es, daß die Czechen eine Revolution im czechischen Sinn begannen, und daß es Absicht, Plan war, eine solche zu beginnen. Ob nur die demokratischen Bruchtheile der Slava, ob die ganze Slava, alle Führer, außer den reaktionär-aristokratischen, die Revolution vornherein wollten; ob

die Leztern, Windischgräz an der Spize, einen Aufstand, den sie absichtlich mitprovozirten, zum ersten Schlag der Reaktion gegen die Demokratie und zur Anbahnung der Soldatenherrschaft benüzen wollten, — das kann erst die Zukunft feststellen. Thatsache ist, daß vornherein von der Aristokratie, wie von der Demokratie in der Slava, von jeder in besonderer Richtung, auf einen Schlag hingearbeitet wurde, und daß die provisorische Regierung in Prag, welche ihre Befehle nicht von dem konstitutionellen Ministerium in Wien, sondern von dem Kaiser in Inspruck selbst empfing, die Brücke für jene zur Reaktion, für diese zur czechischen Revolution geben sollte. Die Wiener Demokratie verwünschte den Leichtsinn der Prager Demokratie, die aufstand ohne die Mittel, den Aufstand durchzuführen, und dem Militär, das der Wiener Märzsieg moralisch gebrochen hatte, den ersten Sieg, einen blutigen Sieg, über's Volk in die Hände spielte. Die besten demokratischen Kräfte der Slava waren auf den Barrikaden niedergemezelt, oder auf der Flucht, oder im Kerker, oder wurden sie standrechtlich erschossen; diese slavische Pfingstrevolution in Prag mußte für die demokratische Sache von ganz Oesterreich die nachtheiligsten Folgen haben.

Thatsache ist auch, daß durch die Vernichtung der demokratisch-revolutionären Bruchtheile der Slava die Gefährlichkeit der Slava selbst für die deutsche Dynastie, für den Hof gebrochen, daß durch Windischgräz das Säbelregiment vorerst wenigstens in Böhmen zur Herrschaft gebracht, und dadurch, wie durch Jellachich in Kroatien, ein fester militärischer Haltpunkt für die Kamarilla des Hofes gewonnen war, um der Reaktion den Boden ganz Oesterreichs Schritt für Schritt wieder zu erobern. Eben so ist es Thatsache, daß Viele, welche die eifrigste Theilnahme an der nationalslavischen Bewegung geheuchelt hatten, darunter Viele der namhaftesten Führer, sich vor dem Ausbruch der eigentlichen Bewegung unsichtbar oder aus der Stadt gemacht hatten. „Sie krochen, diese nationalen Heuchler,“ so sagt ein sachkundiger Deutsch-Slave, „scheu schon vor der Bewegung von dannen, denn sie hatten vom Hof aus die Weisung dazu erhalten. Nachdem der Sieg der Reaktion entschieden, da stellten sie sich wieder in den Vordergrund, drangen sich dem Volke wieder als die allein Nothwendigen auf, spazierten beim Fürsten Windischgräz auf dem Hradschin ganz vertraulich aus und ein, denunzirten ihre

eigenen Landsleute, nachdem sie Viele von ihnen auf den Barrikaden der Kleinseite hatten mezeln lassen, und baten den Fürsten Windischgräz, er möchte doch so gut seyn, ein paar von ihnen aus Politik einzusperren und gefangen zu halten, um dadurch darzuthun, daß auch sie der Bewegung nicht fremd geblieben. Dem Land aber predigten sie: der Aufstand zu Prag sey von den Deutschen ausgegangen, um das slavische Element zu unterdrücken, der Fürst Windischgräz habe durch sein weises Verfahren im Sinne der Regierung das slavische Element gerettet, und es sey nunmehr Pflicht aller Slaven, der Regierung zu danken und mit ihr Hand in Hand zu gehen.“ *)

Palazki's Name, des czechischen Doktrinärs, war es vorzüglich, der in dieser Richtung genannt wurde. Als politischer Charakter erscheint Palazki, dieses oberste Czechenhaupt, nach den Darstellungen von Slaven, wie von Deutschen, von da an in immer unheimlicherem Lichte, mit überwiegendem Schatten: er wandelt im Finstern krumme Bahnen, und unterhandelt taschenspielerisch und schachernd mit der Reaktion gegen das deutsche Element, gegen die Freiheit, aber für die Plane seines Czechenthums, seines Slavenstaats, in welche sich seine Doktrin verbissen hat.

Die Demokratie in Wien, so sehr sie gegen den Revolutionsversuch der Czechen war, bot den Leztern das Bündniß gegen den gemeinsamen Feind, gegen die Reaktion der Windischgräze, der Bajonette und Kanonen. Die deutsche Demokratie, im Bund und Verein mit den Slaven, war eine Macht, vor der die Reaktion nimmermehr hätte aufkommen können; aber die Slaven, vor Allen die Czechen, waren unversöhnlich, ihr Deutschenhaß machte sie blind; obwohl durch die Erfahrung überzeugt, daß sie allein für ihre Zwecke zu schwach und einer Bundesgenossenschaft bedürftig seyen, stießen die doktrinären Führer der Slava doch die Verbindung mit der deutschen Demokratie zurück, und zogen es vor, mit den kaum ausgeschlossenen reaktionär-aristokratischen Elementen der Slava sich wieder zusammen zu schließen, und eben damit den Bund mit der Kamarilla des Hofes einzugehen oder vielmehr wieder aufzunehmen.

---

*) Palazki und die österreichische Slava, in Keils Zeitschrift „der Leuchtthurm“, 1850, Nro. 6, verglichen mit dem Aufsaz in derselben Zeitschrift: Oesterreich, seine Völker und Parteien, von K-d-ch, 1850, Nro. 13.

Der politische Fanatismus, wie der religiöse, sieht nichts als sein Gözenbild, das er anbetet und dem er Alles schlachtet: die Herrschaft des Czechenthums war der Gedanke Palazki's und der Seinen auch jezt; das allein, und das aus ganzer Seele, wollten sie; darum wurden sie servil, darum warfen sie sich mit scheinheiliger Demuth der von ihnen mit vollem Czechenhaß gehaßten deutschen Dynastie zu Füßen, darum gaben sie der Kamarilla den Judaskuß; sie hofften so zu ihrem Zweck zu gelangen, und waren des Wahns, daß das Aufkommen deutscher Einheit und Größe diesem Zweck gerade entgegen sey. In den Tagen, in welchen an den politischen und gesellschaftlichen Reformen der ganzen Menschheit gearbeitet wurde, erfüllte Palazki und die Seinen, die Herren Hawliczek, Trojan, Gay, Stur, Hurban und Andere, nichts als das Sonderinteresse des Slaventhums, die Idee der Nationalität; und sie waren zu engherzig und zu enggeistig, um sich davon überzeugen zu lassen, daß in der Freiheit, wie sie die neue Zeit will, an sich schon die Gewähr für jede Nationalität liegt. Den einzelnen Führern winkten auch die Lust und die Hoffnung in naher Ferne, in's Ministerium zu kommen und die Zügel der Herrschaft mit eigener Hand zu ergreifen.

Die Kamarilla und Jellachich.

Ueber das in Belagerungszustand erklärte Prag herrschte Windischgräz nun unbeirrt, und am 23. Juni wurde er als Gouverneur von Böhmen verkündet, während der neu ernannte Ban Jellachich von Kroatien offiziell seiner Würde entsezt wurde. Als Jellachich an die Spize des kroatischen Volkes sich stellte, um nach Abweisung der kroatischen Forderungen durch das Wiener Ministerium den Illyriern dieselben Rechte zu erfechten, welche die Ungarn sich erworben hatten, da sagten Die, welche zu seinen Gunsten und in seinem Solde schrieben: „Der Ban sezt seinen Kopf auf's Spiel für die Freiheit und die Rechte der slavischen Stämme." Selbst Demokraten in Kroatien sahen in Jellachich ihren Retter. Jellachich stand bei seinem

ersten Auftreten dem Anschein nach als ein völlig selbstständiger Insurgentenchef da, der gegen den ausdrücklichen Willen des Kaisers das kleine Kroatien gegen das mächtige Ungarn in den Kampf führte. An dem Hofe zu Inspruck, wohin er sich an der Spize einer kroatischen Abordnung begeben, wurde er vom Kaiser nicht als Deputirter vorgelassen. Der Ban erhielt zur Antwort vom Kaiser: „Nachdem ich die auf den 5. Juni ohne meine Zustimmung angesagte Landeskongregation für ungültig erklärte, kann ich Sie als Deputirte nicht empfangen; muß zugleich offen mein Mißfallen kund geben ob Ihrer Bestrebungen gegen meine ungarische Krone, zu welcher Kroatien seit siebenhundert Jahren gehört. Ich bin fest entschlossen, dieses Band aufrecht zu erhalten, und wünsche eine Verständigung beider Länder um so mehr zu erzielen, als die Tapferkeit meiner Gränzer meine volle Anerkennung verdient. Mein Oheim, der Erzherzog Johann, hat die Vermittlung übernommen. Sie werden die Gefühle der Treue dadurch beweisen, wenn Sie zu dieser Verständigung kräftig beitragen."

Und gleich darauf, am 18. Juni, erschien ein kaiserliches Manifest an die Kroaten, voll bemerkenswerther Stellen. „Verleumder", hieß es darin, „haben Euch den Glauben beibringen wollen, als ob die ungarische Nation Eure Sprache unterdrücken, oder in ihrer ferneren Entwicklung hindern wolle. — Unsern herben Schmerz ob dieses Treibens vermehrte die traurige Besorgniß, ob nicht etwa zum Führer dieser verbrecherischen Umtriebe eben derjenige Mann sich hingegeben habe, den Wir mit Beweisen Unserer königlichen Gnade überhäuften, zum Hüter der Ordnung und der Geseze in Eurem Vaterlande bestimmten; ob nicht er seine Stellung, zu welcher er durch unsere Gnade erhoben wurde, mißbrauchend, nicht, wie er sollte, die irregeleiteten Bürger eines Besseren belehrte, sondern, von Parteisucht getrieben, die Leidenschaften noch mehr entflammte, ja, uneingedenk seines Unterthaneneides, gegen den Verband mit Ungarn, also gegen die Integrität Unserer heiligen Krone und Unser königliches Ansehen, sich Eingriffe erlaubte? Nicht genug, daß Uns der Ban selbst nicht gehorchte, soll er — dessen ist er angeklagt — die gesezlichen Behörden zu gleichem Ungehorsam gegen Unsere wiederholten eigenen Befehle aufgefordert, und sowohl diese Behörden, als auch das Volk durch Gewaltmittel zu feindseligen Schritten gegen

die ungarische Krone gezwungen haben. Ihr Alle müsset Zeugen dessen gewesen seyn, wessen er beschuldigt wird; Ihr Alle müßt es gesehen haben, ob er alle Diejenigen, die den Verband Ungarns mit Kroatien aufrecht erhalten wollten, verfolgte, sie ihres Amtes willkürlich entsezte, und das Standrecht gegen Alle, die seiner politischen Meinung nicht huldigten, kund machen ließ, dadurch zahlreiche Familien zur Flucht und Auswanderung zwang. Ihr Alle müßt es gesehen haben, ob der Ban den Amtsantritt der gesezlich ernannten Obergespänne unmöglich machte, Unsere Kameralkassen mit Gewalt in Beschlag nahm und zum Vollzug dieser Eigenmächtigkeit sogar Unsere Truppen verwendete. Ihr müßt es wissen, ob er ohne Reichstag, nach seiner eigenen Willkür, mit einer neuen Steuer Euch belastete, und ohne alle Bevollmächtigung das Volk zur Ergreifung der Waffen zu zwingen bestrebt war, was Wir selbst ohne Ermächtigung der gesezgebenden Gewalt anzubefehlen nicht im Stande sind.

„Hiernach bleibt Uns kein anderes Mittel übrig, als zur Herstellung Unseres verlezten königlichen Ansehens und zur Aufrechthaltung der Geseze Unsern getreuen Geheimerath und F.-M.-L. Baron Hrabowsky als Unsern königlichen Kommissär zur Untersuchung dieser ungesezlichen Vorgänge auszusenden, gegen den Baron Joseph Jellachich und seine etwaigen Mitschuldigen einen der Anklage entsprechenden Prozeß erheben zu lassen und endlich denselben, bis zu seiner vollständigen Rechtfertigung, seiner Banalwürde und aller militärischen Bedienstungen zu entheben. Mit strenger Mahnung an Euch, aller Theilnahme an Umtrieben, welche eine Trennung von Unserer Krone bezwecken, zu entsagen, und mit Befehl an die Behörden, allen Verkehr mit Jellachich oder seinen allfälligen Mitangeklagten, unter gleicher Strafe, alsogleich abzubrechen und den Verordnungen Unseres königlichen Kommissärs unbedingt zu folgen."

Eben so sprach der Statthalter des Königs, Erzherzog Stephan, bei der Eröffnung des ungarischen Reichstages: „Se. Majestät der König hat mit tiefem Schmerz gesehen, daß, nachdem er freiwillig die vom lezten Reichstag vorgeschlagenen Geseze genehmigt hatte, die Aufwiegler in Kroatien und in den Gegenden an der unteren Donau durch falsche Gerüchte die Einwohner gegen einander gehezt und sie bewogen haben, den Gesezen und der gesezgebenden Gewalt

Widerstand zu leisten, indem man die Unzufriedenen glauben machte, daß die Beschlüsse des Königs nicht freiwillig, sondern abgedrungen seyen. Einige gingen so weit in ihrer Rebellion, daß sie behaupteten, ihr Widerstand geschehe im Interesse des österreichischen Hauses, und mit Vorwissen und Genehmigung des königlichen Hauses. In Folge dessen ist Se. Majestät entschlossen, die Einheit und Unverlezlichkeit der ungarischen Krone zu beschüzen und den von ihm genehmigten Gesezen Achtung zu verschaffen. Se. Majestät hat mit der größten Freude die Vereinigung Siebenbürgens mit Ungarn sanktionirt." —

Troz dem sagten die Ungarn, der Hof begünstige die Insurrektion der Kroaten nicht nur insgeheim, sondern er unterstüze auch die Unternehmungen Jellachichs, während er ihn öffentlich desavouire; es sey eine Doppelregierung zu Inspruck: der Minister Doblhoff und der Kaiser als konstitutionelle Regierung, und hinter dem Rücken dieser regiere eigentlich die Kamarilla, die kaiserliche Familie mit ihren Rathgebern, und diese haben auch mit Jellachich schon zuvor schriftlich und zulezt mündlich noch zu Inspruck Alles abgeredet. Auch in Deutschland wollten Manche selbst in dem kaiserlichen Manifest an die Kroaten gerade Beweise der Doppelzüngigkeit finden; Dieser und Jener sah in dem Benehmen des Hofes nichts als den Willen, gleichwie die Magyaren zum Behuf ihrer Verstärkung Slaven und Wallachen magyarisiren wollen, um sich von der Dynastie los zu reißen, so von Seiten der Dynastie die leztern zu gebrauchen, um die Magyaren zu schwächen und Monarchie und Dynastie zu erhalten.

Auf die Politik des habsburg-lothringischen Hauses im Frühling 1848, für Deutschland, wie für Ungarn, wirft eine Urkunde ein eigenthümliches Licht, welche im Archiv der Statthalterschaft zu Ende des Jahres 1848 aufgefunden wurde. Es ist eine an den Kaiser gerichtete Denkschrift des Erzherzogs Stephan vom 23. März 1848.

Es waren die Tage, in welchen Ungarn in der Märzbewegung war, aber noch friedlich, das Auge hoffnungsvoll seinem Reichstag zugewandt. Da schrieb der Palatin an seinen erlauchten Herrn, den Kaiser: „Ungarns Zustand ist in diesem Augenblick beunruhigend, so zwar, daß von Tag zu Tag die heftigsten Ausbrüche zu erwarten sind. In Pesth herrscht Anarchie. Die Behörden sind durch Sicherheitsausschüsse gleichsam aus ihrem Kreise herausgedrängt, und während die Statthalterei durch die energische Leitung des Grafen Zichy

mindestens ihr äußeres Ansehen aufrecht erhält, hat sich die Hofkammer fast gänzlich aufgelöst. Der Adel, der schon an vielen Orten aufstand, bemüht sich thatsächlich, Rechte an sich zu reißen. Die Befreiung aus dieser ordnungswidrigen und gefährlichen Lage erwartet Jeder von der nächst zu erfolgenden Bildung des verantwortlichen Ministeriums.

„Wenn wir auch diesen Plan wie eine Calamität betrachten, so entsteht die Frage: welche ist die geringere Calamität?

„Ich wünsche nur kurz die drei Mittel anzugeben, wodurch allein ich noch etwas in Ungarn zu erreichen hoffe.

„Das erste wäre: alle bewaffnete Macht aus dem Lande heraus zu ziehen, und das Land selbst der vollständigen Verwüstung preis zu geben, unthätig dem Mord und Brand und den Kämpfen des Adels mit dem Bauer zuzusehen.

„Das zweite wäre: mit dem Herrn Bathyany (der gegenwärtig der alleinige Held des Volkes ist, dessen Stern aber, wenn wir noch lange schwanken, auch untergehen kann) betreffs der Gesezesvorschläge zu unterhandeln, Alles zu retten, was noch zu retten ist, das Weiterzugeschehende aber im Voraus zu wissen, wenn er aus Unzufriedenheit etwa abdanken sollte.

„Das dritte Mittel wäre: nach Dispensirung des Palatinats sogleich einen mit unbeschränkter Vollmacht über Leben und Tod bekleideten königlichen Commissär in Begleitung einer ansehnlichen Militärmacht nach Preßburg zu senden, der von hier nach faktischer Auflösung des Reichstages sich nach Pesth zu begeben und daselbst so lang einem eisernen Regierungsdruck freien Lauf zu lassen hat, als die Verhältnisse beanspruchen.

„Vor dem ersten, ich gestehe es offen, schrecke ich zurück; denn erstens ist es so zu sagen unsittlich und einer Regierung vielleicht unwürdig, ihre Unterthanen, von denen doch ein Theil gut gesinnt ist, gänzlich zu verlassen und allen Greueln einer Revolution auszusezen; andererseits aber könnte ein solches der unzähmbaren rohen Menge gegebene Beispiel in den übrigen Provinzen eine schädliche Wirkung hervorbringen.

„Das zweite Mittel ist gut und kann noch helfen, und obgleich es auf den ersten Blick den Schein von Trennung an sich hat, ist es doch in diesem Augenblick die einzige Gewähr, um die Provinz

behalten zu können; angenommen nämlich, daß die neu zu ernennenden Herren noch einen vollkommenen Einfluß auf die Bewegung üben können, was aber bei den jezigen schweren Zeiten natürlich nicht mit ganzer Gewißheit vorausgesezt werden kann.

„Mit dem Eintritt einer günstigen Periode könnte Vieles noch anders gestaltet werden, was jezt einen Riß hervorbringen würde. Ich weiß nicht, ob man nicht durch gescheidte Unterhandlungen noch Manches von Bathyany und Deak erlangen könnte — aber nur von diesen, — denn wenn sie in Preßburg berathen werden, befürchte ich Alles.

„Jezt aber bin ich als getreuer Staatsbeamte so frei, Ew. Majestät auf einen sehr wichtigen Umstand aufmerksam zu machen: was würde dann geschehen, im Falle daß Graf Bathyany Alles auf's Spiel zu sezen, zu resigniren u. s. w. bereit wäre?

„Hier halte ich es für meine Pflicht, zwar nicht zu schrecken, aber doch, der Gerechtigkeit treu bleibend, zu bemerken, daß man für einen solchen Fall sich vorbereiten muß, um längs der Donau und auf der von Wien führenden Straße einer durch die Preßburger Jugend und vielleicht auch einen Theil des Adels etwa herbei zu führenden Demonstration mit bewaffneter Macht entgegen zu treten. Für diesen Fall bliebe noch das dritte Mittel übrig, angenommen nämlich, daß zur Anwendung desselben die Möglichkeit vorhanden ist und auch der Wille nicht fehlt.

„Das dritte Mittel muß sehr schnell in Anwendung gebracht werden. Hier entstehen aber vier Fragen:

1) Ist die Möglichkeit und Geld genug vorhanden, um eine größere bewaffnete Macht nach Ungarn zu senden? worunter ich wenigstens 40—50,000 Mann verstehe.

2) Ist eine solche Armee gleich bei der Hand und schnell zusammen zu ziehen?

3) Gibt es einen solchen königlichen Commissär, der dieses Geschäft übernähme und vollkommen tauglich dazu wäre?

4) Ist kein Zweifel vorhanden, ob dieses Mittel zur Erreichung des gewünschten Zieles zureichend seyn wird, und ob nicht später darauf wieder ein Bruch erfolgen wird? Ferner: werden die übrigen Erbprovinzen hiebei ruhig bleiben, und wird in Gallizien, Italien u. s. w. nicht die Entwicklung einer größeren Wehrkraft von Nöthen seyn? —

„Wenn auf alle diese Fragen, die ich von meinem Standpunkt aus nicht beurtheilen kann, eine günstige Antwort erfolgt, wonach nämlich die Ausführung ohne Täuschungen und etwa später kollidirende Berechnungen möglich, so habe ich für einen solchen Fall gegen die Ausführung keine Einwendung zu machen, — wenn nämlich zuerst die Uebereinkunft mit Graf Bathyany versucht ist und die auf jeden Fall hierauf zu beordnenden Reichsoberbeamten in der Sache befragt werden.

„Ich gestehe aufrichtig, daß ich zu Folge des jezigen Zustands der Dinge für die zweite Modalität der Dinge mich zu erklären gezwungen bin, und ich zweifle nicht, daß die Reichsoberbeamten — obgleich ich mit ihnen noch nicht gesprochen habe — einer ähnlichen Meinung seyn werden. Von den diesfallsigen Ansichten des Herrn Landesrichters Mailath bin ich genau unterrichtet.

„Wenn Ew. Majestät nach Ihrer weisen Einsicht das erste oder das dritte Mittel für anwendbarer halten sollten, so werden Sie ohne Zweifel, den bestehenden Gesezen und dem bisherigen Gebrauch gemäß, mit mir verfügen, ob ich für einen solchen Fall persönlich in Wien bleiben soll, oder mir freisteht, anders wohin zu reisen.

Ew. Majestät treugehorsamster Unterthan

Stephan m. p.“*)

So lange die Politik hinter den Koulissen spielt, muß sich die Geschichtsschreibung oft an so einen Fund eines Aktenstücks halten, um damit, wie mit einer offiziellen Fackel, das Dunkel zu beleuchten, aus welchem die Begebenheiten hervorfließen.

---

*) Dieses merkwürdige Aktenstück erschien am 7. Dezember 1848 in der Pesther Zeitung, ging in die Breslauer neue Oderzeitung, später in den Stuttgarter Beobachter über. Es ist am Ende eigenhändig von dem früheren kaiserlichen Direktor der Palatinalkanzlei, Joseph Stoffer, beglaubigt, den die ungarischen Kommissäre als „Lagerbuch“ beibehalten hatten. Erschrocken, als er den Fund in den Händen dieser Kommissäre sah, vollzog er, nicht ohne ängstliches Sträuben, die von der Commission ihm abgeforderte amtliche Beglaubigung: daß es „am 24. März 1848 ausgegeben, von der eigenen Hand des Erzherzogs Stephan unterzeichnet, wirklich im amtlichen Direktionszimmer der Palatinalkanzlei vorgefunden worden sey und er sich für die Richtigkeit verbürge“. Bis heute ist in keine der Zeitungen, die das Aktenstück gebracht, weder eine offizielle, noch eine andere Erklärung gegeben worden, daß es nicht ächt sey.

Wie auf die Vorgänge, welche zwei Jahre vorher Gallizien mit Mord und Brand erfüllten, so wirft diese Urkunde auf die Politik Oesterreichs im Jahr 1848 überhaupt ein überraschendes Licht. Damals hatte man alle Truppen aus dem Lande gezogen und Gallizien den Verwüstungen eines Krieges zwischen dem Adel und dem aufgehezten Bauer überlassen. Jezt ergriff die Kamarilla alle drei Mittel, die Erzherzog Stephan vorschlug, die zwei ersten zu gleicher Zeit, das dritte aber erst, als „die Möglichkeit und Geld genug dazu vorhanden war“.

Eine öffentliche Stimme*) äußert sich darüber unter Anderem also: „Das zweite Mittel, das der Erzherzog aufgegriffen, sey das gewöhnliche gewesen, durch welches auch die deutschen Regierungen sich aus ihren Märzverlegenheiten zu ziehen gesucht haben: Bildung, Benüzung und Abnüzung eines Ministeriums aus der vormärzlichen Opposition, nebst den gehörigen Vorsichtsmaßregeln gegen dieses Ministerium, für den Fall, daß es dem Hofe nicht die gewünschte Schmiegsamkeit zeigen, oder gar am Ende, wenn es die Reaktion sehe, seine Entlassung nehmen sollte. Weil das erste Mittel in der Form, in welcher der Palatin es aufgestellt, unpraktikabel gewesen, habe die Kamarilla eine andere Form dafür ersonnen. Was in Gallizien der Bauernkrieg geleistet, das sollte in Ungarn der Nationalitätenkampf leisten; der Kroat, der Serbe, der Wallache sollte gegen die Magyaren aufgehezt werden, und Jellachich, scheinbar vom Hof in die Acht erklärt, insgeheim aber in die tiefsten Plane der Reaktion eingeweiht, sollte seine Schaaren gegen Ungarn führen, das durch seinen Freiheits- und Nationalstolz die umwohnenden Völkerschaften herausgefordert hatte zu einem Emanzipationskrieg, und den Leztern sollte man vom Hof aus vorspiegeln, sie werden diesen Krieg zu ihrem Heil unter den Fittigen des schwarz-gelben Adlers führen. Das zweite Mittel sey vom Hof in der Art angewendet worden, daß er den Führer der bisherigen Opposition, den Helden des Volkes, den Grafen Ludwig Bathyany, als Minister dem Reichstag gegenüber stellte, Alles nur zum Schein bewilligte und sich vorbehielt, den Eintritt einer günstigeren Periode abzuwarten, wo man

*) Stuttgarter Beobachter, 1850, Nro. 165.

„Vieles noch anders gestalten und den Riß heilen“, d. h. das selbstständige Ungarn, mit Aufhebung der halben oder der ganzen Verfassung, wieder in die alte Abhängigkeit bringen könnte.“

Man versuchte nicht nur, Männer, wie Ludwig Bathyany und Franz Deak, „durch gescheidte Unterhandlungen“ herum zu bringen, und sie dem Einfluß der Rechts- und Nationalpartei, durch die sie vor den Schlichen der Kamarilla gewarnt wurden, zu entziehen; man versuchte dies allwärts bei den Märzministern und vielen Männern des Volkes zu Wien, zu Berlin, zu Frankfurt, zu Dresden und anderswo.

Das dritte Mittel war ebenfalls anderswo für die rechte Stunde vorbehalten, das Mittel einer schnell zusammen zu ziehenden Armee, des alleinigen Militärkommandos, des Belagerungszustandes, des Standrechts: es schien das einfachste, aber jezt dazu zu greifen, fehlte die Macht und nur darum der Wille.

So wurden von der Reaktionspartei, von den Mitgliedern des kaiserlichen Hauses selbst, Saaten ausgestreut, die zur Zeit blutig aufgehen sollten, weil man nicht reformiren, sondern herrschen, absolut herrschen wollte; ausgestreut von einem jungen Prinzen, der sich noch nach Abfassung seiner Denkschrift mit einer Offenheit und Treuherzigkeit der ungarischen Nation an's Herz warf, daß diese ihn liebte, ehrte und pries, und daß die Begeisterung deutscher Männer an diesen Erzherzog Stephan mit seiner kraftvollen Jugendfrische und dem populären Klang seines Namens vor Andern, als an Denjenigen dachte, der als Reichsverweser die deutschen Geschicke in die Hand nehmen sollte; und nur weil Stephan damals, wie man in Wien sagte, den Ungarn unentbehrlich war, griff man „zu dem guten, alten, biedern, treuherzigen Johann.“

Er war geliebt, er war allgemein gefeiert als freisinnig, als deutschgesinnt, als volksfreundlich, der Erzherzog Johann; nur Wenige dachten anders, noch Wenigere sprachen anders von ihm.

Mit unendlichem Jubel wurde er in Wien empfangen, wo er am 23. Juni als Stellvertreter des Kaisers eintraf, und wie schwoll der Jubel, als von Frankfurt am Main die Abgeordneten der deutschen Nationalversammlung kamen und ihm seine Wahl zum deutschen Reichsverweser überbrachten! Später hörte man fragen: Was mögen wohl in Wien für „Fragen, Vorschläge und Denkschriften“ in

jenen Tagen gestellt worden seyn, zum Zwecke, „in Deutschland etwas zu erreichen"? — Am 9. Juli reiste der Erzherzog Johann nach Frankfurt ab, um — das erwartete man von ihm — ein großes einiges Deutschland zu gründen.

Eröffnung der deutschen Nationalversammlung.

Während solches in Oesterreich geschah oder sich vorbereitete, hatten sich in Süd- und Mitteldeutschland mancherlei Parteischattirungen und Bestrebungen aus der allgemeinen Gährung herausgeschieden, doch war vorherrschend eine Verwirrung der Begriffe auf allen Seiten und ein Hereinziehen von Dingen und Ideen, die der Freiheit und ihrer naturgemäßen Entwicklung nur schaden konnten, und von denen man glaubte oder glauben machen wollte, daß sie wesentlich dazu gehören, ja daß sie erst und allein die wahre Freiheit seyen.

Auf der einen Seite sezte sich der Bewegung der Freiheit theils geradezu Unpraktisches, theils viel und sehr Unreines an. Es war ein großer Fehler, wenn Manche sagten: „Wir trennen uns vom Volk, weil wir mit diesem Volk nicht gehen können." Es sagten dies Männer, die es wohl meinten mit der Sache, mit der Freiheit, mit der Nation. Es war nicht Vornehmheit, es war nicht Knechtssinn, was sie leitete: der Verstand des Kopfes und der Verstand des Herzens zugleich in ihnen fand sich abgestoßen von gewissen Erscheinungen, unter welchen die neue Freiheit vielfach sich geltend machen wollte. Es war, was sie abstieß, nicht bloß „der Pöbel mit den langen schrecklichen Bärten, den ungekämmten Haaren, den anstandslosen Sitten"; es war nicht bloß das Lächerliche, die Hanswursterei, die der Ferse der Demokratie sich ansezte: es war hauptsächlich die Geltung, welche die unterste Schichte der Gesellschaft, und darunter manche sittlich und geistig nicht preiswürdige Persönlichkeit, in Anspruch nahm und hatte. Aber daß man daran so gar sehr großen Anstoß nahm und die Sache des Vaterlandes darüber preisgab,

zeugte nicht von politischer Einsicht. Es wußten diese Männer nicht, daß das der Gang jeder politischen Bewegung von jeher war, und daß es eine Wahrheit ist, wenn der staatskluge Engländer sagt: man dürfe zu Anfang einer Bewegung nicht unzufrieden seyn, daß die Besitzlosen oder Vermögenszerrütteten diese Bewegung machen; diese stehen nur in der ersten Linie; wenn diese erschöpft und abgenüzt sey, dann werde eine zweite, darauf eine dritte folgen, bis die Bewegung endlich diejenigen Menschen erreiche und in den Vordergrund stelle, durch welche sie selbst ihre Entscheidung finde.

Dadurch gerade, daß jene Männer von der Volkssache sich abzogen oder sich gegen sie stellten, waren die geistigen und sittlichen Persönlichkeiten der Demokratie in der Minderheit, und so sehr sie das Unwürdige und Unzulängliche des proletärischen Terrorismus fühlten, so konnten sie ihm doch nicht immer und nicht überall, wo er auftauchte, siegreich genug entgegentreten.

Selbst in der Partei der Republikaner war eine Verwirrung: die Einen wollten die sozial-demokratische Republik, die Andern erklärten diese für ein Scheinbild, für eine Abstraktion, die nicht praktisch werden könne, weil sie nicht zu den Menschen passe, wie sie einmal durch zwei Jahrtausende in Deutschland geworden seyen. Sie erklärten darum das Jagen darnach als gefährlich, weil die durchführbare einfache Republik Kräfte für sich, die ihr so nothwendig und dienlich wären, dadurch verlöre, nämlich die Kräfte der Sozialrepublikaner einerseits, und andererseits die Kräfte der Vielen, die zwar für die einfache Republik wären, aber gegen die soziale Republik. Eine dritte, wiewohl kleine Schattirung spottete über die Anhänger der einfachen, wie der sozialen Republik, als über Theorienjäger, als über Schwärmer und Schwäzer für allgemeine abstrakte Formalitäten, denen jede bestimmt und konkret gefäßte Wesenheit abgehe. Diese sagten: Nichts als die Kenntniß der Natur des Menschen und die Kenntniß der Geseze, welche sein Zusammenleben mit andern bedingen, müsse die Grundlage bilden, auf welcher die neue Welt aufzubauen sey. Die Einen, welche bloß den Formalismus des Staates ändern wollen, seyen nicht weniger Narren, als die Andern, welche auch die ökonomischen Verhältnisse der Gesellschaft umwandeln oder gar revolutioniren wollen. Der Staat als solcher, die Staatsgewalt, sey dem Volk verderblich; weder

durch die einfache, noch durch die soziale Republik werde die national-ökonomische Verderblichkeit des Staates beseitigt, durch beide werde das Proletariat nicht emanzipirt, die Quelle der gesellschaftlichen Uebel nicht verstopft; sodann enthalte jeder Sieg auf diesem Wege den Keim zur Wiederherstellung der Reaktion, aus der sich nach kürzeren oder längeren Zwischenräumen die Contrerevolution von selbst entwickle. Die Staatsgewalt — das sey das der individuellen Freiheit am meisten gefährliche Werkzeug, das Jeden, der sich seiner bemächtige, in den Stand seze, mit den Andern zu machen, was er wolle. Freiheit aber bezeichne denjenigen Zustand des Menschen, in welchem er die subjektive und objektive Möglichkeit habe, seine Bedürfnisse zu befriedigen. Wer die Freiheit wirklich wolle, der müsse jezt einzig und ausschließlich darauf hinarbeiten, die Gewalt und die Gewalten zu vernichten, durch welche die Menschen in Deutschland gehindert werden, ihre Bedürfnisse zu befriedigen. Nicht nur die monarchische Form der Staatsgewalt, sondern die Staatsgewalt als solche müsse aufgehoben werden. — Diese Aeußersten, deren es in Deutschland Wenige gab, hießen sich selbst ausschließlich Revolutionäre.*) Die Ordnung der Freiheit, sagten sie, ruhe allein auf den Associationen und auf der Macht des Geistes. Das seye die Ordnung von unten auf, daß Niemand befehle: „Das soll seyn, jenes soll nicht seyn," sondern daß man die Menschen frei gewähren lasse, wo sie ein Bedürfniß leite, und zwar in allen Lebenslagen, in allen Ständen, aller Orten. Die Menschen, die nicht polizeilich gehezt werden, nicht von oben herab gestört seyen, thuen von selbst das Richtige und halten unter sich selbst Ordnung. Sie thuen es ja jezt, mitten in der Leidenschaft. Denn was haben sie in diesem Frühling 1848, wo einige Wochen lang Niemand regiert habe, als das unmittelbar wirksame Interesse, Unrichtiges und Schlimmes gethan im Verhältniß zu dem, was sie thun konnten, ungestraft hätten thun können? Um die neue Ordnung wagen zu können, dazu gehöre ein sicheres Auge in der Oekonomie der Geschichte und des

*) Am grellsten ist diese Ansicht vertreten in der Schrift: „Die Revolution in Baden von Abt." Auch, wiewohl in anderer Weise, vertritt diese Ansicht die geistvolle, gesinnungsedle Schrift: „Die Konstitutionellen und die Anarchisten, von einem Farblosen."

Lebens, eine großherzige Seele, die nur die Sache suche, eine ungetheilte Macht des Gesezes und eine vollständige Machtlosigkeit jedes Einzelnen, als eines solchen. Ein demokratischer Präsident z. B. dürfe gar keine Gewalt haben, sonst sey er nichts mehr und nichts weniger als ein Präsident auf dem Throne, wie in Frankreich, das sein Unheil davon noch empfinden werde; er präsidire bloß, und leite durch die ganze Republik hinab, in alle Stufen hinunter die von ihm zusammenberufenen, stets mit den wechselnden Bedürfnissen des Staats neu auftauchenden Associationen, und halte diese friedlich in seinen Händen.*)

Diese Ansichten und Grundsäze schienen selbst weitgehenden Demokraten zu gewagt, wenn sie auf das Volk sahen, auf die Neigung Vieler zu einer ziellosen Anarchie, auf so manche in der Entwicklung zurückgebliebenen deutschen Provinzen, auf die Unklarheit beim Drang nach Freiheit, auf die Verworrenheit und Einsichtslosigkeit in mehr als einer Schichte der Gesellschaft, auf die Selbstsucht, auf den Mangel an Gottesfurcht und Bürgertugend, auf das Hängen am Eigenthum und auf die Begier nach Eigenthum, auf die große Mehrheit der Zeitgenossen, die erzogen worden waren, für Geld Alles zu thun, für eine Idee nichts, und wären es die höchsten Ideen, für Gott und Glauben so wenig, als für Freiheit und Vaterland.

Es gab unter der Volkspartei Männer genug, welche sich über die rohen Kräfte, die in der Masse theils schlummerten, theils sich regten, keinen Augenblick täuschten, die nicht in jedem Krawall eine Aeußerung des National- und Freiheitsgeistes, nicht in jedem Barrikadenmann einen reinen Helden der Sache oder gar einen einsichtsvollen Patrioten, nicht in jedem ausgesprochenen Unsinn einen politischen Gedanken sahen, und die ein offenes Auge hatten für die Fehler, welche die Volkspartei an sich hatte oder machte.

Es fehlte dagegen allerdings auch nicht an demokratischen Führern, welche dem Volke vorredeten, um ihm zu schmeicheln, daß sofort der Schwerpunkt der Herrschaft in den vierten Stand gelegt werden müsse. Der vierte Stand hatte Jahrhundertelang durch die höheren Klassen der Gesellschaft gelitten, Unsägliches gelitten, und es ist ein Wunder, daß

*) Man vergleiche die zulezt angeführte Schrift „von einem Farblosen," S. 24–27.

er nicht mehr dadurch entsittlicht wurde. Die Bewegung faßte den vierten Stand zwar nicht zuerst, aber sie durchschüttelte ihn am meisten, am erweckendsten, und Tausende gelüstete es naturgemäß nach dem Augenblick, da der vierte Stand herrschen würde über die anderen Stände. „Jezt sind wir Herren!“ hörten Fürsten und Aristokratie mehr als Ein Mal an diesen Tagen, und mehr als an Einem Ort, aus der Mitte des vierten Standes.

Dem vierten Stand hatten sich gefährliche Elemente angehängt, wiewohl nur da und dort, der verlezte Ehrgeiz, die durch die bisherigen Regierungen verschuldete finanzielle Verzweiflung guter, selbst genialer Köpfe, verbannte Ausländer, die oft nicht mehr heimathlos waren, als die zuvor Genannten, selbst Solche, die wegen nicht politischen Uebertretungen gefangen gesezt waren und deren Gefängnisse der März geöffnet hatte.

Es waren auch diese lezten Elemente nur eine kleine Zahl, und sie fanden sich nur auf ein paar Punkten; aber Diejenigen, welche sich als Beweger und Verführer vordrängten, machten durch die Graßheit ihres Redens und Schreibens Aufsehen, durch die Farbe des Communismus, des falschen Sozialismus, der Gottesleugnerei.

Die schon seit mehreren Jahren von der Schweiz aus unter die Handwerksbursche und Arbeiter gebrachte, durch kleine Schriften und Vorträge genährte Mißachtung nicht tyrannischer Menschensazungen in der Religion, nicht des geistlosen Aberglaubens, sondern der Religion selbst, die schlechthinige Gottlosigkeit wurde von Einzelnen jezt in Deutschland selbst nicht nur unter die Arbeiter, sondern auch unter die Bauern verbreitet, Lehren, wie die: es gebe keinen Gott, die Natur sey Gott, oder auch Jeder selbst sey Gott, die Religion sey Pfaffenlug und Trug, von den Despoten der Erde begünstigt als Mittel zur Unterdrückung. Es waren sehr schlechte Subjekte unter Denen, die diese Saat ausstreuten, aber selbst sittlich sehr edle Menschen waren, im Hinblick auf Das, was die entarteten Kirchen dem Volke, der Wahrheit und der Freiheit gethan, so verblendet, daß sie des festen Glaubens waren, die Wurzel des Kirchenthums müsse dem Volk ganz aus dem Herzen gerissen werden, bevor es möglich sey, es frei zu machen. So sehr wurde der Grundzug des deutschen Charakters, das Gemüth mit seinem religiösen Bedürfniß, so sehr das Wort verkannt, daß der Geist Christi die Völker zur

Wahrheit leiten und die Wahrheit sie frei machen werde; so sehr die Lehre der Geschichte, daß die Deutschen niemals groß wurden und waren, als wenn sie zugleich religiös begeistert waren. Das Volk auch noch des Rests von religiösem Geiste, der in ihm war, entleeren zu wollen, war einer der größten Fehler, der von einer Seite der Demokratie aus gemacht werden konnte.

Ein zweiter Fehler war, daß die Demokratie großentheils als Proletarier sich kostümirte, ordentlich darauf hielt, die feinere Sitte nicht zu haben oder abzulegen, die höheren Strebungen und Genüsse des Geistes und Das, was die Seele adelt, proletarisch zu mißachten, nicht bloß die Aristokratie der Geburt, des Geldes und des Amtes, sondern auch am bewährten Volksmann die Aristokratie des Geistes für unstatthaft zu erklären, die höhere Begabung und Befähigung von jedem Vorzug auszuschließen, ihre Geltendmachung als Anmaaßung, als Despotismus zu bekämpfen.

Es ist Thatsache, daß diese Nivellirung selbst der Geister an mehr als Einem Punkt, in entscheidenden Augenblicken, unglückselig hervortrat, den richtigsten Rathschlägen das Gehör sperrte, und verkehrte Entscheidungen, Folgen nach sich zog, welche mehr als ein Staat, welche die Sache des Volkes schwer zu empfinden hatte.

Dieser Fehler, der in so vielen Richtungen wirkte, stieß die mächtigsten Verbündeten jeder nationalen Bewegung vielfach ab, — die Frauen. So sehr das weibliche Geschlecht überall da, wo die Freiheitsbewegung in der Form edler Männlichkeit auftrat, ihr mit Begeisterung und Aufopferung zugethan war, selbst Frauen und Töchter der reaktionärsten Männer: so wenig fand es sich angezogen von dieser selben Bewegung da, wo sie die Narrheit breit zur Schau trug, als wäre Sittenrohheit der ächte Republikanismus. Ja die weibliche Begeisterung war so groß, daß sie selbst noch in dieser Hinsicht Vieles nachsah; doch mußte es einer edeln Mutter wider die Natur seyn, ihre Kinder für eine Freiheit zu erziehen, die der höheren Geistesbildung abgewandt schien; eben so mußte es einer vornehmen oder reichen Frau widerstreben, für die harte — dabei noch jezt im Großen nirgends durchführbare — allgemeine Gleichheitslehre, die ein Theil der Demokratie predigte, für die Gleichheit der Lebenslagen und der Glücksgüter, sich zu begeistern und durch Opfer mitzuwirken; und doch gab es Ausnahmen auch hierin, es gab Frauen, hochgeborne

und reiche, wenn auch wenige, welche Idealismus genug hatten, um auch dadurch in ihrer Begeisterung und Thätigkeit für die Sache sich nicht irren zu lassen.

Ein Hauptfehler der Demokratie war weiter, daß die Einflußreichsten, je an ihrem Ort, der Neigung zur Anarchie nicht frühe genug entgegen traten; das Gehenlassen der Massen in der individuellen Freiheit nicht nur zum augenblicklichen Widerstand gegen die Gesezlichkeit, sondern zur Verachtung jedes Gesezes, mußte zur natürlichen lezten Folge haben den Widerwillen und das Widerstreben auch gegen die Geseze, welche die Demokratie sich selbst gab, den Mangel an der in jedem Kampf eines Lagers gegen das andere vor Allem unentbehrlichen Subordination.

Dieser Fehler wirkte um so tiefer im Laufe der Monate, als besonders in der Wahlbewegung für das deutsche Parlament von manchem Bewerber, aus Ueberzeugung und in gutem Glauben, oder aus Haß gegen die bisher Begünstigten, oder um die Mehrheit zu gewinnen, dem dritten und dem vierten Stand Versprechungen gemacht wurden, welche die nächsten Jahre unmöglich erfüllen konnten, namentlich die Lastenerleichterung in einem Umfang, wie sie selbst die einfache Republik nicht hätte sogleich bringen können, statt daß sie nicht weniger Kosten, wohl aber eine Verwendung der Staatseinnahmen zusagten, die Handel und Gewerbe förderte, dem Volke selbst zu Gute käme und in wenigen Jahren das Volk zu Kräften und zu einem gewissen Wohlstand brächte.

Am Abstoßendsten wirkte zweierlei, so Wenige es auch sind, denen das zur Last fällt: die Koketterie mit dem Revolutionmachen, mit der jakobinischen Blutfahne und dem rothen Band im Knopfloch, und zweitens, wenn auch nicht das Hülfesuchen bei Frankreich, doch der Verdacht, in den sich ein Theil sezte, als dächte er daran, an Frankreich sich anzulehnen, gar anzuschließen.

Auch etwas von französischer Frivolität war in die Adern der Demokratie übergegangen. Seit mehr als zwanzig Jahren war ja ein frivoler Geist durch die Höfe der Fürsten, durch die Salons der vornehmen Welt, durch die Säle der Wissenschaft und Kunst, durch den Mittelstand und zulezt selbst durch den Arbeiterstand, wenn auch durch die beiden leztern nur bis auf einen gewissen Grad, herrschend geworden: so war jezt auch die Demokratie davon angesteckt; war

auch wenig davon in ihr, so war dies Wenige doch zu viel, und der Ernst, der in ihr war, war nicht so groß und tief, als ihn die Zeit erforderte, in der Gott zu Gericht saß zuerst über die Sünden der Fürsten und dann über die der Völker.

Das soll ihnen ungeschmälert bleiben, den verunglückten Republikanern der Schwarzwalderhebung, Heckern und den ihm geistig verwandten Genossen seiner Fahrt, daß jener hohe sittliche Ernst in ihnen war, und es fragte sich nur, ob aus Dem, was ihnen abging und sie scheitern machte, die andern Gleichstrebenden lernen würden, was Noth thue: ein Abwarten des rechten Zeitpunkts, um den großen Gedanken in die That und in's Leben zu übersezen, und ein politisches Handeln, welches das Richtige träfe und sich stüzte auf günstige Ereignisse von Außen und auf den entgegen kommenden Wunsch und Willen der Mehrheit im Innern; Sammlung der Volkskräfte in einem Mittelpunkt und Abwägung derselben mit denen der Gegner; Festigung des erst der Reife entgegen wachsenden demokratischen Prinzips in allem Volk; ein Gewährenlassen für die Verkehrtheiten, Schwächen und Fehler der Freiheitsfeinde, und Benüzung derselben für sich; Kräftigung des Nationalsinns und ein Sichverlassen nur auf deutsche Kraft. Dazu mußte kommen die Erkenntniß, daß, wenn Ein Deutschland werden solle, alle zwischen Preußen und Oesterreich liegenden Staaten durch ihre Märzminister, die ja aus dem Volk hervorgegangen, und durch die Völker, die alle die Freiheit wollten, sich fest zusammenschließen müssen, um den Schwerpunkt der deutschen Politik zu bilden; daß dieser weder in Preußen, noch in Oesterreich zu suchen sey, daß vielmehr das Eine, wie das freie Deutschland scheitern würde an der selbstsüchtigen Politik Preußens wie Oesterreichs, Falls man den Schwerpunkt in den einen oder den andern dieser beiden Staaten legen wollte, da die Regierung jedes derselben deutsch zu seyn nur heuchle und durch und durch dynastisch sey, ein Wettkampf um die Oberherrschaft; daß Deutschland bisher das Opfer der Eifersucht dieser beiden Dynastien geworden, und daß alle seine Hoffnungen und Errungenschaften der Neuzeit derselben wieder zum Opfer werden würden, wenn nicht Mitteldeutschland den festen Kern für das Ganze abgäbe, mit welchem, in selbstständiger Entwicklung, Oesterreich und Preußen zusammenhingen, als mächtige, nicht aber als übermächtige Theile.

Daß Diejenigen, welche sich selbst die Konstitutionellen nannten, diese Ansichten nicht theilten, zeigten sie von Tag zu Tag mehr. Sie stellten sich gegen die Demokratie noch bitterer, als die Absolutisten. Sie nannten Diejenigen, welche entschieden waren und wußten, was sie wollten, offen Wühler, Anarchisten, Rebellen, Revolutionäre. Ihre Zeitblätter schwollen von Redensarten, aus denen man schließen müßte, sie haben das Volk um die Gunst des Augenblicks, um die Freiheit betrügen wollen, wüßte man nicht, daß es nicht sowohl böser Wille, als Mangel an Verständniß der Zeit bei ihnen war, eben so sehr aber auch Unverständniß der Vergangenheit. Sie wollten, wie sie sagten, die Freiheit und keine Reaktion, aber sie wollten vor der Freiheit die Ordnung, d. h. sie wollten die Ruhe, die nur der vollendete Sieg geben konnte, vor der Entscheidung der Schlacht, den Frieden vor dem Gericht, die Freiheit Englands ohne die Verhältnisse Englands, und ohne daran zu denken, daß die englische Freiheit die Frucht langer Revolutionskämpfe und vielen Blutes war. „Sie wollen mit dem Nachen über den Grasboden fahren," sagte der Wiz von ihnen. Die Bewegung des Zeitstroms schwemmte die Führer der Konstitutionellen als Märzminister an's Ruder des Staats; der Heckerische Aufstand hatte zur Folge, daß die Konstitutionellen die Mehrheit im Volk bekamen. Dadurch sezte sich in ihnen der Glaube fest, daß ihre Zeit gekommen sey, ja daß sie die neue Zeit gemacht haben; sie verwechselten, daß der Konstitutionalismus vorbereitet und angebahnt hatte, mit dem Wahn, als hätte er auch die Bewegung gemacht; diese aber war nicht konstitutionell, sondern demokratisch, in Frankreich, in Süddeutschland, in Berlin, ja in Wien. Da die Konstitutionellen an's Staatsruder gespült waren, so fürchteten sie, die demokratische Schwellung des Stroms möchte sie überfluthen und wegreißen, sie aber wollten, wonach sie längst getrachtet, nun auch einmal das Regiment haben, und ihr System, ihr Programm verwirklichen, den Andern aufoctroyiren. Darum ihr Ruf, daß „die Bewegung bemeistert, der Abgrund der Revolution geschlossen werden müsse." Sie hatten so oft zuvor den Fürsten und der Aristokratie vorgeworfen, daß sie nichts lernen und nichts vergessen, und jezt blieben sie selbst, diese konstitutionellen Censoren, stehen mitten in der Bewegung, und lernten nichts von ihr und wollten nichts lernen. Sie wollten eine Herrschaft des

dritten Standes gründen, der Bourgeoisie; sie klammerten sich fest an das alte Prinzip der Herrschaft, das zu brechen der Grundgedanke der neuen Zeit war. „Dem freiesten konstitutionellen Deutschen residirt der Polizeidiener im Herzen," sagte seiner Zeit ein Staatsmann.*) Eben derselbe sagte: „Die Konstitutionellen wollten nur den Schwerpunkt der Gewalt ändern und ihn von der Aristokratie und Büreaukratie auf das Bürgerthum übergehen lassen, und die Menschen, die sich in Zeiten gährender Bewegung und neuer Gestaltungen leicht täuschen lassen, ließen sich durch die Konstitutionellen zum Glauben verleiten, die Gewalt habe ihre Natur geändert und sey zur Freiheit transfigurirt!"

Die Männer des alten Testaments hörten den Geist Gottes selbst in den Zweigen und Blättern der Bäume rauschen, unter denen sie wandelten: die Konstitutionellen hörten ihn nicht, als er die Grundvesten Europa's erschütterte. Um die Macht des Geistes, der durch die Welt ging, zu erkennen, waren sie zu sehr egoistisch. Unübertrefflich, der Geschichte angehörend, schildert der angeführte Staatsmann den Konstitutionalismus der März- und Maitage auch in dieser Hinsicht.**) „Er ist," sagt er, „zwar besorgt für den vierten Stand, — aber er sucht sich baldmöglichst abzufinden, oder, was noch schlimmer ist — er ist gnädig; er stellt sich im Stillen über den vierten Stand und ist in einer falschen Art barmherzig. Seine Theilnahme ruht mehr auf der Klugheit und Sorge um Ruhe und Besitz, als auf dem Gemüth und der Liebe zum Nächsten. Der praktische Konstitutionalismus ruht zu sehr auf dem Eigenthum, und kann gegen Die, welche nichts besitzen, nicht von ganzem Herzen brüderlich und gleichgesinnt seyn, wie das gepriesene England mit seinen Millionen von Proletariern und Millionen irischer Sclaven hinlänglich beweist. Der Konstitutionalismus in der Praxis ist nicht viel weiter, als die Herrschaft des dritten Standes. Er kommt nicht heraus aus dem Prinzip der Herrschaft und nicht herein unter das Prinzip der Freiheit; er verwandelt den Kampf der Lebensschichten

*) „Der Farblose" in den bereits wiederholt angeführten dritthalb Bogen: „Die Konstitutionellen und die Anarchisten," wo detaillirter, als hier geschah, die Kritik geübt ist.

**) S. 27—28.

nur aus einem akuten in einen chronischen, bis das sieche Leben des konstitutionellen Lebens ein Bild liefert, wie Frankreich in den lezten siebzehn Jahren. Der Weg des Konstitutionalismus, weil sein Programm auf dem Festhalten der fürstlichen Macht so hartnäckig besteht, ist der Weg der Inkonsequenz und des Verderbens."

Sie ließen, wie in Berlin, so überall, die in der büreaukratischen Form groß gezogenen Beamten nach wie vor größtentheils allein in der Verwaltung; sie ließen die ausschließlich für den Absolutismus erzogenen Offiziere durch alle Stufen der Befehligung allein im Heere; sie waren es, die dadurch die Einführung der Grundsäze des neuen Staates in Hände legten, die Alles dafür thaten, ihre Kraft zu schwächen und zu tödten, nichts dafür, sie im Leben des Staats Wurzel fassen zu lassen. Sie waren es, die, wie Camphausen, der neue Minister in Berlin, „das nach einem eben überstandenen Sturm von einem wogenden Wellenschlag bewegte Land zur Beruhigung zurückführen wollten," und zwei Wege dafür als richtig erkannten; der eine war, wie Camphausen sagte, sofort alle Consequenzen des eingetretenen Zustandes mit Schnelligkeit und Energie, ohne Scheu vor willkürlichem Eingreifen, zu sichern, gewissermaßen als eine revolutionäre Regierung aufzutreten, und dem Volk einerseits den unverkümmerten Genuß der Rechte und Freiheiten zu sichern, und sich dadurch andererseits seiner Zustimmung zu den kräftigsten Maßregeln für Ordnung und Ruhe gewiß zu machen. Der andere Weg war: mit den gesezlichen Mitteln, welche die in die Umgestaltung eingetretene ältere Verfassung übrig ließ, fort zu regieren bis zu der Zeit, wo eine neue Versammlung von Volksvertretern der Regierung zur Stüze dienen würde.

Sie waren es, die mit Bewußtheit, auch wenn sie ihn hätten einschlagen *können*, den erstern Weg unter keinen Umständen einschlagen *wollten*; die es vorzogen, den zweiten, den des gesezlichen Uebergangs, zu gehen, ohne einen Gedanken daran, ob und wie weit sie dadurch die Früchte der Revolution und die Volksfreiheit gefährden, indem sie der Reaktion Gelegenheit ließen, sich zu fassen, wieder zu Kraft zu kommen und das Haupt zu erheben.*)

*) Carl d'Ester: „Der Kampf der Demokratie und des Absolutismus."

Die Märzminister waren es, die Führer der Konstitutionellen, in deren Händen es lag, das Staatsgebäude von Grund aus neu aufzubauen, denen es aber dazu theils an Muth, theils an der richtigen politischen Einsicht gebrach, und die geflissentlich und ungeflissentlich, wissentlich und unwissentlich die Reaktion zwar nicht vorbereiteten, aber sie förderten.

Sie waren es, welche die Krone, durch ihr Belassen der bisherigen Beamten und Oberoffiziere, im Besiz der materiellen Macht, der Verwaltung, der Bajonette und der Kanonen ließen. Die Konstitutionellen überhaupt waren es, welche täglich sich und Andere täuschten, damit, daß sie von Ministerverantwortlichkeit, von der Macht der freien Presse und anderer Volksinstitute, davon, wie die Staatsregierung jezt gar nicht anders könne, als mit der Mehrheit der Volksvertretung Hand in Hand gehen, und von anderem Derartigen redeten. Dadurch wurde ein großer Theil des Volks in Sicherheit gewiegt, es glaubte etwas zu haben, und zwar sicher und unentreißbar zu haben, und doch fehlten alle Garantien des Besizes, da alle Macht in den Händen der Krone blieb, da die Krone jeden Augenblick die Minister entlassen konnte, die ihr nicht mehr zusagten, und da die Minister, so lange sie das Vertrauen der Krone hatten, über die Mißtrauenserklärungen aus dem Volke sich hinwegsezen konnten. Da sie die Bajonette und die Kanonen und alle Gewalt thatsächlich in Händen hatten, und das Heer, ein paar kleinere Staaten ausgenommen, nirgends in Deutschland den Verfassungseid schwor, sondern durch seinen Fahneneid an den Absolutismus gefesselt blieb: so wurde dadurch die Ministerverantwortlichkeit zur Null.

Sie waren es, die für die neue Zeit die alten Maßstäbe täglich anlegten, die nicht begriffen, daß, was aus andern Bedingungen in der Geschichte entsteht, anders behandelt werden muß, und die jeden Zweifel daran, ob z. B. das Zweikammersystem, ob die bisherige Lehre von der Dreiheit der Staatsgewalt, der gesezgebenden, ausübenden und richterlichen, der Neuzeit und ihrem Bedürfniß genüge, als Revolutionssucht, als Ueberspanntheit verschrieen, troz dem, daß die Erfahrung überall gelehrt hatte, daß eine dieser Gewalten die andere verschlang, d. h. in Wirklichkeit vernichtete; sie waren es, die den Streit um Formen anfingen, fortspannen und damit Unheil säeten, durch Hezen, Verleumden und Steigerung der Verwirrung

des ohnehin schon genug verworrenen unklaren Drangs nach Freiheit oder festen Zuständen in allen Klassen des deutschen Volkes. Sie glaubten und machten glauben, die Lösung aller Fragen der Zeit liege in der Art der Bildung der ausübenden Gewalt, in der Beantwortung der Frage: ob Monarchie? ob Republik?*) Sie zeigten sich ohne die Einsicht, daß mit dieser oder jener Form allein, mit der bloßen Form, noch nichts gewonnen und erledigt ist; daß in jeder Form die Freiheit wie die Knechtschaft möglich ist, in einer monarchischen eine Fülle thatsächlicher, wesentlicher republikanischer Freiheit, in einer republikanischen Adelstyrannei, Bourgeoisie-Hochmuth und Druck, oder Pöbelherrschaft, wie umgekehrt im Königreich Despotismus und Kasernendisziplin des Volkes, im Freistaat die schöne Ordnung der Freiheit, des sich ungehemmt selbstgestaltenden Lebens. Sie waren blind gegen die von den lezten sechzig Jahren mit bluttriefender Hand an mehr als eine Wand geschriebene Wahrheit, daß das Belassen aller materiellen Macht in den Händen der ausübenden Gewalt, also der Krone nach dem konstitutionellen System, die zwei andern Gewalten, die gesezgebende und die richterliche, zu Scheingewalten herabwürdigt, weil es diese machtlos läßt, materiell völlig machtlos; daß die vollziehende Gewalt in Wirklichkeit die einzige Gewalt ist, und daß eben damit, wenn man sie so beläßt, dem Absolutismus die Brücke zur Rückkehr gebaut wird. In dieser Blindheit verfolgten sie Diejenigen, welche auf diese Wahrheit aufmerksam machten, sogar mit dem Wahnwiz, daß solche „der französischen Propaganda dienen."

Unter solchen Sternen und Lagen gingen die Wahlen für das erste deutsche Parlament vor sich.

Der Fünfzigerausschuß, gemäß Dem, was im Vorparlament von der Mehrheit geredet und beschlossen worden war, überließ den Regierungen der deutschen Fürsten die Anordnung der Wahlen zum Parlamente, und das Ausschreiben derselben dem Bundestag. Die Art, wie gewählt werden sollte, war den einzelnen Regierungen überlassen. In den verschiedenen deutschen Ländern nach einer verschiedenen Wahlart die Wahlen vorzunehmen, bald direkt, bald

*) D'Ester, „der Kampf der Demokratie und des Absolutismus," S. 5—13.

indirekt, hier mit, dort ohne Census — das war ganz den fürstlichen Regierungen anheimgegeben. War schon in einem Land ein Wahlgesez vorhanden, nach welchem bisher in die Kammern gewählt worden war, so sollte auch nach diesem in das deutsche Parlament gewählt werden. War kein Gesez da, so hatte die Regierung freie Willkür. Wo freisinnige Minister, und diese von dem Schooße der Volkspartei, aus dem sie hervorgegangen waren, noch abhängig sich fühlten, da war es diesen auch frei, wählen zu lassen, wie die freisinnige Partei wollte.

Aber selbst in einem Staat wie Baden konnte die Reaktion es wagen, thätig zu seyn durch Männer, denen das Volk lange vertraut hatte. Es war Samstag; die freisinnigsten Abgeordneten der Kammer waren wie gewöhnlich über den Sonntag nach Hause gereist, andere arbeiteten Gesezanträge aus. Da wurde eine Versammlung der Zurückgebliebenen bei dem Präsidenten der Kammer angesagt. Sie eilten zusammen. Minister Bekk trat ein und eröffnete: die Wahlen zum deutschen Parlament müssen unverzüglich ausgeschrieben und vorgenommen werden. Er verlas den Entwurf eines Rescripts, nach welchem die Mitglieder der ersten Kammer, der Aristokraten- und Regierungskammer, wie man sie in Baden hieß, mit den Mitgliedern der zweiten Kammer, und endlich aus jedem der dreiundsechzig Wahlbezirke zwei weitere Individuen, die von den Wahlmännern, welche die gegenwärtige zweite Kammer erwählt haben, erkoren werden sollten, zusammen zu treten und zur konstituirenden Reichsversammlung Abgeordnete zu ernennen haben. Dabei eröffnete er, daß er über dieses Projekt bereits mit verschiedenen Abgeordneten, namentlich mit Welcker und Bassermann, gesprochen und sich diese ganz einverstanden erklärt haben.*) Wenn man in Baden so etwas

*) Friedrich Hecker, der dies erzählt, sezt hinzu: „Meine Erbitterung über diese offenbare Volkstäuschung bei Anlaß eines so hochwichtigen Aktes läßt sich nicht beschreiben; der dahinter liegende Kniff war zu platt. Mit diesem Kollegium kamen lauter Ministerielle, Aristokraten und Servile, das konnte nicht fehlen, als Parlamentsmitglieder zum Vorschein. Es sollte also bei der Berathung der Grundform eines Staates nicht nur dem Volke sein Wahlrecht wegeskamotirt, es sollten zu jener Versammlung Leute geschickt werden, welche lediglich Regierungsgeschöpfe waren. Da war es nun wieder Mathy,

wagte, so weiß man, was anderwärts nicht bloß geschehen konnte, sondern geschehen seyn wird und geschehen mußte.

Nicht ohne Absicht und Berechnung hatte am 30. März 1848 die Bundesversammlung selbst die Berufung der deutschen Nationalversammlung betrieben: sie wollte für die Zukunft einen Standpunkt gewinnen, von dem aus sie nachher behaupten könnte, die Regierungen haben das deutsche Parlament zusammengerufen, die Nationalvertretung sey ein Geschenk, ein freies Geschenk der deutschen Fürsten.

Dadurch sollten die Leztern in Vieler Augen wieder gehoben werden. „Die Fürsten hätten längst Alles gegeben, hätten sie ihre schlimmen Rathgeber nicht stets daran gehindert," las man in Zeitungen. Dadurch sollte, weil so die Noth in den Schein der Tugend gekleidet war, der Revolution der Giftzahn ausgebrochen werden, die Großmuth und der deutsche Vaterlandssinn der Fürsten sollten leuchten und weithin erschallen, damit davor der Glanz der Volksmänner schwinde, ihre anfordernde Stimme durch das befriedigte Volk zum Schweigen gebracht, deren Wirkung wenigstens geschwächt werde. Der Haupthintergedanke war aber dabei, vorn herein etwas schwarz auf weiß zu haben, das man später aufweisen und auf das man behaupten könnte, da die Fürsten die erste Hand zu einer Verfassung durch Nationalvertretung geboten, so sey diese zwischen Völkern und Fürsten zu vereinbaren, das Parlament habe nur zu berathen, und den Regierungen sey vornherein vorbehalten gewesen, zu prüfen, anzunehmen oder zu verwerfen.

Nur Wenige waren, welche sogleich diese Politik durchschauten, und Diesen sagten die Konstitutionellen: Mißtrauen sey jezt nicht am Plaz.

---

welcher dieses elende Machwerk vertheidigte. Mit aller Entrüstung erhob ich mich gegen diese Volksbetrügerei, deckte den ganzen im Hintergrund liegenden Plan auf, drohte, wenn ein solches Wahlausschreiben ergehe, durch Flugblätter und Volksversammlungen das Volk über den gespielten Streich aufzuklären, und dafür einzustehen, daß eine Reihe Wahlbezirke gar nicht wähle. Da wurde den Herren etwas flau zu Muthe; selbst Blankenhorn und Dennig, welche sonst auf Bekk als Herrn und Meister schwuren, sprachen sich gegen das Projekt aus; Peter unterstüzte mich mit aller Kraft, und so fiel dieser heillose Plan in's Wasser. Den Busen voll von Haß und Verachtung gegen solche Verrätherei und Verräther, kehrte ich heim und arbeitete die ganze Nacht hindurch an dem Geseze über Nationalgarden."

So wurde gewählt. „Die liberale Opposition hatte die Regierungen der Fürsten als Beamte der Revolution eingesezt.“*) In Württemberg, Baden, in beiden Hessen, in Nassau, in Franken (beiden Pfalzen), in Sachsen und Thüringen fielen die Wahlen vorschlagend oder entschieden freisinnig aus. In Altbayern war das Gegentheil der Fall. In Baden war die Wahl Bassermann's und Mathy's bereits eine Unmöglichkeit geworden; sie mußten sich außerhalb Badens wählen lassen, der eine in Bayern, der andere im württembergischen Schwarzwald.

Aber alle diese deutschen Staaten zusammen hatten nur ein Dritttheil der Abgeordneten zu wählen, in die andern zwei Dritttheile hatten sich Oesterreich und Preußen zu theilen.

Oesterreichs Regierung war für die Wahlen, aber betrieb sie nicht mit dem rechten Nachdruck; der Hof, die Kamarilla, die Oesterreich wollte, wie es war, und dem Versuche zu einem großen Einen Deutschland abholdest war, wirkte gegen die Wahlen; die nichtdeutschen Oesterreicher, die Slaven und die Welschen in Südtyrol und am adriatischen Meer, wollten nichts von den Wahlen nach Frankfurt wissen. Deutschösterreich wählte überwiegend freisinnig, dabei meist hochbegabte, beredte Männer. Aber bei der Eröffnung der Sizungen zu Frankfurt war Oesterreich unverhältnißmäßig schwach vertreten gegenüber von Preußen; fast die Hälfte der Wahlen war nicht vollzogen.

Preußen war klüger. Es betrieb die Wahlen mit dem größten Eifer, es ließ in Posen wählen, es ließ das Königreich Preußen dem deutschen Bund einverleiben, damit auch dieses wählen konnte; die Regierung nahm, wo sie nur konnte, „die Wahlen in die Hand, damit sie nicht ungünstig ausfielen,“ wie einer ihrer Direktoren nachher sehr naiv äußerte. So trat Preußen mit einem kleinen Heer von Abgeordneten in die Versammlung ein.

Das deutsche Wahlfeld war von einer gewaltigen Wahlbewegung beherrscht, eigentlich von vier Lagern: von den Absolutisten des Hofs, des Heers und der Büreaukratie; von der kirchlichen Partei; von den Konstitutionellen; und von den Demokraten. Das geistliche Element suchte sich, da wo es Grund und Boden hatte, der Wahlen

*) Florian Mördes in seiner Schrift: „Die badische Revolution,“ S. 11.

ganz zu bemeistern. Am Rhein, in Westphalen, in einem Theil von Schlesien, in Altbayern, da machten sie Glück, und die bayrischen Führer der kirchlichen Partei, welche in Bayern nicht durchdrangen, ließen sich in Westphalen wählen. Ueberall, auch auf protestantischem Gebiete, tauchten geistliche Bewerber in Menge auf; aber der gesunde Sinn des Volkes ließ sich hier nicht beirren. Die protestantischen Eiferer der Kirchenpartei verdarben sich durch Taktlosigkeit das Spiel selbst, durch den wüthenden Fanatismus, mit dem sie auftraten. Selbst Kanzeln wurden dazu mißbraucht, um das Volk in der Wahlsache zu verwirren. Nichts brauche man, sagten sie, als christliche Männer in Frankfurt. Hier sah man einen protestantischen Fanatiker auf der Tribüne in der Volksversammlung stehen, er schäumte förmlich, seine magern Finger schlugen krampfhaft an seinen alten grünen Regenschirm und er schrie: „wer diesen oder jenen Mann der Wissenschaft wähle, unterschreibe dessen Unglauben, und wer diesen habe, sey des Teufels.“ Dort eiferte einer: jeder ungläubige Abgeordnete werde den Unglauben zum Reichsgesez erheben. In einem protestantischen Wahlkreis Schwabens wurden von mehreren Kanzeln die Gemeinden gewarnt, durch die Wahl eines gewissen Abgeordneten, eines berühmten Gelehrten, nicht den Zorn Gottes auf sich herab zu rufen; von einer andern Kanzel wurden am Charfreitag und am Osterfest Weiber und Kinder zum Kampf gegen denselben in die Schranken gerufen. Schultheißen wurde gedroht, man werde sie vom Rathhaus herabstürzen, wenn sie auf diesen Namen stimmen. Auf der schwäbischen Alp wurde der Reichstagskandidat mit Dreschflegeln und andern handgreiflichen Werkzeugen empfangen, weil die pietistischen Führer im Lande ihn als Gottesleugner verschrieen und die Bauern fanatisirt hatten; im nächsten Ort wurde er mit Mistgabeln verjagt aus dem Wirthshaus, er und seine Frau, wo sie eben beim Kaffee saßen. In dem katholischen Ellwangen wurde von der durch Finsterlinge erhizten Masse ein katholischer Lehrer des Gymnasiums angefallen, sein Haus erstürmt, er selbst mit Lebensgefahr in die Flucht aus der Stadt getrieben, weil er für einen freisinnigen protestantischen Bewerber sich ausgesprochen hatte. —

„Der Glauben ist in Gefahr!“ schrieen die protestantischen Eiferer hier, die katholischen dort. Es ist durch tausend und aber tausend

Zeugen erweisliche Thatsache wie durch tägliche Artikel der pietistischen und ultramontanen Zeitblätter, durch die Ortsgeistlichen und die Vorstände religiöser Gemeinschaften diese bis zu einem Grad fanatisirt wurden, der wahrhaft fromme Männer mit Grauen erfüllte, durch Reden, durch Flugblätter, durch ausgestreute Mährchen und Gerüchte. Hart am Size der Regierung Schwabens, rings umher um die Wiege des unsterblichen Schiller, wurde von Pietisten die Sage verbreitet: am 24. April, am Osterfeiertag, in der Nacht, sey Christus einem pietistischen Zeitungsschreiber und Reichstagsbewerber in Person erschienen, habe ihm die Hand auf's Haupt gelegt und gesprochen: „Du bist mein Gerechter, durch Dich werde ich siegen!"*) Im ganzen protestantischen Württemberg täuschte diese Partei den Theil des Volkes, der ihr anhing, „es handle sich um Abschaffung der Bibel, um die Geltung der symbolischen Bücher, ja um die Abschaffung der Religion." Im katholischen Württemberg wurde die gleiche Gefahr für die Kirche in den Vordergrund gerückt, und den Leuten glauben gemacht, das einzig und allein Wichtige von Allem, was in der Paulskirche zur Verhandlung komme, sey erstens die Bestimmung des Verhältnisses zwischen Kirche und Schule, und zwischen Kirche und Staat; zweitens, ob Süddeutschland österreichisch oder preußisch werde. „Deutschland ein wenig, aber vor Allem Oberschwaben und Oesterreich hoch!" das war die Losung der kirchlichen Partei in dieser Gegend.

Für die stillen Beobachter in Württemberg, deren Blut mit der Schöpfung des Ministeriums Römer-Duvernoy weder rosenfarb, noch durch die ersten Wochen in glücklicheren Fluß gebracht wurde, war es wunderlich, zu hören: „Nachdem durch das neue Ministerium der verhaßten Büreaukratie ein Ende gemacht ist, will man von gewisser Seite planmäßige Versuche machen, uns an ihrer Stelle mit der Herrschaft der Hierarchie zu beschenken. Wohl darf man bei diesem Stand der Dinge ausrufen: „Gott schüze unser Vaterland!" —

Nur da, wo das Volk in der Entwicklung zurück geblieben war,

---

*) Dieser wurde gewählt, nach Umtrieben, welche in dieser Art sittlicher und religiöser Verwerflichkeit in Schwaben unerhört waren, und spielte in Frankfurt die Rolle des Schweigers.

siegten die verbündeten Pietisten, Ultramontanen, Büreaukraten, Aristokraten, sonst nirgends, so eng die sogenannten Liberalen der vorangegangenen Zeit sich ihnen anschlossen oder wenigstens mit ihnen liebäugelten, „um im Bund aller Vaterlandsfreunde Deutschland vor dem Umsturz und dem Untergang zu retten.“

Wenn in den Wahlen in Württemberg, am grünen Holz, das geschah, so darf die Geschichte darüber schweigen, was anderswo, am dürren Holze, geschah; viel wider Recht, wider Sittlichkeit, wider Gesez und wider Gottes Gebot, am meisten in Preußen. Das Volk, das so viele Jahre und so sehr nach Männern gesucht hatte, welche die seinigen wären, sah jezt überall, wohin es das Auge wandte, Volksmänner auf sich zueilen; die Leute jeder Glaubens- und jeder politischen Farbe — sie waren Alle über Nacht Männer des Volks geworden.

Ueber fünfhundert Männer aus allen deutschen Gauen eilten gegen die Mitte des Mai nach Frankfurt, um den Fünfzigerausschuß abzulösen.

Der Fünfzigerausschuß hatte auch, mit wenigen großen Ausnahmen, in den sechs Wochen seines Daseins diejenigen Kräfte, die bisher dem Volke angehört hatten, abgenüzt; Frankfurt am Main, d. h. der Bundestag und die Aristokratie darin, war sein Capua geworden, und Alexander von Soiron hat sich seitdem nicht bloß nie mehr erholt, sondern ist immer tiefer gesunken.

Was waren das für stolze Redensarten, in denen der Fünfzigerausschuß sich erging, wo sich ein Widerstreben gegen die neue Freiheit zeigte — in der F e r n e, an den äußersten Grenzen deutscher Zunge; — in der Nähe nur gegen k l e i n e Staaten. Das ließen die Vertreter der großen Mächte lächelnd geschehen; die Führer der Reaktion sahen es gern, daß die entschiedensten Glieder des Fünfzigerausschusses den Ton der Diktatur führten — Polen und Italien, den Tschechen, oder Dänemark und Holland gegenüber, und der Ausschuß seine Kommissarien nach Hessen-Kassel und Altenburg schickte; daß er im Römer offene Sizungen hielt; daß Heckscher von Hamburg und Biedermann von Leipzig, Venedey von Köln und Wedemaier aus Preußen vor vielen Herren und noch mehr Damen über das Thema: „Deutsche und europäische Politik“ fleißig Redeübungen hielten; und daß Alexander von Soiron zwischen dem

Vorsiz im Römersaal und den Tafelfreuden in den Häusern der Frankfurter hohen Aristokratie mit genußreichem Behagen abwechselte. War doch nur eine kleine Zahl entschieden freier und darum „gefährlicher“ Geister, wie Itzstein, Robert Blum, Jakoby von Königsberg, Heinrich Simon von Breslau, Franz Raveaux aus Köln, der alte Schott aus Württemberg, Abegg aus Preußen, Kolb von Speier und Spatz aus Frankenthal, Brunk und Lehne aus Rheinhessen und Meyer aus Königsberg, unter diesen Fünfzigern; und viele der Andern waren Patrioten, deren Deutschthum für Monarchie schwärmte, und denen Heinrich von Gagern, der als Minister von Darmstadt herüber leuchtete, ihr Stern war; sie wollten Alle „die Ordnung vor der Freiheit, und durch Ruhe zur Einheit und Größe Deutschlands.“ Es waren Namen darunter, die in trüber Zeit dem Volk vorleuchteten, und die jezt erbleichten, einige nur kurz, um wieder zu glänzen. Unter den Lezteren der viel geprüfte Eisenmann aus Würzburg, Schwarzenberg aus Kurhessen, Freudenthal aus Hannover; unter den Ersteren Stedmann aus Rheinpreußen, Wippermann aus Kurhessen, Buhl aus Baden, Hergenhahn aus Nassau und Karl Mathy. Manche waren weiter dabei, fügig und handhäbig für die Politik des schlauen Bundestagspräsidenten, des Ritters von Schmerling, der sehr thätig war; friedliche Leute und vertrauende waren auch darunter. Der in parlamentarischen Dingen Geschäftsgewandteste im Ausschuß war der vieljährige Präsident der zweiten württembergischen Kammer, der berühmte Rechtslehrer, Kanzler Wächter von Tübingen.

Schärfer als jezt, wenn die Rücksichten nicht mehr, und die Thatsachen aus dem Dunkel der Gegenwart offen an den Tag gelegt sind, wird von der Folgezeit gerichtet werden über Die, welchen das deutsche Volk vertraute und welche der Reaktion sich hingaben, wie Jürgens von Braunschweig, der zigeunerhafte Prediger aus Stadtoldendorf.

In dem Geräusch, unter dem die Mitglieder der Nationalversammlung gewählt wurden, in Frankfurt eintrafen und zusammen traten, verschwamm der Fünfzigerausschuß; und das Glockengeläute von allen Thürmen der Stadt, und der Kanonendonner, womit der Anfang des Parlaments verkündet ward, am 18. Mai Abends vier Uhr, bezeichneten das Verscheiden des Ausschusses.

Das war eine Bewegung, eine Regsamkeit, ein Freuden- und

Hoffnungsschwung, von da, wo der Rhein dem nahen Meere zueilt bis wo auf der wendischen Gränzmark und an der untern Donau die lezten deutschen Laute verklingen, vom Land der Alpen bis zum Belt. Aber am glänzendsten leuchteten die Augen und die Herzen am Main gegen einander, wo, der Paulskirche zu, von allen Gauen Deutschlands und ferner her aus den slavischen Marken diejenigen sich begegneten, welche das Vertrauen des Volkes als seine erprobten treuen Männer gewählt hatte, oder welche sich wenigstens dieses Vertrauens zu bemächtigen gewußt. Die meisten auch von den Leztern waren ergriffen, erregt, mit fort gerissen von dem Geist, der die andern bewegte. So mächtig rauschte dieser noch damals, und selbst aus den langabgerissenen Landen, welche die Ostsee bespült, und wo das russische System einengend herrschte, kamen Männer und edle schöne Frauen mit warmem deutschem Herzen, um die deutschen Ostern und Pfingsten, die Tage mit zu feiern, wo über das auferstandene Volk der Geist kommen sollte, um es frei zu machen.

Es war nur natürlich, daß unter den Abgeordneten der deutschen Nation diejenigen gesandt wurden, welche für sie gearbeitet und gelitten hatten. Da waren Namen, in den Herzen alles deutschen Volkes von gutem Klang, und von bösem Klang in den Ohren derer, die am Vaterland gesündigt hatten. Das deutsche Volk, noch immer dankbarer als das Volk anderer Staaten, griff zuerst, mit Begeisterung, nach diesem Namen.

Nicht alle waren so frisch geblieben unter den Mühen und Gefahren der vergangenen Jahrzehnte, wie Itzstein.

Bei Seite gestellte Diplomaten hatten den Fehler gemacht, durch ein Pamphlet den „Vater Itzstein“ bei dem badischen Volke auszustechen zu versuchen, daß es ihn nicht in das Parlament wähle; ein Pamphlet, das den ganzen Lebenslauf des Mannes verleumdete, der seit den Jugendjahren beim Volk gestanden, und im Kampfe dafür ergraut war. „Fünf Fragen“ betitelten sie es. Das Volk wählte Itzstein in zehn Wahlbezirken. „Das Volk, sprach der Greis, hat auf fünf Fragen zehn Antworten gegeben.“ Sonst verlor er kein Wort über die Angriffe seiner Gegner.

Itzstein, die edle, fein gebaute Gestalt, mit dem schönen, interessanten Kopf, den glänzenden, klugen Augen und dem feinen Mund, mit den zierlichen Silberlocken und der lebhaften Färbung des An-

gesichts, mit den Weltmannsmanieren und dabei mit der jugendlichen Regsamkeit und Volksthümlichkeit des Wesens — das war eine Persönlichkeit, der die Herzen vor Allen zuflogen, die männlichen wie die weiblichen, eine Autorität vor allen, im Mittelpunkt der Freisinnigen. Aber auch jezt, wie er es nie liebte, drängte er sich nicht vor, blieb er nicht offen führend im Vordergrund; Hecker, dem er wie einem Sohn zugethan war, konnte nicht anwohnen, und so war es der, den er immer ganz hochgeschäzt, Robert Blum, neben oder hinter den er sich stellte.

Nur fünf Jahre älter, wie verfallen, wie verkommen an innerer und äusserer Erscheinung, zeigte sich der alte Arndt! Nie hatte Arndt, auch in seiner Blüthe nicht, die Klarheit des Verstandes, die Schärfe des Urtheils und des Durchschauens, die sichere Bewußtheit in dem was er wollte, bewiesen, wie Itzstein in seiner ganzen politischen Laufbahn, noch weniger jene Ruhe in der Bewegung, jenes sich nie aus der Fassung Bringenlassen unter allseitigem Andringen, wie es der Gefeierte des Volkes aller deutschen Zungen, der von allen Kamarillen gehaßte und verfolgte von Itzstein stets bewiesen, der zu Mainz am Rhein geboren und, von Baden aus, so lang in Deutschland eine Macht war, über den die Agenten der heiligen Allianz unter sich korrespondirten, wie man an ihn kommen könnte, da, so lange er nicht beseitigt und unschädlich sey, die Bewegung für die Freiheit in Deutschland daure.

Es war in der zweiten Sizung des Parlaments, da trat ein Mann auf die Rednerbühne, und redete so wundersam durcheinander, so konfus und würdelos zugleich, daß die ganze Paulskirche in Allarm kam. Die Geistlosigkeit und der Mangel an Haltung, die sich in dieser Erscheinung auf der Rednerbühne ausprägten, waren der Gesammtheit unbekannt. Furchtbar tobte der Unmuth der Versammlung aus: „Wie kann man so Etwas zum Abgeordneten der deutschen Nation wählen,“ rief ein Abgeordneter, ein berühmter, europäischer Name. — „Wer hat den hergeschikt? was ist das?“ rief der Unwille da und dort. Der Sprecher sah sich genöthigt, die Rednerbühne zu verlassen, und Venedey bestieg sie — um zu sagen: „Wenn das Haus gewußt hätte, daß dieser Mann der deutsche Arndt gewesen, so hätte es sich wohl anders benommen, und er beantrage zu seiner Genugthuung, daß dem Dichter des Liedes: „Was ist des deutschen Vaterland“ die Versammlung eine besondere Anerkennung beschließe. Die

Versammlung wußte in dieser Stunde noch, daß sie Anderes zu ihrer Aufgabe hatte, und die Denkenden in Deutschland wußten von da an, daß Arndt sehr alt geworden war.

Die Persönlichkeiten und die Thätigkeiten vom Anfang des Jahrhunderts und früher her, wie die der lezten dreißig Jahre, waren anwesend: was einen Namen im engeren oder weiteren Kreis hatte, in Politik oder auf dem Gebiete der Wissenschaft, das war in den Wurf der Wahl gekommen, wenn auch nicht alle gewählt wurden, und oft der Würdigere dem Glücklicheren im Wahlkampf unterlag. Mancher auch, der, wie es die Zeit gebot, im Stillen für sein Volk gearbeitet hatte, war in der Hast des Wählens übersehen worden, weil die Freunde des Volkes nicht Zeit genug hatten, bei der Wahl gerade solche Männer, die nur sie kannten, dem Volke nahe genug zu bringen.

Selbst mehrere Mitglieder des Fünfzigerausschusses, und zwar aus den Besten desselben, waren nicht gewählt, der klare, scharfe, praktische Verstand Jakobis aus Königsberg, Abegg aus Breslau nicht, vielleicht der edelste unter Allen, die Geheimeräthe in Deutschland gewesen. Während ihrer Abwesenheit beim Fünfzigerausschuß hatte die Regierung Männer des Gegentheils der Wahl des Volkes unterzuschieben gewußt. Abegg starb schnell darauf: aus Gram, meinten Manche.

Dennoch waren es die Tage, in welchen Alles frei in Frankfurt sich bewegte, am Size des Bundestags, und in Mainz, einst dem Size der Centraluntersuchungskommission, Männer, die von ihnen untersucht, in Gefängnißhaft herum gequält, verurtheilt oder zur Verurtheilung übergeben, in Kerkern, in welche sie auf unbestimmt oder lebenslänglich gesprochen worden, krank, siech, zum Theil halb krüppelhaft gemacht worden waren; frei sich bewegte, was als politisch verfolgt im nahen oder fernen Auslande aus früheren Jahren lebte, sogar solche, die in den lezten Wochen erst die Acht der Fürsten getroffen hatte.

Die größten Räume der Frankfurter Gesellschaftlichkeit hatten nicht Raum, um zu fassen, was in den ersten Abenden zusammen kommen, sprechen, vorberathen wollte. So sehr strömte den Gewählten zu, aus der Nähe und aus weiter Ferne, wer an der Freiheit Deutschlands Theil nahm, in der Absicht, entweder sie zu fördern, oder sie zu hindern.

Wie viele waren es, welche unter der laut aufwogenden Strömung

des politischen Lebens, die durch Frankfurt in den ersten Tagen gieng, unter der Begeisterung, die Alles ergriffen hatte oder ergriffen zu haben schien, die Gänge und Schritte heraus hörten, welche die Reaktion und der Verrath leise hin und her thaten?

Die Reaktion war gekommen mit Plan, Instruktion, Programm, pekuniären und andern Mitteln: die Sache des deutschen Volkes stand da ohne alles das.

Die Reaktion war mit Bewußtheit zuerst nur in den Führern vertreten, aber es mußte ihr die Mehrheit sicher zufallen; dadurch, daß es ihr gelungen war, überwiegend viele Bureaukraten, Männer der Armee und der Kirche, des Geldes und des großen Grundbesitzes in Oesterreich, Preußen und Bayern bei der Wahl durchzusezen. Unverhältnißmäßig viele Namen des höhern und niedern Adels, der katholischen Geistlichkeit und der Kanzlei waren darunter — lange Reihen von Ministern, Präsidenten, Direktoren, Geheime-Kollegien- und Hofräthe, daneben so viele, die in bürgerlichen Stellungen, als Bürgermeister, Anwalte und Anderes, bisher mit der Aristokratie giengen oder zu ihr aufschauten, und ganz kurz erst, über die Wahlzeit, die Volksfarbe angenommen hatten.

Die ersten Tage giengen damit hin, die Wahlen zu prüfen, in Parteien sich auszuscheiden, in Sektionen zusammen zu treten, um Ausschüsse zur Vorbereitung der Berathungs-Gegenstände zu wählen, und sich umzusehen in der von Völkern wimmelnden Mainstadt.

Die ersten Versammlungen in den großen Frankfurter Räumen: auf der Mainlust, im Weidenbusch, im holländischen Hof, im Wolfseck, im deutschen Hof, und in der Sokrates-Loge klärten die Parteien noch nicht ab, Viele besuchten alle diese verschiedenen Zusammenkünfte, und die Führer der Reaktion bedurften einiger Tage, um einzufädeln, einzuleiten, abzuziehen, zu sammeln, zu unterweisen, und ihren Einfluß geltend zu machen.

Unter die preußischen Beamten waren, ehe sie nach Frankfurt abreisten, amtliche Rundschreiben hoher und höchster Behörden in der Stille umher gesandt worden, durch welche sie, auch als Vertreter der deutschen Nation im Parlament, in Allem zunächst und vorzugsweise nur als königlich preußische Staatsdiener zu stimmen angewiesen wurden. Man suchte nachher zwar in Abrede zu ziehen, daß solche Rundschreiben von allen Oberregierungen ausgegangen.

Dem preußischen Oberpräsidenten von Meding aber wurde der Versuch, die Ansichten der Abgeordneten bestimmen zu wollen, erwiesen, und der Abgeordnete Martiny aus Westpreußen legte in der vierten Sizung der Nationalversammlung das Rundschreiben dieses Mannes öffentlich vor. Diejenigen preußischen Beamten, welche sich dadurch nicht einschüchtern ließen, hatten es nachher zu erfahren und zu büßen; die, welche den Lockungen ihre Ueberzeugungen opferten, hatten dennoch keinen Gewinn davon. Daß jedoch Einzelne über ihre Taggelder hinaus bedeutende Geldzulagen aus fürstlichen Kassen bezogen, vornehme, besonders nüzlich erscheinende Reaktionäre — wollten einige annehmen, und sie glaubten Grund dazu zu haben. Auch von dem König von Bayern erzählte man sich, daß er in Audienzen, welche die vornehmsten Abgeordneten vor ihrem Abgang bei ihm hatten, auf ihr Benehmen als Nationalvertreter durch offen an diese Staatsdiener ausgesprochene Erwartungen Einfluß zu üben gesucht habe.

Die meisten Abgeordneten aus der Beamtenwelt, noch mehr die aus der Armee, dem Adel, der Geistlichkeit, auch zum Theil die Grundbesizenden, waren, nach dem Zeugniß eines bekannten Mitgliedes der Rechten, „ohne tiefere politische Bildung und ohne Selbstbestimmung". Es war eine große Zahl solcher, die weder Männer der Linken noch der Rechten waren; noch größer war die Zahl derer, denen man ansah, daß sie in der Versammlung bloß zum Aufstehen oder Sizenbleiben dienen.

Der Streit um Formen, ob Monarchie? ob Republik? erfüllte, spaltete, verbitterte auch die Nationalversammlung gleich vorn herein. Ein Punkt, ein wesentlicher für das materielle Wohl der deutschen Völker, der erste Punkt war die Einheit des Vaterlandes, darin stimmten Republikaner, und Konstitutionelle, Revolutionäre und die Kirchenpartei überein, und selbst „das gute Theil im Herzen der Absolutisten" war dafür. Wären auch bewußte Verräther im Sold fremder Mächte, und mit dem Plan gegen Deutschlands Einheit wirken, schon damals in Frankfurt gewesen, so waren es jedenfalls Wenige. Statt aber rasch, in wenigen Tagen durch einen Beschluß der Einmüthigkeit die Einheit Deutschlands fest zu stellen, und diesen Beschluß durch die in die Waffen gerufene Nation sofort zu vollziehen, wurde das Augenmerk der Versammlung davon abgeleitet und auf das Feld des Formenstreits hingespielt.

Die fast sechsthalbhundert Abgeordneten — so viel waren es schon in den ersten acht Tagen — schieden sich bald in drei Parteien ab, in die Linke, in die Rechte, und in das Centrum, wie man sie gewöhnlich bezeichnete, ohne daß dadurch ihr Wesen und ihre Bedeutung ausgedrükt worden wären. Eigentlich war es die Partei der entschiedenen Volksfreunde; die Partei der Vertrauenden; und die Partei der Reaktion.

Die erste Partei wußte, daß rasch und entschieden vorwärts zu gehen war; sie wußte, daß die Fürsten alles zurüknahmen, wenn man ihnen die Macht nicht dazu abnahm; sie wußte, daß die Neugestaltung Deutschlands wie sie nöthig war, die Einheit des Bundesstaats nur möglich war, wenn das Parlament auf dem Wege fortgieng, den die Völker im März betreten hatten, auf dem revolutionären. Sie wollte, daß das Parlament als die höchste Gewalt in Deutschland sich hinstelle, alle Konsequenzen des eingetretenen Zustands ziehe, mit Kraft, gewissermaaßen als revolutionäre Regierung auftrete und eingreife, um dem Volk den unverkümmerten Genuß der errungenen Rechte und Freiheiten zu sichern und den Fürsten den Rückfall schwer genug zu machen, durch die kräftigsten Maaßnahmen gegen jeden Versuch von oben wie von unten. Darum wollten sie vor allem die Vereidigung der Heere auf die Hauptterrungenschaften der Revolution, auf die feierlichen Versprechungen der Fürsten und auf die Geseze, welche diese Versprechungen enthielten, besonders auf die Nationalversammlung. Einige wollten sogar die Militärgewalt sämmtlicher Staaten unmittelbar unter das Parlament stellen. Schon am dritten Tage beantragte ein Abgeordneter im Klubb des deutschen Hofes die sofortige Bewaffnung und Einübung von fünfmalhunderttausend Nationalgarden und die Schöpfung von zwanzig Millionen Papiergeld durch Beschluß der Nationalversammlung zur freien Verfügung derselben. Auf dieser Seite ließ man sich von den alten Nachtvögeln, die sich vom Geist der Zeit mit ergriffen stellten, nicht täuschen; man kannte sie genau, die unter dem schwarzen Rock ein schwarzes Herz hatten. Hier mißtraute man den Fürsten, weil man überzeugt war, daß sie nur gewährt hatten, weil sie in der Noth des Augenblicks nicht anders konnten. Hier sah man Reaktion, als etwas Naturgemäßes, wenn gleich vorerst noch Unsichtbares.

Dieser „Politik der Kraft“ und des Verstandes gegenüber stand

die „Politik des Vertrauens"*) und der bloßen Gelehrsamkeit auf der zweiten Partei. Da saßen in dichten Reihen die Konstitutionellen. Darunter waren die Männer, welche bisher Führer des Volks, zum Theil erklärte Republikaner gewesen waren, und durch den März als Minister, Bundesgesandte und Vertrauensmänner oder als sonst Etwas der Art den Thronen jezt nahe standen, wie Mathy, Welker, Jordan von Marburg, Hergenhahn, Wydenbruk, Wippermann, Bassermann, Heinrich und Max von Gagern. Von diesen vertraute ein Theil, weil er nicht sah, ein Theil, weil er nicht sehen wollte. Ihnen reihten sich an viele Männer, die für die Sache des Volkes oder für eine Idee gestritten und gelitten hatten, die aber jezt um so viel älter geworden waren, daß sie nicht mehr waren, was vor fünfzehn, zwanzig oder dreißig Jahren. Dabei waren auch die meisten „Burschenschafter", die wohlmeinenden Bourgeois; die ängstlichen Besizenden; diejenigen Beamten, die freisinnig waren und die durch einen Schritt zu weit nach Links ihre Stellung im Staat gefährdet glaubten; Alle, die zu Haus oder im neuen Reiche durch ihr parlamentarisches Verhalten Etwas werden wollten. Auch die bloßen Theoretiker saßen hier; die meisten Männer des Katheders, aber nur die Schulweisen, nicht die der praktischen, die Zeit begreifenden, lebensfrischen Wissenschaft.

Allen diesen graute vor dem Fortgang auf dem revolutionären Wege, vor der Constituirung neuer Ideen, wie neuer Gewalten. Ihre Losung war, und zwar die Losung der Besten darunter, man müsse die Idee mit den Verhältnissen vereinbaren d. h. Reform, aber keine andere Reform, als Hand in Hand mit den Fürsten und ihren Regierungen. Einzelne unter ihnen wandelte in den ersten Tagen wohl auch noch die Versuchung zu einem kekeren Ansaz an.

Den Kern der dritten Partei bildeten die Diplomaten. Die kirchliche, wie die weltliche, in der Schule Metternichs und des Bundestags eingeübte Diplomatie waren darin leitend, Propaganda machend, parteibildend. Drei Männer zeichneten sich vorn herein in derselben aus durch ihre Persönlichkeit und als Mittelpunkte dreier Fraktionen. Der Erste davon war von Vincke, so recht aus dem Kern des westphälischen Junkerthums geschnitten, der Aristokrat durch

*) Ausdrücke Ludwig Simons von Trier.

und durch mit einem Ueberwurf von Liberalismus; er liebte die Fürsten überschwenglich, doch ohne Hofmann zu seyn*). Er war vor Allem Preuße, hernach erst deutsch, so weit es nicht auf Kosten des Preußenthums gieng. Er vertrat den Saz, daß Deutschland in Preußen aufgehen müsse. Um ihn schaarten sich die nicht-kirchlichen Bureaukraten, Edelleute und Grundbesizer.

Der zweite war der Münchner Professor und Theologe, Probst Ignaz Döllinger, gewiß der feinste Mann des ganzen Parlamentes. Er war die inspirirende Macht der kirchlichen, der geistlichen Ordensglieder aus allen Theilen Deutschlands, er leitete sie wie ein Oberer, aber ohne Geräusch, das Vincke liebte, leise, im Hintergrund, fast unsichtbar. In seiner nächsten Nähe, aber glänzender auftretend und sich vordrängend, sah man den Bischof Müller von Münster: der war in Rom, und bei Arnoldi in Trier gewesen, und kam jezt aus Westfalen, ein Bild priesterlicher Herrschsucht; den Herrn von Ketteler, von solchem Feuereifer des Glaubens, und solcher Ausschließlichkeit, daß er nachmals aus weiter Ferne zum Bischof von Mainz gewählt wurde; den neuen Abraham a Sankta klara, Beda Weber aus Meran und die andern Tyroler; den Mitherausgeber der Münchener historischen Blätter, Philipps, und den Neffen des alten Görres, den Professor von Lasaulx; die Bonner Professoren Deiters und Knoodt; Buß und Gfrörer aus Freiburg; und andere in kirchlich-politischen Dingen bekannte Namen. Als der an Geist, Wissen und Energie Mächtigste nach Döllinger, aber ohne dessen Ruhe, Selbstbeherrschung und Salonssitte, war Edel von Würzburg, ein Feuerkopf von tiefgehendem Einfluß auf seine Umgebungen.

Die Einheit zwischen dieser Fraktion und der Vinckes vermittelte General von Radowitz. Um ihn bewegten sich der kirchliche Adel, Alles, was aus den höheren Kreisen der Gesellschaft mittelalterlich dachte und strebte; mancher frühere Minister, wie Arnim, Graf Schwerin, von Linde; der Geheimerath von Bally; die Militärs Graf Auerswald und Fürst Lichnovsky; von Boddien im Gefolge des

---

*) In Wahrheit liebte er wohl nur die preußischen Fürsten, und im Glanz der preußischen Krone den Glanz des preußischen Adels d. h. sich selbst; es schien öfters, als liebte er die übrigen Fürsten fast so, wie, nach dem Ausdruck des Herrn v. Genz, die Wiener die gebackenen Hühnerl, als wollt' er sie vor Liebe fressen.

Königs von Preußen; und von Meyern, aus dem österreichischen Generalstab, der nachher mit Windischgräz bei der Beschießung Wiens war; von Rotenhan, der frühere Präsident der Münchner Kammer, und Reichensperger, der Kölner Kammerpräsident, eine Säule der kirchlichen Partei in Rheinpreußen; der Graf von Hegnenberg-Dux wie der Oberappellationsrath Gombart aus München.

Bei dieser Partei, hinter diesen drei Führern, stand von Anfang an ein Mann, nicht weniger einflußreich als sie, aber in den ersten sieben Wochen ganz im Verborgenen, der mit ihnen und zum Theil durch sie Fäden spann und zog, aber auch ohne sie, für sich allein; und der im Werben und Gewinnen glücklicher war als sie alle — der österreichische Abgeordnete und Bundestagspräsident, Ritter Anton von Schmerling. Dieser hatte seine Ohren und Augen in allen Parteien, in allen Lagern, in allen Clubbs; die leztern waren zuerst nicht geschlossen, sondern offen; längere Zeit sah man in den Abendsizungen des deutschen Hofes den österreichischen Abgeordneten Mühlfeld und Andere, die man später nirgends als um Schmerling sah, und sie waren die aufmerksamsten Zuhörer und Beobachter. Abgeordnete sezten sich bald auf die Rechte und äußerste Rechte, welche in den ersten Tagen mit Reden und Anträgen so ausschweifender Art auftraten, daß zum Beispiel den holländischen Hof Zuhörer von der Farbe der äußersten Linken verließen, mit der Aeußerung: „Das gehe denn doch zu weit.“ Das Absichtliche dieses Zuweitgehens und Herausforderns ahnte damals keiner von ihnen.

Die drei Fraktionen, von Schmerling mit eingeschlossen, waren eben so viele kampffertige Fähnlein der Reaktion.

Alle, die dazu gehörten, waren mit der Ansicht in die Paulskirche eingetreten, daß „die Versammlung darin wegen ihres revolutionären Ursprungs eigentlich doch nicht legitim sey.“ Die Versammlung in der Paulskirche war das Kind der Revolution, die Triebkraft in der Revolution war die Volkssouveränität. Die meisten Männer der dritten Partei waren aufgewachsen in der Verehrung des Königthums von Gottes Gnaden; ein Theil war aus Grundsaz dafür, nur die Geistigeren unter der kirchlichen Fraktion, die großen Ordensglieder, die Führer, waren innerlich von jeder Voraussezung frei, und entschlossen, die Ansicht mit dem Gang der Dinge zu vereinbaren. Sie hatten die Fürsten schwächer gesehen als je; ihrer

konnten sie eher mit großen Folgerungen jezt Meister werden, und sich neben sie auf die Throne sezen, wenn sie sie retteten: in der Republik, selbst in der demokratischen Monarchie war es für jezt sehr zweifelhaft, ob sie sich leitend und herrschend erhielten. Für sie wie für alle ihrer Partei mußte in der ersten Reihe die Bekämpfung der Revolution stehen. Nicht alle, aber die Führer und viele mit ihnen gewiß waren sich klar über ihre Stellung und mit Bewußtheit im Begriff, die Nationalversammlung durch sich selbst sich zu Grunde richten zu lassen, und allem, was den Rückgang fördere, Raum und Vorschub zu geben, die Abgeordneten selbst anzuleiten und zu benüzen, daß sie mitwirken, die deutschen Angelegenheiten auf den Stand vor dem März zurück zu führen, und dem Absolutismus die Herrschaft zurück zu geben. Sie hatten — das zeigte die erste Woche — die Vorhand im Spiel.

Das ist das von den Wenigestn Gewußte: die Führer der äußersten Rechten, der Reaktion, und die Führer der äußersten Linken, ja fast alle Mitglieder der leztern, sahen sich nach vierzehn Tagen schon mit der klarsten Bewußtheit der Sachlage ins Auge, und so sehr die erstern die Bestrebungen der lezten haßten, so hoch achteten sie derselben politischen Verstand und Charakter, und bewiesen es durch mehr als ein Zeugniß; und so sehr die leztern erkannt hatten, wo die Todfeinde dessen, wofür sie kämpften und opferten, in verschiedenen Gestalten sizen, so sehr achteten sie den Verstand und die Konsequenz und die parlamentarischen Fähigkeiten dieser Gegner, wenn auch nicht ihren sittlichen Charakter wegen der Mittel, die sie sich zum Zweck erlaubten.

Denn die Taktik der Führer der Reaktion lag frühe zu Tage. Sie ging berechnet auf die Kenntniß der Mehrheit der Menschen in Deutschland und in der Paulskirche, dahin, nicht die politischen und religiösen Ansichten zu bekämpfen und diesen gegenüber die eigenen zu stellen, sondern die Absichten der Gegner zu verdächtigen, zu verläumden, sie nicht wissenschaftlich, sondern sittlich in den Augen der Deutschen zu ruiniren.

So wurde die Partei der entschiedenen Männer des Volkes, wenigstens jeder ihrer Führer, als heillos für Deutschland, als perfid, als mit Hintergedanken treulosester Art und gefährlichster Plane, als hinterlistig, jeden sittlichen Grundsazes baar, gewissenlos,

herrschsüchtig, eigensüchtig, anarchisch, kommunistisch, socialistisch, als gegen Glauben und Bildung die Brandfackel schwingend, in der Stille in den Kreisen der Abgeordnetenwelt bezeichnet und hingemalt, und nur Wenige wurden, als Idealisten, als Poeten, und edle Schwärmer davon ausgenommen.

Ihr weites Gewissen erlaubte ihnen die Personen für sich und unter sich zu achten, und draußen, unter Andern, dieselben zu verdächtigen; um des Zweckes willen.

Es gab wohl, welche meinten und noch heute meinen, daß die Gegenpartei im Ernste gezittert habe, weil sie selbst an die Wahrheit dessen, was sie von ihren Gegnern fürchtete, geglaubt. Diesen Glauben wenigstens verstand sie in das Lager der zweiten Partei überzupflanzen, in alle Klubbs der Konstitutionellen.

Es lag im Interesse Englands, Rußlands und Frankreichs, die werdende Einheit Deutschlands zu untergraben. Viele liefen in Frankfurt um, in jeder offenen und geheimen Herberge thätige Leute, von denen man sich sagte, sie dienen in russischem, in französischem, in englischem, und zulezt, als der Wettstreit zwischen Preußen und Oesterreich anhob, sie dienen in österreichischem oder preußischem Solde.

Die Einwirkung der Reaktionspartei auf die Partei der Konstitutionellen wurde sehr viel dadurch erleichtert, daß der größere Theil ihrer Führer entweder übergegangen, oder abgestoßen vom Volke, halb mit halb ohne Schuld mißhandelt, mißstimmt, geärgert, und bei ihrer natürlichen Reizbarkeit und Verwöhntheit, welche das Volk durch seine Anbetung verschuldet hatte, für seine Versuchung und Verführung empfänglich gemacht und schon auf dem halben Wege zum Uebergang war. Männer, die sich einmal am Volk versündigt hatten, an denen aber das Volk sich mehr und schwer versündigt hatte, uneingedenk dessen was, und der Jahre in welchen sie für es gestritten und gelitten hatten — Männer thaten Schritte, deren Folgen, sehr schwer für die deutsche Nation, sie selbst im Augenblick nicht berechneten, wohl aber die, welche sie künstlich, jenen selbst unbewußt, dazu verführten.

Auf mehr als einen Mann des Volkes, der bisher nur im Volk sich bewegt hatte, von ihm anerkannt und geehrt worden war, blieb es nicht ohne Einfluß, daß sie jezt von den hohen und höchsten Personen gesucht und geschmeichelt wurden, besonders auf die, welchen das Volk abhold geworden war, oder zu werden anfieng. Die

übernächtige Umwandlung einzelner Volksführer in Minister und Gesandte machte diese nach oben dankbar, nach unten, in der Zeit des Mißtrauens, das Volk gegen sie gespannt, während ihre glänzende Verwandlung den Ehrgeiz Anderer stachelte, und oft in Augenblicken, in welchen das Volk ihnen Unrecht that, Jüngere über sie, die Aelteren und Verdienten, in seiner Gunst steigen ließ. Diese wurden — auf sie war es zuerst angelegt — die glänzende Beute der Reaktionsführer zuerst, und durch sie wurden es die Andern, die dann zunächst, welche der Weihrauch der Vornehmheit berauschte, und welche der Spiegel blendete, worin den sich Angenehmmachenden eine schöne Stellung in Deutschlands glänzender Zukunft gezeigt wurde.

Sobald die Partei der bewußten Reaktion im steinernen Haus, dem mittelalterlichsten aller Frankfurter Gebäude, sich zusammen gethan, sich organisirt und sich verständigt hatte, löste sie sich wieder auf in Glieder, die eine Reihe von Klubbs bildeten, oder in die schon gebildeten als Mitglieder sich aufnehmen ließen

Das ist der große Mißverstand gewesen, daß die öffentliche Meinung die Partei der Reaktionäre bloß auf den Bänken und in den Klubbs der äußersten Rechte suchte, während die klugen Führer ihre tüchtigsten Leute auf alle Bänke und in alle Klubbs von der äußersten Rechten bis an die Schwelle des deutschen Hofes, über die Robert Blums scharf sehender Verstand sie zurück scheuchte, vertheilt hatten.

So kam, was geschah. Die Mehrheit der Nationalversammlung, repräsentirt durch alle Schattirungen der Farben, mit Ausnahme der entschiedenen Linken und der äußersten Linken, ließ sich einnehmen und einschüchtern, und zur Wahl von Mitteln verleiten, die gerade auf das Gegentheil von dem führten, was die Wohlmeinenden unter allen Parteien ursprünglich als Zweck wollten.

Viele Elemente der Versammlung ließen sich gar leicht in den ersten Stunden oder Tagen gewinnen oder hinreißen, Manche, die noch vierzehn Tage zuvor ihren Wählern sich hoch und theuer verschworen hatten. Nicht nur die vornehmen Umgebungen blendeten, auch die schönen Worte und die Herablassung, der Schein der Selbstgleichstellung bethörten diesen und jenen, der in einfachen Lagen und Beziehungen bisher redlich geblieben war, treu dem Volke. Es zeigte sich auch hier, welche Macht der höhere Aether der Gesellschaft auf den Bürgerlichen übt, wenn er nicht von Natur roh und unzugänglich

schroff, oder geistig überlegen ist, oder wenigstens durch tiefere Bildung seinem Geiste Klarheit, seinem Charakter Festigkeit und edlere Form gewonnen hat, als sie an und für sich in der höheren Gesellschaft sich findet. Die hochgestellten Persönlichkeiten, die Fürsten, Grafen, Minister, Geheimeräthe und Präsidenten, die Generale, die Barone, die Bischöfe, die als Abgeordnete hier sich zusammenthaten, hatten für den untergeordneten Kanzleimann, den Bürgermeister, den Stadtrath, den Arzt, den bloßen Gutsbesizer und Andere einen natürlichen Reiz, zumal diese als Gleiche zu Gleichen in diesen Tagen sprachen und thaten. Diese versäumten nicht zu ihren Vorversammlungen nicht nur, sondern selbst zu ihren engeren, vertraulicheren Berathungen solche einzeln einzuladen, noch mehr aber die, von denen sie wußten oder glaubten, daß sie durch Wissenschaft und Feder oder die Gabe des lebendigen Wortes ihnen nüzen oder schaden könnten. Einem Mitglied der Linken wurde durch einen Dritten von vornehmerer Seite her geradezu gesagt, wie gerne man es sehen würde, wenn derselbe wenigstens ihren Vorberathungen auf der Mainlust anwohnen würde, „da er die einzige Persönlichkeit von litterarischem Namen und wissenschaftlicher Bedeutung sey, die zur Linken sich halte, und alle andern Berühmtheiten sich auf der andern Seite befinden". So mag noch Manchem Manches gesagt worden sein, und obgleich berühmteste Namen der Wissenschaft und der Poesie auf der Linken sich sezten und blieben, so waren doch bei weitem die meisten gelehrten Namen seitab davon. Das Huldreiche, das Hoheitliche, das Allerhöchste, vom Durchlauchtigen bis zum Majestätischen war bisher für die deutsche Gelehrsamkeit der Himmel gewesen, dessen Sterne den Besten strahlten als ihre Lebenssterne, und die geringeren Köpfe fühlten sich in Frankfurt beglückt, mit wissenschaftlichen Namen, wie Stenzel, von Raumer, Dahlmann, Droysen, Jakob Grimm, Gervinus zusammen zu sizen.

Für diese Art war der Wink verloren, daß Deutschlands größter lebender Dichter, Uhland, und Deutschlands größter Alterthumsforscher, Fallmerayer, sich links sezten.

Der vornehmere Lebenston, die feinere Gewohnheit des Genießens war Vielen auch neu, und sie lockte sie mit hinein, in das Leben der höheren Gesellschaft, und eben damit in Bande, welche das Gewissen nicht immer leicht trug. Solchen Verbindungen war es auch

allein möglich, Abgeordneten, die ihre Familien, und kein Vermögen, nur geringen Gehalt, in der Heimath zurück gelassen hatten, geldliche Aufbesserungen auszuwirken.

Ein großer Theil fehlte darin, daß sie, ehe sie sich in Menschen und Dingen gehörig, oder nur etwas, orientirt hatten, in den ersten Tagen schon, fest an bestimmte Personen sich anschlossen, und für deren Zwecke, die sie nicht kannten, leicht sich gebrauchen ließen. Nach reaktionären Zeugnissen selbst, befanden sich in der Mehrheit der Versammlung „viele Schwache, Mittelmäßige und ganz Unerfahrene, die von der eigentlichen Aufgabe gar keinen Begriff hatten, geschweige denn, daß sie im Stande gewesen wären, zu ihrer Lösung beizutragen". Diese wurden zu jenem großen Mehrheitsschweif verwandt von einem kleineren Kreise, der theils aus den Konservativen des Fünfzigerausschusses bestand, theils aus Neuhinzugetretenen von „konservativer, im besten Sinne konservativer Gesinnung:" den beiden Gagern und von Jaupp aus Hessen, Bernhardi und Wippermann aus Kurhessen, Bassermann, von Soiron, Welcker aus Baden, Hergenhahn aus Nassau, Briegleb aus Koburg, Rüder aus Oldenburg, von Beckerath, von Auerswald, von Saucken, Mevissen, Dahlmann, Beseler, Adams und Widenmann aus Preußen, Droysen, Franke, Michelsen aus Schleswig-Holstein, Waitz aus Hannover, von Rotenhan aus Bayern, von Andrian, von Würth, von Somaruga aus Oesterreich. Diese werden ausdrücklich genannt als der ursprüngliche Kern für die Krystallisation der Mehrheit von Jürgens aus Braunschweig, der schon im Fünfzigerausschuß sich zu einem Mittelpunkt der Konservativen zu machen bemüht gewesen war.*)

Ihr Zweck war zunächst, eine Mehrheit in ihrem Sinn zu organisiren, und die Radikalen und in ihnen die Revolution zu bekämpfen. So arbeiteten sie, größtentheils unbewußt, für die Zwecke und im Dienst der sich bewußten Reaktion, der sich klaren Herren von Radowitz, Döllinger und von Schmerling, der auch sogleich, noch vor Eröffnung der Nationalversammlung, selbst mitwirkend in diesen Kreis eintrat. Unter die, welche sich ihres Weges bewußt waren, gehörte vor allen der evangelische Stadtpfarrer Jürgens.

Ohne große oder tiefere Gedanken, ohne allen sittlichen Adel

*) Jürgens, zur Geschichte des deutschen Verfassungswerkes I. 115.

des Charakters, kein Mann von Geist, kein Redner, ohne irgend eine Classicität der Bildung, ohne ein ausgebreiteteres oder gründliches Wissen zu zeigen; schwerfällig, widerlich, unförmlich, confus in dem, was er schrieb; das einzige Mal, das er auf der Tribüne sprach, seine eigene Partei langweilend sogar — war Jürgens doch eine der bedeutendsten Persönlichkeiten seiner Partei durch das Raffinement des Verstandes, durch die den Gegnern gegenüber nur zu oft vergiftete Spize seiner Feder, die auch die Freunde fürchteten, durch vieljährige Einübung in geheimes politisches Treiben, durch ein entschiedenes Talent für Organisation und Parteibildung, durch seine Kunst, im Stillen einzufädeln, zu verabreden, Anstöße zu geben, Richtungen zu veranlassen, die Seele Einzelner zu bearbeiten und zu stimmen. Aus seiner eigenen Partei heraus ist er ein parlamentarischer Intrikant genannt worden.

Jürgens, wie mancher Andere seiner Freunde, hatte oft genug früher erklärt, er sey entschiedener Bewunderer der Republik in den nordamerikanischen Freistaaten, und noch im Anfang der Nationalversammlung that er, als schwebe wenigstens ein Reich und Kaiserthum deutscher Nation ihm als heißgeliebtes Ziel seiner Herzenswünsche vor. Er war so lange als vorzugsweise Eingeweihter mit den Männern der süddeutschen Opposition gegangen, daß Welcker in der Mitte des März gerade an ihn sich wandte, als er an die Norddeutschen schrieb: „Wollt ihr uns noch immer den Trost nicht schicken, daß ihr in Norddeutschland der Bewegung euch redlich anschließt; wollt ihr uns allein reformiren lassen, damit sie im Sande vergeht oder in das Aergste umschlägt?" Noch bis zu seiner Abreise zum Vorparlament hatte Jürgens der entschiedensten Politik das Wort geredet; im Vorparlament schwieg er; im Fünfzigerausschuß war er conservativ; im Parlament diente er der Reaktion.

Der Gang ihrer Umwandlung ist bei derartigen Männern fast immer der gleiche oder wenigstens ein ähnlicher. Lange vorarbeitend und vorgehend, sind sie plötzlich von der ausbrechenden Bewegung übereilt. Sie wirken denen, die über sie hinausgegangen sind oder gehen wollen, entgegen, halb aus Ueberzeugung, halb aus verleztem Selbstgefühl. Sie werden, weil sie so handeln, von der aufgeregten Menge mißverstanden, verkannt, angefeindet. Das in der Zeit der Aufregung nur zu sehr, und sonst zu wenig, mißtrauische Volk wird

bis zum Argwohn, zulezt bis zu Verdächtigungen und zu Mißhandlungen gegen die aufgestachelt, die sich um das Volk bisher verdient gemacht haben, und noch mehr ihr Verdienst fühlen. Aufgestachelt aber wird das Volk gegen die bisherigen Führer zumeist durch die Neuaufgetauchten, von dem Zeitstrom an die Spize der Bewegung Geschwemmten, oft sind es nur Schreier, Eitle, Wortheldeu, vielfach aber auch kühnere, thatkräftigere, zeitgemäßere Männer, aber im Interesse Beider liegt es, den Einfluß der früheren Volksmänner zu untergraben, durch ausgestreutes Mißtrauen, durch Verdächtigungen, die, Anfangs grundlos, bald genug Grund finden. Denn die negative, kritische Natur derer, die bisher aus Naturell Oppositionäre waren, verläugnet sich auch jezt nicht: wie sie früher gegen die Fürsten Opposition machten, machen sie sie jezt gegen das Volk und dessen ihnen maaßlos und ziellos erscheinende leidenschaftliche Begehren; wie sie bisher, was das Ministerium wollte, negirten, negiren sie jezt das Wollen und Streben der neuen Volksführer, die sich vordrängen, als überspannt, als verderblich, als die Reaktion herausfordernd. Ihren Stillstand nennen sie Beharren auf dem Standpunkt der wahren Freiheit, das Weitergehen schelten sie Anarchie. Ihr Stillstand, in der Zeit der Bewegung schon so gut als Rückschritt, wird das Leztere noch mehr, weil sie sich mit den eigentlichen Rückschrittsmännern, zuerst ohne Bündniß, dann in offener Verbindung in die gleiche Thätigkeit sezen, die Bewegung des Volkes zu zügeln und von falscher Bahn, wie sie sagen, zurück zu bringen. Sie sind die Heftigsten im Geschrei über Despotismus und Terrorismus des Volkes und derer, die jezt sein Vertrauen haben, und ihr bei Seite gedrängter Ehrgeiz steigert sich so zum Haß, daß er ins andere Lager übertritt; und während der Uebergetretene so dem Volk und den neuen Volksmännern gegründeten Anlaß zu täglichen Ausfällen auf ihn gibt, als auf einen Verräther, wird er selbst unter diesen Angriffen und unter seiner Vertheidigung verbitterter, täglich verblendeter, damit unwahr, lügenhaft, verleumderisch, giftig: er wüthet gegen die alten Freunde, gegen das Volk, gegen seine eigenen früheren Grundsäze und Thaten, er wird zum wirklichen Verräther, und entschädigt sich mit Geld, Aemtern, Würden und Orden, womit ihn die neue Partei abfindet, oder zieht er sich zurück, vom öffentlichen Schauplaz, oft auch aus dem Leben, freiwillig oder am gebrochenen Herzen

sterbend. Das Volk flucht seinem Namen oder begräbt es ihn in seinem Gedächtniß, wie man einen Selbstmörder seitwärts an die Mauer begräbt. Nur Wenige, Edlere, stehen und richten billig und folgen dem Gang und Schicksal solcher Männer mit Theilnahme und mit Trauer, daß die Liebe zum Volk und zur Freiheit, die Liebe zur Menschheit so selten die sich selbst vergessende Ausdauer und Kraft jener Liebe hat, von der der Dichter sagt, daß sie immer und immer sich gleich bleibt, wenn man ihr Alles gewährt, wenn man ihr Alles versagt.

Als Jürgens sah, daß die Berliner Revolution, daß die zu Wien, daß die in Deutschland überhaupt den Gang nahm, den sie nahm, da sagte er, „nun zieme es allen wahren Freiheitsfreunden, ihre Thätigkeit wider die Anarchie zu verdoppeln; diese Art, wie hier reformirt werde, sei bedenklich". Andere wollten glauben, mehr als Einer aus jenem engeren Kreise der Konservativen, der noch vor Kurzem auf die Republik angestoßen, habe erst aus diesem Gang der Revolution herausgerechnet und entnommen, daß die Revolutionsmänner die Mehrheit, also auch die Oberhand auf die Dauer nicht haben werden, und danach haben sie sich ihre Ansicht und den Plan ihres Benehmens neu gebildet, weil sie, nachdem sie so lange unter Verfolgungen gesäet, endlich einmal auch für sich etwas haben ärndten wollen, und zwar, weil es die eine Partei ihnen nicht gab, bei der andern. Doch wirkten bei den Meisten nicht diese, sondern die Oben angegebenen Beweggründe.

Die ersten 27 Sitzungen des Parlaments.

Diese Männer, Jeder in seiner Heimath theils durch Begabung, theils durch Stellung von weitgreifendem Einfluß auf seine Landsleute, bei seltsamer Zusammensezung ein für jezt unter sich einiger und dabei festgeschlossener Kreis, konstituirt, ehe sich unter den Männern des Volkes auch nur der Ansaz zu einem Parteikern gebildet hatte, waren einmal, und sonst nie mehr, rasch im Handeln, in der Präsidentenwahl.

Diese wenigen Männer oktroirten der Versammlung den Präsidenten. Sie selbst nannten es unter sich die erste Geistprobe der Versammlung, das erste Messen der Parteikräfte, und gaben ihr nicht nur den Präsidenten, sondern auch den Vicepräsidenten — aus der Mitte ihres Klubbs.

Es ist gewiß ein in der Geschichte unerhörter Fall, daß schon in der ersten Sizung nach der abendlichen Eröffnungssizung, am zweiten Tage, Morgens, in einer Versammlung, deren Glieder zum Theil von so fernen Grenzen hergekommen waren, daß die Namen der Berühmtesten niemals dort genannt worden waren*), die Wahl des Präsidenten vorgenommen und der Alterspräsident beseitigt wurde. Die erste Handlung des deutschen Parlaments, eine unberechenbar folgewichtige Handlung, wurde vorgenommen, ohne daß auch nur die Möglichkeit einer allgemeinen Ueberlegung, Prüfung, Verständigung gegeben war, eine Wahl, ohne daß man die Personen, aus denen zu wählen war, kannte: man wählte, ohne Weiteres, den von Wenigen Empfohlenen, Mancher wählte nur diesen, weil ihm ein gedruckter Zettel mit dessen Namen eingehändigt worden war; eben so war es mit der Wahl der Vicepräsidenten. Ein großer Theil der Versammlung hatte von Beiden Nichts zuvor gesehen, als die Gestalt.

Am 19. Mai wurde Heinrich von Gagern, der Präsident des Hessen-Darmstädtischen Ministeriums, zum provisorischen Präsidenten der ersten deutschen Nationalversammlung erwählt, von Soiron aus Mannheim zu seinem Stellvertreter. 397 Abgeordnete — soviel waren an diesem Tag erst anwesend — stimmten ab. 305 Stimmen erhielt Gagern, 341 Soiron. So wenig bestand damals eine Linke als Partei. Als der neu gewählte König Saul vor das Volk trat, da war er eines Hauptes länger, denn alles Volk. Als Heinrich von Gagern vor die Vertreter der deutschen Nation als ihr Präsident trat, war es eine imposante Gestalt.

Der Kreis, aus dessen Schooß er oktroirt worden war, hatte ihn bewogen für den Fall seiner Wahl zum Präsidenten seine Stelle als Minister aufzugeben. Solch ein Opfer hatte Glanz und Schein für sich. Seine Freunde hatten die Zettel drucken lassen, auf denen

---

*) Das ist thatsächlich; der Verfasser kann es mit Namensnennung Jedem beweisen, in Betreff des österreichischen Kaiserstaats.

der Präsident und der Vicepräsident benannt waren, und sie vertheilt. Diese Zettel waren in die Urne gelegt worden.

Es waren nur zwei Namen, um die sich die Wahl drehte, Robert Blum, der Buchhändler von Leipzig, oder Heinrich von Gagern. Robert Blum hatte sich als die mächtigste Persönlichkeit, als der Mann des Volkes vor allen Andern schon längst scharf ausgeprägt. Als einer sagte, am Abend vor der Parlamentseröffnung, der Präsident ist gefunden; flogen ihm Stimmen entgegen: Wer Anders als Robert Blum? „Ja, sagte jener, wenn er nicht solche Antecedentien hätte. Wollen wir, können wir dem gewesenen städtischen Theatercassier von Leipzig die höchste Stellung in Deutschland, die Leitung der Geschicke Deutschlands in die Hand geben? Unmöglich. Ich meine Heinrich von Gagern.“

Robert Blum wurde von dem conservativen Kreise als blutrother Revolutionsmann hingestellt. Die dämonische Uebermacht des Geistes und des Charakters in ihm war ihnen in jeder Hinsicht im Weg, unter seinem Präsidium konnten weder ihre Personen, noch ihre Bestrebungen sich die gewünschten Erfolge weissagen. Darum wurde er, dessen hohe Befähigung man nicht wegläugnen konnte, als die Klippe verdächtigt, an der die deutsche Zukunft scheitern müßte. Die ganze Partei des Volkes, wie sie sich seit den Märztagen hervorgethan hatte, wurde verdächtigt und verleumdet. Von Anfang an wurden die Verdächtigung und die Verleumdung, die Herabsezung und die Ungerechtigkeit im Urtheil von dem Lager dieses conservativen Kreises aus als wirksamste Waffen systematisch gehandhabt.

Da hieß es, die Revolution sei Deutschlands größtes Unglück, wenn man sie nicht schleunig beende. Daraus, daß sie, die man längst gefürchtet, die man oft vorausgesagt, mit der man nicht selten gedroht habe, nun gekommen sei, folge nicht, daß Deutschland damit gedient sei, daß man sie fortsezen müsse. Es seien keine Zustände in Deutschland, durch welche Revolution, keine äußerste Noth, durch welche Gewalt und Empörungen gerechtfertigt würden, nicht durch Umwälzung, sondern durch Umbildung sei das Nothwendige und Wünschenswerthe zu erlangen; dazu liegen die Mittel und Wege bereit, dazu sei der Wille bei den Regierungen vorhanden. Die Revolution müsse niedergeworfen und gebändigt werden, sie werde das nur durch Bekämpfung und Beseitigung der die Revolution

vertretenden Linken; in den Revolutionären müsse man die Revolution besiegen. Mit dieser Linken sei kein Vertragen räthlich oder möglich, sie gehe nur auf Zerstörung aus, zum Bauen sei sie untüchtig, sie sei unfähig und habe einen nichtsnuzigen Charakter, sie baue dem Verbrechen Altäre und untergrabe alle gesezliche und bürgerliche Ordnung; diese Tendenzen und Eigenschaften habe die radicale Partei vom Ursprung der Bewegung an, im Vorparlament und im Fünfzigerausschuß gezeigt. Es seien zwar im Parlament auf der linken Seite auch talentvolle, wenn auch nicht staatsmännisch begabte, patriotisch gesinnte, in jeder Beziehung achtbare Männer, ihre Führer seien geschickt, aber es wäre höchst gefährlich, wenn man sie vorantreten ließe, von ihrem Vorantritt wäre zudem nicht das mindeste Ersprießliche zu hoffen, vielmehr würde dadurch Deutschland um die Freiheit und Einheit, um alle seine Hoffnungen, um die Gunst des kostbaren Moments nothwendig betrogen werden. Da seien Leute darunter, neben Wohlmeinenden, „nobel Exaltirten", Leute, denen Wahrheit, Gewissen, Humanität, Bildung und Vaterland wenig oder Nichts gelten, die troz aller großen, patriotischen Worte mit Ausländern kokettiren und konspiriren, und vor Allen sei und bleibe Robert Blum der Revolutions- und Schreckensmann.

So raunten, so sprachen Jürgens und seine Genossen den ferne her Gekommenen, den Neulingen in der Politik und in der Menschenkenntniß zu*). Jürgens war schon im Vorparlament und Fünfzigerausschuß von der Volkspartei als Renegat erkannt und behandelt worden, in den ersten Tagen des Zusammenströmens zum Parlament hatte er, wie ausser ihm nur Einer noch in gleichem Grade, die Verachtung früherer Freunde, wie der ganzen Partei auf sich, und er war und blieb dadurch schon, daß das specifisch Pfäffische in seiner ganzen Tücke mit den Kniffen und den Schlichen des geborenen Zigeuners, den sein Aeußeres verrieth, in ihm sich verschmolz, jedem tieferen Beobachter eine unheimliche Erscheinung.

Im Gefühl des hohen Berufs, der ihm geworden war, ergriffen von der Größe des Augenblicks, was sich in Ton und Haltung

*) So sprach Jürgens nachher, so auch sprach er vorher. Die confuse Wuth in seinem Buch „Zur Geschichte der deutschen Verfassung" I. 30, 34, 54, 55, 62, 112, 116, 117, und an anderen Stellen erklärt sich aus dem Obigen.

ausdrückte, bestieg Gagern den Präsidentenstuhl und gelobte vor dem ganzen deutschen Volke, daß die Interessen desselben ihm über Alles gehen, daß sie die Richtschnur seines Betragens sein werden, so lange ein Blutstropfen in seinen Adern rolle. Wir haben, schloß er, die größte Aufgabe zu erfüllen. Wir sollen eine Verfassung für Deutschland, für das gesammte Reich schaffen. Der Beruf und die Vollmacht zu dieser Schaffung, sie liegen in der Souveränität der Nation. Den Beruf und die Vollmacht, dieses Verfassungswerk zu schaffen, hat die Schwierigkeit in unsere Hände gelegt, um nicht zu sagen die Unmöglichkeit, daß es auf anderem Wege zu Stande kommen könne. Die Schwierigkeit, eine Verständigung unter den Regierungen zu Stande zu bringen, hat das Vorparlament richtig vorgefühlt und uns den Charakter einer konstituirenden Versammlung vindicirt. Deutschland will Eins sein, Ein Reich, regiert von dem Willen des Volkes unter der Mitwirkung aller seiner Gliederungen. Diese Mitwirkung auch den Staatenregierungen zu erwirken, liegt mit in dem Berufe dieser Versammlung. Wenn auch mancher Zweifel besteht, und Ansichten auseinander gehen: über diese Forderung der Einheit ist kein Zweifel, es ist die Forderung der ganzen Nation. Die Einheit will sie, die Einheit wird sie haben, sie befestigen. Sie allein wird schüzen vor allen Schwierigkeiten, die von Aussen kommen mögen, die im Innern drohen. Und so, Vertreter des Volkes, bitte ich Sie für die kurze Zeit, in der ich diese Versammlung zu leiten habe, um ihre Unterstüzung und um ihre Nachsicht, deren ich im hohen Grade bedarf. Sollte ich zu Ende dieses Monats wieder gewählt werden, so werde ich meine Stellung als Minister aufgeben, weil ich Beides, Minister eines einzelnen Staates und Präsident der deutschen Nationalvertretung zu sein, für unverträglich mit einander halte. Ich werde nie einen höheren Ehrgeiz kennen, als der Vorsizende der Vertreter des deutschen Volkes zu sein.

Als am Abend des 18. Mai zu der Eröffnung des deutschen Parlamentes die Tausende von Freudenfeuern auf den Berghöhen des südlichen und mittlern Deutschlands loderten, da waren die Herzen noch nicht so freudig hell; es lag die Spannung des Erwartens noch schwer auf Vielen. Als die Kunde von Heinrich Gagerns Wahl und zugleich seine Antrittsrede durch die deutschen Lande sich ver-

breiteten, da jauchzten Millionen Herzen freudig auf; denn wenn auch weiterhin nicht, doch in den kleineren deutschen Landen, in den Verfassungsstaaten war der Name Heinrich Gagerns bekannt und von gutem Klang.

Nicht Wenige draußen aber gab es auch, denen es mißfiel, daß der Antrag, den der Bischof Müller von Münster gleich in der Eröffnungssitzung stellte, auf Abhaltung eines Gottesdienstes zur Feier der Eröffnung nicht allgemeinen Anklang fand. Die Frommen im Lande wurden dadurch beirrt, aber auch Andere hätten, gemäß dem religiösen Grundzug im Charakter des deutschen Volkes, es lieber gesehen, wenn das Werk mit Gott begonnen worden wäre, nicht nur innerlich, sondern auch äußerlich. Ahnungsvolle sagten so, Kluge dachten so.

Blind vor Vertrauen und vertrauensvoll aus Mangel an Einsicht, ins Angesicht belobt und ins Geheim belächelt von den Führern der Reaktion, ging die konstitutionelle Mehrheit an die Arbeit. Sie that sich viel auf ihre Bildung zu gut und redete noch mehr davon, sie glaubte an nichts so sehr, als an ihre eigene Vortrefflichkeit, und verachtete Alles, was andere Ansicht und andern Weg hatte. Wie trunken von der eigenen Größe, wußte sie nicht was sie redete, und erzielte das Gegentheil von dem, was sie wollte. Sie war in sich ein vollkommener Widerspruch, denn sie wählte für ihre Zwecke vorn herein Mittel, die nothwendig das Gegentheil von dem, was sie beabsichtigte, zur Folge haben mußten. Es waren unter den unverhältnißmäßig vielen Gelehrten in dieser konservativ-konstitutionellen Partei Männer von den ausgebreitetsten Kenntnissen, aber ohne Ideen; andere, reich an Ideen, aber nicht an praktischen, für den Augenblick fruchtbaren; wieder waren darunter, aber sehr wenige, welche die Wirklichkeit begriffen, aber diese hatten dazu nicht den Muth der That, in einer Zeit, die gerade die That gebieterisch verlangte und nicht Worte, nicht Theorien bloß. Bei weitem die meisten Gelehrten in der Versammlung sahen die neuen Dinge mit alten Augen an, und erkannten meist denjenigen Feind nicht, der von ihnen, als Freunden des Lichts und der freien geistigen Bewegung, gemeinschaftlich mit denen zu bekämpfen gewesen wäre, die von ihnen auf Tod und Leben bekämpft wurden: sie hatten keine Ahnung von der Verbreitung, von der Macht, von der Nähe, von der Gefährlichkeit der kirchlichen Partei.

Noch war kein Jahrzehent dahin, seit diese in der preußischen Monarchie, in Bayern wie in Oesterreich, als Macht aus ihrem Dunkel, das sie sonst liebt, drohend hervorgetreten war und tausend Gelenke zugleich geregt hatte: das hatte die gelehrte und die konstitutionelle Mehrheit wieder vergessen. Umsonst hatte vor drei Jahren erst ein großer Mann der Wissenschaft*) ihnen zugerufen, daß diese Macht nicht ruhen werde und nicht ruhen könne, bis sie entweder selbst zermalmt sey, oder bis sie alles gewonnen habe.

Dieser Macht gegenüber befand sich die Linke in der Nationalversammlung in ganz anderer Stellung als die Rechte, namentlich als die Partei Gagern: die Linke kannte ihren kirchlichen Gegner, wußte seine Kraft zu schäzen, sogar aus ihm Nuzen zu ziehen; die Partei Gagerns und die Gelehrten glaubten nicht an das Daseyn dieser kirchlichen Macht, weil sie, so thatsächlich sie bestand, nicht im Staatskalender aufgeführt war.

Diese Macht hatte Jahrhunderte lang in Europa geherrscht, weil sie an äußeren und inneren Mitteln überlegen gewesen war über die, welche gegen sie standen. Weil sie nicht Maaß hielt, nicht mit der Zeit fort schritt und an geistiger Kraft abnahm, hatte sie die Herrschaft verloren, nicht aber die Kunst, nicht die Geheimnisse des alten Trugs, und durch das Unglück wieder gestärkt, rang sie gerade seit den lezten dreißig Jahren mit neuen Kräften nach der alten Herrschaft, nach der alten weltlichen Macht. In Zeitschriften, in Büchern, in Flugblättern, in Pamphleten, in Traktätchen, vom Lehrstuhl, vom Beichtstuhl und der Kanzel, am Hof, am häuslichen Heerd, in den Gesellschaften und auf den Straßen wirkte sie, unter allerlei Gestalt und Verschleierung. Die Zeit des Schreckens, des physischen Zwangs war jezt nicht, sanft trat sie auf; nicht offen, sondern unsichtbar.

In dieses Weben und Wirken hinein waren manche warnende Stimmen erklungen, mancher Finger wies darauf hin, wie diese Macht schon den Fuß ansezte, um auf die Schultern des listig umnezten Königthums sich zu schwingen, und so zur Herrschaft in der Welt zu gelangen. Die Fingerzeige wurden nicht beachtet, die Stimmen verklangen unter den vielen und lauteren Stimmen, welche im Sold und Dienst dieser Macht selbst sprachen und schrieben. Hatten

*) Fallmerayer, in der Vorrede zu seinen Fragmenten aus dem Orient.

die Konstitutionellen zuvor nicht darauf geachtet, so war es natürlich, daß sie unter der Bewegung von 1848 noch weniger sie beachteten. Und diese Macht, die man stets mehr fühlte als sah, sorgte dafür, daß die Partei, deren sie sich bemächtigen wollte, vorerst ihre Nähe nicht fühlte.

Robert Blum und seine Freunde im Fünfzigerausschuß hatten den leztern zur obersten Behörde von ganz Deutschland machen wollen, zu einer Art Wohlfahrtsausschuß. Sie hatten, durch das Thun der Fürsten nicht getäuscht über deren innerste Gedanken, den Augenblick, in welchem die deutschen Völker mächtig aufgeregt waren, unmittelbar zur Neugestaltung Deutschlands benüzen, und an die Stelle der bisherigen Gewalten eine neue revolutionäre Gewalt sezen wollen, so lange noch die Regierungen vor dem Geist, der vom Volke ausging, und vor der Macht des Fünfzigerausschusses das Haupt beugten.

Aber der Gedanke und die Energie Robert Blums und seiner Freunde waren gescheitert an dem Vertrauen der Einen, die nicht scharf genug sahen, an den Intriguen der Andern, die in reaktionärer Absicht sie hintertrieben, und die Mehrheit für sich gewannen.

Die kirchliche Partei, in Deutschland bisher stets die Gegnerin und Nebenbuhlerin der Revolution, ging vor allem darauf, die Gewalt der Fürsten wieder fest zu stellen, da das Königthum vorerst ihren Interessen zuträglicher erschien. Die Konstitutionellen wollten das Königthum wenigstens vor zu großer Abschwächung durch die Revolution bewahren, und der Republik den Boden abschneiden. Und doch war es im Interesse der Konstitutionellen, und ihnen unentbehrlich, die Fürsten zu beschränken, zu beaufsichtigen, zu bewachen. Dieser Widerspruch der Konservativ-Liberalen, welche die fürstliche Gewalt konserviren, aber auch wieder beeinträchtigen wollten, erzeugte eine Halbheit, die sie sofort kraftlos und zum Werkzeug derer machte, die dem Absolutismus dienten. Die absolutistische, kirchlich-militärische Partei, verband sich mit den Konstitutionellen, um die Staatsgewalt und die Ordnung vor der Revolution zu retten, und die Konstitutionellen reichten den Absolutisten die Waffen, ihren beiderseitigen Gegner, die Bewegungsmänner, zu überwältigen, dann mit denselben Waffen ihre Verbündeten, die Konstitutionellen, zu beseitigen, und ihnen die Errungenschaften des März wieder abzunehmen.

Als die entſchiedenen Männer des Volkes in der Paulskirche vorwärts gehen wollten, als ſie verlangten, die Nationalverſammlung müſſe ſich an die Spize der Revolution ſtellen, die vollziehende Gewalt an ſich nehmen, den alten Bau der deutſchen Verhältniſſe abbrechen und wegräumen, und auf den geſäuberten Boden Deutſchland neu aufbauen; als ſie ſagten, der Bundesſtaat, in welchen ja die Konſtitutionellen den bisherigen Staatenbund umgeſtalten wollen, ſei auf anderem Wege gar nicht auszuführen: da hieß es, das ſei revolutionär. Man wies von vielen Seiten ſelbſt den Namen der Revolution entrüſtet als etwas ab, mit dem man ſich nicht beflecken möge. Bildung und Vaterland wollen wir nicht an Abſtraktionen ſezen, ſagten die Einen; die ganze Civiliſation ſtünde auf dem Spiel. — Durch Revolution fallen wir den Franzoſen in die Hände, die Fremdherrſchaft kommt über das freie Deutſchland, die Einmiſchung des Auslands und eine militäriſche Beſezung, ſei es von Frankreich oder Rußland her, iſt gewiß, bangten Andere. — Revolutionäres Fortgehen, ſagten Dritte, zerbröckelt Alles bis zu gänzlicher Auflöſung, Anarchie iſt die Folge, Deſpotismus der Maſſe, und zulezt das Schreckensſyſtem, die Tyrannei Weniger oder Eines. — Die Revolution würde die Korruption, die ſchon im Volk iſt, vollenden, es iſt zu wenig Gemeinſinn und Patriotismus und Mäßigung im Volk, als daß das Fortgehen auf revolutionärer Bahn, die volle Freiheit nicht gefährlichſt wirken müßten, ſprachen die Männer der Scheintugend, des ſittlichen Eifers. — Die Linke hätte Recht, ſagten die Klugen, die der Reaktion ſich verkauft hatten, hätten wir nur die Mittel zu einer Revolution, aber wir haben das Zeug nicht dazu. Das deutſche Volk iſt nicht reif, noch nicht politiſch tüchtig genug, vielleicht nicht fähig, vielleicht ohne Anlage dazu; „zu wetterwendiſch, zu unkräftig; die lezte Vergangenheit zeigts, es hat ſeine Schuldigkeit nicht gethan, die Führer damals im Stich gelaſſen". Wir haben die Nation nicht hinter uns, mit der wir den Großmächten des Auslands widerſtehen könnten, ſagten auch Einige. Wir haben keine Führer, keine Revolutionstalente, weder ſtaatsmänniſche noch militäriſche. Die ſo ſprachen, denen war es Ernſt; ſie gehörten zu denen, welche im Staatsleben wie auf dem Gebiet der Wiſſenſchaft gegen jede neue Idee oder Einrichtung, gegen jede geniale und kühne That ſprechen, die gegen die Möglichkeit der Eiſenbahnen und der Dampfkraft,

gegen die Schwurgerichte und die Preßfreiheit, so lange sie nicht da waren, als etwas Gewagtes, höchst Gefährliches, Grundverderbliches redeten, als Etwas, das platterdings nicht gehe.

Und als die entschiedenen Volksfreunde, fest und klar, wieder dagegen sprachen: Wenn ihr nicht Alles nehmet, so habt ihr in Kürze wieder verloren, was ihr habt; wenn ihr nicht vorwärts geht, so seid ihr bald weiter zurück geworfen, als vor dem März; da rief man ihnen entgegen: Um die Gräuel einer blutigen Revolution wollen wir die Einheit und Freiheit nicht, auch wenn ihr Gewinn wahrscheinlich wäre. — Ja, sagte Jürgens und seine Genossen, man kann in Deutschland derzeit keine Revolution mit gutem oder nur erträglichem Erfolg machen, und also muß man um so mehr sich enthalten eine zu machen oder eine angefangene fortzusezen, sondern man muß Kraft und Willen auf das Ziel richten, zu solchen Aenderungen der politischen Ordnung zu gelangen, welche auf den Wegen des Rechts und des Gesetzes ohne heftige Erschütterungen zu erreichen sind. Das ABC des freien Bürgerthums ist, das Gesez zu achten, so lang es besteht. Man muß von unten her, im Zusammenwirken mit den Regierungen, Schritt vor Schritt vertragsmäßig vorgehen, und, so vollständig es möglich sein mag, den Staatenbund dem Bundesstaat annähern*).

Daß auf dem Weg, auf welchem die entschiedenen Männer vorgehen wollten, allein der Sieg der Sache möglich war, das sahen die ehrlichen Gegner ein, als es zu spät war, zwei Jahre nachher. Daß mehr Gelehrsamkeit, mehr in Kanzleien erworbene Geschäftskenntniß in der Paulskirche saß, als einfacher Verstand, der klar sah und richtig rasch handelte, das war ein Unglück. Wahr ist es, die Männer der Linken hatten größtentheils das Gegentheil von Machiavelli an sich: dieser erwog die Mittel tiefer, als die

*) Nicht schon damals, nachher erst, im Jahr 1850 nannte er die Revolution in Frankreich eine „Dummheit“, die Bewegung in Deutschland „eine Thorheit und Sünde“, — „Etwas, dessen die Deutschen sich zu schämen haben“ — „eine theils lächerliche, theils schlechte und ruchlose, den Parisern nachgespielte Revolutionskomödie“. Bis jezt hat er sich, troz dem und troz seinem Loblied auf den alten Bundestag, weder in Braunschweig, noch in Wien, noch bei Hassenpflug möglich gemacht.

Zwecke; sie betrachteten die Zwecke, ihre Ideale, mit einer solchen Wärme, daß sie die Mittel oft nicht nüchtern genug berechneten. Aber Feind und Freund, alle Lager, waren im Mai darin einig, daß die Nationalversammlung die einzige Macht in Deutschland war, daß die Regierungen rathlos waren, die Reaktion damals noch nicht zusammen geschlossen, ihre Mittel noch nicht in Bereitschaft. Wenn in der Paulskirche, nicht die Gesammtheit, nur die Mehrheit, für die That sich zu entscheiden, weise und groß genug war, so bewegte sie die Völker, die zurückgebliebenen wie die politisch weiter gebildeten, in allen deutschen Landen; sie hatte während der Maitage in ihren Beschlüssen, wenn sie national, der allgemeinen Stimmung entsprechend waren, noch ein allmächtiges „Werde!", das ohne Widerstand ändern und verwandeln konnte. Nicht die Nation fehlte dem Parlament; ein Parlament mit einer thatkräftigen Mehrheit fehlte der Nation. Die Macht der Versammlung wäre gewachsen im Fluge, durch den Gebrauch, und sie mußte wachsen auf Kosten der Fürstenmacht, oder diese wuchs wieder auf Kosten der andern.

Zwar war die Mehrheit für die zulezt angeführten Ansichten nicht zu gewinnen. Statt der Diplomatie den Zauber und die Kraft der vollendeten Thatsache (des fait accompli) abzulernen und durch eine rasche große That der durch das Nationalvertrauen ihr inwohnenden Macht bewußt zu werden, schwankte die Nationalversammlung und stritt sich in ihrer Mehrheit unter sich selbst über ihre Machtbefugniß.

Die Nationalversammlung fußte nicht bloß auf der öffentlichen Meinung und der Bewegung der Zeit, sondern auf dem Recht.

Der Bundesbeschluß vom 30. März, nach welchem die Nationalvertretung das Verfassungswerk zwischen Volk und Regierungen zu Stande zu bringen berufen wurde, war der erste Theil ihrer gesezlichen Berechtigung.

Schon dem Vorparlament hatte dieses ihr Recht in solcher Beschränkung nicht genügt. Es war dort die Ansicht durchgedrungen, daß einzig und allein der Nationalversammlung die Beschlußnahme über die Verfassung Deutschlands zu überlassen sey, und durch den Bundesbeschluß vom 7. April, wurde ihr dieses Recht ohne weiteres eingeräumt. Der Fürstenrath gestand der zu wählenden National-

vertretung den Charakter einer konstituirenden (verfassunggebenden, nicht bloß verfassungberathenden) Versammlung zu.

Auf diese Beschlüsse hin, in diesem Sinn und Recht, wurde in allen Fürstenstaaten Deutschlands von den Regierungen die Wahl ausgeschrieben, so wurde sie vom Volk aufgefaßt, so gewählt.

Es lag ohnedieß auf der Hand, daß mit achtunddreißig Regierungen, fürstlichen und freistädtlichen, eine Verfassung, wie sie Deutschland noth that, vereinbaren zu wollen oder zu müssen, so viel war als Nichts, ein Täuschen und ein sich Täuschenlassen; und daß nur die endgültige Feststellung des Verfassungswerkes einzig und allein durch die Nationalversammlung — zum Ziele führen konnte. Eben so war klar, daß die Nationalversammlung, um die endgültig beschlossene Verfassung durchführen zu können, jezt schon, zu rechter Zeit, vor allem darauf bedacht sein mußte, die Gewalt in die Hände zu bekommen, die militärische und die finanzielle Macht, ihren Beschlüssen Anerkennung und Geltung in den einzelnen Staaten zu verschaffen. Darüber, daß die Fürsten der Nationalversammlung das Recht zur Feststellung der Verfassung eingeräumt hatten, übersahen die Konstitutionellen, daß die Fürsten die Gewalt für sich zurückbehalten hatten; die Einen aus Vertrauen zu den Fürsten; die Andern aus Ueberschäzung der moralischen Macht der Nationalversammlung überhaupt; wieder Andere, weil sie nur auf die augenblickliche Unmacht der Fürsten und nicht weiter sahen.

Die Linke der Paulskirche, im Anfang, in der Mitte, am Ende verdächtigt und geschmäht, von Wohlmeinenden selbst mit Mißtrauen behandelt, ist durch den Erfolg gerechtfertigt. Alle ihre Hauptanträge sind durch die nachfolgenden Thatsachen als das erwiesen worden, was nothwendig war, wenn man den Zweck erreichen wollte. Die Führer der äußersten Rechten täuschten sich nie darüber und arbeiteten darum mit allen Kräften dagegen. Die Andern, die Vertrauenden, schämen sich jezt, und mühen sich vergebens ab, vor sich selbst und der Welt noch länger abläugnen zu wollen, daß die Linke mit ihrem Verhalten und ihren Anträgen den Fürsten gegenüber auf dem allein richtigen Wege war.

Die Thatsache, daß das Volk im Mai noch im Siege, das Fürstenthum gebeugt war, lag jedem vor Augen. Die öffentliche Meinung erwartete ein Parlament der Thaten, nicht der Worte;

sie verlangte laut von seinen Vertretern ein rasches, energisches Handeln. In den Augen alles Volkes trat die Revolution, wenn die deutsche Nationalversammlung sie in die Hand nahm, in Gesezesform, in der Kraft des Rechtes auf. Ja der größere Theil des Volkes hatte bei der Wahl keine andere Ansicht, wenigstens im südwestlichen Deutschland, auch in Schlesien, selbst in Westpreußen, in Sachsen ohnedieß, als gerade die, daß damit dem Gewählten vom Volk das Amt anvertraut werde, in seinem Namen und ihm zum Frommen die Märzrevolution zu verwalten und Deutschland eins, frei und groß zu machen.

Aber Viele, die das wußten und einsahen, waren zu furchtsam, als sie in dieses Amt getreten waren, so tapfer und unerschrocken sie thaten in den Stunden und Tagen, da sie sich um dieses Amt bewarben und mancher einen ächten Mann des Volkes verdrängte.

Eine kleinere Zahl, von der Linken noch immer weit ab genug, hatte Verstand und Charakter genug, einzusehen, daß sie die Sache des Volkes und des Vaterlandes einzelnen formellen Bedenken in so entscheidendem Augenblick nicht opfern dürfen, da sie den doppelten Rechtsboden unter sich hatten, den Boden des Rechts, das die Revolution mit edlem Blut versiegelt hatte, und zugleich den Boden des gesezlichen Rechtes. Aber sie machten halbe Maßregeln und große Worte, nach deutscher Art rücksichtsvoll, und gerecht nach allen Seiten hin, nur nicht nach der Seite, wo sie es zuerst hätten sein sollen.

Zu diesen gehörte auch Heinrich von Gagern. Wahrlich, rief eine Stimme von Außen gleich zwischen die ersten Sizungen hinein: „alle Feigheit, falsche Schonung, Reaktion der Höfe, Anarchie des Pöbels würden nicht sein, wenn der Mehrheit, den Konstitutionellen, nicht das wahre Prinzip fehlte, das die Bewegung erzeugt hat, und ohne das die Bewegung nicht geordnet werden kann. Der neuen Bewegung gegenüber ist der Konstitutionalismus kein Prinzip, sondern nur eine todte Form, die nie mehr ein Leben erzeugen kann“ *).

Aber die Mehrheit hörte auf Geisterstimmen nicht.

Als Heinrich von Gagern, was so begeistert von vier Fünfteln der Versammlung aufgenommen wurde, in seiner Antrittsrede die S o u v e r ä n i t ä t der N a t i o n verkündete, hatte er gleich der kleinen

*) Die Konstitutionellen und die Anarchisten, von einem Farblosen S. 4—5.

Zahl der Vereinbarer und der Reaktionäre, die es von Haus aus waren, die Einräumung gemacht, daß, „die Mitwirkung zur Neugestaltung Deutschlands auch den Staatenregierungen zu erwirken, mit in dem Beruf der Versammlung liege". Der erste Akt des Präsidenten der deutschen Nationalversammlung war eine Halbheit nicht nur, sondern ein praktischer Widerspruch. Noch wagte Gagern nicht einen andern Gedanken, als daß die Vertreter der Nationalsouveränität, die Abgeordneten der deutschen Völker, ausschließlich kompetent seyen. Die wahrhaft Konstitutionellen, die nicht bloß die konstitutionelle Maske vorgenommen hatten, waren alle in diesen Tagen von der Selbstständigkeit der Nationalversammlung durchdrungen, und der Versuch des Präsidenten, die Mitwirkung der Staatenregierungen und damit das reaktionäre Element herbei zu ziehen, obwohl er nur davon beiläufig ein Wörtchen fallen ließ, wurde selbst von den Konstitutionellen stumm und mißliebig aufgenommen. Derselbe Sinn auf dieser Seite zeigte sich, als Raveaux von Köln schon in der Sizung vom 19 Mai den Antrag stellte, daß den Abgeordneten aus Preußen in der deutschen Nationalversammlung, welche zugleich für den konstituirenden Berliner Reichstag gewählt seyen, frei stehen solle, beide Wahlen anzunehmen.

In Berlin war nämlich, zu Anfang des April schon, ein neues Ministerium gebildet worden, das Ministerium Kamphausen. Kamphausen, der Präsident der Kölner Handelskammer, war mit dem Grafen Schwerin, Patow, dem bekannten Vermittler zwischen Schuz- und Freihandels-System, und nur mit einem Ueberrest der vorigen Verwaltung, mit von Kaniz, zusammen getreten; der leztere aber hatte nicht mehr das Auswärtige, sondern den Krieg. Das neue Ministerium trat volksthümlich auf. Manche Beschränkungen, namentlich auch die, unter denen seit 1830 das Gerichtsverfahren bei politischen Prozessen in der Rheinprovinz gelitten hatte, wurden aufgehoben; der König von Preußen empfing den Gesandten der französischen Republick; Preußen anerkannte endlich die spanische Verfassung; es sprach und that freisinnig, und die Wahlen für den preußischen Reichstag nach der indirekten Wahlart, wurden eifrig betrieben. Nicht mehr von vereinigtem Landtag, sondern von preußischem Reichstag, von preußischer Nationalversammlung, im Gegensaz zur deutschen Nationalversammlung, sprach das absonderliche Preußenthum. Der

preußische Stolz gefiel sich darin, und weit erregter, als für das Frankfurter Parlament, wählte, was ein guter Preuße war, zumal der Berliner, für das Berliner Parlament. Selbst kleinere Unruhen, wie zu Stettin, in Ostpreußen auf dem Lande, in Trier und anderswo, würzten dem Volk diese Handlung. In Berlin wurden nicht nur in den großen Räumen, die für die Gesellschaftlichkeit dienten, sondern in Kirchen und Ballsälen, in Theatern und Kunstreiterbuden die lebhaftesten Wahlversammlungen abgehalten; und auf den 22 Mai ward durch königliches Patent die Versammlung nach Berlin einberufen, „zur Vereinbarung der preußischen Staatsverfassung".

Dadurch war Raveaux's Antrag in Frankfurt veranlaßt. Es gibt keine preußische Nation neben der deutschen Nation, sagte der Eine. Welche Lächerlichkeit, preußische Nationalversammlung sich in diesem Augenblick zu taufen! sagte der Andere. Eine Intrigue der Reaktion ist es, sprach Robert Blum.

Die Berathung führte weiter, als Anfangs beabsichtigt worden war, zum Aussprechen eines Prinzips. Die Männer der Rechten wollten diesem geschickt ausweichen. In ihrem Namen beantragten die Herren von Vincke, von Sommaruga, Neuwall und Simson den Uebergang zur Tagesordnung, „in dem begründeten Vertrauen, wie sie sagten, daß sämmtliche Staaten Deutschlands alle Punkte ihrer besonderen Verfassungen, die nach Vollendung des allgemeinen deutschen Verfassungswerks mit demselben im Widerspruch stehen, abändern, und daß dieselben Abänderungen auch in den während der Dauer der Nationalversammlung zu Stande kommenden neuen Verfassungen einzelner deutscher Staaten vorgenommen werden." Die Versammlung in überraschender Mehrheit verwarf diese Ansicht und diesen Antrag. Sie hatte das Gefühl, daß sie sonst in der Meinung des Volkes moralisch todt sein würde; die Redner der Linken hatten ihr dieses Gefühl genug geschärft. Die Linke beantragte: „die konstituirende Nationalversammlung als das aus den Wahlen des deutschen Volks hervorgegangene einzige Organ des Gesammtwillens der deutschen Nation zur Begründung der Einheit und Freiheit Deutschlands, so wie zur Errichtung einer auf diese gebauten Verfassung, beschließt: 1) die Beschlußnahme über die Verfassung Deutschlands ist einzig und allein ihr, der konstituirenden deutschen Nationalversammlung, überlassen; 2) die Verfassungen

und Geseze der einzelnen deutschen Staaten und die Verträge zwischen ihnen, so wie die Beschlüsse gesezgebender Volksvertretungen in ihnen sind nur in so weit gültig, als sie mit dieser, einzig und allein von der konstituirenden Nationalversammlung zu errichtenden Verfassung Deutschlands übereinstimmen; 3) die zu Mitgliedern der konstituirenden Nationalversammlung Gewählten können von der Verpflichtung, an den Verhandlungen derselben persönlich Theil zu nehmen, nur durch sie, die konstituirende Nationalversammlung selbst, entbunden werden."

Zu dieser Entschiedenheit konnte sich die Mehrheit nicht erheben; die reaktionären Elemente hatten sich schon zu tief in sie eingebissen, und sogen ihr die Kraft aus. Die Reaktionäre, als sie sahen, daß das Ausweichen nicht durchgehe, und ein Schein von Selbstständigkeit nöthig sey, begriffen schnell ihre Rolle. Die Mitglieder der kirchlichen Partei, Kompeß, Knoodt, Adams, Deiters, Sepp, Reichensperger, Clemens, Bürgers, denen Jürgens, Wernher von Nierstein, Duncker, Heym, Jaup und Stedmann sich anschlossen, stellten den Antrag: „die deutsche Nationalversammlung, als das aus dem Willen und den Wahlen der deutschen Nation hervorgegangene Organ zur Begründung der Einheit und politischen Freiheit, erklärt, daß alle Bestimmungen einzelner deutscher Verfassungen, welche mit dem von ihr zu gründenden allgemeinen Verfassungswerke nicht übereinstimmen, nur nach Maßgabe des leztern als gültig zu betrachten sind, ihrer bis dahin bestandenen Wirksamkeit unbeschadet." Die Linke sah, daß sie für ihren Antrag keine Mehrheit erlangen würde, sie ließ ihn fallen, und schloß sich diesem an, um, wenn auch in milder Form, das Prinzip der Volkssouveränität noch zu retten und die Ehre der Versammlung. Mit einer an Stimmeneinheit gränzenden Mehrheit wurde der Antrag am 27. Mai angenommen. Die Linke hoffte, von diesem Boden aus die Andern zu größerer Kraftentwicklung fort zu ziehen. Aber nur zag gingen Einzelne daran, dafür zu stimmen. Von Beckerath sagte noch unmittelbar vor der Abstimmung, er und seine Freunde meinen, daß darum eine Verständigung mit den Regierungen keineswegs ausgeschlossen seyn solle.

Die zu äußerst saßen, wußten, daß dieser augenblickliche Triumph des Prinzips nichts war, als ein Aufleuchten eines Kunstfeuers.

Am 23. Mai hatte Ziz, Anwalt, Abgeordneter und Befehlshaber

der Bürgerwehr von Mainz den Zusammenstoß geschildert, der in dieser Bundesfestung zwischen Mainzer Bürgern und einem Theil der preußischen Besazung stattgefunden hatte.

Die Preußen waren längst verhaßt wie im ganzen Süden Deutschlands so besonders in Mainz. Die Brutalität Einzelner ließ die öffentliche Stimmung die Meisten entgelten. Einzelne hatten die Bürgerschaft schwer gereizt. Es war Blut geflossen auf beiden Seiten, und die preußischen Soldaten hatten den Bürgern fliehend nach ihren Kasernen den Rücken gezeigt, fünfundzwanzig preußische Soldaten waren verwundet, vier getödtet, davon einer nur durch einen Schuß von vorn in's Herz, die andern drei auf der Flucht von hinten durch den Rücken mit Bajonnet- und Messerstichen. Von den Bürgern waren nur drei schwer, zwei leicht verwundet.

Wer im Parlament klar genug sah, um, vornherein zu wissen, daß die Frage um die Souveränität der Nation und ihrer Vertretung keine theoretische, sondern eine Machtfrage war, und daß das Parlament mit allen seinen Beschlüssen ein kraftloser Schatten war, wenn es alle Mittel der Macht in der Hand der Fürsten ließ: der war der Ansicht, daß dieser Augenblick benüzt werden müsse. Der sagte: alle Regierungen umher sind unmächtig, ihr Ansehen ist dahin, für Deutschland ist eine höhere Behörde, die der allgemeinen Achtung sich erfreut, ein schreiendes Bedürfniß; zu dieser Behörde eignet sich einzig und allein das deutsche Parlament; das Parlament muß diesen Anlaß benüzen, die Zügel der Regierung an sich zu nehmen.

Ziß von Mainz rief von der Rednerbühne der Versammlung zu, sie, als die oberste Autorität im Reiche, müsse die Executive an sich nehmen, zum schleunigen Schuz einer der wichtigsten Städte des Reiches. Er beantragte: „Die konstituirende Nationalversammlung möge beschließen, erstens, daß sofort alle und jede vom 21. Mai an getroffenen Ausnahmsmaßregeln des Festungsgouvernements zu Mainz zurückgenommen und das gegenseitige Verhältniß zwischen dem Festungsgouvernement und der Stadtgemeinde wieder hergestellt, wie es vor jenem Tage bestanden; zweitens, daß den Soldaten und Unteroffizieren der Besazung von Mainz das Tragen von Waffen außer Dienst gänzlich untersagt seyn solle; drittens, daß die dermalige königlich preußische Besazung der Bundesfestung Mainz sofort und bis zu ihrer Ablösung durch andere Regimenter außerhalb der Stadt

campirt werde; und daß, viertens, das Parlament die Berathung und Beschließung dieser Maßregel, als höchst dringlicher Natur ohne Verweisung an die Abtheilung sogleich vornehme.

Das hieße, sich zum Convent machen, meinte man im Centrum, zürnte man auf der Rechten. Zitz hatte aber mit so lebhaften Farben, so im Einzelnen, die Lage der Mainzer, das Benehmen der dortigen Preußen geschildert, daß es selbst auf dieser Seite nicht an solchen fehlte, welche sagten: der Fall ist dringend, es gilt zu helfen und zu retten, sollen wir unthätig sitzen? Mainz kann darüber verloren gehen?

Der Gouverneur hatte in der That gedroht, die Stadt in Brand zu schießen, und die Drohung war formell und materiell gleich unverantwortlich. Kugeln waren auf der Citadelle von Mainz in Wahrheit glühend gemacht worden, um die älteste Stadt des Reichs zu beschießen, wenn die Waffen von den Bürgern nicht auf die Citadelle abgeliefert würden. Noch Nachts 10 Uhr, am 21. Mai, hatte der Gouverneur die Stadt in Belagerungszustand erklärt. Wären, so drohte das Gouvernement am 23. Mai, bis 10 Uhr Abends nicht alle Waffen, sogar alle Privatwaffen, sie mögen Namen haben, welche sie wollen, abgeliefert, so würde um Mitternacht die Beschießung beginnen.

Bassermann beantragte, die Nationalversammlung solle über den Antrag des Abgeordneten Zitz einfach zur Tagesordnung übergehen, in Sachen einer edeln Stadt des Reichs, für welche die glühenden Kugeln seit Stunden bereitet wurden; sagte man doch, die Kanonen seien schon von den Preußen auf das Zitzische Haus, massiv von Stein, eines der höchsten in der Stadt, gerichtet. Bassermanns Freunde, theils aus Schaam, theils aus Verdruß, daß er so taktlos frühe sich verrieth, bestimmten ihn, seinen Antrag sofort zurück zu nehmen.

Die Aufregung draußen in der Stadt Frankfurt wie in der Paulskirche auf den Bänken der Abgeordneten, auf den Gallerien der Zuhörer, war groß, und wuchs, als Schlöffel mittheilte, daß von preußischen Soldaten heute abermals in Mainz auf wehrlose Menschen geschossen worden. Die Versammlung beschloß auf Vogts Antrag, eine Abordnung aus ihrer Mitte nach Mainz zu senden, um über den wahren Thatbestand Erkundigungen einzuziehen, und

des andern Tages Bericht zu erstatten; der Abordnung wurde die Vollmacht ertheilt, Zeugen in Mainz zu vernehmen. Mit dem ersten Bahnzug fuhren die Abgeordneten Hergenhahn, Robert Blum, von Meyern, von Möring und von Lindenau, nach Mainz hinüber, mit einer Legitimation, von der Nationalversammlung ausgestellt. Sie fanden alle Thore der Bundesfestung gesperrt. Vor den Abgeordneten der deutschen Nation öffneten sie sich. Der österreichische Gouverneur, der krank lag und für den, dem Reglement gemäß, der preußische Befehlshaber in diesen Tagen die Leitung übernommen hatte, empfing die Gesandten der deutschen Nationalversammlung mit all der Hochachtung, welche dieselben nur erwarten konnten. Der österreichische Gouverneur hatte Alles gethan, um neue Ausbrüche von Seiten der preußischen Besazung zu verhüten.

Die rückgekehrten Abgeordneten erstatteten Bericht. Es war nur einer von der Linken dabei gewesen, vier von der andern Seite des Hauses, und noch andere hatten sich ihnen angeschlossen. Und doch konnte selbst dieser Bericht nicht läugnen, daß durch viele Anlässe, welche aus der Mitte der preußischen Besazung gegeben worden, die Gereiztheit, die Erbitterung der Bürger begründet war. Doch widersprachen sie einzelnen Auffassungen, wie sie Ziß in der Begeisterung für seine Vaterstadt vor die Nationalversammlung gebracht hatte. Selbst sie beantragten, im Namen der Mehrheit des Ausschusses, bei der Bundesversammlung einen theilweisen Wechsel der Besazung von Mainz zu veranlassen; ein großherzoglich hessisches Bataillon baldmöglichst nach Mainz zu legen, und die aufgelöste Bürgerwehr zu Mainz, so bald ein Bürgerwehrgesez mit den Ständen des Großherzogthums Hessen vereinbart sey, auf Grund desselben zu reorganisiren, jedoch unter Beobachtung der durch das Festungsreglement vorgeschriebenen Formen. Sie selbst sahen ein, daß die Bevölkerung von Mainz nicht schuz- und wehrlos einer racheschnaubenden Besazung preisgegeben bleiben durfte.

Ziß bestand auf seinem Antrag und begründete ihn. Aber es war Zeit genug indessen darüber hingegangen, um den Erfolg der Geschäftigkeit derer zu sichern, die aus besonderen Interessen der Einheit wie der Freiheit Deutschlands entgegen waren.

Es war verhängnißvoll, daß diese Mainzer Sache in die ersten Tage der Versammlung fiel, in Tage, da sich selbst die Gleichgesinnten

zu einem großen Theil persönlich noch nicht kannten, und die Absicht und Kunst der Verdächtigung weithin empfänglichen Boden fand. Da waren Männer hergekommen, in der Wissenschaft gediegen, auf dem Boden des Praktischen, des politischen Lebens, neu und nicht zu Hause; wohlmeinend und ihrer eigenen Ueberzeugung nach freiest gesinnt und strebend, aber unerfahren in dem, was zur Taktik und Strategie des Volksführers wie des Heerführers gehört; ja, gemäß der begründeten Selbstschäzung, gemäß ihrer Berühmtheit und der Eitelkeit auf ihre Verdienste in ihren bisherigen Wirkungskreisen, leicht verlezt durch die Männer, welche durch Naturgaben, durch Erfahrung und durch das Vertrauen der Mehrheit der Volksfreunde berufen waren, vorzugehen, und welche vorgingen, weil sie den Beruf dazu in sich fühlten.

Und solche edle Geister selbst waren es, deren Auge in den ersten Tagen von den Geschäftigen der andern Seite so getrübt werden konnte, daß sie in den Führern der Volkssache „unheimlich unreine Elemente" sahen, selbst in Robert Blum nur einen „klug wühlenden Ehrgeizigen." Aus ihrem bisherigen stillen und regen Kreise der Wissenschaft vom Umschwung der Zeit plözlich in das große politische Leben und seine Strömung mitten hineingerissen, konnten sie keinen Maßstab haben für Robert Blum's mächtige Gestalt, und der gewaltige Charakter dieses Volkmanns, der die ordnungslos und planlos auseinanderliegenden volksthümlichen Kräfte der Nationalversammlung sogleich mit eiserner Hand zusammen zu fassen, zu beherrschen und zu einem zweckgemäßen Zusammenwirken für die Volkssache zu leiten strebte, mußte ihnen zuerst unheimlich erscheinen, die Nichtpolitiker mußten den Politiker mißverstehen. Noch viel weniger verständlich war ihnen eine feine politische Erscheinung, wie Zitz, in seiner parlamentarischen und volksmännischen Gewandtheit, die nicht wenig von einem Mitglied der französischen Deputirtenkammer an sich hatte.

Die nach Mainz Abgeordneten hatten theils in ihrem Bericht, theils im Privatgespräch einfließen lassen, es habe, wie man ihnen gesagt, gegolten, diese Bundesfestung, den Schlüssel des Reichs, dem Reiche zu erhalten; es sei seit einiger Zeit zu fürchten gewesen, daß eine revolutionäre, republikanische Partei sich der Festung bemächtigen wolle; man vermuthe einen Zusammenhang der Führer

dieser Partei mit den Pariser Republikanern, wie in der ersten französischen Revolution; es sei „der turbulente Sinn der Mainzer“, der die Zwietracht hervorgerufen; und die Maßregeln des Festungsgouvernements können wenigstens formell gerechtfertigt werden.

„Wie?“ rief Ziß von der Rednerbühne, „wenn man zu verstehen gibt, es sei der turbulente Sinn der Mainzer, der den Zusammenstoß hervorgerufen, warum sind dieselben nicht ein einziges Mal mit den Oesterreichern in Conflict gerathen? Warum besteht zwischen diesen und ihnen eine brüderliche Uebereinstimmung? Alle Vorwürfe und Verdächtigungen des Festungsgouvernements — sie sind Nichts als Ausflüchte, um die von ihm beschlossenen furchtbaren Maßregeln zu beschönigen. Die Geschichte wird aber diese Maßregeln brandmarken als eine Verlezung der Civilisation, als einen offenen Bruch des Völkerrechts.“

Die Linke rauschte, die Gallerien, zum Ersticken gefüllt, donnerten dem Redner Beifall; dagegen flammte der preußische Militärgeist im Saal auf; der wollte die preußische Soldatenehre beleidigt finden. Der Präsident hatte Mühe, die Ordnung herzustellen.

„Man hat die Kugeln glühend gemacht“, fuhr Ziß fort, „um Mainz zusammen zu schießen. Und solche angedrohte Maßregeln sollen formell gerechtfertigt werden können? Sie sind berufen, Ihren deutschen Brüdern Schuz gegen Tod und Vernichtung zu gewähren — Ihre Befugniß dazu ist erklärt worden aus dem Munde Ihres Vorsizenden — Sie haben das Recht, Deutschland zu konstituiren, überall ordnend in den allgemeinen Staats- und Verfassungsverhältnissen Deutschlands einzuschreiten.“

Der Präsident, Heinrich von Gagern, betroffen durch diese praktische weitreichende Auslegung und Anwendung seiner aufgestellten Theorie von Nationalsouveränität und konstituirender Versammlung, sprach gegen Ziß; der Präsident that das, was er fortan oft that; er erlaubte sich von Zeit zu Zeit, bald vornherein, bald mitten im Laufe der Berathung, wie die Seinigen es ausdrückten, „einen leisen Einfluß zu üben“, um einem Gegenantrag gegen einen Antrag der Linken durchzuhelfen.

Daß Ziß die Berathung auf das Feld des süddeutschen Preußenhasses hinüber spielte, und die Oesterreicher auf Kosten der Preußen lobte, das führte nicht nur das specifische Preußenthum in Uniform

und Degen, sondern auch die ganze preußische Bureaukratie in den Kampf, ja die Reaktionäre bekamen dadurch Bundesgenossen an vielen sogenannten Gemäßigten. Da hieß es, durch die Annahme des Antrags von Ziz, der die Preußen von der Besazung in der Bundesfestung ausschließen will, würde sogleich ein Riß in die deutsche Einheit gemacht. Um das Prinzip der deutschen Einigkeit nicht zu gefährden, müssen wir selbst den Ausschußbericht ablehnen.

Diese Stimmung benüzte einer der schlausten Führer der Reaktion gleich: von Schmerling, der Oesterreicher, wies das Lob, das Ziz den Oesterreichern auf Kosten der Preußen gegeben, zurück. Den Wechsel der Besazung vorzunehmen werden wir, glaube ich — so schloß er — den Verfügungen der Militärbehörden überlassen können. Unsere Bundesfestung Mainz, bestimmt, auch uns in Frankfurt gegen feindliche Ueberfälle zu beschüzen, muß in voller Vertheidigungsfähigkeit erhalten werden.

Robert Blum folgte ihm auf der Rednerbühne. Im Gefühl der Wichtigkeit der Entscheidung, zu der sich jezt die Versammlung neigte, für die Zukunft der Volkssache, in der Erkenntniß der Gefahren für die Freiheit, die theils schon da, theils im Anzug waren, donnerte und blizte er über die rechte Seite des Hauses hin, hinter dem eiskalten trockenen Schmerling drein, wie ein Gott hinter Mephistopheles. Er zeigte auf die Gefahren hin, aber es saßen zu viele da unten, im Wahn, er male und sehe, absichtlich oder aus Irrthum, Gespenster, die keine Wirklichkeit haben. Die Reaktion und die Preußen hatten die Rohheiten der Soldaten mit Reizungen und Schmähungen rechtfertigen wollen, welche die Mainzer Presse sich gegen sie habe zu Schulden kommen lassen. Ihnen, die immer nur vom Gesez und gesezlichen Wege sprachen, hielt der Redner der Linken jezt das Gesez als Spiegel vor. „Warum hat man nicht die, welche das Gesez übertraten, verurtheilen lassen?“ rief er ihnen mit jener schrecklichen Stimme zu, die ihm in solchen Augenblicken zu Gebot stand. „Ich glaube nicht, daß man mit der Exekution anfängt, damit anfängt, mit glühenden Kugeln eine Stadt des Reiches zu beschießen.“

Wenn Sir Robert — so nannte ihn die Rechte — von seinem Plaz zur Rednerbühne schritt, da ward es still, und wenn des kleinen Mannes großer Kopf mit der breiten mächtigen Stirne über die Rednerbühne hervorragte, lag es über dem Hause, wie des Todes

Schweigen, das dauerte, bis er geendet hatte, nur unterbrochen von dem Beifallssturm seiner Partei und der Zuhörer, und mehr als einmal geleitete ihn der laute Beifall aus der Mitte des Centrums und selbst der Rechten, die unwillkürlich mit hingerissen wurden, an seinen Plaz zurück. So saß auch heute Centrum und Rechte unter dem Gewitter seiner Rede, lautlos, staunend, betroffen, verlegen. Es ließ sich nichts einwenden gegen seine Behauptungen, am wenigsten gegen die, daß kein Grund dazu sey, in dem Wechsel der Besazung eine Beleidigung der preußischen Soldatenehre und eine Gefährdung der deutschen Einheit zu finden, daß es zu jeder Zeit Garnisonskrawalle in andern Garnisonsstädten gegeben, und daß wo die Stimmung der Art sei wie in Mainz, wo die einander gegenüberstehenden Menschen, Soldaten und Bevölkerung, zu so feindseligem Haß gegen einander aufgeregt seien, ein augenblicklicher Garnisonswechsel das einzige naturgemäße Mittel sei, um ferneres Blutvergießen zu verhindern. Er unterließ nicht, darauf hinzuweisen, daß die Entwaffnung der Mainzer Bürgerwehr von Vielen als ein lange vorbedachter Beschluß der Reaktion angesehen werde. Das Haus rauscht ihm zu, als er schließt.

Und hinter ihm eilt der Fürst Felix Lichnowsky auf die Rednerbühne, ein noch junger Mann, von Vorausgängen seines Lebens, die er Ursache hatte vergessen zu machen, ein schöner Mann, mit sehr schönem Kopf und schönem Wuchs, aber in jeder Bewegung Schauspieler, ohne allen sittlichen Adel in dem Ausdruck des Gesichts; mit großen, schönen schwarzen Augen, aber mit seelenlosen Augen; eine Erscheinung, bei der alles auf den Schein berechnet ist. Das Haus kannte ihn schon zuvor als den Eitelsten der Eiteln, als den zum Sprechen allzeit Fertigen, aber auch als den Oberflächlichen, ohne wahre Kenntnisse und Einsicht, ohne praktische Befähigung, ohne Gesinnung, Tiefe und Charakter, als den Mann der geschmackvollen Toilette auf der Rednerbühne, nicht aber immer des geschmackvollen Vortrags. Die Natur hatte ihn mit so reichen äußeren Gaben ausgestattet, daß sie frühe seiner inneren Ausbildung gefährlich und schädlich geworden waren. Und doch, so abgegriffen von Abenteuern und von der Nachrede der Welt sein Wesen war, so hätte es immer noch Liebenswürdiges genug, seine leicht erregbare Jugendlichkeit als Redner viel Anziehendes, in ermatteter Berathung Erfrischendes

gehabt, wenn er immer, was selten geschah, der Bescheidenheit sich beflissen hätte. Dießmal aber, widerlich genug hinter Blums furchtbarem Ernst und Schmerlings Ruhe und diplomatischem Anstand, trat der Abenteurer frech auf: es war der erste Tag für das System der Frechheit in der Paulskirche, dem er, mit wenigen Ausnahmen, fortan fröhnte, sich selbst und dem Vaterland zum Unglück. Er wollte Sturm erregen. Es war nicht nur eine Verdächtigung, rief er, es war eine Aechtung der preußischen Armee, was Herr Zitz sprach. In einem Augenblicke, wo es heißt, daß die Stammesunterschiede verschwinden sollen, wo gesagt wird, daß wir alle ein großes gemeinsames Vaterland vertreten, in diesem Augenblicke werden hier die Söhne meines Vaterlands vor diese Tribüne gezogen und mit den schmählichsten Ausdrücken — in diesem Augenblicke, wo wir der preußischen Armee die Eroberung Schleswigs verdanken, wo wir es der Kraft preußischer Bajonnette verdanken, daß schleswig'sche Deputirte hier sizen.

Er fuhr fort, das Lob des preußischen Heeres aus der Fistel zu singen, forderte die schleswig'schen Deputirten auf, mit ihm Preußen zu loben, sprach dann von den rothen Müzen der Mainzer Jakobiner, und von der Uebergabe der Festung Mainz durch die dasigen Klubbs an die Franzosen im Jahr 1792, und nannte den Tod der in Mainz im Straßenkampf verwundeten Preußen einen Meuchelmord; ein Meuchelmord sei es, wenn ein Dolch in den Rücken gestoßen werde; wie man es in deutscher Sprache anders ausdrücken könne? das frage er.

Die Linke, die Gallerie waren entrüstet, der Ordnungsruf ward verlangt, umsonst. Jede Muskel in dem Gesicht des Präsidenten sprach es aus, wie er diese Lichnowsky'sche Art verdammte und verwünschte, aber der Präsident stüzte sich auf die Rechte, und die Rechte überschüttete mit Bravo's solche Uebertreibung, solche Unredlichkeit, solche Verdächtigung, solche Verdrehung, solchen Unsinn, und zwei Schleswiger, Herr Francke und Herr Michelsen, stiegen auf die Rednerbühne und begannen den obligaten Lobgesang auf das preußische Heer, alle Unbefangenen waren mit Eckel erfüllt über dieses Spiel, zornig halb, halb spöttisch rief von der Linken aus der Abgeordnete Wigard: Die Mainzer Frage, Herr Präsident! und Raveaux führte aus, daß dieser Soldatengeist unverträglich mit der neuern Zeit sei,

und daß die Heereinrichtung des einigen Deutschlands, wenn ein solches zu Stande komme, eine andere werden müsse, als die der preußischen Garde. Die Berathung warf sich wieder auf die eigentliche Frage. Stellen wir uns nicht, meinte Welcker, ich sage es geradezu, auf den Boden der Revolution. Dieser stürzt wohl die Regierungen, und zum Stürzen haben Sie Kraft, aber haben Sie auch Kraft zum Aufbauen? Ja wohl, ja! riefen Stimmen von der Linken. Ich sage: Nein! entgegnete Welcker, und das Centrum klatschte ihm Beifall, Sie können achtunddreißig Regierungen stürzen, aber nicht Eine gründen; denn Sie werden mit gestürzt, und zwar zu allererst. Ich trage auf Tagesordnung an. Und auch von Beckerath sprach: „Wir sollen die deutsche Freiheit gründen; der Weg zur Freiheit aber findet sich nur auf dem Boden einer festen Ordnung. Wollen Sie denn, meine Herren, die Ordnung, welche in Deutschland noch besteht, vollends erschüttern, wollen Sie sie dadurch erschüttern, daß Sie eingreifen in das Verfahren der gesezlichen Behörden, daß Sie die moralische Kraft, die Ihnen geblieben ist, völlig lähmen? Ich stelle den Antrag, daß zur Tagesordnung übergegangen werde."

Welcker hatte die Befugniß der Versammlung bestritten. Heckscher von Hamburg, der in diesen Tagen mit Robert Blum den Vorsiz im Klubb der Linken im deutschen Hof führte, aber schon jezt von allen schärfer Blickenden als einer von denen gerechnet wurde, deren Partei der Erfolg des Parteikampfes ist — Heckscher sprach: „Ich nehme gar keinen Anstand, dem Abgeordneten Welcker in der Kompetenzfrage auf das Allerentschiedenste entgegen zu treten." Er führte mit scharfer Folgerichtigkeit des vielgewandten Rechtskundigen die Befugniß des Parlaments zu energischen Maßnahmen und die Nothwendigkeit davon aus. Und ich, sprach von Wydenbrugk, der Märzminister von Weimar, ich glaube die Versammlung hat nicht das Recht dazu, sei es befehlend, sei es vermittelnd, wie der Abgeordnete Heckscher meint, die exekutive Gewalt in die Hände zu nehmen, so weit es uns in jedem einzelnen Falle beliebt. Sie hat nur das Recht eine Verfassung zu machen. Ich bitte Sie, meine Herren, recht ernst das zu überlegen.

Nauwerk von Berlin sprach zu dem Ehrgefühl, zu dem Verstande von dem Scandal der Drohung, die im Jahre 1848 ein deutsches Gouvernement einer deutschen Stadt gemacht; von der verderblichen

Schule des alten Militärsystems, das die Soldaten zu Bürgerfeinden herabwürdige und demoralisire; von der Nothwendigkeit, die Exekutive in die Hand zu nehmen. Dem Eindruck seiner Worte wich die Rechte und das Centrum durch stürmisches Geschrei nach Abstimmung aus; sie fürchtete so sehr, den Ausgang des Kampfes in Frage zu stellen, wenn dem Abgeordneten Ziz noch zu reden möglich werde, daß sie, als Ziz der Antragsteller an der Rednerbühne erschien, ein grimmiges Getöse erhob, und auf die Frage des Präsidenten, ob dem Antragsteller noch das Wort gegeben werden solle, verneinte es die Mehrheit unter wüstem Gelärm. Was half es, daß die Minderheit mit ihren Namen sich zu Protokoll verwahrte, sowohl gegen dieses Verfahren, als dagegen, daß die Mehrheit beschloß, zur Tagesordnung überzugehen, in der Erwartung, daß die Behörden, was ihnen obliege, in dieser Angelegenheit thun werden — ?

Die beiden Beschlüsse, der vom 26. Mai über die Kompetenz und Exekutive der Nationalversammlung, und der vom 27. Mai über die Souveränität des Volks und seine Vertretung standen so neben und hinter einander, daß der leztere durch den erstern in Wahrheit ohne Kraft wurde, nichts als ein glänzender Schein; die entschiedenen Männer der Volkssache waren sich darüber ganz klar; nicht so ein großer Theil der Linken. Diese jubelten als am 27. Abends halb 9 Uhr die Sizung, die von 10 Uhr Morgens mit nur zwei Stunden Unterbrechung gedauert hatte, in das günstige Resultat auslief, und der lezte Reaktionsversuch, die Abstimmung auf den andern Morgen zu vertagen, verworfen wurde. „Die Scharte von Mainz ist ausgewezt, sagten sie. Erst durch diesen Beschluß ist Deutschland in die Reihe der großen Staaten eingetreten. Wie sind doch alle Redekünste der Herren von Arnim und von Vincke zu Schanden geworden!“

Andere, die es gleichfalls mit Volk und Freiheit redlich meinten, sagten am Abend des 26. Mai: „Nein, was heute, in diesem Prinzipienstreite entschieden worden ist, ist nicht Nichts, wie die Aeußersten sagen, sondern es ist Viel. Die Versammlung hat den Weg, den sie gehen, den Charakter, den sie bewahren will, klar ausgesprochen. Sie hat die Zumuthungen, sich die absolute Souveränität beizulegen, eben so entschieden von sich gewiesen, als sie sich die bestimmte Souveränität im Verfassunggeben beigelegt hat. Unser öffentliches

Amt hat auch mit einer Versuchungsgeschichte begonnen, und wir sind auch bestanden. Der Versucher war die äußerste Linke, ihre Anträge hießen nichts Anderes, als wir sollen gleich vorn herein uns mit revolutionärer Allgewalt bekleiden, mit Preußen Streit anfangen und die Regierungen beseitigen, indirekt die Republik proklamiren, und die Revolution schüren und beschlennigen, statt sie zu leiten und zu mäßigen. Diesen Versuchungen gegenüber, deren Erfolg so zweifelhaft gewesen wäre als ihre Berechtigung, haben wir uns auf unsern Rechtsboden, das Verfassunggeben, zurück gezogen, aber hier uns auch mit aller Entschiedenheit fest gesezt. Ob die Nothwendigkeit und der weitere Drang der Ereignisse noch eine weitere Gewalt als jene in unsere Hände legen wird, das wissen wir nicht; wir würden dann aber um so gerechtfertigter seyn, sie zu ergreifen, je mehr wir gezeigt, daß wir nicht mit muthwilliger Hast und ungeduldiger Gier die Hände darnach ausgestreckt haben. Mäßigung ist mehr ein Beweis von Stärke als von Schwäche, und steigert die Kraft, gegenüber von Volk und Regierung, statt sie zu mindern. Die Nationalversammlung hat gezeigt, daß sie in großen Fragen stark und einig sein kann und sein wird. Es ist so viel Intelligenz und guter Wille hier beisammen, als vielleicht niemals in irgend einer Versammlung.

Die Männer des Centrums sprachen: „Unser Beschluß hat eine dreifache Bedeutung; zuerst ist dadurch das Bewußtsein gestärkt über die Gränzen unserer Machtvollkommenheit — wir sind eine konstituirende, keine regierende Körperschaft. Sodann mit der moralischen Autorität, die uns einwohnte, kamen wir der gebrochenen Autorität der Regierungen zu Hülfe — wir schieden zwischen dem, was uns und was den Regierungen zustand. Endlich, wenn republikanische Tendenzen hinter den Mainzer Vorfällen versteckt gewesen sind, so hat die Majorität der Versammlung diesen jede Sympathie aufgesagt. Unser Votum war indirekt ein Votum gegen die Republik und deren Mittel" *).

Die Führer der Reaktion und die Männer der äußersten Linken, die sich damals noch nicht aus der Linken als ein besonderer Klubb

---

*) Diese Ansicht des Centrums spricht Haym aus Seite 17 seiner Schrift, über die Nationalversammlung.

ausgeschieden hatten, sahen beide tiefer in die Bedeutung des Beschlusses vom 26. Mai. Die erstern sprachen nichts; selbst unter dem rauschenden Beifall, mit welchem die Mehrheit ihren Beschluß begleitete, saßen sie still, sie tranken keinen Champagner, den die Rechte und das Centrum an diesem Abend freudetrunken genoß, die Augen nur der Führer leuchteten glücklich, der Sieg über die Revolution war ihnen jezt gewiß. Sie wußten, wie die Männer der äußersten Linken, daß die Nationalversammlung Alles war oder Nichts, je nachdem sie die Exekutive in die Hand nahm oder aus der Hand ließ, in der Hand der Fürsten. Und jezt sahen sie, daß die Mehrheit und dadurch die Versammlung selbst eine solche war, die es „tief liebenswürdig und civilisirt fand, den Titel einer Revolution abzulehnen" — mitten in einer Revolution, die man mit begann, aber aus der man nicht eine Revolution in französischem, sondern in deutschem Styl, wie man sagte, von Anfang an machen, das heißt, aus der man nichts machen wollte, und auch nichts zu machen wußte; eine Mehrheit, die einen Neubau Deutschlands wollte, aber nicht das Mittel, nicht die Revolution, wodurch er doch allein möglich war. Sie sahen eine Mehrheit, die, ganz gleich dem Vorparlament, halb geseзlich, halb revolutionär war; die in den kräftigen Männern der Paulskirche mit ihren klugen practischen Anträgen — ihre Zwingherren fürchtete; die sich gar noch nicht in ihre Aufgabe zurecht zu finden wußte; die nicht von oben, sondern von unten her die Reaktion besorgte, und deren Vertrauensfülle und politische Unpraxis von selbst sie ihnen unbedingt überantwortete, ihnen, die nun Nichts weiter zu thun zu haben glaubten, als erstens, diese Mehrheit zur Verstärkung der militärischen Macht der Fürsten, ohne daß die Mehrheit es merke, zu vermögen; und dann, „der ungestümen Bewegung" gegenüber sie für „das verlangsamende Prinzip" zu gewinnen, im Uebrigen sie sich selbst zu überlassen, in der sichern Erwartung, daß diese Versammlung in Spannungen, Reibungen, Täuschungen der Parteischattirungen unter sich, in Reden und Redensarten sich erschöpfe und abmüde, und in der öffentlichen Meinung durch sich selbst sich ruinire.

Die Führer der Linken erkannten in der großen Mehrheit, die sich gegen ihre Anträge ergeben hatte, das böse aber sichere Zeichen, daß ihre Gegner von nun an durch die Zahl und durch die Mittel

ihnen überlegen sein würden, daß der Präsident entschieden der ihnen entgegengesezten Partei angehörte und sie durch seine Stellung ohne Rücksicht verstärkte. Sie überzählten nicht bloß, sie wogen die Stimmen der Volkspartei, und sie verhehlten sich nicht, daß der täglich fortgehende Sieg der Gegenpartei und eben damit der Reaktion, manche von diesen in das andere Lager hinüber führen werde, daß heute noch dieser und jener mit ihnen und für sie gestimmt hatte, weil die Augen seiner freisinnigen Wähler, weil die Augen der Zuhörer noch mit dem scharfen Urtheil der ersten Tage auf ihn gerichtet waren. Es war klar, bei den Vorgängen der lezten Tage war es der Reaktion gelungen, eine Mehrheit nicht für Eine Frage zu erlangen, sondern sie sich zu sichern, an ihre Fahne zu knüpfen. Sie hatte verschiedene Fähnlein der Rechten zu einem Lager vereinigt und abgeschlossen, und die Centren sich nachgezogen. Durch diese Mehrheit hatte sie die Volkspartei offen und in wüstem Lärmen despotisirt, von den Bänken der Abgeordneten, von der Rednerbühne, vom Präsidentenstuhl aus, so sehr, daß Tags darauf der streng monarchische Eisenmann von Würzburg, der damals offener Gegner der Linken war, die Rednerbühne bestieg und sprach: „Meine Herren, Sie kennen alle meine Gesinnung, Sie wissen, daß ich konservativ bin, so weit es sich mit der Freiheit des Volks verträgt. Die ganze gestrige Verhandlung und die Art, wie zur Abstimmung geschritten wurde, hat auf mich einen sehr traurigen Eindruck gemacht. Eine Majorität darf nie die Minorität despotisiren, wie dieß nach meinem Erachten gestern geschehen ist. Es ist ein allgemeiner parlamentarischer Gebrauch, daß der Berichterstatter und der Antragsteller zum Schlusse noch das Wort bekommen, und dieß sollte um so mehr in einer Frage der Fall seyn, die so leidenschaftlich, wie die gestrige, debattirt worden ist. Die Versammlung mußte diesen das Recht geben, die Aeußerungen und Angriffe, die theilweise gegen sie gefallen sind, abzulehnen. Man hat aber weder den Antragsteller, noch die Commission gehört. Ich hätte mich der Meinung des Antragstellers nicht angeschlossen; auf diese Weise aber könnte man gezwungen seyn, mit der äußersten Linken zu stimmen. Sie werden begreifen, was es für eine schwere Bedeutung hat, die Abgeordneten zu zwingen, sich einer andern Seite zuzuwenden, als zu der sie ursprünglich ihrer Gesinnung nach gehören."

Selbst der am wenigsten Kühne und Geschmeidigste unter den Abgeordneten, der süßliche, rücksichtsvolle Biedermann, erklärte es für eine Nothwendigkeit, für ein Recht nicht nur, sondern für eine Pflicht, einen nicht ordnungsmäßig gefaßten Beschluß, wie den gestrigen, zu tadeln, gegen ein Verfahren, wie das gestrige, zu protestiren. Sogar Entstellungen haben stattgefunden, und so leid es ihm thue, er müsse gegen den Präsidenten einen Vorwurf aussprechen. Wenn die Geschäftsordnung auf der einen Seite streng gehandhabt werden solle, so müsse sie auch auf der andern Seite geschehen, und es dürfe nicht die eine Seite ihr numerisches Uebergewicht mißbrauchen, um sich von der Geschäftsordnung zu entbinden, die andere Seite aber zu deren Einhaltung zu zwingen.

Der Uebermuth der Reaktionspartei, vor allen des Herrn von Vincke, war noch Tags darauf maßlos, bis zur Frechheit. Der Abgeordnete von Stade, Freudentheil, war der Erste gewesen, der energisch gegen das gestrige Verfahren der Mehrheit sprach. Von Vincke hatte die Dreistigkeit, Säze der Geschäftsordnung, welche klar waren wie der Tag, in ihr Gegentheil zu verdrehen, um sein und der Seinigen Verfahren zu rechtfertigen. Es wurde gesagt, schloß er dann, der gestrige Beschluß verstoße gegen positives und natürliches Recht, so wie gegen den parlamentarischen Gebrauch. Ich sage dagegen, es verstößt gegen jeden parlamentarischen Gebrauch und gegen den obersten Grundsaz parlamentarischer Schicklichkeit, wenn ein Mitglied sich erlaubt, einen Beschluß der Nationalversammlung zu tadeln. Da es bisher nicht geschehen ist, so möge, darauf trage ich an, der Herr Präsident das geehrte Mitglied aus Stade zur Ordnung verweisen. Freudentheil aber bewies ihm, da man den Antragsteller und den Berichterstatter gegen Angriffe, die in nicht ganz geziemender Weise gegen Beide vorgebracht worden, sogar gegen die Bezüchtigung der Unwahrheit zur Vertheidigung nicht zugelassen habe, so verstoße das gegen positives und natürliches Recht, so wie gegen den parlamentarischen Gebrauch. Der Unwille aller Besseren in der Versammlung, die dem Abgeordneten von Stade ihren Beifall zollten, gab sich Herrn von Vincke laut zu erkennen. Der Präsident, Heinrich von Gagern, sprach: „Wir sind im Beginne einer großen Laufbahn. Wir haben eine Schule durchzumachen, und wollen uns von Anfang an der Kritik nicht entziehen.

Ich schlage vor, die Verhandlung, so weit sie jezt statt fand, als eine Belehrung für uns alle hinzunehmen." Ueber den Antrag Vinckes auch nur abstimmen zu lassen, wies er zurück. Dieses Benehmen versöhnte, gewann ihm Viele wieder.

Nichts desto weniger hatte von Vincke an demselben Tage in ähnlichem Sinn sich hören lassen. Es gebe noch andere Faktoren, sagte er, die über die Verfassung in lezter Instanz zu entscheiden haben; es handelt sich nicht, rief er, in der Kompetenzfrage, um das Wünschenswerthe, sondern um das, was ist. Das Volk, das uns hieher geschickt, hat uns keineswegs das Mandat gegeben, daß wir allein über Deutschland und dessen Verfassung zu entscheiden haben sollen. Wir sind nur als eine konstituirende Versammlung berufen worden, um eine Verfassung zu machen; aber nirgendwo, so wenig in einer Aufforderung zur Wahl, als in einer sonstigen Erklärung ist gesagt, daß wir das einzige Organ sind. Allerdings in Sachsen, rief ihm Wigard zu. Es kümmerte Herrn von Vincke nicht." — Ich frage Sie, meine Herrn, fuhr er fort, wo ist das Recht der Revolution? Wenn wir sagen, wir sind allmächtig, und ihr andern seyd nichts: so fordern wir gerade die Opposition der Regierungen recht heraus; es wäre ein Hieb in die Luft und nicht im Interesse der Versammlung, wenn wir den Grundsaz, den Herr Raveaux will, an die Spize unserer Berathungen stellten; denn bisher haben sich ja noch gar keine Feinde dieses Grundsazes gezeigt."

So sehr Vincke mit Sofismen und gleißenden Redensarten es zu verblümen und zu verstecken suchte, der Plan der Reaktion verrieth sich durch ihn, ihren Ritter. Und seine Rede hätte auf manche eine größere Wirkung gehabt, hätte er nicht selbst ihrem Eindruck geschadet: Fünfmal sprach er in seiner Rede von „acht und dreißig verschiedenen Nationen in Deutschland, die noch vorhanden seyen", von „Deutschland, wie es jezt sey, zusammen gewürfelt aus acht und dreißig verschiedenen Nationalitäten," und als zuerst die Linke in ein unauslöschliches Gelächter auszubrechen schien, wiederholte er die Existenz „der acht und dreißig Nationen, die neben einander, gleich souverän, in Deutschland existiren," so heftig, so ohne Merks, und so beharrlich, daß das Lachen schon beim zweitenmal das Centrum, beim drittenmal die Rechte ergriff und beim viertenmal die äußerste Rechte selbst ansteckte, beim fünftenmal die Paulskirche lachte, unten und oben, und selbst die Kuppel lachte mit.

Sie waren nacheinander in die Schlacht gerückt, eine lange Reihe von Rednern, mit und ohne Bewußtheit, im Sinne der Reaktion zu sprechen; mancher, den bisher der Ruf und die Erwartung hoch gestellt hatten, gieng anders in den Augen vieler von der Rednerbühne ab, als er sie betrat. Die Stimme der Reaktion ließ sich in mancherlei Sprachen und Zungen hören. Der gefeierte Mann des vereinigten Landtags, von Beckerath, — wie abschwächend wirkte auf Viele sein Wort: „Die Nationalversammlung darf nicht in den Schein versezt werden, als seze sie sich über jede Rücksicht gegen die einzelnen Staaten hinweg, und gerade, weil der Antrag des Abgeordneten Wernher uns in den Schein versezen könnte, als verlangten wir, bevor die Reichsgewalt hergestellt ist, schon jezt eine unmittelbare Wirkung unserer Beschlüsse in den einzelnen Staaten, also eine Umgehung der organischen staatsrechtlichen Verhältnisse in diesen einzelnen Staaten, gerade dieses Scheins wegen möchte ich ihm nicht beitreten."

Und als so viele Männer, auf die das Vertrauen des deutschen Volkes so lange gesehen hatte, diesen Laut mit geringer Abwandlung wieder und wieder hören ließen, da schien der Weg bereitet, als Graf Arnim die Zauberflöte ansezte, und sprach: „Wir können und müssen von dem Standpunkt des Vertrauens, von der Ueberzeugung ausgehen, daß das, was wir hier schaffen, dereinst Gesez wird, daß Deutschland sich ihm einst unterwerfen werde. Die Anträge der Herren Wernher und Schaffrath mögen am Plaze seyn, wenn erst in dem Entwurf des deutschen Reichs stehen wird, wie seine Vollendung gegenüber den einzelnen Ländern und Regierungen zu Stande kommen soll, wenn darin stehen wird, ob diese zugezogen werden, ob die einzelnen Stämme sich äußern sollen. Wir können unsern Standpunkt gegenüber dem von Deutschland bestimmen. Die Anträge bestimmen dagegen den Standpunkt Deutschlands uns gegenüber. Ich frage, wird das die Sympathie Deutschlands erwecken, daß wir als erstes Dekret hinausgeben: Deutschland muß sich unsern Beschlüssen unterwerfen?"

Und da überschaute der Redner die Mehrheit der Versammlung, und — war es im Bewußtseyn dessen, was die Führer der Reaktion schon reell gewirkt hatten; war es im Gefühl des sittlichen und geistigen Werths, welchen die Mehrheit ihm zu haben schien? — er fuhr fort: „daß wir die Sympathie Deutschlands erwecken, das erwarte

ich davon, wenn wir sagen, wir haben das Vertrauen zu uns, daß wir etwas schaffen werden, dem sich Deutschland gern unterwerfen wird. Man hat gesagt, die so sprächen, seyen die Männer der Reaktion. Meine Herren, sagen Sie lieber, es seyen die sogenannten Konservativen. Gerade diese aber würden gern und mit Vertrauen die Verfassung ihres einzelnen Landes in die Hände dieser Versammlung legen, nach der kurzen Bekanntschaft, die sie mit derselben gemacht haben."

So sicher war nach den Reden der Welker, Beckerath und ihrer Freunde die Vertretung des Absolutismus in der Paulskirche ihres Sieges, daß sie solchen Hohn durch den Mund eines ihrer vornehmsten Vertreter offen auszusprechen wagte, und hoffen konnte, es werden viele das schreckliche Urtheil über sie und die Versammlung, die Verdammung, ja Belachung aller Erwartungen des deutschen Volkes, die darin lagen, nicht einmal begreifen, sondern es als ein Kompliment für sich hinnehmen.

Doch dießmal noch hatte die Reaktion nicht tief genug gewühlt; die Zeit war zu kurz gewesen, den Verstand der Einen, das sittliche Gefühl der Andern zu bestechen und zu zerfressen.

Zum erstenmal verwundert seit seiner parlamentarischen Laufbahn, verließ Graf Arnim, an Obligates gewöhnt, die Rednerbühne, aus seinem eigenen Lager riefen nur zwei oder drei Stimmen Beifall; die Führer seiner Partei ließen ihn nie mehr sprechen; der Fehler war zu groß; er trat in Bälde aus der Versammlung aus; ein Opfer voreiliger Zunge, und der Niederlage, die Robert Blum seiner Partei bereitete.

Kein Redner der Linken, auch nicht einer, war bisher zum Worte gekommen; es war das erstemal, daß sich auf dem Büreau des Präsidiums — wie anzunehmen ist, ohne Wissen und Willen des Präsidenten — Hände gefunden hatten, die mit den Listen der eingeschriebenen Redner zu manövriren wußten. So war Robert Blum weit hinten hin gestellt, und ein anderer trat ihm noch das Wort ab, sonst wäre er gar nicht zur Rede gekommen. Sie gruben sich selbst eine Grube. Sie vertrauten dem Ruhm ihrer Redner und ihren stillen Vorarbeiten. Sie hatten einen großen Redner noch nicht kennen gelernt. Ihre Redner waren bisher gewohnt,

nach sorgfältiger Vorbereitung die Reden zu schreiben, nach Conzepten sie zu halten; sie waren gewiß, daß, hinter der Reihe ihrer besten Redner den Leipziger Theater-Cassier und Buchhändler auftreten zu lassen, auch nicht irgend eine Gefahr haben konnte.

Es ist Thatsache, daß von Ministern gesagt wurde: Die Besten haben gesprochen; es ist Alles erschöpft; die Versammlung ist au fait; was kann er noch sagen?

Da rief Heinrich von Gagern: Das Wort hat Herr Robert Blum.

Als sollte der Glauben der Reaktionäre in dieser Minute Lügen gestraft werden, ward es stille, und immer stiller, da Herr Blum sehr langsam von seinem Plaz sich erhob. Er ersezte dies Zögern durch die Raschheit, Schlag auf Schlag, womit er die Gegner vernichtete. Daß er so fast zulezt kam, ward gerade von ihm zum Vortheil der Sache benüzt. Er faßte mit übermächtiger Hand jeden Hauptsaz, den bisher die Gegner gesprochen, und zerbrach ihm die Hörner. Er sprach:

„Meine Herren, auch ich gehöre zu denjenigen, welche bedauern, daß diese Prinzipienfrage heute in diesen Antrag mit herein gezogen worden ist. Ich halte die Entscheidung darüber für die feierlichste, für die gewichtigste, für die gewaltigste, die wir treffen können, und deßhalb hätte ich gewünscht, daß sie für sich allein, selbstständig gegeben worden wäre. Allein sie ist einmal herein gezogen worden, und weil dieß geschehen ist, so glaube ich, muß sich die Versammlung darüber entscheiden. Wir stehen auf dem Standpunkt eines Feldherrn: er sucht sich einen Plaz aus, wenn er kann, wo er die Schlacht liefern will; aber wenn er angegriffen wird, dann vertheidigt er sich und schlägt sich, wo es immer seyn mag; so mit uns. — Herr Heckscher hat uns gesagt, der Ausspruch über die Volkssouveränität sey überflüssig; man brauche nicht auszusprechen, was man besize. Das ist allerdings wahr; allein ob wir dieses Recht besizen, das ist in der Versammlung bezweifelt worden; und d e ß h a l b muß es entschieden werden. — Zu was nüzt es uns, wenn wir hier Monate lang Verfassungen bauen, und am Ende es sich fragt, welchen Werth und welche Geltung sie haben? Man muß darüber klar werden, man muß nicht umsonst arbeiten. Wenn wir e i n Deutschland hier bauen sollen, so versteht es sich von selbst, daß wir a l l e i n bauen müssen, denn wenn man an zwei Orten baut, so baut man zwei

Deutschländer und nicht eins, abgesehen davon, daß am Ende jede der heute entdeckten acht und dreißig Nationen dasselbe Recht hat, für sich zu bauen. — Man hat uns auf den historischen Rechtsboden gewiesen (von Vincke und von Bekerath hatten das gethan) für das, was wir thun. Was ist unser historischer Rechtsboden in Deutschland? — Dieser historische Rechtsboden ist die Bundesakte, es sind alle die Bundesbeschlüsse, die drum und dran hängen, die ganzen sogenannten Geseze, die uns bis jezt regiert, oder vielmehr unterdrückt haben. Dieser Rechtsboden ist nicht mehr; wir müssen den Rechtsboden finden; wir müssen ihn legen, und dazu gehört eben ein entscheidender Ausspruch. Der historische Rechtsboden, auf den man uns hingedeutet hat, ist nichts anderes, als der trügerische Spiegel einer Eisdecke, von dem Froste Einer Macht: darunter fließt der Strom fort, und wer sich der gleisnerischen Decke vertraut, der versinkt. Auch unter uns, scheuen wir uns nicht, es auszusprechen, fließt der Strom der Revolution, dem wir unser Daseyn verdanken, ruhig fort; wir können keine Decke darüber legen, wir können ihn nur dämmen, in den Schranken halten, in denen er erhalten werden muß, oder wir werden von ihm verschlungen. — Man hat uns gesagt, es sey nicht gefährlich, daß in Preußen eine Verfassung gemacht werde. Ich muß dem widersprechen; ich muß erklären: Es ist im höchsten Grade gefährlich; denn wenn sie gemacht ist, (und sie kann, sie wird schneller gemacht werden, als die unsrige) so sind wir nicht mehr frei. Was dort beschlossen worden ist, das steht vor uns als ein hemmendes Gespenst. Ueberall da, wo wir etwas anderes beschließen wollen, da wird man uns sagen: Wenn Ihr das beschließt, so zerstört Ihr die Einheit; Ihr müßt Euch ihr anschließen, wenn es Euch Ernst ist, die Einheit aufrecht zu erhalten. — Und sind denn wirklich die Vorschläge, die in Preußen zu einer Verfassung gemacht worden sind, so völlig harmlos? —

Ich muß ferner fragen: Ist denn in anderer Beziehung das Konstituiren so wenig gefahrdrohend? — Ich will Ihnen in dieser Beziehung eine Mittheilung aus der diplomatischen Welt machen. Ein deutscher Minister hat mir gestern Folgendes mitgetheilt: Die sachsen-meiningensche Regierung hat vor kurzem an andere Regierungen ein Rundschreiben erlassen, mit der Aufforderung, man solle das Plenum des Bundestags vollständig besezen, und für jede einzelne

Stimme einen Gesandten hersenden. Darauf hat man von Seiten der preußischen Regierung geantwortet, die Bestimmung, die man dem also zusammengesezten Plenum geben wolle: Die vollendete Verfassung der Nationalversammlung zu berathen, darüber zu verhandeln und endlich zu beschließen — sey nicht zu erfüllen. Selbst dieses Plenum werde der Nationalversammlung gegenüber ohne Macht seyn; das einzige Gegengewicht gegen die konstituirende Nationalversammlung sey das, daß man möglichst viele konstituirende Ständeversammlungen in Deutschland berufe. — Meine Herren! Ich habe Ihnen für die Genauigkeit dieser Mittheilungen nichts einzusezen, als das Ehrenwort, welches ich Ihnen hier gebe, daß sie mir so gemacht worden ist. Es wird nicht gar schwer halten, zu ermitteln, ob ein derartiges Ansinnen gestellt und eine derartige Antwort gegeben worden ist. Wenn nun diese Mittheilung unserer Versammlung irgend etwas gelten kann (und das muß sie wohl nach ihrer Quelle), so werden Sie sich selbst sagen, was die konstituirenden Versammlungen in diesem Augenblick bedeuten. Man hat uns auf die Nothwendigkeit, die für einzelne Staaten bestehe, sich zu konstituiren, hingewiesen; man hat hingewiesen auf das dringende Bedürfniß des Volkes, und ich verkenne keineswegs, daß dieses Bedürfniß vorhanden seyn mag. Allein man ist ja gar nicht im Stande, dieses Bedürfniß zu befriedigen. Womit will man es denn befriedigen? mit einer Verfassung, die vielleicht in drei, sechs Wochen oder Monaten abgeändert werden muß? man wird doch nun und nimmermehr zugeben, daß man damit ein Bedürfniß befriedigen könne. Man hat also nur die Wahl, entweder die Sache unentschieden liegen zu lassen, oder aber eine *bestimmte*, eine *feststehende* Verfassung zu machen, die nicht mehr geändert werden kann. Man hat ferner gesagt: Welcher Gesezgeber würde wohl ein Gesezbuch schreiben, und das weiße Buch herausgeben mit der Erklärung auf der ersten Seite: Mein Gesez gilt für Alle unbedingt! Ich antworte: Das wird *der* Gesezgeber thun, der *allein* das Recht hat, ein solches Gesez zu geben und der dem vorbeugen will, daß ein anderer dieses Recht ebenfalls ausübe. — Man hat uns ferner gesagt, in der amerikanischen Verfassung stehe die Entscheidung, die wir heute fällen sollen, *zulezt*. Das ist wahr, aber es ist auch sehr natürlich, denn in Amerika hat kein einzelner Staat konstituirt,

als man den ganzen Staat bauen wollte; man hat gewartet, man war patriotisch genug, die Bedürfnisse und Forderungen des einzelnen Staates zurück zu stellen, und so mußte nothwendiger Weise jene Bestimmung zulezt gestellt werden. Wir sind nicht im Falle Amerikas, man will bei uns im Einzelnen konstituiren und deßhalb müssen wir die Bestimmung nicht nur zuerst, sondern vorher geben, ehe wir irgend etwas anderes geben können. Ich frage nun, ob dazu der Antrag der Herren Bekerath und Genossen genügt? Ich muß entschieden Nein antworten. Dieser Antrag schlägt vor, Sie sollen erklären, daß dieß oder jenes es sey. Wenn wir eine Erklärungsversammlung sind, dann können wir nur nach Hause gehen. Das können wir auch zu Hause abmachen mit gleicher Wirksamkeit und mit viel weniger Kosten für das Volk."

Großer Beifall von der Linken unterbrach den Redner. Dann schloß er:

„Man hat ferner die Vollendung der Verfassung mit aufgeführt und als Bedingung gestellt; diese liegt möglicher Weise in ziemlich weiter Ferne. Wir können gehemmt werden durch Ereignisse, die Niemand in den Händen hat; aber wir können sehr gut in die Nothwendigkeit versezt werden, morgen ein Bruchstück der Verfassung für Deutschland proklamiren zu müssen, und wenn dieses nicht *gilt*, ist unsere Aufgabe eine verlorene. Eine Nationalversammlung kann nur beschließen. — Allerdings hat Herr von Vincke heute Morgen gesagt, die Nationalversammlung sey gewissermaßen nur ein Geschwornengericht, das Volk aber ein Apellhof, welcher in lezter Instanz entscheidet. Ich gehöre zwar der Linken an, aber bekennen muß ich, wir haben uns vor diesen ultra-revolutionären Ansichten entsezt. Nur einmal in der Geschichte ist es da gewesen, daß man das Volk direkt entscheiden ließ über die Verfassung. Das war 1793, und diese Verfassung war wegen ihres ultra-revolutionären Karakters nicht lebensfähig. Wenn daher die Linke ihr Mißfallen gegen den Sprecher äußern sollte, so thut sie es darum, weil sie so revolutionär nicht seyn will. Aber alle diese Erscheinungen, alle diese Pflichten, die hier ausgesprochen worden sind, drängen mehr und mehr zur Entscheidung über die Hauptfrage. Gehen Sie zur Tagesordnung über, meine Herren, — ich fürchte zwar nicht Reaktionen auf allen Seiten, ich fürchte auch nicht, wie andere Leute,

daß Jeder in der Westentasche ein halb Duzend Revolutionen trägt, die er nur heraus springen lassen kann — allein ich besorge doch, wenn die Tagesordnung beschlossen wird, daß dann die Tagesordnung unserer Versammlung überhaupt sehr abgekürzt wird. Wenn die einzelnen Volksstämme aufhören müssen, zu hoffen, daß hier die Möglichkeit gegeben sey zu einer Einheit Deutschlands; wenn ihr Vertrauen auf die Einheit, die aus dieser Versammlung einzig und allein hervorgehen soll, durch einen Beschluß, der die Grundlage nicht anerkennt, bankerott wird, dann wird im allgemeinen Bankbruche jeder Einzelstaat genöthigt seyn, für sich zu sorgen; dann heißt es, um die Zeit nicht unbenüzt dahin gehen zu lassen, für jeden derselben: Sauve qui peut!"

Bei dem lezten Wort brach ein Beifallssturm von der Linken und von den Gallerien aus wie nie. Zwischen ihm hin zitterte, komisch genug, aus der Rechten her eine schrillende Stimme: zur Ordnung! Die Rechte hatte in gespanntester Aufmerksamkeit bisher gesessen, wie der Abgeordnete von Leipzig ihre Redner musterte und richtete, und ihre Sofismen mit seinen Blizen zugleich beleuchtete und vernichtete. Am Schluß wußte sie sich nicht zu helfen, als durch eine allgemeine Unruhe. Doch wagte sie nicht, die Stimme eines der Ihrigen, die den Redner zur Ordnung gewiesen wissen wollte, zu unterstüzen, gebändigt, gefesselt durch die nachwirkende Energie und das Pathos des großen Redners, der jezt mit schneidender Ironie ruhig fragte: Zur Ordnung? Weßhalb denn? Und selbst der Präsident wies die Stimme aus der Rechten zurecht mit der Bemerkung: Es ist kein Grund vorhanden, den Redner zur Ordnung zu rufen. Um aber auch der Rechten ein Genüge zu thun, sezte er hinzu: Ich muß aber bedauern, daß der Redner eine Befürchtung ausgesprochen hat, die ich nicht theile. Das sind eben verschiedene Ansichten, sprach Robert Blum, und sein Ton und sein Mund lächelten dabei so sarkastisch, so im Siegesübermuth der Wahrheit, daß das ganze Haus bis zur Kuppel hinauf von Beifall wiederhallte, und aus der Rechten kreischende Stimmen forderten, der Präsident solle die Gallerien räumen lassen, was er nicht that.

An diesem Tage zeigte Robert Blum, daß er einen vorschauenden Geist hatte; Heinrich von Gagern, daß dieser ihm fehlte.

Die Reaktion und das spezifische Preußenthum waren in dieser

Frage geschlagen, der Groll gegen Robert Blum war groß, am 29. Mai, in der ersten darauf folgenden Sizung gab der General von Auerswald diesem Groll Sprache. Auerswald war durch nichts ausgezeichnet, als nach seinem Tode durch das Unglückliche und Tragische seines Endes. Er brachte die Mittheilung Robert Blums wieder auf die Tribüne. Ohne äußere und innere Begabung zum Redner, drängte er sich vor, weil er von alter Familie war, den Vorfechter des Preußenthums zu machen. Er that, als ob er Robert Blum nicht kenne, als ob er nicht Notiz genommen, wo und woher abgeordnet derselbe sey. Ein Redner, der Abgeordnete, wenn ich nicht irre, aus Leipzig — sprach er, so vornehm wollte er über Robert Blum hinweg gehen, die Versammlung lachte laut auf über diese verunglückte Affektation, da zu allem hin noch derselbe wenige Sekunden vorher gesagt hatte, Blums Mittheilung „habe in der ganzen Versammlung die gespannteste Aufmerksamkeit hervorgerufen, das lebhafteste Interesse, vielfaches Staunen erregt." Da er auch in Worten, Gedanken und Sazbau nicht glücklich war, vertrieb ihn dießmal die wachsende Unruhe der Versammlung von der Rednerbühne. Er brachte am 7. Juni darum eine Eingabe mit der Bitte ein, sie der Versammlung vorzulesen. Darin behauptete er, Blum habe durch seine Mittheilung „offenbar den guten *Willen* der preußischen Regierung gegen die Nationalversammlung, gegen das von ihr vertretene deutsche Volk verdächtigt, ja der preußischen Regierung Mangel an Treue und Glauben dem deutschen Volke gegenüber vorgeworfen." Er brachte ein Privatschreiben des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Herrn von Arnim zu Berlin, an ihn bei. Dieser schrieb ihm, „die preußische Regierung habe niemals einer deutschen Regierung irgend einen Rath, geschweige denn den Rath ertheilt, die Frankfurter Nationalversammlung durch Landtage in den einzelnen Staaten zu schwächen oder zu paralisiren; wenn dessen ungeachtet in Frankfurt behauptet werde, Preußen habe sich durch derartigen Rath eines Verraths an der deutschen Sache schuldig gemacht, so müsse eine solche Behauptung als verläumderisch bezeichnet werden. Diejenigen, die sich nicht scheuen, dergleichen Behauptungen vorzubringen, werden zur Führung des Beweises durch Vorlagen der angeblich zu Grunde liegenden Aktenstücke aufzufordern seyn."

Ein Blick auf den Wortlaut der Mittheilung Blums und auf die diplomatischen Ausdrücke und Drehungen in dem bestellten Privatbrief mußte überzeugen, daß der Minister Arnim die gemachten Angaben Blums nicht zu widersprechen wagte, daß er zu Ausdrücken und Behauptungen sich ausflüchtete, die von Blum gar nicht aufgestellt worden waren, und daß in der diplomatischen Wendung des Ministerbriefs ein Widerspruch gegen Blums Angaben nicht zu finden war. Zudem hatte Blum für seine Mittheilung sein Ehrenwort eingesezt, daß sie ihm so gemacht worden sey und erklärt, daß er weiter dafür nichts einzusezen habe, und es war klar, daß eine unbedingte Namensnennung des betreffenden Ministers, von dem Blum die Mittheilung hatte, in einem solchen Falle nicht thunlich war, da hier das kleine Sachsen-Meiningen und sein Minister oder ein Minister einer jedenfalls kleineren Macht dem preußischen Ministerium und seiner Rache bloß gestellt worden wäre.

Dennoch drängte das spezifische Preußenthum in der Paulskirche diese Sache wiederholt in die Berathung hinein, gleich jezt am 7. Juni und wieder Tags darauf am 8. Juni, ungeachtet Robert Blum nachwies, daß durch den Brief Arnims die Angelegenheit nicht um einen einzigen Schritt weiter geführt werde, da nichts als der Pivatmittheilung eines Ministers die Privatmittheilung eines andern Ministers entgegen gesezt werde; die Nationalversammlung möge nur beschließen, von beiden Ministerien die Akten einzufordern, dann werde sie die Beweise haben. Vincke von Hagen sprudelte über in Worten, der Privatbrief Arnims sey keine Privatmittheilung, sondern die offizielle Mittheilung eines konstitutionellen Ministers einer deutschen Regierung, der seinem Monarchen und den Vertretern seines Landes und der deutschen Nationalversammlung für die Treue seiner offiziellen Mittheilung verantwortlich sey. Zunächst müsse der Name des unbekannten Ministers genannt werden, da, wenn man die preußische Regierung so verdächtige, diese Verdächtigung insofern näher beglaubigt zu werden verdiene, daß der Minister, der diese Mittheilung gemacht, genannt werden müsse. Der Brief Arnims an ein Mitglied dieses Hauses, sprach Blum kalt und niederschlagend, bleibt immer Privatmittheilung. Die konstituirende Nationalversammlung verhandelt durch ihren Präsidenten, nicht durch einzelne Mitglieder.

Blum stellte zwei Mitglieder der Nationalversammlung als Zeugen, in deren Gegenwart ihm diese Mittheilung gemacht worden war. Er berief sich darauf, daß ihn die Thatsachen unterstüzen; denn es seyen ja bereits so und so viele Ständeversammlungen einberufen. Er bewies, daß er nicht allein Kenntniß dieser diplomatischen Verhandlung hatte, sondern daß man sie auch in Berlin kannte. Dennoch bestand die spezifisch-preußische Partei auf dem Antrag, die Nationalversammlung solle in gerechter Würdigung der von dem Abgeordneten für Leipzig erhobenen ungegründeten Anklage gegen eine deutsche Bundesregierung ihre Mißbilligung aussprechen; sie bestand darauf, troz dem, daß schon bei der Verlesung des Antrags durch Auerswald vielfache Zeichen des Unwillens, selbst aus dem rechten Centrum, laut wurden; troz dem, daß der Präsident Gagern erklärte, er könne den Antrag nicht zur Abstimmung bringen, weil, wenn in der Aeußerung des Herrn Blum etwas gelegen wäre, was er für ungeeignet oder beleidigend hätte halten müssen, er unmittelbar den Ruf zur Ordnung ausgesprochen haben würde. Lichnovsky voran, wollte die Gelegenheit nicht vorüber lassen, Eklat, Skandal zu machen.

Lichnovsky sprach so leer als nur irgend ein junger Mann von Geburt und altem Namen, der sich einbildete, zu Allem genüge der gute Ton, die Weltmannssitte, die vornehmen Redensarten, die Kunst, mit Anstand Visiten und den Hof zu machen, sich nach der neuesten Mode zu kleiden, eine Gesellschaft und einen Spieltisch zu beleben, als Tourist zu abenteuern, oder auf schönen fremden oder unbezahlten Pferden als Reiter zu glänzen. Lichnovsky hielt sich mit diesen Vorzügen wirklich für befähigt zu Allem, zum Staatsmann, zum Parlamentsredner, zum politischen Parteiführer. In vielen Worten, die etwas sagen wollten und sollten, und die er gut aussprach, gab er sich den Schein, als wüßte und hätte er etwas zu sagen, während er nichts sagte, in seiner ihm eigenen, zu den nichts sagenden Worten sehr passenden Weise. Und doch zollte ein Theil seiner Partei ihm Beifall auf Beifall, ja lang anhaltenden, rauschenden, als er mit dem parlamentarischen Unsinn schloß: „Wenn irgend etwas von einem Redner auf der Tribüne ausgesprochen werde, so müsse er den Beweis dafür in der Tasche haben.“

Mit richtigem Gefühl für die Sache, obgleich mit weniger richtigem Takt für solche Gegner, tadelte es Schaffrath, daß der Abgeordnete

für Leipzig einem solchen Angriff nicht den Stolz des Schweigens entgegengesezt hatte. „Ich hätte ruhig gewartet, sprach er, was das Volk davon halten werde; ich hätte ruhig an das Volk appellirt, und hätte erwartet, ob es, ob das Volk dem Robert Blum mehr glaubt, oder dem Herrn von Auerswald. Ich hätte ferner ganz ruhig in meinem Bewußtseyn, daß ich nur die Wahrheit gesagt, es der Geschichte, der Erinnerung an die früheren Lügen der Diplomaten überlassen, ob man einem bloßen Privatbrief eines Ministers mehr Glauben schenkt, als dem Ehrenwort eines Mannes des Volkes. Die Feinde der Redefreiheit scheinen mir dieselben zu seyn, welche die Feinde der Preßfreiheit sind. Nur die, welchen gegenüber man jedes Gerücht glaubt, die haben sich zu rechtfertigen."

Während ein großer Theil der Versammlung und die Gallerien lautesten Beifall gaben, wurde von der rechten Seite Murren, Gelächter, Stampfen, Zischen entgegengesezt. Aber die Mehrheit der Versammlung verwarf Auerswalds Antrag, und gieng zur Tagesordnung über; und als der Präsident die Namen der beiden Zeugen nannte, da schwiegen die Ankläger, doppelt beschämt: es waren die sächsischen Abgeordneten, Hermann Joseph und Johann Georg Günther, beide von so vieljährigem patriotischem Ruf und Wirken, daß auch die feindlich Gesinnten davor verstummen mußten.

Wer zweifelte jezt daran, daß es mit der Mittheilung Blums seine vollkommene Richtigkeit hatte? Ob es ein Rath oder ein Ansinnen war, ob in der Form einer Note, oder eines vertraulichen Schreibens — gleich viel: es war ein Ring, wiewohl der kleinste Ring in der langen fluchbeladenen Kette der Reaktionsplane und Reaktionsthaten. Von den vier Männern, die in dieser Frage am heftigsten stritten, sind drei, der so hart Angeklagte, und zwei seiner Ankläger, die am unversöhnlichsten seine Ehre kränken wollten, dahin gegangen, wo die Feindschaften der Erde aufhören, die Parteiungen schweigen, und die Zeit, die Enthüllerin der Wahrheit, über Alle und Alles zu Gericht sich sezt. Auf wessen Grab hat sie den Kranz der Ehre geheftet? Wem bewahrt die Liebe und der Glaube des Volks eine dauernde Todtenfeier? —

Das bedrängte deutsche Volk hatte seine Augen auf die Nationalversammlung gerichtet, als auf seinen lezten Nothanker. Mit ängstlicher Erwartung hoffte es von ihr großartige Thaten und

Entschlüsse. Da die Versammlung schon Tage und Wochen so in Frankfurt saß, da stieg dem Volk das Blut in die Wangen, da schwoll sein Zorn. „Da sizen sie, hieß es überall in den Landen, sizen Tage lang und zanken sich über Bettel und Persönlichkeiten, über Fragestellung und über Geschäftsordnungs-Paragraphen, verweisen die brennendsten Fragen und die einfachsten Sachen von der Welt an Ausschüsse, auf die lange Bank der deutschen Gründlichkeit, zum gewissen Siege der reaktionären Diplomatie; und nehmen sie etwas zur Berathung vor, so gehen sie bei den wichtigsten Fragen nach langem Kampfe zur Tagesordnung über, und von allem Dem, wozu das Volk sie berufen hat, geschieht nichts." Mit jedem Tage wurden diese Klagen ungestümer und drohender; selbst von den Gallerien der Paulskirche herab nahm die Volksstimmung eine ungeduldige, manchmal wilde Gestalt an. Die Mehrheit in der Versammlung hielt diese Ausbrüche des Volksunmuths für ungerecht, für unverständig: sie fühlte sich in ihrer Weihe, nach deutscher Art, sich selbst höher zu schäzen, als man von andern geschäzt wird, und in Ideen und Worten, statt in Thaten seine Größe zu zeigen.

Die ersten Wochen hatten in der Paulskirche Männer einander entfremdet, welche zwanzig, ja vierzig Jahre lang in gleichem Streben verbündet gewesen waren, sie hatten durch Glück und Unglück, selbst durch Familienbande innig verknüpfte Freundschaften zerrissen und in bittere Feindschaft umgewandelt, die alten Parteien gesprengt und ihre Bestandtheile in vielerlei Klubbs vertheilt. Sie giengen aneinander vorüber, mit kaltem oder ohne Gruß, bald mit Verbitterung, oft gar mit Mißachtung, sie, die sich von Jugend an gekannt und miteinander gelebt und ausgehalten hatten in Kampf und Verfolgung, in Kerker und Verbannung: wie war von denen ein freundliches Sich-Begegnen und Sich-Anerkennen zu erwarten, die einander nie gesehen, die von einander nie gehört hatten, die der Sturm der Zeit aus entgegengesezten fernen Enden in der Rotunda Sankt Pauls zusammengeweht hatte? Die verschiedenen Lager betrachteten sich gegenseitig als Feinde. Die Männer der Rechten sahen in den Männern der Linken lauter blutige Revolutionärs, die neuen Jakobiner, mit wenigen Girondisten untermischt; lauter fanatische Republikaner, irrthümlich genug. Die Führer der Reaktion, auch reine Zeloten der Monarchie, nährten diese Ansicht und schürten das Feuer.

Auch auf der Linken sahen Viele in der ganzen rechten Seite nur ein Lager von Reaktionären, von Verräthern am Volk und an der Freiheit, oder von Partikularisten, von Verräthern an der Einheit und Größe des Vaterlands. Nur einen kleineren Theil auf beiden Seiten hob die freiere Bildung des Geistes und des Herzens über den Zwiespalt der politischen Meinungen empor, der so viele Freundschaften und schöne Beziehungen der Geselligkeit verwundete oder tödtete und begrub.

Es war spät am Abend des 27. Mai, da gieng eine kleine Zahl entschiedenster Männer der Volkspartei aus dem deutschen Hofe hinweg, wo die Linke tagte und sich an ihrem Siege labte, und wo die begeisterten Reden vor vielen hundert Zuhörern aus allen Ständen in die weiten Räume niederrauschten, obgleich Mitternacht lange vorüber war. Es war eine überaus laue, so mond- und sternhelle Nacht, daß die großen Straßen und die Häuser ganz weiß vor Augen lagen wie am Tage; und auch belebt waren die Straßen und die Pläze, von auf und ab wandelnden Einzelnen, Paaren, ganzen Gruppen, vielen Hunderten da und dort, als wie am Tage; alle Gasthäuser waren noch erleuchtet und reg und geräuschvoll, von den Tausenden Fremder und Einheimischer; denn viele Tausende hatten die Bahnzüge in diesen Tagen aus näheren und ferneren Orten in Frankfurt zusammen geführt.

Die Täuschung, in der sie ihre Freunde befangen sahen, that diesen Männern wehe, noch weher das, was sie nothwendig zur Folge haben mußte. Nüchtern unter der allgemeinen Aufregung, herabgestimmt mitten unter den Hoffnungen und Idealen, in denen die Andern sich wiegten und berauschten, traten sie in eine Wirthschaft ein, deren lezte Gäste so eben daraus verschwanden. Und zwischen angerauchtem braunem Getäfer, das spärlich von dem fast eingeschlafenen Gaslicht erhellt war, überlegten sie, was zu thun. Sie hatten gesehen in den lezten Tagen, wie bereits in der Versammlung das so viele Jahre geübte System nachzuwirken anfieng, das die Menschen gewöhnt hatte, um ein Amt und um Beförderung, Ueberzeugung und Gewissen zu verkaufen, und seine Stimme zu geben, nur um damit sein Glück durch die Regierungen zu machen. Sie hatten gesehen, wie die Versammlung theils kein Gewissen, und darum auch kein Ehrgefühl, keine Manneswürde zeigte; theils kein

Auge für die von der Reaktion drohenden Gefahren, kein Ohr für die Warnungsstimmen hatte; wie die geheimen und offenen Vertreter des Absolutismus Dienstbare genug nicht erst zu schaffen nöthig hatten, sondern vorfanden; wie die Meisten keine Politiker waren, weder Politiker der Revolution, noch Politiker der Reform, sondern Geister, die erst im Werden begriffen waren, sich erst bildeten, oder Geister, welche voll Gelehrsamkeit, voll Eigenliebe und darum über die politische Bildungsfähigkeit hinaus waren. Sie hatten endlich so eben noch sich von dem Idealismus überzeugt, von der goldenen Wolke, worauf sich ihre Freunde von der Linken großentheils dahin tragen ließen, während unter dem Boden der Wirklichkeit die Maulwürfe geschäftig waren und über dem Boden die Macht des Alten Bündnisse schloß und Waffen schliff.

Es ist unsern Gegnern gelungen, sagte der Eine, sich zu sammeln und die Mehrheit zu gewinnen, ehe es uns gelang, in unsere regellosen Kräfte, von denen jede für sich etwas seyn will, Disciplin zu bringen, sie zu organisiren. — Die Macht unserer Gegner, fuhr ein Anderer fort, besteht in ihrer Einigkeit, in ihrer Unterordnung unter die Führer, in der Aufopferungsfähigkeit und Selbstverläugnung des Einzelnen, mit der sie der Einsicht und den Weisungen Anderer folgen. Wenn es so fortgeht, sagte ein Dritter, so müssen sie siegen und wir unterliegen. Nicht an den Gränzen, nicht in Schleswig, nicht auf der Schwelle Polens steht der Feind des deutschen Volkes, sondern mitten unter uns. Die Fürsten haben das Geld und das Heer in ihrer Hand, d. h. alle Macht und Gewalt; und das Volk ist weder bewaffnet, noch wehrhaft. Das ist die Frucht der Großmuth, die dem besiegten Absolutismus Waffenstillstand und Frieden gewährte, gläubig, weil er heuchlerisch darum bat. Unsern Leuten ist das Herz über den Kopf gewachsen, und unsere Gegner haben zwar weniger Geist und weniger Begeisterung, als sie, aber ihre Führer sind kalt, ruhig, fein, und drücken mit leichtem Finger auf alle Schattirungen der Partei, wie auf unter ihnen Stehende, und diese bewegen sich ganz nach dem Willen jener auf und ab, herüber und hinüber, das ist ihre Kanzleidisciplin, das ist ihre Militärdisciplin.

Sie haben sich heute vollends ganz verrathen, die Verräther von Haus aus, sagte ein Vierter; sie werden fortfahren, ihre physische

Gewalt zu verstärken, die Revolution wegzuläugnen, und zulezt, wenn sie der Versammlung in unverfänglich scheinenden Formen Zugeständniß um Zugeständniß an die Reaktion werden abgelockt haben, werden sie das Prinzip der Volkssouveränität zu nichte machen, und alles auf den alten Standpunkt als den thatsächlich und gesezlich allein gültigen zurückführen.

Deutschland ist verloren, sprach ein Fünfter, wenn es uns nicht noch gelingt, den Fürsten die Heere zu entziehen. Den Sieg auszubeuten, hat das Volk versäumt; es hat unterlassen, die Macht des Despotismus bis in seine untersten Pfeiler zu zertrümmern, als die Verhältnisse ihn in die Hand des Volkes gegeben hatten. Seine Hauptkraft, die militärische, müssen wir zertrümmern, oder die Revolution zerschellt daran. Wir müssen durchzusezen suchen die Stellung aller Fürstenheere unter die Nationalversammlung, die sofortige allgemeine Volksbewaffnung, die Wahl der Offiziere durch die Mannschaft, beim Heer wie bei der Bürgerwehr, und die Vereidigung aller auf die Errungenschaften und auf die verfassunggebende Nationalversammlung. Von der Bewaffnung und der Wehrhaftigkeit des Volkes, von der Gewinnung der Heere können wir allein noch hoffen, unsere Aufgabe zu erfüllen, d. h. die Revolution nicht zu schließen, sondern fortzuführen, sie durchzuführen, bis zur Feststellung der Freiheit unter untrüglichen, sichern Gewährschaften.

Zwischen den Waffen und der Freiheit, sagte ein Sechster, wird unsere Partei bald das Verhältniß der Nothwendigkeit erkennen, aber es fehlt ihr, wenigstens ihren Vertretern im Parlament, am eigentlich revolutionären Geist, an jener Tiefe des Ernstes, der nicht bloß groß spricht, sondern groß wagt und handelt; und ganz und gar an der Subordination, an der Unterordnung unter den größeren Geist, unter den durchgreifenden Charakter. Es ist nur Ein eiserner Charakter auf unserer Seite, der zugleich die größte Einsicht damit verbindet — und dieser ist heute nicht unter uns.

Der lezte Sprecher meinte Robert Blum. Die Eifersucht gegen diesen Mann unter den wenigen Männern, die hier beisammen waren, zeigte sich groß: bei Einzelnen war es nicht Eifersucht, aber Argwohn. Mißtrauen und Eifersucht gegen ihn hatten sich schon vorn herein in diesem engeren Kreise geäußert, der sich bisher schon auf den Zimmern der rheinhessischen Abgeordneten Ziß und Mohr versammelt

hatte und in dem der Philosoph Arnold Ruge, von Trützschler und Ziß neben dem ehrwürdigen biedern Vicepräsidenten des Mainzer Gerichtshofs, dem alten Mohr, die Hauptrolle spielten. Bis dahin hatten alle Mitglieder dieses Kreises den allgemeinen Klubb der Linken besucht und nur Vorberathungen unter sich gehalten. In dieser nächtigen Stunde erst bildete sich fest — zuerst nur ein kleiner Kern — der Klubb der äußersten Linken: an demselben Tage trennten sich von dem deutschen Hof auch diejenigen Mitglieder, die später den Klubb Westendhall bildeten, darunter Einige aus Eifersucht auf Blum, Andere, weil sie diesen zu folgen einen Zug in sich fühlten. Alle die Lezteren sagten, er gehe ihnen zu weit; die Ersteren sagten, er gehe ihnen nicht weit genug.

In jener tiefen Nachtstunde waren Männer zusammen gesessen, die bisher gezeigt hatten, daß sie nichts schrecke, nichts besteche, nichts ermüde, nichts ihnen die Hoffnung und die Freudigkeit des Handelns raube, nichts den Muth und die Kühnheit. Alle waren durch ihre höhere oder hohe Begabung der Natur, mehr als einer noch überdieß durch anererbte große Glücksgüter, in der Gesellschaft höher, theils selbst glänzend und hoch gestellt, und Adolph von Trützschler war kurz zuvor von einem Herzog der thüringischen Staaten die Bildung eines Ministeriums angeboten worden. Kenntniß der Menschen, selbst die Schlauheit des Fuchses, in großen politischen Kämpfen ein Lob und kein Tadel, hatten Einige darunter in nicht seltenem Grad; auch Ehrgeiz des Wirkens und Geltens. Aber mit Unrecht hat man ihnen mehr oder weniger unreine Beweggründe unterschoben; nicht Einer hatte sie, aber Alle ein Herz, von der Sache des Vaterlandes und des Volkes voll; und solche, die mit anderer Ansicht von diesen Männern sich Monate lang in ihrer Nähe bewegt hatten, haben stets, wie sie diesen Kreis, oder nur Einzelne berührten, das Zeugniß abgelegt von dem tiefen Ernst, von der geistreichen schönen Geselligkeit, von der liebenswürdigen Brüderlichkeit, von der Selbstverläugnung und der hohen Sittlichkeit des Wollens und Handelns dieser Männer, deren vorragende geistige Fähigkeiten sie nie bezweifelt hatten. Man hat diese Männer der freiesten Moral und des Atheismus beschuldigt. In dem Hauptpunkt, den man gewöhnlich unter dem Erstern versteht, hätten die meisten derselben stets von den Mitgliedern der rechten Seite zum Vorbild

reiner Sitte genommen werden dürfen; sie hatten hierin etwas Altrepublikanisches; der Gott der entarteten Kirchen und der Priester war nicht ihr Gott, sie waren priesterfeindlich, nur wenige kirchlichreligiöse waren darunter, die andern hatten die Religion der Idee, den Kultus des Geistes; die Religion war in ihnen nicht als Dogma, sondern als Leben, als That; die Liebe, die Alles zu thun und zu opfern fähig ist um der Brüder willen — die Liebe war ihre Religion: viele, die, wenn sie eine andere Partei ergriffen hätten, mit offenen Armen und mit glänzendem Lohn aufgenommen worden wären, zogen es vor, der Sache des Volkes und der Armen fortzudienen, als Mißkennung und Undank von Unten, Verfolgung von Oben gewiß war; mehr als einer hat diese Religion durch sein Märtyrerthum bewährt, im Feuer der Schlacht, in der Verbannung, im Kerker, vor dem Standgericht, auf der Brigittenau und an der Kirchhofmauer vor Mannheim. Der schöne brüderliche Bund der freien Männer ist jezt zerstreut, das Land der Alpen, Frankreichs und Englands für deutsche Flüchtlinge bittere Gastlichkeit und der weiträumige Boden Nordamerikas trennen die Vereinzelten von der Heimath, und nur ein Paar leben und wirken in ihren früheren Verhältnissen, auch diese nicht unangefochten.

Was sie in jener Nacht verabredet, sollte der Verabredung gemäß Keiner von ihnen als Antrag vor die Versammlung bringen. So weit war bereits die Verblendung und die Feindseligkeit gestiegen, daß Mitglieder der rechten Seite im Privatgespräch gestanden, sie seyen gegen Alles, was von einer gewissen Seite komme, zuvor eingenommen, und stimmen dagegen, bloß *weil* es daher komme.

Der Freiherr von Reden, Abgeordneter für den Harzkreis, bekannt durch Freisinnigkeit aus dem hannöverschen Verfassungsstreit, und noch mehr durch seine schönen und gründlichen staatswirthschaftlichen Arbeiten, ein Mann von liebenswürdigster Persönlichkeit, dabei in bedeutender Stellung im preußischen Ministerium des Auswärtigen, brachte einen auf so Etwas hinlenkenden Antrag in die Versammlung, als Mitglied des linken Centrums, ohne äußeren Zusammenhang mit jenen Männern der äußersten Linken. Nachdem er die *äußere* Nothwendigkeit einer Volksbewaffnung begründet hatte, that er die *innere* Nothwendigkeit dar, wie allgemeine Grundsäze von der Nationalversammlung aus, von wo sie allein ausgehen können, selbst für die Staaten

festgestellt werden müssen, welche in der Volksbewaffnung schon etwas gethan. Wir müssen uns, schloß er, gegen innere und äußere Feinde schüzen. Den innern Feinden werden wir nur dadurch begegnen, wenn wir das eintreten lassen, was in der Zeit der ersten Erhebung als einer der wichtigsten Wünsche ausgesprochen worden ist, nämlich allgemeine Volksbewaffnung. Nur durch diese, sage ich, können wir die innern Feinde und Gegner der jezigen gesezlichen Ordnung niederkämpfen. Was die äußern Feinde betrifft, so wird es keinen ehrenwerthen deutschen Mann geben, der angriffsweise ein anderes Volk in seinen Rechten und Gränzen beunruhigen wollte. Wir werden keine Angriffskriege führen, allein es stehen uns Vertheidigungskriege bevor.

Vischer von Tübingen verlangte in gleichem Sinn, daß der Sache der Volkswehr ihre oberste Einheit in einem Chef gegeben werde, der, von einem Kriegsrath umgeben, alsbald Deutschland in Wehrkreise theile und die allgemeine Volksbewaffnung nach den Beschlüssen der Versammlung durchführe; lieber heute als morgen, lieber in dieser Stunde als in der nächsten; denn eine Viertelstunde jezt verlieren heiße ein Jahrzehent verlieren. Selbst der preußische Militär, Major Teichert von Berlin, der schon vierzehn Tage zuvor einen Antrag auf Umwandlung der Heerverfassung gestellt hatte, sprach: „Als sorgfältiger Beobachter des immer noch guten preußischen Heeres habe ich die Bemerkung gemacht, daß auch wir Soldaten uns dringend nach der Einheit, die ganz Deutschland verlangt, sehnen, die in einer Einheit des deutschen Heeres erst eigentlich ihre Verkörperung findet. Der Soldat will an allen Freiheiten Theil nehmen, die allen andern Ständen verheißen sind, und die diese schon zum Theil genießen. Uns bindet noch der heilige Eid, der einzige, den wir dem Könige geleistet, dem Sie uns unter allen Umständen treu gesehen haben. Das sey Ihnen Bürge, daß wir auch dem Eide treu seyn werden, den wir nun allenfalls einer andern hohen Behörde auf ihre Anordnung leisten werden. Geseze müssen zunächst die Schranken fallen machen, die überall noch zwischen Bürger und Heer existiren. Volkswehr und Soldaten müssen einander nicht mehr mißtrauisch, ich möchte sagen, feindlich gegenüber stehen wie jezt. Die Institutionen des Heeres müssen volksthümlich werden. Wir müssen vor allen Dingen mit der Bürgerwehr gemeinsam für innere Ordnung

und Aufrechthaltung des Rechts bei uns selbst sorgen, dann werden wir auch stark seyn gegen jeden Feind nach Außen."

Kerst von Birnbaum, wie Teichert, Mitglied der Rechten, hatte zuerst diesen äußern Feind genannt: er hatte davon gesprochen, daß der Rückzug der deutschen Truppen aus Nordschleswig und Jütland auf die Drohung Rußlands erfolgt sey. Mit Nachdruck sprach er das bedeutsame Wort, das nur ein kleiner Theil begriff: „Wenn Rußland einem Volke von vierzig Millionen droht, so weiß es durch seine Diplomaten, daß es drohen darf". Er beantragte, um dem Ausland gegenüber würdig zu stehen, es solle sofort ein Ausschuß für die Organisation der deutschen Landmacht niedergesezt und diesem Ausschuß aufgegeben werden, schleunigst diejenigen Mittel und Wege zu berathen, und darüber Bericht zu erstatten, welche die Verwendung des Heeres von dem Willen der einzelnen Territorialregierungen unabhängig machen.

Da erschracken die Führer der Reaktion über solche revolutionäre Stimmen aus ihrem eigenen Lager. Durch von Auerswald hatten sie längst einen Antrag einbringen lassen, der bloß den Schein einer Maßregel hatte, und durch diesen Schein täuschen sollte, damit nichts Nachdrückliches beschlossen würde. Auerswald erklärte sogleich den Antrag Kersts für nicht dringlich, sprach von der Möglichkeit eines großen europäischen Krieges, und von seiner Ueberzeugung, daß Deutschland fortan keinen Krieg führen werde, der den Sympathieen des Volkes entgegen trete, und daß es aus jedem Kriege siegreich hervor gehen werde, weil in der lezten Instanz in Deutschland Alles zur Waffe greifen werde, um die Selbstständigkeit nach Außen herzustellen; aber ein Krieg sey etwas Entsezliches, der eine ganz allgemeine Volksbewaffnung herbeiführen könne, das wisse nur der richtig zu beurtheilen, der die Entsezlichkeit eines allgemeinen Volkskriegs kenne, und darum beantrage er nur, um solchem extremen Zustand vorzubeugen: einen Ausschuß zu wählen, der den gegenwärtigen Zustand der Wehrhaftigkeit der deutschen Bundesstaaten prüfe, und diejenigen Maßregeln, welche für die Sicherheit Deutschlands nach Außen nothwendig und dringend erscheinen, sofort einleite, und zwar solle dafür wo möglich ein reiner Militärausschuß gebildet werden. Daß ein von uns niedergesezter Ausschuß nicht bloß die Militärverhältnisse zu prüfen, sondern auch Maßregeln zu

Verbesserung derselben einleiten soll, sagte Rösler von Oels, ist nichts weiter, als daß wir die Executive in militärischer Hinsicht in die Hand bekommen.

Diese Taktlosigkeit eines zwischen allen Schattirungen der Linken hin und her schwankenden Mitglieds verdarb viel: bei der Berührung der Executive schrack mancher zurück, als hätte er auf eine Schlange getreten. Schon der in der Ferne gezeigte europäische Krieg, das Schreckbild der Macht Rußlands, und der allgemeinen Volsbewaffnung und des Volkskriegs, deren „Entsezlichkeiten" General Auerswald vorgemalt hatte, waren auf nicht Wenige von entmuthigender Wirkung gewesen, auf solche, die nicht wußten, daß die Freiheit, die Selbstständigkeit und die Ehre Deutschlands auf einem und demselben Felde zu holen seyen, auf dem Waffenfeld, und daß durch Schmiegsamkeit und Friedsamkeit nichts bezweckt werde, als um so gewisserer Verfall unter russische Botmäßigkeit. Wenn man Lichnovsky's Stimme hörte, der für den reaktionären Antrag des bloßen Erwägens der Militärkräfte und wieder gegen jeden Gedanken, die Executive in die Hand zu nehmen, in seiner Art eiferte, so entschuldigte man Blicke auf der Linken, welche auf die rechte Seite hinsahen, als auf den Herd des Vaterlandsverraths, als auf die Hexenküche der Knechtschaft. Noch stieg der alte Behr von Bamberg auf die Rednerbühne und ermahnte die Versammlung, daß vor allem Andern der zu wählende Ausschuß zu beauftragen sey, ein Gesez darüber, wie die Volkswehr in ganz Deutschland geschaffen werden müsse, vorzulegen; zweitens aber, daß ein Termin festgesezt werde, binnen welchem dieses Gesez vollzogen seyn müsse; drittens, daß auf jeden Fall eine spätere Verminderung des stehenden Heeres jezt schon dem Volk in Aussicht gestellt werden müsse, damit es nicht lange klage: Wir müssen zahlen, und zugleich auch dienen. Da war Geschrei auf der Rechten, auf die sich auch der im Kerker ergraute Behr verirrt hatte: „Das ist etwas Neues! Abstimmung! Das ist etwas ganz Neues!" Die Rechte lärmte auch an diesem Tage wieder so, daß manche Redner nicht zum Worte zu kommen vermochten. Es gehörte die Energie Ludwig Simons von Trier, die scharfe Schneide seiner mächtigen Stimme dazu, um gegen Auerswalds Antrag gehört zu werden, zu beweissen, daß dieser die Wehrverfässung eigentlich ausschließe, und für den Schuz nach Innen nichts gebe.

Die Nationalversammlung beschloß, daß wegen Dringlichkeit der Sache zur Begutachtung der Wehrhaftigkeit des deutschen Vaterlandes und zur Prüfung aller Fragen, die mit der Volksbewaffnung im Zusammenhang stehen, sofort ein Ausschuß gewählt werde, mit der Competenz, die Organisation der Volkswehr und die Mittel für die zu sichernde Verwendung des Volksheeres zu berathen, Untersuchungen über die Wehrhaftigkeit Deutschlands und die Verbesserung derselben anzustellen, und den Zustand der Sicherheit Deutschlands nach Außen und im Innern zu erwägen. Kaum hatte sie dieses mit großer Mehrheit beschlossen, so beantragten die Führer der Reaktion, so sehr der Präsident Gagern widerstrebte: da dem Ausschusse ein so weites Feld seiner Thätigkeit zugewiesen und zu besorgen sey, daß der Bericht desselben sehr lange ausbleiben werde; so möge ihm aufgegeben werden, vorerst nur über den Zustand der augenblicklichen Wehrhaftigkeit und über den Zustand der Sicherheit Deutschlands nach Außen abgesonderte Berichte zu erstatten. Und die Mehrheit bejahte dieß, und war, als die Gegenprobe gefordert wurde, so verblendet, über die geringe, aber einsichtige Minderheit, die sich gegen diesen Antrag erhob, zu lachen; ein tragisches Lachen, großentheils ahnungslos; ohne einen Gedanken daran, daß sie eben damit das Wichtigste in den Reformbestrebungen des Vaterlands aus der Hand gegeben hatten. Denn damit hatte sie selbst die Organisation der Volksbewaffnung, d. h. die Verwirklichung der Volkssouveränität, in's unbestimmte Weite hinaus gerückt, und die Unabhängigmachung des Volksheers von dem Willen der einzelnen Territorialregierungen thatsächlich aufgegeben, die jezt noch leicht möglich gewesen wäre, von nun an schwer.

In den Ausschuß selbst, der für Heerwesen und Volksbewaffnung gewählt wurde, gelang es der Rechten dreizehn aus ihrer Mitte zu bringen; bis auf einen aus dem linken Centrum, und einen aus der Linken verdrängten sie alle Candidaten dieser Seite, die Wochen verrollten, dieser Ausschuß erstattete keinen Bericht.

Was half's, daß die Nationalversammlung an demselben Tage, wo sie vergaß oder niemals wußte, daß eine Gewalt nur dann eine Gewalt ist, wenn ihr eigene Kräfte zur Vollziehung ihrer Beschlüsse zu Gebot stehen — was half es, daß sie slavisch-deutsche Lande durch einen Beschluß an sich band, die man von Deutschland abzuziehen

arbeitete? Wenn die Versammlung nicht bereits in der Mehrheit unempfänglich gewesen wäre, so hätte sie müssen unter den Worten erwachen, mit denen Jeitteles aus Olmütz, ein edles deutsches Herz und ein scharfer und klarer Geist, sie auf wunden Stellen traf. Er wünschte ihr, daß die dießjährige Kartoffelernte so reich ausfallen möchte, wie die Zahl der Reden in der troz der brennenden Noth des Volkes redseligen Versammlung. Er bewies ihr wie unzweckmäßig sie die Ausschüsse zusammen gesezt, und wie zweckwidrig gewisse Fragen an gewisse Ausschüsse gewiesen worden, wie zwar Männer von Ruf, Geist und Kenntnissen der eine und der andere Ausschuß unter sich zähle, wie aber diesen die Kenntniß der Spezialitäten abgehe, um die es sich gerade in dieser und jener Frage handle. Er bedeutete sie, wie in den Umtrieben gegen die Nationalversammlung in vielen Landschaften einzig die aristokratisch-jesuitische Partei es sey, welche hier wie überall ihre Hand im Spiele habe, wie man den Leuten vorgeschwazt habe, sie würden außer ihrem österreichischen Kaiser noch einen frankfurter Kaiser bekommen und zu bezahlen haben; außerdem würden sie von Frankfurt aus evangelisirt werden; und endlich werde man in Frankfurt doch nicht zu einem gemeinsamen Ziel sich vereinigen. Er schlug vor, zur Beseitigung von Zweifeln und Mißverständnissen, die sich namentlich unter der mährischen und böhmischen Bevölkerung kund gegeben haben, sich über drei Punkte auszusprechen: 1) daß die Nationalversammlung nicht daran denke, irgend welche drückende neue Lasten dem Volke aufzubürden; 2) daß die Nationalversammlung dahin wirken werde, das Volk von unbilligen, auf ihm haftenden Lasten zu befreien; 3) daß die Nationalversammlung jede religiöse Meinung achte, und nicht dulden werde, daß irgend ein Gewissenszwang geübt werde. Er schloß mit dem schönen Wort: „Meine Herren, ich liebe mein Vaterland, nämlich das große, einige Deutschland. Ich kenne kein größeres Glück, als das, ein Deutscher zu seyn. Preußen, Oesterreich und alle andern Herzogthümer und Ungethümer, wie sie heißen mögen, sind nichts als Irrthum.“ Aber die Schwarz-Weißen und die Schwarz-Gelben und die Hamburger beherzigten diese treffenden Worte nicht: die Mehrheit der Versammlung that nicht sofort, was er weise beantragte; sie beschloß, dem Legitimationsausschuß die Wahlangelegenheit in den zum deutschen Bund gehörigen, von Deutschen und

Slaven bewohnten Ländern, in denen die Wahlen verweigert worden, zur Begutachtung zu übergeben, und es fielen große Worte, daß kein Fuß, keine Scholle deutscher Erde wegkommen dürfe; daß, wie der alte Arndt in das Breite redete, der Grundsaz in Deutschland festgehalten werden müsse: Was ein Jahrtausend zu uns gehört hat, und ein Theil von uns gewesen ist, muß ferner zu uns gehören; wir müssen die Deutschen in Böhmen schüzen. — Wohl, sagte Hartmann von Leitmeriz, wenn wir etwas gegen Böhmen aussprechen wollen, müssen wir vorerst wissen, welche Macht uns nöthigenfalls zu Gebote steht. Wenn wir einmal in Beziehung auf Holstein gezeigt haben, was wir vermögen, dann können wir auch in Böhmen eingreifen.

Man fuhr fort auf solche Fingerzeige nicht zu achten, dabei Allerlei zu beschließen, über völkerrechtliche Fragen sich zu streiten, über die Einverleibung Posens in den deutschen Bund, über die Zulassung der Abgeordneten von Posen und Limburg, und über das Verhältniß dieses Herzogthums zu dem Königreich der Niederlande. Unverhältnißmäßig weitläufig wurde die limburgische und posen'sche Frage behandelt, zwei Fragen an und für sich von großer Wichtigkeit, aber sowohl die Lage der deutschen Sache, als die Stellung der Nationalversammlung zu dem deutschen Volke, das rasche Befriedigung seiner Forderungen erwartete, und bei dem, geschah es nicht, die Nationalversammlung täglich mehr verlieren mußte, geboten, klüglich über die Entscheidung dieser Fragen wegzueilen, sie zurück zu stellen, mit Staatsweisheit zu handeln, d. h. nicht kleinere juridischgelehrte Bedenken, sondern die Hauptsache, das große Ganze des Vaterlands zur Richtschnur zu nehmen. Die posensche Frage wurde mit solcher Heftigkeit geführt, daß man daraus schließen mußte, der kleinste Theil sey über die Sachlage sich klar. Umsonst drängten die Enthusiasten und die spezifisch Preußischen auf sofortige Einverleibung von ganz Posen. Sie scheiterten, so beredt Nerreter von Fraustadt sie vertrat, an der scharfen, die einzelnen Punkte der Frage klarst markirenden Beredsamkeit des Mainzer Ziz, der in den vielstimmigen Enthusiasmus, mit dem Nerreter von der Rednerbühne herab begleitet wurde, als Erstes das abkühlende Wort hineinwarf: „So lebhaft die Sympathie seyn mag, die wir gewiß alle für unsere deutschen Brüder, in welchen Landen sie auch wohnen, fühlen, so ist

es gewiß nicht die Sympathie, welche uns bei Lösung von staatsrechtlichen Fragen leiten darf; denn die Gränzfragen eines Volkes und seiner Nationalität sind keine Fragen der Sympathie. Es handelt sich nicht von der Vertretung deutscher Brüder, sondern deutscher Landestheile."

Mit der ganzen Gewandtheit des berühmten rheinischen Rechtsanwalts zerlegte er seinen Vorredner, und strafte er diejenigen von der rechten Seite, die in dem, was für Deutschland das Nothwendigste war, Berge von Bedenken vorfanden oder aufthürmten, bei dieser Frage aber leicht hinweg hüpfen wollten über den Rechtsboden, den sie sonst stets mit sich führten.

Kaum hatte Ziz geendet und die staatsrechtliche Vorfrage, ob, Posen in den deutschen Bund einzuverleiben, die Versammlung für recht erachte, an den völkerrechtlichen Ausschuß verwiesen: da lärmte auf der Rechten und in der Mitte vielfacher Ruf nach Abstimmung, sie wollten sofort ganz Posen einverleibt, die Abgeordneten Posens zugelassen haben. Die Linke widersprach. Der Präsident Gagern selbst sprach gegen die Rechte, daß es sich zunächst nur um die Vorfrage handeln könne, wie Ziz ausgeführt. Mittermaier, als Berichterstatter, sagte dasselbe. — Meine sehr ernsten Zweifel werden Sie prüfen, Sie werden sich nicht von Theilnahme hinreissen, irre führen lassen, ohne gründlich die Hauptfrage erörtert zu haben. Mag die Frage so schnell gelöst werden als möglich, mag der Ausschuß seine Aufgabe beschleunigen, an uns soll es nicht liegen — aber übereilen wollen wir uns nicht, keinen Grundsaz auch nur präjudiziell aussprechen, den wir möglicher Weise später auch nur als Inconsequenz zu beklagen hätten — so hatte Ziz geschlossen, nachdem er bewiesen, daß selbst die vorläufige Zulassung der Posener Abgeordneten die ganze Posener Frage anscheinend löse, die Abgeordneten selbst in eine falsche Stellung bringe, und die Nationalversammlung in die Lage seze, ihnen jezt das Recht der Theilnahme an den Berathungen und der Abstimmung zu geben, um sie dereinst vielleicht wieder aus der Paulskirche entfernen zu müssen. Und Mittermaier schloß, ich bitte, meine Herren, weisen Sie diese Frage zur baldigen Erledigung an einen Ausschuß, der baldigst ein Gutachten zu geben hat. Wenn gewünscht worden ist, daß es bald geschehe, dann ist kein Grund, warum es nicht bald geschehen soll.

Nochmals ergriff der Präsident das Wort, um in gleichem Sinne zu sprechen, und als er einen weiteren Redner aufforderte, entstand in der Mitte und auf der Rechten vielseitiger Ruf: „Abstimmen!“ Das Geschrei vergrößerte sich, die aristokratisch-kirchliche Partei bedrängte den Präsidenten, der sich gegen dieses tumultuarische Wesen der Rechten redlich sträubte. Die kirchlich-aristokratische Partei, deren Stimmträger jener Herr von Mühlfeld dießmal war, der so lange im deutschen Hof ausgehalten hatte, bestand auf Abstimmung, ob die posenschen Abgeordneten vorläufig zuzulassen seyen. Wesendonk, Mitglied der äußersten Linken, eilte auf die Rednerbühne, seine Absicht war, Abstimmung mit Namensaufruf zu verlangen. Die Unruhe wuchs zur höchsten Aufregung; denn als die Rechte sich erhob und schrie, mit Stampfen und Zischen: „herunter, herunter!“ — da erhob sich auch die ganze Linke und das Centrum, Wesendonks Worte wurden durch furchtbares Getöse von der Rechten überlärmt, und kaum drang der mächtige tiefe Ton Heinrich von Gagerns durch, der Wesendonk das Wort rettete; auf wenige Sekunden; denn kaum hatte er gesagt, auf die Geschäftsordnung des Hauses gestützt: „Wenn ich auf namentliche Abstimmung dringe, so muß ich, so kann ich sie nur dann verlangen, ehe zur Abstimmung geschritten wird“ — so nahm das Getöse zu. Venedey von Köln, ein bei der Rechten beliebtes Mitglied des linken Centrums, wollte die Rednerbühne besteigen. Ich bitte, dem Herrn Venedey das Wort zu geben! — rief durch das bildungslose Getümmel der Rechten wie flehend hindurch der Präsident der deutschen Nationalversammlung. Schlagen wir nicht die Sache todt durch eine Abstimmung mit Massen, sprach Venedey, es handelt sich hier um eine Frage, die eine Lebensfrage für Deutschland ist, meine Herren, es ist sehr klar, was Sie gewollt haben, Sie wollten die Frage übers Knie brechen!

Da schrieen hundert Stimmen von der Rechten: „Zur Ordnung! Herunter!“ — „Das ist meine Ueberzeugung“, sprach Venedey, aber seine weitern Worte wurden unverständlich gemacht, durch einen Lärm, der in Sturm überging, der alles verschlang. Da klang über die etwas ausgetobte Rechte die schrecklich besonnene Stimme Simons von Trier hin, die sie später das Lokomotivpfeifen der Revolution nannten. „Meine Herren,“ rief er, „nach der Geschäftsordnung hätten diejenigen von Ihnen, die sich vor Beginn der Verhandlung einge-

schrieben hatten, das Wort nicht erhalten können, wenn die Linke nicht damit einverstanden gewesen wäre. Wir haben Ihnen das Wort gegeben, und Sie wollen uns nun zum Schweigen trommeln?" — „Warten Sie! es ist noch nicht aller Tage Abend!" rief Venedey nach der Rechten hin. Der Präsident rief ihn zur Ordnung. „In diesen Räumen sollte nicht gedroht werden" ... sprach Plathner von der Tribüne. „Terrorisirt noch weniger", rief Herr v. Trützschler hinauf. „Terrorisiren?" fuhr Plathner fort. „Wissen Sie, was terrorisiren heißt? Wenn sich die Minorität der Mehrheit nicht fügen will." — „Mit den Füßen debattiren, das heißt terrorisiren!" rief Zimmermann von Stuttgart. „Sie geben Gründe mit den Füßen, das ist unwürdig", rief Robert Blum. Lette von Berlin, eine wohlwollende, und wissenschaftlich bedeutende Persönlichkeit von der Rechten, leitete versöhnend seine Partei zum Maaß zurück. Gegen die, welche, weil ihre Legitimationsurkunde und alles Andere der Wahl formell in Ordnung war, die Posener Abgeordneten, so weit sie da waren, vorläufig zulassen wollten, bemerkte Blum schlagend: „Es sind vier Demarkationslinien gezogen, von denen nur zwei formell in den deutschen Bund aufgenommen sind; welche wollen Sie nun gelten lassen, und für welche wollen Sie die Abgeordneten zuziehen?" — „Die Posener Abgeordneten," sprach Simon von Trier, „müssen so lang aus der Sizung wegbleiben, bis wir das Großherzogthum Posen ganz, oder zum Theil zu Deutschland aufgenommen haben." — Da brach die Rechte in neue große Unruhe aus. Aber Robert Mohl von Heidelberg, der zur Rechten sich hinneigte, bestätigte die formellen Gründe Simons. Die Versammlung wies die Frage über die endgültige Zulassung der polnischen Abgeordneten an den völkerrechtlichen Ausschuß, und die Abgeordneten aus Posen blieben vorläufig, ob sie gleich vor der endgültigen Entscheidung weder Siz noch Stimmrecht haben konnten.

Diese Gestalt hatte inner drei Wochen die Versammlung angenommen. Dem uneingeweihten Auge wies sich in dem Sturme des aufgeregten Meeres nur der aufsprizende Schaum der aufeinander brausenden Wogen; nicht was in der Tiefe diesem Kampf der Elemente zu Grunde lag. Aus der Stellung der deutschen Linken zu den Freiheitsbestrebungen der nicht-deutschen Völker, die in einem der nächsten Abschnitte geschildert werden, wird sich auch das aufklären.

Schon am 26. Mai hatte die Nationalversammlung einen Aus-

schuß für eine deutsche Flotte ernannt, um die dienlichen Maaßnahmen dafür zu begutachten; und am 14. Juni beschloß sie, die Bundesversammlung zu veranlassen, zum Zwecke der Begründung eines Anfanges einer Kriegsmarine die Summe von sechs Millionen Thalern auf verfassungsmässigem Wege verfügbar zu machen, und zwar drei Millionen sofort und die ferneren drei Millionen nach Maaßgabe des Bedürfnisses. Ueber deren Verwendung solle die zu bildende provisorische Centralgewalt jederzeit der Nationalversammlung verantwortlich sein.

Auch hatte die Nationalversammlung am 9. Juni unter einer Reihe mehr oder minder glänzender Reden beschlossen, erstens: die schleswig-holsteinische Sache, als eine Angelegenheit der deutschen Nation, gehöre zu dem Bereich ihrer Wirksamkeit, und sie verlange, daß energische Maaßregeln getroffen werden, um den Krieg mit Dänemark zu Ende zu führen; und zweitens verlange sie, daß bei dem Abschluße des Friedens mit der Krone Dänemark das Recht der Herzogthümer Schleswig und Holstein und die Ehre Deutschlands gewahrt, und die Genehmigung des abzuschließenden Friedensvertrags der Nationalversammlung vorbehalten werde.

So etwas erhöhte gewaltig das Selbstgefühl der Mehrheit des Hauses, man benahm sich souverän, und es wäre unglaublich, wenn es nicht gewiß wäre, noch immer hatte darin Niemand, außer den Führern der Reaktion und den Männern der entschiedenen Linken, die Klarheit, daß diese Souveränität der Versammlung, so lange sie ohne reale Grundlage, bloß theoretisch sei, nicht mehr gelte, und wirke, als eine glänzende Seifenblase. Das Souveränitätsgefühl ließen zwar bei einem Theil zweierlei Besorgnisse nicht ganz ungetrübt, die Russenfurcht und die Furcht vor der Demokratie.

Weder das Gelüste Rußlands, nach den Mündungen der Donau, nach den Slavenlanden und nach Deutschland vorzugreifen, noch die russische Macht, die jahrelange Ansammlung von Gold in der Schazkammer, von ungeheurem Kriegsmaterial in den Zeughäusern und auf den Werften, waren irgend wem unbekannt; eben so wenig, daß die Russen Deutschland als sichere Beute in Rechnung nahmen, wegen der Getrenntheit der deutschen Kräfte, wegen der Rivalität der deutschen Fürstenhäuser, wegen des Unterthanenkarakters, der unpraktischen Gelehrsamkeit und des Knechtsinns der Deutschen, welche

drei Eigenschaften russische Schriftsteller wie Diplomaten unverholen an den Deutschen als vorzugsweise Merkmale erkannt haben wollten. Niemand unbekannt war, daß die Russen an den Höfen der großen wie der kleinen Fürsten Deutschlands mehr als eine unsichtbarsichtbare Hand hatten, die den Ton angab; eben so, daß das Russenthum aus Prinzip gegen Geistesregsamkeit und gegen bürgerliche Freiheit auftreten mußte. Die Linke war sich auch darüber klarer, als irgend wer im Parlament. Auch darum geißelte sie die Gelehrten-Gründlichkeiten, das Schulgezänke der Verfassungsentwerfer, das kostbare Wochen thatlos verstreichen ließ; auch darum drang sie vor Allem auf Waffen, Waffen und nichts als Waffen; auf die Schaffung einer wirklichen Macht mit Flotten, Heeren, Kanonen, Geld, und um Quellen für das leztere flüssig zu machen, auf Förderung und neue Wege der Industrie und des Handels vor allem Andern. Sie wußten aber auch, daß man, wie in England, so in Petersburg, durch den Aufschwung des deutschen Volkes im März überrascht, betroffen war, und daß nur Thaten statt der Worte, Muth statt der Furchtsamkeit von Seiten der deutschen Nationalversammlung dazu gehörten, um den russischen Koloß zu bannen, seine Diplomaten freundlich zu machen und die Sympathie Europas zu erwerben. Die Furcht, ja die Feigheit, die ein Theil der Deutschen Rußland gegenüber durchblicken ließ, wurde von jenen Männern darum um so mehr verdammt.

Die Furcht überhaupt war manchem Mitglied auf der Rechten wie Vielen außerhalb der Paulskirche, durch ihre bisherigen Verhältnisse, durch die Kanzlei-, Geschäfts- und Gelehrtenstube angekränkelt. Wie unheimlich erschienen ihnen die Demokraten, besonders die aus der untern Volksschichte! Der Beifall wie die mißfälligen Stimmen der Gallerien schienen ihnen so gefährlich, daß sie von einem „Druck von Außen“, von einer „Tyrannei der Massen“ redeten und träumten, daß sie die Freiheit der Verhandlungen, ja die Person der Einzelnen für bedroht erklärten, und Anträge stellten zum Schuz der Nationalversammlung, und zwar als dringlich vor Allem; aber noch wurde die Furcht bei der Mehrheit von der Scham überwogen, sie gieng über die Frage der bedrohten Sicherheit der Versammlung, wie sich der Präsident ausdrückte, zur Tagesordnung über, zum Entsezen Einzelner, denen in Wahrheit unheimlich war. Denn auf die Pfingstwoche war ein demokratischer Congreß nach Frankfurt

ausgeschrieben, der auch durch Abgeordnete aus ganz Deutschland zahlreich beschickt wurde. Die Pfingsten waren als Unglückstage für die rechte Seite von der eigenen Angst einiger ihrer Mitglieder bezeichnet. Da hörte man sagen: Am Pfingsten versuchen sie etwas! Ja, hieß es dort, Hecker soll schon in Frankfurt sein. Volksversammlungen, die in der Nähe von Frankfurt auf Pfingsten ausgeschrieben waren, so wie in der Pfalz, vermehrten die Sorgen. Zugleich war in Mainz in denselben Tagen die allgemeine deutsche Nationalbuchdruckerversammlung und auf der Wartburg bei Eisenach, von wo sie in einem Tage in Frankfurt sein konnten, tagte ein Congreß von Studierenden aller deutschen Hochschulen: es waren wirklich über fünfzehnhundert Studenten dort anwesend. Aber die gefürchteten Pfingsten und die Pfingstwoche giengen ohne Gefahr vorüber, ohne republikanische Schilderhebung, ohne irgend eine ungesezliche Kundgabe, ohne die zahlreichen Zuzüge aus entfernten Gegenden auf Frankfurt, von denen das böse Gewissen die Gespenster gesehen.

Denn manchem Abgeordneten war es nicht wohl in seinem Gewissen. Er hatte sich von den Feinden des Volkes umgarnen lassen. Den einen und andern wohl, von dem man es laut sagte, zog die Eitelkeit und der Ehrgeiz seiner Frau von dem Pfad ab, den er zu wandeln feierlich seinen Wählern gelobt hatte. So einer ganz an's Aeußere verlornen Frau war es nicht zu viel, auf Kosten seines bessern Bewußtseyns, seiner Ehre, seines Credits bei den früheren Freunden und bei dem Volke ihn zu Abstimmungen zu verführen, die ihr und ihm die Salons der Bundestagsgesandten und die glänzenden Tafeln der Frankfurter Hocharistokratie öffneten, und dabei die Aussicht auf einen glanzvollen Titel oder Posten aus Fürstenhand. Wie das Gewissen, wie die Scham rang mit der Hingabe an die Partei, der sie sich überliefert hatten, das zeigte sich darin, daß oft Abgeordnete in den Klubbs der Rechten oder im Gespräch mit den sie bearbeitenden Führern, denen sie sich gerne empfohlen hätten, zusagten, gegen einen Antrag der Linken zu stimmen, und in der Paulskirche dafür stimmten, oder für einen Antrag der Rechten zuvor sich engagirten, oft wenige Minuten noch vor der Abstimmung, und dann, mitten in der Entscheidung, gegentheilig stimmten, wenn sie sahen und hörten die Verwunderung, den Aufschrei der Entrüstung auf den Bänken ihrer bisherigen politischen Freunde, auf den Gal-

lerien bei der ersten Stimme, die vom Volk abfiel; wenn ihr Blick auf die Journalistenloge fiel, deren zahlreiche Federn jede auffällige Abstimmung durch Deutschland, in ihren Wohnort, in ihren Wahlkreis trugen. Hätte es vornherein geheim bleiben können, oder hätte man es, wenn es zur Rechtfertigung gekommen wäre, in Zweifel zu ziehen, zu läugnen vermocht: manche Abstimmung wäre noch ganz anders ausgefallen. Denn bei mehr als einem Antrag der Linken blieben manche Leute sizen, wenn zuerst durch Aufstehen darüber abgestimmt wurde, die nachher, wenn über denselben Antrag wegen Zweifelhaftigkeit des Ergebnisses durch den markirenden Namensaufruf gestimmt wurde, dafür stimmten.

Die Aeußerungen von Wählern über die Haltung ihres Abgeordneten, zuerst Tadel, dann Warnungen, selbst Vorwürfe über Vertrauenstäuschung, häuften sich schon nach den ersten Wochen: schriftlich und persönlich zogen die Wahlbezirke ihre abgefallenen oder wankenden Abgeordneten zur Verantwortung, nicht einzeln dieser oder jener Wähler, sondern in Massen traten die Wähler zusammen, um das Verhalten ihres Bevollmächtigten für die Nationalversammlung in Erwägung zu ziehen, zu beschließen, und ihren Abgeordneten zu beschicken. Da das auch in Frankfurts nächster Umgebung an mehreren Orten vorkam, so hatte die Nationalversammlung durch diesen Augenschein eine Vorstellung von dem, was anderswo geschah. Aber auch an die ganze Versammlung sezten die Volksvereine durch ganz Deutschland die Hebel der öffentlichen Meinung an durch Zuschriften, Erklärungen, Wünsche, Forderungen und Erläuterungen für die das Volk Mißverstehenden.

Wie? sollen wir nur die Briefträger, die Bedienten unserer Wähler sein? sagten da die sich betroffen Fühlenden. Es wäre eine Schande, seine Stellung so aufzufassen, bestärkten sie diejenigen, die sie zu ihren Zwecken gebraucht hatten und weiter brauchen wollten. Das Volk hatte meist Recht: denn es hatte seine Abgeordneten theils auf seine eigenen, theils auf der Bewerber gedrukte Programme, nach deren Anerkennung, gewählt. Das süddeutsche Volk hatte von Anfang an, ehe es die Vollmacht gab, die Sendung nach Frankfurt nicht anders angesehen, denn als eine Bevollmächtigung; und sich klar und entschieden darüber ausgesprochen, dem Bevollmächtigten, wenn er dem Vertrauen nicht entspreche, das Vertrauen zu entziehen, falls er auf neue Zuschriften,

Weisungen, Warnungen nicht achte. Diese Ansicht hing folgerichtig mit der Ansicht von der Souveränität des Volkes zusammen. „Ruft", sagten die Wähler, „der souveräne Fürst seinen Bevollmächtigten ab, und ersezt ihn durch einen andern, sobald jener sich des Vertrauens unwürdig zeigt: so rufen wir, das souveräne Volk, unsere Bevollmächtigten, die aus unserer, und aus keiner andern Hand, die Vollmachten empfangen, und unsere Instruktionen schon zuvor für den Fall ihrer Wahl angenommen und genau zu befolgen sich verbindlich gemacht haben, mit Recht ab und erklären unsere Vollmachten für ihre Person als erloschen, sobald sie entweder nicht gemäß dieser Vollmachten oder geradezu entgegen diesen Vollmachten, nicht nur über sie hinaus, sondern sogar ihnen zuwider, schroffst zuwider stimmen und handeln."

Es saßen viele Abgeordnete aus ganz Deutschland da, die, wenn sie auch äußerlich es vergessen zu haben schienen, es innerlich nicht vergessen hatten, daß sie unter dieser ausdrücklichen Bestimmung ihre Vollmachten empfangen und übernommen hatten.

An andern Orten erwarteten die Wähler wenigstens von dem Ehrgefühl ihres Abgeordneten, daß er von selbst seine Vollmacht abgeben werde, wenn er sich vergewissert habe, daß er das Vertrauen der Mehrheit seiner Vollmachtgeber nicht mehr habe; das Volk hatte keine Ahnung von der politischen und sittlichen Größe, die zu sagen im Stande wäre, „man behalte seine Vollmacht so lang, bis der lezte Wähler schriftlich sein Vertrauen entziehe."

Dahin, wo man sie nicht kannte, giengen diejenigen, die links gewesen und rechts geworden waren: dahin wo man sie kannte, giengen die andern Freunde des Volkes. Die Rechte schwärmte, als die Pfingsttage kamen, dahin aus, wo man größtentheils auch sie nicht kannte, den Rhein hinab, den Rhein hinauf, nach allen Theilen des schönen südlichen Deutschlands, nur nicht dahin, wohin die Linke sich zog; die Rechte schwärmte in die Bäder, in die Gebirge, selbst in die Schweiz und ins Tyrol solche, die aus dem Norden gekommen waren.

Am Abend des 9. Juni wurden die Sizungen bis zum 14. vertagt, angeblich damit der Verfassungsausschuß arbeiten und Vorlagen machen könne; in Wahrheit aus ganz andern Gründen: die Linke kannte sie.

In diesen Tagen war das Gerücht unter die Linke gekommen, daß da, wohin früher ein Congreß ausgeschrieben war, zu Dresden,

als dem Ort, wohin jezt Niemand sein Auge richte, ein fürstlicher Gesandtenkongreß der Reaktion im tiefsten Geheimniß gehalten worden sei, unter dem Vorsiz des russischen Gesandten. Ob es wahr war oder falsch, die Zeit wird es lehren, wenn sie es nicht schon gelehrt hat. Es sei, hieß es, dort beschlossen worden, diejenigen Abgeordneten, welche Beamte seyen, aufs strengste in Fürstenpflicht zu nehmen, hinaus zu ziehen, zu verschleppen, nichts zu Stande kommen zu lassen und die von der Nationalversammlung beabsichtigte Wahl der Centralgewalt, die provisorisch in Frankfurt sein sollte, nur dann anzuerkennen, wenn sie den Höfen genehm sei, weil sie ihren Zwecken entspreche: mit andern Worten es seien die Instruktionen verabredet worden, um die Reaktion mittelst der Nationalversammlung und mittelst ihrer Beschlüsse durchzuführen.

Die Linke vertheilte sich nach allen Regionen, um volksthümlich zu wirken.

In die Vierzig ihrer Mitglieder begaben sich in die Pfalz, unter Blums Führung. Der gastliche Sinn der freien, lebensfrohen Pfälzer hatte sie dahin eingeladen. Oesterreich, Preußen, Hannover, Hamburg, Sachsen, Mecklenburg, Württemberg, beide Hessen und Bayern — sie waren alle vertreten. Da lag das schöne Land mit den grünen Waldhöhen und den weinreichen Abhängen der Hardt, mit seinen lieblichen Weinen und seinen schönen Menschen. Es war die Kirschenreife, und die Luft so mild, so golden, daß der Nordländer es mit allen Sinnen genoß, daß er im mildesten Klima von Deutschland war, wo die Mandel gedeiht neben der Aprikose und Kastanienwäldchen grünen neben der Eiche, der Buche und der Birke; wo sie von den höchsten Punkten der Hardt den Silberlauf des Rheines, die schönen Ebenen des Elsasses, den mächtigen Saum des Schwarzwaldes, der bei heiterem Himmel so tief dunkel vom Blau absticht, mit Einem Blick überschauten und durch den Schleier weiter Ferne geheimnißvoll die Schweizeralpen durchblicken sahen. Und unten, in den Ebenen und Thälern regte sich vor ihren Augen der Fleiß der Menschen, die Geschicklichkeit der Hände, nicht weniger schöpferisch, als die Natur, in den industriellen Städten dieser Rheinpfalz. Da lagen die Punkte, an welche die deutsche Geschichte große Erinnerungen, weltgeschichtliche Momente anknüpft, aber auch traurige und warnende. Sie standen mit jedem Schritt fast auf einem Stück durch die Geschichte geweihten

Bodens. Dort vom hohen Hügel, der seinen Fuß in der Rheinfluth nezt, winkten die Ueberbleibsel der Katharinenkirche von Oppenheim, halb Ruine, mit den fensterlosen Mauern des hohen Thors, durch die grünes Gesträuch heraus wucherte, dachlos, jeder Witterung offen; hier, weiter und weiter hin Ruinen an Ruinen von ausgebrannten Schlössern und Kirchen — Erinnerungen an das Jahr 1689, an den Städte und Dörfer verheerenden Despotismus des französischen Königthums, und an die Ohnmacht des zerrissenen hundertherrigen, dem Uebermuth der Fremden preisgegebenen Deutschlands. Wichtiger, als dort links am Rhein der ehrwürdige Dom von Speyer mit seinen acht Kaisergräbern, wo der Habsburger Rudolf und der Nassauer Adolf nebeneinander schlafen, mit seiner alten, großen entvölkerten Stadt, — bedeutungsvoller sprach zu ihnen das alte Worms, wo einst vor dem Reichstag der Führer und Bahnbrecher des modernen Geistes, der Mann des Protestes und der conservativ-revolutionären That, Luther, das große Wort sprach, an das sich eine Umwandlung nicht nur Deutschlands sondern Europas hieng, und der jedem ein Vorbild abgab unerschütterlichen Muthes und Ausdauerns für die Sache der Wahrheit und des Rechtes. Bei Neustadt betraten sie, wenn auch einen weniger großen, doch in der Geschichte der neuesten Volksentwicklung immerhin bedeutenden geschichtlichen Boden, den des Hambacher Festes. Es waren jezt Männer unter ihnen, die als Jünglinge jenem Fest angewohnt hatten, und sich dessen jezt als verwirklicht freuten, was sie damals mit Wünschen und Träumen erstrebten.

Unter allen diesen Eindrücken fühlten sich die Wanderer aus der Paulskirche gehoben und getragen. Allenthalben wurden sie von der Bevölkerung mit großer Feierlichkeit empfangen, von Ort zu Ort durch die Bürgerwehren mit Musik und mit Ehrentränken, von den Frauen und Töchtern mit Blumensträußen und Kränzen begrüßt, vor allen Robert Blum. Die Einwohner wetteiferten, die Abgeordneten in ihren Wohnungen zu herbergen. Auf dem Espacher Schloß, auf dem Hügel der königlichen Villa bei Edenkoben, auf der Ruine Limburg waren große Volksversammlungen, die größte in Neustadt von ungefähr achttausend Köpfen. Drei Stunden lang sprachen hier die Abgeordneten bald kürzer bald länger zum Volke. Neben Robert Blum, welcher der Held aller war, ließ Vogt seinen Humor, seinen Wiz, seine Einfälle glänzen. Der Grundton aber in den Reden

Aller war tiefer Ernst, und es war eine ahnungsvolle höhere Stimmung in Rednern und Zuhörern, auch in dem schönen Geschlecht, unter diesen Rosen der Freude, als ob man sich damit bekränzte und schmückte, als am Vorabend einer entscheidenden Schlacht. Die leicht erregbaren Pfälzer und Pfälzerinnen, auf dem Land wie in der Stadt, äußerten zwar ein großes Vertrauen zu den Grundsäzen und dem Wollen der linken Seite des Parlaments, aber auch eine eben so große Ungeduld, von ihm Thaten zu sehen. Wir wollen, hieß es hier, in der kürzesten Zeit die Hoffnung verwirklicht sehen, welche wir auf die Beschlüsse der Nationalversammlung sezen. Wir sind jezt noch in einer stillen Revolution, hieß es dort; wird unsere Hoffnung getäuscht, so wird die stille Revolution eine stürmische werden; und in der, sezte ein Dritter hinzu, dürfte manches Staatsschifflein zerschellen, mit sammt den verblendeten Steuermännern. —

Drei Tage durchzogen die Abgeordneten die Pfalz, es war ein fortgesezter Triumphzug des Prinzips. Die Thore, die Hauptstraßen, waren festlich geschmückt wie die Rednerbühnen, aus allen Häusern flaggten Fahnen, Teppiche, die Farben der Festlichkeit, und um die Thüren und Fenster zogen sich Laubgewinde und Blumenketten, und die Söhne des Nordens und des Ostens gestanden sich gerne, daß der Ruhm der pfälzischen Schönheit und edeln Sitte nicht übertrieben war, von dem die Lieder wie die Bücher der Wissenschaft reden. Mit allen Ehren, mit denen vordem Könige und Herzoge begrüßt wurden, begrüßten Städter und Landleute die vertrauenswerthen Vertreter der Volkssouveränität, und die lezteren hatten vor den ersteren noch des Volkes ungeheuchelte und unbegränzte Liebe voraus.

Durch das ganze südliche Deutschland waren in den Pfingsttagen große Volksversammlungen auf den gelegensten Punkten: die Hunderte von Adressen, manche ernstlichst mahnend, die von da an die Nationalversammlung ausgingen, hätten können ein Spiegel für die Mängel und Fehler der leztern seyn. Weil auf mehrere Punkte am gleichen Tage vertheilt, war die Volksstimme in der nächsten Nähe von Frankfurt, zu Rödelheim diesseits, auf den Höhen von Biber bei Offenbach jenseits, weniger lautrauschend. Dagegen war die Volksversammlung oberhalb Mainz, zu Hochheim, wohl eine der größten, die auf deutschem Boden gehalten wurden. Mehr als zwölf-

tausend, meist Männer, aus Rheinhessen und Nassau, wollte man zählen. Hier sprachen Mitglieder der äußersten Linken. Der Unmuth gegen die rechte Seite der Nationalversammlung sprach aus dem Mund und aus den Geberden alles Volkes. Sie besteht fast nur aus Hofräthen, Räthen und Unräthen, hörte man sagen, und die Anträge, die, lange berathen, allseitig, mit ungeduldiger Zustimmung, angenommen wurden, können als Zeichen gelten von dem, was in diesen Tagen die Volksversammlungen kund gaben. Die Versammlung ernannte zwei altbekannte Volksmänner, einen ergrauenden und einen weißen Haupts und langen weißen Barts, die Bürger Schöppler aus Mainz und Hoffmann aus Hochheim, um die Forderungen des Volks in Adressen niederzulegen, an die Nationalversammlung und an die darmstädtische und nassauische Regierung. Das Erste was gefordert wurde, war: das von Frankreich angebotene Schuz- und Truzbündniß anzunehmen und zu erklären, daß kein freier Deutscher an einem ungerechten Kampf gegen die freien westlichen Nachbarn Theil nehmen würde. Das Zweite war: die Truppenmassen, welche man am Rhein aufstelle, gegen Osten zu schicken, wo ein wirklicher Feind die Gränzen und die Freiheit bedrohe. Das Dritte: die Staatsbeamten, welche, ohne das Vertrauen des Volkes zu genießen, immer noch in alter gewohnter Weise fortwirken, zu entfernen und durch tüchtige Leute zu ersezen. Darüber, daß die zu schaffende Centralgewalt nicht durch die Fürsten, sondern durch die Nationalversammlung, und zwar, daß dieser Executivausschuß aus der Mitte der Nationalversammlung zu wählen sey, war alles vornherein einig, so wie darüber, daß an die Stelle des jezigen Fürstenheers ein Volksheer treten müsse. Von den vielen anwesenden Soldaten bestiegen zwei die hohe, von der ungeheuern Versammlung in einem Halbkreis umschaarte Rednerbühne: der eine erklärte, daß die rheinhessischen Militärpflichtigen eine Eingabe an die Regierung gerichtet haben, worin sie den Entschluß kund geben, sich nicht eher zu stellen, als bis von der Nationalversammlung das deutsche Heerwesen geordnet sey. Der andere erklärte, und schwang den Säbel dazu, die Soldaten stehen zur Nationalversammlung; wie er, so denken seine Kameraden.

So waren die Pfingstfeiertage vorüber, nichts Unangenehmes hatte sie verkümmert, und die Abgeordneten eilten von allen Seiten her.

wieder Frankfurt zu. Das verhielten sich Einzelne selbst von der äußersten Linken nicht, daß, wenn man um Formen streite, die Sache darüber leiden müsse; daß der Zank um Formen, republikanische oder monarchische, bereits nicht zum Nuzen der allgemeinen Sache des deutschen Volkes in den Eingeweiden desselben wühle; daß nur der kleinere Theil von Deutschland, Baden, Württemberg, die Rheinlande und Sachsen, und etwa noch Franken und ein Theil von Schlesien so weit seyen, daß sie eine rein demokratische Verfassung wünschen und begreifen; daß dagegen Hannover wie Oesterreich, der größte Theil von Preußen und Bayern nicht so weit seyen, dabei die Regierungen in diesen Ländern und die Fürstenhäuser fest und mächtig an Mitteln dastehen, wenn nicht eine neue allgemeine Revolution rasch eintrete; rasch, weil nur dann leicht durchführbar ohne die schwersten Opfer; zu den schwersten Opfern aber schienen die Menschen Süddeutschlands ein noch zu weicher Stoff. Die jezige Kultur zeigte von der Religion der Alten, welche Weltfreude und Todesverachtung zugleich war, nur die erste Seite; die Religion der Meisten von heute ist wie ein Kultus der Lebenslust und des Besizes unter dem schwarzen Schatten der Todesfurcht. Für eine Revolution aber ist es das Erste, daß man zu sterben, das Zweite erst, daß man zu leben weiß.

Die Abgeordneten von der Rechten drängten dießmal so sehr als die der Linken an die Arbeit: sie konnten es nicht erwarten einen Herrn zu überkommen. Aber die ganze Pfingstwoche gieng vorüber, ohne eine größere Arbeit, und dann flossen Wochen hin bis zu einem Beschluß. Man fand bei der Rückkehr keine Vorlagen der Ausschüsse vor. Die Ausschüsse seien nicht fertig geworden, hieß es; der Berichterstatter sei krank; es habe über dies oder jenes nachträglich noch einen Anstand gegeben; es sei in der Druckerei das eine und das andere verspätet worden. — Die meisten glaubten ernstlich, an solchen Kleinigkeiten häkle sich das große Werk fest; andere sahen darin Ausflüchte, um Zeit zu gewinnen, Maskirungen der Verhandlungen, welche von den Führern der Reaktion und andern Leuten mit den Regierungen oder vielmehr Höfen von Berlin, Wien und München geführt wurden über die Schaffung einer Centralgewalt. In jeder Sizung aber waren Anträge genug als dringlich nachgewiesen worden, über die man ohne Bericht hätte berathen können.

Darum, sagten andere, ist offenbar der demokratische Congreß mit ein Beweggrund, daß keine Sizungen sind. Es hatte auch von diesem verlautet, daß eine Adresse an die Nationalversammlung übergeben werden solle und man besorgte dabei ein Volksgeleit in Masse. Der Präsident, so schien es, wollte den Congreß vorübergehen lassen, um nicht durch denselben den Druck von Außen auf die Verhandlungen der Paulskirche zu verstärken, oder sonstige mögliche Unannehmlichkeiten zu verhüten. Es sammelte sich am Freitag Vormittags, auf welchen Tag Sizung anberaumt aber Abends wieder abgesagt worden, ein nicht unbeträchtlicher Menschenhaufen vor den Thüren der Paulskirche, die er verschlossen fand.

Der demokratische Congreß, der Vormittags und Nachmittags im deutschen Hof Sizung hielt, Tag für Tag, gieng auseinander, ohne irgend ein Ergebniß wirklicher Art. Weitest gehende Anträge, unerfüllbare Forderungen wurden gestellt, äußerste Grundsäze vorgetragen, und es zeigte sich wohl, was diese Männer, darunter wissenschaftlich und litterarisch bedeutende Namen, so eigentlich wollten; aber es zeigte sich auch, daß die Mehrheit Ideen des Socialismus, des Communismus, der Demokratie und des Republikanismus, theils unverdaut, theils als Gemisch-Gemasch verworren in Herz und Kopf trug; daß sie die Bedingnisse und die Mittel, unter welchen ihre Ideen in die Wirklichkeit einzuführen allein möglich war, nicht kannten; daß sie jedenfalls nicht wußten, wie wenig von diesen Bedingnissen und Mitteln dafür vorhanden war; namentlich aber, daß sie keine Politiker waren; denn sie wollten Propaganda machen in Blousen, in demjenigen Theil Süddeutschlands, wo selbst die Aermsten sich einer gewissen Eleganz befleißen, und ein fadenscheiniger Rock dem berühmtesten Mann Nachtheil bringt; und dann sprachen sie offen, ordentlich auf dem Markt, in dem bundestäglichen Frankfurt, von Dingen, von zu nehmenden Maaßregeln und Planen, von Zuständen und Parteigeheimnissen, mit denen sie siegen wollten, gerade so, als ob sie schon mit ihnen gesiegt hätten, und es gar keine Gegner mehr gäbe. Das Schlimmste war, daß sich offenbarte, wie sehr dieser Congreß und die Aeußersten überall in Deutschland in einzelnen Gliedern krankten an Mißtrauen und Argwohn unter sich, an gegenseitiger Verdächtigung, an Eifersucht, Eitelkeit, Herrschsucht, an Haß und Verbitterung gegen sich selbst, hervorgegangen aus Selbst-

bespieglung und Selbstüberschäzung, aus Mangel an Liebe und Selbstverläugnung; aus Sezen des Ichs über die Sache.

Die Adresse, die sie in die Paulskirche nicht bringen konnten, verbreiteten sie als Maueranschlag: sie verlangten darin die Einberufung Friz Heckers, der von Thiengen in die Nationalversammlung gewählt worden war, innerhalb acht Tagen auf die Bänke der Paulskirche.

Bei der Frage über die Zulassung der polnischen Abgeordneten aus Posen hatte die Mehrheit geltend gemacht, die einfache Bestimmung der Geschäftsordnung, und nach ihr die formelle Gültigkeit der Wahl entscheide: bei dem Abgeordneten des deutschen Seekreises, bei Fr. Hecker, behauptete die Mehrheit, die formelle Gültigkeit der Wahl, die einfache Bestimmung der Geschäftsordnung entscheide hier gar nichts. Diesem Rechtssinn ist die Mehrheit bis ans Ende treu geblieben, konsequent in der Inkonsequenz.

Das konnten alle Parteien einsehen, daß von der äußersten Linken der Paulskirche noch weit war bis zu den Aeußersten des demokratischen Congresses; das Weitgehen des leztern und die Erfahrungen, welche das Centrum und die Rechte inzwischen draußen unter dem deutschen Volk gemacht hatten, trieben beide, wenigstens zu scheinen, als blieben auch sie nicht ganz zurück. Die in den Bädern oder in der Schweiz die Feiertage zugebracht, die wußten freilich auch jezt noch nichts von der fieberhaften Ungeduld, womit das Volk seine unerträglichen Zustände bis jezt noch trug, von der ungeheuern Spannung und Aufregung im südlichen Deutschland. Die Andern aber spürten das Rauschen der unterirdischen unheimlichen Wasser unter ihren Füßen, und verwünschten jede Stockung in den Geschäften der Paulskirche, durch die sie die Revolution eindämmen und ableiten wollten. Sie konnten sich fatalistischer Gedanken nicht erwehren. Man möchte glauben, sagten sie, die Revolution gehe eben wie ein Naturereigniß ihren unabwendbaren Gang nach bekannten Gesezen, und alle die vereinigten Kräfte der besten und tüchtigsten Männer seien nicht im Stand ihn aufzuhalten. So recht im vollen lebendigen Gefühl der Gefahr für seine Partei, sagte Dahlmann, man müsse eilen, mit der Berathung über eine provisorische Centralgewalt zum Ziele zu kommen; er fürchte für das große Deutschland nicht den auswärtigen Feind, wohl aber den innern, die Anarchie, und er erwarte, daß die Beschlüsse dieser Versammlung den Freunden wahrer

Freiheit Beruhigung bringen, dem anarchischen Umsturz aber den Todesstoß versezen werden.

Gegen die Conventsgelüste der Linken, wie sie es nannten, waren „Vertrauende“ und Führer der Reaktion nach den ersten Sizungen schon zusammen getreten und hatten die Schöpfung einer „starken Vollziehungsbehörde“, einer Centralgewalt, verabredet. Sie hatten sich sofort ganz in der Stille mit dem Bundestag und durch diesen mit den Höfen in Verkehr darüber gesezt, und als die ersten Anträge auf Ernennung eines Vollziehungsausschusses zugleich von der Linken und der rechten Seite an Einem Tag eingebracht wurden, hatten die obengenannten schon angeknüpft und gehandelt. Auch Max von Gagern und Mathy waren darunter. Mathy mit Max von Gagern hatte in der fünften Sizung die Beeidigung aller deutschen Truppen auf die Nationalversammlung beantragt. Das spricht dafür, daß diese zwei damals nicht den Gedanken hatten, die provisorische Centralgewalt zur Brücke für die Rückkehr der vormärzlichen Zustände machen zu wollen. Die Mehrheit für ihre Art von Vollziehungsausschuß zu gewinnen, wurde absichtlich die Sache von ihnen selbst hinausgezogen: hier galt's, bei den Fernhergekommenen, bei den Unentschiedenen die Absichten und die Personen der Linken zu verdächtigen und Gespenster zu malen. Privatgespräche und die Presse und die Klubbs wurden dazu benüzt. Wir können nicht einzig und allein fortkommen, sagte man; wir müssen etwas haben, wodurch die inneren und äußeren Angelegenheiten kräftig geleitet, jede Beirrung der Verfassungsarbeit fern gehalten und die gesezliche endliche Durchführung unserer Beschlüsse über die Verfassung ermöglicht wird. Daß dieses Etwas das Organ für die Höfe werden sollte, um für sie gegen die Völker zu wirken, das sagte man sich nur in denjenigen Klubbs, in welchen die Reaktion die Losung war, als Geheimniß.

Es wird erzählt, von Württemberg und zwei andern kleineren Staaten sey im Schooße des Bundestags noch im Mai die Verwandlung des Bundestags in ein Oberhaus oder Staatenhaus vorgeschlagen worden, damit die Regierungen in ihm fort einen Vollziehungsausschuß hätten und der Bewegung Meister blieben. Die Regierungen ließen sich nicht darauf ein; einzelne, weil dieser neue Anstrich des alten Bundestags jezt noch ihrem Volk gegenüber

unthunlich schien, die meisten, weil sie auf den baldigen Sieg der reaktionären Entwürfe hofften. Die Nationalversammlung flößte ihnen dazu Vertrauen ein.

Als am 17. Juni der am 3. gewählte Ausschuß Bericht erstattete, waren es nicht weniger als 16 Anträge, die aus der Nationalversammlung auf eine Centralgewalt gestellt waren; zwanzig kamen noch dazu.

Bei ihren kühnen Beschlüssen, welche, ohne wirkliche Macht zur Ausführung zu haben, bisher gefaßt worden waren, hatte die Mehrheit stets die zu schaffende provisorische Centralgewalt im Auge gehabt; bei der Schaffung der Centralgewalt hatten Einzelne die Ministerstellen und andere Posten im Auge, die aus ihr folgten.

Als es gegen die Entscheidung hin kam, fühlten die Führer der Reaktion und die mit ihnen waren, daß es nicht so, wie sie wollten, zu gehen drohte. Die Thätigkeit der Parteien außerhalb der Paulskirche war groß, und die Rechte konnte erst ihres Sieges gewiß seyn, als sie Zugeständnisse machte und auf ihren ersten Antrag verzichtete.

Nicht bloß die damalige Stimmung der Versammlung, sondern auch den Wechsel der Gedanken und der Verhältnisse zeigt in scharfem Lichte das Schicksal eines Antrages, der im Laufe der Berathung von dem Abgeordneten Braun von Cöslin eingebracht wurde. Der beantragte: bis zur definitiven Begründung einer obersten Regierungsgewalt für Deutschland werde die Ausübung derselben in allen gemeinsamen Angelegenheiten der Krone Preußen übertragen mit denjenigen Bestimmungen und Modalitäten, welche für das von anderer Seite vorgeschlagene Landesdirektorium aufgestellt sind. —

Natürlich brannten die Gedanken aller derer, die in der Paulskirche der schwarz-weißen Fahne des Herrn von Vincke folgten, zum Voraus von dem Wunsch, schon jezt Preußen an die Spize Deutschlands zu bringen. Noch waren aber die lezten Worte des Antrags von Braun nicht verlesen, da brach ein so schallendes, lang anhaltendes, fast allgemeines Gelächter der Versammlung aus, welches das Publikum accompagnirte, daß nicht einer der zahlreich anwesenden preußischen Aristokraten und Büreaukraten es wagte, den Antrag auch nur zu unterstüzen, geschweige zu vertreten und zu vertheidigen. Der Präsident unterbrach die stürmische Heiterkeit mit dem Ruf:

„Meine Herren, lassen Sie doch Jeden seine Meinung aussprechen.“ Der Redner auf der Tribüne lacht ja selbst mit, rief eine Stimme vom Plaz, und das Lachen ward allgemein. „Das war ein Schlag aus blauem Himmel für die preußische Hegemonie, von dem wird sie sich in dieser Versammlung schwerlich mehr erholen“ — hieß es im Centrum.

Still, klug ohne Laut, zum Nachtheil der eigenen politischen Freunde, verzichtete für jezt, was preußisch gesinnt war.

Herr Dahlmann der Berichterstatter der Mehrheit war nicht an und für sich preußisch gesinnt, aber er war ein Schleswig-Holsteiner, und die Schleswig-Holsteiner hofften zunächst nur von der Krone Preußens den Sieg ihres speziellen Vaterlands. Der Mann war nicht die glücklichste Wahl für die Anbahnung des preußischen Siegs in dieser Frage. Er hoffte durch Bekämpfung der Linken und äußersten Linken die große Mehrheit der Versammlung so zu gewinnen, daß das Weitere daraus sich von selbst ergebe. Schon im Ausschuß, dessen Mitglieder sie waren, hatten Robert Blum und Adolf von Trützschler den Antrag gestellt: Die konstitutionelle Nationalversammlung beschließe: erstens, sie wählt mit absoluter Stimmenmehrheit eines ihrer Mitglieder zum Vorsizenden eines Vollziehungsausschusses; zweitens, dieser Vorsizende gesellt sich nach freier Wahl vier Genossen zu, die gemeinschaftlich mit ihm den Vollziehungsausschuß bilden; drittens, dieser Vollziehungsausschuß hat die Beschlüsse der Nationalversammlung auszuführen, und die Vertretung Deutschlands nach Außen zu übernehmen; viertens, derselbe ist der Nationalversammlung verantwortlich und muß sich zurückziehen, wenn die Mehrheit der Versammlung gegen ihn ist; fünftens, die Nationalversammlung wählt in diesem Falle einen andern Vorsizenden, welcher einen neuen Vollziehungsausschuß, wie obenangegeben, zusammen sezt; sechstens der Vollziehungsausschuß vertheilt die verschiedenen Geschäftszweige unter seinen eigenen Mitgliedern nach eigner Wahl; siebentens, dieser Vollziehungsausschuß besteht so lange, bis die deutsche Bundesgewalt durch die Nationalversammlung bestimmt eingesezt ist.

In diesem Antrag sahen die Gegner die bedenklichste Neuerung. Dieses System, sagten sie, und Dahlmann in ihrem Namen, erblickt in der Nationalversammlung die erste und alleinige Quelle der

Executivgewalt; es verlangt eine Vollziehungsgewalt, von der Nationalversammlung allein ernannt und aus ihrem Schooß entspringend; ihre Aufgabe ist, die Beschlüsse der Nationalversammlung zu vollziehen. Dieses System nimmt keine Rücksicht auf die Rechte der deutschen Regierungen, keine auf ihr Organ, die Bundesversammlung. Wird es angenommen, so hat die Nationalversammlung die Regierung über Deutschland thatsächlich angetreten; es kann sein, daß sie sich ihres Rechtes mit Mäßigung bedient und die bestehenden Regierungen fort bestehen läßt; allein die vollziehende Gewalt ist, dem Grundsaz nach, ihr, als der wahren und einzigen Centralgewalt, untergeordnet und so der Weg zur Republick praktisch angebahnt. Es ist, so schloß Dahlmann, einfache Thatsache, daß die überwiegende große Mehrzahl unseres Volkes der Monarchie anhängt, wovon die Folge, daß die Republik allein durch blutigen Bürgerkrieg und auf dem Wege langer Anarchie auf deutschem Boden errichtet werden könnte.

Von den Gegnern des Antrags waren hauptsächlich zwei Anträge im Vordergrund. Der eine, im Sinne der eigentlichen Reaktionsmänner gestellt, wollte drei oder mehrere Männer von den Regierungen ernennen und sie mit der Executivgewalt betrauen lassen; sie sollten als Minister der Regierungen oder auch der Bundesversammlung angesehen werden, dabei aber der Nationalversammlung verantwortlich seyn.

Die Schöpfer dieses Antrags wollten an der bestehenden Ordnung, am Bundestag festhalten, unter dem Schein einer Verbesserung. Der Gang der Berathung zeigte ihnen bald genug die Unhaltbarkeit ihres Antrags und sie ließen ihn fallen.

Dahlmann und die Centren mit einem Theil der eigentlichen Rechten wollten ein Bundesdirektorium von drei Männern, das bis zur Feststellung einer Regierungsgewalt für Deutschland die oberste Gewalt in allen gemeinsamen Angelegenheiten der deutschen Nation auszuüben hätte. Aber diese drei Männer sollten von den deutschen Regierungen bezeichnet, und nachdem die Nationalversammlung ihre zustimmende Erklärung durch eine einfache Abstimmung ohne Discussion abgegeben hätte, von den Regierungen ernannt werden. Das Bundesdirektorium selbst sollte unverantwortlich seyn und durch von ihm ernannte, der Nationalversammlung verantwortliche Minister seine Gewalt ausüben. Alle Anordnungen

des Direktoriums aber sollten zu ihrer Gültigkeit bloß der Gegenzeichnung eines verantwortlichen Ministers bedürfen.

Das pries Dahlmann als die Blume „ächter Staatsweisheit, die da gebiete, alle jähen Sprünge in den staatlichen Dingen möglichst zu vermeiden; das entspreche den Forderungen der Gegenwart, und bilde zugleich die Einleitung in eine hoffentlich gehobenere Zukunft unseres Vaterlandes.“ Dieser Dahlmannische Antrag und Bericht war ganz so gewoben, daß Dahlmann seine besondere schleswig-holsteinische Vaterlandsliebe und eben darum zunächst nur Preußen im Auge hatte. Zwar sollten Oesterreich einen, Preußen einen, Bayern nebst den andern Staaten einen ins Bundesdirektorium ernennen, und es war der Prinz von Preußen vorzugsweise, dann ein österreichischer und ein bayrischer Prinz gemeint. Die preußische Oberleitung sollte unter einer andern Form so schon jezt eingeschmuggelt werden. Oesterreichs Kräfte waren in den eigenen Landen, in Gallizien, Ungarn, Italien, ja in Böhmen selbst und von der Revolution in Wien ganz in Anspruch genommen. Bayern war Preußen gegenüber nicht mächtig genug und stand so zu den andern innerlich aufgeregten Staaten Deutschlands, daß ihm von ihnen keine Verstärkung in Aussicht war. So wäre der Prinz von Preußen derjenige im Bundesdirektorium gewesen, der, auf die preußische Macht gestüzt, die Leitung der deutschen Angelegenheiten zu Frankfurt thatsächlich in der Hand gehabt hätte. Das war wohl auch der Gedanke des Berliner Hofes; denn die Frankfurter Schöpfer dieses Plans waren in fast täglichem Verkehr mit dem Berliner Hof, es bestand eine Wechselwirkung zwischen beiden.

Die österreichische Partei war hinter den Coulissen viel thätiger, als die meisten ahnten, und was Dahlmann spann, war nicht so fein, daß es dem Auge Schmerlings oder gar des Herrn v. Prokesch entgehen konnte. Sie arbeitete, die Leitung jezt schon in österreichische Hand zu bringen. Eingesponnen in seine Theorieen und seinen Eigensinn sah Dahlmann nichts außer sich; er machte sich seinen Verfassungsentwurf, er punktirte sich sein Gesez über die provisorische Centralgewalt, und damit war für ihn das große Unternehmen fertig: er fürchtete nichts von dem Absolutismus Rußlands für die freie Gestaltung Deutschlands; die Oesterreicher kamen für ihn gar nicht in Betracht; er fürchtete nur die Linke, die er haßte,

weil ihre besten Köpfe weder an seine historische Größe und Wahrhaftigkeit, noch an seine staatsmännische Unfehlbarkeit glaubten: es waren harte, langsame Köpfe, wie er sie nannte, an denen seine Fantasien verloren waren, und die so zurück in seinen Augen waren, daß sie den politischen Verstand des „Fragmentisten“ bewunderten.

Es war ein vieltägiges Turnier, die Berathung über die Centralgewalt. In dem Kampfspiel zeichnete sich als Ritterthum des Geistes und der Freiheit die Linke aus; ihre Gedanken, weil sie nichts waren als der Ausdruck des Geistes in der Zeit, rissen mit der ganzen Macht der Zeitbewegung die andern Parteien über das Ziel, das dieselben sich gesteckt, weit hinaus: aber die schlaue, viel gewandte Diplomatie der Reaktion betrog die Linke um den Preis des Kampfes, sie zog ihn für sich zulezt.

Die Linke wollte auch jezt wieder den Versuch machen, die Revolution in Fluß zu bringen und die Nationalversammlung durch die Revolution in den Besiz der materiellen Gewalt zu sezen. Ihr war es bei der Schaffung der Centralgewalt nicht um die Schaffung einer formellen Institution zu thun. Und gelänge es nicht, die stockende Revolution flüssig zu machen, so sollte wenigstens die Reaktion in der Centralgewalt kein Werkzeug für sich erhalten. Damit die neugeschaffene Centralgewalt weder als eine Fortsezung der bundestäglichen Gewalt ausgedeutet, noch irgend ein Verhältniß zwischen ihr und der neuen Gewalt herausgedeutet werden könnte, stellte die äußerste Linke den Antrag, es solle sofort beschlossen werden, daß die Regierung des gesammten Deutschlands durch die Bundesversammlung, genannt Bundestag, aufgehört habe, und daß lezterem untersagt sey, sich ferner zu versammeln. Zweitens solle durch die Nationalversammlung aus ihrer Mitte eine provisorische Regierung von fünf Mitgliedern erwählt und mit der obersten vollziehenden Gewalt in dem gesammten Deutschland bekleidet werden und der Nationalversammlung verantwortlich seyn.

Diesen Antrag hatten unterzeichnet Ziß von Mainz, Kollaczek aus österreichisch Schlesien, Mohr aus Rheinhessen, Hagen aus Heidelberg, Schlöffel aus preußisch Schlesien, Rühl aus Hanau, Berger aus Wien, Martiny aus Friedland, Grubert aus Breslau, Zimmermann von Stuttgart, Franz Schmidt aus Löwenberg, Reinstein aus Naumburg, Arnold Ruge aus Breslau, Rée aus Offenburg.

Daß die Führer der Reaktion damit umgehen, die Bundesgewalt an die neue Centralgewalt durch einen förmlichen Akt zu übertragen, so, daß diese Uebertragung nicht bloß eine Rechtsverwahrung von Seiten der Fürsten wäre, sondern auch die Zurückgabe der Gewalt an die Fürsten, d. h. an den gelegentlich wieder aufzuführenden Bundestag mit eingeschlossen darin läge — davon hatte die äußerste Linke nicht nur eine Ahnung, sondern es hatte sogar etwas davon transpirirt.

Dieser Antrag war der einfachste, er war revolutionär, aber wenn noch etwas zu gewinnen war, so war es auf diesem Wege am wahrscheinlichsten. Die Versammlung hätte nicht Anderes können, als die entschlossensten und kühnsten Männer zu wählen. Deren Stellung den heermächtigen Fürsten gegenüber wäre zwar zunächst die schwierigste gewesen, aber diese von der Nationalversammlung gesezlich erwählte provisorische Regierung hätte damals noch Etwas gehabt, dem die Fürsten nicht zu widerstehen vermocht hätten, die Appellation an das Volk: wenn die von der Nationalversammlung getragene oberste Gewalt damals sofort alles Volk für sich in die Waffen rief, so stand die überwiegende Mehrheit des Volkes mit den Waffen zu ihr; die Heere Württembergs, Badens, beider Hessen, Nassaus, der Thüringer Lande und Sachsens waren ihr sicher, die Franken, vorab die Rheinpfälzer im bayrischen Heer ebenfalls, und in der Heermacht Preußens wäre dem Königthum, wenn es den Beschluß der Nationalversammlung nicht anerkennen wollte, nur ein Theil gewiß gewesen, ein anderer Theil zweifelhaft, und einen Theil hätte die provisorische Regierung auch davon entschieden für sich gehabt. Vor dem Muth und der Thatkraft der deutschen Nationalversammlung hätten die auswärtigen Mächte nichts gewagt: sie gestanden später, daß die deutsche Revolution sie überrascht habe, daß sie zusehen wollten, wie weit die bisher nicht geahnte Kraft im deutschen Volke sich entfalte, und daß die Achtung vor der Nationalversammlung erst ihr zergieng, als sie Furcht und Halbheit zeigte, als sie rückwärts, statt vorwärts gieng.

Der Antrag der äußersten Linken unterschied sich zuerst von dem Antrag Blums nur um Weniges: beide wollten eine verantwortliche Behörde. Bald aber gab Blum und die Linke, die Partei des deutschen Hofes, nach, und ließ sich, um eine Mehrheit

zu gewinnen, herbei, auch für einen unverantwortlichen Präsidenten zu stimmen. Denn der Klubb des württembergischen Hofes schob zwischen die Gegensäze etwas Vermittelndes ein, er nahm die Einheit, den Präsidenten, aus dem Blumischen Antrag an, sezte aber den verantwortlichen Präsidenten in einen unverantwortlichen um, und gab ihm nur ein verantwortliches Ministerium bei, wiewohl verantwortlich der Nationalversammlung. Der Klubb des württembergischen Hofes war derjenige, von dessen Mitgliedern einer von der Rechten sagte, sie fistuliren auf der Gränze zwischen Revolution und Legalität, Republik und konstitutioneller Monarchie herum. Und ein anderer von der Rechten sagte über sie: wie in Napoleons Armee jeder Korporal einen Marschallsstab im Tornister getragen habe, so trage fast jeder dieses Klubbs ein Reichsministerium oder ein Unterstaatssekretariat in der Tasche d. h. die Hoffnung darauf.

Der Gedanke, Einen an die Spize zu stellen, griff immer weiter um sich, so sehr, daß im Lauf der Berathung selbst diejenigen die Dreiheit fallen ließen, welche den Antrag darauf gestellt hatten. Jezt sprach man von einem Reichsstatthalter, von einem Reichsverweser. Das sey schon ein Anfang zur Wiederherstellung von Kaiser und Reich, zur Verwandlung des Staatenbunds in den Bundesstaat! Das gefiel allen denen wohl, die das Gespenst des zu Grabe gegangenen deutschen Kaiserthums mit seinem ganzen Pomp und Gefolge zu ihrem Ideal hatten, und zumal denen, die von einer preußischen Kaiserkrone träumten.

Da der König wie der Prinz von Preußen für jezt nicht möglich erschienen, um dieser Eine Reichsverweser zu werden, und da die ganze Rechte an die Spize nur einen Fürsten wollte, so übernahm es Vincke, denjenigen Fürsten näher zu bezeichnen, den die Kabinette wohl dazu ernennen würden; denn er mit den Seinen hielt es für ein unbestreitbares Recht der Fürsten, den „Bundesdirektor" zu ernennen. „Ich glaube, sagte er, daß das Haus Oesterreich unter seinen Mitgliedern eines zählt, das besonders viele Sympathieen in Deutschland hat, daß seine Verdienste ihm nicht bloß die Liebe der Steyermark erworben haben, daß Deutschland noch gedenkt der erhabenen Worte, die er einst bei einem Königsmahle gesprochen hat: „Kein Preußen und kein Oesterreich, ein einiges, freies Deutschland, fest wie seine Berge!" —

Vorausgeschickt hatte der gewandte Sprecher aus Hagen, er verkenne die Gewichtigkeit der Gründe nicht, die das verehrte Mitglied für Cöslin gestern zu dem Antrag bestimmt haben, der Krone Preußen die Vertretung der deutschen Interessen zu übertragen, aber so sehr er auch die Gründe für einen solchen Antrag anerkenne, so sey es ihm doch zweifelhaft, ob es der Augenblick überhaupt wäre, jezt solche Vorschläge zu machen. Er schloß mit den Worten: „Ich wollte nur hindeuten mit meiner Bezeichnung des österreichischen Prinzen auf die Möglichkeit eines glücklichen Auswegs. Wählen Sie ihn, gründen Sie das Werk, das wir berufen sind, gemeinsam zu vollenden, auf den unerschütterlichen Felsen des Rechts, so wird der Sturm der Revolution darüber hinweg gehen und seine Spur wird nicht mehr gefunden werden in der Geschichte.“ Da zollten lebhaften Beifall die Männer der Reaktion, selbst die im Centrum saßen, die Preußen wie die Oesterreicher: durch den Telegraphen, der in wenigen Stunden Bericht und Antwort zwischen Frankfurt und Berlin hin und her vermittelt, war die Niederlage des Antrags von Braun aus Cöslin wie der Gang der ganzen Verhandlung schnell nach Berlin gelangt, waren von Berlin Verhaltungsmaßregeln nach Frankfurt gegeben worden. Darum fielen die Preußen der Rechten und des Centrums der Hindeutung auf den österreichischen Erzherzog Johann bei. Sie hatten ihre Hintergedanken. Johann war ein alter Herr, dem die Reichsverweserei und ihre Geschäfte, wie man erwartete, bald entleiden dürften, und wenn er freiwillig davon abträte oder durch den Tod noch früher abgerufen würde, hoffte man den Weg geebnet für den Prinzen von Preußen. Auch sagten sich die Preußen unter sich: „Schließen wir jezt Preußen von seinem Antheil an der provisorischen Centralgewalt aus, so wird es um so weniger fehlen, daß bei der definitiven Gewalt, sey diese nun ein Kaiserthum oder ein Direktorium, Preußen vorzugsweise bedacht wird.“ Die preußischen Burschenschafter hatten jedoch diese preußischen Sondergedanken, dem Erzherzog Johann gegenüber, theils gar nicht, theils nicht so vorwiegend.

Nachdem eine Mehrheit für die Einheit gewiß war, für die Person eines Fürsten und zwar des Erzherzogs Johann wahrscheinlich schien, wurde darauf hingearbeitet, ihn nicht durch die Nationalversammlung, sondern durch die Fürsten ernennen zu lassen.

Manche waren zu befangen in der alten vormärzlichen Auffassung aller Dinge, sie konnten sich nicht anders denken, als daß die Einsezung auch dieser neuen Art von Behörde von den Regierungen ausgehen müsse. „Aber wenn diese Regierung nach altem Regime eingesezt wird — wie soll sie uns doch aus diesen Zuständen helfen?“ spöttelte Ruge diesen gegenüber. Die Andern wußten recht gut, was sie mit einem Fürsten an der Spiße wollten. Vincke deutete es an, Radowiß verhüllte es, wenn er sagte: „Wenn die Ernennung der Mitglieder der provisorischen Centralgewalt in die Hände der Regierungen gelegt wird, so heißt dieß nicht, sie werde in die Hände der Fürsten gelegt, im Gegensaz zum Volke, sondern in die Hände der einzelnen Staaten im Gegensaß zu dem Gesammtstaat. Die Ernennung durch die Regierungen ist nothwendig, damit unser Werk nicht an dem tiefsten Gebrechen kranke, und nicht übergehe in die eine und untheilbare Republik.“

Von der Linken wies zuerst Wiesner nach, daß ein unverantwortliches Bundesdirektorium, oder ein unverantwortlicher Reichsverweser Deutschland den größten Gefahren entgegenführe, daß es wider Klugheit und Erfahrung wäre, den Regierungen die Ernennung, ja nur die Bezeichnung oder den Vorschlag zu überlassen. Dreißig Jahre lang haben die Regierungen Männer an die Spize der Staatsgeschäfte gestellt, die ihrer Aufgabe größtentheils nicht gewachsen gewesen. Die einzelnen Regierungen haben sich unfähig erwiesen, im eigenen Staate die rechten Männer heraus zu finden; wie sollten sie jezt Staatsmänner für ganz Deutschland vorschlagen? Die Reaktion habe bereits weit um sich gegriffen, daß man mit einem solchen Antrag vor die Versammlung kommen dürfe.

„Wir haben entschieden mit dem alten Regime, mit der absoluten Fürstengewalt gebrochen,“ sagte Pagenstecher von Elberfeld, der im Fünfzigerausschuß gesessen; „diese wieder herzustellen, wäre Reaktion. Ich wünsche, daß die Regierungsgewalt, die wir an die Spize stellen, als unverantwortlich und unverlezlich aus den bestehenden Staatsgewalten hervorgehe, damit sie von vornherein schon diesen Karakter trage. Uebergriffe kann sie keine machen. Das deutsche Volk hat sowohl in seiner Masse, als in seinen Vertretern ein hinlängliches Gegengewicht gegen jede Willkür des aus dem Schoosse der Fürstengewalt hervorgegangenen Oberhauptes.“ Heckscher hatte vor ihm

gesagt: daß die Centralgewalt und das Ministerium im Geiste der Versammlung regieren, das verstehe sich von selbst; ohne Majorität in der Nationalversammlung könne das Ministerium nicht Einen Tag fort regieren. — „Wenn wir zugeben, daß die Fürsten die Centralgewalt ernennen, so geben wir damit die Volkssouveränität selbst auf," sagte Rheinwald, „wir geben das Prinzip auf, das uns hieher geführt hat. Wir sind hieher gesandt, nicht um die Volkssouveränität aufzugeben, sondern nur sie sofort ins Leben zu führen und vermöge ihrer die Centralgewalt selbst festzustellen." — Mammen von Planen sprach gegen die „nackten und kahlen" Säze des Dahlmann'schen Berichtes, gegen die Verdächtigungen darin, die er Vogelscheuchen nannte; gegen den vertrauenden Pagenstecher und bewies ihm, daß von der neuesten Zeit erst viele Beweise vorliegen, daß keineswegs alle Regierungen mit dem alten System gebrochen haben. — Wesendonk persiflirte den Ausschußantrag in seinen einzelnen Punkten und schloß: „So würde diese Centralgewalt nicht das Organ der Versammlung, sondern das Organ der Regierungen werden. Der Bericht Dahlmanns sagt nicht einmal, daß diese Centralgewalt unsere Beschlüsse ausführen solle. Er hält sich an den Beschluß des Bundestags vom 3. Mai, mit der Phrase, es solle die vollziehende Gewalt alles das ausführen, was die Wohlfarth und die allgemeine Sicherheit des deutschen Bundesstaates betrifft. Damit ist alles gesagt und nichts gesagt. Der Bericht hätte vor Allem sagen müssen, die provisorische Gewalt hat die Beschlüsse der Nationalversammlung zu vollziehen. Davon steht aber keine Sylbe darin, und es würde so nicht ein Organ der Versammlung, sondern ein Organ der Regierungen geschaffen. Bei dem Beschluß über die Marine ist klar und deutlich ausgesprochen worden, daß die „Centralgewalt" (es hieß nicht das „Ministerium") für die Verwendung der sechs Millionen der Nationalversammlung verantwortlich sey. Damit ist die Verantwortlichkeit der Centralgewalt schon beschlossen und die Dahlmann'sche Unverantwortlichkeit derselben ausgeschlossen."

Bassermann, der nach ihm das Wort hatte, wußte auf dieses Argument nichts zu sagen, darum sagte er, „er glaube, dasselbe bedürfe keiner Widerlegung. Der Antrag von Blum und Trützschler," fuhr er fort, „gefalle ihm nicht, weil nach ihm der Vollziehungsausschuß nicht regieren würde, sondern die Versammlung würde regieren,

und da wäre keine Raschheit im Handeln. Man müsse eine Regierung haben, welche regiere, während die Nationalversammlung die Verfassung berathe. Wer die Regierung ernenne, sey gleichgültig, die Hauptsache sey, daß sie in dem Namen und Willen der Mehrheit der Nation handle; die jezige Bundesversammlung habe nichts, als den Namen mit der früheren gemein, man müsse nicht an Namen hängen; es gelte zu reformiren und nicht zu revolutioniren; die Regierungen vertreten jezt überall den souveränen Willen der einzelnen Völker in Wirklichkeit; überall stehen an der Spize die Antipoden derer, die gestürzt seyen; ein Vollziehungsausschuß, wie ihn Blum wolle — womit werde ein solcher die Beschlüsse der Versammlung vollziehen? Ob diese Versammlung legitim nur über einen Kreuzer Geld, einen Soldaten verfügen könne? Die Regierungen werden sagen, es sey ungehörig, eine neue Gewalt zu schaffen ohne alle Mitwirkung der Regierungen, man sey in Frankfurt nicht berechtigt dazu, und sie werden den Befehlen einer nicht durch sie mitgeschaffenen Centralgewalt nicht nachleben. Dann müßte die Versammlung, um ihren Beschluß in Ausführung zu bringen, an die zwingende Kraft in den einzelnen Staaten appelliren, sie müßte zur Opposition, zum Umsturz auffordern, sie müßte die widerstrebenden Regierungen für abgesezt erklären, sie müßte Freischaaren am Ende bilden, um sie ihrem Willen zu unterwerfen. Ob aber der Gewerbsmann auf neue Erschütterungen warte, er, der sich darnach sehne, daß das Vertrauen, der Wohlstand wiederkehre? Was Blum wolle, so wohl es auch gemeint seyn möge, sey ein abschüssiger Gang, er warne davor. Es habe sich immer gezeigt, daß, wo man mit dem Längstersehnten sich nicht begnügte, Millionen Bürger, wenn auch nicht laut, doch einstweilen im Stillen sagten: Lieber Ordnung ohne große Freiheit, als eine solche Freiheit ohne Ordnung! Diejenigen, die vor einem solchen Ueberschlag der Welle warnen, thun vielleicht mehr noch für die wahre Freiheit, als diejenigen, die, das Wort Volkssouveränität im Munde, jene anklagen, die sich entgegen stemmen dem Ueberstürzen, das da kein Heil bringe."

Und als er sah, daß Rechte und Centrum im Beifall vielstimmig waren, schloß er: „Auf dem Wege, den die Linke gehen will, will man diese Versammlung zur Regierung machen, sie wird dann vollauf zu thun haben und das Verfassungswerk wird nicht zu Ende kommen;

auf diesem Wege hören die Erschütterungen nicht auf, es kehrt nicht das Vertrauen wieder, wir sehen keinen Hafen, in dem die deutschen Hoffnungen ankern können. Auf der andern Seite aber (bei der Annahme des Dahlmann'schen Antrags) sehen wir, daß in der Sache ganz dasselbe geschieht, ganz dieselben Personen werden handeln, im Namen und im Willen der Nation auftreten, ganz dieselbe rettende Hand wird erscheinen, während die Regierung uns die Muße läßt, das große Werk des Verfassungsaufbaues zu vollenden. Hier sieht man einen festen Punkt, hier schließt sich der Schlund und über diesem Schlund ersteht wieder eine bessere Zeit, ein Anfang von Vertrauen und Wohlstand, aber auch ein Anfang von Einheit und Kraft; ein Anfang des Gegentheils aber wäre es, wenn wir auf dem andern Wege gehen, wo uns nur Erschütterung, Zersplitterung und ein theilweises Preisgeben an das Ausland in Aussicht steht. Ich bin dafür, daß wir uns um Prinzipien nicht streiten, wo es gilt, das Vaterland zu retten, und dafür, daß, wenn ein Weg sich zeigt, der zu einem friedsamen Ziele führt, wir nicht einen andern Weg gehen, der uns im glücklichsten Falle nur zu diesem Ziele, im wahrscheinlichsten Fall aber zu neuen Gefahren neben den alten führen würde *)."

Dunker von Halle erklärte das „Projekt, nach welchem für die Errichtung der zu schaffenden Centralgewalt ganz allein die Nationalversammlung thätig sein solle, für unpolitisch und für unpraktisch." Das politisch Richtige sei, die alten Elemente, welche die früheren Zustände so lang aufrecht erhalten haben, mit fort zu ziehen, sie hinein zu nehmen in die Bewegung. Auf diesem Weg allein schneide man die Reaktion ab. Es sei falsch, den überwundenen Gegner völlig nieder zu treten; alle Gemäßigten träten auf seine Seite, und man würde auf diesem Wege nichts als nur die Reaktion herauf beschwören. Man habe uns despotisirt von Seiten des Fürstensystems; ob nun wir wieder despotisiren sollen? Das sei politisch falsch, es sei sittlich falsch. Auf dem Niederwerfen des Gegners könne kein dauerndes Gebäude errichtet werden. Die Nationalversammlung möge diese Herrschergelüste lassen. Wenn sie sich den Regierungen einseitig

*) Das oben Ausgezogene wie das Lezte redete Bassermann wörtlich so. Wem es unglaublich scheint, der lese die stenographischen Berichte, S. 379 bis 381.

gegenüber stellen, wenn sie allein gehen wollte, würde sie nur Zwiespalt erregen, bei einem großen Theil des Volkes einen großen Widerstand finden, die Stämme auf die Regierungen zurückwerfen, eine Reaktion des Partikularismus provociren, und das Vaterland um das bringen, was Noth thue. Der Antrag der Linken führe zum Terrorismus, auf den Weg des französischen Convents, und stoße die Nation in einen Abgrund hinein. Diesen Weg einschlagen, hieße das Volk selbst verrathen. Genehmige die Nationalversammlung die Männer, welche die Regierungen vorschlagen, so habe ja die Nationalversammlung die Ernennung, denn die andere Ernennung durch die Fürsten sei eine bloße Formalität. Fassen wir," so schloß er, „unsere Entscheidung weise, staatsmännisch, gerathen wir nicht auf die Wege des Convents. Wir wissen, was auf dieser Bahn kommen muß, wir haben es uns an den Kinderschuhen abgelaufen. Es wäre ein Kinderspiel, das alte Stück noch einmal aufzuführen. Lassen wir die Regierungen vorschlagen, und genehmigen wir durch einfache Abstimmung; und bauen wir eben damit dem deutschen Volk ein festes Haus der Einheit und der Freiheit *)."

Auf der Rechten folgte dem Redner, als einem, der weise und staatsmännisch gesprochen, Bravoruf, von der Linken geleitete ihn Zischen. Und auf derselben Rechten, auf welcher so eben gesagt wurde, die Nationalversammlung habe weder über einen Kreuzer noch über einen Soldaten zu verfügen, sie sei nichts ohne die Fürstenregierungen, erhob sich gleich darauf einer mit dem Antrag, jeden Angriff auf Triest, das der Sardinierkönig blokirte, oder auf jeden deutschen Hafen als eine Kriegserklärung gegen Deutschland zu verkünden. Der Antragsteller der Rechten, Kohlparzer von Neuhaus, nannte den Sardinier einen treulosen König, einen Menschen, der schon oft seinen Rock gewechselt habe, einen Besudler der deutschen Ehre. „Meine Herren," sagte er, „wir, die wir die Ehre Deutschlands zu verwahren haben, wir müssen augenblicklich diesem schmählichen Menschen den Krieg erklären, und wir haben den Muth dazu. Fragen Sie nicht um das Recht; das Völkerrecht ist verlezt, außer es würde sich jemand zu einem Völkerrecht bekennen, welches sagt: Wenn du auf die rechte

*) Alles das redete wörtlich so Dunker von Halle. Wem es unmöglich dünken wollte, der lese die stenographischen Berichte S. 384—385.

Seite einen Schlag bekommst, so reiche auch die Linke hin; das ist ein Völkerrecht für Schaafe und nicht für Deutsche. Ich bin kein Freund von Worten, sondern ein Freund von Thaten, und ich glaube, Keiner verdient hier zu sizen, der meint, es sey alles mit vielen Worten abgethan. Der deutsche Mann muß handeln*)."

Da rief die Rechte Bravo, und die Nationalversammlung beschloß, daß der Angriff auf Triest als eine Kriegserklärung gegen Deutschland betrachtet werde. Weder der Antragsteller noch die Rechte ahnete, daß dessen Worte der beißendste Spott auf das Benehmen des Centrums und der Rechten, das sie von Anfang, zumal in den lezten drei Tagen zeigten, eine grelle Selbstverhöhnung waren, ein Widerspruch komischster Art mit sich selbst. Arnold Ruge, um dem Wortschwall der rechten Seite, welche Redner um Redner auf die Tribüne schickte, einen Abzug zu öffnen, bat die Versammlung, das gewiß zweckmässige patriotische Opfer zu bringen, daß die Antragsteller der sechsunddreißig Anträge und Verbesserungsanträge nach den vier Hauptschattirungen der Versammlung diese sechsunddreißig auf vier zurückführen, sie einschmelzen möchten; die Diskussion werde dadurch bedeutend vereinfacht werden.

Denn Tage waren vergangen in der Frage über die Centralgewalt, schon hatten fünfzehn bis zwanzig Redner gesprochen, aber gegen zweihundert waren eingezeichnet, die Versammlung folgte mit geringer Aenderung dem Rath. Die Berathung nahm einen neuen Aufschwung. Selbst Braun von Cöslin, der mit seinem Antrag so heiter gestimmt hatte, und der den König von Preußen „mit eiserner Faust die Revolution im Innern schließen" lassen wollte, sprach das Wort, das Manchen ihm wieder gewann; „die Personen der Fürsten sind vergänglich, aber ihr Volk bleibt. Welches andere Land wäre wohl da in Deutschland, welches das Direktorium so kräftig übernehmen könnte wie Preussen? Wenn es sich auch nicht bloß um ein Provisorium, wenn es sich auch um die Zukunft handelte, so würde ich mit dem Dichter rufen: „Einen zu bereichern unter Allen, müsse diese Götterwelt vergehn!" „Deutschland," sprach Reh von Darmstadt, „war zerrissen durch die Fürsten, Deutschland ist vereinigt worden durch das Volk, und so glaube ich, daß nur die Vertreter des Volks berufen sind, die Volksangelegen-

*) Stenographische Berichte S. 390.

heiten zu ordnen. 1815 haben die Fürsten erklärt, sie seien dem Volk zu Dank verpflichtet, aber kaum waren die Majestäten wieder gesichert, kaum hatte die oberste Gewalt die Zügel ergriffen, so trat das Gegentheil von dem Allem ein. Freigesinnte Männer wurden eingekerkert, das Volk blutete, es wurde geknechtet, und in diesem Zustand blieb es bis in die neueste Zeit. Das war der Dank für die Opfer des Volks, das war die Erwiederung für das Vertrauen, das damals gefordert wurde. Und wie ist es denn heute? Dermalen hat das Volk die Throne nicht gerettet, nein, es hat gegen sie angestrebt, und ich frage, kann das Volk dafür Dank erwarten von den Fürsten? Ich sage nein, und darum wird es klug sein, daß wir uns nicht durch den Ruf auf Vertrauen täuschen lassen, den die Redner der Rechten anstimmen. Die Fürsten hatten schon lange Zeit, zu handeln, sie thaten nichts, thun wir, was der Augenblick von uns fordert. Man hat gefragt: Was werden die Fürsten dazu sagen? Meine Herren, das Volk hat lange den Fürsten vertraut, die Fürsten mögen jezt auch dem Volke vertrauen. Viele Opfer hat das Volk den Fürsten gebracht, die Fürsten sollen jezt als würdige Söhne Deutschlands auch dem Volk ein Opfer bringen. Wir steuern durch zwei Klippen, an der einen können wir scheitern, wenn wir Muth, an der andern, wenn wir Furcht haben. Ich rufe Ihnen zu: Muth, Muth! und Millionen rufen Ihnen zu: Muth, Muth! Diese Tage entscheiden das Schicksal Deutschlands."

Auf ihn folgte v. Würth aus Wien, ein schönes rednerisches Talent, in dem freiere Ideen mit seiner Schule in den Kanzleien Metternichs kämpften. Er sprach für die Fürsten und von der Treue gegen die angestammten Fürsten, von der er behauptete, sie lebe noch im deutschen Volke, wenigstens in der großen Mehrzahl desselben. Er fürchtete, das Volk selbst, in seinen mächtigsten Volksstämmen, werde es nicht ruhig hinnehmen, wenn man eine Gewalt hinstelle, bloß aus der Mitte der Nationalversammlung hervorgegangen; diese Stämme werden es nicht dulden, daß die Nationalversammlung sich hinstelle als die Regierung von Deutschland. Es liege darin unmittelbar der Uebergang zur Republick; wenn aber das Volk nicht die Monarchie gewollt hätte, so wäre im Märzsturm nicht eine Krone geblieben. Er fand bloß in der Uebereinstimmung der Regierungen mit der Nationalversammlung Heil. — Wedekind von Bruchhausen

behauptete, für alle, von wie verschiedenen Grundsäzen sie auch ausgehen, wie verschieden auch ihr Ziel sei, müsse das Maaß des gegebenen Zustands sein, daß sie Deutschland aus einem Staatenbund in einen Bundesstaat verwandeln wollen und sollen. Klar und scharf zeigte er die Verkehrtheit, mit welcher der Dahlmannische Bericht den Bundestag neben der Centralgewalt bestehen lassen wollte, und wie viel dadurch dem Prinzip vergeben war, auf dem die Nationalversammlung ruhte.

Die Männer der bewußten Reaktion wie die Vertrauenden, die vom Lesen der französischen Revolutionsgeschichten in ihrer Einbildungskraft Geängstigten, wie die, denen die Fürstenverehrung anererbt und anerzogen war, hatten bald mit mehr, bald mit weniger Geschick für ihre Anträge und Zwecke gestritten. Die Besprechung war jedoch ruhiger, gemäßigter, als alle bisherigen. Es fehlte den Rednern der Rechten die gewohnte Siegessicherheit, die Keckheit, der Uebermuth der ersten Wochen. Es schien, als ob sie weniger von dem sich versprächen, was sie auf der Rednerbühne an Gründen und an Geist einzusezen vermöchten, und als ob sie Erfolg für sich eher noch von den Einwirkungen hinter den Coulissen erwarteten, von der Privatarbeit an Einzelnen.

Von der Linken war mancher scharfe Schlag, der traf und einschnitt, auf sie gefallen, die stärksten Streiter waren noch zurück; denn die Rechte hatte beim Einzeichnen in die Rednerlisten das Feld überfluthet und die Linken zurück gedrängt, und die Sekretäre, meist der Rechten angehörig, und mit der Aufzeichnung der Namen beauftragt, hatten mehr Ohr für die ihnen zugerufenen Namen der Rechten als der Linken. Das Lager der Rechten war am 20. Juni Mittags anzusehen, als erwartete sie jezt erst das Heißwerden der Schlacht. Es war zu erwarten, daß der Abgeordnete Leipzigs in dieser Frage größer sich bewähre und mächtiger spreche, als in allen bisherigen. Daher das Schweigen, die Lautlosigkeit auf allen Bänken, die Regungslosigkeit der zum Erdrücken gefüllten Gallerien, die unten und oben seit der Frühe des Tages die Tausende besezt hatten: Denn man wußte, daß heute Robert Blum sprechen werde*).

*) Der Raum gestattete bisher nur stellenweisen Auszug: diese merkwürdige prophetische Rede folgt ganz.

„Diese Versammlung," sprach Robert Blum, „erscheint mir oft wie der Prometheus; seine Riesenkraft war angeschlossen an einen Felsen und er konnte sie nicht brauchen, — die Riesenkraft der Versammlung scheint mir zuweilen angeschlossen zu seyn an den Felsen des Zweifels, den sie sich selbst aufbaut. Zu verschiedenen Zeiten ist sie sich dieser ungeheuern Kraft bewußt geworden, und der Ausdruck derselben genügte, in den Augen der Nation sie wieder auf den Standpunkt zu stellen, den sie einnimmt, den aber der Zweifel auf der andern Seite ihr streitig zu machen suchte; so bei dem Beschluß über den Raveauxschen Antrag, dem aber Zweifel vorangieng; so bei dem Zweifel, ob man einen Friedensschluß genehmigen könne und dürfe, während es doch sonst Niemanden giebt, der ihn genehmigen kann; so bei der Bewilligung der sechs Millionen für die Marine, und so heute wieder, als Sie mit dem großartigsten Schwunge einen Krieg erklärt haben, ohne sich zu fragen, ob Sie ein Heer haben, und ob Sie eine Flotte haben, und ob Sie Mittel dazu haben; aber Sie haben mit der kühnen Erklärung zu gleicher Zeit den S i e g beschlossen, denn der Sieg lebt i n u n s, nicht da draußen und nicht in materiellen Dingen! Eine neue große Entscheidung schlägt an Ihr Herz, und Sie sollen noch einmal den Zweifel lösen, ob Sie Ihre Gewalt fühlen und die unumstößliche Majestät, die in Ihren Händen liegt, und ob Sie sie gebrauchen wollen. — Sie sind hieher gekommen, um dieses zerstückelte Deutschland in ein Ganzes zu verwandeln; Sie sind hieher gekommen, um den durchlöcherten Rechtsboden in einen wirklichen, in einen starken zu verwandeln; Sie sind hieher gekommen, bekleidet mit der Allmacht des Vertrauens der Nation, um das „einzig und allein" zu thun. Genügt es dazu, daß Sie Beschlüsse fassen, und sagen: Die Nationalversammlung beschließt, daß das oder das geschehe? Durchaus nicht. Sie müssen sich das Organ schaffen, durch welches diese Beschlüsse hinaus getragen werden in das Leben, durch welches sie gesezliche Geltung erlangen; dieses Organ zu schaffen, ist der Gegenstand unserer Verhandlung. Was wird dieses Organ seyn? Bei dem ersten Anblick dessen, was wir bedürfen, eben nur das Organ, welches Ihren Willen verkündet. Man sagt uns, der Vollziehungsausschuß, der von einer sehr kleinen Minderheit vorgeschlagen worden ist, sey eine republikanische Einrichtung, und wir geben das sehr gerne zu; wir verhehlen gar nicht,

wir wollen die Republik für den Gesammtstaat, wir wollen diese Einrichtung, und nicht deßhalb, weil wir die Verhältnisse in Deutschland auflösen wollen, sondern weil wir sie schüzen wollen, weil wir glauben, daß zwei gleichartige Richtungen nicht mit einander bestehen können, weil wir in der republikanischen Form an der Spize des Gesammtstaats Sicherheit sehen für die Freiheit jedes einzelnen Staates, seinen eigenen Willen auszuführen und zu erhalten, und wir zu gleicher Zeit diese Spize nicht den Zielpunkt niederen Ehrgeizes seyn lassen wollen. Allein es ist ein arger Irrthum, wenn man dieses Streben nach einer republikanischen Einheit verwechselt mit dem, was in den einzelnen Staaten geschieht oder geschehen soll. Wir bauen den Gesammtstaat aus den einzelnen Theilen, die vorhanden sind, wir erkennen die Thatsache dieses Vorhandenseyns ebenso wie die Formen an, und unser Bestreben ist dahin gerichtet, in der großen Gesammtheit einer jeden Einzelheit ihre Freiheit, den Spielraum zu ihrer eigenthümlichen Entwicklung, zu gönnen und zu belassen. Schaffen Sie den Vollziehungsausschuß, so sind es die bestehenden Gewalten, die bestehenden Regierungen, welche vom Vollziehungsausschuß die Beschlüsse der Nationalversammlung empfangen und diese Beschlüsse ausführen; sie werden in ihrem Wesen und ihrer Kraft nicht im mindesten angetastet, sie bleiben vielmehr im Vaterlande völlig auf dem Standpunkte, den sie sich zu erhalten bis jezt vermocht haben. Wenn die Regierungen das sind, was man vielfach behauptet, gutwillig in Bezug auf die Ausführung und bereit, Opfer zu bringen zum Gedeihen des Ganzen, so ist die Einrichtung so einfach, daß es keine einfachere gibt; wenn sie aber nicht gutwillig sind, was von anderer Seite auch vielfach behauptet wird, und wofür man sich auf einzelne Erscheinungen stüzt, die man vielleicht überschäzt, dann — wir haben keinen Hehl in unsern Gedanken — dann soll er die Bedürfnisse der Zeit stellen über die Regierungen, dann soll er ihnen entgegen treten, dann soll er die Nation nicht den Sonderinteressen aufopfern, sondern vielmehr die Widerstrebenden — geradezu heraus gesagt! — zermalmen. — Wäre ein solcher Fall denkbar, ich hoffe, er ist es nicht, dann wäre es eine sonderbare Einrichtung, daß wir Denen die Vollziehungsgewalt oder die provisorische Regierung, die es dann allerdings werden müßte, in die Hand geben, gegen die sie handeln soll und handeln muß."

„Man hat den Vollziehungsausschuß auch in anderer Beziehung angegriffen und hat ihn ungenügend genannt, da er nur die Vertretung Deutschlands nach Außen, nicht die Vertheidigung desselben enthält. Nun, es muß in dieser Beziehung ein arges Mißverständniß herrschen, denn die Vertretung eines Landes nach Außen besteht nicht bloß im diplomatischen Verkehr, sie besteht auch in der Entwicklung der ganzen Kraft und Gewalt, die eine Nation hat, da wo sie nothwendig wird. Der Vollziehungsausschuß hat ferner einen großen Vortheil: Er gewährt den Regierungen, was sie bedürfen, den Mittelpunkt, in dem das Staatsleben für den Gesammtstaat in diesem Augenblick zusammenläuft. Er ist ihnen, wenn sie wirklich das Beste der Nation wollen, ihr Aufstreben fördern, nicht im Geringsten gefährlich. Er sichert die Versammlung vor jedem Mißbrauch; denn die Versammlung hat es in der Hand, ihn zurück zu ziehen, sobald er die Begränzung überschreitet, die sie ihm zu stecken für gut findet. Er sichert die Regierungen auch durch die Wahl; denn wie die Versammlung zusammengesezt ist, haben sie nicht zu besorgen, daß eine Meinung aufkomme und an die Spize gestellt werde, die den Regierungen Besorgnisse erregt. Hat doch ein Mann, der in jenen Kreisen lange Jahre gelebt und gewirkt hat, Ihnen ausdrücklich gesagt, daß er ohne alle Besorgniß das Wohl der Gesammt- wie der einzelnen Staaten in den Händen dieser Versammlung sehe."

„Der Vollziehungsausschuß sichert aber auch das Volk vor möglichen Uebergriffen, indem er als ein Ausfluß der von ihm gewählten Versammlung, als ein Ausfluß der Gewalt der Träger, seiner Majestät und Souveränität dasteht, und das Vertrauen des Volkes aus seinem Ursprunge schon für sich in Anspruch nimmt. Das Direktorium, welches man Ihnen vorgeschlagen hat, sichert in dieser Beziehung Niemanden. Wird es stark, dann sind die einzelnen Regierungen ihm preis gegeben; die Fürsten der kleineren Staaten können sich als halb mediatisirt betrachten, sobald dieses Direktorium ins Leben tritt. Es sichert die Versammlung nicht; denn die Versammlung, die ihre stillschweigende, wenigstens ihre prüfungslose Zustimmung dazu geben soll, sie hat nicht mehr die Macht, dasselbe zu entfernen. Die angebliche Verantwortlichkeit, sie ist eine leere Phrase. Es gibt keine Verantwortlichkeit ohne Gesez; es gibt keine Verantwortlichkeit

ohne einen Gerichtshof, wo ich den Verantwortlichen belangen kann; und nicht einmal das lezte kümmerliche Mittel, sich zwar nicht eine Verantwortlichkeit, aber doch einen Rückzug zu erzwingen, die Steuerverweigerung, sie ist nicht in Ihrer Hand. Und weil Sie keine Verfassung haben, und weil Sie keine Grundlage haben, auf welcher diese Gewalt steht, und weil Sie keine Schranken gezogen haben, innerhalb deren sie sich bewegen muß, und weil Sie kein Mittel haben, sie in den Schranken zu halten, deßhalb ist es die Despotie; deßhalb ist es die Diktatur, die schrankenloseste Diktatur, die die Freiheit gefährdet wie nie etwas Anderes."

„Sie wollen ein solches Direktorium schaffen, und ich frage Sie: Dürfen Sie dasselbe schaffen? Haben Sie ein Mandat dazu, mit irgend jemand in der Welt zu verhandeln? Hat eine einzige Wahlhandlung auch nur einen derartigen Vorbehalt nicht aufkommen, sondern nur gewissermaßen als eine Ansicht aufdämmern lassen? — Nirgends in der Welt. Berufen sind Sie durch die Allmacht des Volkes und Sie sind nur jenem Mandate treu, so lange Sie diese Allmacht wahren. Sie dürfen nicht verhandeln; Sie müssen eher ihr Mandat niederlegen, als sich von der Aufgabe entfernen, die uns geworden ist. Sie dürfen am wenigsten in dem Augenblick, wo das Volk seine lang verkümmerten Rechte und seine lang verkümmerte Macht errungen hat, mit Denen unterhandeln, die seit dreißig Jahren niemals mit uns unterhandelt haben, die selbst unsern Rath niemals hörten, wenn es sich darum handelte, Deutschland als ein Ganzes zu vertreten. Allein es wird auch der Unterhandlungen nicht bedürfen; wahrlich diejenigen leisten den Regierungen einen sehr schlimmen Dienst, die sie darstellen als etwas, was außerhalb uns, d. h. außerhalb des Volkes steht; man sagt uns ja immer: „Die Regierungen sind jezt volksthümlich, sie sind aus dem Volke hervorgegangen, sie gehören dem Volke an."

„Nun wohlan! Wenn das wahr ist, so vertreten wir sie mit, wir vertreten nicht den Einzelnen, nicht den Stand, keine Kaste; wir vertreten das Volk und die Regierungen, sie gehören zum Volk, mindestens sollen sie zum Volk gehören. Wo das nicht der Fall wäre, daß die Regierungen im Volk aufgiengen, nun, dann würde nichts vorliegen, als die Wahrung der alten Fürsten- und Dynasten-

interessen, und wahrlich ein Volk von vierzig Millionen, es würde nicht unterhandeln können mit vier und dreißig Menschen, die ihr Sonderinteresse fördern wollen. So ist in unserm Vorschlage nach meiner Ueberzeugung gewahrt, was Sie wahren wollen; das allseitige Recht, die allseitige thatsächliche Stellung ist anerkannt, wenn Sie sich darauf beschränken, zu erklären, was Sie bedürfen, und wenn Sie warten in Beziehung auf die Ausdehnung der Gewalt, bis Sie sie bedürfen." —

„Man hat uns vielfach in diesen Tagen darauf hingewiesen, es herrsche die Anarchie, und sie trete hervor an diesem und jenem Orte in Deutschland, und das ist wahr, leider ist es wahr; aber fragen Sie, was ist denn diese Anarchie? Ist sie etwas Anderes, als die Zuckung der Ungeduld, die in dem gehemmten Leben sich kund gibt, die Zuckung der Kraft, die nach Außen oder nach Innen sich geltend machen will? In einer Weise, wie es die Weltgeschichte noch nie gesehen hat, hat das Volk in Deutschland seine Revolution gemacht; es hat mit wenigen Ausnahmen die Gewaltäußerungen gescheut, weil eine revolutionäre Volksversammlung, eine revolutionäre Nationalvertretung im Vorparlament hier zusammentrat, und dem Gesammtausdruck seine Geltung zu verschaffen suchte; es hat sich gemäßigt, weil aus jener revolutionären Volksvertretung eine zweite, gleichartige, wenn auch in anderer Beziehung auf einem Geseze beruhende Volksvertretung sich gestaltete; verhehlen wir es nicht, eine auf einem Geseze der Revolution beruhende Versammlung, die ihm versprach, seine Wünsche zur Geltung zu bringen, seine Bedürfnisse zur Wirklichkeit zu machen. Wollen Sie der Anarchie entgegentreten, Sie können es nur durch den innigen Anschluß an die Revolution und ihren bisherigen Gang. Das Direktorium, das Sie schaffen wollen, ist aber kein Anschluß daran; es ist ein Widerstand, es ist Reaktion, es ist Contrerevolution, — und die Kraft erregt die Gegenkraft. Man wirft mitunter schielende Blicke auf einzelne Parteien und Personen, und sagt, daß sie die Anarchie, die Wühlerei, und wer weiß was, wollen. Diese Partei läßt sich den Vorwurf der Wühlerei gern gefallen; sie hat gewühlt ein Menschenalter lang, mit Hintansezung von Gut und Blut, mindestens von allen den Gütern, die die Erde gewährt; sie hat den Boden ausgehöhlt, auf dem die Tyrannei stand, bis sie fallen mußte, und Sie

säßen nicht hier, wenn nicht gewühlt worden wäre. Allein die Leute, die man in dieser Beziehung ansieht, sie sagen Ihnen mindestens geradezu und ungeschminkt, was sie wollen. Ich muß bekennen, ich habe das in dem Commissionsberichte nicht gefunden. Ja ich fürchte, daß die Dinge, die hinter demselben versteckt sind, schlimmer sind, als die Dinge, die ausgesprochen wurden. Sie haben eine Abstimmung gehört in Ihrem Kreise heute, als man Ihnen vorschlug, die Gewalt einer Krone zu übertragen, — man hat den Antrag verhöhnt, ausgelacht; was thun Sie Anderes, als die Gewalt drei Kronen oder vier und dreißig Kronen übertragen? Glauben Sie, daß die Abstimmung über Ihren Vorschlag anders werde? Ein Nachtrag, dessen Urheber sich nicht einmal genannt hat, schlägt Ihnen auch vor, den vor zehn Wochen auf dieser Stelle zur Leiche erklärten Bundestag beizubehalten und der Commissionsbericht hat es nicht gewagt, sich darüber auszusprechen, was mit demselben werden solle. O, beschenken Sie doch das deutsche Volk mit Ihrem Direktorium und lassen Sie den nach den Gesezen der Natur, wenn er Leiche geworden war, in Fäulniß übergegangenen Bundestag dazu! — Sie werden sehen, was Sie aussäen damit, indem Sie behaupten, die Einheit zu säen."

„Man hat mich hingewiesen auf andere Länder und ein Vorgänger von mir hat Ihnen bereits insofern widersprochen, als er Ihnen gesagt hat, daß Belgien, bevor es unterhandelte, seine Verfassung, seine Grundlagen, seine Sicherheit sich geschaffen hat. Thun Sie dasselbe, und Sie werden hoffentlich auch das Glück Belgiens genießen. Man hat Sie hingewiesen auf einen andern Staat, auf einen Staat, der großartig sich erhoben hat in der lezten Zeit. Man hat ein Gespenst heraufbeschworen und hat Ihnen gesagt, dieser starke Staat erzittere vor einem unbedeutenden jungen Menschen. Meine Herren, — es gab einen Staat in Deutschland, der auch stark war, der auf dem historischen Rechtsboden stand, auf Ihrem historischen Rechtsboden, der uns hier so oft vorgeführt wird. Dieser Staat ward in seinen Grundvesten erschüttert durch den Fuß einer Tänzerin."

„Es mag manches fest scheinen im deutschen Vaterlande, was, beim Lichte gesehen, nicht fester ist, als der Zustand, den eine Phryne stürzte. Es ist nach meiner Ansicht eine Gotteslästerung der Freiheit, wenn man ihr aufbürdet, daß sie krankt an dem Erbe, welches

sie von der Despotie unfreiwillig hat mit übernehmen müssen. Es ist eine Gotteslästerung an der Menschlichkeit, wenn man darauf hinweist, daß dieser Staat 80,000 seiner hungernden Brüder hat ernähren müssen. Diese 80,000 Hungernden kosten nicht so viel, als ihn der gestürzte Thron in einem Jahr gekostet hat, und man kann noch eine Null hinzufügen, und sie kosten immer noch nicht so viel; abgesehen davon, daß in dem Sumpfe, der sich um diesen korrumpirten und korrumpirenden Thron ausgebreitet, neben aller Sittlichkeit, Ehre und Tugend auch alle Mittel verschlungen wurden, die nöthig waren, um die Hungernden zu ernähren. Auf dem historischen Rechtsboden, auf welchem wir angeblich stehen, hat man in einem ganz ähnlichen Falle die Hungernden lieber der Hungerpest preis gegeben. Dorthin, wo man das Gespenst hervor ruft, wird die Freiheit den Kranz des unverwelklichen Dankes niederlegen, wenn sie siegt; und wenn sie unterliegt, wird auch der lezte sehnsüchtige Blick ihres brechenden Auges sich dorthin wenden. Wollen Sie das Himmelsauge brechen sehen, und die alte Macht über unser Volk aufs Neue herauf führen, so schaffen Sie Ihre Diktatur."

Es war bisher von Jüngeren und Aelteren von Rechts und Links der eine Redner wie der andere, wenn er nicht gerade unbedeutend oder unhörbar leise sprach, bald mehr, bald weniger *heftig*, jezt heiter, jezt in bitterem Ernst, ja in Verbitterung hie und da, unterbrochen, zwei-, drei-, ja troz des Einschreitens vom Präsidium aus, zehnmal unterbrochen worden. Die rechte Seite zeichnete sich hierin noch unschöner aus als die Linke; auch die leztere krankte an diesem Fehler. Aber wenn von dieser Seite aus die Unterbrechungen kamen, so waren sie meist hervorgerufen durch das System der Frechheit, mit welchem man von der rechten Seite aus, wie in der Presse, so selbst auf der Tribüne auftrat. Die Linke verirrte sich, selbst was die Form betrifft, wie oben aus dem Munde der rechten Seite nachgewiesen, nie so weit, als die Rechte. Selbst da, wo die Linke in der Form sehr fehlte, war es der Ausbruch der Ehrlichkeit, der Unehrlichkeit gegenüber, das unwillkürliche Hervorbrechen des redlichsten Enthusiasmus für Vaterland und Freiheit, gegenüber der perfidesten Dialektik, zuweilen offenbarem Verrath an der Sache, welcher der Redner bisher gedient, an den Freunden, durch die er gehoben worden war. Noch bewahren edle Frauen und

Jungfrauen in der Pfalz in zierlichen Notizbüchern, in die ihr Bleistift einzeichnete, was ihr Ohr hörte und ihr Auge sah, die republikanischen, die von dem Wein und den Schönheiten der Pfalz gesteigerten einzelnen Aeußerungen und ganzen Reden des Hamburger Abgeordneten Heckscher, als er, nachdem er zweimal im deutschen Hofe der Linken vorgesessen, mit ihr in den Pfingsten die Pfalz bereiste. Am heftigsten gegen die Fürsten, am freisten für das Eine Deutschland sprach er auf einer Ruine der Rheinpfalz, auf einem Trümmerstück einer Mauer stehend: und wenige Tage darauf war er selbst ein Trümmer des alten, wenigstens des damaligen Heckscher, und die Pfälzerinnen zeichneten in ihre Blätter zu seinem Namen eine Ruine oder ein Andreaskreuz. In der Frage über die Centralgewalt sprach Heckscher zweideutig zuerst, übergegangen darauf, so heuchlerisch bemüht, die bisherigen Freunde darüber zu täuschen, und als er das Mißlingen dessen sah, so verbissen und ergrimmt, daß er unter dem ausbrechenden, von Vogt angeregten Sturm der Linken auf der Tribüne sich zusammen bog, lautlos, vernichtet, und ein Mitglied der Linken, hart vor ihm, rief ihm ins Angesicht: „Sie haben sich selbst gerichtet, Sie sind für uns moralisch todt!"

Ganz anders war es bei der Rechten. Unverhohlen äußerten Mitglieder derselben, daß sie vornherein gegen die Redner der Linken eingenommen seyen, daß sie ihre G r ü n d e nicht zulassen w o l l e n, ja einer gestand, daß es ihn verbittere, wenn die Linken gut reden, und da die Linke so überwiegend an guten Rednern sey, so verhärte er sich, weil er ihre Grundsäze als verderblich hasse. Auch darin unterschied sich die Linke von der Rechten: auf der Linken unterbrachen den Redner vorzugsweise die Führer, zumal wenn sie wußten, daß es unmöglich war, noch zum Wort zu kommen, um einen Irrthum, eine Verdächtigung, eine Unwahrheit, eine Verläumdung, eine absichtliche Verdrehung oder einen Unsinn zu widerlegen; auf der Rechten unterbrachen in der Regel die Unbedeutenden, die ganz Namenlosen, diejenigen, die schlechthin unfähig sich wußten, auf der Tribüne ein Wort zu sagen, und die doch vor ihrer Partei sich regsam, daheim als im stenographischen Bericht mit oder ohne Namen aufgeführt sich zeigen wollten.

Die Linke bewies Geist und Herz, daß sie, wo ein bedeutender, in seiner Ueberzeugung als redlich erkannter Redner von der Rechten

auftrat, ohne irgend eine störende Unterbrechung ihn hörte, achtend, still, ernsthaft, oder lächelnd, voll Rücksicht auf ehrliche Meinungsverschiedenheit, sogar lauschend der ruhigen Erörterung einer Frage. Mathy war nicht der Liebling der Versammlung, der Linken am wenigsten — wer weiß es nicht? — Als er die Rednerbühne betrat, als er anfieng zu sprechen, da wurde er unterbrochen mit dem Rufe: „den Namen, den Namen!“ Es waren seine speziellen Landsleute, die es riefen. Aber die sittliche Entrüstung der Mehrheit der Linken über diese Art von Unterbrechung kam der Bemerkung des Vicepräsidenten von Soiron: „Wer wird über einen Namen einen Lärm machen?“ zuvor, sie legte sich so schwer auf die Rednerbühne, daß Mathy nicht blos in seiner ganzen Rede nicht mehr unterbrochen wurde, sondern auch später nicht, wenn er wieder, ungewöhnlich selten, redete. Die einflußreiche Minderheit der Linken trauerte über Mathy's Fall, nicht mit Sentimentalität, sondern mit dem Verstand: sie wußte, daß derjenige, der mehr als zwanzig Jahre lang, unter schweren bitteren Aufopferungen der Sache des Volkes und der Freiheit gedient, mit jenem seltenen Verstand, mit jener Ausdauer, mit jener Sachkenntniß, und mit jener Beredtsamkeit der Thatsachen, die so leise, so tropfenartig, aber stets den rechten Punkt treffend, hin floß, für sie selbst ein großer Verlust war, und noch saßen Männer auf der äußersten Linken, die zu einander sagten: „es ist ein Unglück für unsere Sache, daß er durch die Verhältnisse hinüber gedrängt wurde, in eine Stellung, wo er in der Hauptsache denkt, wie wir, und zu handeln sich genöthigt sieht gegen uns.“

Wenn von Beckerath sprach, wer störte ihn? Ihn ließ die Linke jede Frage mit Ruhe erörtern, weil er niemals in bösem Willen angriff, weil man bei ihm an dem Wohlwollen des Herzens nicht zweifelte. Wann ließ die Rechte einen Redner der Linken seine abweichenden Ansichten eben so mit Ruhe erörtern, den einzigen ihr schrecklichen Robert Blum ausgenommen? Wann hat die Linke den Führer der kirchlichen Partei, so lang er sprach, mit einem Laut oder einer Bewegung unterbrochen? Was war es, was dem Herrn von Radowitz, diesem priesterlichen General, dem genauest gekannten Obern der Reaktion, das freundliche Gehör der Linken verschaffte, wenn er selbst in Hauptfragen ihr gefährlichster Gegner war? Es war nicht bloß die Glätte der Form, nicht bloß der schöne kühle Vortrag des Mannes

von Geschmack und Verstand, es war nicht blos die Feinheit des gewählten Wortes, der Wendung, des Gedankens, nicht blos das, daß er weder schlug, noch stach, noch biß, daß er nicht heraus gieng, daß er selbst im Angriff höflich war — es war die Billigkeit der Linken, ihre Empfänglichkeit auch für Anderes, wenn es in der Form edel, im Inhalt nicht karakterlos war.

Und doch folgte wohl zuweilen dem wohlwollenden weichen Beckerath, ja dem feinen Radowiz, wenn der eine und der andere herabstieg von der Rednerbühne, Mißfallen, selbst Zischen von einzelnen Stimmen der Linken. Aber wie unter dem Zauber gebunden, von dem Niemand wußte, wo er eigentlich saß, lauschte, wenn er kam, wenn er sprach, wenn er gieng, als wirkte sein Geist unter dem Beifallssturm noch nach, die Versammlung, die Rechte noch mehr, als die Linke, ihrem größten Redner Robert Blum.

So war es auch an diesem Tage. Niemand unterbrach ihn, Niemand dachte nur daran den Beifall zu entweihen, nur die Berechtigung des Beifalls in Zweifel zu ziehen, unter dem er heute schloß.

Das war die unwiderstehliche Macht des sittlichen Charakters, das war die Kraft des blizenden Genius, der die Wahrheit ins Licht sezte, das war die Wirkung der Donnerschläge, unter denen getroffen die Gegner schwankten oder lagen.

Robert Blum hatte seine Virtuosität in der Beherrschung der Fragen und der Menschen von Tag zu Tag mehr bewährt, von den Einen bewundert und geliebt: von den Andern gefürchtet und gehaßt; als Intrikant, als klug berechnender Politiker angesehen von nicht Wenigen selbst seiner eigenen Partei. Gerade die Gabe in ihm, die Sachen, wie sie lagen, zu nehmen; ohne dem Grundsaz etwas zu vergeben, den Verhältnissen Rechnung zu tragen; zu vermitteln, zu vereinen, das Mögliche zu berechnen, und das Zweckgemäße dem Großartigglänzenden vorzuziehen; um vorwärts zu kommen, scheinbar nachzugeben; — gerade das, was den großen Volksführer und Staatsmann macht, war den Beschränkteren seiner Partei innerhalb und außerhalb der Paulskirche an ihm verdächtig. Sie mißtrauten ihm, weil er nicht Allen in der großen fluthenden Masse dieser Tage traute, weil er mit scharfem Auge, wo so viele Verräther umher giengen, jezt um sich sah, mehr hörte als sprach, und jezt wieder drein blickte, wie ein Kind, unschuldsvoll hingegeben. Da hieß es, nicht blos rechts,

sondern auch links: „Seht Ihr, wie er lauert: es steckt noch etwas hinter ihm; es ist nicht aus ihm zu kommen.“

In der Seele Blums hatte sich in den lezten zwei Wochen manche Hoffnung geneigt, nicht für ihn, sondern für das Vaterland. Diese Versammlung drückte ihn, und die Siegesfreudigkeit, die den körperlich schwerfälligen Mann so elastisch zuerst gemacht hatte, war von ihm gewichen*).

Er trug die Republik Deutschland in der Wiege seiner Brust; die lezten Wochen waren Wochen trüber Erfahrung. Von Haus aus der Mann der That, war er verstimmt, nicht bloß durch die Thatlosigkeit, sondern durch die Thatunfähigkeit der Mehrheit in der Versammlung. Ans Volk glaubte er, eine allgemeine Bewegung zur Republik, so unangenehm ihm das unzeitige Vorgreifen des durch Struve fortgerissenen Heckers war, bildete den Grundgedanken seines Strebens, und alles, was er parlamentarisch bisher redete und that, war ihm nichts als Zwischenspiel, als Vorspiel zu dem großen Akt der Tragödie, dessen Schluß die Föderativrepublik Deutschland sein sollte. Der dumpfe Zorn, den er bei den Umtrieben der Gegenpartei zuerst im Ausschuß, dann in den Sizungen der Nationalversammlung in sich hinein fraß, klang noch, wiewohl von der Besonnenheit des Politikers überwunden, in seiner Rede über die Centralgewalt nach.

Als er geendet hatte, fühlte Freund wie Feind, daß hier nicht der Abgeordnete Leipzigs, sondern daß, der es vor Allen war, der Mann der deutschen Nation, der Führer der deutschen Freiheit gesprochen hatte; jeder Saz seiner Rede war der Ausdruck seines Dranges zur That und seiner Gewißheit, daß diese Centralgewalt, wie sie die Mehrheit wollte, zwar nur der Anfang vom Ende, aber vom Ende der deutschen Einheit und Freiheit zugleich sein würde. Weil es zur That ihn drängte, weil er zur That fortreissen wollte, war er so kurz, und weil er Prophet war, so poetisch, die Schlaggedanken in Bilder einhüllend.

Dritthalb Jahre sind jezt darüber hingegangen: Tausende haben damals das lezte Wort seiner Rede gehört. „Wollen Sie das Himmelsauge der Freiheit brechen sehen, und die alte Nacht über unser

*) Auch Andere bemerkten dieß an ihm, wie der feinsinnige Th. Althaus in seiner Schrift: Aus dem Gefängniß S. 67—69.

Volk aufs Neue heraufführen, so schaffen Sie Ihre Diktatur!"
Rechts und Links, wo Ihr saßet, oben und unten, erinnert Ihr euch jenes Tones, jenes Klanges der Stimme, worin sich Zorn und Haß und die düstere Ahnung der Zukunft verschmolzen? der Prophet ist todt, und kein Arm in Deutschland, wie seiner: glaubt Ihr jezt an ihn?

Es hatte ein höherer Geist aus Robert Blum geredet, es konnte nach ihm Keiner die Aufmerksamkeit nur in annäherndem Grade mehr fesseln; für Lette, einen edleren wohlmeinenden Mann des rechten Centrums, der nach ihm sprach, ein unverschuldetes Unglück; er konnte nicht einmal der eigenen Partei auch nur die geringste Aufmerksamkeit oder Rücksicht abgewinnen. Selbst die bedeutenden Kräfte der Linken, die nach Blum sprachen, waren nur wie das nachziehende Glänzen und Leuchten hinter dem unter Bliz und Donner vorübergegangenen Gewitter, so der charakterfeste feine Hensel von Zittau, so Simon von Trier, so selbst der im Feuer kalte Adolf v. Trützschler.

Simon von Trier, damals noch ein Schüler von den höchsten Talenten zur Beredtsamkeit, aber in den Schulformen befangen, vermochte kaum dem Widerstreben des Nichtmehrhörenwollens troz der Schärfe seiner Logik, mit der er tief einsägte, zu widerstehen. Nie zeigte sich vielleicht in einer parlamentarischen Debatte der Unterschied des Genius und des Talents in so fühlbarer Größe, wie hier zwischen Blum und Simon, und wie gerade jenes Nichtzusagende und Nichtzuerlernende selbst der größeren wissenschaftlichen Bildung überlegen ist und bändigt und herrscht.

Die treffendste Stelle in Simons langer Rede war die, worin er diejenigen vernichtete, die erstens die Unverantwortlichkeit des Reichsverwesers als etwas ganz Unverfängliches hinstellen wollten, und zweitens die Versammlung einzuschüchtern versuchten, als eine, die über keinen Soldaten zu verfügen habe.

Gegen das Erstere sagte er — und die Geschichte hat es bestätigt — „In der Unverantwortlichkeit des Reichsverwesers, wie eines Direktoriums steckt der Begriff der M a j e st ä t, das Genehmigungsrecht sammt Veto. Nur die Majestät von Gottes Gnaden ist nicht verantwortlich. Das Volk hat einen Theil seiner Souveränität an eine einzelne Person verloren, und diese einzelne Person hat sich daraus das Recht der Majestät gebildet. Ich bin kein Freund von geseзlichen Majestäten. Ich liebe die natürliche Majestät, welche

keiner gesezlichen Fiktion bedarf, sondern sich jeden Augenblick selbst erzeugt. Mir imponiren freie Kraft und Stärke selbst beim Feind. Wo mir die Majestät frei und natürlich entgegentritt, da erkenne ich sie an und freue mich ihrer; aber ich mag keine gesezlich fingirte Majestät, die häufig gerade den Gegensaz von wahrer Majestät bildet. Wird zuviel Gebrauch von der Majestät gemacht, dann haben Sie die Revolution; sollen wir nun eine Majestät zu dem Zwecke schaffen, daß möglichst wenig Gebrauch davon gemacht werde? — Wie werden wir aber die Gewalt erhalten, wenn wir durch die Versammlung und aus der Versammlung wählen? Es ist gesagt worden: „Das Parlament habe keine Soldaten, auch nicht einen einzigen." Unsere Landwehrmänner und Reservisten in Trier, welche meine Urwähler sind, haben an das Staatsministerium nach Berlin eine Eingabe gerichtet, worin sie sich bereit erklären, dem Parlamente gegen einen etwaigen widerspenstigen Fürsten sofortigen Beistand zu leisten."

„Sie kennen gewiß auch die Adresse der Breslauer Landwehrmänner. Der Soldat, Unteroffizier, sowie der intelligente Theil des Heeres weiß ganz genau, was ihm die Zukunft bringt, was ihm die Vergangenheit geboten; der Gemeine weiß, daß die Freiheit der Zukunft ihn nicht mehr so lange in die Kaserne steckt; der Unteroffizier weiß, daß er in Zukunft wird zum Offizier emporsteigen können; der Offizier weiß, daß Gerechtigkeit ohne Ansehen der Geburt und des Vermögens eintreten, daß Jeder die Stellung erhalten werde, welche ihm nach Fleiß und Tüchtigkeit zukommt. Die Freiheit ist der Tod des Junkerthums. Dieß weiß das Heer, und nun wiederholen Sie: Das Parlament hat keinen Soldaten!"

„Aber ich glaube nicht an Widerstand; ich glaube nicht, daß ein Mann gegen das Parlament geschickt wird. Wer sich den Beschlüssen des Parlaments widersezt, der ist ein Rebell, sei er Fürst oder Knecht. Wissen Sie, wer ein Rebell ist? — Derjenige, meine Herren, welcher gegen den status quo ankämpft, und wir sind der status quo. — Ich glaube, daß die Fürsten sich schon aus Humanität dem Parlamente nicht widersezen werden, und würde die Humanität nicht ausreichen, dann würde die Klugheit es gebieten. Sie wissen, daß die Lage der Sache gegenwärtig eine ganz andere ist, als wie bei der ersten Revolution. Sie wissen, daß in uns ein moralisches Centrum für das Volk gegeben ist. Sie wissen, daß der Geist der

Freiheit mehr und mehr in die Heere gedrungen ist. Sie wissen, daß die Waffen nicht mehr in den Zeughäusern und Waffenläden beruhen, sondern in alle Welt zerstreut sind. Wenn man das System der Einschüchterung gegen uns anwendet, dann muß man die Sache hinstellen, wie sie ist: sich dem Parlament widersezen, heißt Va-banque spielen. Im andern Falle hingegen ist man ja immer der Majorität des Parlaments versichert, welches der Pietät in den Einzelstaaten Rechnung zu tragen gewiß nicht verabsäumen wird. — Was Sie vor Allem wollen, meine Herren, ist Ruhe und Ordnung. Hauptsächlich gilt die Pietät dem Zustand der Ruhe und Ordnung. — Wenn Sie Ruhe und Ordnung haben wollen, dann dürfen Sie nicht zurückweichen in die Vergangenheit, dann müssen Sie mit kühnem Schritte bis an die lezte Schranke vorschreiten, welche die neueste Zeit gestürzt hat. Da sezen Sie Ihr Gebäude hin, und dann haben Sie Ruhe und Ordnung. Ziehen Sie die Schranken enger, so weisen Sie diejenigen wieder hinaus, welche schon Aufnahme gefunden hatten. Diese werden dann anklopfen und Einlaß begehren, man wird sich von Innen widersezen, es werden Soldaten ausrücken, und der Genius der friedlichen Freiheit wird sein Auge verhüllen ob der kommenden Szene."

„Ich habe kein Mandat," sagte Welcker, „von meinen Wählern empfangen, um die Regierungen vom Thron, oder von ihrer Würde und Ehre herunter zu reißen, um den Schlund der Revolution weiter zu reißen, sondern es lautet: Schließt einmal durch rechtliche Begründung eines Verfassungszustandes den unglücklichen Weg, den Abgrund der Revolution, begründet dadurch wieder Vertrauen, gegenseitige Rechtsachtung, Frieden und Ruhe, damit der Geschäftsmann wieder Wohlstand und Freiheit in seinen Unternehmungen genieße. Als die Zeit eine andere wurde, ist auch der deutsche Bund ein anderer geworden. Ich möchte aufrecht erhalten, was vom deutschen Bund uns als heilsam für eine kräftige Vollziehungsgewalt erhalten werden kann. — Und wenn die Herren von der Linken noch so viel von ihren revolutionären Soldaten sagen, so komme ich doch noch einmal darauf zurück: Hier haben Sie Ihre Beschlüsse, Sie haben aber keine Kasse, Sie haben keine Regierung, Sie haben keine Armee, Sie haben keine Vollzugsbeamten hier. Diese alle sind in Wien, Berlin, Dresden, München, also in Städten, wo nicht blos ein

König wohnt, sondern zugleich eine Bevölkerung, die nicht haben will, daß die Regierungen zu Dresden, München u. s. w. verschwinden. Lassen Sie sich nicht täuschen durch die Kraft der Worte: „Wir wollen es befehlen und zwar im Namen des souveränen Volks.“ Die Zeiten sind vorbei, wo der Posaunendonner die Mauern von Jericho eingestürzt hat. Es bedarf der wirklichen Kraft, und die wirkliche Kraft ist da, wo alle Regierungen gern und willig vollziehen, willig das thun, was Sie hier beschließen, und die Regierungen werden es thun, wenn sie zum Voraus darum befragt sind.*) Oder wollen Sie wirklich die republikanische Garde aufbieten, um die Throne wanken zu machen in Wien und Berlin? Dann vergessen Sie nicht, daß die Commandeure der Garde Ihre Herren sind, und Sie ihre Diener. Und wenn Sie diese Maßregel beschließen, wenn Sie ohne alle Noth die Regierungen entwürdigen, dann haben Sie es zu verantworten, wenn das Vaterland in große Gefahr kommt. Ich bin im Innersten davon durchdrungen, daß es ein wirklich unnöthiger, revolutionärer und also unrechtlicher Akt seyn würde, so zu verfahren mit den deutschen Regierungen, ehe sie irgend einen Widerspruch gegen die rechtlichen Forderungen sich haben zu Schulden kommen lassen. Ich bin der lebendigsten Ueberzeugung, daß es eine durch und durch verderbliche Maßregel seyn würde, und bei dem ewigen Gott, so sehr ich wünsche, daß alle unsere Beschlüsse vollzogen werden, ich würde es mit meinem Gewissen nie verantworten können, diesem Beschluß beizutreten ohne den von mir vorgeschlagenen Zusaz, daß das Bundesdirektorium sich in Bezug auf die Vollziehungsmaßregeln, so weit thunlich, mit den Bevollmächtigten der einzelnen Landesregierungen ins Einvernehmen zu sezen hat.“

Das Centrum und die Rechte schwärmten im Beifall für Welcker, als er seine über eine Stunde dauernde Rede schloß. Welch ein Kontrast zwischen Robert Blums schön ausgeprägtem Gold des Gedankens und seinem aus Erz gegossenen Karakter, und Welckers hin und her Schwanken; welch ein Kontrast zwischen des leztern wortereichem Redefluß mit dem breitesten Bette, in welchem allerlei durch einander dahin trieb, und Ludwig Simons wortkarger Logik

*) Solchen frommen Glauben hatte selbst Welcker: so bethört hatte ihn Schmerling in vierthalb Monaten. Stenogr. Bericht S. 412.

und Geisterschlacht, wo die Gedanken sich kreuzten und drängten bis zur Härte und zum Peinlichen, wie die blizenden Schwerter im Handgemeng! Welcker hatte das Unglück, daß hinter ihm einer der schärfsten und gediegensten Geister der Linken, Adolph Trützschler von Dresden, sprach. Trützschler gieng schon damals in seinen Ideen so weit als Einer: Die äußerste Marke der allgemeinen Freiheit und Gleichheit, ein Ideal der Brüderlichkeit und der einfachsten Verwaltung beherrschte ihn ganz; Natur und philosophischer Idealismus hatten in ihm die Oberhand über die Verhältnisse seiner Geburt und seiner Erziehung gewonnen. Denn er gehörte als der einzige Sohn und Erbe reich begüterter Eltern und Verwandten einem der ahnenreichsten Geschlechter Deutschlands an; in den ältesten deutschen Liedern war der Name seiner Familie genannt. Von der Idee zur Praxis kam er erst in Frankfurt, und er bot äußerlich oft noch einen Zwiespalt dar zwischen dem angewohnten Aristokratischen des Benehmens und dem Willen und Streben, dem Geringsten im Volke gleich zu seyn.

Trützschler betrauerte an diesem Tage, Welker auf jener Seite zu sehen, von welchem er noch vor wenig Monaten geglaubt, daß er stets auf einer Seite mit ihm kämpfen würde. Es sey, sagte er, ein Irrthum, zu meinen, es sey nur eine Reformbewegung in der Zeit oder eine kleine Revolütion, die keinen andern Zweck habe, als dem Volke gewisse Rechte zu erkämpfen und einzelne Beschränkungen wegzureißen. Es sey eine große Bewegung, in der sich die Zeit befinde, und ihr Ziel sey kein anderes, als große Grundsäze zur Geltung zu bringen, die Grundsäze der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit; das seyen die großen Prinzipien, um die es sich handle, nicht um leere Formen. Nachdem er eine Reihe Einwürfe der Gegner gegen den Antrag, den er mit Blum gestellt hatte, einfach beseitigt und dabei unter allseitiger Heiterkeit bemerkt hatte, seiner Meinung nach komme jeder Mensch als souverän auf die Welt, nämlich er habe das Recht, sich selbst zu bestimmen, und seine Mitmenschen haben bloß das Recht, seine Macht nur da zu beschränken, wo es zum Wohlseyn des Ganzen nothwendig sey: schloß er gegen den Dahlmann'schen Ausschußbericht, vom Standpunkt des Juristen aus, wie er sagte: „Wir sind hieher gesandt worden von dem Volk, um für seine Souveränität einen Ausdruck zu bilden, um die Ver-

fassung zu gründen, und inzwischen dasjenige zu besorgen, was eben im Drang der Zeit zu besorgen nothwendig ist. Niemand aber hat uns beauftragt, die Souveränität des Volkes an Andere abzutreten. Daß die Souveränität des Volkes durch den Vorschlag der Ausschußmehrheit (Dahlmanns) abgetreten wird, das sieht Jeder ein. Wenn Sie aber nun die Souveränität abtreten, so begehen Sie das Verbrechen, das in den gewöhnlichen Kriminalgesezbüchern mit dem Namen Hochverrath bezeichnet wird. Ich gebe zu, daß in diesem Augenblick kein Gerichtshof vorhanden ist, der das Urtheil über die aussprechen wird, die für den Antrag des Ausschusses stimmen, und die also in meinen Augen sich eines Hochverraths schuldig machen. Aber es könnte seyn, daß das Volk zur Erkenntniß käme, was die eigentliche Bedeutung dieses Antrags ist, daß es selbst der Meinung würde, es sey ein Hochverrath an ihm begangen worden, und daß es die Leute, die seiner Freiheit, seiner Souveränität Schranken ziehen wollen, selbst vor die Schranken forderte und Alle dann verurtheilte." —

Die Rechte hörte bis zum Ende ruhig zu, von den aristokratischen Formen des Redners eingenommen, nur zweimal ließ sich ein O! hören; aber am Schluß brandete der Beifall der Linken und der Gallerien zugleich mit dem stürmischen Geschrei von der *Rechten*: zur Ordnung! an die Tribüne. Der Präsident, Soiron, der den Beifall der Linken damals noch sehr suchte, stellte mit Anstrengung die Ruhe her und wies die Rechte ab. „Das Wort Ja oder Nein, sagte noch Trützschler, das Sie in wenigen Tagen bei dem Namensaufruf über das Prinzip aussprechen werden, ist vielleicht das ernsteste Wort, das Sie jemals in Ihrem Leben ausgesprochen haben werden."

„Ich ehre die Freimüthigkeit Herrn Blums, sagte Beckerath; er hat offen erklärt, daß er die Centralgewalt, wie er sie will, als Einleitung zu einer republikanischen Gesammtverfassung Deutschlands betrachtet. Wohl die meisten von uns sind in dem Fall, nicht zu wünschen, daß durch die provisorische Einrichtung, die wir zu treffen im Begriffe sind, die Form der definitiven Staatsgewalt in irgend einer Weise präjudizirt werde. Es wird mithin keine Empfehlung der beabsichtigten Einrichtung seyn, daß sie das Vorbild einer künftigen republikanischen Gesammtverfassung Deutschlands seyn soll. Wenn ich ferner bedenke, wie klar es ist, daß die einzelnen Monarchien

Deutschlands sich schwerlich unter einer solchen republikanischen Spitze, von wo aus sie doch ihren Lebensimpuls empfangen müssen, als Monarchien werden behaupten können, so glaube ich das Wort, das der Redner gegen den Ausschußantrag richtete, auf seinen Vorschlag anwenden zu müssen, indem ich ausspreche, daß vielleicht mehr dahinter liegt, als in die Erscheinung tritt. — Die Berechtigung der Bewegung fällt hinweg, wenn das Ziel erreicht, wenn die Presse frei, die Regierung aus dem Volk hervor gegangen, wenn die Volksvertretung hergestellt, die persönliche Freiheit nicht mehr beschränkt ist. Jezt noch den Regierungen feindlich gegenüber zu stehen und ihre Festigkeit zu erschüttern zu suchen, halte ich nicht für rühmlich. Ich danke dem verehrlichen Redner dafür, daß er es offen ausgesprochen hat, im Fall des Widerstandes gegen den Vollziehungsausschuß müssen die Widerstrebenden zermalmt werden. Ja, dieser Vollziehungsausschuß muß, wenn er seine Autorität behaupten will, zermalmend auftreten. Er wird sie nur behaupten können auf dem Wege der Schreckensherrschaft. Nicht um die Regierungen handelt es sich hier, die Volksstämme sind es, gegen die der Verwüstungskampf geführt werden muß. Ich ehre es, wenn von der Regierung verlangt wird, daß sie sich in die Verfassung sezt, den äußeren Feind zu zermalmen. Wenn aber als Aufgabe einer Staatsgewalt hingestellt wird, ihre eigenen Angehörigen zu zermalmen, dann muß ich gestehen, ich wünsche nie eine solche Staatsgewalt in unserm theuern Vaterlande. Man hat auf dieser Tribüne getadelt, daß der König von Neapel in den Straßen der Residenz seine Unterthanen hat niederschießen lassen, das war eine blutige That, die Geschichte wird sie richten; aber dulden wir nicht, daß sie von irgend einer Seite her jemals in Deutschland geschehen kann." —

Da rauschte der Beifall aus dem Centrum und der Rechten, und am heftigsten die, von denen die Einen wenige Monate nachher bei der Beschießung Wiens und beim Standrecht, die Andern bei den Gräueln des Absolutismus gegen die Reichsverfassungs-Streiter in Sachsen, in der Pfalz und in Baden betheiligt waren.

„Der Deutsche," fuhr Beckerath fort, „hat noch nicht gebrochen mit der Vergangenheit, er will es nicht; was die Vergangenheit ihm Unwürdiges auferlegte, das hat er von sich geworfen, die Fesseln sind gebrochen, welche die Entwickelung des Volkes hemmten; was

kein Leben mehr hatte in dem Bewußtseyn des Volkes, das ist gefallen. Hüten wir uns, die noch lebensvollen Kräfte anzugreifen; sie sind bereit sich mit uns zu verbinden, wenn wir ihnen gerecht werden: hüten wir uns, unsere Bundesgenossen zu unsern Feinden zu machen. — Sollten nicht auch in unserm Land einzelne verwegene Menschen sich finden, welche Lust hätten, die Stelle eines Marat und Robespierre zu spielen? Todesmüde gehezt durch wilde Demagogen warf die französische Nation sich endlich einem Militärdiktator in die Arme, fremde Bajonnette mußten erst die Freiheit wieder bringen, und in diesem Augenblicke von allen Aengsten des Bürgerkriegs umgeben, steht das französische Volk wieder am Anfang des Anfangs. — Meine Ansicht geht dahin, daß der Schwerpunkt des deutschen Staatslebens von jezt an in der Nationalversammlung liegt, und daß sie der Ausführung ihrer Beschlüsse vermittelst der Centralgewalt gewiß seyn kann, gewiß seyn muß. Ich halte es aber nicht für politisch, nicht den hohen Zwecken, die wir zu berücksichtigen haben, entsprechend, wenn wir in irgend einer Weise ausdrücklich erklären wollen, daß die Centralgewalt und in Folge ihrer Anordnung, mithin alle deutsche Regierungen willenlos die Diktate der Nationalversammlung auszuführen haben würden. Ich kann dem Ausschußantrage darin nur vollständig beitreten, daß er einen Ausspruch, der nur zu bedenklichen Untersuchungen über die Gränzen unserer Macht führen würde, gar nicht aufgenommen hat. Verharren wir ruhig im Bewußtseyn unserer Macht; bedienen wir uns derselben mit Mäßigung und auch ohne Stipulationen wird unsern Beschlüssen stets die gebührende Achtung zu Theil werden." —

„Wenn Sie einig sind," schloß er, „wenn Sie den Ausschußantrag mit imposanter Mehrheit annehmen, dann werden Sie eine größere Macht besizen, als Bajonette jemals verleihen können; denn dann steht Ihnen die Macht des Volksgeistes zur Seite; dann wird es sich zeigen, daß es ein wahres Wort war, was ein früherer Redner (Robert Blum) sprach, daß diese Versammlung eine Riesenkraft besizt, denn die Macht des Volksgeistes ist eine Riesenkraft. Aber die Versammlung hat diese Kraft bis jezt nicht, wie der Redner sagte, durch Zweifel geschwächt, sondern ihr durch weise Mässigung erst ihre wahre sittliche Bedeutung gegeben. Verharren wir bei dieser Mässigung, sie stählt uns die Kraft; dann wird das Himmelsauge der Freiheit nicht brechen,

wie der Redner so poetisch geschildert hat, es wird ewig leuchten an Deutschlands Horizont; unser Auge mag brechen, wir werden vielleicht untergehen in der Vertheidigung der wahren gesezlichen Freiheit, aber aus der heiligen Nähe dieser Freiheit wird jeder Frevel der Anarchie entfernt werden."

So weissagte, in seinen und des Centrums Augen siegreich über Robert Blum, der wohlmeinende Beckerath. Wessen Weissagungen sind bewahrheitet worden? Wer hat sein Leben nicht eingesezt und ist nicht untergegangen, als es galt, „in der Vertheidigung der wahren gesezlichen Freiheit?" Die Geschichte hat gerichtet, und vielleicht in mehr als Einer ernsten Stunde der Nacht ist der Seele des einen oder des andern Vertrauenden der wahre Prophet erschienen im blutigen Zeugenkleid, erschienen der mit den braunen und der mit den silbernen Locken, die für die, „gesezliche Freiheit" für die anerkannte Reichsverfassung untergegangen sind, deren Auge brach, um nicht das Himmelsauge der Freiheit brechen zu sehen.

So war der Montag und der Dienstag, der 19. und der 20. Juni unter Reden vergangen zwischen 9 und 4 Uhr, und der 21., der 22., der 23., der 24. vergingen ebenso, theils in Morgen-, theils in Abendsizungen. Noch sprachen Degenkolb, Jordan von Berlin, Flottwell, von Lindenau, Eisenstuck, Möhring von Wien, Schaffrath, Schoder, von Beisler, Vincke, Claussen, von Auerswald, von Lassaux, von Dieskau, Schmidt aus Schlesien, Gumbrecht, und noch mehr als hundert und dreißig Redner waren eingeschrieben. Es war kein Ende abzusehen. Auf Ruges Antrag wurde beschlossen, für die neun verschiedenen Anträge über die Centralgewalt, auf die sich die Parteien vereinigt hatten, sollen noch je zwei Redner sprechen, so daß abwechselnd einer von der Linken und der Rechten auftrete, und die Redner von den Schattirungen der Parteien in den Klubbs gewählt werden.

Gewählt wurden von der Linken: Blum und Ruge, Ziz und Zimmermann von Stuttgart, Vogt und Dietzsch aus Saarbrücken; von dem Centrum, Raveaux und Widemann, Wippermann und Stockmann; von der Rechten: Waitz und Mathy, von Saucken und Lichnowsky, Philipps und Cosmann, Radowitz und Edel.

So sehr die Berathung in die Länge sich zog, so brachte doch jede Sizung des Interessanten und des Neuen genug, um zu fesseln, wenigstens die Zuhörer, wenn auch nicht alle Abgeordneten. Jordan

von Berlin, jezt noch links, der Sprecher mit der schimmernden Phrase der Rhetorik, bei dem Nichts Natur, oder innere Ueberzeugung, sondern Alles gemacht war, selbst sein Thun und Gebären als Linker, und den die Entschiedensten der Partei in den ersten Tagen durchschaut hatten — war neu in glänzender Diction, im treffenden Spott der Gleichnisse. Er verglich Dahlmann und die Vertheidiger seines Berichtes mit jenem Archimedes, der sich versenkt in tiefsinniges Grübeln über seine geliebten Zirkel, als die Mauern seiner Vaterstadt bereits gestürmt wurden von dem Feinde. „Ein jugendkräftiges Volk, sagte er, welches die Zukunft der Welt in sich trug, berannte diese Mauern. Statt den Mathematiker redlich auszuziehen, und in den großen Rath seiner Stadt zu eilen, um der Noth entgegenzutreten, nicht mit tiefsinniger Gelehrsamkeit, sondern mit der einfachen gesunden Vernunft, um wenigstens einen guten Frieden zu erlangen, vergrub er sich in seiner Studirstube, um wo möglich etwas ganz Nagelneues und Unerhörtes zu ergründen. Die Mauern brachen, er hörte es nicht, er wollte es nicht hören. Das Siegesgeschrei schallte durch die Gassen, er hörte es nicht, er wollte es nicht hören: In sein eigenes Haus drangen die Feinde, in seine Studirstube — stürmte ein Bewaffneter — und er hatte keine andere Antwort als „Zertritt mir meine Figuren nicht!“ —

Auf der Linken glaubte man, er verstehe unter dem Feinde in natürlicher Weise die andringende Reaktion, auf der Rechten riefen sie: „Zur Sache!“ Er aber fuhr fort:

„Wie haben die Herren vom geschichtlichen Fortschritte, vom historischen Rechte gegrübelt und gekünstelt, um die alten Bollwerke, um die morsch gewordenen Mauern der alten guten Zeit noch eine Weile zu schüzen vor dem Andrange der jugendlichen Welt, welche die Zukunft die ihre nennen will! Wie haben sie, diese Wühler der Vergangenheit, gewühlt und gesucht in den wurmstichigen Truhen des Mittelalters und Experimente gemacht mit ihren Fünden, mit ihrer ständischen Gliederung, mit ihrer Fürsten- und Herren-Bank, mit ihren künstlichen Pairskammern! Aber es hat Alles nichts geholfen. Die Bollwerke sind gestürmt worden, allerdings nicht mit den Posaunen von Jericho — denn in unserer Zeit geschehen keine Wunder mehr — aber sie sind gestürmt worden von dem jungen Volke, das die Zukunft sein nennen will, und das Regiment von

Gottes Gnaden hat sein Ende erreicht durch die Gewalt der Barrikaden. — Aber sie sehen es nicht, sie hören es nicht, sie wollen es nicht hören! — Noch immer können sie sich nicht losreißen von dem Versuch, das neue gewaltig pulsirende Leben hineinzubannen in ihre Runen- und Zauberkreise. Noch immer suchen sie herum nach dem Punkte, den sie benüzen könnten zur Niederlage für ihre theoretischen Hebel, um die ganze junge Welt aus ihren Angeln zu heben. Noch immer zeichnen sie ihre Figuren in den Sand, und wenn man zu ihnen hintritt, und ihnen in's Ohr schreit: „Das Vaterland ist in Gefahr!" da ist ihr einziges Gefühl der Aerger, ihre einzige Antwort! „Zertritt mir meine Figuren nicht!" —

Die Gallerieen rufen stürmische Bravo's, die Linke lacht beifällig, die Rechte bewegt sich voll Aerger und Unruhe, der Präsident muß mit der Glocke die Ruhe herstellen. —

„Ich glaube," sagte der Sprecher, zur Rechten gewendet, „man ist bei der Sache, wenn man, und sey es auch durch eine Vergleichung, den Geist zu bezeichnen sucht, aus welchem Dasjenige hervorgegangen ist, worüber wir verhandeln. Ein Gespenst hat diesen Entwurf dictirt." —

Unter schallendem Gelächter, unter Beifall links und unter Murren rechts, sah Alles auf Dahlmann, der den Bericht gemacht, und dessen Figur dieser Beziehung zu entsprechen schien. — „Dieses Gespenst," fuhr endlich der Redner fort, „ist die Furcht vor der Republick. Aber kann man sich denn nicht offen zum Prinzip des konstitionellen Königthums im Einzelstaat bekennen, wenn man der Spize des Gesammtstaats die republikanische Form geben will?" —

Jordan sprach an diesem Tage noch ziemlich gut, weil er noch nicht Marinerath geworden war; aber was er sprach, kam nicht aus dem innern Menschen, aus dem ganzen Menschen, wie bei Eisenstuck; der sprach als Praktiker, Jordan als gewandter Feuilletonist. Eisenstuck sagte, er stüze sich auf die bestehenden Verhältnisse, er wolle nicht brechen mit Dem, was da sei, alle seien nicht hiehergeschickt, um umzustürzen, sondern um zu ordnen und aufzubauen. Der bestehende Boden aber, der als Baugrund dienen solle, sei gebildet in den Märztagen 1848. Die Vornahme der Wahl des Vollziehungsausschusses anders als durch die Nationalversammlung nannte er ein Verlassen des einzig legitimen Bodens, der vorhanden, und

die Proclamirung der Contrerevolution. Das Dreiprinzendirektorium sei keine constitutionelle Monarchie, sondern eine Triarchie, für die consequenter Weise drei Civillisten und drei Hofstaate weiter geschaffen werden müßten, zu den übrigen, die da seien; eine Schöpfung, mit der man dem Volke nicht dienen werde. Zudem wolle die Rechte eine constitutionelle Monarchie oder Triarchie ohne Constitution, verantwortliche Minister schaffen ohne Verantwortlichkeitsgesez, also ohne Verantwortlichkeit. Befugnisse geben ohne Gesez sei Anarchie, und die Anarchie, von der man so viel fürchte und hier sage, aber nur nach unten, — die Anarchie könne von allen Seiten kommen, auch von Oben. Was der Dahlmannische Antrag wolle, das könne man auf leichtem Wege haben, und habe es schon. Der Bundestag sei ja nichts Anderes, als eine Fürstenregierung, und man dürfe blos den 17. Artikel aus den geheimen Bundesbeschlüssen von 1834, nach welchem es jedem einzelnen Staat verboten sei, Beschlüsse zu fassen gegen den Bundesbeschluß, noch besonders proklamiren, und man habe schon, was man machen wolle. — Als Hauptgrund der Zerstörung des sozialen Lebens werde von Hunderttausenden Bedrängter das System verwünscht, wie es sich im indirekten Steuerwesen über 25 Millionen Deutscher unter dem Namen preußischer Zollverein seit Jahren erstreckt habe. Wenn man warten wolle mit der Aenderung dieses Systems bis nach Einführung der Verfassung, dann werde man ein freies Volk geschaffen haben, und dieses freie Volk werde in dem Augenblick, wo es von dieser Freiheit Gebrauch machen solle, halb verkümmert und halb verhungert sein. An der Spize dieses Systems nun stehen noch dieselben Männer, die es gehalten, und das System werde noch in demselben Geiste geführt. Von Seite der preußischen Regierung ist die Ansicht vor Kurzem ausgesprochen worden, daß bis zum Jahre 1850 irgend eine Veränderung nicht eintreten solle. Man wolle also das System beibehalten, das bisher darauf berechnet gewesen, die ersten Lebensmittel am höchsten zu besteuern, und dreißig Millionen Thaler Arbeitslöhne jährlich nach England zu zahlen, während Weber in Deutschland verhungern. In dieser Beziehung, schloß er, muß eine Maßregel getroffen werden, man darf sie, man kann sie nicht verschieben, bis die Versammlung das Verfassungswerk vollendet haben wird: die soziale Noth hat sich neben die politischen Fragen gleichzeitig in den Vordergrund gestellt. Was wird kommen,

wenn diese Maßregel nicht von der Nationalversammlung provisorisch und sofort in die Hand genommen wird? Hier finden Sie einen Hauptgrund, der mich bestimmt, dagegen zu sein, daß wir die Einzelregierungen auf die alte Weise, und mit diesen Befugnissen und ohne Controlle fort gewähren lassen, wie es der Ausschußantrag beabsichtigt."

Schoder sprach mit Glück und Eindringlichkeit für die Präsidentschaft und gegen das Direktorium, und ermahnte die Linke und die Rechte, etwas von ihrer Ansicht zum Opfer zu bringen, damit ein Beschluß mit großartiger Mehrheit möglich werde, und Aussicht sich öffne, das durch die Schuld der früheren Regierungen zu Grunde gerichtete und zerrissene Deutschland wieder aufzurichten und zu einigen.

Von Beisler aus München, der mehrmals Bayrischer Minister gewesen war, ein wohlwollender Mann, sprach nach ihm; merkwürdig durch seine öffentliche Stellung, und dadurch, daß in ihm die Gesinnung und Ansicht einer Reihe bedeutenderer Männer ihren Ausdruck fand. Auch ich, sagte er, stelle mich auf den Boden der Thatsachen, und hier finde ich nun zunächst mit Ausnahme der freien Städte die konstitutionelle Monarchie auf demokratischer Grundlage im rechtlichen Bestand. Ich finde hier, daß das Volk in den jüngsten Zeiten die Herrschaft der Willkür gebrochen, daß es aber vor der Herrschaft des Gesezes achtend stehen geblieben ist, und diejenigen mit Ernst zurück gewiesen hat, die auch die Herrschaft des Gesezes angreifen wollten. Diese Thatsache nehme ich nicht etwa als Thatsache an, die ich annehmen muß, weil ich nicht anders kann, sondern ich begrüße sie als die Errungenschaft dessen, wofür ich mein ganzes Leben lang gestritten habe, ich begrüße sie mit der freudigen Hoffnung, daß eine naturgemäße Fortbildung im Sinne der Freiheit stattfinden wird; von diesem Standpunkte bekämpfe ich die Willkür, von wo und von wannen sie auch kommen möge. Ich will die Herrschaft des Rechts, und nur die Herrschaft des Rechts, aber ich will auch nur die Freiheit innerhalb der Schranken des Gesezes. Auf diesem Standpunkte werde ich mir wohl von einem Theile der hohen Versammlung den Namen eines Reaktionärs gefallen lassen müssen, das müssen die Graufköpfe, wir alten Freiwilligen von 1814, wohl über uns ergehen lassen, wir, die wir unser ganzes Leben hindurch für die Sache der Freiheit gekämpft haben, die jezt siegreich dasteht, wir, die wir zu einer Zeit dafür

gekämpft haben, wo uns dafür keine Ehren und Stellen, kein Beifall der Gallerieen, sondern nur die offene Thüre des Gefängnisses winkte, wir, die bis dahin dafür angesehen wurden, als in der ersten Linie kämpfend, bis ein jüngerer Freiheitsenthusiasmus uns überholte, dessen Träger sich nun als die einzigen Kämpfer für Freiheit ausgeben, welche keinen Anstand nehmen, uns bei Seite zu sezen, uns denen zuzuzählen, welche Werkzeuge eines unterdrückenden Despotismus gewesen sind. Wir achten diesen Enthusiasmus, wir möchten ihm nur wünschen, daß er das gute, aber zweischneidige Schwert der Agitation für die Freiheit etwas behutsamer handhaben möge, damit der im edeln Aufschwung geführte Schwertstreich nicht aus ihrer Hand gleitend dahin treffe, wohin sie nicht treffen wollen, damit nicht die Verantwortlichkeit vergossenen Bürgerbluts sie treffe. Was wir bedürfen, ist Ruhe, damit unsere Industrie blühe, damit unsere Arbeiter Brod finden; in fortgesezter Agitation finden Sie es nicht. Darum noch einmal, lassen Sie ab von der Agitation, sie ist nicht mehr nöthig, es ist keine Reaktion mehr möglich! Nein, keine ist mehr möglich, keine andere, als die Reaktion gegen Unordnung und gegen Gesezwidrigkeit. Eine Reaktion ist nicht mehr möglich, weil die Völker zum Bewußtsein ihrer Kraft gekommen sind; sie ist nicht mehr möglich, weil alle deutschen Staaten ihre gesezlichen Vertreter haben und weil alle diese ihre Schuldigkeit auch thun werden, so wie wir sie hier thun wollen." — Der Redner entwickelte noch kurz die Gründe dafür, warum er drei fürstliche Personen aus den regierenden Fürstenhäusern an die Spize der Centralgewalt wolle.

Wo die Linke behauptete, die Reaktion rege sich, da lärmte die Rechte; so oft einer der Ihren, — und das geschah mit Absicht sehr oft — über die Furcht vor Reaktion spottete und die Unmöglichkeit einer Reaktion vormalte, accompagnirte die ganze Rechte mit Beifall; und von Vincke erlaubte sich den Wiz, er habe gehört, daß in den nächsten Tagen ein Antrag gestellt werden solle, daß, so oft das Wort „Reaktion" ausgesprochen werde, eine Steuer von 6 Kreuzern zu Gunsten der deutschen Marine zu entrichten sei. Es war dieß am 22. Juni, da er seinen redseligsten Tag hatte, und seinen glücklichsten, denn er wurde von der Linken so oft unterbrochen, als er es nur haben wollte, und sogar ein Ordnungsruf des Präsidenten Gagern würzte seinen Vortrag, worin er gegen das Ende über den

Beschluß für Triest sehr richtig der Versammlung sagte, daß mit hochtönenden Redensarten nichts gethan sei, so lange sie nicht von Kanonendonner begleitet seien.

Die Thatsache, sprach der redegewandte lebhafte Claussen, welche geschichtlich und in rechtmäßiger Weise gegeben ist und Kraft welcher Herr von Vincke hier in der Paulskirche sich befindet, ist die, daß der Bundesstaat bereits besteht, daß der Unionsvertrag schon geschlossen ist durch die mit Zustimmung der Fürsten geschehene Wahl und durch die Vereinigung des Volkes. — Claussen sprach über das Gefährliche der Unverantwortlichkeit, darüber, daß die Versammlung, wenn sie einig sey, neben dem Recht, ganz allein den Präsidenten zu erwählen, auch die Macht dazu habe; er persiflirte von Vinckes Fürstenliebe, als eine Geschmackssache; er bewies an Schleswig-Holstein, als dem Beispiel neuesten Datums, daß hinter der Republik weder Communismus, noch Anarchie gekommen, daß das Regiment viel besser von Statten gehe als früher, daß die republikanische Regierung mit Einem Schlag alle mißliebigen Einrichtungen abgeschafft habe, unter deren Qual das Volk Jahrzehente lang zu dem Fürsten geseufzt, ohne daß sich dieser darum kümmerte; daß Privatmänner das Regieren eben so gut wie die Fürsten verstehen, ja viel besser als diese, die sich in der Regel weder mit so tiefen Studien, noch mit öffentlichen Geschäften viel befassen. Er sprach so hinreißend und doch so einfach, er riß so sehr, bald zur Heiterkeit, bald zu stürmischem Beifall hin, daß sein Nachfolger, von Auerswald, dadurch sehr im Schatten stand, und selbst dessen eigene Partei weder während, noch am Schluß seiner langen Rede ihm einen Laut des Beifalls zollte.

Von Lassaulx nannte die Republik einen schönen Traum der Jugend, den auch er einst mitgeträumt, den der bessere Theil der deutschen Jugend noch immer träume, aber das ideale Bild sey eben doch ein Traum, auf den man im spätern Leben gerne zurücksehe, wie man im spätern Leben auch gern an die Jugendliebe sich erinnere.

Das stimmte das Haus sehr heiter, um so mehr, da die Meisten irrthümlich den Redner für einen katholischen Geistlichen im Professorsgewand hielten. Er suchte das Haus zu überreden, es solle die Ernennung des Reichsstatthalters den Fürsten überlassen, und ihm das Recht des Veto geben, nicht aus Ohnmacht und Schwäche, sondern umgekehrt, im Bewußtseyn der eigenen Macht und Stärke. Wer

sich seiner Macht und Stärke bewußt sei, könne auch neben sich und sich gegenüber eine Macht anerkennen und frei schalten lassen, ja er könne sie sogar selbst einsezen. Ueber die vielbesprochene Souveränität und Allmacht der Nationalversammlung sagte er: „Die Versammlung sei souverän, aber nur in ihrer Sphäre; und jedes Uebergreifen in eine andere sei ein Einbruch in ein fremdes Rechtsgebiet. Unsere Souveränität, sagte damals noch dieses Mitglied der äußersten Rechten, besteht darin, daß wir souverän sind in der Berathung und Feststellung der Reichsverfassung: Darein hat uns Niemand hinein zu sprechen. Wir sind aber nicht souverän in Regierungssachen, außer im Fall der höchsten Noth, die kein Gebot kennt.“

Von Dieskau aus Planen warf dem Dahlmannischen Bericht Halbheit und Unentschiedenheit, Courtoisie und Rücksichtsnahme vor, und widerlegte die Aufstellungen, als werde es die Pietät des Volkes gegen die Fürsten nicht zulassen, daß die Wahl der provisorischen Regierung oder der Centralgewalt nicht von den Fürsten, sondern von der Nationalversammlung bewirkt werde. Von Wydenbrugk, der kleine Staatsmann von Weimar, wie man ihn nannte, erkannte auch keinen andern Rechtsboden, als das neue, von der Nationalversammlung verfassungsmäßig zu schaffende Recht. „Die Revolution, sagte er, ist gekommen, und sie mußte kommen, weil sich ein greller Gegensaz gebildet hatte, zwischen dem bestehenden Recht, namentlich dem öffentlichen, und den edelsten und treibendsten Kräften des Volkslebens, wovon die Träger in allen Theilen dieses Hauses ihren Plaz haben. Wir können die Revolution, und wir dürfen sie nur dadurch beendigen, daß wir die Ideen, aus deren Schooß sie hervorgegangen, läutern, klären, und ihnen die Kraft und Weihe des Gesezes geben.“

So ausgezeichnet er sprach, so sprach er doch nicht in jenem großen staatsmännischen Styl, wie später zweimal; es war, als fühlte man ihm an, daß es ihm nicht so recht von Herzen gehe, was er sprach; als wende er sich aalglatt zwischen der Rechten und der Linken hindurch, von seiner Mutter, der Revolution, noch sehr genirt.

Venedey geißelte die ewige Wiederkehr der Einschüchterungsversuche aus der Rechten und aus dem Centrum mit Schlagworten, wie: Der „Convent,“ der „Schrecken,“ die „Schreckensherrschaft,“ die „eine und untheilbare Republik.“ Um einen Mehrheitsbeschluß zu Stande

zu bringen, war auch er so nachgiebig, daß er sagte: „Wenn ein Fürst gefunden wird, der im Stand ist, die deutsche Sache in diesem Augenblicke kräftig zu lenken, so wähle man ihn! Aber vergessen Sie nicht, daß der Rechtsboden der deutschen Nation hier in der Paulskirche liegt, und werfen Sie nichts, dem Sie Macht geben wollen, aus Ihrem Kreise heraus; denn es wird dann keine Macht haben. Wollen Sie eine kräftige Centralgewalt begründen, so fußen Sie dieselbe in dem Rechtsboden der Revolution, in dem Rechtsboden des vollberechtigten Volkes, der Selbstherrschaft der Nation."

Schmidt aus Schlesien persiflirte Vincke und in ihm die ganze Rechte. Vincke hatte die unglückliche Behauptung aufgestellt, mit jener ihm eigenthümlichen Kunst, durch Redefluß zu täuschen: die preußischen Abgeordneten haben ein beschränktes Mandat erhalten, nämlich die ausdrückliche Bestimmung, in Frankfurt die deutsche Verfassung mit den Regierungen zu vereinbaren. „Ich habe hier, sagte Schmidt, die Verordnung über die Wahlen der preußischen Abgeordneten, hier habe ich die Beschlüsse der Bundesversammlung, die Beschlüsse des Fünfzigerausschusses und des Vorparlaments, und es ist nirgends von einer Vereinbarung, sondern nur von einer Konstituirung der deutschen Verfassung die Rede. Wenn daher von dieser Seite vor kurzer Zeit der Rath ertheilt wurde, es möge von hier aus keine Behauptung statt finden, für die man nicht den Beweis in der Tasche habe, so will ich damit zugleich gezeigt haben, wie wenig die Herren geneigt sind, diesen Rath zu befolgen."

Die Reihe der Redner am 23. Juni eröffnete Ziß, er acceptirte für seine Ansicht, daß die Centralgewalt eine republikanische sein müsse, alle ihre Consequenzen, ohne die falschen Urtheile zu fürchten, die man daran knüpfe. Den Vorschlag, den Bundestag als berathende Behörde beizuhalten, zerknitterte er zwischen den Fingern, und in der Hauptfrage sprach er: „Wenn wir jezt nach den Fürsten, gerade nach denjenigen greifen wollten, welche durch ihre Stellung die Macht und Mittel haben sollten, um den Bedürfnissen der Zeit zu genügen, von denen doch die Erfahrung gelehrt hat, daß sie es nicht vermögen, weil sie durch die Revolution niedergeworfen und gelähmt sind, so verkennen Sie die Macht, die in Ihre Hände gelegt ist, Sie können und dürfen nicht mit denen unterhandeln, welche nie den Anklang im Volke, die Unterstüzung derer, die uns berufen,

haben werden. Zweifeln Sie nicht daran, daß Ihre Beschlüsse vollständig erfüllt werden. Man hat geläugnet, daß sie erfüllt werden. Wäre das der Fall, so wäre unsere ganze Aufgabe eine leere, unsere ganze Stellung eine falsche. Wir müssen die Ueberzeugung in uns tragen, daß unsere Beschlüsse souverän sind, und wenn irgend eine Macht in Deutschland wäre, die stark genug sein würde, diesen Beschlüssen Widerstand zu leisten, so wäre die Einheit Deutschlands, die Entwicklung der Freiheit, die Begründung eines Bundesstaates nur ein Traum, so würden wir vergebens hier berathen und schaffen. Denn wir könnten nicht erwarten, daß unseren Beschlüssen die Anerkennung und Vollziehung würde, die wir nothwendig voraussezen. — Im Augenblick, was sind die bestehenden Verhältnisse? Sind die der einzelnen Staaten so stark, daß wir fürchten müssen, wenn wir ihnen nicht Rechnung tragen, werden wir auf unüberwindliche Hindernisse stoßen? Die bestehenden Verhältnisse sind, daß die Regierungen zwar noch bestehen, daß sie regieren, daß man ihnen aber nicht gehorcht. — Sie müssen aus dem Zerfall aller bestehenden Verhältnisse Anlaß nehmen, eine neue Gewalt zu schaffen, und dieser dann das verleihen, was den einzelnen Regierungen fehlt, Einheit und Stärke, und es wird ein vollständiger, ein ganzer Vollzug der glänzende Erfolg Ihrer Beschlüsse sein. Der Vollzug würde, wenn er von den einzelnen Staaten verweigert würde, durch einen Aufruf an das Volk die zuverlässigste Ausführung finden. — Wir begnügen uns ferner nicht mit dem leeren Worte „Verantwortlichkeit der Minister.“ Es ist schon gezeigt worden, daß dieses Wort eine Täuschung sey: Die ausgesprochene Verantwortlichkeit ohne praktische Anwendbarkeit kann unsern Anforderungen nicht genügen. Die Erfahrung von drei und dreißig Jahren lehrt, daß es an Ministern nicht fehlt, welche eine eigene Ansicht von Verantwortlichkeit haben und alle Beschlüsse contrasigniren, die sich ihrem System oder der Willkür ihrer Fürsten anpassen. Minister mit Verantwortlichkeit sind es unserer Ueberzeugung nach nicht, welche die Anforderungen der Zeit, die Rechte des deutschen Volkes zu sichern vermögen. Wenn Sie eine Centralregierung bilden, ohne die Verantwortlichkeit derjenigen, welche sie ausüben, auszusprechen, so eröffnen Sie uns namentlich bei dem Androhen von

äußeren Gefahren und bei der Befürchtung, daß die Gestaltung Deutschlands ein rasches energisches Einschreiten erheischt, nur zu gewiß die traurige Aussicht, daß wir der Despotie entgegen gehen, und wir werden die kaum errungene Freiheit durch die uns selbst gegebenen Diktatoren, sei es einer, seien es mehrere, wieder zertrümert sehen. Wollen wir uns dem Verwurf aussezen, daß wir uns des wichtigsten Rechtes, der Sicherung unserer Zukunft entkleidet haben, indem wir alles, was unsere eigene Freiheit schüzt und begründet, und die Einheit von Deutschland herstellen soll, in die Hände von Männern legen, ohne uns durch eine fest ausgesprochene Verantwortlichkeit derselben zu schüzen? — Wenn wir überzeugt sind, daß die republikanische Verfassung die geeignetste für Deutschland ist, so haben wir nicht die Absicht, sie mit Gewalt irgend einem Staat aufzudringen, und erkennen an, daß jeder einzelne Staat das Recht hat, sich seine innere Verfassung selbst zu schaffen und diejenige einzuführen, welche der Mehrheit seiner Bewohner am Zweckmäßigsten dünkt. Wir erkennen darin das Recht der Mehrheit an, und unterwerfen unsere Ueberzeugung deren Urtheil. In der gegenwärtigen Frage aber handelt es sich nicht von der republikanischen Verfassung Deutschlands, sondern von dem Grundgedanken, welcher bei der provisorischen Vollziehungsgewalt uns vorschwebt. Dieser darf unserer Ansicht nach den Charakter unserer Versammlung nicht verlängnen — er muß, wie diese, republikanisch sein — eine Einrichtung wie sie durch die Vernunft und durch die Erfahrung geboten ist. — Was beabsichtigen dagegen Diejenigen, welche uns einen Fürsten oder Regenten, mit der Centralgewalt bekleidet, ohne eigene Verantwortlichkeit, aufdringen wollen? Ist diese Einrichtung wirklich konstitutionell? Wo ist denn die Constitution, die hier die Gränze der Gewalt bildet? Wo ist eine Bürgschaft in der Verantwortlichkeit der Minister, wo ist der Umfang begränzt, in dem sich der Centralregent zu bewegen hat, falls er, wie der Ausschuß will, zur „Wohlfahrt und Sicherheit von Deutschland" handelt? Kaum wird es möglich sein, in dieser Ihnen vorgeschlagenen Einrichtung etwas Anderes als die Despotie zu erblicken, und sind Sie berechtigt zu so extremen Maaßregeln, während das Volk Sie berufen hat, für Deutschlands Glück und die Freiheit des Volkes die heiligste Sorge zu tragen? — Haben Sie die Ueberzeugung, daß Sie in Folge der Volkssouveränität hier sizen, daß

Sie die Rechte und die Macht des Volkes auszuüben haben, so nehmen Sie sich in Acht, daß Sie in dem heute von ihnen zu fassenden Beschluß nicht dagegen verstoßen."

Radowiz sprach für denjenigen Antrag, der am weitesten nach der Rechten hinlag. Man wird, sagte er, den Sinn dieses Antrags als reaktionär bezeichnen. Ich frage deßhalb: Wer ist reaktionär? Doch wohl derjenige, der einen untergegangenen Zustand wieder hervorrufen will. Nun, meine Herren, wenn diese Bestimmung die richtige ist, so sage ich: Gäbe es auch eine Partei in Deutschland, — in dieser Versammlung besteht sie nicht; Niemand ist reaktionär in dieser Versammlung! Allerdings befinden sich hier Personen, die der alten Monarchie treu und aufrichtig gedient haben. Aber sie sind nicht blind gewesen gegen deren Mängel; sie haben sich nicht verhehlt alle Gebrechen des Polizeistaats. Sie haben sehr gut gewußt, daß nur der Rechtsstaat der wahren politischen Ordnung entspricht. Sie wünschten, daß der Uebergang auf gesezlichem Wege geschehen möge, sie wünschten Evolution, nicht Revolution. Leider ist jener Weg nicht rechtzeitig betreten worden, das erkennen wir mit tiefem Schmerz an; daher ist die Revolution erfolgt. Folgt nun daraus, daß die Personen, die ich ihnen karakterisirte, reaktionär sind? Ich sage: Nein! Niemand hier im Saal wünscht die gefallenen Zustände wieder hervor zu rufen, und zwar aus einem doppelten Grunde: Erstens, weil sie faktisch untergegangen sind; Zweitens, weil sie wirklich mangelhaft waren. Nicht blos das Gesez der Nothwendigkeit ist es, was uns daher vor den reaktionären Gelüsten hütet, sondern eine höhere sittliche Verpflichtung. Ich hoffe, daß dieser äußere und innere Zwang vollkommen genügt, um die Bürgschaften zu geben, die man von Jedem verlangen kann, der ein Mandat zu dieser Versammlung angenommen hat. Daher fordern wir: Richten Sie uns nach unsern Handlungen; dasselbe sagen wir Jedem von Ihnen zu. Meine Herren, sprach er zur Linken gewandt; Wir Alle wollen das Wohl Deutschlands, obgleich auf sehr verschiedenen Wegen. Darum sind wir politische Gegner, aber das schließt nicht die Achtung, es schließt nicht die volle Anerkennung der Persönlichkeiten aus. O ja, es gibt Personen, die in den politischen Kämpfen sich selbst suchen, die Befriedigung ihrer eigenen Leidenschaften und Interessen; aber diese sind auf allen Seiten,

vorausgesezt darf dieß nie werden, sondern wir müssen davon ausgehen, daß jeder in gutem festem Glauben auf dem Wege geht, auf dem er die Wahrheit zu finden glaubt. Ein solcher Vorsaz, wenn wir ihn hier fassen, wäre sehr viel werth; er würde aus unsern Verhandlungen den Beisaz von Bitterkeit, von Gehässigkeit ausscheiden; er würde die Würde dieser Versammlung erhöhen, und unser großes Werk in hohem Grade fördern."

Nach dieser von allen Seiten mit Beifall begleiteten Einleitung sprach Radowiz gleich einfach und lichtvoll, in dem ihm eigenen, den Verstand mehr als das Herz bestechenden Tone, aber auch gleich klug und kunstvoll täuschend, unterstüzt von der feinen äußeren Erscheinung des Mannes von Hof und Welt.

Mitten durch die Kühle des Vortrags schien ein Wohlwollen vor, und gerade die Mischung von beiden, die sehr in der Natur dieses Redners lag, und zur Vorsicht mahnte, gewann und verführte die Einen; Anderen, wie einem berühmten Philosophen, graute davor ohne Noth; sie legten in ihn hinein Anderes, als in ihm lag.

Weil er sah, daß die Mehrheit für die Uebertragung der Executivgewalt an eine einzige Person war, gab er seine ursprüngliche Ansicht bereitwillig auf, die für die Mehrheit eines Direktoriums gewesen war.

Und daß er das sagte, auf der Tribüne es sagte, die Bereitwilligkeit seiner Unterwerfung gerade so aussprach, so unwesentlich der Punkt war — das gefiel; er rechnete auch darauf, daß es gefalle und gewinne.

Die Ernennung durch die Regierungen vertheidigte er so für heute: „Glauben Sie wirklich, meine Herren, daß die deutschen Regierungen irgend Jemand ernennen oder bezeichnen könnten, von dem sie nicht vollkommen sicher sind, daß er sowohl in ihrem eigenen Land, als in Deutschland überhaupt des vollsten Anklangs sicher sey? Diese Frage kann Niemand mit Nein beantworten, es ist nicht möglich. Wie die Dinge jezt stehen, würde jede Regierung ihr eigenes Grab graben, und diesen Selbsterhaltungstrieb werden Sie wohl jeder Regierung, wie Sie auch von ihr im Uebrigen denken mögen, zugestehen müssen. Man wird mit ängstlicher Sorgfalt, mit einer Sorgfalt, die vielleicht die Schnelligkeit des Entschlusses hemmt, man wird sich eifrig bemühen, jeden Einwand von vornherein zu

beseitigen, und den populärsten Namen zu wählen; man wird Alles aufbieten, um für den zu Wählenden die größtmöglichste Mehrheit zu gewinnen."

Das sagte Radowiz der Versammlung, in dem Augenblick, da für die Linke, und gewiß ebenso für einen großen Theil der Rechten es eine ausgemachte Sache war, daß Johann, und Niemand als der Erzherzog Johann die Person war, über welche die Fürsten übereingekommen waren.

Und der Mehrheit für diesen in sich ganz sicher, fuhr Radowiz fort: „Im Resultat wird es daher ganz gleich seyn, wenn die Nationalversammlung die Ernennung an sich zieht und sie auf einen Fürsten richtet, so wird sie dieselbe Person erwählen. Ja, auch in dem Falle, daß eine Privatperson an die Spize gestellt werden sollte, würde die Differenz eine ungemein geringe seyn; denn das Bedürfniß, eine solche Person zu berufen, die den besten Namen in Deutschland hat, ist völlig allgemein, und so überwiegend, daß dagegen die „Partikularinteressen" vollkommen verschwinden. Es wäre eine große, eine grobe Thorheit, anzunehmen, daß diese sich in einer solchen Zeit noch irgend wie geltend machen könnten."

„Wenn die Nationalversammlung dieses Recht den Regierungen überträgt, so überträgt sie es lediglich den einzelnen deutschen Völkern, die hiebei durch ihre Regierungen vertreten sind. Eines der kostbarsten Attribute der Macht ist die Mäßigung; die Schwäche ist vehement. Meine Herren, Sie übertragen alsdann nur diese, nach der Ansicht eines Theils der Versammlung, lediglich der Nationalversammlung zustehende Funktion, in einem freiwilligen Akt, den deutschen Regierungen, d. h. den einzelnen deutschen Stämmen. Sie werden sich hierin in ihrer Machtvollkommenheit nichts vergeben; denn Sie übertragen einem andern dieses Recht Kraft freien Entschlusses, eines Entschlusses, der nicht erzwungen ist, sondern aus innern oder äußern Gründen hervorgeht, die nichts gemein haben mit der Frage, ob wir vollmächtig sind oder nicht."

So sprach von Radowiz. Man sieht, der größte Redner der Rechten vermied sorgfältigst, auch nur auf Einen Grund des Abgeordneten von Leipzig oder anderer Mitglieder der Linken sich einzulassen; es war dieß immer seine Art; er schrieb pünktlich seine

Reden, und hatte die Handschrift zur Hand, und blätterte zur rechten Stelle darin um. Auch Blum that dieß bei wichtigsten Fragen; doch machte er nur einen Entwurf, und sprach dann frei nach diesem. Radowiz hielt sich ans Wort. Nöthig hatten es Beide nicht. Von der Rednergabe, von den Talenten des Abgeordneten von Leipzig überhaupt dachte Radowiz so groß als Einer; und Robert Blum nannte den General öfters das, was wir ihn oben genannt haben.

„Ich habe mich gewundert, sprach Ruge, daß das Argument des Herrn von Radowiz noch nicht zur Sprache gekommen und von dieser Seite vorgebracht worden ist; es ist das Wichtigste das von dieser Seite vorgebracht worden ist, denn es paßt dem Scheine nach auf die Sache ganz richtig, es faßt unser Werk als eine Föderation der einzelnen Staaten und als Gesammtstaat auf. Er erkennt uns das Recht der Initiative bezüglich der Ernennung, aber auch das Recht zu, dieses Recht an die einzelnen Staaten zu übertragen; er hält es also nur für politisch, daß wir dieses Recht, welches wir haben, übertragen, und er leitet den Umstand, daß dieses politisch sei, aus dem Zustand ab, in welchem wir uns befinden. — Der Status quo, in dem wir uns befinden, ist: Die deutsche Nation ist hier in der Paulskirche vereint; geht sie aus sich selbst hinaus, so gibt sie die Einheit auf; geht sie an die einzelnen Staaten zurück, so geht sie in den alten Zustand zurück, in welchem die einzelnen Staaten statt der Vereinigung nur die Zwietracht übten, wo Preußen und Oestreich zusammen traten gegen die kleinen, wo drei Gruppen oder mehrere waren, die das Schicksal Deutschlands nicht zum Guten sondern zum Untergang führten. — Die Wahl eines Potentaten oder eines Potentaten-Verwandten, der etwa in Steiermark wohnt, und dessen Bild hier in den Läden hängt, wäre ein Verstoß gegen die Gedanken und Gefühle der deutschen Nation, gegen die Idee des Zeitalters, gegen den nationalen Einheitsdrang des Jahrhunderts, gegen das Prinzip in dessen Namen wir hier versammelt sind, gegen das Prinzip der Revolution von 1848, eine Nation zu werden. Die deutsche Nation als Nation existirt noch nicht, höchstens liegt sie in der Wiege. Die deutsche Nation ist der Herkules in der Wiege. Diejenigen die uns rathen, das höchste Recht an die Separatstaaten abzugeben, werfen die Schlangen der Juno in die Wiege des Herkules, aus welcher hier in der Paulskirche die

deutsche Nation hervorgehen soll. Die Frage des Herrn von Radowiz ist die allergefährlichste. Ich halte sie für abgethan im Herzen und Geist eines Jeden. Das Einzige, was wir Deutsche bis jetzt gethan, ist der Sturz des Despotismus. Was wir beibehalten müssen, ist die Fortsetzung dieses Sturzes des Despotismus, wo er auch existirt. Jede Gewalt ist eine fremde, welche sich nicht hier in diesem Saale befindet. Hier ist die deutsche Nation. Wenn wir, um die Initiative an eine fremde Gewalt abzugeben, hinausgreifen, so wird aus der deutschen Nation hinaus gegriffen." —

Da hörte man ein Lachen, das Lachen eines Einzelnen. —

„Das ist durchaus nicht lächerlich, sprach Ruge, und es klang, als spräche der Geist des Volkes in furchtbarem Zorn aus ihm, der Redner wurde todesblaß von dem fremden Geist der ihn bewegte, und die Worte aus seinem Munde rief: „Dem der darüber lacht, sehe ich die facies hipocratica (das Gesicht der Todesnähe) an; die Zukunft wird über ihn richten. Es ist ein Hohngelächter, aber auch ein Gelächter des Todeskrampfes." —

„Ich glaube nicht, fiel der Präsident ein, daß Sie das Recht haben, die Versammlung auf diese Weise zu apostrofiren." Es war große Unruhe auf der Rechten. Eben so hat die Versammlung nicht das Recht zu lachen, rief Kapp von Heidelberg. Sie haben nicht das Recht zu reden, sagte der Präsident. Ich habe nur einen einzigen, der mich hämisch angelacht, angeredet . . . sprach Ruge zwischen die dauernde Unruhe hinein.

Der Präsident erinnerte an Radowizs Worte, das Gefühl der Bitterkeit wegzulassen: Der, der gelacht und den Ruge angeredet, war Fürst Felix Lichnowsky. Der eine wußte nicht, was der Geist aus ihm sprach, der andere achtete nicht darauf; drei Monate, und das Wort der Weissagung war in gräßliche Erfüllung gegangen.

Ruge endete ruhig fortbeweisend mit seiner bekannten Dialektik damit: „Die Unverantwortlichkeit ist ein unverantwortlicher Gedanke. Sie machen Reaktion, wenn Sie die Unverantwortlichkeit wieder einführen wollen. Nur wenn wir aus der Paulskirche, dieser Wiege der Nation, die wirkliche und sich selbst regierende Nation hervor gehen lassen, nur wenn wir aus uns und durch uns die Centralgewalt ernennen, erhalten Sie das Einheits- und Freiheitsgefühl der Nation aufrecht; wo nicht, so haben Sie die Zu-

kunft, das Urtheil der Geschichte gegen sich. Bringen Sie das Gefühl der Nation jetzt nicht zur Anerkennung, so bricht es sich Bahn auf ungesetzlichen Wegen. Es bleibt nichts Anderes übrig, als statt der Fürstenrepublik, welche durch den Bundestag vertreten wird, die Volksrepublik, welche wir vorstellen, zu konstituiren, wozu wir einzig und allein den Auftrag haben. Man kann große Prinzipien nicht aufgeben. Sie können wohl Ihre Politik verlassen, wir nicht unser Prinzip. Wer sein Prinzip aufgiebt, der giebt seine Seele auf, und wehe ihm, wenn er es thut!" — *)

Ruge hatte durch seine geistreiche, pikante Art der Beweisführung, durch einige glänzende Einfälle die Mehrheit der Versammlung wieder so gewonnen, daß ihm beim Schluß nicht blos auffallender Beifall von den Gallerien, sondern von allen Seiten der Versammlung wurde; Einfälle, die im Ausdruck und im Persönlichen oft ziemlich weit gingen, aber weil sie nicht Personen in der Versammlung trafen, den meisten behagten, selbst solchen, die ein solches Ueberdie-Linie-Springen äußerlich nicht billigten; Wenigen war ihre Mißbilligung ernst.

Von Sauken-Tarputschen sprach unter dem Beifall seiner Partei in längerem Vortrag im Sinne von Radowiz. Er behauptete, die Regierungen stehen nicht mehr isolirt von dem Volk, sie bilden mit ihm eine Art von Familienband. Zugleich sprach er für die Einigkeit, und ermahnte Alle, in Wahrheit zu vergessen, daß sie Oestreicher, Preußen, Baiern seien, und Deutsche zu sein.

Moriz Mohl brachte am Schluß eines von Sachkenntniß vollen Vortrags einen schon von Eisenstuk angeregten Hauptpunkt zur Erörterung. „Man hat gesagt, sprach er, wir werden dadurch ins Regieren hinein kommen, wenn wir nur zu beschließen haben, und die provisorische Regierung nur zu vollziehen hat, was wir beschließen. Wir müssen, wie wir schon einige solche Beschlüsse gefaßt haben, eine Reihe Beschlüsse rasch fassen, und die provisorische Regierung muß sie rasch ausführen: so die Volksrechte, so die Beschlüsse, auf welche in allen deutschen Ländern der leidende Handels- und Gewerbstand

*) Es ist nicht zu vergessen, daß Ruges Rede, wie die der Andern, hier nur in kurzem Auszug gegeben ist.

mit Ungeduld wartet, wie die bereits vorbereiteten Anträge des volkswirthschaftlichen Ausschusses auf Befreiung der deutschen Flöße von den Wasserzöllen, auf Vereinigung der deutschen Gebiete in ein Zollgebiet, auf Schuz der Arbeit gegen fremde Einfuhr, lauter Dinge, die rasch vor sich gehen müssen, um dem Elend der Arbeiter ein Ende zu machen."

Nach sprachen nach einander Phillips' von München, Wippermann aus Cassel, Wiedenmann aus Düsseldorf, Waiz von Göttingen, theils für die Rechte, theils zur Rechten sich hinneigend. Der erste von der Linken war wieder Zimmermann von Stuttigart. Er bekämpfte den großen Glauben an die Könige und die Hoffnung auf die Könige, die sich in der Versammlung kund gethan; er bewies, wenn die Centralgewalt das Volk nicht zum Freund habe, werde sie ganz von den Fürsten abhängig und zulezt nichts sein, nichts fürs Volk leisten. Er forderte auf zu sehen, wie man dem Volke gern wieder die Schlinge über den Hals werfen möchte, indem man es zutraulich zu machen suche; er wünschte, daß das Volk klug genug sein möge, die Schlinge zu sehen, und Löwe genug, die Wölfe zu scheuchen. Er schloß, von düsterer Ahnung ergriffen: „Wenn die Versammlung nicht beschließt, was das Volksthümlichste, das Nationalste ist, ich will nicht sagen, was ich dann fürchte; ich will nicht prophezeien, denn die Prophezeiungen haben nie etwas genüzt; es war immer so, man war guter Dinge, man lachte und tanzte, bis der Sturm, der durch Gottes Macht im Volk erwacht war, die Tänzer zu Boden riß. Man hat gesagt, dieser Sturm könne auch uns zu Boden reißen — wohl möglich; aber wenn wir fallen, so soll wenigstens uns den Gefallenen, noch von Feind wie Freund nachgesagt werden, daß wir wahrhaftig und redlich gewesen, daß wir treu gehalten haben zu unserm Grundsaz: zur Freiheit, zum Volke, zur Nation. Ich glaube, untergehend werden wir ein ehrenvolles Grab finden in den Herzen unseres Volkes." —

Wie weit die Rechte damals noch Grundsäze der Linken anerkannte, das bewies Edel von Würzburg. Mein Standpunkt, sagte er, ist jener der Thatsachen, der Standpunkt des Rechts, aber die neueste Geschichte, das neueste Recht mit eingeschlossen; von dieser Errungenschaft der Gegenwart will auch ich nichts fahren lassen, da könnte auch ich meinem Volke nicht das Geringste rauben

lassen. Aber jene Revolution, die nothwendig und ehrenvoll für das Volk war, ist vollendet, und eine neue Revolution würde jenem Rechtsstand begegnen, den das Volk selbst hervorgerufen hat. Jedes Volk hat das Recht, nach Einrichtungen und Gesetzen seiner Ueberzeugung zu leben. Es hat die innere Berechtigung und die äußere Macht dieß zu erstreben. — Ich habe kein bindendes Mandat. Allein nichts desto weniger glaube ich meinen Wählern als Ehrenmann schuldig zu sein, diejenigen Ansichten zu vertreten, wegen deren sie mich wählten. Würde sich meine Ansicht ändern, so müßte ich mein Mandat niederlegen." — Er fürchtete von Blums Vorschlag den ganzen Sicherheits- und Wohlfahrts-Ausschuß eines Convents als Folgen, und von einer republikanischen Spitze sagte er, sie werde sehr ruhig zusehen, in Angelegenheiten der demokratischen Propaganden, aber sehr eifrig darein schlagen, sobald es sich um reaktionäre oder konstitutionell-monarchische Grundlagen handle; auch würde sie die noch übrige Gewalt der einzelnen Staaten herabdrücken, die ohnehin nur noch schwach sey. Sey das Volk schonend und groß gewesen, warum sollte es die Versammlung nicht sein wollen? Die Executivmittel der einzelnen Staaten seien die einzigen, die zur Disposition stehen; darum müsse man suchen, die Fürsten bei gutem Willen zu erhalten. Die Kosten des neuen Reichshofhalts werden keine sein, die Höfe der Fürsten werden herunter steigen zu dem Volk. Eine Diktatur, oder wie man es nennen wolle, eine starke Centralgewalt sei nöthig, der Name entscheide nichts, die Sache brauche man.

So sprach Edel, als Vertreter der Rechten, am 23. Juni. Acht Wochen später — wie sprach da die Rechte aus Einem Mund?

Nach ihm, am 24. Juni, nahm noch einmal Blum das Wort, in einem langen Vortrag, warnend, beschwörend, die Gegner widerlegend: Sie haben keine Schranke für die Gewalt, die Sie schaffen wollen. Die Menschen können den Bundestag nicht anders machen. Sie haben ihn, den alten Bundestag, mit seinen Ausnahmegesetzen, bis Sie die alte Bundesakte und die Stellung einer bloßen Fürstenvertretung vernichtet haben. — Vergessen Sie doch nicht, daß wir in der Revolution stehen, und lassen Sie Mirabeau Ihnen sagen: „Es ist die kindischste Thorheit, sich dem einmal rollenden Wagen der Revolution entgegen stemmen zu

wollen; man kann nur muthig auf ihn springen, und ihn zu lenken suchen, oder man muß sich von ihm zermalmen lassen." —

„Indem ich unter dem Eindrucke dieses doppelten Beifalles (von der Rechten wie von der Linken, der den Vorredner Blum begleitete) die Tribüne besteige, sagte Fürst Lichnowsky, befinde ich mich gerade auf dem entgegengesetzten, entferntesten Punkte und sage demselben wegen seines gerechten Urtheils über diesen Punkt einen sehr uneigennützigen Dank. — An diesem Tage sprach Lichnowsky, zwar auch nicht bedeutend, aber weil er es sein wollte, liebenswürdig, vom Standpunkt der äußersten Rechten, aber auch auf den Beifall der Linken berechnet, mit manchem guten Einfall, und allseitiger Heiterkeit. An diesem Tage war es, daß er sprach: „Wenn durch Gottes Willen die vierunddreißig deutschen Souveraine und ihre Familien auf einmal hinweg genommen würden von dieser Erde, so bin ich der Ueberzeugung, man würde sich vereinen, und neue an die Spitze dieses Landes stellen, wenn auch nicht in so großer Anzahl." — Er beschwor seine Freunde nachzugeben, so lange es nicht gegen die Ehre und das Gewissen sei, um das Unglück einer Spaltung in diesem entscheidenden Augenblick zu beseitigen, und alle Seiten des Hauses begleiteten ihn mit Beifall von der Tribüne, die nach ihm Vogt von Gießen bestieg.

Vogt verließ sie nach der längsten Rede, die auch eine seiner besten war, unter stürmischem Bravo des Hauses mit dem Wort Machiavelli's: „Die Völker waren oft treulos, und die Fürsten waren oft treulos; aber niemals sind die Völker so treulos gewesen, als es die Fürsten gewesen sind." Vogt hatte zwei Hauptsäze ausgeführt, den, daß die Minderheit nur in so weit der Mehrheit sich zu unterwerfen habe, daß die Beschlüsse anerkannt werden, aber derjenige Widerstand damit nicht ausgeschlossen sey, der allmählig darauf hin führt, das Prinzip der Minderheit zur Mehrheit zu erheben, zuerst im Volk, dann in der Versammlung; sein zweiter Hauptsaz war, daß Sicherheit nur ein Präsident gebe, der verantwortlich sey für alle Handlungen, die er während seiner Amtsdauer zugegeben, und daß in den deutschen Ministern und in den deutschen Beamten noch nicht das nothwendige Ehrgefühl lebe, wie in Kurhessen, in Sachsen und in Baden sich gezeigt.

Nach Kosmann und Stedtmann, welche kürzer sprachen, entstand

eine heftige Scene. Vom rechten Centrum aus wurde versucht, der Geschäftsordnung zuwider noch einen neuen Antrag herein zu werfen, nachdem festgestellt war, daß nur über die neun bekannten Anträge gesprochen und abgestimmt werden dürfe. Die Unruhe wuchs zum Sturm, welchem Soirons Vorsiz nie gewachsen war. Soiron wollte durch rasche Abstimmung den Streit erledigen, durch Aufstehen und Sizenbleiben. Er erklärte die nachträgliche Zulassung des Antrags für angenommen, es sey ganz entschiedene Mehrheit. Die ganze Linke widersprach. „Wir können an dieser Verhandlung nicht Theil nehmen, das ist nicht möglich;“ rief Robert Blum. Es wogte und toste. „Im Interesse des Friedens ersuche ich den Antragsteller um Zurücknahme seines Antrags,“ flehte Soiron. „Nein!“ war die Antwort. Der Vorsizende mußte die Gegenprobe machen, und siehe da, gegen die Zulässigkeit des Antrags zeigte sich eine so entschiedene Mehrheit aufgestanden, daß Soiron erklärte, die Mehrheit sey auf der Linken. Noch einen Versuch machte die Rechte; umsonst; der Antrag wurde wieder verworfen.

Auf das sprach Raveaux für den vermittelnden Antrag, naiv und ehrlich und herzgewinnend. Auch er meinte, man könne die Person der Centralgewalt wohl durch die Fürsten bezeichnen lassen, die Nationalversammlung bleibe ja vor wie nach eine konstituirende, sie gebe damit die Macht nicht aus der Hand. Raveaux war in diesen Tagen noch ein Vertrauender, der es für eine seiner ersten Pflichten erklärte, dafür zu sorgen, daß Ruhe, Frieden und Ordnung hergestellt werde, Handel und Verkehr sich wieder hebe, und der Hunger der Proletarier beschäftigt werde.

Mathy, der ihm von der Rechten folgte, nannte den Beifall, der Raveaux wurde, wohlverdient. Er dankte ihm für den Anfang und für den Schluß seines Vortrags, troz dem, daß Raveaux etwas herbeigeführt hatte, was Mathy und seine Freunde innerlich nicht billigten, ob sie gleich selbst mit gethan.

Raveaux hatte nämlich mitten in seiner Rede die Versammlung mit dem Saz überrumpelt: „Die französische Nationalversammlung hat der unsern ihre Sympathien erklärt. Den brüderlichen Gruß, welcher einstimmig votirt worden ist, sollten wir ihn nicht erwiedern? meine Herren, erheben Sie sich, zeigen Sie, daß Sie eine Nation sind!“ — Und mit stürmischem Zuruf erhob sich, fortgerissen, die ganze Versammlung.

Nachdem Mathy kalt und glatt, aber anders als Radowitz, am Ende sarkastisch gegen die Linke, für das Fortbestehen der Bundesversammlung gesprochen, damit diese als Staatenkammer diene, und damit geschlossen hatte, es berechtige noch nichts zu dem Aeußersten zu schreiten, trat Gagern auf die Tribüne. Er sagte, sie seyen fälschlich angeklagt, die welche die Vollziehungsgewalt an fünf, drei oder einen übertragen wollen, als haben sie die Diktatur gewollt oder die Despotie geschaffen. In unsern Tagen sey die Diktatur und die Despotie nimmer möglich, so lange der Geist über Deutschland walte, der in der Versammlung sich kund gebe. Nach einer Zusammenstellung des Für und Wider über die einzelnen Punkte, unter Verwahrung, daß er es als ein Prinzip gelten lassen wolle, daß die Regierungen in dieser Sache gar nichts sollten zu sagen haben, schloß er; „Meine Herren, ich thue einen kühnen Griff, und ich sage Ihnen, wir müssen die provisorische Centralgewalt selbst schaffen. — Ich glaube die Regierungen werden es uns danken, wenn wir sagen, wer der Eine Reichsverweser seyn soll. Ein Mann, hochstehend, ist gefunden, welcher der Unterstüzung der Nation für die höchste Stelle sich werth gezeigt hat, und sich ferner werth zeigen wird. Aus der höchsten Sphäre müssen wir den Reichsverweser nehmen. Jezt bedürfen wir eines Mannes, der hoch steht und sich der Unterstüzung aller Staaten ohne Widerspruch muß versichert halten können. Die hochstehende Person muß ein Fürst seyn, nicht weil, sondern obgleich es ein Fürst ist. So stellen wir nicht die Freiheit bloß, und wir schaffen die Einheit unseres Volkes und Vaterlandes, nach der wir schon so lang uns sehnten.“

Das sind die Grundgedanken der dreiviertelstündigen Rede Gagerns.

Mehrmals von Bravos unterbrochen, erntete er wiederholten Beifall oben und unten, als er den „kühnen Griff“ that; und bei den Worten, „nicht weil, sondern obgleich Fürst,“ und am Schluße wollte der stürmische Beifall der Versammlung und der Gallerien gar nicht aufhören. Der Zwischenruf Soirons, des Vorsizenden: „Der Berichterstatter hat noch das Wort!“ wird gar nicht beachtet, die große Bewegung im ganzen Hause dauert fort. Die Glocke des Vorsizenden läutet unablässig dazwischen, Herr Dahlman besteigt die Tribüne, oder hat sie vielmehr lägnst bestiegen. „Meine Herren,

eine ganze Woche lang" ... beginnt er. Niemand hört ihn oder will ihn hören. „Ich bitte um Ruhe," ruft der Vorsizende. Die Unruhe dauert fort. „Eine ganze Woche lang," sezt Dahlmann nochmals an, „hat der Streit der Reden gedauert, eine Anstrengung des Geistes, ihres Zieles würdig."

Dahlmanns Stimme ist schwach und schwankt; er zürnt, er ist verlezt, so gar nicht beachtet zu werden, und er fühlt sich doch für den Vertreter des Geistes und der Wissenschaft vor andern in der Versammlung, er sieht in dieser Beziehung, und mit Recht, in Gagern nur seinen Schüler. Es sammeln sich Einige um die Tribüne und fangen an zu hören. Im übrigen Haus noch immer Durcheinander und Geräusch. „Ich bitte die Pläze einzunehmen, ich bitte um Ruhe" fleht Soiron. Endlich. Dahlmann kann sprechen, aber noch unter dem Zuruf: „Laut, laut!" Er sprach lang, sehr lang, über eine Stunde. Die Ungeduld wurde so groß, daß aufs Neue die Versammlung unruhig wogte unter dem Rufen: „Schluß, Schluß! Ruhe!" Es hatten sich allwärts Gruppen gebildet und Privatgespräche. Der Vorsizende ersuchte den Berichterstatter lauter zu sprechen, und Dahlmann mit der Ironie der Verzweiflung sagte: „Wenn die Herren so sehr beredt sind — es mag recht geistreich seyn — aber dann bin ich wirklich nicht im Stande durchzudringen."

Um so gereizter flüsterte Dahlmann im Anfang und in der Mitte seiner Rede. Er sprach von Hochverrath gegen den gesunden Menschenverstand. Die Linke, sagte er, habe gebrochen mit der Geschichte. Nach ihrem Willen müßte die gesammte Geschichte umgeschrieben werden, und fortan handeln von den Tyrannen, welche geherrscht haben, und etwa von den wenigen freien Völkern daneben. Nach ihrer Ansicht seyen die Fürsten, wenn man alles auf das Beste nehme, nur als ein nothwendiges Uebel zu betrachten. Die in dem andern Lager, die auf der Rechten, verehren in dem Gange der Geschichte den hohen, den tiefsinnigen Plan einer Erziehung des Menschengeschlechtes. „Sie verblenden," sagte er, „keineswegs ihr Auge über unsere vaterländische Schmach, allein sie erblicken darin zu gleicher Zeit die durchaus nothwendige Entwicklung der schlummernden Volkskraft; sie erblicken darin die Prüfung mancher edlen Männer im Mißgeschick. Und wenn sie dann nachfragen den beweinenswürdigen Mißgriffen der deutschen Fürsten, so sind sie weit entfernt, sie beschönigen

zu wollen, allein, sie entnehmen daraus keineswegs einen Tadel gegen die monarchische Ordnung; und wenn sie nicht beschönigen wollen, was Tadelnswerthes geschehen ist, so lassen sie den Grund bestehen, dem unsere Vorfahren vertrauten, und fügen hinzu, daß es wohl verführerischer sey, große Macht zu mißbrauchen, als die geringere."*) Zum Schluß forderte er dennoch die Versammlung auf, „durch Beschlüsse, die durch den Welttheil widerhallen, diesen zu überzeugen, daß Deutschland aufgehört habe, seine besten Kräfte zu vergeuden im Dienste der Despotie, möge diese von oben oder von unten drohen.

So war die lange Berathung geschlossen, mit bitterem Gefühl eines kleinen Theils, der die Bundesversammlung für unentbehrlich hielt, und sie in irgend einer Form, unter irgend einem Namen fort erhalten wollte. Gagern selbst hatte sich gegen das Fortbestehen der Bundesversammlung erklärt, das war diesen schon leid genug. Durch seinen kühnen Griff sahen sie sich, nach ihrem eigenen Ausdruck, in der peinlichsten Verlegenheit, Gagern hatte ihn gethan, ohne mit seinen Freunden zuvor sich zu besprechen; er that ihn, wie es scheint, fortgerissen von dem Gang, den die Berathung nahm, von dem Geiste des Volkes, der sich kund that. Sie tadelten ihn heftig, aber nur unter sich; sie waren nichts ohne ihn und ohne seine Partei.

Als sie sich von ihrem Schrecken etwas erholt hatten, suchten sie durch Verbesserungsanträge, die sie in der Geschwindigkeit über Nacht machten, noch einiges zu gewinnen; und doch war ausdrücklich beschlossen worden, daß kein Verbesserungsantrag mehr eingebracht werden dürfe. Bassermann und Auerswald, Heckscher und Rotenhan mußten ihre nachgerückten Anträge zurückziehen, die Linke bestand darauf, und sie war im Recht, das ihr Niemand läugnen konnte. Diese Niederlage verwanden sie lange nicht.

---

*) Stenograph. Ber. 522 — 525.

Die Wahl des Reichsverwesers.

Drei Tage dauerte die Abstimmung über die einzelnen Theile des Gesezes über die Centralgewalt, vom 26. bis zum Abende des 28. Juni. Es lautete, als es mit 450 gegen 100 Stimmen, die außer Vincke alle der Linken angehörten, angenommen war, in fünfzehn Absäzen also: „Bis zur definitiven Begründung einer Regierungsgewalt für Deutschland wird eine provisorische Centralgewalt für alle gemeinsamen Angelegenheiten der deutschen Nation bestellt. Dieselbe hat die vollziehende Gewalt zu üben in allen Angelegenheiten, welche die allgemeine Sicherheit und Wohlfahrt des deutschen Bundesstaates betreffen; die Oberleitung der gesammten bewaffneten Macht zu übernehmen und namentlich die Oberbefehlshaber derselben zu ernennen; die völkerrechtliche und handelspolitische Vertretung Deutschlands auszuüben und zu diesem Ende Gesandte und Konsuln zu ernennen. Die Errichtung des Verfassungswerkes bleibt von der Wirksamkeit der Centralgewalt ausgeschlossen. Ueber Krieg und Frieden und über Verträge mit den auswärtigen Mächten beschließt die Centralgewalt im Einverständniß mit der Nationalversammlung. Die provisorische Centralgewalt wird einem Reichsverweser übertragen, welcher von der Nationalversammlung frei gewählt wird. Der Reichsverweser übt seine Gewalt durch Minister aus, die von ihm ernannt und der Nationalversammlung verantwortlich sind. Alle Anordnungen desselben bedürfen zu ihrer Gültigkeit der Gegenzeichnung wenigstens eines verantwortlichen Ministers. Der Reichsverweser ist unverantwortlich. Ueber die Verantwortlichkeit der Minister wird die Nationalversammlung ein besonderes Gesez erlassen. Die Minister haben das Recht den Berathungen der Nationalversammlung beizuwohnen und von derselben gehört zu werden. Die Minister haben die Verpflichtung, auf Verlangen der Nationalversammlung zu erscheinen und Auskunft zu ertheilen. Die Minister haben das Stimmrecht in der Nationalversammlung nur dann, wenn sie als deren Mitglieder gewählt sind.

Die Stellung des Reichsverwesers ist mit der eines Abgeordneten der Nationalversammlung unvereinbar. Mit dem Eintritt der Wirksamkeit der provisorischen Centralgewalt hört das Bestehen des Bundestags auf. Die Centralgewalt hat sich in Beziehung auf die Vollzugsmaaßregeln, so weit thunlich, mit den Bevollmächtigten der Landesregierungen ins Einvernehmen zu sezen. Sobald das Verfassungswerk für Deutschland vollendet und in Ausführung gebracht ist, hört die Thätigkeit der provisorischen Centralgewalt auf."

Nicht ohne schwere Kämpfe der Linken, besonders der äußersten Linken, mit den Führern der Rechten und der Reaktion erhielt das Gesez noch wenigstens diesen Schein des Zeitgemäßen. Hundertfünf und siebzig Stimmen der Linken stimmten gegen die Unverantwortlichkeit des Reichsverwesers, dreihundert dreiunddsiebzig auf der Rechten dafür.

Am 29. Juni Mittags um 1. Uhr schritt die Versammlung, die an diesem Tag 579 Mitglieder zählte, zur Wahl des Reichsverwesers. Das Ergebniß war: 436 Stimmen für Erzherzog Johann von Oesterreich; 1 Stimme für Erzherzog Stephan; 52 Simmen für Heinrich von Gagern; 32 für Johann Adam von Jzstein. 33 Mitglieder waren in der Sizung nicht anwesend. 25 von der äußersten Linken enthielten sich der Abstimmung. „Wir wählen keinen Unverantwortlichen!" sprachen sie.

Da verkündete der Vorsizende Gagern Erzherzog Johann von Oesterreich als Reichsverweser, und brachte ein Lebehoch auf ihn aus, und die Versammlung fiel ein und erhob sich. Dann war es stille, nur die Glocken läuteten von dem Thurme der Paulskirche und alle Glocken der Stadt antworteten, und die Kanonen donnerten auf dem Römerplaz und am Main. Es waren feierliche Augenblicke, in welchen die schweigenden Abgeordneten des Volkes dem Glockengeläute lauschten, das wie ein Gesang der Geister der Zukunft in der Riesenkuppel widerklang.

Dann wurden sieben Mitglieder gewählt durch den Vorsizenden und seine Gehülfen, um die Wahl an den Erzherzog nach Wien zu bringen. Darunter waren fünf von der Rechten, der zu ihr übergetretene Heckscher, und einer vom linken Centrum, Raveaux.

Das war ein Freuen, das war ein Jubelrausch in den süddeutschen Ländern, als wäre der neue Messias, der Heiland des Volkes gefunden. „Jezt ists gut," sagte der Bürger und der Patriot. „Jezt,"

sagte der Geschäftsmann. Und wieder leuchteten die Feuer von den Bergen, und wieder rauschten die Festgelage und die Hochs ohne Ende auf den Mann, von dem man sich erzählte, daß er kein Preußen, kein Oesterreich, sondern ein einiges Deutschland wolle.

Wenige Nüchterne standen in der allgemeinen Begeisterung isolirt; die sagten, Johann ist ein Mitglied der Dynastie Habsburg, dynastisch-österreichisch, ein Feind der Person Metternichs, aber nicht des metternich'schen Systems, aufgewachsen in der machiavellistischen Politik, und aus besonderen Verhältnissen, von Kindheit an, geübt in der Kunst, hinter einem treuherzigen Aeußern die Gedanken der Seele klug zu verbergen, die Menschen zu durchschauen wie die Dinge, und beide zu seinen Zwecken zu benützen, die nicht dieselben seyn können, weder mit denen des deutschen Volkes, noch mit denen der Freiheit.

Selbst viele von der Linken waren mit der Wahl des Erzherzogs zufrieden, weil sie wenigstens Etwas, ein Zunächstliegendes erreicht glaubten. Die deutsche Einheit und Größe, für die sie schwärmten, stiegen mit dem Reichsverweser Johann vor ihrer Fantasie auf — als schöne Nebelbilder, die sie schon für Wirklichkeit nahmen. Die große Mehrheit aller Orten schwärmte in gleicher Richtung. Nur in der brandenburger Mark und in Pommern waren die Leute, die den preußischen Stolz, aber keine Kenntniß der geheimen Verabredungen zwischen Frankfurt und Berlin hatten, sehr ungehalten, daß kein preußischer Prinz, sondern ein österreichischer, Reichsverweser geworden war. Am preußischen Rhein dagegen und in allen katholischen Landen Preußens war so große Freude als anderswo; selbst die Demokratie schwärmte mit, und die Abgeordneten der äußersten Linken wurden von der Mehrheit ihrer Wähler darum angesehen, daß sie zur Wahl eines Unverantwortlichen nicht mitgewirkt hatten: die Blätter der Bourgeosie wie der Reaction ließen diese Männer aufs Härteste an, als Ueberspannte, mit Nichts Begnügte, lediglich Anarchische.

Diese Männer aber wurden durch diese Schwärmerei des Volkes sich nur noch klarer. Sie wußten, daß Johann nicht in die Wahl gebracht war, obgleich er ein Prinz war, sondern einzig, weil er ein Prinz war, und weil er gerade dieser Prinz war. „Wir haben einen Herrn," sagte Ruge, „und der Bundestag wird nicht

aufhören, sondern in den Erzherzog übergehen. Ein schönes Ende für dreimonatliche Anstrengungen." — „Sein Haar ist silbergrau, und er ist im Prinzip seines Hauses auferzogen, dieses Prinzip und die Bewegung, der Geist der Zeit, stehen sich als Todfeinde gegenüber!" sagte ein Zweiter. — „Er wird den Strom der Bewegung in den Sand leiten, und dem vormärzlichen Königthum wieder zu Allem helfen, um was es die Märzerrungenschaften ärmer gemacht haben!" sagte ein Dritter. — „Die patriotisch Verzückten werden es ihm leicht machen," sagte ein Vierter. „Die Reaktion hatte bisher schon die Mehrheit der Versammlung in ihrer Hand; der Reichsverweser durch seine aus der Versammlung genommenen Reichsminister und Unterstaatssekretäre und Reichsräthe und Reichsgesandte und Reichskommissäre, und durch seine Einladungen und Auszeichnungen wird vollends auf die Beschlüsse der Nationalversammlung so einwirken, daß entweder nichts beschlossen wird, als was er mit gutem dynastischem Gewissen vollziehen kann, oder sollte es ihm einmal nicht gelingen, einen derartigen Beschluß zu hintertreiben, so wird er ihn nicht vollziehen, oder nur scheinbar, so daß die Fürstenhöfe die Folgeleistung weigern." — „Ist diese Art Centralgewalt, wie sie in dem österreichischen Erzherzog gewählt wurde, überhaupt nicht Schein, Täuschung, ein Unding?" sagte ein Fünfter. „Er kann wunderlich wirken, denn er ist unverantwortlich; dadurch hat sich die Versammlung selbst den Boden unter den Füßen weggezogen; und wenn er den besten Willen hätte, im Geiste der Zeit vorzugehen, so hätte er die doppelte Schwierigkeit: die Männer des Volks trauten ihm nicht, und die Regierungen gehorchten ihm nicht, es fehlten ihm die Mittel, die nur durch die Weiterführung der Revolution beschafft werden könnten."

So dachten, so sprachen diese Männer unter sich, auch zu Andern. Wo einer auf den Straßen Frankfurts damals gieng, konnte er von den Geschäftsmännern hören, wie sie zu einander sagten: „Einer von den Wühlern, ein Rebell, ein Anarchist!" — Das war damals die Meinung über die, welche bei Verstand blieben und sahen und rechneten.

Auch außerhalb Frankfurts ließen sich verständige Stimmen hören, am schärfsten eine in Sachsen.

Die sprach: „Der Mehrheit des Parlaments huldigt in der That auch die Mehrheit aller Deutschen; das Vaterland ist also gerettet;

es ist Zeit zu Jubelfesten! Die Impotenz der Mehrheit in der Versammlung hat den Schein gerettet. Es wird viel edles Blut um diesen falschen Herrn und Meister fließen, und manches brave Herz unter der Last dieser seiner eigenen Entscheidung für diesen Herrn brechen. Halbe Maaßregeln und große Worte! Die einzige ganze Maaßregel, die sie wagten, ist: daß sie der Freiheit einen Herrn vorzogen. Ohne das wahre Prinzip, das die Bewegung erzeugt hat, kann die Bewegung nicht geordnet werden, wenn man nicht eine falsche Ordnung, einen falschen Frieden, einen falschen Herrn lieber haben will. Sollen wir aufs Neue auf Erlösung warten? Dann Wehe über Deutschland; die zweite Erlösung trieft von Blut! Dieses Blut kommt über die Constitutionellen. Was soll, was wird mit Deutschland nach dieser schleunigen Wahl eines Herrn werden? Statt einen zu wählen, der die demokratische Bewegung der Zeit ganz in sich ausspräche und der gar keine Macht nöthig hätte, als die ihm die Bewegung, in ihrer Tiefe verstanden, von selbst gäbe, haben sie einen Fürsten gewählt, welcher eben, weil er Fürst ist, nicht im Mittelpunkt der Bewegung stehen kann, und wenn er ein Engel wäre, beim reinsten Willen gegen die Bewegung handeln muß. Da ihn die Bewegung nicht selbst hält, so muß ihn äußere Macht halten. Der Greis kann, eben wegen seines Alters zwar nicht, denn Aeltere verstehen die Zeit, sondern wegen seines in österreichischen Grundsäzen grau gewordenen Alters, als österreichischer Prinz, die Bewegung nicht verstehen. Oder — war das Alles bei seiner Wahl nicht vergessen? lag darin eine stille Absicht? ist auch hier etwa eine zum voraus abgekartete Sache? Dann ist das Parlament zu einer Farce benüzt, ohne sich darüber beleidigt zu fühlen. — Sollten die Constitutionellen nicht wissen, daß, wenn ein Fürst unter den Fürsten wäre, dieser von selbst und ohne ihre Wahl, längst als Kaiser geböte? — Wenn der Erzherzog der Mann ist, für den sie ihn halten, so handelt er energisch und fest, und stüzt sich auf die Sache und nicht auf die Partei. Er läßt dann die Constitutionellen sich bewundern und Phrasen drehen, und korrumpirt oder verachtet sie; und daß er dies alsdann vermag, darüber mögen sich die Constitutionellen nicht täuschen, denn dann helfen ihm Kräfte, über die er sonst nicht verfügen kann. Der Fürst wird die Fürstenmacht nicht verschlingen, wohl aber die junge Freiheit; und uns wieder, wenn

auch in eine mäßigere, doch in dieselbe Unfreiheit zurückführen, an der wir seit 500 Jahren krank sind".*)

Der Einzug des Reichsverwesers.

Diese Stimmen konnten nicht durchdringen durch den Freudentaumel und die Selbsttäuschung der Menschen. Es war kein Zusammenströmen, es war ein Rennen und sich Drängen auf allen Straßen von allen Seiten her nach Frankfurt hinein, um den Einzug des Reichsverwesers mit an zu sehen. Keine Kaiserkrönung hat je so viele Tausende in der Mainstadt versammelt. Fünf Tage lang waren die Eisenbahnzüge überladen, und die Dampfboote, die von unten herauf und von oben herab kamen, und die Posten und die Omnibus: auf bekränzten Leiterwagen fuhren die Landleute herein, und Schaaren im Sonntagsstaate zogen zu Fuß ein.

Die Erwartungen des Volkes täuschte er gleich am ersten Tage von Stunde zu Stunde: um 9 Uhr Morgens schon wurde er den eingelaufenen Nachrichten gemäß erwartet; mit jeder Stunde hieß es: jezt muß er kommen! Unter den Fenstern bis auf das Dach hinauf übersezt, hungerten die Harrenden auf dem Frankfurter Corso, der Zeil, von Morgens bis Abends, denn erst um 6 Uhr kam er, am 11. Juli, ganz einfach in hechtgrauem Kleide, das Haupt kahl, das Gesicht sehr alt; gutmüthig sah es aus, treuherzig. Das Gedränge auf der Zeil war so groß, daß Männer und Frauen dem Erdrücktwerden nahe waren. Von allen Häusern wurden ihm Kränze zugeworfen, und er wurde nicht müde zu grüßen und zu danken.

Die am andern Abend beleuchtete Stadt war ein schwacher Wiederschein von dem, dessen die Seelen voll waren. Nur ein Theil der Linken war ohne alle Freude.

Am 12. Juli Morgens nach 11. Uhr wurde der Reichsverweser durch eine Abordnung von fünfzig Mitgliedern der Nationalversammlung abgeholt, und unter Glockengeläute und Geschüzsalven nach der Paulskirche geführt. Er gieng zu Fuß in Civilkleidung unter Vor-

*) So sprach im Juli 1848 „der Farblose" a. a. O. S. 3—15.

tragung zweier deutscher Fahnen und unter Voranstritt der Abordnung, durch die Spaliere der Bürgerwehr in die Paulskirche. Der Präsident empfieng ihn hier auf einer für diesen Tag hergerichteten Estrade, und geleitete ihn an den für ihn bestimmten Sessel.

„Von der gegenwärtigen Stunde," sprach der Präsident Gagern, „von der Stunde, in welcher die neu konstituirten Gewalten des geeinigten Deutschlands an dieser Stelle sich verbinden, zählt eine neue Zeitrechnung unserer Geschichte. Durchlauchtigster Erzherzog Reichsverweser! Wir heißen Sie willkommen im Schooße der Nationalversammlung, die sich selbst und dem Vaterland gelobt hat, Euere kaiserliche Hoheit bei dem schweren Berufe, der Ihnen geworden ist, mit allen Kräften, die ihr zu Gebote stehen, zu unterstüzen. Ja in Allem, was das Band der Einheit zu stärken, die Freiheit des Volkes zu sichern, die öffentliche Ordnung wiederherzustellen, das Vertrauen zu beleben, die gemeine Wohlfahrt zu vermehren geeignet ist, kann des Reichsverwesers Regierung auf die Unterstüzung der Nationalversammlung rechnen. Das deutsche Volk erkennt Euerer kaiserlichen Hoheit Vaterlandsliebe und Widmung dankbar an; es nimmt aber Ihre ungetheilte Kraft und Thätigkeit für seine Gesammtinteressen in Anspruch."

Auf das verlas einer der Sekretäre das Gesez über die Einführung einer provisorischen Centralgewalt. Dann schloß der Präsident: „Im Namen der Nationalversammlung, erbitte ich von Eurer kaiserlichen Hoheit die wiederholte Erklärung in den Schooß der Nationalversammlung, daß Sie dieses Gesez wollen halten und halten lassen zum Ruhme und zur Wohlfahrt des Vaterlandes."

Der greise Erzherzog sezte die Brille auf, zog ein Papier aus der Tasche und las folgende Antwort ab:

„Meine Herren, die Eile, mit welcher ich hergekommen, um in Ihrer Mitte zu erscheinen, mag Ihnen der deutlichste Beweis seyn von dem hohen Werthe, welchen ich auf die mir übertragene Würde eines Reichsverwesers und auf das mir bei diesem Anlaß von den Vertretern des deutschen Volkes an den Tag gelegte Vertrauen lege.

„Indem ich hiemit das Amt eines Reichsverwesers antrete, wiederhole ich die Erklärung, daß ich das Gesez über die Gründung der provisorischen Centralgewalt, welches mir so eben vorgelesen worden, halten und halten lassen will zum Ruhm und zur Wohl-

fahrt des deutschen Vaterlandes. Ich erkläre zugleich, daß ich mich diesem Amte ungetheilt widmen, und ungesäumt Seine Majestät den Kaiser ersuchen werde, mich nach der von mir bereits zugesicherten Eröffnung des Reichstags von der weiteren Stellvertretung in Wien zu entheben."

Nach lang anhaltendem Bravo und Lebehoch von Seiten der Versammlung und der Gallerie wandte der Reichsverweser sich zum Präsidenten und reichte ihm die Hand mit den Worten: „Auf der Welt darf man nichts halb thun; hat man einen Entschluß gefaßt, so muß man sich dem ganz widmen, wozu man berufen ist, nämlich der deutschen Nation." Dann verließ er unter den Lebehochs schnell die Kirche. Hätte es ihm seine Stellung erlaubt, so hätte er sehen müssen, daß ein Theil der Bänke der Abgeordneten, da wo die äußerste Linke sonst saß, leer war. Auf einigen derselben hatten Damen Plaz genommen, da die Gallerien der lezteren überfüllt waren.

Vorher, ehe er in die Paulskirche gieng, war der Reichsverweser im Bundespalast in der Eschenheimer Gasse gewesen.

Der Bundestag, der schon am 18. Mai 1848, scheinbar ganz unverfänglich, in seinem Beglückwünschungsschreiben an die Nationalversammlung den Aufruf der Regierungen als die legale Sanktion des allgemeinen Verlangens, und die Macht der außerordentlichen Begebenheiten und das daraus hervorgegangene Verlangen im ganzen Vaterland, als Beweggrund zu dem Regierungsaufruf bezeichnete, hatte schon dadurch eine Form zu gewinnen gesucht, eine Handhabe für die Protestation dagegen, als hätte einzig und allein die konstituirende Nationalversammlung die künftige Verfassung Deutschlands festzustellen.

Der Bundestag blieb sich gleich, folgerecht. Als der Erzherzog Johann durch die Nationalversammlung gewählt war, begrüßte die Bundesversammlung ihn in einem Schreiben vom 29. Juni ausdrücklich „als den Erwählten der Regierungen." Da es mißlungen war, die Nationalversammlung zur Abtretung ihres Wahlrechts an die Fürsten hinüber zu gängeln, so wollte der Bundestag, als das im Sinne der Fürsten einzig legale Organ der höchsten staatlichen Gewalt Deutschlands, durch diese Form seine Befugniß und Machtvollkommenheit retten.

Das Glückwünschungsschreiben der Bundesversammlung an den

gewählten Reichsverweser kam in die Oeffentlichkeit. Darin sprach sie aus, daß sie bereits vor Schluß der Verhandlung über die Centralgewalt von den Regierungen ermächtigt gewesen sey, für die Wahl des Erzherzogs sich zu erklären.

Am 1. Juli brachte Robert Blum die Sache in der Nationalversammlung zur Sprache. „Wenn," sagte er, „die Bundesversammlung ihre Nachrichten nicht aus Privatzirkeln und Clubbs schöpft, so muß man glauben, es habe ein offizieller Verkehr stattgefunden, und ich stelle den Antrag, es möge von der Versammlung ausgesprochen werden, daß jene Erklärung, für deren Bezeichnung kein Ausdruck stark genug seyn dürfte, eine unangemessene und den Beschlüssen der Nationalversammlung widersprechende sey." Er bat den Präsidenten zugleich, einen Tag zu bestimmen, an welchem er die Frage an ihn richten könne, ob zwischen dem Präsidium der Nationalversammlung und zwischen der Bundesversammlung vor der Wahl des Reichsverwesers eine Communikation hierüber stattgefunden habe. Der Präsident erklärte noch vor dem Schlusse der Sizung, er könne hierauf sogleich die Antwort ertheilen, daß eine solche Communikation nicht stattgefunden habe.

In der Sizung vom 4. Juli erklärte Blum, er habe die Absicht eines bestimmten Antrags in dieser Sache aufgegeben, und zwar deßhalb, weil entweder der Gegenstand so wichtig sey, daß der zu stellende Antrag in diesem Augenblick gar nicht ermessen werden könne, oder weil er möglicherweise unbedeutend sey, und alsdann etwas Weiteres nicht nothwendig seyn würde. „Man hat," sprach er, „von dieser Tribüne herab behauptet, es sey in der lezten Zeit das Bestreben des Bundestags gewesen, die Geltung der Nationalversammlung herabzudrücken. — Ich fürchte, man werde im Volke, nachdem man weiß, daß ein offizieller Verkehr über die Wahl des Erzherzogs weder stattgefunden hat, noch stattfinden konnte, sich fragen: Woher wußte denn die Bundesversammlung zum Voraus, wer gewählt werden könnte? Man wird noch einmal fast unwillkürlich an das sehr benannte Lepell'sche Promemoria mit seinen „geheimen Vertrauensmännern" erinnert, die in die Nationalversammlung herein gebracht werden sollten." *)

*) Der Hessendarmstädtische Bundestagsgesandte Lepell hatte ein Promemoria an die Regierungen verfaßt mit speziellen Vorschlägen der Art, daß die

„Man wird sagen: wenn diese Wahl eine ohnehin abgemachte Sache war, wozu dann noch das Spiel der langen Berathungen in der Paulskirche? — Schon liest man öffentlich, durch diese Zustimmung der Bundesversammlung sey die von der Nationalversammlung abgelehnte Mitwirkung der Regierungen in anderer Weise wieder herein gebracht worden. — Wenn die Bundesversammlung im Auftrag der Regierungen sich erklärt für unsere Wahl, thut sie nichts anderes, als was gesagt worden, sie bringt durch das Fenster wieder herein, was wir durch die Thüre mit zwei Abstimmungen hinaus geworfen haben, nämlich die Mitwirkung und Zustimmung der Regierungen. Wenn sie sich dießmal für erklärt, behält sie sich gewissermaaßen durch diesen Ausspruch vor, in geeigneten Fällen sich gegen zu erklären, und sie wiederspricht damit entschieden allen unsern Beschlüssen, ja sie stellt unser ganzes Daseyn in Frage."

Blum schlug darum vor, von der Bundesversammlung eine amtliche nähere Erklärung über den Sinn und die Bedeutung ihres Glückwünschungsschreibens an den Reichsverweser zu verlangen, besonders über die darin enthaltene Erklärung über diese Wahl.

Von Schmerling, der es liebte, was so eben Blum gerügt, in doppelter Eigenschaft bald als Bundestagspräsident, bald als Volksabgeordneter in der Nationalversammlung zu sprechen, eilte auf die Rednerbühne. Durch Scherze suchte er die Versammlung um den Ernst der Frage zu bringen. Die Bundesversammlung, sagte er, die am 28. Juni durch den Beschluß der Nationalversammlung ihr irdisches Daseyn gesendet, habe am 29. Abends sich doch wieder versammelt, und die anwesenden Gesandten haben nichts als ihre innige Freude über die von der Nationalversammlung getroffene Wahl in ihrer Adresse an den Reichs-

---

Mehrheit des Fünfzigerausschusses sechs Tage vor dem Zusammentritt der Nationalversammlung das Promemoria und das Verfahren der Bundesversammlung mit demselben — sie hatte es den Regierungen zur gutfindenden Kenntnißnahme eingesandt — der Beurtheilung der öffentlichen Meinung Deutschlands übergeben, der hessische Ministerpräsident, Heinrich von Gagern, Lepell und dessen Promemoria desavouirt, und mehr als eine Regierung geeilt hatte, eine befriedigende Erklärung für sich abzugeben. Das Promemoria gieng darauf, die Nationalversammlung in ihrem Marke vorn herein zu zerfressen, sie zu einem Gliedermann der Regierungen zu machen, zu einer bloß formellen Institution, und die Annahme der Beschlüsse ganz von dem Conveniren der Höfe abhängig seyn zu lassen.

verweser ausgesprochen. Im Humor aber entschlüpfte ihm auch, daß nicht bloß der Eilbote der Bundesversammlung der Abordnung der Nationalversammlung voraus flog, und daß die Bundesversammlund es war, aus deren Hand der Reichsverweser die erste Urkunde seiner Wahl empfieng, sondern, daß der Bundestagspräsident schon drei Tage früher nach Wien berichtet hatte, die Wahl des Erzherzogs Johann werde am 29. vollzogen werden. Es heiße, was die Bundesgesandten gethan, bloß so viel als: den von der Nationaversammlung zum Reichsverweser gewählten Mann hätten auch die Regierungen gewählt, wenn sie die Wahl zu treffen gehabt hätten. Die Centralgewalt sey kein Anlaß zu einem Zerwürfniß zwischen der Nationalversammlung und den Regierungen geworden, zum Heile von Deutschland, und wenn er in seiner Eigenschaft als Bundestagsgesandter etwas beitrage zu einer innigen Verständigung zwischen den Regierungen und der Nationalversammlung, so betrachte er dieß als sein schönstes Werk.

Schmerling hatte wörtlich gesagt, den Herren auf der Linken wäre es angenehm gewesen, wenn die Frage über die Centralgewalt ein Anlaß zu einem Zerwürfniß zwischen der Nationalversammlung und den Regierungen geworden wäre. Die Linke hatte vergebens den Ordnungsruf vom Präsidenten Gagern verlangt, Gagern hatte ihn die Verdächtigung wiederholen lassen, ohne auch jezt dem wiederholten Verlangen der Linken gerecht zu werden, unter großer Unruhe des Hauses.

Zuerst hatte Schuselka erklärt, daß die Antwort Schmerlings nicht geeignet sey, das Mißtrauen zu beseitigen, daß er im Gegentheile durch seine Verdächtigung neuen Anlaß zur Zwietracht gegeben habe. Vogt sagte geradezu, es sey gegen eine Partei von der Rednerbühne eine Verläumdung geschleudert worden, die der Präsident eines Ordnungsrufes nicht für würdig gehalten. Gagern sagte, die Linke zerfalle in verschiedene Fraktionen, und daß Einige darunter seyen, die das Zustandekommen einer Centralgewalt nicht wünschten, so wie sie beschlossen worden, sey Thatsache. Darum habe er Schmerling nicht zur Ordnung gerufen, müsse aber den jezigen Redner zur Ordnung rufen, weil er ein Mitglied der Versammlung der Verläumdung beschuldigt habe. Vogt wiederholte Schmerlings ausdrückliche Worte und sagte: „Wenn man nun behaupten will, das sey keine Verdäch-

tigung, so unterziehe ich mich dem Ordnungsruf." „Ich glaube nicht," sagte der Präsident, „daß die Worte des Herrn von Schmerling so waren." Viele Stimmen aus dem Hause bestätigten es. Der Präsident sprach: „Ich muß den Herrn von Schmerling fragen, ob in seinen Worten die Absicht lag, die Linke zu beschuldigen, daß sie ein Zerwürfniß zwischen der Nationalversammlung und den deutschen Regierungen herbeizuführen gewünscht habe." „Ich hatte keine derartige Absicht," antwortete v. Schmerling vom Plaz aus. Die Verlesung der stenographirten Worte wurde von der Linken verlangt. Während hinüber geschickt wurde, entgegnete Blum an Schmerling: „Ich hätte nicht geglaubt, daß der Bundestag mit dem Schwan Aehnlichkeit habe: der Schwan fängt am Schluß seines Lebens an zu singen, der Bundestag aber wird wizig. Schade nur, daß das deutsche Volk kaum glauben wird, wie man in diese heitere Stimmung gelangen kann, wenn man ein solches Leben hinter sich hat, wie der Bundestag. Daß man in dieser heitern Stimmung Thatsachen und des vergangenen Lebens vergißt, ist begreiflich; der Herr Bundestagspräsident sagt uns z. B. in solcher Weise, der Bundestag sey am 28. seelig entschlafen; das ist aber nicht war, er ist nur v e r u r t h e i l t, aber das Urtheil wird erst ausgeführt werden, wenn die Centralgewalt eingeführt ist. Ueber die Thatsache, um die es sich handelt, hat Herr von Schmerling mit seinem heiteren Humor eine Erklärung abzugeben mit großer Sorgfalt vermieden. Verlangen Sie nach meinem Antrag eine Erklärung nicht von Herrn von Schmerling, sondern von dem Bundestag über die unbefugte Z u s t i m m u n g zu unsern Beschlüssen, was Sie z w e i m a l v e r w o r f e n haben."

Die Mehrheit der Versammlung beschloß über diese Lebensfrage des Parlaments — nach Schmerlings Antrag — zur Tagesordnung überzugehen.

Die Unruhe während der Verhandlung war größer gewesen als an irgend einem Tage bisher, um so mehr, da ein Theil der Rechten Schmerling mit Beifall unterstüzte, während die gekränkte ganze Linke für sich Gerechtigkeit verlangte. Die Worte des Abgeordneten von Schmerling wurden von den Stenographen eingebracht. Schaffrath erläuterte vom juristischen Standpunkt die Worte Schmerlings und verlangte nachträglich den Ruf zur Ordnung, nachdem mehrere Mitglieder des Centrums dieß zu hintertreiben versucht hatten, von

Schmerling selbst „offiziell und feierlich“ wie er sagte, nochmals von der Rednerbühne aus erklärt hatte, „daß er mit seiner Aeußerung kein verehrtes Mitglied des Hauses, es möge sizen auf welcher Seite es wolle, zu beleidigen und zu verdächtigen beabsichtigt habe, und habe er den Ruf zur Ordnung verdient, so bitte er, daß der Präsident ihn ausspreche, ganz nach seiner Ueberzeugung.“ — Der Präsident sprach: „Wenn ich die Worte ganz und gar vor mir gehabt hätte, wie sie jezt vor mir liegen, so würde ich einen Ruf zur Ordnung ausgesprochen haben; ich glaube, daß dieß der Linken genügen kann; und ich spreche diesen Ruf nachträglich aus, in der Hoffnung, daß von beiden Seiten in Zukunft dergleichen Aeußerungen möglichst vermieden werden.“

Heinrich von Gagern stellte sich damit über die Parteien. Michelsen hatte zuvor der Linken nachgewiesen, daß sie der Rechten vorgeworfen, sie wolle Hochverrath gegen die Volkssouveränität und dergleichen mehr, und es sey dabei nicht zur Ordnung gerufen worden. Die Wahrheit stand fest: die Linke hatte in den lezten Verhandlungen das Maaß des Ausdrucks auch nicht immer eingehalten, und sie hätte das in Rechnung nehmen dürfen. Aber nicht die Worte sowohl, Geberde und Ton an dem Bundestagspräsidenten waren es gewesen, was diese Worte verlezend, in den Augen der Linken unverzeihlich machte.

Dieser Führer der Reaktion hatte den Uebermuth des Sieges an diesem Tage nicht in sich diplomatisch zu zügeln vermocht.

Solche Dinge waren zwischen der Wahl und der Ankunft des Reichsverwesers theils im Schooße des Bundestags, theils in der Paulskirche vor sich gegangen. Der Uebergang zur Tagesordnung, das Vertuschen des Versuchs, den der Bundestag gemacht hatte, den Fürsten ihr Recht zu wahren, mußte die Fürsten und ihre Bundesgesandten zu kühneren Schritten ermuthigen.

Die Bundesversammlung lud den Erzherzog in ihre lezte Sizung in den Bundespalast am 12. Juli ein, gemäß einem von ihr am 10. gefaßten Beschluß, um ihn zu einem legitimen Haupt der provisorischen Centralgewalt zu erheben, und er ließ sich von der Bundesversammlung diese legitime Weihe geben, gleich als reichte die Wahl der Nationalversammlung nicht aus; in den Augen des im Prinzip des habsburgischen Hauses erzogenen Prinzen war dieß nur folgerecht; dem Geseze der Nationalversammlung, ja der Idee

derselben widersprach es. Ganz in der Stille, in tiefem Geheimniß sollte die Scene im Bundespalast vor sich gehen. Selbst die darum wußten, waren beredet, als handle es sich nur um die Formalität der Auflösung der Bundesversammlung durch den Reichsverweser.

Aber in dieser Sizung der Bundesversammlung sprach der Präsident derselben, von Schmerling:

„Die Bundesversammlung überträgt Namens der deutschen Regierungen die Ausübung ihrer verfassungsmäßigen Befugnisse und Verpflichtungen an die provisorische Centralgewalt; sie legt sie insbesondere mit dem Vertrauen in die Hände Eurer kaiserlichen Hoheit, als des deutschen Reichsverwesers, daß für die Einheit, die Freiheit und die Macht Deutschlands Großes erzielt werde, daß Ordnung und Gesezlichkeit bei allen deutschen Stämmen wiederkehre und daß das deutsche Volk der Segnungen des Friedens und der Eintracht dauernd sich erfreue. Die deutschen Regierungen, die nur das wohlverstandene Interesse des Volkes kennen und beachten, sie bieten freudig ihre Mitwirkung zu allen Verfügungen der Centralgewalt, die Deutschlands Macht nach Innen und nach Außen begründen und befestigen sollen. Mit diesen Erklärungen sieht die Bundesversammlung ihre bisherige Thätigkeit als beendet an."

Darauf sprach der Reichsverweser:

„Ich übernehme die von der Bundesversammlung Namens der deutschen Regierungen an die provisorische Centralgewalt übertragene Ausübung ihrer, d. h. der Bundesversammlung bisherigen verfassungsmäßigen Befugnisse und Pflichten mit dem Vertrauen auf die thätige Mitwirkung der Regierungen zu allen Verfügungen, die Deutschlands Macht nach Außen und Innen erstarken und befestigen sollen."

Damit war der Bundestag unter dem Titel Centralgewalt in einer neuen Ausgabe da; bloß die Vielheit der fürstlichen Bundesgesandten war in die Einheit des fürstlichen Reichsverwesers übergegangen.

Die Uebertragung Namens der deutschen Regierungen war um so bedeutsamer, als sie mit dem Gesez der Nationalversammlung theils zusammentraf in den übertragenen Rechten, theils wesentlich Verschiedenes übertrug.

Das Gesez der Nationalversammlung bezeichnete als die wesent-

lichen Rechte der Centralgewalt: die vollziehende Gewalt in allen Dingen, welche die allgemeine Wohlfarth und Sicherheit des Staats betreffen; die Oberleitung der bewaffneten Macht, die Vertretung nach Außen und die Entscheidung über Krieg und Frieden, dieß jedoch nur im Einverständnisse mit der Nationalversammlung.

Davon wichen die Bestimmungen in der Uebertragung der Bundesversammlung sehr ab: sie übertrug ihm nicht bloß die vollziehende Gewalt in den die Wohlfarth und Sicherheit des Staats betreffenden Dingen, sondern ganz unbeschränkt die Wahrung der Sicherheit und eben damit auch die Bestimmung der dazu dienlich erscheinenden Maßregeln. Ebenso übertrug die Bundesversammlung, ganz entgegen dem Gesez der Nationalversammlung, die Entscheidung über Krieg und Frieden dem Reichsverweser allein, ohne ihn dabei an die Nationalversammlung zu binden.

So wich die Bundesversammlung in den wichtigsten Punkten der inneren und äußeren Politik von dem Geseze der Nationalversammlung ab in der Uebertragung ihrer Befugnisse an den Reichsverweser; es war ein förmlicher Protest gegen die Befugnißerweiterung, welche die Nationalversammlung in der Schaffung ihrer Centralgewalt dargelegt hatte: ja die Bundesversammlung that bei ihrer Rechtsübertragung, als ob es gar keine Nationalversammlung gebe, sie erwähnte ihrer dabei mit keinem Worte. Es erschien in der Form der Uebertragung die neue in der Person des Reichsverwesers aufgestellte Centralgewalt ganz als eine von den Fürsten geschaffene, als eine rein monarchische Institution, und es war klar, die so installirte Centralgewalt mußte das Organ der Regierungen werden, nicht des Volkes, d. h. seiner Vertreter.

Der Bundestag sicherte sich dadurch sein geistiges Fortleben. Vom Standpunkt der Reaktion aus war die Handlungsweise desselben so klug als fein, und der einfache, schlichte Mann aus Steiermark bewies, daß er ein Meister in der Politik war. Für die Sicherung und Kräftigung des Fürstenbundes war eben damit, was konnte, geschehen, für die Freiheit, für die Sicherung des zu schaffenden Verfassungswerkes nichts; und die Revolution an Abzehrung sterben zu lassen, dazu war die Vorbereitung gemacht; was fehlte, sollte bald folgen, um alle Dinge wieder ins frühere Geleise zurückzuführen. Der Diktator war da, aber sein Wirken war ein leises

und geheimes, kein gewaltsames und offenes. Ueberlegen an politischer Kunst seinen Ministern und der Mehrheit der Nationalversammlung, machte er, daß diese seinem Prinzip dienten. Er aber mußte den Fürsten dienen, denn nur durch sie hatte er Macht, und wie er von ihnen abwich, war er machtlos, weil er von Haus aus außerhalb des Geistes und der Bewegung der Zeit stand, daraus also keine Säfte ziehen konnte.

Von dem, was im Bundespalast vorging, wurde spät erst gemunkelt, erst nachdem Wochen verflossen waren. Die Rechte und das Centrum vertuschten es, die Linke erhielt die Aktenstücke erst durch die badische Revolution *). Der Erzherzog hatte zu Wien zu der Abordnung, die ihm seine Wahl überbrachte, zunächst zu Raveaux, gesagt: „Stehen Sie mir bei; so vereint können wir Großes und Herrliches wirken.“ In diesem Augenblicke waren ihm diese Worte gewiß ernst, aber auch nur einen Augenblick. Die Luft des Bundespalastes und die Geister des Bundestags haben mehr als Einen verändert, dessen Wille rein und gut war bis zum Augenblick der Berührung mit jenem: warum sollte man dieß nicht auch von dem Reichsverweser sagen können? Doch nein — was der Reichsverweser Johann nachher in der Politik war, das war der Erzherzog Johann Jahrzehente schon vorher.

Das Aeußere der Nationalversammlung.

Das Bisherige mag in Etwas den Geist veranschaulichen, der in der Nationalversammlung herrschte. Sie bewegte sich später gemessener, geistreicher, eingeübter in die Formen des parlamentarischen Lebens; doch waren diese Wochen die Glanzwochen der

*) Abgedruckt wurden sie zuerst durch Florian Mördes in seiner Schrift über die badischen Ereignisse S. 59 und 61.

Versammlung, sie hatte noch im Ganzen wie in den einzelnen Gliedern die erste Frische und die kräftige Farbe des Gedankens und Strebens, es waren die Tage ihrer Jugendschönheit. Der Mai, der Juni und der Juli 1848 — das waren die glanzreichen Lenz- und Sommertage für Frankfurt, und die Paulskirche selbst war nie mehr so glanzvoll besezt, so viele Wochen und Monate auch noch über den Grundlagen der Verfassung deutscher Nation dahin gingen. Seit der deutsche Name in der Welt genannt wurde, fand sich keine solche Fülle von berühmten oder bekannten Namen, von Talenten und Karakteren, von Berufsarten und Wirkungskreisen gemischt beisammen.

Da saß neben einander der Abgeordnete des fernsten Preußens, wo der Kosake auf der Wacht steht, neben dem aus Welsch-Tyrol, der das Deutsche nur gebrochen und die Sprache des Landes der Orangen als Muttersprache spricht; da saß der reichste Grundbesizer Oberschwabens, der noch den Fürstenmantel trägt, und dessen Vater noch souverän war so gut als die Kronen von Preußen und Hannover, nicht weit von dem wackern Landmann, der seinen Maierhof im Traunkreise mit eigener Hand bebaut; da saßen der feuereifrige Ritter des katholischen Glaubens, und der kühle dialektische Prediger der deutschkatholischen Gemeinde, der Lichtfreund, der Philosoph, der Bischof, der Pietist und der Jesuit auf einer Bank; alle Glaubensbekenntnisse Deutschlands waren vertreten, nicht wenig zahlreich auch das jüdische, und zwar das leztere durch ausgezeichnete Talente und Karaktere. Gegen sechshundert saßen auf den Bänken der Abgeordneten aus allen deutschen Gauen, und auch aus nicht deutschen. Welcher Reichthum von Physiognomien, welche Mannigfaltigkeit! und das Auge, das Hunderte überflog, es fand keine, die nicht durch irgend Etwas bedeutend, über das Gewöhnliche hinaus gewesen wäre. Da waren Gestalten von der jugendlich zartesten bis zum Greis mit Silberlocken; da hüpft einer behend, wie in das Boudoir einer Dame, auf die Rednerbühne; dort streckt Einer, von langer enger Kerkerhaft zusammengebrochen, und nur noch in Kopf und Herz elastisch, die leidenden Beine aus einem Lehnstuhl, in dem er halb sizt, halb liegt. Wer ist der Mann mit dem antiken Kopfe des philosophischen Cato, der an zwei Krücken unter den Armen sich zu seinem Plaz an der hohen Säule trägt?

es ist der Mann, der siebzehn Jahre in der Verbannung in Frankreich gelebt hat, es ist der freisinnigste, edelste und geistvollste Abgeordnete der bayerischen Kammer von 1831, es ist Schüler von Zweibrücken. Nicht weit von ihm sizt Sylvester Jordan von Marburg, der in Tyrol, seiner Heimath, und in Kurhessen viel Verfolgte; weiterhin Stedtmann, Rüder, Briegleb, und so manche Namen, die durch Verfolgung bekannt geworden, die sie um vaterländischer Bestrebungen willen erlitten hatten. Jordan — wie gefurcht, wie gealtert ist sein Antliz, das nur noch die darüber hinzuckende Leidenschaft bewegt! Ein Jüngling gegen ihn, mit dem schönen lichtvollen Kopf, sizt vor ihm sein alter Lehrer und Meister Mittermaier, eine Gestalt voll Weisheit und Adel. Weiter rechts von ihm sizt eine andere Berühmtheit, Dahlmann — welch ein Kontrast zwischen beiden! So eine Physiognomie existirt nicht mehr auf der Welt! rief Einer, als er ihn sah. Und dort an der Mittelsäule auf der Höhe mit dem ungeheuern weißen Bart, dem langen weißen Haar und dem schwarzen Sammtmüzchen, dem altdeutschen Rock und dem weit herausgeschlagenen weißen Hemdkragen — wer könnte es seyn, als die Ruine des alten Jahn, des Turnermeisters? Auch ein Preuße, mit etwas deutschem Anflug, sizt dort auf der äußersten Rechten, die stattliche Gestalt des Besizers zahlreicher Güter in Vor- und Hinterpommern, das eifrige Mitglied des preußischen Gustav-Adolph-Vereins und des vereinigten Landtags, der es aber in der Paulskirche weder als Redner, noch als Parteimann, zu einer vorragenden Stellung bringen konnte, obgleich er einen Namen trägt, der in die Ruhmesgeschichte Preußens verwebt ist — es ist der Graf Schwerin. Nicht weit von ihm sizt ein anderer Graf von feiner leichtbeweglicher Gestalt, Landwirth wie jener, aber auch ein bekannter politischer und national-ökonomischer Schriftsteller, der Prager Graf Deym. Und dort in der Mitte sizt ein jüngerer Graf, schlicht und geistvoll, der volksthümliche Dichter Auersberg, der unter dem Namen Anastasius Grün seit siebzehn Jahren in Oesterreich die Lerche der Freiheit war, und doch zeigt sein Angesicht gerade jezt die Täuschung mancher Hoffnung. Fast neben ihm bewegt sich lebhaft ein markiger Kopf, nach Innen freisinniger als nach Außen, Protestant und im ultramontanen Münchner Ministerium Ministerialrath und Lehrer des jezigen Königs, grundgescheidt und praktisch, humoristischer Redner

— es ist der Professor von Hermann. Gerade über von ihm — das ist auch ein Gelehrter von München, aber seit achtzehn Jahren mehr in der Türkei, in Asien und Afrika wohnhaft, als in München, oder in seinem heimathlichen Weiler in den Bergen Tyrols. Man weiß nicht, ist das Geistvolle oder die morgenländische Bildung seines noch im vorgerückten Alter schönen Kopfes anziehender — es ist der berühmte Reisende des Orients, Fallmerayer. Auf der andern Seite drüben interessirt gleichfalls ein leiblich und geistig schönes Haupt, Gervinus, der fein organisirte von Bekerath, der fleischige kurzhalsige, berlinisch-wizige, behagliche von Vinke, dem das Wort nie ausgeht, mit den kleinen Augen und dem lebhaften Kolorit der kräftigen Backenknochen. Vincke, wie Bekerath und anderen, schadete in der Paulskirche der berlinisch übertriebene Ruf ihrer Beredtsamkeit, der ihnen vorausgegangen war: viele, die Anderes, mehr Festigkeit der Form und mehr von der Größe des Gedankens in beiden Rednern erwarteten und suchten, als diese gaben und geben konnten, fanden sich getäuscht, troz hoher Vorzüge, die jeder von beiden hatte. Bei Vincke trat der Mensch nicht ein in das Wort, es fehlte die Hoheit des Gemüths und die Wahrheit der unverrückten Grundsäze. Bei Bekerath vermißte man die durchschlagende Kraft, bei ihm sprach der Mensch, aber mehr der Aesthetiker, als der Politiker; auch ihm fehlte jene Allgewalt der Begeisterung, die auf der Rechten keiner, auf der Linken nicht bloß einer hatte, und die den leztern den politischen Seherblick so oft gab. Da saßen nacheinander die wissenschaftlichen oder literarischen Namen: Gülich, Stenzel, Wedekind, Hildebrand, Droysen, Waiz, v. Raumer, Zachariä, Blumröder, Bernhardi, Tellkampf, Esmarch, Haggenmüller, Vischer, Jeitteles, Kolb, v. Linde, v. Lindenau, die Brüder Moriz und Robert Mohl, Mathy, Welcker, Nauwerk, eine der interessantesten Physiognomien; Heinrich Simon, Wagner, Wippermann, Biedermann, Beseler, v. Meyern, Arndt, Jaup, Mewissen, Deiters, Phillips, Döllinger, Beda Weber, Gfrörer, Buß, v. Reden, Schubert, Archer, Freese, Hagen, Moriz Hartmann, Ruge, Wilhelm Schulz, Günther, Karl Vogt, Roßmäßler, Heubner, Simson, Künßberg, Ludwig Uhland und Jakob Grimm; und dieser leztere, welch schönes klassisches Haupt, das jeden Künstler herausforderte, hatte er! Und wie viele andere in diesem oder jenem Fach namhafte Männer überschaute da das

Auge! Wie viele Männer, deren Name als Volksvertreter oder Vaterlandsfreunde seit zehn, zwanzig, dreißig Jahren in den Zeitungen hundertmal genannt, durch ganz Deutschland gefeiert waren, die Männer aus Sachsen und Hannover, aus Hessen und Nassau, aus Baden und Mecklenburg, aus Württemberg und Bayern, besonders aus jenem ein Kern des Strebens und Leidens für die Volkssache. Hüben und Drüben frappirten oder interessirten malerische Gestalten, stämmige, urkräftige Söhne des Schwarzwaldes, wie Kuenzer und Buß, vorzeitartige, wie der gediegene und joviale Reinhard aus Mecklenburg — so müssen die Teutonen aufgetreten seyn, deren bloßer Anblick den Römern Furcht einjagte. Deutschfranzosen wie Raveaux und Zell, selbst Ludwig Simon; deutschslavische wie Kollaczek, ächt deutsche, wie der als Greis noch jugendliche Mohr, wie der jüngere Schwarzenberg. Andere ausgezeichnete Namen waren kurz da, und verschwanden wieder bald aus der Paulskirche, wie Paul Pfizer, Wirth, Janiczewsky und Liebelt; andere kamen erst später, wie Julius Fröbel, Temme, Rank und viele so! Der Personenwechsel war stark.

Der Physiognomiker, der in Menschengesichtern geübt war, konnte leicht unterscheiden, was zur äußersten Linken und Rechten gehörte, aus den andern heraus, nicht so leicht beide unter sich; denn beide äußersten Parteien waren, wenn sie in der Paulskirche anwesend, ein überwiegend ernster, düsterer Kreis, nicht der Gesammtheit, aber der Mehrzahl nach; nur war die äußerste Rechte in Masse schweigsam, die äußerste Linke bloß in Einzelnen.

Wer nach staatsmännischen Physiognomien suchte, der fand eine solche nicht sowohl in dem Grafen Arnim, als in dem Ritter von Schmerling, dem lezten Bundestagspräsidenten, in dem Mann mit dem nüchternen, kalten Gesicht, mit dem Mäskchen, das verborgenen Sinn weissagt, über das nichts hinläuft, weder die Röthe der Begeisterung, noch die Blässe des Zorns, und woran auch nichts hängen bleibt. Das Gesicht ist glatt wie eine Marmorwand und der ganze Mann ist glatt; die Erscheinung ist höfisch, ob man gleich weiß, daß er niemals bei Hof gewesen ist; sie ist energisch ohne Feuer, zähe und verschlossen, so dünn, so klein, so fein gebaut sie ist. Diese Freundlichkeit kann Heinrich Gagern gewinnen, aber keinen Linken. Diese sagen: das ist der Mann, Schlingen zu legen und Plane zu

machen, verschmizt, kaltblütig, ein Künstler in der Verstellung und darum so zuversichtlich. In der That war Schmerling der Mann, der in Frankfurt ganz deutsch that und gleich darauf in Wien zu den Wienern sagte, daß er immer zuerst Oesterreicher und dann erst Deutscher sey. — Man sah ihm an, er grübelte und rechnete nicht voraus, er war genießender Wiener und leichten Sinns, aber er faßte die Dinge, wenn sie an ihn heran kamen, blizschnell ins Auge, sah ihnen ins Auge, ging ihnen auf den Leib, und wurde ihrer Meister; aber nicht aus persönlichem Muth, und darum nur dann, wenn er sah, daß die Uebermacht von Mitteln gegen fast mittellose Gegner den Sieg vornherein ihm in die Hand gab.

Der Raum, worin diese Versammlung tagte, war noch geschmackvoller und glänzender ausgeschmückt, als im Vorparlament; die blendend weiße hohe Kirche zeigte jede Figur in hellem Lichte, und die riesenhaften Fensternischen waren mit grünem Tuch verhangen, und über dem Bureau des Präsidiums waren die rothen Vorhänge prachtvoll geworden.

Keinen Tag waren die oberen Gallerien mäßig voll; selbst in den Tagen wo nur abgestimmt wurde, brachen sie fast unter dem Gedränge der Zuhörer, die beim Namensaufruf der Abgeordneten jede Abstimmung sich merkten, und bald laut, bald leise kritisirten. Unten waren große Räume für die Zuhörer abgetheilt, hart an den Bänken der Abgeordneten; rechts vom Bureau und links faßten diese Zuhörergallerien die Versammlung wie mit zwei mächtigen Armen; oft drängten sich gegen tausend Zuhörer hier zusammen, Herren und Damen, deren Gallerien jedoch von einander abgeschieden waren.

Nach der Rechten hin, gerade über vom Präsidium, war die sogenannte Diplomatengallerie. Da sah man die Gesandten von Frankreich und England, von Rußland und Nordamerika, von Königen und Fürsten jeden Rangs, wie sie die Geburt und das Wachsthum einer deutschen Nation belauschten und überwachten, und um sie her die Banquiers von Frankfurt, die Börsenmänner, auch viele von Auswärts. Stundenlang harrten oft innen jezt und jezt wieder außen an der unmittelbar der Paulskirche gegenüber liegenden Börse die Männer der großen Geldgeschäfte auf eine Abstimmung in der Nationalversammlung, wie auf eine Entscheidung über Leben und Tod.

Mehr als einmal sollen auch Mitglieder dieser Gallerie, wenn durch Aufstehen und Sizenbleiben abgestimmt wurde, mit aufgestanden seyn, als wären sie Mitglieder der Nationalversammlung. Einmal, in dem entscheidendsten Augenblick, wurde das nachher mit Beweis erhoben, und mit Namensnennung ohne Widerspruch von der Tribüne verkündet.

Zunächst an ihnen, da sah man die Aristokratie Frankfurts, der umliegenden Fürstenstädte und was von Fremden noch Karten für die einzelnen Sizungen erlangen konnte; denn alle unteren Gallerien waren nur mit Karten zugänglich. Die damals schon in drei Linien vollendeten Eisenbahnen brachten von drei Seiten täglich viele Auswärtige; und eine große Zahl Fremder, oft aus weitester Ferne her, hatte über die Dauer des Parlaments bleibend seinen Siz in Frankfurt genommen. Auf dieser Seite, vorn in der ersten Bänkereihe, wie oben auf der Gallerie, saß die Mehrheit der Journalisten, die in Hunderte von Blättern, selbst in französische und englische, über die Sizungen berichteten.

Schon auf dieser Gallerie waren einige Reihen Bänke für die Damen abgetheilt. Der Fürst Lichnowsky hatte es bei dem Präsidium herausgeschlagen, daß ein Theil dieses Raums, welcher der Rechten und äußersten Rechten gerade vor Augen lag, dem schönen Geschlecht zur Benüzung frei gegeben wurde. Aber nur wenige Damen sezten sich auf die Rechte; nur wenn die anderen ihnen zugewiesenen Räume an einzelnen Tagen übervoll waren, zogen sie sich zum Theil rechts hinüber. Die Meisten zogen es vor, vier und fünf Stunden lang links zu stehen, als rechts zu sizen. Eine kleine Gallerie über dem Haupte des Präsidiums war fast ausschließend von solchen Damen besucht, welche rechts gesinnt waren, und zwar österreichisch rechts, denn als später die Trennung zwischen österreichischem und preußischem Patriotismus eintrat, sah man Damen, die bis dahin jenes Galleriechen täglich besucht hatten, einigemale sogar von Kopf bis zu Fuß schwarz-weiß aufgeschmückt, nur auf der Linken Plaz zum Stehen oder zum Sizen suchen.

Die eigentliche Damengallerie war nämlich links. In der Geisterschlacht, wo Hunderte zusammen stritten und zusammen wirkten, und die Gedanken, wie Schwerter, oft wie zweischneidige, auf einander schlugen, standen und saßen die Frauen in fünf Bänkereihen,

die links vom Bureau bis hinauf zu dem sogenannten Berg der äußersten Linken sich zogen, und ihre Herzen glühten und kämpften mit und folgten jedem Ausfall eines ihrer Lieblinge, und oft reichten sie, zwar keinen Kranz, aber Blumen und holdestes Lächeln, sogar Händedruck, dem Sieger; denn so nahe schlang sich diese untere Gallerie der Damen, wie eine bunteste Guirlande, an der Linken hin *).

Die Damen waren für die Nationalversammlung überhaupt begeistert, und gewiß mit Recht. Der deutsche Geist hatte hier in der Paulskirche seine Rüstzeuge aufgehängt, wohl mitunter manche rostige oder zerbrochene Waffe, Trophäen früherer Zeit; aber in überwiegender Zahl blanke blizende Schwerter und Speere, siegesgewohnt und siegeszuversichtig. Wohl saßen auch solche hier, denen man ansah, daß sie geboren waren, zu dienen und Livreen zu tragen, aber überwiegend waren die aufrechten Gestalten selbst im Centrum, stolze Männer, für die Freiheit entschlossene, wenn auch nicht für den Freistaat. Wohl saßen hier auch Leute des Vergnügens, des süßen Zeitvertreibs, die nur sich sahen, sich bespiegelten, sich bewunderten; aber die Mehrheit waren doch Männer, die es mit Deutschland wohl

---

*) Der Verfasser dieser Geschichte hat die kleine Damengallerie nie zu durchmustern Gelegenheit gehabt. Die „Lebensbilder aus der ersten deutschen Nationalversammlung“ von Ludwig Schatte, sagen darüber: „Es gab auch rechts gekehrte Damen, die befanden sich nicht bequem auf der Linken; es war hier oft so gedrängt voll, man konnte nicht wissen, an welcher Demokratenfrau man vorbei zu streifen kam. Da war es denn ein erwünschter Ausweg, daß über den Präsidentensizen noch ein großer Halbkreis mit einfacher Reihe von Stühlen den Damen zugewiesen war. In der Mitte derselben, einige Stufen erhöht, ist eine Nische, durch welche man eintritt. Hier stand früher die Orgel. Jezt suchte die sehr rundliche Gräfin Bergen, Wittwe des alten Kurfürsten von Kassel, hier ihren Plaz und nahm die ihren Reichthümern dargebrachten Huldigungen des Fürsten Lichnowsky und des Herrn v. Andrian entgegen. Da waren die Damen des Geldes und der Vornehmheit aus Frankfurt, auch Frau Jordan aus Berlin, so wie manche hohe Aristokratin; die Blumensträußer schwankten über die Brüstung der Gallerie hinaus, der gewaltige Duft eines Orangenstraußes drang hinunter, das fügige Rohr der Ferngläser that seine Dienste, und die trauliche Nische, so gefällig verbergend, ward zum beglückenden Pathmos. — Hier fand Lichnowsky öfters eine seiner Freundinnen wieder. Es war ein pikanter Anblick, die Dame im Versteck der Nische sizen zu sehen. Auf den Stufen kauerte Lichnowsky, sein Kopf lehnte an einem ihrer Füße, den andern hielt er spielend in den Händen.“

meinten, nur daß die Einen entschieden rechts, die Andern entschieden links gingen; freilich konnte man dieß von der Mehrheit der Rechten überhaupt nicht sagen, sondern nur von einem Theil der Rechten.

Die Damen der Linken theilten sich in ihrer Verehrung und in ihrem Glauben in zwei Parteien. Der Abgott der Mehrheit unter ihnen war Robert Blum. Troz dem, daß er sich mit den Meistern an körperlichen Vorzügen nicht messen konnte, am wenigsten mit Heinrich v. Gagern, verehrten sie ihn, wegen seiner Geistesmacht. Der schöne Fürst Lichnowsky hatte, so oft er herüber kam, um in dem schmalen Gang zwischen der Linken und der großen Damengallerie sich zu thun zu machen, sich nicht zum Sieger auf dieser Seite zu machen vermocht, so sehr das Frauenauge die Schönheit desselben an und für sich, und noch besonders den Fürsten *in* der Schönheit zu schäzen wußte, so wie den berühmten Abenteuerer. Die deutschen Frauen und Jungfrauen, die hier saßen, waren meist von etwas Höherem getragen, begeisterter für die Sache, als die Mehrheit der Männer, selbst derer auf der Linken. Mehr als eine Dame sah in Sir Robert den künftigen Präsidenten des deutschen Bundesfreistaats.

An eines großen Menschen Namen, der im Parlamentssaal oder auf dem Schlachtfeld siegreich ist, hängt sich von selbst bei den Meisten, und bei weiblichen Geistern zumal, die Vorstellung, daß er zu regieren würdig sey. So Einer magnetisirt das schöne Geschlecht, daß sie von ihm fühlen und denken, was er von sich fühlt und denkt. Denn wer zum Siege die Kraft in sich hat, der fühlt auch zur Herrschaft sich stark.

So eine Rede von Robert Blum fiel auf sie in heißen Tagen, wie frischer Thau auf Blumen, oder kam über sie wie ein Sturm, der Cedern und Palmen aufschüttelt und in allen Zweigen regt. Der Redner, der oft genug selbst den feindlich Gesinnten schweigende Ehrfurcht, unwillkürliche Ausrufe der Bewunderung, ja stürmischen Beifall abzwang, dessen Größe die verbitterten Männer unwillig anerkannten, weil er ihnen das Herz im Tiefsten bewegte — wie mußte der erst auf die Damengallerie einwirken!

Daß die Damen für die Linke waren, wie andere, so selbst Frauen und Töchter der konservativsten Abgeordneten, das hatte seine guten Gründe. Der weibliche Blick, schärfer als das Männer-

auge, erkannte gleich, wo der Muth saß und das für die Ueberzeugung, in den Tod zu gehen, bereite Ritterthum: zwei Eigenschaften, welche zu allen Zeiten die Zuneigung der Damen voraus hatten. Dann saß hier die Frische des Geistes, die neue Zeit und die Jugend; selbst die Silbergelockten auf der Linken hatten ein junges Herz. Die Linke hatte vor der Rechten jede Art von Poesie, zumal die Romantik voraus.

Dort rechtshin saßen die Ritter des Alten, des mehr oder weniger längst Dagewesenen; die Männer, die ins alte Geleise entweder zurücktäuschten oder zurück sich täuschen ließen. Dem feinen weiblichen Sinn entging es nicht, daß viel goldnes edles Saamenkorn, das die Linke auswarf, auf einen steinigten oder trägen Boden fiel.

Die Männer der bloßen Wissenschaft waren in den Augen leidenschaftlicher Frauen für diese Zeit zu langsame Köpfe. In ruhiger Zeit, wo keine Welle hoch geht, da findet die ruhig erörternde Wissenschaft Ohren und Herzen, auch weibliche; aber wenn der Sturm der Zeit Alles aufregt und spannt und in die Stimmung des Frühlings sezt, da bedarf es anderer Form und anderen Inhalts, um die Herzen zu sättigen, um den geistigen Durst zu stillen.

Es saßen auf der Rechten, die so viel geschrieben und die so viele Schüler hatten, und manche schöne, von Nachtwachen gefurchte Stirne ließ den Schaz des Wissens, die Welt von Gedanken ahnen, die dahinter lagen, aber die Frauen waren volksfreundlicher als diese Meister der Wissenschaft, patriotischer als diese Schriftsteller, und da diese Frauen selbst furchtlosen Muth, und eine feurige Gluth und theilweise sogar Selbstthätigkeit für die Sache des Volkes in sich hatten, so mißfiel ihnen der Mangel an Beidem bei diesen Männern. Deren waren es auch nicht wenige, denen das Herz unter den Tabellen der Kanzlei hart und staubigt geworden war; Andere waren von Haus aus, wenn auch nicht unbedeutende, doch prosaische Menschen von Feld und Markt und Geschäften her, wenn sie sich auch in ihrem engern Kreis einen gewissen Namen gemacht hatten.

Selbst an manchem Haupt von deutschem, ja europäischem Namen war der Kranz, den es seit einem Vierteljahrhundert getragen, in den ersten Tagen gleich ins Welken gerathen, und Blatt um Blatt war daraus abgefallen. Jezt, wo man sie so sehr brauchte, zeigte sich, wie arm an großen Menschen die Zeit war. Manches Talent,

das ein Menschenleben lang geglänzt hatte, aber nur mit dem geschriebenen Wort, trat jezt, da das lebendige Wort galt, die mündliche Rede gefordert wurde, ganz in Schatten. Dagegen waren andere Talente plözlich und überraschend auf der Rednerbühne hervorgetreten, von denen Niemand Derartiges geahnt.

Das Talent, noch mehr der Genius, reift oft, wie die Goldorange, versteckt unter dunkelm Laub, und liegt Monate und Jahre oft an einem dunkeln Ort, ehe sie zum offenen Markt und zum Genusse der Welt kommen. Und oft will es das Verhängniß des Einzelnen, daß das Licht, das in der großen Welt leuchten könnte, das ein Stern seyn könnte, in dem Treiben des gewöhnlichen Lebens unter den Scheffel gestellt bleibt sein Leben lang, bis es der Tod löscht.

Und solcher Talente fanden sich mehr auf der Linken als auf der Rechten, und die Damengallerie ermunterte und befeuerte sie und ihr Streben.

Da saßen und standen aus allen Theilen Deutschlands, dicht gedrängt, die Schönheit, die Anmuth und die Begeisterung, durch alle Altersstufen hindurch, in Frauengestalt. Von dem fernsten Nordosten, wie von dem fernsten Südwesten, waren sie gekommen, selbst von da, wo die russische Gränzhut die deutsche Sprache absperrt von Deutschland, ohne daß sie die deutschen Herzen und Wünsche davon abzusperren vermag: hochherzige und geistvolle Frauen waren von da gekommen, gleich edel an Gestalt und Geburt. Polen selbst hatte von seinen Schönheiten gesendet. Englische, französische und italienische Damen sah man hier. Die Mehrheit bildeten die Frauen und Töchter der Abgeordneten, von den Küsten der Ostsee und der Nordsee, vom Lech und vom Neckar, vom Rhein und Main, von der Donau, der Weser und der Elbe, und dem Geographen fiel es schwer, die dunkeln und die hellen Haare, die schwarzen und die blauen Augen, die bräunliche und die weiße Haut immer wissenschaftlich richtig nach den Stammeseigenthümlichkeiten zu klassifiziren. Sehr zahlreich, schon durch die bunten Farben auffallend, die sie liebte, war jeden Tag die weibliche Schönheit der Deutschorientalen vertreten, nicht nur aus Frankfurt, sondern aus der ganzen Umgebung des Rheins und des Mains. Da saßen sie mit den großen schwarzen Augen und den schwarzen Locken und Flechten, die Töchter eines mehr als anderthalb Jahrtausende unter-

drückten Volkes, und ihnen vor allen lag es nahe und an, daß die Bewegung vorwärts gehe und nicht mehr rückwärts; denn der Anfang derselben hatte ihrem Volk den Anfang der Freiheit gebracht, der Fortgang derselben mußte ihm die volle Freiheit bringen. Und wie die Herzen der Jüdinnen in der Paulskirche jedem befreienden Beschluß mit begründeter Theilnahme, vielleicht oft mit stillem Gebet, folgten, so wurde allwöchentlich in der Synagoge für die Nationalversammlung gebetet, und die reichen jüdischen Hände gaben bereitwillig, wo es galt, die Zwecke der allgemeinen Freiheit oder die darum Verfolgten zu unterstüzen.

Der Abgott der Minderheit der Damengallerie war Heinrich von Gagern; eine gewisse Verehrung hatten in den ersten Monaten Alle für ihn. Gagern war äußerlich von der Natur unendlich reich im Vergleich mit seinem Gegner Blum ausgestattet, um für sich schwärmen zu machen, einen gewissen Cultus seiner Person hervorzurufen.

Seine hohe, mächtige Gestalt, die Kraft und Tiefe seiner Stimme, ein edles männlich schönes Angesicht, mit hohen buschigten Augenbrauen, über großen Augen, aus denen Seele und ein deutsches Gemüth sprechen, eine Persönlichkeit, die troz des Ernstes und der abgemessenen Würde, die sich darüber ergießen, sein Wort: „Ich bin immer der Liebe näher gewesen, als dem Haß," wahr zu machen scheint — das alles macht Gagern für jedes Auge zu einer schönen Erscheinung. Auch das Herz wird angesprochen durch den Klang der Stimme, wie durch manches sittlich-schöne Wort, durch Wärme, wenn auch kein Feuer von ihm ausgeht, durch ein gewisses Streben nach Großheit und Adel.

Diese doppelte Schönheit, die äußerliche, wie die sittliche, war es erstens, was den Zauber seiner Erscheinung ausmachte. Es war aber auch noch ein Zweites und ein Drittes, was auf einen sehr großen Theil stark einwirkte: seine hohe Stellung als Minister und Präsident, und das Aristokratische in Wesen und Form.

Der regierende Minister Hessen-Darmstadts, der in den ersten Wochen in der Person Gagerns auf dem Präsidentenstuhl saß, machte ihn wichtiger, eben so sehr für die Damen, als für einen Theil der Nationalversammlung; und als er, des Präsidentenstuhls sicher, seinen Ministerposten aufgab, gefiel auch das an ihm.

Sein aristokratisches Wesen, die Vornehmheit in seinem Auf-

treten, imponirte besonders denen, die nicht von Geburt aristokratisch waren. Die höhere Feinheit aristokratischer Bildung fehlte Gagern. Damen, die höher geboren waren, als er, und in denen jener feinere Geist Natur und Erziehung zugleich war, gefiel darum Gagern nicht, er begnügte sie nicht, er mißfiel ihnen.

Was man sich von seinem früheren Leben und Streben erzählte, sein Kampf auf den Bänken der Volksabgeordneten mit den Regierungsgewalthabern seiner Heimath, sein Muth und seine Gerechtigkeit, womit er sich des unglücklichen Weidigs angenommen, und die daraus hervorgegangene Duellgeschichte mit dem berüchtigten Georgi, seine Entfernung vom Amt und seine ländliche Zurückgezogenheit, in der er mit eigener Hand sein Gut baute — warf ein romantisches Licht auf ihn, und verlieh seiner Persönlichkeit einen Zauber weiter.

Es ist nicht leicht, über Heinrich Gagern etwas zu sagen, das Allen genügt. Die Einen haben ihn von Anfang an zu hoch gestellt; diese wollen ihres Irrthums nicht überführt seyn. Die Andern sind mit ihm fehl gegangen und gefallen; diese fühlen von jedem Wort über ihn sich selbst mit getroffen. Wieder Andere sind zu verbittert, um die guten und schönen Eigenschaften, die er immer hatte, und die auch dem Gefallenen geblieben sind, jezt schon gelten zu lassen; diese wollen ganz und überall nur ihn verdammen und verkleinern.

Der erste Enthusiasmus für ihn war so groß in gewissen aber weiten Kreisen Deutschlands, daß, wenn man darin die National-Versammlung nannte, man Gagern als ihren Geist und ihre Seele zugleich meinte, und wenn man von Gagern sprach, die ganze Nationalversammlung über ihm vergaß. Die Ferne zeigt Gestalten in einem höheren Schein, zugleich größer und mit einem Nimbus ums Haupt. Auch die sittliche Welt hat ihre Luftspiegelungen, wie die physische. Und so sah man aus der Ferne auf ihn, so brachte man von da eine Vorstellung an ihn heran, als wäre er ein Heros, ein Gott, ja ein anderer Jupiter mit den olympischen Brauen über einer Versammlung sterblicher Menschen. Gagernlieder wurden gedichtet und gedruckt in diesem Enthusiasmus.

Man hat Gagern einen vollkommenen Mann aus Einem Guß genannt, ein Ganzes, in dem Alles in innerem Gleichgewicht sey, und doch hatte in Wahrheit Gagern nur die Anlage zu diesem innern

Gleichgewicht, ohne es selbst zu haben: er hatte vielmehr Widersprüche in sich, er war selbst ein Widerspruch, nicht als Mensch, aber als Politiker, als Aristokrat in einer rein demokratischen Bewegung mitten inne, ja an deren Spize stehend.

Er war der Sohn eines aristokratischen Vaters, des alten zwei und achtzigjährigen Häns von Gagern, des Staatsmanns und Publizisten. Bei viel Freisinnigkeit für seine Zeit war der alte Gagern strenger Aristokrat und Monarchist, beides nicht im schlimmen Sinne des Worts. Der Sohn Heinrich Gagern, noch mehr als seine Brüder, war vorzugsweise Aristokrat, durch Erziehung, durch die Verhältnisse, aber auch von Natur; durch sein späteres Schicksal, durch seine enge Berührung mit den Männern, die den Kampf seit 1830 führten, durch das unwillkürliche Einathmen des demokratischen Geistes in diesem Umgang, und aus den Zeitschriften, wie aus den Werken der ersten Geister Deutschlands und anderer Nationen, war in ihm zu dem ersten, dem aristokratischen Lieblingselement, auch etwas von demokratischem Element hinzu gewachsen. Er war kein Feind demokratischer Ideen, nur demokratischer Personen. Im Gegentheil von diesen Ideen lebte er, dem größeren Theile seines geistigen Wesens nach, nur konnten diese Ideen in ihm nicht so mächtig werden, daß alle Vorurtheile und Voraussezungen der Geburt, der Erziehung und des Naturells davor wie Schatten hinab gesunken wären.

Er war in der hessischen Kammer so lange links gesessen, daß ein Theil von ihm links wurde und blieb, der andere Theil aber von ihm, der aristokratische, die Natur, blieb auch, und zog ihn rechts.

So trat er hinein in die Nationalversammlung, am zweiten Tag schon an ihre Spize.

Eine so schöne Natur wie die seine, bisher durch sich selbst und durch seine Oppositionsstellung von der Luft eines verdorbenen Hofes rein erhalten, erklang in allen Saiten schön und tief unter dem Märzsturme der Zeit. Die ersten Mißtöne gab es in Heidelberg, dann im Vorparlament; in der Paulskirche waren seine ersten Klänge rein. Die Begeisterung des Frühlings, die auch ihn ergriffen hatte, wie die Begeisterung so vieler Deutschen für ihn, hob ihn selbst höher, über sich hinaus und gab ihm Schwung. An ihm wurde das Wort wahr, daß, wer sich selbst vertraue, dem auch die Andern vertrauen. Er hatte viel Glauben an sich in den ersten Wochen, und dieser

Glaube wuchs an der Sonne des Glücks, das er machte; und je mehr er Vertrauen fand, und ihm die ersten Schritte gelangen, desto gewisser ward er, daß er eine außerordentliche Bestimmung, eine Sendung habe, und desto mehr wurde er von der Hoheit derselben erfüllt. In der Versammlung waren die ganze Rechte und beide Centren für ihn eingenommen. Er hatte die Tugenden und die Fehler der Besten unter ihnen an sich, und da er in den ersten Wochen von seinem Glück vor jeder Nöthigung, sein entschieden kaiserlich-preußisches Glaubensbekenntniß abzulegen, bewahrt wurde, so war er der Gefeierte auch der österreichischen Partei, wie der preußischen.

Wer den Präsidenten Heinrich Gagern in den ersten Wochen auf seinem Stuhle sah, anerkannte die Würde und den Ernst in Angesicht und Geberde, in Form und Inhalt des Wortes; er fühlte, der Mann, der so vorsaß, war voll von der Hoheit der Stellung, die er einnahm; und selbst wenn er einen Augenblick sich vergaß, von der Heftigkeit der Verhandlung hingerissen, und ein Wort zu viel oder nicht recht sprach, es ihm wohl mit Schärfe und Rücksichtslosigkeit vorgehalten wurde und er, der sonst so stolze Mann, den Irrthum oder Fehler anerkannte, auch wo er gekränkt hatte, die Versammlung und den Einzelnen zu versöhnen suchte: so stellte ihn dieser Edelsinn bei den sittlich Guten noch höher, den weiblichen Gemüthern wurde er dadurch liebenswürdig, Herzen gewann er noch mehr.

Es gehörte etwas dazu, einer Versammlung von Sechshundert, von so verschiedener Nationalität, von so ungleichem Naturell, Alter und Glaubensbekenntniß, dabei größtentheils neu in den parlamentarischen Formen, in den ersten Monaten vorzusizen. Die Linke nahm auf Gagern mehr Rücksicht, als er anerkannte, denn ein großer Theil auch der Linken ehrte ihn, als er noch in seiner Kraft war; und wenn sie gegen ihn aufrauschte, als wollte sie ihn herabschwemmen, so war es im dunkeln Gefühle, daß die, zu denen er sich hinüberneigte, und für die er schon zu Anfang manchmal, zulezt ganz, Partei nahm, mit Verrath umgehen, und daß Gagern zulezt selbst unwillkürlich in den Verrath von ihnen mit hineingerissen werden möchte.

Gagern war noch eine Kraft damals. Sein Gewissen war noch rein, kein dunkler Flecken hatte noch an seinem blanken Schild sich angesezt. Er hatte sich noch nicht zu sagen: Ich bin, wenn auch

einem patriotischen Gedanken zu lieb, mir selbst, nicht bloß meinem Versprechen, untreu geworden. Er stand noch da, wie das Sinnbild der deutschen Kraft, ein edler stolzer Stamm; was ihm später die Füchse nicht schadeten, das thaten ihm die Raupen. Damals prangte noch sein Schmuck.

Nach dem Ausland hin galt Heinrich Gagern als der erste Repräsentant der Nation. Auf ihn sahen, nach ihm bemaßen die fremden Diplomaten und ihre Höfe nicht nur die deutsche Nationalversammlung, sondern die deutsche Nation.

Die Deutschen selbst, nicht das Volk, das seinen Helden anders wo suchte und fand, sondern die mittlere und die höhere Klasse verehrten in ihm ihr Ideal: er war größer als sie selbst, ohne groß zu seyn für seine Stellung, ohne groß zu seyn als Mensch oder Geist; und das Schicksal rächte seine erste Gunst bitter an ihm, dadurch, daß es ihm nicht gab, in der Blüthe seines Ruhmes, für die Sache, für die er wirkte, sein Leben im Kampf einzusezen, noch weniger dafür es zu lassen.

Gagerns späteres Unglück hatte seine Quellen in ihm selbst.

Diejenigen, welche erwarteten, er werde immer neue Seiten entwickeln, oder er werde die Freiheit bis zulezt vertheidigen, erwarteten von ihm etwas, wozu weder sein früheres Leben, noch sein erstes Auftreten in der Paulskirche, noch seine Persönlichkeit sie berechtigten. Es hatte Niemand das Recht, weil er eine mächtige Gestalt war, von ihm vorauszusezen und zu verlangen, daß er ein Mann der entschiedenen That, des eisernen Willens sey, der lieber bricht als biegt.

Er hatte das nicht, was man wissenschaftliche Ueberzeugung nennt; er war sich über Vieles und Entscheidendes nicht in dem Grade klar, der ein festes politisches Handeln zur nothwendigen Folge hat. Etwas Anderes ist das doktrinäre Wissen und etwas Anderes die Mutter der Grundsäze, die unter Denken groß gewordene Ueberzeugung. Gerade das, daß Gagern zuerst, aber nur zuerst, keine entschiedene Richtung weder nach Rechts noch nach Links hatte, reichte hin zu einem guten Präsidenten, aber nicht zum Führer noch zum Repräsentanten der Nation in entscheidender Zeit.

Gagern, so lang er auch in der hessischen Kammer saß, ist gar kein politisches Naturell. Die Politik bei ihm ist etwas Zufälliges,

von Außen an ihn Gekommenes, nicht von Innen heraus, geistig in ihm Gebildetes. Darum aber auch, weil die Politik nicht seine Natur war, konnte er den Mangel an wissenschaftlichen Kenntnissen, den seine Verehrer und Schmeichler nicht in Abrede zu ziehen wagten, und den Mangel an tieferer politischer Bildung, an staatsmännischen Erfahrungen und Einsichten nicht durch das ersetzen, was es bei den großen und größten Männern schon so oft ersezt hat, durch den Instinkt. Einen gewissen politischen Instinkt hatte er wohl aus dem väterlichen Hause und aus seiner bisherigen Landtagslaufbahn auf den Präsidentenstuhl der Nationalversammlung herüber gebracht, aber nicht den genialen Instinkt. Darin auch war ihm sein Gegner Robert Blum voraus; der hatte diesen genialen politischen Instinkt, und dazu den unverwüstlichen Fleiß, durch Studium zu ersezen, was das Schicksal in seiner Kindheits- und Jugenderziehung verabsäumt hatte.

In seiner schönsten Zeit war Gagern bei weitem mehr Karakter als Geist. Aber auch sein Karakter hatte nicht die Idealität, worin ihn der dichtende Enthusiasmus sah, der von ihm träumte und sagte, als hätte er das schöne Ebenmaas und Gleichgewicht des Temperaments und der Geisteskräfte, als wäre er der vollkommenste moderne Ausdruck griechischer Ruhe, mit ihren beiden Polen, Begeisterung und Besonnenheit. Weder aus seinem Auge, noch von seiner Stirne leuchtete diese Heiterkeit und Geistigkeit zugleich, wohl aber brach öfters die Stärke cholerischen Feuers hervor und man konnte dann die sittliche Kraft bewundern, mit der er sich selbst zügelte, beherrschte und Maaß hielt, obwohl man sah, daß dieses sich selbst zum Maaß Zurückführen mehr das Ergebniß aristokrätischer Erziehung als der Durchbildung zu freier, reiner Menschlichkeit war.

Im Grunde seiner Seele theilte Gagern alle Mängel und Eigenschaften der aristokratisch Erzogenen, da die aristokratische Erziehung Vieles stehen läßt, kaum beschneidet und umgränzt, als wären es Vorzüge des künftigen Mannes, während dasselbe vor den Augen des Philosophen wie des Volkes nur als Fehler erscheint: den Troz, die Starrheit, die Heftigkeit, den Jähzorn, den Stolz, und damit die Unfähigkeit zur Gerechtigkeit gegen das Volk, die Einseitigkeit der Ansicht, der Gesinnung und des Handelns. Der Sohn des Volkes hat den einen und den andern Fehler oder alle diese

zugleich hie und da auch; aber er hält es nicht für Vorzüge, weder an sich noch an Andern.

In seinem aristokratischen Wesen hatten auch sein unbegränztes Vertrauen zu den Fürsten, sein Erwarten von ihnen, die Leichtigkeit, mit der er sich von ihnen täuschen ließ, und der Zwang, den er sich anthat, nach so vielen und bittern Täuschungen sie zu vertheidigen und ihrer Sache zu dienen, ihre vorzüglichsten Quellen. Wenn Gagern leidenschaftlich aufbrauste, war es nicht der heilige Zorn des in der Idee, in der er leibte und lebte, aufgegangenen, über seinen großen Zweck alles Andere vergessenden Mannes, es war nicht der Zorn eines Moses, eines Ulrich Huttens, eines Luthers. Der Gedanke, dem er diente, das Ziel, nach dem er strebte — sie waren der Art, daß dabei das Lezte nicht möglich war.

Denn nicht die Freiheit, sondern die Einheit deutscher Nation war sein Gedanke und sein Ziel. That es sich, so war er bis auf einen gewissen Grad auch für die Freiheit. Der wahre Begriff der Freiheit war für ihn etwas völlig Fremdes. Daß man ihn für den Vorfechter der Freiheit nahm, und als sich zeigte, daß er für diese nicht eintrat, ihn verdammte, daran that man ihm Unrecht: man verwechselte mit seiner Natur und seinem Streben einige Worte, die er gesprochen hatte, in Augenblicken, wo er von dem Geiste der Zeit und der Nationalversammlung unwillkürlich gefaßt und fortgerissen wurde, von dem Geist der Linken, dem er sich damals noch nicht ganz zu entziehen vermocht hatte, um von dem Geist der Rechten sich leiten zu lassen.

Gagerns Gedankengang wird sich später zeigen; schon damals aber erkannten die schärferen Beobachter auf der Linken an ihm, auch die, die zuvor sein Benehmen in Heidelberg nicht wußten, daß, was Gagern unter Freiheit verstand, nichts weiter war, als die Unabhängigkeit der Nation nach Außen, und nach Innen das, was die edelsten Aristokraten mit dem Begriff Freiheit verbanden. Die Freiheit, wo alles herrische Wesen nicht mehr ist, wo Jeder im Ganzen und das Ganze in jedem lebt, wo Alles öffentlich, brüderlich und gleich ist — diese Freiheit beängstigte Gagern, als ein philosophisches Gespenst. Seinem Geiste fehlte nicht die Vaterlandsliebe — die hatte er in hohem Grad und in schöner Weise — aber jene Federkraft, durch die sich Andere und höher als er Geborne über

die aristokratischen Voraussezungen erhoben. Vaterlandsliebe war seine Lebenslust, aber nicht Volksliebe. Seine Abneigung gegen das Volk im engeren Sinn des Worts war größer als er offenbarte, und der Aristokrat in ihm hinderte ihn zunächst, aus der Demokratie das Gute ganz in sich aufzunehmen, was ihn ja keineswegs genöthigt hätte, sich von ihrer Strömung überfluthen und mit dahin reißen zu lassen. Statt dessen ward er täglich aristokratischer.

Weder rechts noch links ist ein Zweifel darüber, daß die Bewegung im Frühling 1848 zwar national, aber wesentlich demokratisch war. Eine Zeit lang bemühten sich gewisse Leute, Alles auf den bloßen Drang des Volkes nach Einheit zurückzuführen, aber mit Recht lachten die klugen Reaktionsführer über dieselben. Abstrakte Begriffe, wie Nationaleinheit, können die Führer der Masse wohl einimpfen, aber der Drang von Innen heraus geht beim Volk auf das ihm Zunächstliegende, auf das, was ihm unmittelbar nach seiner Ansicht Noth thut, auf das Erkleckliche, was den Inhalt der demokratischen Forderungen bildet. Da die Sache der Bewegung wesentlich demokratische Sache war, so durfte der Präsident der ersten deutschen Nationalversammlung die Sache nicht über den Personen leiden lassen, wenn auch seiner aristokratischen Bildung die eine und die andere demokratische Erscheinung weniger angenehm oder sogar widerwärtig war, und am wenigsten durfte der Politiker, was die Freiheit betrifft, durch den Gedanken sich abfinden, einst als erster Minister des deutschen Reiches, wenn er die Einheit der Nation festgestellt — was ohnedieß ohne die von der Linken angerathenen Mittel ein Traumbild bleiben mußte, — nachträglich das Seine für die Freiheit zu thun.

Aus dem Bisherigen ergibt sich von selbst, daß Gagern, wenn auch kein unbedeutender, doch auch kein großer Redner war. Wenn man seinem Laut, seiner Geberde in den ersten Wochen mit athemloser Stille folgte, so war es theils der Schein, mit dem der Enthusiasmus sein Haupt geschmückt hatte, theils das, daß, was der Redner sagte, ganz er selbst war, theils das, daß es der Präsident war, und überdieß gerade diese edle, männlich schöne und hohe Gestalt. Sein Höhepunkt war die Stunde, in welcher er den kühnen Griff that, und die Tage, die unmittelbar darauf folgten. Da war Heinrich Gagern der Nationalheld für die Geschäftsmänner, für die

Gelehrten, für die Angestellten kleiner und größerer Staaten, die politisirten, aber keine Politiker waren. Er hatte eine solche Höhe erreicht, daß nicht ohne Furcht selbst solche darauf sahen, welche Führer der Reaktion waren, weil diese wußten, daß Ereignisse in der Politik Folgen haben können, welche alle Berechnungen und alle Wahrscheinlichkeiten zu Schanden machen.

Wenn das nicht Gagerns lezter kühner Griff blieb, dann durfte er gewiß seyn, das Herz des Volkes in Mehrheit, die Nation gehörte ihm; und gieng er vorwärts, und gab er, was die Linke wollte, die Waffen der Nation in die Hand, so schlug sie sich für ihn. Die Nation ist auch darin weiblich, sie gleicht dem Frauenherzen: ihre begeisterte Hingabe hat, wer der jedem verhaßten Despotie, wer der Gefahr mit Muth entgegentritt, der Mann.

Italien.

Der Gang der Dinge, theils in den nicht deutschen oder gemischten Gebieten des Kaiserstaats Oesterreich und der preußischen Monarchie, theils in Italien und in Frankreich, war von tiefer Rückwirkung auf die deutschen Verhältnisse. Die slavische Frage, die magyarische Frage, die italienische Frage, die dänische Frage — sie spielten in die Berathung der deutschen Nationalversammlung herein, hielten den Fortgang der Beschlüsse über die eigentlich deutschen Angelegenheiten auf, entzweiten die Parteien bis zur Bitterkeit, und schwellten oder drückten abwechselnd die Strömung der Hoffnungen, der Wünsche und des Muthes in und außer der Paulskirche, durch ganz Deutschland.

Der Eifer, mit welchem diese Fragen behandelt wurden, war schon darum groß, weil es zum Karakter der Deutschen gehört, Nichtdeutschem mehr Aufmerksamkeit zu widmen als Deutschem. Die deutsche Gelehrsamkeit hat lange genug ihre Forschungen dem Entferntesten zugewandt, und das Nächste darüber vernachlässigt. Aber jene Fragen waren auch wirklich wichtig und hiengen mit der deutschen Entwicklung eng zusammen, theils legte man, durch das Parteiinteresse geblendet, ihnen noch größere Wichtigkeit bei. Wo

ein Auge auf Italien, auf Posen, auf Ungarn, auf Schleswig, auf Paris und Neapel sah, da war es fast immer das Auge der Partei. Nur Einzelne bewahrten sich den unbefangenen Blick. Der Nationalitätenstreit hatte sich auch auf die italienischen Besitzungen Oesterreichs geworfen und die seit Jahrhunderten zu dem deutschen Staatskörper gezogenen welschen Glieder wurden reg, lüstern und hastig, sich mit einem italienischen Staatskörper zusammen zu schließen, der im Werden begriffen schien. Fünf Abgeordnete von Welschtyrol, den Grafen Prato an der Spize, verlangten in der Paulskirche die Entlassung der Kreisbezirke Trient und Roveredo aus dem deutschen Staatenbunde, unbeschadet ihrer Verbindung mit dem Kaiserthum Oesterreich, wie sie sagten. Dieser Antrag aber wurde am 3. Juni 1848 gestellt, da eine Vereinigung Italiens, als ein italienisches Königreich nach der Hoffnung der Einen, als eine große Staatenrepublik nach dem Wunsche der Andern, in Aussicht stand.

Die Abgeordneten aus Deutschtyrol, aus Salzburg, Steyermark und aus andern Theilen des Kaiserstaats eilten, diesem Begehren entgegen zu treten. Die Nationalversammlung sprach sich in großer Mehrheit zum Voraus gegen die Bewilligung des Antrags der Welschtyroler aus. Es wurde ihnen entgegengesezt, so viel Gewicht in unsern Tagen auch auf die Feststellung politischer Gränzen nach Völkern und Sprachen gelegt werde, so dürfen doch die Deutschen nicht mit übereilter Großmuth ihre Gränzen auf allen Seiten verengen lassen, während kein einziges anderes Volk sich zu ähnlichen Abtretungen verstehe. Elsaß und Lothringen, Kurland und Lievland bleiben vertragsmäßig in fremden Händen, und die beiden Hauptbollwerke Deutschlands, Holland und die deutsche Schweiz, haben sich noch nicht erklärt, freiwillig dem großen deutschen Bunde beitreten zu wollen. Hiezu komme, daß es Pflichten der Selbsterhaltung gebe, welche kein Volk ohne Thorheit und Schande verlezen dürfe. Die südlichen Abhänge der tyroler Alpen müssen schon aus strategischen Gründen in den Händen der Deutschen bleiben; diese dürfen nicht voreilig etwaigen Feinden Thür und Thor öffnen und es dann — zu spät — bereuen.

Da die Welschtyroler die Unmöglichkeit sahen, mit ihrem Antrag durchzudringen, so brachten sie am 25. Juni einen neuen

Antrag ein, der für Trient und Roveredo sowohl rücksichtlich des Provinziallandtags als der politischen und Justizverwaltung eine von den deutschen Kreisen Tyrols unabhängige, ihrer Nationalität entsprechende Organisation verlangte. Die Nationalversammlung erklärte, so billig dieß Ansuchen erscheine, so gehöre diese landschaftliche Angelegenheit doch nicht zu ihrem Geschäftskreise, es könne ohne Zustimmung der österreichischen Regierung kein Beschluß darüber gefaßt werden, und die Welschtyroler mögen sich mit ihrem Gesuch an ihre Landesregierung wenden, unter Berufung auf den allgemeinen Beschluß der Nationalversammlung über die nicht deutsch redenden Volksstämme Deutschlands.

Dieser früher gefaßte Beschluß lautete, es sey den nicht deutsch redenden Volksstämmen Deutschlands ihre volksthümliche Entwicklung gewährleistet, namentlich die Gleichberechtigung ihrer Sprachen, so weit deren Gebiete reichen, in dem Kirchenwesen, dem Unterrichte, der Literatur, der innern Verwaltung und Rechtspflege.

Hätte das habsburgische Haus zu rechter Zeit das zurück gegeben, oder besser, nie entzogen: es wären ihm Nöthen und Ströme Bluts erspart worden.

Oesterreich hatte Jahrhunderte hindurch jedem seiner Erbstaaten die ihm eigenthümliche Nationalität, die ihm eigenen Geseze und selbstständigen Gewohnheiten erhalten. Das waren alte überlieferte Regierungsgrundsäze gewesen, und das Kaiserhaus hatte dabei im Allgemeinen die Liebe seiner verschiedenen Völker. Dann gieng man von diesen alten Grundsäzen ab, man nahm das Prinzip der administrativen Centralisation an, und entfremdete sich, und verbitterte gegen sich das beleidigte Nationalgefühl der Völker. Jezt unter der allgemeinen Bewegung, welche Europa durchschütterte, suchte man zu spät in Wien zu den alten Grundsäzen des habsburgischen Hauses zurück zu kehren *).

So viele und verschiedenartige weltliche Organe, so viele geheime Hebel, so enge Verbindungen mit den benachbarten Regierungen Metternich hatte, so hatte er sich doch von dem italienischen

*) Botschaft des Herrn von Fiquelmont, österreichischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, an Herrn von Dietrichstein, den österreichischen Botschafter in London vom 5. April 1848.

Aufstand ungerüstet überraschen lassen, — wieder ein Beweis, daß Metternich der große Politiker nicht war, für den man ihn hielt. Es war um so unverzeihlicher, da der Aufstand seit Jahren vorbereitet war, und besonders eifrig noch erst seit den jüngsten Vorfällen in Mittelitalien vorbereitet wurde.

Seit dem Jahre 1831 waren in Italien die geheimen Gesellschaften zu einer allgemeinen, so zu sagen, offenen Association umgebildet worden; der in der Schweiz verlegte „Katechismus für das italienische Volk" wurde in Hunderttausenden von Exemplaren und auf allen möglichen Wegen unter allen Klassen verbreitet. Mazzini mit seinen Freunden hatte ihn verfaßt. Die Liebe zum Vaterland wurde darin als die erste und heiligste Pflicht eines jeden Italieners gelehrt; sein Vaterland sey das ganze vom Meer bis zu den Alpen reichende Land mit Einschluß seiner Inseln. Jeder Unterschied zwischen Piemontesen, Lombarden, Römern, Toscanern und Neapolitanern müsse verbannt werden, jedes dieser Völker — dafür berief sich der Katechismus auf die heilige Schrift — habe das Recht, Regierungsform und Regenten nach Belieben zu wechseln. Dann wurde gezeigt, wie leicht es sey, den Papst als weltlichen Fürsten und alle italienischen Regenten zu stürzen, ganz Italien mit einundzwanzig Millionen Einwohnern, und einer bewaffneten Macht von viermal hundert tausend Streitern, ohne die Nationalgarden einzurechnen, zu einem einzigen Reiche zu gestalten, und zulezt war, wie schon von Machiavelli in dem berühmten lezten Kapitel seines „Fürsten", als wesentliche Bedingung zum Gelingen dieser Zwecke aufgestellt, daß die „Barbaren, die Unterdrücker, die Blutsauger Italiens (d. h. die Oesterreicher, die Deutschen) aus dem lombardisch-venetianischen Königreich und den andern zu Italien gezählten Landestheilen vertrieben werden müssen."

Troz österreichischer, römischer, piemontesischer, neapolitanischer Polizei, Censur und Mauth, las Hoch und Nieder, Edelmann und Handwerker und zulezt sogar der Landmann den Volkskatechismus. Wurden Tausende von Exemplaren weggenommen und vernichtet, so folgten gleich ganze Fuhren von neuen Tausenden. Die Geistlichkeit wirkte mit, daran scheiterten alle Polizeiaugen.

Papst Gregor XVI. mit seinen Ansichten und seinen Maaßnahmen wider die Sache, diente nur dazu, sie zu fördern.

Dieser Papst, ohne höhere Geistesbildung, ganz Mönch und Scholastiker, orthodox beschränkt, nahm in seiner Beschränktheit den Staat als ein großes Kloster, die Welt als eine mönchische Vorschule zum Himmel! Nach seiner Ansicht sollte das Volk so unterthan seyn, so gehorsam, wie der Mönch der Regel. Von gegenseitigen Pflichten und Rechten zwischen Regierenden und Regierten hatte er keine Ahnung. Eiserne Strenge war für ihn das Band zwischen Herrschern und Bürgern. Als ein Theil seiner Staaten sich wider ihn regte und aufstand, warf er sie mit fremden Truppen nieder. Wo der Geist sich regte, wo die Wissenschaft frei auftrat, da ließ er sie fahen, mit Schwertern und Stangen, und schlug sie in Fesseln. Auf die Fragen der Zeit hatte er nur die Antwort: „Glaube was die Kirche sagt; wo nicht, so verstumme im Kerker!" Wurde einer angegeben als Politiker, als Hermesianer, so genügte die Angabe, um ihn sofort hinter den Kerkermauern verschwinden zu lassen.*)

Im Jahr 1846 starb dieser Papst. Pius IX. bestieg den römischen Stuhl. Beseelt von freisinnigen Grundsäzen, wollte er der wahre Priester der Christenheit seyn.

Er sah, daß die geistige Bewegung, gerade weil sie sein Vorgänger gewaltsam zurückgedämmt und angestaucht hatte, im Begriff war, das Bett zu überschreiten, und mit verwüstender Gewalt alle Bande der Organisation unmöglich zu machen. Er, ein sittlich hoher, ein idealer Mensch, vorurtheilsfrei, wollte sein Volk beglücken, das gebundene Leben des in geistiger und materieller Beziehung unendlich gedrückten Italiens lösen. Er begann mit dem großen Akt der Amnestie. Aus den Kerkern stiegen die Gefangenen, aus der Verbannung kehrten die Flüchtigen. Er wollte durch Reform seinem Volk die Freiheit bringen, ihn faßte die Revolution, ihr Strom überfluthete seine Absichten.

Die Führer der italienischen Einheit und Unabhängigkeit ergriffen die Gelegenheit, mit Hülfe des Oberhaupts der katholischen Kirche

---

*) Diese harte Schilderung ist nach einem geistvollen Augenzeugen gegeben: „Politische Briefe und Charakteristiken aus der deutschen Gegenwart." (Von dem preußischen Geschäftsträger, von Usedom, und seinem Freund, Alfred von Reumont.) Allg. Zeit. 1849 Beil. zu Nro. 83.

und der Geistlichkeit die Durchführung ihrer Gedanken zu beschleunigen. Der Papst gab eine Bewilligung um die andere, man riß ihn fort an die Spize der italienischen Gesammtbewegung. Das Jahr 1848 kam, die einsichtigeren Regierungen dachten daran, Reformen bei sich einzuführen. Da, im Jannar schon, kam es in Sizilien zum Aufstand; in der Lombardei und im Venetianischen zeigte sich die Stimmung mit jedem Tage bedenklicher, in Livorno kam es zu einem Zusammenstoß zwischen dem österreichischen Militär und den Bürgern, noch wurde die versuchte Volkserhebung dort unterdrückt. In Calabrien war es längst unruhig, in Neapel gährte es: König Ferdinand, in der Bedrängniß, gab eine Verfassung. Piemont folgte ebenfalls mit einer Verfassung, dann Toscana, darauf der Papst. Eben als das päpstliche Statut erschien, erfolgte die Februarrevolution in Frankreich, kurz darauf die große Umwälzung in Wien. Die französische und die Wiener Revolution hatten den lombardischen Aufstand zur Folge. Der Brennstoff, der so lange in der Lombardei aufgehäuft worden, wurde durch jene Revolutionen in Flammen gesezt; ohne jene Revolutionen wäre es in der Lombardei noch nicht zum Ausbruch gekommen; denn die kühnsten Fortschrittsmänner dachten im Februar noch nicht daran, mit Oesterreich so bald den Kampf aufzunehmen.

Am 18. März stand Mailand auf, gleich darauf Venedig, ein piemontesisches Heer rückte in die Lombardei ein und machte mit ihr gemeinschaftliche Sache, vor Ende des März waren die beiden Hauptstädte von den kaiserlichen Truppen geräumt, diese sammelten sich zwischen dem Mincio und der Etsch; in Parma wurde durch eine unblutige Revolution die Regierung geändert, in Modena eine provisorische Regierung eingesezt, ein Theil dieses Herzogthums schloß sich an Toscana an, die Piemontesen siegten in der zweiten Woche des Aprils bei Goito am Mincio, in Friaul und in der Mark Treviso war der Aufstand organisirt, der König von Neapel erklärte, der Bund Italiens sey thatsächlich vorhanden; toscanische, päpstliche, neapolitanische Truppen und Freischaaren zogen nach der Lombardei, in den Kreuzzug gegen Oesterreich, wie sie sagten.

Im lombardisch-venetianischen Königreich äußerte sich die Sympathie für die Einheit und Unabhängigkeit Italiens zuerst mit allerhand Neckereien gegen die Behörden, gegen das Militär, gegen das

Lottospiel, gegen das Tabakrauchen; mit Rufen und Maueranschreibungen, wie: Pius IX. Hoch! Tod den Deutschen!

Die Provincial- und Centralkongregationen, die zu Vorstellungen an die Regierungen Recht und Beruf hatten, überreichten der österreichischen Regierung ihre Begehren. Sie wollten Abberufung aller nichtitalienischen Truppen, Aufstellung eigener dem Vicekönig beigegebener Minister, Entfernung der deutschen Beamten, Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen, genaue Einhaltung des Censurreglements vom Jahr 1815, und ähnliche Einräumungen. Noch sprachen sie von unbedingter Preßfreiheit, von einer Repräsentativverfassung mit wirklicher Volksvertretung nicht.

Es war der österreichischen Regierung nicht zuzumuthen, auf die Abberufung aller nichtitalienischen Truppen unter solchen Umständen einzugehen. Aber alles Andere, was sie forderten, war wenig, und leicht zu gewähren, ja es mußte gewährt werden, aus Klugheit. Es war zwar anzunehmen, daß selbst unbedingte Gewährung dieser Begehren das Vertrauen zu der österreichischen Regierung nicht zurück führen konnte. Das System der Verfinsterung, der Unterdrückung und der Aussaugung, das von Wien aus so lange beliebt worden war, und dem alle Deutschen fluchten, war von Metternich noch viel heilloser in Italien geübt worden, alle Brutalität des Soldatenthums hatte sich hier gehen lassen, und die Unverschämtheit, die Dummdreistigkeit, die Betrügerei, die Rohheit und Unwissenheit einzelner deutschen Beamten waren oft ohne Gränzen gewesen, und gerade, wo es den Eingebornen am wehesten that, im Polizei- und Justizfache, waren systematisch zu höheren und höchsten Beamten blos Deutsche, zu anderen Welschtyroler, Istrianer, Triestiner und Dalmatier und wenig zahlreich Eingeborne bestellt worden. Im Lehr- und Buchhaltungsfach waren zwar nicht ebenfalls vorzugsweise Deutsche angestellt, die Anstellung von Nichtitalienern sollte von den Konkursen und von größerer Tauglichkeit abhängen, aber auch in diesen Fächern gab man oft Deutschen den Vorzug. Doch waren bei den mit dem Volke in Berührung kommenden Lokalbehörden vorzugsweise Italiener, nur der Gouverneur und einige Mitglieder des Guberniums waren immer Deutsche. Der großen Mehrzahl, der intelligenten Bevölkerung war dieser Zustand seit lange ein unerträgliches Joch, und ihre Sehnsucht nach Befreiung heiß.

Die unbedingte Bewilligung ihrer dahin zielenden Forderungen hätte wenigstens für den Augenblick die Aufregung beschwichtigt, die reichen Grundbesizer befriedigt, wenn auch ohne Zweifel die italienische Bewegung, später die Lombarden zu weiteren Forderungen veranlaßt und mit ergriffen hätte. Aber auch das Wenige, was sie damals forderten, wurde von Metternich abgeschlagen. Das gab denen, welche die Bewegung Italiens durch das österreichische Italien fort zu leiten bemüht waren, Stoff zur Aufreizung gegen den Druck, gegen die „Tyrannei der Deutschen."

Die schmachvolle, gottlose und kurzsichtige Politik Metternichs zeigte sich auch hier. Wo ein Volk sein gutes Recht forderte, sah Metternich den Geist der Empörung darin, einen Freiheitsschwindel, der seine Quelle in der Presse habe; wenn man die Ursache, meinte er, die Presse, unterdrücke, so werde auch die Wirkung verschwinden. Der Absolutismus war ihm Glaubenssache, die Bevormundung der Völker und der Geister durch Wenige, war ihm eine Nothwendigkeit, weil nur dadurch die Selbstvergötterung dieser Wenigen möglich war. Er verachtete die Menschen, weil er gehört hatte, daß Napoleon sie verachtet habe, weil er unter schlechten Menschen täglich sich bewegte, mit großen Menschen nie zu thun hatte, und weil er ohne Gott, aber geübt in der Kunst des Satanismus war. Diese hatte er, aber nur diese, den Fouche's, Talleyrands und Ludwig Philipps abgelernt. Für die Gebrechen, für die Fehler und Schwächen der Menschen, zumal seiner Gegner, hatte er den Blick des Raubvogels, wie es Hormayer nennt; für die Doktrinärs, für die Zeitungsschreiber, für die Schriftsteller überhaupt, für die Diplomaten und für die Weiber war er der Humane, der Liberale, der Freundliche, der Unterrichtete, der Geistreiche, der Gewandte, der Natürliche, der Gewinnende, der Gütige, der Großartige, der Einfache, der Imponirende, der aus altem vornehmem Geschlecht Stammende, der an der Spize Oesterreichs und Europas Stehende, der früher in Schönheit und Anmuth Strahlende und der später wenigstens immer feine und liebenswürdige Abgott der Damen, der bezaubernde Liebling der Gesellschaft. Alles, was den großen Mann, was auch nur den ächten Staatsmann macht, hatte er nicht, von dem Lezteren nur die gleissende Lüge, von Talleyrand das feine spöttische Lächeln, von Fouche die schwarze Kunst, eine geheime Polizei zu organisiren, und

alle Polizei in Europa durch ein Schiffenkabinet mit der Wiener Polizei in Verbindung zu bringen, die Kurriere zu bestechen, die Postbehörden in ganz Deutschland in unbedingte Abhängigkeit von sich zu sezen, in der Verlezung des Briefgeheimnisses es bis zum Höchsten in der Ungenirtheit zu bringen und sich dadurch die Kenntniß der geheimsten Verhältnisse zu verschaffen. Darin zeigte er sich als Meister, er übertraf seine Vorgänger. Was geistreich an ihm schien, war ausgezeichnetes Gedächtniß, das sich Fremdes aneignete, meist angelernte Bonmots wiedergab, oder aus solchen reproduzirte, selbst seine Kenntnisse, troz seines Gedächtnisses, waren oberflächlich. Was bis jezt Geschriebenes von ihm bekannt worden ist, so weit es erwiesen von ihm selbst ist, ist weder durch Inhalt noch Form bedeutend, oft an Form gering, im Inhalt ideenlos, nicht einmal zeigt es glänzende Mittelmäßigkeit. Nach dem Sturz wurde er als Orakel verehrt und zu Rath gezogen; solche, die seine Bahn ihm nach wandeln wollten, brauchten den Rath des Schlauen, des Erfahrenen, dessen Politik auf die Verachtung der Menschen, nicht auf die Achtung der Menschenwürde begründet war; für Andere blieb er ein Gegenstand der Aufmerksamkeit und sogar der Verehrung, theils weil sie gedankenlos waren, oder ohne Gefühl für Freiheit, Ehre, Macht und Glück des deutschen Vaterlandes, theils weil der Satanismus zu allen Zeiten interessant war und seinen Cultus hatte.

Sclave der Ausschließlichkeit des absolutistischen Systems, troz der Kunst, die er hatte, andere Freigesinnte, die ihm jedoch selten nahten, glauben zu machen, als sey er im Innersten den Ideen politischer Freiheit nicht ganz unzugänglich, verschloß er fortwährend und bis zulezt das Auge den Bedürfnissen der Gegenwart, er verhärtete sich gegen dieselben. Selbst ein von ihm höchst eingenommener freisinniger Diplomat*) gesteht, die Geheimlehre des inhaltlosen Systems Metternichs schiene sich immer auf die Formel zu reduciren: „Oesterreich kann für organische Staatenentwicklung, für Völkerfreiheit nichts thun, ohne aus den Fugen zu gehen, also soll in der ganzen übrigen Welt auch nichts dafür gethan werden. Oesterreich kann an einem einheitlichen konzentrirten Deutschland nicht Theil

*) Der preußische Geschäftsträger in Rom, Herr von Usedom.

nehmen, also soll ein schwaches und zersplittertes Deutschland bleiben. Oesterreich kann die Autorität über seine Völker nicht als organische staatsbildende, sondern nur als simple Autorität, als mehr oder weniger aufgelegte Gewalt erhalten, also muß sie auch in der übrigen Welt nur in diesem Sinne gefaßt, nur in diesem Sinne erhalten werden. Jede alte Autorität, selbst den Halbmond wider das Kreuz, müssen wir stüzen, damit keine neue sich bilde, deren Consequenzen uns zersprengen würden." Darum sey es ihm, schließet Usedom, Hauptbestreben und nicht schwer gewesen, diese seine österreichische Politik zu einer universalen, allein seligmachenden Religion legitimen Autoritätsglaubens zu verallgemeinern.

Dieses System hatte in Italien in fürchterlichstem Maaßstab gewüthet, die bloße Verdächtigung hatte unter die Bleidächer Venedigs gebracht. Er sah, daß dieses System überall haltlos wurde, und daß gegen das Umsichgreifen der Zeitideen alle Zurückdämmungsmittel sich zu schwach erwiesen; allein er hielt an seinem System, er vertheidigte es, er verschärfte es. Wir halten hier fest, so lange wir können, aber ich verzweifle an dem Ausgang sagte er am 9. Oktober 1847. —

So war Metternich zu zäh und hartnäkig, dieser Mann zu verbissen und grimmig, als daß er die Begehren des lombardisch-venetianischen Königreichs erwogen und zugegeben hätte.

Die Wiener Erschütterung warf Metternich von seinem Stuhl in Acht und Verbannung, und brachte die Völker der italienischen Provinzen in die Waffen und in Aufstand. Der Aufstand im venetianisch- lombardischen Königreich brach in eben dem Augenblick aus, als Kaiser Ferdinand (so zu sagen, von freien Stücken, sagt Herr von Fiquelmont der Minister der Auswärtigen,) *) den Entschluß gefaßt hatte, seinem Volke zu bewilligen, was man ihm als den allgemeinen Wunsch desselben dargestellt. Die kaiserliche Verheißung einer zeitgemäßen Konstitution, der Preßfreiheit und der Nationalgarde war mehr, als das italienische Volk verlangt hatte. Fiquelmont glaubte, das italienische Volk habe nur in Folge des Aufrufs zu den Waffen, der es die Stimme seines Souveräns zu hören hinderte, nicht über das, was vor sich ging belehrt werden können, und die

*) In der schon angeführten Depesche an Herrn von Dietrichstein.

Stellung welche das österreichische Heer zwischen der Lombardei und dem venetianischen Gebiet genommen, werde einen augenblicklichen Waffenstillstand zur Folge haben, den man zur Herstellung des Friedens um so mehr benüzen könne, als die Italiener in den Einräumungen des Kaisers ja mehr finden werden, als sie verlangt. Ein kaiserlicher Commissär wurde mit den erforderlichen Verhaltungsbefehlen nach Italien geschickt, um auf den freisinnigsten Grundlagen, welche, wie der Minister sagte, die natürliche und erwünschte Folge der von Oesterreich angenommenen neuen Staatseinrichtungen seyen, Versöhnungsunterhandlungen anzuknüpfen. Das war im April. Da hoffte man das Meiste von den guten Diensten Englands und seinem Einfluß auf die verschiedenen italienischen Höfe. England war in diesen Tagen die einzige Macht, welche Einfluß in Italien besaß, und dieser Einfluß war um so größer, als er eben der einzige war.

Die österreichische Regierung glaubte, England werde ihr darin um so mehr beistehen, weil es eben so sehr im Interesse Englands als Oesterreichs liege, daß die von dem österreichischen Hofe seinen italienischen Völkern gegenüber eingenommene Stellung behauptet und der allgemeine Friede, dessen Grundlagen so stark erschüttert waren, aufrecht erhalten werde.

Der Krieg, den die österreichische Regierung in Italien zu führen hatte, mußte in einer für Hof und Ministerium sehr peinlichen Art auf die Dinge in Wien und in Deutschösterreich zurückwirken. Man fürchtete zudem, Italien könnte der Anlaß zu einem allgemeinen Kriege werden; die Regierung der französischen Republik werde eines Krieges bedürfen, um sich zu halten, und es lag die Besorgniß nahe, daß, wenn die Oesterreicher die Piemontesen auf ihr eigenes Gebiet zurückdrängen, und ihren Sieg bis auf dieses verfolgen, Frankreich dazwischen trete.

Das österreichische Ministerium war in um so größerer Bedrängniß, als es fand, daß von Metternich gar Nichts vorbereitet, wohl aber das Nächste vernachlässigt war, ja dieser hatte in Italien, was bedrohlich war, erst recht bös gemacht. Er hatte durch seine geheimen und öffentlichen Polizeimaaßregeln, durch seine Kriminal- und Standrechtsprozeduren zu imponiren gewähnt, und statt dessen die Aufregung gereizt und verallgemeinert. Für starke,

Achtung gebietende und nöthigenfalls energisch eingreifende Militärbesazungen, hatte er so gut als nichts gethan. Die augenblickliche Ruhe hatte ihn getäuscht, die eintrat, als die bewaffnete Macht, durch Neckereien aus dem Volk aufs Aeußerste gereizt, Blut vergoß, in Mailand, Pavia, Venedig und Padua.

Graf Radezky hatte schon lange, als Oberbefehlshaber, die gänzliche Unzulänglichkeit des Militärstandes im lombardisch-venetianischen Königreich dringend vorgestellt, besonders im Frühling 1847; aber troz der in ganz Italien merklichen Aufregung gegen die Oesterreicher, troz der schweizer Wirren, troz der Verwicklungen wegen Ferrara's, troz der Bewaffnungen in Piemont, geschah von Metternich nichts, und im Februar 1848 sah Radezky seine Streitkräfte kaum um 30,000 Mann vermehrt, die ihm langsam und vereinzelt vom Sommer 1847 bis zum Frühlingsanfang 1848 zugekommen waren. Die venetianischen Provinzen bis Verona waren so schwach besezt, daß die ganze sehr ausgedehnte Provinz Friaul nur sechs Compagnien hatte, wovon drei in Udine, drei in der Festung Palmanuova waren, welche kaum für den gewöhnlichen Wachdienst hinreichten, und noch überdieß aus lauter Friaulern bestanden.

So manchfaltig die italienischen Truppen ihre Sympathie für die Einheit Italiens auch geäußert hatten, so hatte man sie doch nicht mit andern Truppenkörpern vermischt, die Besazungen nicht vertauscht, nicht das Geringste gethan, der Gefahr zu begegnen. Man sprach seit Monaten von Verstärkungen, aber man verstärkte nicht; man sprach von Aufstellung eines Observationscorps am Isonzo, aber man stellte nichts auf; man wußte, viele Oberoffiziere waren geistig und physisch untauglich geworden, zumal Festungskommandanten, aber man ersezte sie nicht durch andere, erprobte und kraftvolle. So war der mächtige Aufstand in Mailand über ein Ministerium ohne Vorbereitungen hereingebrochen; mit Truppen und Kriegsmaterial genug, um wenigstens für den Augenblick den stärksten Feind im Schach halten zu können, hatten untaugliche Generale und Festungskommandanten über Hals und Kopf kapitulirt; und was, wenn man mit einer gehörig organisirten Truppenmacht gleich Anfangs hätte energisch auftreten können, des Erfolgs sicher gewesen wäre, die Erhaltung des lombardisch-venetia-

nischen Königreichs, war jezt mehr als zweifelhaft. Das neue wiener Ministerium wurde von der englischen Politik, auf deren gute Dienste es vertraute, durch die geschickten englischen Diplomaten in ganz eigenthümlicher Weise bearbeitet und eingeschüchtert.

Die englische Politik hatte von jeher das Interesse und das Bestreben, die Staaten Europa's nach Außen zu schwächen. Darum nahm es stets jedes Trennungsgelüste im Innern eines Großstaats unter seinen Schuz und begünstigte es insgeheim. Man hat es oft genug gesagt, daß das Aufkommen einer dritten Weltmacht neben England und Frankreich dem englischen Interesse sehr unwillkommen wäre, zumal da diese vielleicht bei Gelegenheit mit Frankreich in einen engen Bund und dadurch gegen England in näherer oder fernerer Zeit in die Schranken treten könnte. Ja, schon der Gedanke, es könnte diese neue Weltmacht in Gemeinschaft mit Frankreich eine gemeinsame Handelspolitik auf dem Kontinent gegen England verfolgen, stachelte England, jedes Aufkommen einer solchen neuen Weltmacht zu verhindern.

Eine solche Politik verfolgte England in Italien und in Deutschland.

In beiden großen Ländern waren die Völker in Bruchstücke zersplittert, theils durch die Selbstsucht der Fürsten, theils durch die Umtriebe des Auslandes, theils durch eigene Schuld. Jezt, da die Völkerbruchtheile Italiens wie die Völkerbruchtheile Deutschlands anfiengen, nach einer Verschmelzung zur Einheit zu streben, da regte die englische Politik hundert Gelenke zugleich. In Italien arbeitete sie Anfangs, aufzustacheln und zu hezen, dann zu hemmen, zu trennen und zu schwächen. In Deutschland war sie beflissen, den diplomatischen Schein von Uneigennüzigkeit und Großmuth sich zu geben, unter der Hand aber, in den nordischen Seestaaten, namentlich in Preußen die Sonderinteressen zu nähren, und wo sie sich fand, die Abneigung gegen die Einheitsbestrebungen der frankfurter Nationalversammlung zu schüren. Ein doppelter Spielraum, gegen Deutschlands Großwerden zu arbeiten, that sich der englischen Politik zugleich auf, der eine im Norden, der andere im Südosten.

In der schleswig-holsteinischen Frage hatte England, seinem Interesse gemäß, von vornherein für die Krone Dänemark offen

Partei genommen, und damit England recht ungenirt in die deutschen Angelegenheiten sich mischen könne, hatte man ihm nichts destoweniger das Vermittlungsgeschäft beim Hofe zu Koppenhagen von deutscher Seite aus in die Hände gelegt. Dieses England hatte bisher mit der Wucht seiner Kapitalien auf die industrielle Entwicklung Deutschlands furchtbar gedrückt: jezt nagte die Schlange seiner Politik an den Lebenswurzeln der treibenden deutschen Einheit und Größe, es drückte auf sein politisches Werden. Gold, das bestechende Gold, nahm man in Deutschland schon viel und oft von England an, um das Vaterland zu verderben, aber noch nie die goldene Lehre, durch die das Vaterland gerettet werden könnte, daß die vaterländische Politik auf Einen Punkt gerichtet werden muß, mit Klugheit und Ausdauer.

Der Trennungsdrang, der sich im Innern des österreichischen Kaiserstaates auf drei Punkten zugleich zeigte, wurde von unterrichteten Staatsmännern mit Englands Politik gleich Anfangs in Verbindung gebracht*).

England that in seinen öffentlichen Blättern, als wolle es die Freiheit und Unabhängigkeit Ungarns, zu thun war es ihm aber um etwas ganz Anderes. Ebenso ergriffen die Leitartikel der englischen Zeitungen auf einmal die Partei des Slaventhums, der Kroaten und der Czechen. Die eine Zeitung rieth dem Kaiser von Oesterreich, sich den Czechen in die Arme zu werfen, und Prag zu seiner Residenz zu erheben, die andere Zeitung prophezeite die gänzliche Loslösung slavischer Königreiche von Oesterreich. England freute sich, daß dadurch erstens dem Einfluß Deutschlands auf das Morgenland die Spize abgebrochen, zweitens, mit einer dritten Weltmacht in Europa es nichts werde.

Gieng Oesterreich mit seinen deutschen Provinzen in Deutschland auf, und behielt es dabei seine außerdeutschen Länder beisammen, so war das neue Deutschland eine Macht, die für Englands Interessen zu groß war, da sie an der Ostsee und Nordsee, wie an den Mündungen des Po und der Donau herrschen mußte.

---

*) Der berühmte Prokesch von Osten erklärt geradezu, Lord Palmerston für „Oesterreichs größten Feind, der bei den Umtrieben Kossuths seine Hand im Spiele habe." Prokesch's Briefe an Latour, veröffentlicht im Radikalen.

Daß England nicht sehr eilte, Oesterreich aus seinen italienischen Verlegenheiten zu helfen ist klar, wenn es auch für jezt nicht bewiesen werden kann, daß es wesentlich mitthätig war, sie ihm zu bereiten. Die Depesche des Lord Palmerston an Abercromby, den englischen Gesandten in Turin, vom 23. März 1848, war eines solchen Inhalts, daß sie dem österreichischen Ministerium sehr bedenklich vorkam, und anderen Leuten war es Gewißheit, daß Lord Palmerston in Piemont jene Politik spiele, die ihm zur andern Natur geworden, die Politik zu intriguiren, die Hände im Spiele zu haben, zu hezen und Verwirrung zu stiften.

Die österreichische Regierung hatte es bald genug zu empfinden, wie wenig bereitwillig England, troz der alten Allianz, jezt war, ihr in ihren auswärtigen Schwierigkeiten zuvorkommenden Beistand zu leisten. Am 12. Mai war sie so weit gebracht, daß sie ihre Bereitheit an England erklärte, den Lombarden den vollständigen Genuß ihrer Unabhängigkeit zu bewilligen. Die Mailänder sollten einen von Oesterreich und jeder andern Macht gänzlich unabhängigen „erblichen Vizekönig" ernennen, erblich nur als Bürgschaft der Dauer; ihre Wahl solle auf den zweiten Bruder des Herzogs von Modena fallen, und ein Theil des Herzogthums Modena, ebenso ganz Parma der Lombardei einverleibt werden. Oesterreich wollte das Rückfallsrecht aufgeben und die Lombarden sollten zehn Millionen Gulden an der österreichischen Staatsschuld übernehmen und eben so in gewissem Verhältniß zu den Kosten der militärischen Hülfeleistung beitragen, die man von ihnen in Anspruch nähme. Oesterreich war geneigt, Alles aufzugeben, mit Ausnahme derjenigen Theile des venetianischen Gebiets, welche zur Vertheidigung Tyrols und zur freien Verbindung zwischen Wien und Triest erforderlich sind.

In Wien legte man auf die schnelle Lösung der italienischen Verwicklungen auch darum einen so hohen Werth, weil das Kabinet einen neuen Ausbruch in Frankreich als unvermeidlich, als nahe bevorstehend ansah, und die Franzosen schon diesseits der Alpen erblickte.

Schon vier und zwanzig Stunden später sah das wiener Kabinet sich in der Lage, noch viel weiter gehende Einräumungen zu machen: die Lombardei sollte aufhören zu Oesterreich zu gehören und ihr nach Belieben frei stehen, entweder unabhängig zu bleiben,

oder sich irgend einem andern italienischen Staate zu vereinigen; der venetianische Staat sollte unter der Oberherrlichkeit des Kaisers verbleiben, eine abgesonderte, ganz nationale, von den Volksvertretern des Landes selbst, ohne Dazwischenkunft der kaiserlichen Regierung, eingeführte Verwaltung haben, und bei der Centralregierung der Monarchie durch einen Minister vertreten werden, der mit den Beziehungen zwischen dem venetianischen Staat und der Centralregierung des Kaiserreichs beauftragt wäre; das venetianische Heer sollte ein ganz nationales seyn, und nur unter den unmittelbaren Befehlen des Kriegsministers des Kaisers stehen.

So hatte Oesterreich in die unbedingte Unabhängigkeit der Lombardei und in die Errichtung eines abgesonderten Königreichs, aus den venetianischen Provinzen gewilligt. Aber die Forderungen der Italiener giengen viel weiter, sie kamen einer Zerstückelung Oesterreichs gleich, und die englische Diplomatie unterstützte diese Forderungen.

Am 26. Mai war dem österreichischen Ministerium schon amtlich mitgetheilt, daß der englische Gesandte in Turin das Aufgeben der Lombardei und der venetianischen Provinzen von Seiten Oesterreichs als das einzige Mittel betrachte, einem Einschreiten Frankreichs in Italien zu begegnen. Das Schreckbild, mit welchem England bisher glücklich auf das bedrängte wiener Ministerium eingewirkt hatte, die bloße Möglichkeit eines französischen Einschreitens, dieses Schreckbild verlor seine Kraft, als man damit von Oesterreich Zugeständnisse verlangte, die einem Selbstmord gleich kamen. Der österreichische Gesandte in London erklärte: derjenige Theil Tyrols, der am Abhang der Alpen liege, wäre von dem venetianisch-lombardischen Gebiet vollständig umgeben. Die provisorischen Regierungen von Mailand und Venedig erklären, Welschtyrol, so gut wie das Küstenland von Istrien und Dalmatien, das ehedem zur Republik Venedig gehörte, bilde einen wesentlichen Bestandtheil jenes Italiens, aus dem man die Oesterreicher vertreiben müsse. Sie haben alle diese Völker zur Empörung aufgefordert. Sie haben Istriens und Dalmatiens eben so unterdrückte Bewegungen hervorgerufen. Sie seyen von allen Seiten mit dem Säbel in der Faust in Welschtyrol eingefallen, ihre Banden aber daraus wieder verjagt. Es sey daher einleuchtend, wenn Oesterreich ihnen die venetianischen Provinzen

überließe, wäre es ihrer Willkür preis gegeben. Der Kaiser könne die venetianischen Provinzen nicht aufgeben, ohne thatsächlich auch Welschtyrol aufzugeben. „Dieser Gedanke, schloß er, war den Italienern, die uns gerne für todt ausgeben möchten, natürlich. Wir sind aber noch nicht todt! Ich hoffe, daß wir bald Beweise von kräftiger Lebenskraft geben werden, Beweise, die zu vermeiden im Interesse der ganzen Welt wünschenswerth gewesen wäre".

Eben damit trat für Oesterreich ein Glückswechsel ein, theils durch den Leichtsinn der Gegner und die Anstrengungen und die Feldherrntalente der Oesterreicher, größtentheils aber durch die Sünden des Uebermaaßes und der Uneinigkeit, in welche die Führer der italienischen Sache verfielen. Der eine, Guerrazzi, erklärte, Fürst und Freiheit können nicht neben einander bestehen; Mazzini wollte die absolute Einheit, er wies die Föderativ-Einheit als ein Zwitterwesen zurück, das die Form der italienischen Idee stehle, während es ihren Sinn verfälsche; Gioberti, Balbo und Capponi nannten den Plan Mazzini's eine schöne Abstraktion, er passe nicht zu den besondern Orts- und Zeitverhältnissen, auf welche man ihn anwenden wolle; in der Politik sey das zeitgemäße und ausführbare Gute das Bessere, das positiv Bessere hingegen, zur Unzeit kommend und unpraktisch, müsse als das Schlimmere gelten. Sie wollten Italiens Einheit durch Föderation ohne Umsturz, durch einen Fürsten- und Völkerbund unter allgemein anerkanntem Oberhaupt, weder als eine demokratische Republik noch als einen Bund von Freistaaten. Itäliens Nationalität und Befreiung von der Fremdherrschaft hielten sie nur durch das Zusammenhalten der Völker mit den Fürsten, durch vollständige Harmonie der Kräfte möglich und für Land und Volk geeignet.

Der Sieg, wie oft, war das Gefährlichste für die Sieger.. Sie wußten nicht anzuhalten, weil jezt unter den Siegern die Aeußersten siegten, diese wollten nicht mehr das Mögliche, sondern das für die Verhältnisse Unmögliche, wenigstens unmöglich Dauernde, die völlige Einheit und Republikanisirung Italiens, des Italiens, das seit so vielen Jahrhunderten getheilt und geknechtet war. Dieses Italien sollte auf einmal über alle sonst nothwendigen Entwicklungsstufen hinaus gerückt werden. So überstürzten sich die Sieger selbst, so wurden sie schwach, weil sie ihre Kräfte entzweiten, das gemeinsame Interesse spalteten.

Man darf nicht, nach geschehenem Unglück, den sich gegenseitig anklagenden Stimmen glauben, weder den einen, noch den andern. Auf beiden Seiten wurde gefehlt. Die Aeußersten sündigten in guter Meinung, aber ohne Verständniß der Dinge wie sie lagen. Der Formensteit war auch Italiens Fluch, neben der trügerischen Helena von Nationalität, jenem Scheinbild von Freiheit, durch das seit einem halben Jahrhundert mehr als ein Volk um die wirkliche Freiheit sich betrügen ließ.

Während die geistvollsten Italiener die Republik für die so sehr durch Bildung, Interesse und Abkunft verschiedene Völkermischung des langen Landstreifens Italien nicht bloß für jetzt unthunlich, sondern dem Karakter der einzelnen Völkerschaften, wie ihn die Geschichte ausgebildet und auswies, widersprechend erachteten, sollte demungeachtet die einheitliche italienische Republik erzwungen werden. Es wurde vorzugsweise darauf gedacht, die Throne der italienischen Fürsten zu stürzen, statt die Freiheit zu begründen und zu befestigen, für die es wahrlich gleich gewesen wäre oder von nicht wesentlichem Unterschied, ob an der Spize der freien Verfassung der Name Fürst oder Präsident gestanden wäre, selbst abgesehen davon, daß entschieden der italienische Karakter, wie er jezt ist, der monarchischen Form von Natur zuzuneigen scheint: vornehme Damen, deren politischer Geist republikanisch ist, sind Ausnahmen.

Darum kam zwischen den Piemontesen und der provisorischen Regierung zu Mailand kein Vertrauen auf, Mißtrauen und Zwietracht vielmehr wurden gesät, die Vernichtung, wenigstens der Sturz des Königs von Sardinien gewünscht, selbst der Sturz des Papstes, des neunten Pius mit der großen, schönen Menschenseele, die ihm Niemand mißkennen soll, wenn ihm auch der für seine Gedanken nöthige eiserne Wille fehlte, und er gegen die Intriguen der Höfe wie der Volksführer, die zugleich ihn umspannen und drängten, weder den Verstand eines Napoleon noch eines Taleyrand einzusezen hatte. Das erklärt den Ausgang bei Custozza: die Lombarden unterstüzten Carl Albert nicht gehörig, weder durch Rekruten noch durch Geld, noch durch Geschüz; eine Partei wollte die Vernichtung dieses Fürsten Oesterreich überlassen; da Carl Albert ein König sey, und Frankreich die Errichtung eines Königreichs am Fuße der Alpen nicht begünstige, so werde das republikanische

Frankreich erst dann, wenn er durch Oesterreich vernichtet sey, die Alpen überschreiten, die Oesterreicher verjagen, und die einheitliche italienische Republik gründen.

Am 29. April, durch die steigenden Forderungen der Volksmänner gedrängt, verwahrte sich der Papst in einer Ansprache gegen den Kreuzzugskarakter, den man dem Kriege für die Einheit Italiens geben wollte, und gegen die Rolle, zu der man seinen Namen und sein Ansehen gebrauchte, um den Fanatismus der Bevölkerung zu entflammen. Der neunte Pius hatte der Freiheit Unterpfänder gegeben, schon sein Karakter war eines; ihm zu mißtrauen war kein Grund, noch weniger, in Rom zur eigentlichen Revolution zu greifen, zu der das eigentlich revolutionäre Volk fehlte. Die untersten Klassen in Rom wie in ganz Italien, zumal das Landvolk, waren nur in so weit aufgeregt, als die reicheren Grundbesizer, und die hohe und niedere katholische Geistlichkeit in einzelnen Gegenden zur thätigen Theilnahme aufreizten. Die Geistlichkeit theilte sich in zwei Parteien. Die eine, die Mehrheit, diente der Revolution, vorzugsweise im lombardisch-venetianischen Königreich. Voll Haß gegen alles Deutsche, arbeitete sie nur auf Vertreibung der Oesterreicher. Ein anderer Theil der Geistlichkeit reizte auch zur Revolution, aber aus geheimem Reaktionszweck. Bei den Auftritten vor den Häusern der päpstlichen Großbeamten in Rom und bei dem Rufen: „Nieder mit den Reichen, nieder mit den römischen Fürsten!“ wurden unter den Zusammengerotteten auch zahlreich Leute bemerkt, von denen bekannt war, daß sie von der Mildthätigkeit der Jesuiten leben *).

Der augenblickliche Sieg der Revolution in Rom, die sich dort festsezte, troz dem Straßenkampf in Neapel, wirkte auf den Gang der Dinge in Oberitalien zugleich mit der Contrerevolution in Neapel so, daß durch die leztere die materielle Macht der italienischen Bewegung, durch ersteren die moralische Kraft derselben geschwächt wurde. Dann kam, daß jeder herrschen und keiner gehorchen wollte, und in der Lombardei die republikanischen Neigungen für die Absonderung Venedigs mit seiner Markusrepublik dort eine Abhängigkeit der Lombarden den Piemontesen gegenüber hervorriefen. Die

*) Schreiben des englischen Agenten an den englischen Gesandten in Rom, vom 12. April 1848.

so nöthige Einheit der Kräfte war geschwächt: Oesterreich, oder vielmehr Radezky, ergriff die Offensive, die päpstlichen Schaaren mußten den Kampfplatz verlassen, Friaul und Südtyrol giengen für die Italiener verloren, das piemontesische Heer erlitt Ende Juli eine schwere Niederlage und Radezky machte erst an der Gränze Piemonts wieder Halt.

Das Auge eines englischen Staatsmanns sah Oesterreichs Lage in diesem Kriege mit prophetischem Blick an. Am 12. Mai 1848 schrieb der englische Botschafter in Wien, Lord Ponsonby, an Lord Palmerston: „Jeder Krieg hat seine Glückswechsel: treten sie in diesem Augenblick ein, so würden sie eine unberechenbare Tragweite haben. Nehmen wir die unwahrscheinlichste Hypothese an, die nämlich, daß der lombardische Aufstand erstickt werde, daß sich die Piemontesen hinter ihre Gränzen zurück ziehen müssen, und Frankreich ruhiger Zuschauer dieses Kampfes bliebe — was wäre die Folge davon für Oesterreich? Der Besitz verarmter Provinzen, welche auf lange Jahre hin die Unkosten der für ihre Erhaltung unumgänglich nothwendigen militärischen Besezung nicht decken würden, die Schwächung der Monarchie in allen auf Frankreich und Rußland bezüglichen Fragen, in Folge der Nothwendigkeit, ein Heer von hundert tausend Mann im lombardisch-venetianischen Königreich zu unterhalten, um Tyrol, Istrien und Kärnthen gegen die Angriffe der Feinde von Innen wie von Außen zu schüzen; sonach in politischer, finanzieller, militärischer und besonders moralischer Beziehung Verminderung der wirklichen Kraft, Verwicklung der Interessen und endlich Verewigung eines bald stummen, bald offenen Kampfes gegen eine Nation von zwanzig Millionen Menschen."

Was der englische Staatsmann für das Unwahrscheinlichste hielt, ist wirklich geworden, aber auch mit den von ihm vorausgesezten Folgen. Oesterreich hat gesiegt. Sein Sieg hatte eine unberechenbare Tragweite; anders benüzt als diejenigen erwarteten, welche an die Aufklärung und Einsicht der österreichischen Regierung glaubten, und für Italien hofften, man werde zu Wien begreifen, daß das Interesse Oesterreichs mit dem der Lombardei im Einklang stehe *).

*) Quellen: Ueber den Ursprung und die muthmaaßlichen Folgen der

In ganz Deutschland wie in der Paulskirche zu Frankfurt waren die Einsichten und Wünsche über den Krieg in Italien sehr abweichend, und nicht einmal nach dem Parteistandpunkt, sondern nach geheimen oder offenen Absichten und Zwecken. Die Einen sahen in den Oesterreichern Deutsche, und in ihrem Sieg wie in ihrer Niederlage ein deutsches Schicksal, etwas das alle Deutsche angehe; ihnen war die Wiederherstellung der Ehre Oesterreichs in Italien und des österreichischen Waffenruhms eine deutsche Sache. Andere, denen das Großwerden Preußens Hauptsache war, sahen in dem italienischen Aufstand eines von den Riffen, daran die österreichische Monarchie scheitern werde. Selbst im Lager der äußersten Rechten in der Paulskirche sagte man es heraus, die österreichische Monarchie gehe unaufhaltsam ihrer Auflösung entgegen, nur das Eingehen in Deutschland könne ihrem deutschen Theile noch ein bedingtes österreichisches Leben sichern. Wenn auch Ungarn in seinem wohlverstandenen Interesse sich nicht losreißen wolle, so meine es damit nur bei Deutschland zu bleiben, nicht bei dem deutschen Oesterreich, der zweiten Macht in Deutschland. Gallizien werde an den bevorstehenden, unausbleiblichen besonderen Geschicken Polens Theil nehmen. Die Lombardei gehe Oesterreich eben so, kraft des Prinzips der Nationalität verloren, auch ohne die nahende französische Dazwischenkunft. Und wenn dabei Vorbehalte zur strategischen Sicherung der Südgränze gemacht werden, so werden diese Bedingungen nicht für Oesterreich verlangt, noch demselben gewährt, sondern im Interesse des deutschen Reiches und im Namen desselben gefordert und erlangt werden. Und eben so, wie sich die österreichische Monarchie äußerlich auflöse durch Auseinanderfallen ihrer Theile, so werde sie innerlich zerstört durch

---

italienischen Revolution, mit besonderer Beziehung auf Oesterreich. A. Allg. Z. Nro. 230 und 231. Beil. 1848, Aktenstücke zur Geschichte des Aufstands von Italien, aus dem Constitutionell. A. Allg. Ztg. Nro. 264 und 265. Beil. 1849. Die österreichische Verwicklung. A. Allg. Ztg. Nro. 316. Beil. 1848. Kaiser Franz und Metternich (v. Hormayr) 1848. Die englische Politik und die österreichische Monarchie. A. Allg. Ztg. Nro. 316. Beil. 1848. Italien 1848. A. Allg. Ztg. Nro. 8. Beil. 1849.

ihren Reichstag, auf welchem einerseits slavische, andererseits republikanische Elemente an ihrem Bestehen rütteln*).

Im Anfang des Juli 1848 stimmten in Deutschland und in der Paulskirche die Meisten in dem Wunsche überein, daß dem österreichisch-italienischen Kriege baldigst ein Ende gemacht werde. Die Einen nannten diesen Krieg von Seiten Oesterreichs durchaus ungerecht, und forderten, daß Oesterreich alle italienischen Landschaften abtrete. Andere wollten nur, daß der Friede für beide Theile ehrenvoll ausfalle. Einige fügten hinzu, jeder Angriff auf ein deutsches Bundesland sey mit den Waffen zurückzuweisen. Andere erklärten, der Nationalversammlung stehe keineswegs die Befugniß zu, über das Schicksal von Ländern zu entscheiden, welche gar nicht zum deutschen Bunde gehören. Die Nationalversammlung that nichts, sie überwies alle darauf gestellten Anträge der Centralgewalt, in der Erwartung, daß dieselbe in dieser Angelegenheit die Interessen Deutschlands wahren werde. Selbst das linke Centrum, ja die Rechte selbst zum Theil, sprach, jenes von heiligen und unveräußerlichen Rechten der italienischen Nation und ihrer Anerkennung und Sicherung, diese von den Ansprüchen Italiens an Selbständigkeit, mit der Deutschlands Interessen in Einklang zu bringen seyen.

Die Linke größtentheils wollte das Recht der italienischen Nation auf Unabhängigkeit und selbständige Entwicklung anerkannt, und dieselbe in keiner Weise gehemmt, dagegen freundschaftliche Beziehungen zwischen Deutschland und Italien angeknüpft wissen.

Die Sympathie der Volkspartei für Italiener, Slaven und Magyaren beruhte auf Idealismus, wie man mit Recht ihr vorwarf, aber nicht bei Allen; bei einem Theil, zumal bei den Führern, beruhte sie auf einer Berechnung, auf einer ihrer Zwecke bewußten Politik.

Diese glaubten zunächst, so lange das Haus Habsburg durch Zerbröckelung seiner Monarchie nicht unmächtig geworden sey, oder zu regieren aufgehört habe, so lange drohe der jungen Freiheit

---

*) So äußerte sich Herr von Radowitz in der ohne seinen Namen erschienenen, in der Paulskirche vertheilten Flugschrift: „Frankfurt und Berlin. Ein Wort zur Verständigung".

vom Absolutismus Gefahr. Für sie war der Fortbestand der österreichischen Gesammtmonarchie unter dem Hause Habsburg gleich bedeutend mit dem Fortbestand des Absolutismus, der geistigen und leiblichen Knechtschaft. Die Aufstände in Posen, in Italien, die Bewegung in Ungarn waren für sie eben so viele Diversionen zu Gunsten der deutschen Freiheit.

Der deutsche Idealismus war überschwenglich in seinem Gerechtigkeitsgefühl, so daß er sich zu Gunsten anderer Nationalitäten selbst dessen zu entäußern bereit war, was zum Großwerden seiner eigenen Nationalität unentbehrlich war. Ja, er entkleidete sich der Nationalität und machte die Welt zu seinem Vaterland. Der schöne Gedanke, die Größe des eigenen Volkes nicht im Gegensaz, sondern nur in der Verbindung mit den andern Völkern zu wollen, artete bei Einzelnen in den Irrthum aus, die verständige Liebe zum deutschen Vaterland, die dieses schüzen wollte, für bornirt zu halten. Man träumte, Deutschland, das Land der Universalliteratur, müsse auch das Land der Universalrepublik werden, der Brennpunkt der geistigen und bürgerlichen Freiheitsbewegung der europäischen Völker. Es war überhaupt Art mancher deutschen Behandlung der auswärtigen Dinge, von der Fiktion auszugehen, als sey die Republik in Deutschland eine Gewißheit; und von der zweiten Fiktion, als seyen die Ideen mit den Interessen auf einmal eins und dasselbe geworden. Ja, es gab solche, welche wähnten, man müsse dem Volke, damit es frei werde, Begriffe geben, statt seiner Religion und seiner Gefühle, seines bisherigen Lebensbrods und einziger Begeisterungsmittel, ohne die, so lange die Welt steht, doch kein Volk Großes gethan hat.

Ganz anders der eigentlich politische Theil der Volkspartei. Sie glaubten: wie die Fürsten sich bisher zusammengeschlossen gegen die vereinzelten Völker und über sie gesiegt haben mit dem Schwerdt des Absolutismus, weil jedes Volk für sich gegen die Macht des verbrüderten Fürstenthums zu schwach war; so müssen sich die Völker jezt verbrüdern, und dem absoluten Fürstenbunde den freien Völkerbund entgegen stellen. Sie wollten, daß Deutschland verbündet mit den jungbefreiten Völkern Frankreichs, Italiens und Ungarns, mit den nach Freiheit ringenden Slaven Polens wie mit der altfreien Schweiz den Kampf um die Gewähren der Freiheit entscheide.

Kampfgenossen für die Freiheit sahen sie in jenen, und in solcher freien Bundesgenossenschaft die Neugestaltung Europas. Selbst da, wo die äußerste Linke in der deutschen Nationalversammlung mit Vertretern des Nationalitätsprinzips zu sympathisiren schien, waren es nur Einräumungen politischer Klugheit an die Slaven Janiczewsky und Liebelt, an die Italiener A. Prato, Pretis und Marsigli, welche fanatisch für ihre Nationalität glühten. Nur Arnold Ruge und einige andere waren aus Herzensneigung und philosophischen Grundsäzen für das Nationalitätsprinzip.

Ja, einer aus der Mitte der äußersten Linken, Julius Fröbel, hat schärfer, als irgend Jemand sonst in Deutschland, das Unthunliche des Nationalitätsprinzips und das Gefährliche des Nationalitätenstreits dargelegt.*) Er nannte es eine erschreckende Barbarei der ablaufenden Hälfte des neunzehnten Jahrunderts, die Zunge als das oberste Symbol und Prinzip des Staatenrechtes und Völkerglücks aufzupflanzen, und sich wie die Thiere von einem Naturforscher nach dem Gefieder und Geschrei gruppiren zu lassen; in der Bundesbrüderschaft, sagte er, liege Freiheit und Kraft, nicht aber in der Sprache der Stammgenossen. Nicht eine Abrundung der Nationalitäten, sondern die politische Vereinigung sey das Ziel; die einfache nationale Abrundung sey eine platte Doktrin, während Alles auf eine Verschmelzung der Racen hinaustreibe. Das Racenprinzip sey die Kleinstädterei der Politik; ja der doktrinäre Republikaner, der Nichtösterreicher verlangte nicht nur den Fortbestand des österreichischen Staates (damit wich er von den meisten seiner Freunde ab) als Gesammtstaat, und zwar in monarchischer Form, sondern Wien als den Mittelpunkt eines Systems verbündeter Staaten, das vom Rhein bis an die Mündung der Donau reiche.

Schon zu Anfang des Sommers 1848 weissagte er, wenn das nicht geschehe, werde die Grenze Rußlands bald längs der Marsch und der Leitha laufen, ein stelbstständiges Ungarn nur für den Czaar die Gelegenheit werden, vor der Hand die untern Donaufürstenthümer zu fesseln, und später sich die Krone des heiligen Stephan aufzusezen, nach Erdrükung der zwischen fünf Nationalitäten eingekeilten Magyaren. Wir haben Sympathie, schloß er, für unterdrückte

*) In seiner Broschüre: Wien, Deutschland und Europa.

nalitäten, aber nicht wegen der Nationalität, sondern wegen des Unrechts der Unterdrückung. Gar viele wollen es nicht verstehen, daß mit dem Zerstückeln und Abschwächen Oesterreichs der Czaarenpolitik in die Hand gespielt wird, und irrig sind alle Jene, die da glauben, Rußland wolle ein starkes Nachbarland erhalten. Legitimitätsideen und dynastische Rücksichten lassen ein Stüzen und Stemmen vermuthen, aber das absolute System erheischt es, daß die eigene Macht ihr Herrscherwort über die Grenze trage. Wer gegen Oesterreich ist, ist ein Verbündeter Rußlands gegen Deutschland. Die Slaven, Magyaren und Romanen sind dem Czaarenthum verfallen, wenn sie von Oesterreich abfallen."

Daß der Nationalitätenstreit in der deutschen Nationalversammlung so in allen Lagertheilen Vertheidiger finden konnte, war um so mehr zu verwundern, da gelehrte Herren überall genug saßen, welche wußten, daß Frankreich, bei den schönsten Worten für die Selbstständigkeit fremder Nationalitäten seit zwanzig Jahren in seinen Kammern, Korsika, Elsaß, Lothringen, Algier und andere fremde Nationalitäten auch nach den Februartagen behielt; daß England über Galen, Franzosen, Holländer, Spanier, Italiener, Griechen, Deutsche, Hindus aller Stämme, Parsen, Araber, Malayen, Hottentotten u. s. w. als seine Staatsangehörigen herrscht; Nordamerika, das republikanische, über Wilde und Nichtwilde, über Mischtheile von Völkern aus aller Welt, und daß es zu herrschen sucht über solche, die es noch nicht hat, ohne Rücksicht auf Race oder Sprache.

Wenn alle Stämme, alle Sprachgenossen wieder zusammen gebracht werden sollten, so könnte dieß nur durch eine neue Völkerwanderung geschehen; und wenn die Deutschen so großmüthig, so abstrakt ideal, und so unpraktisch wären, nicht nur zu dulden, sondern selbst dahin zu wirken, daß fremdstämmige und fremdsprechende Landestheile, die seit mehr als einem halben Jahrtausend mit Deutschland in politischem Verbande standen, sich von Deutschland lostrennen, um stelbstständige Staaten zu bilden, oder anderen Staatskörpern sich einzuverleiben: so würden sie die Erfahrung machen, daß sie für die Lombardei und Venedig, für die italienischen Bestandtheile Illiriens und Dalmatiens und für Südtyrol so wie für die slavischen Bestandtheile auch nicht eine Scholle früher deutsch gewesenen Bodens als Ersaz zurück erhalten würden. Rußland wäre zu praktisch,

um die deutschen Ostseeländer, Frankreich, um Ober- und Niederelsaß und den deutschen Theil von Lothringen, der Abstammung und der Sprache der Bewohner zu lieb, an Deutschland abzulassen, ja nicht einmal die Kantone der Schweiz würden sich Deutschland einverleiben wollen, und wär' es auch ein verjüngtes Deutschland.

Die Sprache, die Religion, Sitte und Brauch — das kann und soll einem Volk, und wär es noch so klein, erhalten und geschüzt werden: im Uebrigen ist es ihr Schicksal, das sie sich gefallen lassen müssen, daß sie, in die Masse anderer Nationen eingesprengt oder davon umschlossen und erobert, den Hauptländern, der siegenden Nationalität folgen. Man gebe solchen Bevölkerungen fremder Abstammungen und Sprache nur Freiheit und Wohlstand, dann kümmern sie sich nicht darum, daß sie einer andern Nation einverleibt sind, so wenig als es die Völker überhaupt kümmert, ob der Fürst, der ihnen Wohlstand, freie Verfassung und Ruhm gibt, von ihrem Fleisch und Bein oder ein Fremder, legitim oder nicht legitim ist.

Das freilich hatte das österreichische Haus den Italienern vorher nicht gegeben, oft versprochen, nie gehalten, und jezt, da es ernstlicher es zusagte, sogar gewisse Bürgschaften bot, glaubten und trauten die Italiener nicht mehr.

Unverantwortlich schwer besteuerte Oesterreich seine italienischen Lande. Das lombardisch- venetianische Königreich macht nur den vierzehnten Theil des österreichischen Gesammtstaates aus; und doch hatte es beinahe den dritten Theil aller Steuern des Gesammtstaates zu tragen. *) Wird auch die direkte Steuer in Oesterreich vom, und im Verhältnisse zum Ertrage abgenommen, so wird doch, unter allen Umständen, Niemand glauben, daß die Italiener ohne Ursache klagten; Niemand, der das österreichische Beamtenthum kennt.

---

*) Das gesteht der gut österreichische Ritter von Ostrow, in seiner gedankenreichen Schrift „der mitteleuropäisch- deutsche Staatenbund. Lemberg 1848.“ Die direkten Steuern des Kaiserstaats vom Gesammtflächenraume mit 11,577 Geviertmeilen betragen nach diesem geistvollen Publicisten, der gut unterrichtet ist, in der Gesammtsumme 48,645,119 fl. C. M; hierin ist die Lombardei im Flächenraum von 375 Geviertmeilen mit dem Betrag von 8,439,891 fl, und das Venetianische im Flächenraum von 415 Geviertmeilen mit dem Betrag von 6,041,072 fl. inbegriffen. A. a. O. Seite 27.

Daß Metternich kein großer Staatsmann war, sondern bei all seiner Schlauheit und einigen anderen Eigenschaften ein beschränkter Kopf — dafür zeugt auch sein Benehmen gegenüber den Italienern, zumal dem italienischen Bauernstand.

Aus diesem Stand allein hätte eine staatsmännische Regierung eine Macht sich zu schaffen gewußt gegen den Adel und gegen die Städte. Metternich ließ aber den italienischen Landmann, statt ihn durch Emanzipation an Oesterreich anhänglich zu machen, ganz unberücksichtigt in seinen alten Verhältnissen. Der schöne Boden Italiens war nicht im Besize der Hände, die ihn bearbeiteten; bei weitem die meisten Bauern waren bisher nichts als Zeitpächter gegen Geldrente oder gegen Abgabe des Rohertrags. Gewöhnlich mußten sie die Hälfte des Leztern, in weniger fruchtbaren Gegenden aber ein Drittel davon an den Gutsherrn, den adeligen Besizer entrichten. War die Pachtzeit abgelaufen, so war der Bauer, wie der Irländer, gleichsam vogelfrei, ganz in der Willkür des Gutsherrn.*)

Statt daß Metternichs Ministerium den italienischen Bauer zum Eigenthümer des von ihm bebauten Grundes machte, ihn um ein Drittel oder die Hälfte der Schuldigkeit erleichterte und ihn den Rest ablösen ließ, ignorirte es den Landmann wie die Masse des Volkes überhaupt, und hatte nur Aufmerksamkeit für den Adel Italiens.

Es ließ die natürlichste Waffe für sich unbenüzt, den Bauer, der doch immer von Haus aus ein Gegner des stolzen Adels wie des stolzen Stadtbürgers ist. Der freigewordene italienische Bauer hätte nie Oesterreichs Herrscherrecht bezweifelt und wäre für es eingestanden. Ueberaus selten wird das Recht zu herrschen auf edle Grundlagen begründet; weniger weil es an gutem Willen, als weil es an Verstand dazu fehlt. Nicht einmal die Salzpreise sezte das Ministerium Metternich herab, nicht einmal die lästige Personalsteuer schaffte es ab, auch den bescheidensten, den aufs leichteste zu gewährenden Wunsch befriedigte es nicht; und Jedermann weiß: wenn es den Grund und Boden des Landmanns nicht frei machte, so war es nicht Scheu vor Eingriffen in die Rechte italienischer Grundherren — denn es griff ohne Scheu stets in Rechte der Völker wie der Ein-

*) M. v. Ostrow. a. a. O. Seite 26—27 Fr. Kölle: „Italiens Zukunft.“ S. 2. 3. 69. 70. 95.

zelnen ein, und kurz erst in gleicher Weise in die des gallizischen Adels — sondern es war Mangel an Kopf.

Aber auch Metternichs Nachfolger dachte nicht daran, und doch wäre es bei dem ausgebrochenen Kriege, da der italienische Adel in offenem Aufstand war, durch das Kriegsrecht ein Leichtes gewesen, die Bauern von dem Adel zu emanzipiren und sie für die Regierung zu gewinnen. Im geldarmen Gallizien hatte man die Bodenentlastung vorgenommen; im geldstolzen Italien versuchte man sie nicht.*)

So hatten die Bauern des österreichischen Italiens für Oesterreich kein Herz, für den italienischen Adel keine Liebe, sondern Haß zum größten Theil. Daß der Bauer meist in der Lombardei und im Venetianischen troz der Kreuzzugspredigt der Geistlichen und seiner anerzogenen Bigotterie, am Aufstande gegen Oesterreich nicht Theil nahm, die Lasten zu dem Aufstand mit Unmuth trug, und die Oesterreicher zulezt noch lieber sah als die provisorische Regierung, dürfte dafür sprechen, daß vorerst der italienische Aufstand nur Sache eines Theils der Nation war, mehr aristokratisch, als national. Italien zählt zwanzig Millionen Seelen, also fünf Millionen Waffenfähige, dazu kam ein Heer von 60,000 disziplinirten Piemontesen. Radezky hatte kaum hundert tausend Streiter.**) Mit diesen, und waren sie noch so tapfer, war ein wahrer Nationalaufstand nicht niederzuschlagen. Holland hielt sich gegen die Weltmacht des zweiten Philipps von Spanien, Spanien gegen Napoleons Genie und Heere, und das kleine Tyrol unterlag 1809 nicht den Waffen der Feinde, sondern dem Selbstaufgeben der Freunde, nicht dem Krieg sondern dem Frieden.

Die italienische Frage wurde vielfach in Deutschland falsch angesehen. Einmal war Italien noch nicht reif für politische Einheit, es war noch zu viel Krankheitsstoff in ihm, und es selbst ohne die Kraft, ihn auszustoßen. Zweitens, wenn Oesterreich seine Besizungen in Oberitalien der Unabhängigkeit Italiens zum Opfer brachte, so war dieses damit, weil nicht eins, noch nicht selbständig und mächtig; es wurde Frankreichs Beute. Aus österreichischer Abhängigkeit gieng es nur über in französische Abhängigkeit. Oesterreich und Deutsch-

*) M. v. Ostrow. S. 27 und 28.

**) M. v. Ostrow. S. 23—24.

land entäußerte sich großer und gewisser Vortheile, aber nicht zu Gunsten Italiens, sondern zu Gunsten Frankreichs, und zwar zu großem und gewissem Nachtheil wie für Oesterreich so für Deutschland.

Um den Besitz von Mailand führten König Franz I. von Frankreich und Kaiser Karl V. vier blutige Kriege. Wer es hat, hat Oberitalien. Muß Oesterreich und Deutschland seine feste Stellung in Italien, so lange die gegenseitige Völkerliebe noch nicht Wahrheit ist, Frankreich gegenüber behaupten, so bedarf es Mailands: ohne das ist weder Venedig noch Triest für Deutschland sicher, ohne diese keine deutsche Flotte, kein großes deutsches Reich möglich. „Nicht blos in der Kriegskunst, sagt Ostrow, sondern auch in der Politik gibt es strategische Punkte, an deren Behauptung Alles gelegen ist, deren Verlust eine Menge anderer Verluste nachzieht. Wenn Venedig ein Thor ist auf dem Wege nach Süddeutschland und seine Erhaltung eine deutsche Sache — so ist Mailand die Schanze vor dem Thor auf eben demselben Wege, und seine Erhaltung nicht minder eine deutsche Sache. Die Einverleibung Venedigs in Deutschland wäre nur eine halbe, dagegen der gleichzeitige Anschluß Mailands und Mantua's — eine ganze Maaßregel."

Dieses Wort ist hart, aber wahr, so lange Italien nicht selbstständig nach Außen, und freier Bundesgenosse eines freien Deutschlands ist.

Posen.

Noch wärmer, und aus näher liegenden politischen Gründen fühlte man in Deutschland für Polen. Polen war eine große Nation. Die Polen waren vor noch nicht langer Zeit im Osten, was die Deutschen im Westen Europa's. Polnische Tapferkeit hatte einst das deutsche Reich gegen die Türken gerettet, selbst der Untergang Polens war eine großartige Erinnerung. Zerrissen, geviertheilt, lebte die Nation in den zerstückten Gliedern als eine geistige Ein-

heit fort, jeder Theil fühlte nach und zuckte, wovon der andere bewegt wurde; seit der Revolution von 1830 waren deutsche Herzen den Leiden und Kämpfen der Polen mit Theilnahme gefolgt. Das gedrückte deutsche Volk blickte wie nach Frankreich, so nach Polen, als nach zwei Altären hin, an deren wieder aufloderndem Feuer sich Deutschland, hoffte man, entzünden könnte. Zwischen den zwei Opferbränden der Freiheit rechts und links in der Mitte, war der deutsche als dritter gewiß.

In Polen sah Deutschland 1848 sogleich die nothwendige Vormauer gegen Rußland, und da die dießmalige Bewegung in den polnischen Landen eine überwiegend demokratische war, die deutsche Demokratie den mächtigsten Bundesgenossen für sich.

Die staats- und völkerrechtliche Stellung Polens war von den Mächten des Absolutismus vornherein so zugeschnitten worden, daß es nicht mehr sollte aufkommen können. Seit 1815 vollends war systematisch daran gearbeitet worden, Polen seine Vätersitte, seine Nationalität, seinen Ruhm und seine Erinnerungen zu nehmen, selbst seinen Glauben und seine Sprache. Der Despotismus zeigte sich darin in seiner Meisterschaft. Seit sechzig Jahren kämpfte Polen dagegen. Seine Geschichte zeigt nur schwarze oder blutige Blätter in dieser Zeit. Die Zwingherrschaft dreier mächtiger Kronen drückte „wie ein schwerer Leichenstein auf dem zerstückelten Lande.“ Durch ein Uebermaaß von Truppenmassen niedergehalten, in der Unmöglichkeit, bei völliger Waffenlosigkeit seiner Söhne, siegreich den Schild zu erheben, nahm Polen die Dazwischenkunft frei gewordener Völker in Anspruch, um das Werk der Wiederherstellung Polens möglich zu machen.

Die Revolution in Deutschland erkannte sofort die Rechte Polens an. Das Vorparlament erklärte es für heilige Pflicht des deutschen Volkes, zur Wiederherstellung Polens mitzuwirken. Der Fünfzigerausschuß forderte am 4. Mai den Bundestag im Namen der deutschen Ehre auf, den Polen das Wort zu halten, das ihnen das deutsche Vorparlament feierlich gegeben.

Das Patent des Königs von Preußen, vom 17. März 1848, gab den Polen des Großherzogthums Posen die erste Veranlassung, ihr unverjährbares Recht der nationalen Selbständigkeit geltend zu machen. Der König sprach seinen festen Entschluß aus, diejenigen Provinzen des preußischen Staats, die bisher dem deutschen Bunde

nicht angehörten, dem leztern einzuverleiben, jedoch vorbehaltlich der Einwilligung der rechtmäßigen Vertreter dieser Provinzen.

Das preußische Ministerium hat selbst amtlich erklärt, die Berechtigung der Nationalitäten, durch die neusten Weltereignisse zu vollerer Anerkennung gelangt, habe als oberster Grundsaz der Politik der Regierung gegolten, indem sie, durch die lebhaften Wünsche der Polen angeregt, und von dem einmüthigen Verlangen des deutschen Volkes unterstüzt, der ihr anvertrauten fremden Nationalität gerecht zu werden beschlossen habe. Zwei staatsmännische Gesichtspunkte habe die Regierung bei der Lösung ihrer Aufgabe nicht aus den Augen sezen dürfen, des deutschen Namens Würde, Recht und Ehre, und die gewissenhafte Aufrechthaltung des europäischen Friedens. Weder die leztere noch die erstere Rücksicht haben gestattet, auf die Wiederherstellung eines polnischen Reiches in den Gränzen von 1772 preußischerseits einzugehen. Die durch solche Lostrennung bedingte Wiederherstellung Westpreußens hätte, abgesehen von der Integrität des preußischen Staates, in keinem Fall der Würde, dem Recht, der Ehre deutscher Nation entsprochen; eben so wenig aber die Freigebung des ganzen Großherzogthums Posen. Die deutschen Eingebornen des Nezdistrikts und der übrigen vorwiegend deutschen Landschaften dieser Provinz nehmen gegenüber den Polen, nicht minder als die Polen gegenüber der Krone Preußen, das unveräußerliche Recht der Nationalität in Anspruch. So habe sich für Posen nur der eine Weg „nationaler Reorganisation" geboten.

Die Bitte darum war von den angesehensten und volksthümlichsten Männern polnischer Abkunft im Namen ihrer Landsleute persönlich dem König in Berlin vorgetragen worden, und am 24. März sagte der König durch eine Cabinetsordre die nationale Reorganisation des Großherzogthums zu; durch einen Ministerialerlaß vom 26. wurde die Bildung einer Reorganisations-Commission dem Antrage der Abordnung gemäß, aus Eingebornen gestattet.

Die Verfasser und Unterzeichner der Schrift, worin die Wünsche der Polen an den Thron gebracht wurden, waren darin ausdrücklich „als Organe des Großherzogthums Posen" aufgetreten, und als die nächste Aufgabe hatten sie dem König die Umgestaltung der militärischen Besazung Posens in ein einheimisches Truppencorps,

die Besezung der Aemter mit Eingebornen, die Bildung der Nationalgarde, die Aufhebung der bestehenden Polizeigewalten und Einführung selbstgewählter Polizeibeamten bezeichnet. Die Wünsche waren vor den König gebracht worden, von dem Erzbischof von Przylusky, dem General-Landschafts-Direktor v. Brotowsky, dem Grafen Roger Raczynsky, dem Geistlichen Janiscevsky, dem Grafen Mielzynsky, dem Rittergutsbesizer Dr. von Kraczewsky und dem Justizcommissär Krauthofer.

Die sofortige Zurückziehung der in Posen anwesenden Truppen nach dem Fort Winiary und in die Kasernen; Beiordnung von Commissarien an die Seite der jezigen Landräthe, zur gemeinschaftlichen Ausführung aller Amtsobliegenheiten, so lange bis an die Stelle der Landräthe Eingesessene gewählt wären; Außer-Thätigkeit-Sezung der jezigen Distriktscommissäre und eben so sofortige Ernennung eines Polen zum Oberpräsidenten im Großherzogthum, hatten sie dem König noch besonders als die einzigen Mittel bezeichnet, dem Blutvergießen vorzubeugen und den herannahenden Sturm zu beschwören, dessen Folgen nicht zu übersehen wären.

Der Minister des Innern, von Auerswald, im Auftrage des Königs, sagte zwar nur die Wahl der Nationalreorganisations-Commission aus Eingebornen, ohne Rücksicht auf den Volksstamm zu, da der König vertraue, daß dabei auch die Interessen der deutschen Bevölkerung nicht unbeachtet bleiben werden; aber wenn auch nicht zugesagt, abgeschlagen wurden die speziellen Anträge der Abordnung auch nicht. Nur die Beiordnung des Generals von Willisen zu der Commission, um die sie gebeten hatten, wurde wegen dessen anderweiter Stellung zur Zeit nicht für zulässig erachtet; daß die andern Anträge auch nicht für zulässig erachtet werden, davon stand nichts in dem Erlaß, im Gegentheil wurde ausdrücklich im Auftrag des Königs eröffnet, daß „eine jede friedliche Förderung der beabsichtigten Reorganisation den Allerhöchsten Absichten auf keine Weise entgegenstehe, und gerne werde berücksichtigt werden*)."

Daraus schlossen die Polen, weil nur der Punkt über Willisen

*) Die Denkschrift über die Ereignisse im Großherzogthum Posen seit dem 20. März 1848. (Aus den Akten des Ministeriums des Innern) sagt: „Die speziellen Anträge der Deputation wurden den Erwägungen der zu bildenden

abgeschlagen war, daß in der allgemeinen Fassung des lezten Sazes sowohl ihre speziellen Anträge als auch andere friedliche Maaßregeln genehm seyen.

Es ist schwer in der Sache von preußisch Polen, die Wahrheit von dem Schein zu trennen, das Verworrene zur Klarheit zu gestalten, da nur Parteiberichte, keine unbefangenen Augenzeugen neben den Aktenstücken sprechen, und Partei gegen Partei steht. Wo Preußen sprechen, selbst wenn sie versichern, daß sie sich Mühe geben, mit aufrichtiger Treue wahr zu seyn, ist die Befangenheit, die Verbitterung unverkennbar, und in Folge davon Unwahrheit, Gehässigkeit; oft läßt sich die absichtliche Entstellung aus den Urkunden beweisen; oft auch haben sie Recht, wenn sie von den Polen nicht gut sprechen, und deren jesuitischer Ansicht, daß der Zweck die Mittel heilige; aber sie sind unbillig, der Lage des unterdrückten Volkes gegenüber; ungerecht, weil sie, was sie an den Polen tadeln, an der preußischen Regierung und andern Regierungen nicht tadeln, sondern sogar loben, wohl auch selbst thun.

Es ist wahr, am 24. März schloß der König seine Bewilligung mit dem Worte: „die Commission kann nur wirksam seyn, wenn und so lange die gesezliche Ordnung und die Autorität der Behörden im Großherzogthum aufrecht erhalten wird.“ Dieses Wort wurde nachher von dem Ministerium in die ungescheute Behauptung verdreht, die Aufrechthaltung der gesezlichen Ordnung und der Autorität der Behörden sey die ausgesprochene Bedingung, die nothwendige Voraussezung der von dem König verheißenen Umgestaltung gewesen, und die im Großherzogthum wieder Verhoffen eingetretenen Zustände haben es verhindert, jene Vorbedingung und dem gemäß die königliche Verheißung der Erfüllung entgegen zu führen.

Die Polen hatten sich unter dem Einfluß der europäischen Begebenheiten überall für die Herstellung ihres großen Vaterlands begeistert. Am 20. März hatte sich in Posen das Volk versammelt, seine nationalen Rechte und Interessen waren sein Zweck. Durch Zuruf war ein Ausschuß gewählt worden, aus dessen Mitte ein Theil an den König gieng, der andere Theil dieses Nationalco-

---

Reorganisations-Commission anheimgestellt.“ Das Aktenstück vom 26. März verweist dieß als eine Unwahrheit.

mités ging an die Errichtung von Bürgerwehren. In Posen wie auf dem platten Lande bildeten sich Nationalgarden, mit Wissen und ohne Widerspruch der Behörden.

Zu gleicher Zeit kamen die aus den Gefängnissen zu Berlin befreiten Polen, Microslavsky, Liebelt und die Andern, im Triumphzug nach ihrer Heimath, mit der fröhlichen Kunde, Deutschlands Völker verkünden laut die Herstellung Polens und seyen bereit, gegen den gemeinschaftlichen Feind den gemeinschaftlichen Kampf zu beginnen. Die Führer waren entschlossen, die Revolution Europa's zur raschen Verwirklichung dessen, was in jedem guten Polen zur Religionssache geworden war, zur Vaterlandswiederherstellung zu benüzen. Sie glaubten, daß jezt die Rüstung gegen Rußland zu ihren ersten Pflichten gehöre. Sie rüsteten sich desto eifriger, als immer bestimmtere Nachrichten kamen, daß russische Truppen an die Gränze rücken, russische Offiziere bereits bei Radziejevo ein Lager absteckten, und es immer wahrscheinlicher wurde, ein Krieg mit Rußland werde die unvermeidliche Folge der jüngsten Vorgänge, und das Großherzogthum der nächste Schauplaz desselben seyn.

Schon am 21. März hatte das polnische Nationalcomité einen Zuruf an die Deutschen erlassen und ihnen die brüderliche Rechte geboten. „Wir sind euch dankbar, riefen sie den Franzosen und den Deutschen zu, für das Anerkenntniß unsers Rechtes, wodurch ihr zu erkennen gabt, daß ihr nur dann an die Bedeutung der Freiheit glaubt, wenn sie allgemein ist. Wir wissen, daß wir mit euch keinen Kampf haben werden, denn ihr selbst stoßt den Gedanken daran mit Unwillen von euch. Aber von einer andern Seite ist der Kampf möglich, nämlich gegen den Asiatismus, ein Kampf, den wir von Anfang unserer Geschichte an unaufhörlich gekämpft, und den siegreich zu vollenden nur die Gleichgültigkeit der andern Völker verhinderte. Aber selbst von dieser Seite fürchten wir kaum ernsten dauernden Waffenkampf, da auch dem Zaarenthum nicht mehr die alten Kräfte zu Gebot stehen werden, da auch unter jenen Völkern die Idee der Menschheit, der Freiheit Wurzel gefaßt und um sich gegriffen. Wie wir die Waffen in diesem Kampfe nicht niederlegen werden, so werdet ihr unsere Verbündete seyn in dem Kampfe des Lichts gegen die Finsterniß".

Am 22. März erwiederten deutsche Brüder in Posen den Zu-

ruf. Das schwarz-roth-goldne Banner solle neben dem polnischen stehen im Kampfe der Freiheit gegen den Despotismus Asiens und das Losungswort für die polnisch-deutschen Brüder solle Eines seyn: „Ruhe und Ordnung im Namen der Freiheit" und Ein Zeichen: „Die polnischen und deutschen Farben".

Am 24. März sicherte das Nationalcomité den Brüdern Israeliten Sicherheit zu, da das falsche Gerücht sich verbreitet hatte, als hege das polnische Volk der Stadt Posen die Absicht, Gewaltthaten an ihrer Person und ihrem Eigenthum auszuüben.

Preußischerseits wurde verbreitet, es seyen Aufrufe von dem Comité am 21. März erlassen worden, welche den „Aufruhr" durch das weite Land erregt haben. In keiner dieser Kundgaben stand eine Sylbe davon.

Gehandelt haben die Polen für eine große polnische Revolution, proklamirt haben sie sie nicht. Am 25. März war schon auch in Westpreußen ein polnisches Nationalcomité erwählt, „in der Ueberzeugung, daß nicht Politik, sondern Nationalität die Gränzen freier Völker bestimmen dürfe." Dieses protestirte gegen die ausnahmslose Einverleibung Westpreußens in den deutschen Bund, und war ganz für Wiederherstellung eines freien unabhängigen Polens, dessen Theil sie seyen. Die Nationalgarde der einzelnen Ortschaften Posens begann sich um die vaterländische Fahne zu schaaren, die polnische Kokarde wurde angelegt, im ganzen Lande — die Behörden sahens und übersahens. Mit Blitzesschnelle, theilweise durch herumreisende Gutsbesitzer, wurde der Gedanke eines Kampfes für die Nationalfreiheit durchs Land getragen und der troz siebzigjähriger Knechtschaft unvertilgbare Nationalgeist richtete sich auf, und Landvolk und Städter, Jung und Alt, sammelten sich gleich zahlreich an den Gränzmarken des Großherzogthums, obgleich das Nationalcomité keine darauf bezügliche Kundmachung erließ. So entstanden die polnischen Lager, deren Leitung nachträglich das Nationalcomité übernahm, und übernehmen mußte, um Mißgriffe zu verhindern, Ordnung zu erhalten.

Am 20. März, also vor den andern Kundmachungen, unmittelbar nach der ersten Volksversammlung in Posen, hatte das frischgewählte Comité eine Ansprache an die polnischen Brüder erlassen. Darin hieß es: „Die Stunde hat auch für uns geschlagen!

Die Einheit Deutschlands ist proklamirt. Der König hat beschlossen, seine Staaten dieser Einheit einzuverleiben. Von denjenigen Provinzen des preußischen Staates aber, die zum deutschen Bunde nicht gehören, sollen die jener Einheit sich anschließen, die es wollen. Wir Polen haben unsere eigene Geschichte, ein ganz verschiedenes nationales Lebenselement. Wir können und wollen dem deutschen Bunde nicht beitreten. Wir wollen und können nicht freiwillig unser eigenes Leben und das Leben unsers Vaterlandes, das unsere Vorfahren mit ihrem Blut so theuer erkauft, in das Grab der Vergessenheit tragen. Diese Nachricht unserer nahen Wiedergeburt hat mit Blitzesschnelle alle durchzuckt. Die Gerechtigkeit bahnt sich selbst ihren Weg. Zur Vermeidung unnöthigen Blutvergießens, wozu wir noch viele Gelegenheit finden werden, haben sich einige Bürger an die preußischen Behörden gewandt, um ihnen die Nothwendigkeit der Wahl eines Comité vorzustellen, welches auf dem angegebenen Wege unsere heilige Sache bis zur gänzlichen Befreiung unsers Vaterlands führen solle. Wenn in euch noch der letzte Funke von Vaterlandsliebe glüht, vermeidet unnöthiges Blutvergießen, bewahrt diese Kräfte und diese edle Hingebung für denjenigen Augenblick, in welchem Beides nothwendig und erlösend seyn wird. Von der andern Seite aber möge euer heiliger Eifer nicht erkalten, möge diese edle Hingebung und Erhebung nicht sinken, sondern wachsen. Wir aber, das Comité, werden alle unsere Kräfte anstrengen und opfern, ja wir werden uns selbst opfern, um durch diese schwachen Mittel die Unabhängigkeit unsers Vaterlands zu erreichen. Unser gesetzliches Zeichen ist die Kokarde von weißer und rother Farbe."

Diesen Naturlaut der Polen hat man Preußischerseits „unverkennbar hochverrätherisch" genannt. Weil sie thaten und wollten, was Alle in Deutschland thaten und wollten, sollten sie Hochverräther seyn. Die Polen glaubten, die Nationalität sey eine Naturnothwendigkeit für die Völker, wie für den einzelnen Menschen die Individualität, da Völker wie Menschen in keiner andern Form leben können.

Völkchen, aber nicht Völker können in Jahrhunderten fortgeschrittener Bildung ihre Existenz als ein besonderes Volk so an eine siegreiche Nation verlieren, daß sie diese Existenz vergessen, und

ihre Sitten, ihre Sprache, ihren Glauben und selbst ihre Gefühle. Barbaren sind leicht zu entnationalisiren, durch die Länge der Zeit und die Macht der Civilisation. Gegen Einrichtungen und Zustände, die ihren Sitten und Gefühlen fremd sind, die Polen ihrer selbst vergessen zu machen, ist bis jezt überall mißlungen, und hat nichts zur Folge gehabt, als stets erneute Aufstände, die sich wiederholen werden, bis dieser Nation ihr Recht wird, die unverwüstlich ist, weil sie ihren eigenen Genius hat.

Muß schon darum, wer Freiheit und Frieden liebt, die Wiederherstellung Polens wünschen; so noch mehr, Rußlands und des Absolutismus wegen.

Mit Recht sagten die Polen, das getheilte Polen sey der Schlußstein gewesen, durch den der Despotismus in Rußland, der Absolutismus in Preußen und Oesterreich und die ränkevolle, die Volksfreiheiten untergrabende Politik der konstitutionellen Staaten im Westen zusammen gehalten worden. An den Gränzen Polens sey die andringende Fluth der Revolution stehen geblieben, von dem mächtigen Damme des Despotismus aufgehalten; von dort aus werde, wenn man die Polen unterjocht und getheilt wie bisher lasse oder sie sogar nöthige, aus Verzweiflung sich in die Arme der russischen Politik zu werfen, die Reaktion sich auf das frei gewordene Europa zurückwälzen. Dann werde es der Reaktion ein Leichtes seyn, durch die alten Mittel aus der Schule der früheren Regierungskunst frei gewordene Völker gegen andere freigewordene in den Kampf zu führen, in demselben die Kräfte der Freiheit aufzureiben, und alle geschwächt und getheilt ins Joch des Absolutismus zurückzuführen.

Die Volkspartei in Deutschland war sich auch klar, daß die polnische Frage eine europäische Lebensfrage der Freiheit, und zunächst eine deutsche Frage sey, da Deutschland zunächst von der Reaktion bedroht war und sein Schicksal zum Theile wenigstens von der Lösung der polnischen Frage abhieng.

Die lauernde und im Finstern wirkende Partei des Absolutismus wußte das eben so gut: sie hieng von Potsdam aus die Fäden der Reaktion eifriger und hoffnungsvoller daran an, daß Polen unterjocht bleibe, die Freiheitsregung der Polen unterdrückt werde. Als nächstes Mittel dazu bot sich der Reaktion, zwischen Deutschen

und Polen in Posen nationelle Anfeindung, wo möglich einen blutigen Racenkampf hervorzurufen, die Polen selbst auswärts zu verdächtigen, zu verläumden, die Theilnahme der Völker für sie zu schwächen oder erkalten zu lassen, und die Zuneigung in Abneigung umzuwandeln. Die Unvorsichtigkeit der Polen selbst, wenigstens Einzelner, deren Mißgriffe und schuldvolle Ueberschreitungen der Befehle ihrer Führer, kamen diesem bösen Plan entgegen und thaten ihm Vorschub.

Das Nationalcomité handelte in seiner Sache wie eine provisorische Regierung, es garantirte z. B. als solche den Juden in Posen das volle polnische Bürgerrecht; die Kreiscomité's, womit es das ganze Großherzogthum wie mit einem Nez überspannte, dehnte es täglich tiefer nach Westpreußen hinein aus. Das Nationalcomité selbst trat' nirgends als eine der preußischen Regierung feindliche Macht auf. Die von ihm abhängigen Comité's draußen aber maaßten sich manches an, der Regierung gegenüber. Von Einzelnen mögen die Gerüchte verbreitet worden seyn, die preußische Regierung in Posen sey zurückgetreten, Polen frei, der König abgesezt, der Krieg mit Rußland erklärt, und gegen *Rußland* werden die Preußen den Polen helfen. Die Kreiscomité's aber sezten an mehreren Orten verhaßte preußische Bürgermeister ab, die Gensdarmen außer Funktion, sie ließen die Adler abnehmen*), Briefe eröffnen, preußische Bekanntmachungen unterschlagen, die Einberufungsordres für die Landwehr mit Beschlag belegen. Zu Zeiten versuchten sie auch königliche Behörden in Ungewißheit zu versezen, ob nicht etwa diese Bewegung von der höchsten Staatsstelle gebilligt werde. Zu Schroda drohten zwei Edelleute am 21. März dem Landrath mit einem „Massaker" falls er sich den Maaßnahmen widerseze, die sie im Auftrag des Centralcomité's zu treffen haben. Im Kreise Harnikau sezten sie die Behörden ab, als diese ablehnten, das Landrathamt „im Namen der polnischen Regierung" zu verwalten, und ein „Bezirkskommissär der polnischen Regierung" ließ die Kreis- und Kämmereikasse versiegeln. Das Gleiche geschah

---

*) Dabei ist nicht zu vergessen, daß die preußischen Adler nicht gesezlich waren. 1833 erst waren die Schilde mit dem polnischen Adler im preußischen Wappen weggenommen worden, gewaltthätig, durch die Regierung.

anderswo. Auf Erlaubnißscheine hin, welche polnische Kreisdeputirte ausstellten, schlugen die Polen in den königlichen Forsten nach Belieben Sensenstangen und die königlichen Förster mußten von ihren Dienstmüzen den preußischen Adlerschild abnehmen. Mit der Regierung in Bromberg war den Behörden jede Verbindung abgeschnitten, die Bekanntmachung derselben, die den Gerüchten von Einsezung einer polnischen Regierung kräftig entgegentrat, wurde in Gnesen für unterschoben erklärt, an andern Orten unterdrückt.

Aus allen Gegenden häuften sich Nachrichten von Beschlagnahmen der königlichen Kassen, Entfernung der preußischen und Aufsteckung der polnischen Adler, Beseitigung der Distriktscommissäre und Gensdarmen, Entwaffnung der Gränzzollbeamten, Absezung der Landräthe, Beschlagnahme von Kassengeldern und Privatgeldern auf der Post, durch die sie geflüchtet werden wollten. Chausseegelder wurden nicht mehr bezahlt; Grund- und Klassensteuer blieben im Rückstand. Die Commissarien des Nationalcomités, die an die Stelle der beseitigten Landräthe traten, schrieben eine mehrmonatliche Grundsteuer aus zur Deckung der Ausgaben, zur Ausrüstung der Nationaltruppen.

In jedem Dorfe wurden Sensen in Menge gerade gemacht und auf Stangen geheftet, die Mannschaften im Exerzieren geübt. Ueberall wurden Nationaltruppen geworben, die Werbungen zu Infanterie- und Kavallerieregimentern wie die Waffenübungen wurden offen betrieben.

Die Civilgewalt wurde so den preußischen Behörden allmählich entzogen; die Militärgewalt suchten die Polen ebenfalls in die Hände zu bekommen. Zu den früheren Schritten hin riefen sie die waffenfähige Mannschaft vom fünfzehnten bis fünfzigsten Lebensjahr auf, an einzelnen Orten unter Androhung der Todesstrafe für die Säumigen. Den Sensen- und Pikenmännern wurde eine Löhnung zuerst von 5 Sgr. für den Mann täglich verheißen, später wurde sie auf 1 Sgr. und Verpflegung herabgesezt. Vertreibung der Moskowiter sey der Zweck, hieß es, Eroberung des russischen Polens.

Bei all dem mußte die preußische Regierung anerkennen, daß das posener Nationalcomité den Fanatismus seiner Landsleute vor Unordnungen zu bewahren bestens bemüht war. Die gänzliche Befreiung Posens wurde von den Polen als vollendete Thatsache ge-

nommen, und auf einer Versammlung zu Briesen in Westpreußen am 28. März erklärten die erschienenen Polen, das Großherzogthum Posen sey bereits von Preußen abgetreten, sie beabsichtigen jezt die ganze Provinz Westpreußen, die Städte Danzig und Elbing mit eingeschlossen, dem neu zu konstituirenden Königreich Polen einzuverleiben, und zwar werde dieß hoffentlich auf friedlichem Wege gelingen. Gegen Rußland schlugen sie eine gemeinschaftliche Bewaffnung vor. Ein Manifest eines provisorischen Nationalcomité's an die polnischen Söhne polnischer Erde (in einer Zahl Exemplaren hieß es: des Königreichs Polen) „im sogenannten Westpreußen" sagte unter anderem: „Das Großherzogthum Posen ist uns ohne Blutvergießen aus Sympathie und Gerechtigkeit des deutschen Volkes übergeben. Was Westpreußen betrifft, welches gleichfalls zu unserm gemeinschaftlichen Vaterlande gehört, so ist darüber noch nichts geregelt".

Mit dieser Behauptung war der überwiegende Theil der Westpreußen in seinem Nationalgefühl beleidigt, da die Meisten davon entweder ursprünglich Deutsche, oder ganz deutsch geworden waren. Die preußische Regierung wollte zwar amtlich glauben machen, die polnische Nationalität mache etwa ein Viertel, die deutsche drei Viertel der Bevölkerung aus. Die Täuschung ist handgreiflich, das Germanisirungssystem und die Gefallsucht preußischer Beamten in den polnischen Provinzen sind zu bekannt, als daß die amtlichen statistischen Tabellen als maaßgebend gelten könnten. Auch täuscht die Regierung dadurch, daß sie, was nicht polnischer Abstammung ist, für Einwohner deutscher Abkunft geben will, während der größte Theil germanisirte Slaven sind. Westpreußen, als förmliche polnische Provinz, deren Landboten im polnischen Reichstag saßen, war bis zur ersten Theilung Polens bei Polen verblieben, und wegen überwiegend slavischer Bevölkerung später nicht im deutschen Bunde.

Die Westpreußen erklärten, daß sie Deutschland für immer wie mit dem Herzen so äußerlich angehören werden. Am 29. März Abends erschienen einige polnische Edelleute auf dem Schlosse Gollup mit der Erklärung, am 30. Morgens werde die Stadt Gollup, am 1. April die Stadt Straßburg, am 2. die Stadt Lautenburg mit polnischem Militär besezt und auf polnische Organisation gesezt werden. Ihre Sendung war mehr als verfehlt. Selbst in der Nähe der Schlösser

dieser Edelleute wurden die abgerissenen preußischen Adler auf den Willen der Bauern wieder angeschlagen.

Diese einzelnen Unordnungen und Uebergriffe fielen — das gestand selbst das Berliner Ministerium zu — dem Nationalcomité zu Posen nicht zur Last, eben so wenig dem ganzen Volke der Polen. In den ersten Tagen fanden die meisten Ueberschreitungen statt, ehe das Comité seine Wirksamkeit überall hatte geltend machen können. Die meisten Kassen wurden bald darauf den Behörden unmittelbar zurückgestellt, und die unbedeutenden Schäden, welche deutsche Gutsbesitzer durch Requisitionen für Bewaffnung in den ersten Tagen der Aufregung etwa erlitten hätten, erboten sich die Mitglieder der Reorganisationscommission, der Erzbischof Przyluski voran, aus eigenen Mitteln zu erstatten.

Einen Krieg gegen Preußen suchte das Nationalcomité nicht, sonst hätte es diesen Krieg gleich in den ersten Tagen nach der berliner Revolution begonnen, da das Großherzogthum Posen nur eine geringe preußische Besazung hatte, und die Behörden der nöthigen Oberleitung von Berlin aus ganz entbehrten. In diesen Tagen wäre es ein Leichtes gewesen, die kleinen, vertheilten Garnisonen zu entwaffnen, sich der Kriegsvorräthe zu bemächtigen, selbst der Festung Posen Herr zu werden. Nicht Krieg, Liebe und Eintracht zwischen den beiden Nationalitäten verkündeten in diesen Tagen das Nationalcomité in Kundmachungen, die polnischen Geistlichen von den Kanzeln. Die in den Lagern versammelten Polen harrten der Losung zum Kriege; auch das Nationalcomité erwartete den Beginn des Kampfes gegen Rußland, den gemeinschaftlichen Feind. Es vertraute der Volksstimme des ganzen Deutschlands, es erwartete ihn um so mehr, weil ihn die Sicherung der deutschen Freiheit zu einer politischen Nothwendigkeit machte, und weil er um so gewisser schien, als immer neue preußische Truppen nach dem Großherzogthum entsendet wurden. Keinem Polen fiel es in diesen Tagen ein, den Absichten der preußischen Regierung zu mißtrauen. Die Deutschen im Großherzogthum schlossen sich in diesen Tagen eben so freiwillig als offen an „ihre polnischen Brüder" an, sie theilten ihre Wünsche, sie sagten in der Ansprache an die Polen, die Stunde sey da für Polens Freiheit, gekommen der Tag der Sühne des Verbrechens in der Geschichte, das an Polen begangen

worden. Deutsche Juden und Polen schienen Söhne eines und desselben Vaterlandes zu seyn. Allerseits war das Anlegen polnischer Nationalkokarden gestattet, das Exerzieren der polnischen Truppen geduldet. Die polnischen Staatsgefangenen in Berlin waren unter dem Rufe: „Es lebe Polen!" im Triumphe durch die Straßen der preußischen Hauptstadt als Märtyrer der Freiheitsliebe gezogen worden. Die Behörden und Bürger Berlins hatten die polnische akademische Jugend mit Waffen versehen, sie zu einem Theil der dortigen Nationalgarde gemacht, und ihr alsdann den Abzug in ihre Heimath als ein bewaffnetes Corps gestattet; eben so war ihnen der feierliche Einzug in Posen gestattet worden. Die Behörden des Großherzogthums erhoben nicht den geringsten thätlichen Widerspruch gegen die unter ihren Augen stattfindende allgemeine Bewaffnung. Dieselben Behörden ließen das in der Festung Posen gebildete polnische Nationalcomité ungestört bestehen, und seine durch das ganze Großherzogthum ausgedehnte Wirksamkeit war ihnen doch bekannt. Die städtischen Behörden Posens hatten dem Nationalcomité seine Sizungen auf dem Rathhaus zu halten bewilligt, und das Commando der fünften königlichen Gensdarmeriebrigade hatte im Sizungssaale des Nationalcomité's den Befehl an alle seine Untergebenen erlassen, die Commissarien des Nationalcomité's kräftigst zu unterstüzen in Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung in Stadt und Land, und nicht mehr, wie es bereits geschehen, durch leidenschaftliche Aeußerungen und Unbesonnenheiten zu Unordnungen und Exzessen Veranlassung zu geben.

Daraus zogen die Polen den Schluß: nach alle dem, was vorher gegangen, seyen sie berechtigt, auf die Hülfe der Deutschen, ja von ganz Deutschland bei ihrer nationalen Erhebung zu rechnen.

Die Reaktion, von Berlin und Potsdam aus, war aber bereits in ihrer Art thätig. Das Anrücken der preußischen Truppen war gegen die Polen gerichtet, die natürlichen Bundesgenossen Deutschlands. Ihre eigenen Rüstungen gegen Rußland, war man bereits im Stillen einig, für einen bewaffneten Aufstand gegen Preußen zu erklären.

Die Personen, die der Reaktion dienten und das preußische Ministerium beeinflußten oder beherrschten, unterstüzt von der russischen Diplomatie, wußten die preußische Regierung entweder ein-

zuängstigen, oder sah sie von selbst, bei besserem Wollen, was uns nicht glaublich ist, die Sachen in falschem Licht.

Erklärten auch, so sagte sie nachher, die Polen öffentlich, die Rüstungen gelten der Eroberung des russischen Polens, so wäre es doch staatsmännisch unmöglich gerechtfertigt gewesen, dabei zu übersehen, daß eine polnische Armee eben so wohl der preußischen Regierung gegenüber dienen sollte, als Pfand der Verheißungen, d. h. der Verheißungen, wie sie in ausgedehntester Weise ausgelegt und in ausschließlich polnischem Sinn erläutert wurden. Es wäre dieses polnische Heer wohl auch zur Unterwerfung der nach polnischer Anschauungsweise widerspenstigen oder treulosen deutschen und jüdischen Unterthanen Polens im Großherzogthum Posen zu brauchen gewesen, oder auch zur Eroberung des „sogenannten“ Westpreußens. Die Regierung des Königs habe sich aber um so weniger bewogen finden dürfen, eine solche Polenarmee organisiren zu lassen, als der ausdrücklich genannte Zweck derselben, Rußland zu bekriegen, den Absichten der Regierung keineswegs entsprechen konnte.

Die Friedensmanifeste des Nationalcomités wurden von der Reaktionskamarilla zu Potsdam als bloß ostensible dargestellt; von den nicht zu läugnenden Ordnungsbemühungen desselben wurde gesagt, sie treten in den Hintergrund gegen jene weit verzweigten Operationen, welche bezwecken, die deutschen Gebiete der Provinz Posen von Preußen und Deutschland loszulösen. Die Versicherungen der Brüderlichkeit und Freundschaft Seitens der Polen seyen Täuschung, und ihre Betheurungen, das gänzlich befreite Polen werde die Rechte einer fremden Nationalität zu achten wissen, verrathen nur zu deutlich, daß das so befreite Polen die deutschen Gebietstheile nicht herausgeben, sondern sich damit begnügen werde, seinen „deutschen Unterthanen“ gewisse Rechte zu garantiren, bis auf das Eine der nationalen Selbständigkeit.

Daß die Deutschen in Westpreußen und in Posen gegen die national-polnische Reorganisation und für die Einverleibung in den deutschen Bund waren, das war bei beiden natürlich, bei den Posenern nicht gerecht.

Zwar sagten sie: „Die Erde ist neutral, der Boden eines Landes ist weder polnisch noch deutsch, nur die Bewohner geben ihm den Karakter der Nationalität“. Aber gerade dieser Saz sprach

gegen die Deutschen in Posen, denn die Deutschen darin waren erstens bei weitem die geringere Zahl, und unter diesen waren über 50,000 Deutsche, die namentlich gegen die Einverleibung in Deutschland protestirten, und also erfahrungsgemäß viel mehr, welche die gleiche Gesinnung hatten, ohne unterschriftlich zu protestiren, zumal da die Proteste von den Behörden verhindert wurden. Zweitens war der Boden Posens für die Deutschen darauf — ein fremder Boden. Die Deutschen, die da eingesessen waren, hatten ihres persönlichen Vortheils wegen die deutsche Heimath verlassen, und damit, wenn auch nicht das Recht auf diese aufgegeben, doch nicht dadurch das Recht erworben, die neue Heimath ihren rechtmäßigen Besizern zu entreißen.

Diese Deutschen waren theils in vergangenen Jahrhunderten auf den polnischen Boden Posens eingewandert, hatten den Schuz der polnischen Geseze gesucht und vollkommen gefunden, bis zum Jahre 1815. Die diesen Schuz genossen, erfuhren sowohl durch den wiener Traktat, als auch durch den königlichen Zuruf von 1815, daß auch ferner in Posen die Nationalität der Polen ungekränkt in ihrem Rechte fortbestehe. Diejenigen Deutschen, die seit 1815 *ihr* Glück in Posen zu machen kamen, wußten, daß sie in ein Land kamen, dem seine Nationalität durch Traktate und feierliches Königswort verbürgt war. Und wer waren diese eingewanderten Deutschen, die nach dem Jahre 1831 kamen? Die Polen haben Recht, es waren keine Deutsche, es war eine Bastardrace, welche die Regierung vom Jahr 1831, auf der die Flüche der Polen lasten, in die Provinz brachte; es waren Leute, die ihr eigenes Vaterland verläugneten und verließen, weil der Vortheil ihr Vaterland und der Eigennuz ihr Wahlspruch war; Leute, die da wußten, daß es ein unglückliches, unterdrücktes Land gab, wo Güter von Emigranten, Flüchtigen, Geächteten für ein Billiges zu kaufen waren, wo die königlichen Domänen nur an Fremde vergeben wurden, wo die Regierung Gelder vorschoß, um die Eingebornen zu expropriiren, wo ein Heer von Büreaukraten dazu eingeschult und beordert war, auf allen möglichen Wegen und durch alle möglichen Mittel die Entnationalisirung der Eingebornen zu befördern.

Der Grundbesiz der Deutschen in Posen bildet höchstens 1/8, die

deutsche Bevölkerung, die vorzugsweise städtisch ist, 1/4 des Ganzen. Die deutschen Gutsbesitzer hatten seit lange das polnische Landvolk zur Knechtsarbeit auf ihren Gütern gebraucht; diese fürchteten, unter neuen Verhältnissen diese brauchbaren Arme zu verlieren oder theuer zahlen zu müssen. Wenn man Preußischerseits behauptet hat, die Bauern in Posen haben erst unter preußischer Regierung wahre Menschenrechte und ein gesichertes Eigenthum erlangt, so ist dieß ein grober Irrthum, oder eine Unwahrheit. Die Constitution vom 3. Mai 1791 hatte die Bauern in Posen grundsäzlich von der mittelalterlichen Unterthänigkeit befreit; Kosciusko war es, der die Freiheit der Bauern verkündete. Die Preußen waren es, die nachher diese Freiheit der Bauern gänzlich unbeachtet ließen. Mit der Einführung der französischen Geseze hörte alle Hörigkeit der Bauern thatsächlich auf; die preußische Regierung fand sie schon als freie Männer vor. Die den polnischen Bauern später gewährte Eigenthumsverleihung wurde nicht auf Kosten der Staatskasse oder der königlichen Privatkasse, wie man es Preußischerseits hinstellen wollte, sondern aus dem Vermögen der polnischen Grundherren selbst bewirkt. Troz dem bedeutenden Schaden, den sie dadurch für den Augenblick erlitten, boten diese zu dem menschenrechtlichen Werke bereitwillig die Hand, und der frühere Oberpräsident von Flottwell bezeugte, daß eine große Zahl der polnischen Rittergutsbesizer die Ausführung dieses Gesezes „durch schöne Uneigennüzigkeit gefördert, wiewohl sie die damit verbundene Verminderung ihres Einflusses auf ihre Gutseingesessenen gewiß schmerzlich empfinden"*).

Neben den eingewanderten deutschen Grundbesizern waren da in einer unziemlichen Menge deutsche Herren, welche Aemter hatten, oder Aemter suchten, oder an die Aemter sich anhiengen, eine vielköpfige und langschweifige Büreaukratie. Hatte doch die Kaiserin Katharina II gesagt, Polen sey ein Land, in welchem man sich nur zu bücken brauche, um etwas aufzuheben. So hatte sich hier der niedrigste Servilismus eingenistet; als arme Teufel kamen sie, und als besackte Teufel blieben und plakten sie die Polen; nicht alle waren so, aber sehr viele; Pächter, Verwalter, Referendäre, Schrei-

---

*) von Flottwell, Denkschrift über die Verwaltung im Großherzogthum Posen.

der und Handwerksburschen. Die Beamten selbst machten sich selten beliebt, meist verhaßt, oft verabscheut, durch ihre Persönlichkeit wie durch ihr Verfahren.

Bei allen diesen war es das persönliche Interesse, was sie wider die neuen Verhältnisse, die da werden wollten, einnahm. Die meisten Beamten und ihr Anhang waren weder eingeboren noch angesessen, bei der neuen Organisation mußte bei weitem der größere Theil von ihnen sein Brod anderweit suchen.

Das dritte Element, das die Reaktionskamarilla aufregte, waren die Israeliten. Diese waren, wie in ganz Polen, so auch in Posen aus alter Zeit sehr zahlreich. Als sie in den finstern Jahrhunderten überall in Europa, besonders auch in Deutschland, grausam verfolgt wurden, da nahmen die Polen die überall her Flüchtigen gastlich auf und schüzten sie. Als der erste vereinigte Landtag in Berlin die polnischen Juden nicht einmal den deutschen Juden gleichstellen wollte, hatten die polnischen Abgeordneten von Posen für alle Israeliten die Gleichstellung in allen Rechten beantragt. Bei den Provinziallandtagen hatten die Vertreter der polnischen Nationalität für die völlige Gleichstellung der Juden schon früher gestimmt, in Krakau, Gallizien und jezt auch in Posen hatten sie diese ihnen zugesichert. Nie, in den blutigsten Verfolgungszeiten nicht, hatten sie die jüdische Nationalität angetastet.

Die jüdische Bevölkerung wurde von der Reaktionskamarilla künstlich eingeängstet durch Gerüchte, ihr Eigenthum sey von den Polen bedroht; sie schrieen um ihre Habe, und wollten jezt Deutsche seyn, weil sie, wenn Polen hergestellt würde, von Deutschland Schuz hofften für ihre Habe. Und Preußischerseits rechnete man die polnischen Juden ohne Weiteres als Deutsche. Die Polen aber sagten: Sind in Deutschland die Juden Deutsche, in Frankreich Franzosen, so sind sie in Polen — Polen.

Alle diese Elemente zusammen waren Material für die Reaktion. Mit der Reaktion in Potsdam wirkten in gleicher Richtung — die Polen ließen das in Berlin drucken — *) russische Emis-

---

*) Widerlegung der offiziellen Nachweisung u. s. w. und einige Worte über Voigts-Rhetz von Koscielski. Berlin bei Unger 1848.

säre und russisches Gold. Alles wurde in Bewegung gesezt, um Zwiespalt zwischen die Deutschen und Polen Posens zu säen.

Es spricht am besten für die Polen, daß die edelsten und geistvollsten Deutschen in Posen, selbst der Präsident von Beurmann, von ihnen zu Gunsten ihrer Behauptungen als Zeugen aufgerufen wurden, keiner von diesen widersprach, Einzelne in edlem Freimuth das schönste Zeugniß für die Polen und ihre Sache öffentlich abgaben, auch in Betreff der künstlich gemachten Aufregung gegen die Polen.

Um aber jede Aeußerung rechtlicher und wahrheitsliebender Deutschen in Posen zu unterdrücken, wurden solche von denen, die der Reaktion ums Geld oder ihres Interesse wegen dienten, als Verräther an der deutschen Sache gebrandmarkt, deutsche Lohnburschen und Soldaten gegen sie aufgehetzt, als gegen Abtrünnige, gegen Nationalfeinde. Gerade die deutschen Männer, wie die Ober-Landesgerichtsräthe und Assessoren Boy, Fischer, Meitzen und A. Ruhe, die zu viel Ehrgefühl hatten und zu deutsch waren, um sich durch Stillschweigen an den Nichtswürdigkeiten der Reaktionswerkzeuge zu Mitschuldigen zu machen, wurden besonders grimmig verfolgt.

Hier hinten an der Ostmark Deutschlands fing die Reaktion an mit der Probe ihres weithin wirksamen Systems der Verdächtigung, der Verdrehung, der Verläumdung, der keckſten Lüge, der geheimen und offenen Aufhetzung, der Bestechung, der Einschüchterung, der Vergewaltthätigung, das sie seitdem auf allen möglichen Wegen, besonders in der Presse, in Flugschriften, Büchern wie Zeitungen, in Kammerreden, in Kanzelreden und in Vereins-Erlassen und Umtrieben aller Orten übte und pflegte. Da die Probe in Posen so sehr gelang, wurde das Verfahren in ganz Europa angewandt, schon zwei Monate nachher.

Der alte Metternichische Kunstgriff, die Nationalitäten gegen einander zu hetzen und zu spannen, wurde so angewandt, daß man wie die Juden so auch die deutschen Grundbesitzer, die durch die Erklärungen der Polen so eben erst beruhigt waren, durch stets neue Erdichtungen drohender Gefahren ängstigte. Die durch die Reorganisation in ihren materiellen Verhältnissen bedrohten Beamten bildeten in Posen einen Klubb, der sich deutscher Klubb nannte, und unter

dem Deckmantel der Nationalität den einzigen Zweck verfolgte, seine Herrschaft, seine Tyrannei und die Befriedigung seiner Habsucht in Posen zu verlängern. Die schlechten Mittel, deren sie überwiesen sind, geben ihnen keinen Anspruch auf Voraussezung auch nur Einer guten Triebfeder. In alle Theile Deutschlands, besonders nach Frankfurt, schickten sie ihre Sendlinge aus, mündlich und schriftlich die öffentliche Meinung Deutschlands zu bestechen, zu belügen und zu bethören. Das Geringste, wenig oder nichts Bedeutende, was in Posen geschah, jede kleinste Ungesezlichkeit, wurde ins Ungeheure übertrieben, das Einfachste entstellt, in denselben Tagen, da in ganz Deutschland viel Ungesezlicheres, arg Revolutionäres geschah, was die Sieger mit Stolz priesen, die Reaktion bei uns nicht einmal leisest zu tadeln wagte.

Viele deutsche Redaktionen und Blätter ließen sich belügen und bethören; andere sich bestechen oder gewinnen. Den Gehässigkeiten und lügnerischen Beschuldigungen gegen die Polen wurden die Spalten geöffnet; wollten die Polen nicht angreifen, sondern sich vertheidigen und rechtfertigen, so wurden ihre Artikel zurückgewiesen, sogar gegen Insertionsgebühren nicht angenommen; so von der Vossischen, von der Spenerischen Zeitung, von der Zeitungshalle (später), von andern Berliner und preußischen Zeitungen. Die Angriffe, denen die Vertheidigung abgesperrt war, gingen in die meisten deutschen Zeitungen aus den preußischen über. Gab es in Berlin, gab es in Breslau, gab es in Köln oder in Königsberg und Thorn einen Exzeß, einen Straßenauflauf, einen Aufruhrversuch — da war die Artikelfabrik der Reaktion eifrig, polnischen Emissären sie zur Last zu legen, Polen als Rädelsführer und Aufwiegler in hundert Zeitungen, selbst auf der Rednerbühne der deutschen Nationalversammlung zu bezeichnen.

Der Beamtenklubb zu Posen geberdete sich nach Innen und nach Außen als Verein von Patrioten, als von heiliger Vaterlandsliebe beseelt, als Verfechter deutscher Sache. Die Polen sagten ihnen ins Angesicht: „Unter Deutschlands Sache verstehen sie nichts, als das Behalten polnischer Aemter und Güter."

Offen wurde gesagt, daß an einem der Koryphäen dieses deutschen Klubbs nicht bloß der Name r u s s i s c h sey.

Dieser Klubb suchte auch die Polen untereinander dadurch zu

entzweien, daß den Bauern die Rückkehr der Feudallasten und der Leibeigenschaft als eine gewisse Folge von Polens Wiederherstellung geschildert wurde. Kein Mittel blieb unbenützt — und, sagt Koszielski, mag es noch so schmählich, schändlich und ehrlos gewesen seyn — um den polnischen Bauern eine Unterschrift gegen die Reorganisation abzugewinnen. Durch Vorspiegelungen, durch lügnerische Verheißungen, ja selbst durch Drohungen der Beamten wurden viele polnische Bauern zu Unterschriften verführt. Stöße von Klagen wurden von solchen Getäuschten dem Ministerium zu Berlin eingereicht, worin sie widerriefen, weil sie zur Unterschrift gezwungen oder betrogen worden seyen. Selbst ein polnischer Bauer der nachher zu Berlin in der Nationalversammlung saß, RuszIwicz, erklärte, daß ihm durch den schändlichsten Betrug eine Unterschrift abgepreßt worden. Durch diese Unterschriften gegen die nationale Reorganisation sollte diese hintertrieben und der Anschluß an den deutschen Bund erwirkt werden. Die Polen aber sagten: „Nicht nur dem ganzen Körper des einst wieder herzustellenden polnischen Vaterlandes würde in dessen Geburtsstunde von denen, welche die Wehen zu lindern verheißen haben, eine neue blutige Wunde geschlagen, durch die Losreißung eines so bedeutenden Theils und durch die Entfremdung so vieler treuer tapferer Söhne; sondern jeder Einzelne von diesen würde für alle Zeiten dem Jammer preisgegeben, der seit einem Menschenalter aller Polen hartes Loos gewesen, und der eben jezt in Deutschlands Aufschwung zur Freiheit sein Ende erreichen sollte.“

Es gab wohl Deutsche in Posen, welche das Treiben der Reaktion durchschauten, als ein der jungen deutschen Volksfreiheit eben so feindliches, wie es der polnischen Nationalität feindlich, auf das Scheitern eines freien Polens abgesehen war. Doch gelang es bei sehr Vielen, ja bei einem großen Theil der Deutschen von der Memel bis zum Rhein, durch die Emissäre und bezahlten Zeitungsberichte der Reaktion die Theilnahme den Polen zu entziehen. Man glaubte ihren Vorspiegelungen, die sie auch dem Ministerium und dem König von Preußen machten: „Der Bauer in Posen wünsche kein anderes Vaterland, als Preußen und Deutschland.“

Am 6. April trat der posener Landtag in Berlin zusammen, und lehnte mit sechs und zwanzig Stimmen gegen siebenzehn den

Beitritt zum deutschen Bunde ab, weil das polnische Volk, das dem edlen großen vereinigten deutschen Volke brüderlich die Hand reiche, dessen ihm so werthe Achtung und Sympathie verlieren müßte, wenn es so entartet wäre, daß es seine Vaterlandsliebe aufgäbe und sich entschlösse, in einer fremden Nationalität zu verschwinden*). Daß die Mehrheit nicht größer ausfiel, erklärt sich daraus, daß das polnische Element unter der preußischen Regierung überhaupt nicht zu dem ihm gebührenden Recht und der entsprechenden Repräsentation gelangen konnte; daraus, daß mehrere polnische Stimmen fehlten, von den deutschen Stimmen keine; und daraus, daß der vorherrschend aus Polen bestehende Bauernstand gemäß der ständischen Gesezgebung sehr schwach repräsentirt, und dabei noch durch den Einfluß der Beamten der polnische Bauernstand zurückgedrängt war.

Das königliche Patent vom 17. März hatte die „Einwilligung" der rechtmäßigen Vertreter zur Bedingung der Einverleibung *in* Deutschland gemacht, und troz dem, daß der posener Landtag die Einwilligung verweigerte, wurde dem Sonderantrag der *deutschen* Minderheit Folge gegeben, dem ständischen Gesez vom 27. *März* 1848 §. 45 unbedingt zuwider. Nach diesem gehörten zwei Drittel der Stimmen des Landtags dazu, um einen Gesezvorschlag oder Antrag als Beschluß vor den Thron zu bringen, und dessen Erhebung zum Geseze nachzusuchen. Ein Vorschlag oder Antrag, welcher nicht zwei Drittel der Stimmen für sich vereinigte, sollte durchfallen, und nicht zum Gesez werden können. Der Antrag auf Beitritt zum deutschen Bunde hatte nicht nur nicht die durch das Gesez vorgeschriebenen zwei Drittel der Stimmen erhalten, sondern nicht einmal die einfache Mehrheit erreicht, ja er war in einer Minderheit von siebenzehn zu sechsundzwanzig Stimmen geblieben. Dessen ungeachtet geschah gerade das Gegentheil von dem, was rechtlich hätte geschehen sollen. Dagegen blieb bei Westpreußen der Minderheitsbeschluß der Polen in derselben Zeit, in welcher dem Minderheitsbeschluß der posener Deutschen Folge gegeben wurde, ganz unberücksichtigt. Man wollte bei der Regierung von nichts wissen, als von Anträgen für den Anschluß an den deutschen Bund.

---

*) Worte des Landtagsprotokolls vom 6. April 1848.

Die Deutschen in der Provinz wurden auf alle Weise bearbeitet, gegen die Reorganisation zu protestiren, Unterschriften dagegen wurden gesammelt, Adressen von den Landräthen verbreitet, welche den Anschluß an Deutschland beantragten, zu derselben Zeit, da in Westpreußen Adressen gegen den Anschluß an Deutschland nicht erlaubt waren, und nur im Geheimen unterzeichnet werden konnten. Der russische Einfluß soll auch dabei nicht gering gewesen seyn, wagte es doch bald darauf ein geborner Russe, Baron Dazür, dessen Vater, ein russischer Oberst, Dazurow hieß, als Wahlbewerber bei den Deutschen in Posen um einen Siz im deutschen Nationalparlament zu Frankfurt aufzutreten, und der konstitutionelle Klubb empfahl ihn dafür!

Rußlands Rolle war eine ganz natürliche. Während Rußlands Arm nach den Slavenlanden, Rußlands Gedanke schon nach dem Rhein und der Nordsee griff, richtete sich vor ihm Ungarn und ein Stück des alten Polens in Waffen auf. „Ist es wahrscheinlich, sagte sich die russische Politik, daß das Erdbeben, welches den Occident erschüttert, an den Thoren des Orients stille stehen werde? Ist es auch nur denkbar, daß in diesem Kampf auf Leben und Tod, in diesem Kreuzzug der Gottlosigkeit, den die Revolution, nachdem sie sich zur Herrin des westlichen Europa gemacht, nun gegen das christliche Rußland führt, die beiden Propaganden, welche den Osten bearbeitet haben, die katholische Propaganda und die revolutionäre Propaganda, jezt nicht mit verdoppeltem Eifer sich ans Werk begeben werden? So schroff sie sich auch dem Wesen nach gegenüberstehen, so innig verbunden sind sie durch gemeinschaftliche Maaßregeln gegen Rußland, das Land des wahren Glaubens, und darum werden sie vereint gegen Rußland vorgehen, und vor nichts zurück schrecken, um ihr Ziel zu erreichen. Seit langer Zeit gibt es in Europa nur zwei wahrhafte Mächte, die Revolution und Rußland. Rußland ist vor Allem ein christliches Reich. Die Revolution ist vor Allem antichristlich. Diese beiden Mächte stehen einander schroff gegenüber. Verträge und gemeinsame Handlungen sind zwischen ihnen nicht mehr möglich, denn das Leben der einen ist der Tod der andern. Von dem Ausgang des großen Kampfes, den sie unter sich begonnen, hängt die ganze politische und religiöse Zukunft der Menschheit auf viele Jahrhunderte ab. Die katholische

Kirche und deren Diener rühmen sich sogar der Gnade der Revolution, und treten mit dem revolutionären Lügensystem in einen offenen Bund, ohne ihm doch den geringsten Glauben zu schenken. Läge aber einem solchen Betragen auch nur blöße Berechnung zu Grunde, so würde der Umstand allein schon ein Beweis von Abtrünnigkeit seyn; es geht indessen aus Ueberzeugung hervor, und so ist ihr Abfall von Gott offenbar. — Rußland, das Land des wahren Glaubens, schrickt nicht zurück vor der Hoheit seiner Bestimmung, vor der Erfüllung seiner göttlichen Sendung" *).

Polen gegenüber sah diese russische Politik ganz richtig. Seit lange giengen in Polen, und auswärts für Polen, selbst Männer der Freiheit und Jesuiten zusammenwirkend mit einander. In Polen wie in Belgien trat der Jesuitenorden im Dienste der Freiheit auf: Wie in Belgien gegen die holländische reformirte Kirche, so in Polen gegen die russische griechische Kirche. Der radikale Republikaner Liebelt, der Reformirte, eben so der protestantische Prediger Cassius, in Posen, giengen Hand in Hand mit Janiczewsky, dem beredten Jesuiten. Man vergesse übrigens dabei nicht, was ein freisinniger Geschichtschreiber gesagt, daß, wenn auch *absichtslos*, die Schule des Jesuitenordens die kräftigsten und gewandtesten Kämpfer der Freiheit geliefert hat. Die republikanisch-polnische Nation und die polnische Geistlichkeit arbeiteten auf das gleiche Ziel hin, die Republik Polen.

Die russische Politik wußte, daß, wenn es wieder eine Republik Polen gab, die Freiheit der Völker in Europa im Siege blieb, und von Polen aus etwas nach Rußland kam, was dieses Reich in seine

---

*) Denkschrift, dem Kaiser von Rußland übergeben nach der Februarrevolution von einem höhern Beamten im Ministerium des Auswärtigen, zuerst veröffentlicht in dem 1849 zu Paris erschienenen Werk Politique et Moyens d'action de la Russie, par P. de B., von dem nur wenige Exemplare abgedruckt und unter hochgestellte Freunde des Verfassers vertheilt wurden. A. Allg. Zeitg. 1849. S. 2707. Darin heißt es auch noch: „Unter der Last von Wohlthaten, die Deutschland von den Czaaren empfangen, hegte es nur Haß gegen Rußland. — Die lezten drei und dreißig Jahre Deutschlands waren die glücklichsten seiner ganzen Geschichte. — Böhmen und die slavischen Nachbarländer werden sich nie dazu hergeben, in den lächerlichen Bund der künftigen germanischen Einheit einzutreten, die doch am Ende nie etwas Anderes seyn wird, als die Einheit des Chaos?"

Theile auflösen konnte und mußte. Zunächst wurde ihm seine Herrschaft über Deutschland gebrochen, wenn ein freies Polen mit einem großen freien Deutschland im Bruderbund war. Darum durfte Rußland weder Polens Wiederherstellung noch Deutschlands Freiheit und Einheit ohne Kampf oder Intriken zugeben. Rußlaud wollte zunächst die Auferstehung Polens hintertreiben, dann wenn diese zu hintertreiben gelang, die frischerrungenen Volksfreiheiten Deutschlands und zulezt Frankreichs vernichten. Sollten die Verhältnisse Polens Wiederherstellung unausbleiblich machen, so sollte wenigstens ein möglichst großer Theil von Posen zu Deutschland herübergenommen, und ein möglichst kleiner Theil zur Herausgabe an das künftige Polen in Bereitschaft gehalten werden. Darum mußte die polnische Bevölkerung Posens in den Tabellen auf die möglichst kleine Zahl zurückgeführt werden.

Der erste Erfolg des unter russischem Einfluß stehenden deutschen Klubbs in Posen war die erste Theilung des Großherzogthums, die durch die Kabinetsordre vom 14. April ausgesprochen wurde. Nach dieser sollte auf diejenigen Landestheile des Großherzogthums, in welchen die deutsche Nationalität vorherrschend sey, die Reorganisation nicht ausgedehnt, sie vielmehr unverzüglich in den deutschen Bund aufgenommen werden. Das war ein schwerer Schlag für die Polen, die der Regierung vertraut hatten, und welche die Reaktion zuvor größtentheils entwaffnet hatte.

Das war also gegangen.

Nirgends war bis jezt die persönliche Sicherheit der Deutschen und Juden in Posen gefährdet worden, obgleich auf Seite der Polen bereits manche Opfer gefallen waren. Schon am 21. März war zu Posen unter einem Thore ein wehrloser Pole, ohne den geringsten Grund von preußischen Soldaten erstochen, bald darauf ein Gutspächter erschossen, seine Frau auf das Empörendste mißhandelt und eine Zahl Edelleute niedergemezelt worden, die aus russisch Polen als Freiwillige in die polnischen Lager im Großherzogthum eilen wollten. Die schon durch den ersten Mord erbitterten Polen hatten von dem Nationalcomité das Zeichen zum Angriff auf die preußischen Soldaten verlangt, dieses hatte sich dessen geweigert, und die polnische Bevölkerung lenksam gehorcht: kein Tropfen deutschen Blutes floß.

Die preußischen Soldaten waren systematisch gegen die Polen aufgereizt worden, so künstlich, wie der Haß der Deutschen überhaupt gegen sie erregt und genährt wurde.

Hatte in dem Bergkessel Böhmens und in den andern slavischen Ländern des österreichischen Kaiserstaats es seit Jahrhunderten Millionen Menschen gegeben, für welche Deutschland keinen Augenblick aufhörte, etwas noch viel Schlimmeres als ein feindliches Land zu seyn, und welchen der Deutsche stets ein persönlicher Feind war: so war dieß noch mehr in Posen der Fall, wo die Wunden noch frisch waren, welche ihnen die preußische Politik unter Friedrich dem Großen, unter seinem Nachfolger geschlagen. Die preußische Art von Neutralität aus dem Jahr 1831 und manches Preußische seitdem war frisch im Gedächtniß der Polen. Troz dieses alten Nationalhasses hatten die Polen seit dem März den Deutschen entgegenkommend die Hand der Einigung geboten. Damit die nach Posen geführten preußischen Soldaten diese Hand nicht ergreifen, wurden ihnen die Polen als Insurgenten und Rebellen, ihre Versicherungen als Unredlichkeit und Trug, ihre Absichten als auf den Umsturz der eben erst begründeten konstitutionellen Monarchie gerichtet, täglich in Gesprächen und Zeitblättern hingestellt, und der Kampf der Berliner gegen das Militär so in Erinnerung gebracht, als wären vorzugsweise Polen die Urheber und die Leiter desselben gewesen. Man hatte viel pommerische und märkische Soldaten hingeschickt, gute Stockpreußen, Lutheraner, an König und Königthum starr hängende. Durch die Exzesse der einzelnen Soldaten gleich im Anfang, da sie Polenblut vergossen, hatten sie das Volk gereizt, ihr wochenlanger Bivouak dem aufgeregten Volk gegenüber, der anstrengende Dienst und die tägliche Ueberzeugung, daß man sie bei solchem Auftreten, das nirgends brüderlich war, in Posen nicht gerne sah, machten sie reizbar, ja, wie der leidenschaftlichste Feind der Polen zugesteht*), eine tiefe Erbitterung gegen die Polen entstand in ihnen.

In Posen befehligte General von Colomb, ein alter unselbständiger Herr. In der Festung Posen hatte General von Steinäcker den Befehl. „In der Politik, sagten die Polen, sind es

*) L. v. Voigts-Rhetz, aktenmäßige Darstellung. S. 10.

böse Menschen weniger gefährlich als beschränkte, überlebte oder altersschwache. Wären beide nicht in Posen gewesen, so wäre der Friede nicht gestört worden, Ströme unschuldigen Blutes wären nicht unnöthig geflossen" *). Das Nationalcomité war es allein, das in einer Zeit, da das Alte gestürzt und das Neue noch nicht geschaffen war, als provisorische Gewalt unumgänglich nöthig, durch seine Bemühungen und Anordnungen die Ordnung erhielt. Auf Befehl von Berlin aus waren die Anfangs nur gegen neun tausend Mannn betragenden preußischen Truppen nach und nach auf mehr als vierzig tausend Mann erhöht worden.

Da in Posen kein Pole an die Möglichkeit eines Krieges mit Preußen dachte, da alle Polen dem Gerücht, welches absichtlich verbreitet wurde, daß die Truppen an die russische Gränze marschiren, vollen Glauben schenkten, so kam es keinem in den Sinn, bei den Behörden offiziell anzufragen, was für eine Bestimmung diese Truppen in der jezt ganz ruhigen Provinz haben. Sie war ganz ruhig, nur die Waffenübungen der den Kampf mit Rußland erwartenden Polen waren etwas Ungewöhnliches. Den von den Gegnern mit Widerstreben anerkannten Bemühungen des Nationalcomités war es gelungen, den in den ersten Tagen einzeln aufgetauchten Uebergriffen und Requisitionen überall ein Ziel zu sezen.

Dennoch sah man aus den Theilen des Landes, aus denen die preußischen Truppen, um sie zu konzentriren, herausgezogen worden waren, Familien auf der Flucht nach Schlesien, nach den Marken und Pommern, um ihr Leben und den beweglichen Theil ihrer Habe zu retten. Die Einen trieb die Angst vor einem blutigen Kampf zwischen Preußen und Polen, und vor den Folgen desselben, den sie für unausbleiblich achteten; die eigene Angst war noch künstlich von Außen erhöht worden. Andere trieb die Furcht vor einem Einmarsch der Russen fort, manchen Juden und Deutschen das böse Gewissen den Polen gegenüber.

Diejenigen Beamten in Posen, die der polnischen Sprache unkundig oder von früher her mißliebig waren, und darum bei einer Neugestaltung der Dinge auf ein Bleiben im Amt nicht hoffen konnten, sollen, mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen, unter den

*) Widerlegung ꝛc. von Koscielski. S. 47.

Umgebungen des Generals von Colomb besonders rührig gewesen seyn, einen Zusammenstoß zwischen dem preußischen Heere und der polnischen „Auflehnung" herbeizuführen. Andere Einflüsse waren natürlich noch thätiger.

Die Reorganisationscommission hatte schon am 30. März den unter dem Vorsiz des Oberpräsidenten von Beurmann ausgearbeiteten Entwurf einer nationalen Neugestaltung Posens nach Berlin gesandt und um schleunige Erledigung gebeten. Weder diese Bitten noch die täglich gespannter werdenden Zustände des Großherzogthums bestimmten das Ministerium, die Sache zu beschleunigen, noch war nicht einmal ein Reorganisationscommissär vom Ministerium abgeschickt. Wäre die Reorganisation rasch vor sich gegangen, so hätten sich die polnischen bewaffneten Mannschaften in Folge derselben in reguläre Truppen verwandelt: die ganze Lage der Dinge wäre eine günstige geworden.

Die Polen harrten auf die Ankunft des Regierungscommissärs um so ungeduldiger, als namentlich die neben dem Linienmilitär aufgebotenen Landwehren aus Pommern und aus der Mark ihre Verbitterung äußerten, durch Abreißen und Beschimpfen der polnischen Nationalzeichen Argwohn erregten und den Frieden störten; als die Militärbehörden in Posen von Tag zu Tag strengere Maaßregeln gegen die Polen entwickelten; als die Büreaukratie und die polenfeindliche Reaktionspartei drohender wurden, und ein Theil der Deutschen und Juden, unter dem Schuz der preußischen Militärmacht anfieng, eine herausfordernde Stellung anzunehmen. Der General von Colomb machte sogar öffentlich bekannt, er werde die bewaffneten Polen angreifen, der Verkauf der Waffen wurde untersagt, und ohne irgend eine äußere Veranlassung die Stadt Posen in Belagerungszustand erklärt.

Diese Anordnungen reizten die Polen, das Vertrauen zu der Regierung war dahin, Alles schien sich zu einem unvermeidlichen Bürgerkrieg zwischen Deutschen und Polen zu gestalten. Von den Polen waren allerdings Schritte geschehen, welche für ihren Zweck, die Wiederherstellung Polens, von der Natur der Sache geboten, für das Ministerium beängstigend und für die Reaktion ein Anlaß waren, das Ministerium, wäre es auch nicht von selbst gegen Polens Wiederherstellung gewesen, zu den Reaktionsplanen fortzureißen.

Ohne Tag und Monat war ein Aufruf an „die Brüder Polen, die im preußischen Heere dienen", verbreitet worden. Wie kein Datum, trug er auch keine Unterschrift; darin hieß es, der preußische König führe die polnischen Brüder im Gemenge mit den Deutschen und Moskowiten in den Krieg gegen die Franzosen, damit die Polen die Franzosen und die Freiheit derselben, folglich auch die Freiheit des polnischen Vaterlandes, erschlagen. Ihre heilige Pflicht sey es, die preußischen Reihen zu verlassen und zu den Franzosen überzugehen, die sie mit den polnischen Legionen vereinigen werden zur Wiederherstellung Polens und zur Vertreibung der Eroberer. Der Eid, den sie dem König von Preußen geschworen, dürfe sie nicht abhalten. Der König von Preußen sey ein Feind ihres Vaterlandes und ihrer Religion. Der allmächtige Gott habe die Treue, den Gehorsam und die Liebe nur für die Religion und das Vaterland befohlen, aber nicht für deren böse Feinde. Das nicht Brechen eines solchen Eides sey daher eine Sünde, das Einhalten desselben dagegen würde eine Niederträchtigkeit und eine schwere Todsünde seyn, die Gott nie vergeben könnte. Sie sollen also diesen aufgedrungenen gotteslästerlichen Eid brechen, wie die polnische Armee im Jahr 1830 dem Czaar, wie jezt die französischen Soldaten rücksichtlich ihres Königs ihn gebrochen, und bei der ersten Gelegenheit die preußischen Reihen verlassen und eilen, um die Reihen der polnischen Armee, wo sie nur von ihr hören, zu verstärken, und so wie es Gott befehle, zu kämpfen für ihre Religion und für ihr Vaterland.

Diese Ansprache wurde besonders stark von den Preußen angeklagt. Sie fällt aber erstens, wie ihr Inhalt klar zeigt, in die Tage unmittelbar nach der Februarrevolution, in die Tage des allgemeinen Geschreis, daß Rußland, Oesterreich und Preußen gegen Frankreich ziehen werden. Die strengkatholische Färbung derselben dürfte auf einen einzelnen Geistlichen als ihren Urheber weisen. Zweitens, was will sie anders, der Sache nach, als was die Deutschen, was die Preußen zuerst, 1813 wollten und thaten? Wer darum die Polen anklagt, klagt den Tugendbund und Preußens Erhebung an. Die Deutschen wenigstens können einem Volk, wie das polnische, keinen Vorwurf machen, wenn es, das so treulos verrathene, so arglistig geknechtete, so oft dann betrogene, sich für seine

Befreiung derselben Mittel bedient, welche Hermann der Cherusker gegen die Römer, York und Stein sich gegen Napoleon erlaubten, und welche das alte Testament heiligt und feiert an Heldinnen, die als fromm und Gott wohlgefällig durch Nationallieder, die in Tempeln gesungen wurden, von Geschlecht zu Geschlecht verherrlicht worden sind.

Das polnische Nationalcomité befreite für sich jedes Mitglied einer Familie, das sich den polnischen Reihen anschlösse, sogleich von der Zahlung des Ackerzinses, hob die auf den städtischen und bäuerlichen Ackerwirthschaften lastenden Dominial-, Jagd- und Fischfangrechte, so wie das Laudemium auf, verhieß den Frauen und den Kindern der Tagelöhner, der Knechte und anderer Dienstleute, welche dem polnischen Heere dienen würden, Unterhalt aus dem Kreisfond und andere große Vortheile, unterm 1. April. Es waren dieß Uebergriffe, weit gehend, aber naturgemäß, wenn Polen wieder hergestellt, d. h. der Kampf gegen Rußland gelingen sollte.

Das aber war ein Fehler, der vielen Polen zur Last fällt, daß sie auch den Deutschen grollten, welche aus nationaler Begeisterung zu Deutschland halten wollten, nicht blos denen, welche die Reorganisation zu hintertreiben bemüht waren, nicht bloß den *Beamten*, welche intrikirten. Wenn aber die preußische Regierung sagte, an Rußland den Krieg erklären, hieße die heiligsten Interessen Deutschlands den Sympathien für Polen opfern — was war denn das? bloß ein Fehler?

Daß der Stolz der deutschen Beamten im höchsten Grade gereizt und aufgebracht war, weil das polnische Nationalcomité die vollziehende Gewalt aufnahm, die jene hatte fallen lassen — das gab das preußische Ministerium zu unter wiederholter Anerkennung der Verdienste des polnischen Nationalcomités um Aufrechthaltung der Ordnung. Und doch hörte es auf die Berichte jener Beamten, welche dieses Nationalcomité und die Polen als Rebellen darstellten, und ein unverzügliches energisches Einschreiten der bewaffneten Macht begehrten. Zu spät gestand das Ministerium zu, daß jene Deutschen zu Ausschreitungen sich haben treiben lassen, die nicht zu billigen seyen.

Der Reorganisationscommissär, General von Willisen, fand bei seiner Ankunft in Posen am 6. April die Dinge sehr verwickelt, Leidenschaften und Begehren, die sich kreuzten. Er hatte den Auf-

trag, „das polnische Nationalcomité zu Posen bei der eingeleiteten nationalen Reorganisation des Großherzogthums im Wege gütlicher Verhandlung zu einem Verfahren zu bestimmen, welches dazu geeignet wäre, die preußische Oberhoheit unbeschadet jener nationalen Wiedergeburt, aufrecht zu erhalten; diejenigen Kreise aber, welche sich der polnischen Nationalität nicht anschließen wollen, insbesondere die, in welchen die deutsche Nationalität überwiege, jedenfalls der preußischen Organisation und Verwaltung zu erhalten."

„Nachdem ich heute mich etwas umgesehen, und viel gehört, schrieb Willisen nach Berlin, muß ich sagen: die Zustände sind hier in volle Anarchie gerathen, das Ansehen der Regierung reicht nirgends weiter, als der Arm der militärischen Gewalt. Nachdem man über 20,000 Mann versammelt, war General von Kolomb im Begriff, Morgen an einigen Punkten mit Gewalt einzuschreiten, was ich aber gebeten habe, bis Montag den 10. aufzuschieben, da es mir doch mit meiner Sendung ganz unverträglich erschien, in demselben Augenblick, da ich den Frieden zu bringen erscheine, über die Leute herzufallen."

Willisen scheint keine Ahnung von dem Plan der Reaktionspartei gehabt zu haben, den Aufstand der Polen systematisch hervorzurufen, um sie dann niederzuschlagen, um gewisser Zusagen quitt zu werden.

Willisen erklärte alle Comités, vom Nationalkomité an, für aufgelöst, und sezte eine Reorganisationskommission aus beiden Nationalitäten zusammen, fünf Polen, vier Deutschen — dem Oberpräsidenten und Regierungspräsidenten. Das fiel den Polen um so mehr auf, da die in Folge des Ministerialerlasses vom 26. März erwählte Kommission bereits bestand und mit ihren Arbeiten unter dem Vorsiz des preußischen Oberpräsidenten vorgeschritten war, und da zweitens die von Willisen erwählte Kommission nach einem Prinzip zusammengesezt war, das dem Ministerialerlaß entgegen stand. Noch mehr fiel auf, daß Willisen in einer Ansprache eine Amnestie in Aussicht stellte, die er, wenn die Polen zur Ordnung zurückkehren und sich in ihre Heimath begeben, für das Geschehene bei dem König zu erwirken sich verbürge. Die Polen glaubten bis jezt nichts gethan zu haben, was einer Amnestie bedürfte; sondern nur, was als Folge von der verheißenen nationalen Neugestaltung ge-

schehen mußte. Ein großer Theil-Polen fieng an, an der Aufrichtigkeit der verheißenen Neugestaltung zu zweifeln. Das Nationalcomité hatte auf Willisens Erklärung hin, daß die Auflösung der bewaffneten Versammlung eine Vorbedingung sey, mit ihm zu unterhandeln begonnen über die Art, wie diese Auflösung zu vollziehen sey. Willisen schlug dem Ministerium vor, „aus denjenigen Polen, welche nichts anzufangen wissen, oder in fortgesezter Exaltation dienen wollen", ein Freikorps unter dem Befehl eines höhern preußischen Offiziers zu errichten. Was bedeuten, schrieb er, tausend Polen als besonderes Korps mit einer weiß und rothen Kokarde, welche dem König-Großherzog den Eid der Treue schwören, unter der Masse sicherster Truppen hier?

Es läßt sich bereits deutlich erkennen, sagten dagegen die Einflüsterer des Generals von Kolomb, Mieroslawsky's Feldzugsplan von 1846 wird von den Polen befolgt. Dieselben drei Hauptpunkte bilden die Mittelpunkte der Rüstungen. — Die so sprachen, das waren deutsche Posener, von denen Willisen nach Berlin schrieb, er finde sie in einer exaltirt erbitterten Stimmung, welche ihm sein Geschäft ungeheuer erschwere.

Kolomb kam durch sie auf den Glauben, da er die genügenden Mittel jezt in Händen habe, so müsse man die Polen militärisch behandeln; es sey eine leichte Aufgabe; mit einem entscheidenden Schlag auf Schroda, wo nur tausend Polen im Lager standen, da es sieben Lager waren, könne und müsse man der Auflehnung ein Ende machen.

Die Führer der Polen hatten zu ihren Schaaren bisher gesagt, die Truppen haben von Berlin den strengsten Befehl, gegen die Polen nichts Feindliches vorzunehmen. So war es auch. Der Kriegsminister „ersuchte" den General von Kolomb, zur Anwendung der äußersten Mittel nicht früher zu schreiten, als bis Willisen auf einen friedlichen Erfolg verzichte*).

Das Ministerium fand die Bildung eines polnischen Freikorps

*) Offizielles Schreiben des Ministers des Innern vom 8. April an den General von Willisen. Und dennoch hatte Herr von Voigts-Rhetz die Dreistigkeit, nachher drucken zu lassen, jene Versicherung der Polenführer sey eine neue Täuschung gewesen, durch die sie die Polen hintergangen. S. 10.

äußerst bedenklich; in einer Zeit, in der es vor Allem darauf ankomme, die Staatsgewalt wieder zu stärken, sey es unzulässig, aus einer Schaar unberufener Waffenträger deßhalb ein Korps zu bilden, weil dieselben die Waffen nicht niederlegen wollen. Müsse übrigens von den Waffen gegen Polen Gebrauch gemacht werden oder nicht, keinesfalls werde das Ministerium von den gemachten Zusagen zurückweichen*).

Willisen wiederholte dem Ministerium, daß die gewaltsame Art der Auflösung der polnischen Schaaren militärisch leicht wäre, er derselben aber aus politischen Gründen entgegen sey. Am 9. April schloß Willisen mit den polnischen Führern die Convention von Jaroslaviec ab. Nach dieser war die Frist des Auseinandergehens der bewaffneten Lager für Schroda auf den 11. April festgesezt. — General von Kolomb willigte selbst in diese Frist — für Wreschen auf den 12., für Xiaz auf den 13., für Pleschen auf den 14.; und der Ausführung selbst waren drei Tage gegönnt. Drei tausend Polen sollten unentwaffnet auf vier Punkten ihre Verwendung erwarten, unter der Aufsicht ihrer einzelnen Offiziere; die Landwehrleute beider Aufgebote sofort in die Landwehrstabsquartiere abgeschickt, Niemand zur Verantwortung gezogen, kein Ausländer ausgeliefert, alles Privateigenthum zurückgegeben, überall die gesezliche Behörde nach dem Vorschlag der Reorganisationscommission wieder hergestellt und alle militärischen Maaßregeln sofort eingestellt werden, sobald diese Punkte ausgeführt wären.

Die nicht militärpflichtigen Polen und alle die, welche für den Dienst zu alt oder unbrauchbar wären, sollten in ihre Heimath gehen, nach Kreisen gesammelt, und ihre Sensen und Waffen auf Wagen von ihnen mitgenommen werden.

Das Verhängnißvolle war, daß Alles, was der königliche Commissär zur friedlichen Lösung that, von dem Militärbefehlshaber, seinen Offizieren und den Localbehörden systematisch durchkreuzt wurde, die nur noch von Landfriedensbrechern, Rebellen und Revolutionären sprachen.

An dem Tage, an welchem die Polenführer mit Willisen den

*) Privatschreiben Auerwald's an Willisen vom 8. April.

Vertrag abgeschlossen hatten, erfuhren sie, daß Kolomb mit fünf Bataillonen und zehn Geschüzen in der Nacht vom 9. auf den 10. April Schroda angreifen solle. Das Nationalcomité wurde dadurch so in Allarm versezt, daß es im Begriff war, an Mieroslawsky den Befehl zu senden, zuvor zu kommen, und den „Feind“ auf allen Punkten anzugreifen. Doch stand man von diesem Gedanken der augenblicklichen Aufregung ab. Auf preußischer Seite aber meinten gewisse Leute, bei solchen Beweisen über die Absichten der Polen haben die preußischen Truppen das unzweifelhafte Recht, den Angriff auf die Polen zu beginnen. Kolomb gab ihn nur auf, von Willisen dazu gezwungen, da dieser die höchste Staatsgewalt repräsentirte.

An mehreren Punkten aber hielt sich das preußische Militär die Bedingungen des Vertrags zu achten so wenig für verpflichtet, daß es die waffenlos heimkehrenden Polen anfiel, und sie unter Hohn und Mißhandlung ihrer auf Wagen mitgeführten Waffen beraubte. Die Offiziere waren unmuthig über den Vertrag, der ihnen mißfiel, weil sie gerne gekämpft hätten, oder wohl, weil sie nicht glaubten, daß, so lange die „Insurrektion“ für die jeden Augenblick wieder zu sammelnde Landesbewaffnung an einem organisirten polnischen Korps einen Mittelpunkt habe, die Revolution beendet sey.

Die Auflösung der damals gegen zwanzig tausend Mann starken Truppen bis auf drei tausend war schwierig. Sie brannten, die Gränze des Königreichs Polen zu überschreiten, und ihren Hauptfeind, die Russen, anzugreifen; jezt sollten sie, im Augenblick, da alle Völker die Befreiung erstrebten, die Waffen niederlegen: sie erklärten dieses Ansinnen für Verrath. Die Führer hatten nach der Behauptung des Generals von Kolomb zuerst den Gedanken, durch die bewaffneten Lager Preußen mit Rußland so zu compromittiren, daß ein Krieg zwischen beiden unvermeidlich wäre; dann, als sie das aufgeben mußten, den zweiten Gedanken, durch diese Bewaffnung der preußischen Regierung möglichst viele Zugeständnisse abzudringen; und als sie auch das scheitern sahen, haben sie nur noch einen möglichst ehrenvollen Rückzug begehrt.

Gewiß ist, daß die Behauptung der Preußen, die Polen in Posen haben im gleichen Augenblicke, wo sie alle möglichen Kräfte

gegen die Russen vereinbaren mußten, die Preußen und die Russen zugleich als Feinde sich aufladen wollen, widersinnig ist; wohl aber natürlich, daß sobald das Benehmen der preußischen Truppen über ihr Vorhaben gar keinen Zweifel mehr übrig ließ, unter den Polen Stimmen sich erhoben und fragten, ob es, wenn es doch zum Kampfe kommen sollte, nicht besser wäre, sofort alle Vortheile ihrer Stellungen nach Möglichkeit zu benüzen, und wenigstens die Conzentrirung der preußischen Streitkräfte zu erschweren.

Aber das Nationalcomité erklärte sich gegen solche Ansichten auf das Entschiedenste, weil ein Kampf mit Preußen für die polnische Sache die unheilvollsten Folgen haben müßte.

Diese Männer suchten die bewaffneten Lager zu überzeugen, daß die beschlossene Auflösung eine Bedingung der verheißenen nationalen Neugestaltung sey, daß die leztere sie in den Stand sezen müsse, zum erfolgreicheren Kampfe für das polnische Vaterland sich desto besser vorzubereiten. Sie fanden wenig Gehör. Mit entblöster Brust stellte sich ein Geistlicher, Probst Kegel, den Sensenmännern entgegen, die ihre Waffen nach den Verräthern schwangen, wie sie das Nationalcomité nannten, und beschwor sie im Namen des Vaterlandes, der geschlossenen Uebereinkunft Folge zu leisten. Das wirkte, und die ausdrückliche Erklärung der Anführer, daß sie nur auf unbestimmten Urlaub entlassen werden. Wir wollen also, sagten die Sensenmänner, wenn das zum Heil unseres Vaterlandes nöthig ist, dem Rathe der Führer und der Geistlichkeit folgen, möchten wir jedoch nicht einst diese preußische Vermittlung zu beweinen haben.

So wurde am 11. April die Bedingung für den Beginn der Nationalreorganisation von Seite der Polen endlich erfüllt. Willisen selbst fand sich, weil er die Polen nicht entwaffnet hatte, unter seinen eigenen Leuten in Lebensgefahr. Die Deutschen und ein Theil der Truppen, Schlesier, nahmen eine drohende Stellung gegen ihn, den höchsten Vertreter der Regierungsgewalt im Lande, an. Ein Bataillon meuterte gegen ihn auf dem Marsch, und die Haufen künstlich zur Wuth entflammter Deutscher und Juden, die sich vor der Wohnung Willisen's drohend sammelten, veranlaßten ihn in der Nacht, bei dem Oberpräsidenten von Beurmann sich zu

verbergen. Sie verlangten die Ungültigkeit der Uebereinkunft und die Abdankung Willisen's*).

Willisen hatte nicht entwaffnet, nur aufgelöst, weil das erstere ohne Blutvergießen unmöglich gewesen wäre: sie wollten die Entwaffnung, weil sie Blutvergießen wollten, sich selbst zur Rache und zur Sicherheit zugleich. Unter dem 14. April ertheilte das Ministerium der durch Willisen abgeschlossenen Uebereinkunft die Genehmigung, ohne nur einen einzigen Artikel von Bedeutung in etwas zu ändern, ausgenommen die Einstellung in die posener Division, worüber sich das Ministerium das Nähere vorbehielt. Polen behaupteten, zu Posen haben am 11. und 12. April, wie zu Krakau und Prag seiner Zeit, russische Agenten hauptsächlich die Massen aufgeregt.

Aus dem Briefwechsel zwischen Auerswald, dem Minister des Innern, und dem General von Willisen muß man den Glauben schöpfen, daß es dem ersteren wie dem leztern und dem König von Preußen Anfangs redlicher Ernst war mit der Neugestaltung Posens in nationalem Sinn. Der Gang der Thatsachen aber in Posen legt den Verdacht nahe, daß die Reaktionskamarilla neben dem Ministerium und dem Könige wirkte, und daß die Militärbehörden in Posen in dieser Richtung beeinflußt wurden; eben so liegt urkundlich vor, daß der unter der Reaktion stehende deutsche Klubb in Posen sich gegenüber dem Ministerium und dem König wie der deutschen Nationalversammlung grobe Täuschungen erlaubte.

Die Deutschen dagegen beschuldigten die Polen, es sey von ihnen Alles auf Täuschung abgesehen gewesen. Die feindseligen Aufwiegelungen der Polen, namentlich des Adels und der Geistlichkeit, seyen nach der Uebereinkunft eben so thätig betrieben worden, als früher. Die Zahl der Mannschaften wurde, sagen diese, in keinem der vier Lager auf die festgesezte Zahl herabgebracht, die Insurgenten belegten vielmehr mit ihren Mannschaften die umliegenden Orte in der Nähe der Lager, um über ihre wahre Stärke zu täuschen, und trafen sogar die Maaßregel, einen Theil ihrer Leute zu entlassen, während andere Contingente heran gezogen und

---

*) Schreiben des Oberpräsidenten von Beurmann an den Minister des Innern vom 12. April.

der Ausbildung wegen einige Zeit im Lager festgehalten wurden; diese wechselten dann später mit ferneren Zuzügen. Die Sensenträger, welche entlassen wurden, waren Tagelöhner, die ihre Heimath in der Nähe hatten, und auf das erste Signal mit der Sturmglocke oder durch die zahlreichen Feuerzeichen auf den Höhen wieder eintreten sollten. Die Artillerie (Böller), welche nach der Uebereinkunft einem höhern preußischen Offizier zur Verfügung gestellt werden sollte, war von den Polen weggefahren worden, und die Preußen fragten vergeblich danach. Eine eigentliche Entwaffnung lag nicht im Plane der Führer, sie wollten nur Zeit gewinnen, um ihre Schaaren noch besser zu organisiren, und die erwarteten Waffen und Schießbedarfsvorräthe heran zu ziehen, welche zum Theil in die Hände der preußischen Behörden fielen. Sie wollten für die rechte Zeit einen wohlerhaltenen Stamm für die allgemeine Landesbewaffnung bereit haben. Die Sammelpläze waren für die Bewaffnung jedes Kreises bestimmt, ein ausgedehnter Kurier- und Botendienst über das ganze Land organisirt, Lärmstangen und Feuerzeichen auf jede Höhe gestellt, das Sturmläuten als Sammlungssignal festgesezt. So konnte man leicht auf jeden Punkt des Landes eine so bedeutende Zahl irregulären Landsturmes conzentriren, daß derselbe, auf die eingeübten Schaaren in den Lagern gestüzt, eine nicht unansehnliche Macht war. Diese Macht würde in der Stille immer mehr angeschwollen seyn, besonders wenn man dem Verlangen der Polen nachgegeben, und die Truppen aus der Nähe der Polenlager zurückgezogen hätte. Die Soldaten polnischer Nationalität in den preußischen Reihen wurden von diesen weg in die polnischen Lager verlockt durch Schriftstücke in Briefform abgefaßt, welche in zahlreichen Exemplaren auf die verschiedenste Weise diesen Soldaten zugesteckt wurden, sogar durch sehr vornehme Damen. Die Edelleute tanzten mit den Bauernmädchen, und die Edelfräulein mit den Bauernburschen; doch das hätte das durch lange Gewaltherrschaft des Adels begründete Mißtrauen gegen denselben nicht besiegt, aber wem sollte denn der fromme Pole glauben, wenn nicht seinem Geistlichen? Die Begriffe Nationalität und Religion fließen in der Vorstellung des polnischen Volkes so ganz in eins zusammen, daß wer nach der Religion eines fragt, die Antwort erhält: „ich bin polnisch und jener ist deutsch“, weil die

Deutschen in Posen meist Protestanten, die Polen katholisch sind. So erzählte man Preußischerseits.

Die preußische Regierung fürchtete besonders das Herannahen des Osterfestes und der damit verbundenen allgemeinen Beichte und Absolution. Nach einer alten Prophezeihung sollte Polen frei werden, wenn der Tag des heiligen Adalbert auf Ostern fiele. Das traf in diesem Jahre ein. Unter den Preußen lief das Gerücht, dieser Tag sey für den Ausbruch des allgemeinen Aufstandes längst vorher bestimmt, und der Aufstand werde eine stark religiöse Färbung tragen. Die vierzehn Tage vor und nach Ostern stattfindende Osterbeichte dauerte vom 9. April bis zum 7. Mai und es ist zu glauben, daß die Geistlichkeit diese Zeit patriotisch benützte, was man Preußischerseits eine Herabwürdigung des Beichtstuhls und der Kanzel nannte.

Die aus den Lagern ruhig Heimkehrenden flüchteten sich zum Theil nach dem Lager zurück, da die preußischen Soldaten sie *nicht* mit den Waffen in die Cantonnirungen einlassen wollten und sie mißhandelten: sie fühlten sich sicherer im Lager als in der *Heimath*. General von Colomb wurde von seinen Umgebungen zu *Gewalt*maaßregeln fort gedrängt. Während die Frist des Auseinandergehens auf den 11. April festgesetzt war, wurden bereits am 10. April, also vier und zwanzig Stunden vor Ablauf der Frist, die in Trzemeszno befindlichen polnischen Truppen von den Preußen angegriffen. Die Polen verloren dabei über sechzig Mann an Todten und Verwundeten, die preußischen Soldaten, meist Pommern, erlaubten sich schaudererregende Mißhandlungen an gefangenen Polen, und Raub und Plünderung. Da war ein lauter Schrei über schändlichen Verrath unter den Polen, die Erbitterung stieg zu einer fanatischen Wuth, die sich gegen Juden entlud, welche während des Gefechts in Trzemeszno von hinten auf die Polen geschossen. Mit eigener Lebensgefahr thaten die Führer der Polen weitern Ausbrüchen Einhalt, doch kam es in Wreschen zu ähnlichen blutigen Auftritten. Der unverantwortliche Angriff auf Trzesmeszno erschwerte noch mehr das Auflösungsgeschäft, denn die Bauern schrien nun, man werde sie verrathen wie bei Trzemeszno.

Auf die Kunde von diesen Ereignissen baten die Polen den General Colomb, den Zeitraum des Auseinandergehens um zwei

Tage zu verlängern und die preußischen Truppen auf eine Meile von den Lagern der Polen entfernt zu halten. Colomb ging darauf ein. Dem ungeachtet rückten schon am 15. die Vorposten des Generals Hirschfeld dicht vor die Stadt Wreschen. Die Polen, die im Vertrauen auf die Verlängerung der Frist ruhig ihre Auflösung betrieben, schickten zwei Parlamentäre an Hirschfeld, um ihn auf die Bedingungen der Uebereinkunft und auf die Fristverlängerung aufmerksam zu machen. „Machen Sie, daß Sie fortkommen, erwiederte der General ganz kurz, ich kann für Ihre Sicherheit nicht stehen!“ Auf der Rückkehr wurden die Parlamentäre von wüthenden preußischen Soldaten umringt, Angesichts der Offiziere mißhandelt, mit Steinen und Knütteln verwundet, nur der Schnelligkeit ihrer Pferde verdankten sie ihre Rettung.

Sobald Willisen diese beiden Verlezungen der Uebereinkunft, die sich das preußische Militär zu Schulden kommen ließ, erfahren hatte, beschwor er die Generale von Hirschfeld und von Wedell im Namen des Königs, die Uebereinkunft zu beobachten, und erklärte jedes Heranrücken der preußischen Truppen an die polnischen Lager als vertragswidrig. Die Polen räumten Wreschen, um jede Veranlassung zu einem blutigen Zusammenstoß zu vermeiden; mit Bewilligung des königlichen Commissärs verlegten sie ihr Lager nach Neustadt. Es war lächerlich und ruchlos zugleich, wenn Preußen behaupteten, nach der Uebereinkunft sey es auf keine Weise verboten gewesen, die vier durch den Vertrag eingeräumten Lager der Polen zu betreten, und es war nach den Vorgängen Recht und Pflicht der Polen, die Lager der Preußen wie die eines Feindes dem Feinde gegenüber zu betrachten. Sie umgaben sich darin kriegsmäßig mit Wachen und Posten, und verwehrten den preußischen Truppen jede Annäherung mit den Waffen. Auf preußische Soldaten, die das Gelüste ihres Hasses oder der Muthwille dennoch an die polnischen Lager heranzog, wurde Feuer gegeben; mehrere büßten so mit dem Leben. Der preußische Uebermuth aber nannte das direkte feindselige Angriffe und wollte den Polen kein Recht zuerkennen, die Preußen von den Orten entfernt zu halten, die den organisirten Truppen der Polen von dem königlichen Commissär als Garnisonen angewiesen waren. Preußische Oberoffiziere wagten zu behaupten, die preußischen Truppen haben sich nicht daran zu binden, weil

diese Punkte nicht in der Uebereinkunft von Jaroslawiec genannt seyen. Es ist handgreiflich, man wollte die Polen zum Aeußersten reizen, um über sie herfallen und sie vernichten zu können.

Die Insubordination bei einem Theil der preußischen Truppen war groß, und es ist in dieser Hinsicht ganz gleich, ob die Generale oder die Untergebenen Schuld sind. Colomb hatte von Anfang an die Aufgabe des königlichen Commissärs, das Land zu beruhigen, durch Proklamationen erschwert, die im entgegengesezten Sinn abgefaßt waren, und die davon abhängige Neugestaltung unmöglich gemacht. Hatte er den Befehlshabern der einzelnen Colonnen die Uebereinkunft vom 9. April bekannt zu machen und ihnen die Beobachtung derselben anzubefehlen unterlassen, so war er höchst strafbar. Wenn aber die Befehlshaber davon unterrichtet waren, zu welcher Verantwortung sind sie von ihm für die Nichtbeachtung derselben gezogen worden? Zu keiner. — Als Willisen vom platten Lande nach der Stadt Posen zurück kam, verwehrte ihm der General von Colomb das Absteigen in der Stadt, er mußte auf der Festung bleiben. „Die Deutschen, sagte Colomb dem königlichen Commissär vor vielen Ohren, werden Sie insultiren, die Polen werden es nicht leiden, und es gibt Scandal." So stand es mit der Ordnung der Deutschen in Posen. Fünfmal, nach dem Zeugniß der ministeriellen Denkschrift, mißachtete Colomb die ihm vom Ministerium ertheilten Befehle, die Polen nicht anzugreifen.

Willisen überzeugte sich an Ort und Stelle davon, ob und wie den Bedingungen der Uebereinkunft von den Polen genügt worden. Die deutschen und jüdischen Einwohner versicherten ihn aller Orten, wo die polnischen Schaaren standen, ihrer größten Zufriedenheit mit diesen und baten, die polnische Garnison noch länger behalten zu dürfen. Die deutschen Einwohner von Schroda gaben sogar die schriftliche Erklärung ab, daß, so lange die Polen in ihrer Stadt standen, sie sich der größten Ordnung zu erfreuen hatten, die preußischen Truppen aber nach ihrem Einrücken die fürchterlichsten Exzesse verübten. Eine gleiche Anerkennung der Polen gäben Neustadt, Miloslaw, Pleschen, Grätz; an der Spize des deutschen Comité's der lezten Stadt, das diese Erklärung erließ, stand der Name des Justizkommissärs von Colomb, eines Neffen des kommandirenden Generals.

Willisen erklärte in einer am 17. April erlassenen Kundgabe, daß die Polen die ihnen in der Uebereinkunft gestellten Bedingungen erfüllt haben, und daß das Land bereits beruhigt sey; dem gemäß stehe der nationalen Reorganisation des Großherzogthums kein Hinderniß mehr im Wege. Er ersuchte nun den General Colomb, die ihm nach der Uebereinkunft obliegenden Dinge zu erfüllen, und zwar einen höheren preußischen Offizier zur Beaufsichtigung der polnischen Schaaren zu bestimmen, die polnischen Schaaren selbst in die posensche Division einzustellen, und die militärischen Maaßregeln zu sistiren.

Die Ausführung dieser Maaßregeln war um so nothwendiger, als dem königlichen Commissär von allen Seiten die traurigsten Berichte und Beschwerden zugeschickt wurden über schaudererregende Exzesse, die sich die fliegenden preußischen Colonnen zu Schulden kommen ließen. Diese Colonnen verbreiteten überall Schrecken. Unter dem Vorwand Waffen zu suchen, die laut der Uebereinkunft ein jeder Pole behalten durfte, plünderten und mordeten sie Wehrlose, unter Hohngelächter und Spott; Offiziere, Unteroffiziere und Gemeine waren darin eifrig. Am 4. April wurde Graf Potocky, im Begriff einen Haufen Sensenmänner, die ein räuberisches preußisches Militärdetachement vom 21. Infanterie-Regiment zurücktreiben wollten, zur Ruhe zu weisen, im Rücken durch mehrere preußische Schüsse vom Pferd zu Boden gestreckt. In dem Gefecht, das darauf sich entspann, fielen noch zwei polnische Bauern, die übrigen ergriffen die Flucht. Am 9. April überfiel eine Abtheilung Dragoner, von zwei Offizieren befehligt, die Stadt Miescisko, schon vor der Stadt ließen sich Schüsse hören, die in der Kirche als am Palmsonntag versammelte Menge verlief sich, die Bürgerwehr besezte den Kirchplaz, die Dragoner schossen auf die vor der Kirche versammelte Menge, ein Schulze stürzte todt, eine Frau schwer verwundet; die Bürgerwehr gab eine Salve und mehrfach verwundet zogen sich die Dragoner zurück.

Die Studenten, die mit Waffen nach Posen aus Berlin kamen, wurden in der Stadt Angesichts der höchsten militärischen Behörden aufs Schimpflichste insultirt, zwei von ihnen sehr mißhandelt, von Soldaten schwer verwundet und der Waffen beraubt, ohne daß ihnen Genugthuung ward. Der hochschwangeren Frau Brodzka zu

Gonsarzewo am 4. April wurden die Bajonette an die Brust gelegt, um sie zur Abnahme der polnischen Kokarde zu zwingen. Den greisen, bettlägerig kranken polnischen Rittmeister Lizak zogen am 10. April preußische Soldaten auf seinem Gut bei Dobrzyka aus dem Bette, spieen ihn an und mißhandelten ihn unter den ärgsten Verhöhnungen, in dieser Stadt selbst wurde der vier und siebzigjährige Bürger Krzypinski, die Frau Mateka und ihre Tochter nebst vielen andern Männern, Frauen und Mädchen unter Beschimpfungen mit Kolbenstößen mißhandelt. Am 8. April durchwühlte zu Schwersenz ein Lieutenant mit zwanzig Mann die Gräber auf dem Kirchhofe, ließ die Särge öffnen und entweihte die Todten und ihre Gebeine, angeblich, weil er nach Waffen suchte.

Nirgends hörte man, daß diese Frevel von den Oberbefehlshabern geahndet wurden, so sehr sie die Polen erbitterten. Nach der Uebereinkunft von Jaroslawiec, nach deren Erfüllung den Polen Ruhe und Frieden verheißen war, mehrten sich nur die Gräuelscenen durch die preußischen Soldaten. Zu Schrimm nahmen Major Bosse und seine Leute die erste Kunde von der Uebereinkunft mit solcher Wuth auf, daß sie durch Provocationen einen Zusammenstoß herbeizuführen suchten. Man verhöhnte die Nationalfarben, man insultirte friedliche Polen auf offener Straße, das Volk strömte zusammen, das Militär hieb mit blankem Säbel ein, zwei Bürger wurden schwer verwundet davon getragen, das durch Sturmgeläute herbeigerufene Landvolk wurde nur durch den Ortspfarrer beschwichtigt. Zu Kurnik wurden am 11. und 12. April von schwarzen Husaren, Kürassieren und einer Abtheilung des siebenten Infanterieregiments alle Häuser geplündert, das Mobiliar verwüstet, die Betten zerrissen, Heiligenbilder aufs Bajonett gespießt, die Cruzifixe in kleine Stücke gehauen; Bürger und Frauen, die ihre Habe vertheidigen wollten, wurden durch Kolbenstöße und Bajonettstiche verwundet, ein Arbeiter, der seiner schwangern mißhandelten Frau zu Hülfe kam, mit Bajonetten todt gestochen; und selbst die schönen Gartenanlagen, darunter eine sorgfältig und kostbar angelegte Pflanzschule im Schloßgarten des Grafen Dzialynski, zerstörte der Muthwille gänzlich.

Eben so wurde in der Nacht vom 11. auf den 12. April von preußischen Soldaten ein Einfall in die Probstei zu Polajewo ge-

macht, der Probsteipächter im Beiseyn des Distriktscommissärs Trautmann verhaftet, seine Frau mit Bajonetten und Kolben am Kopfe verwundet, der greise Jubilarpriester Chodymski aus dem Dorfe gejagt. Aehnliches geschah zu Kobylin Bürgern und dem Geistlichen. Am 11. April wurden in Trzcionek dem acht und achtzigjährigen Vater der Gutsbesizerin Mikorska, seiner Frau und Tochter die Pistolen auf die Brust gesezt, Waffen abgefordert und sie mißhandelt. In Trzemeszco wurden die verwundeten Polen von den Juden in die Häuser gelockt und dort furchtbar getödtet. Am 12. April plünderte und raubte eine Abtheilung des neunzehnten preußischen Infanterieregiments unter dem Lieutenant von Drygalski zu Kamionki: auf Befehl des Führers, das Geraubte zurück zu geben, wurden nur Kleinigkeiten zurückgestellt, Geld und Geldeswerth behielten sie. Am 15. April erlaubten sich zwei Compagnien des sechsten Landwehrregiments und eine Schwadron Uhlanen in Wreschen mit zügelloser Wuth die gröbsten Exzesse, Bürger wurden wund geschlagen, die junge Gräfin Poninska — der Graf hatte sich geflüchtet — in ihrer Wohnung überfallen, mit den gemeinsten Schimpfwörtern insultirt, das Haus nach Waffen ausgesucht, und da sie außer einigen alterthümlichen Waffen, die sie wegnahmen, keine fanden, sezten sie der hochschwangeren Frau die Bajonette an den Leib, um sie zur Waffenangabe zu zwingen. Nach dieser Haussuchung vermißte die Gräfin eine Börse mit 150 Thalern. Bürger wurden geprügelt, in Nekla mehr als 1500 Reichsthaler geraubt, dem Pfarrer auf Klage einiges zurück erstattet, die Wahrheit der übrigen Beschwerden von General von Hirschfeld verneint, weil er bei einer zehn Tage nach der That veranstalteten Untersuchung die vermißten Gegenstände bei den Soldaten nicht vorfand. Endlich erschien ein Corpsbefehl von Colomb, der diese Gräuel verpönte und mit Ahndung bedrohte. Der Erfolg war: Am 16. April wurde Czarnotki überfallen, unter Major Rössel, und da die herrschaftliche Wohnung den Soldaten nicht sogleich geräumt wurde, stießen sie die Thüren mit Kolben ein, behandelten das Haus mit allem seinem Inhalt als eine im Sturm genommene Festung, knebelten den Gutsherrn, sperrten ihn über Nacht in einen Keller, demolirten die Zimmer, stießen mit Kolbenschlägen der alten Mutter des Gutsbesizers die Zähne ein, mißhandelten seine Schwester.

Am 19. April fiel zu Gostin, als die Preußen den polnischen Parlamentär vom Pferde rissen und beraubten, ein Schuß gegen das Militär, und dieses überfiel das Volk: unter den sechs getödteten Polen waren zwei krüppelhafte Bettler, deren einer im Hospitalgarten erschossen wurde.

Am 14. April wurden in Bardo Polen verwundet und getödtet, die ruhig ihre Arbeit versahen, und die Kirche erbrochen und entweiht, um nach Waffen zu suchen. Da die fliegenden Colonnen überall mit Mord und Raub kamen, die Uebereinkunft aber die Sistirung aller militärischen Maaßregeln festsetzte, so war es natürlich, daß die Polen, zumal ganz ruhige Ortschaften, Anstand nahmen, solche preußische Besuche zu bewirthen, oder sogar Widerstand leisten wollten: das Volk mußte glauben, daß die Uebereinkunft von den Militärbehörden nicht anerkannt sey, da der wichtige Punkt der Einstellung aller militärischen Maaßregeln in nichts befolgt war, und man die Soldaten nach wie vor wüthen ließ. Zeigten sich wo die Preußen, so glaubte das Volk, sie kommen nur, um zu plündern, zu brennen und zu morden, und flüchtete sich aus den Dörfern in die Lager.

So fanden auch die Quartiermacher des Majors Johnston in Kozmin am 22. April sich von einigen betrunkenen Polen, die aus einer Schenke herausstürzten, mit Sensen und Gewehren angefallen, zwei wurden ermordet. Dem einen davon, der, von einem Schuß und einem Sensenhieb zusammengesunken war, und sich kriechend auf der Straße fortschleppte, wurde von einem wüthenden Weib unter hohnlachendem Jubel der Andern mit der Axt eine Hand abgehauen, und dann der Schädel gespalten. Johnston begnügte sich nicht, die Schuldigen sich ausliefern zu lassen, sondern ließ sofort die wehrlose Stadt angreifen. Der Kreiscommissär Chlapowski, der zur Ruhe und Geduld laut auf der Straße ermahnte, wurde von den Preußen niedergeschossen, viele Menschen getödtet, viele Häuser geplündert. Chlapowski schleppte sich in die Probstei, der Pfarrer floh auf seinen Rath, da die Soldaten ihn niederzumezeln gedroht hatten; die Soldaten drangen ins Haus, thaten nach dem zu Boden liegenden Chlapowski sieben Schüsse, plünderten das Haus, erbrachen die Kirche, beraubten die Kirchenkasse und den Opferstock, zerschlugen die Orgel, beschimpften die Heiligenbilder,

schlugen den Vikar mit Kolben und Fäusten zu Boden, und als sie erfuhren, daß es nicht der Probst noch sein Bruder sey, ließen sie ihn gehen. Der sterbende Chlapowski rief ihn um die Sterbsakramente. Im Begriff, sie ihm zu bringen, wurde er wieder mit Bajonetten und Kolben zugerichtet, daß er besinnungslos liegen blieb; andere schleppten ihn, bluttriefend am ganzen Körper, ins Gefängniß. Am 22. April wurde in Strzelno der acht und siebzigjährige Geistliche verwundet, am 4. Mai in Buck der Geistliche Bielski, als er von der Kirche in seine Wohnung gieng, von preußischen Soldaten meuchlings erschossen.

Am 22. April floß viel Blut in einem Gefecht bei Adelnau, wo die polnischen Freischaaren, denen die Stadt durch den königlichen Commissär eingeräumt war, von preußischen Jägern unter Oberst Bonin angegriffen wurden. Am 26. April stürzten zehen preußische Husaren mit Pistolen und Kleingewehr, ohne den mindesten Anlaß und ohne Meldung, in das Gesellschaftszimmer der Gutsherrschaft zu Slupi, wo gerade Gesellschaft war, und erschossen den Gutsherrn Sadovski, Angesichts seiner Mutter und seiner Schwägerin, und dazu kommende Infanteristen spalteten ihm mit Kolben den Schädel und verstümmelten die Leiche mit Bajonetten, unter Hohngelächter und wilder Spottrede. Diese Bande war ohne Anführer, ein Assessor Göldner aus Schubin war mit ihnen gekommen.

Nichts empörte das polnische Volk so sehr, als die Beschimpfung seiner religiösen Sitte, seines katholischen Glaubens, die Zerhackung seiner Heiligenbilder, das Schießen nach den Bildnissen des Gekreuzigten an den Straßen, die Mißhandlung oder Ermordung, Verhaftung oder Verjagung seiner Priester. Das, neben den andern Gräueln, versezte das polnische Volk in eine fast thierische Wuth. Es griff zu Repressalien gegen Deutsche und Juden, und mordete und raubte auch seinerseits. In Miloslaw wurden die Juden wie in Wreschen mißhandelt, ihre Häuser demolirt, Männer und Frauen verwundet, in Wreschen sogar gegen schuldlose Judenmädchen von den Polen Gräuel verübt.

Je öfter solche Gefechte und Mordscenen von dem Militär herbeigeführt wurden, desto stärker sammelte sich überall das Volk; es sah die Uebereinkunft nur für eine Hinterlist an, und wollte ihr durch bewaffnete Versammlungen entgegenwirken. Die Höhe

des Mangels an Disziplin zeigt der Ueberfall der Wohnung des königlichen Commissärs Willisen durch deutsche und jüdische Bevölkerung Posens. Als diese das Hotel, das nur einige Schritte von der Commandantur und dem Generalcommando entfernt war, angriff und den dortigen Wachposten mit dem Geschrei: Willisen verdiene keine Wache, vertrieb: Da hielten militärische Behörden belobende Standreden, das ließ man geschehen unter dem Belagerungszustand; hätten die polnischen Einwohner zu so etwas Miene gemacht, die hätte man mit Kartätschen beruhigt.

Colomb ließ den königlichen Commissär ungestraft beschimpfen. Er ließ die Hauptbedingungen der Uebereinkunft von seiner Seite unerfüllt, troz ihrer Genehmigung durch das Ministerium. Wäre der Uebereinkunft gemäß ein höherer preußischer Offizier zur Oberaufsicht der polnischen Freischaaren zeitig geschickt worden, so war manchem Mißverständniß vorgebeugt: Colomb schickte keinen, so viel er auch Offiziere hatte. Wären die polnischen Freischaaren der Uebereinkunft gemäß in die posensche Division eingestellt worden, so standen sie nicht mehr gegen die Preußen, sondern unter den Preußen: Colomb stellte sie nicht ein; wurden, wie es die Uebereinkunft verlangte, die fliegenden Colonnen zurückgezogen, so hörte das Unheil im Lande auf, das nur sie theils anrichteten, theils hervorriefen: Colomb zog sie nicht zurück, so sehr sie wütheten, so offen ihre Insubordination, ihre Zuchtlosigkeit zu Tage lag. Es ist klar, Colomb diente als Werkzeug einer höheren Gewalt, er mußte seine geheimen Instruktionen haben, auf solchem Wege die Polen dahin zu treiben, daß man sie zum Aufgeben ihrer nationalen Forderungen auf dem Schlachtfelde zwingen könnte.

Statt der Uebereinkunft nachzukommen, bewirkte sein Beispiel, daß sowohl das Militär als die Beamten den Anordnungen des königlichen Commissärs wie der Uebereinkunft abhändig waren: nicht einmal Willisens kluger Anordnung, daß den Landräthen, die nicht polnisch verstehen, ein der polnischen Sprache kundiger, das allgemeine Vertrauen besizender Kreisinsasse beigegeben werde, fügten sich alle Landräthe, und der zeitweilige Landrath des gnesener Kreises erklärte dem königlichen Commissär, er werde keinen solchen Kreisinsassen annehmen, und wenn Herr von Willisen selbst komme, so

könne er nicht für die Sicherheit der Person des königlichen Commissärs in Gnesen stehen.

So sehr hatten die preußischen Truppen, berufen, Ordnung, Sicherheit und Gesez zu schüzen und zu erhalten, alle Bande der Disziplin zersprengt, so rebellisch waren die Civilbeamten gegen den Vertreter der höchsten Regierungsgewalt des Staates. Die bromberger Regierung und General von Brandt behaupteten in Bekanntmachungen, welche unter den Landleuten, selbst in den Kirchen verbreitet wurden, die Gutsherren bezwecken die Wiederherstellung der Leibeigenschaft und die Preisgebung des Großherzogthums an Rußland. Dadurch sollten die Landleute gegen die Gutsherren erbittert werden: die Mordscenen in Gallizien konnten dadurch ein Nachspiel in Posen erhalten.

Der königliche Commissär sah die Unmöglichkeit ein, bei diesem Treiben der Behörden im Großherzogthum sein Werk fortzusezen. Er gieng nach Berlin, um sich ausgedehntere Vollmachten auszuwirken und die Lage der Dinge darzulegen.

Das war die Losung zu neuen offenen Gewaltthaten gegen die Polen. Colomb entsandte neue fliegende Colonnen, welche Mord und Brand im ganzen Großherzogthum verbreiteten und auch die ruhigsten Einwohner durch ihre Frevel empörten. Der militärische Terrorismus behielt Recht, ungeachtet das Staatsministerium nicht nur von Polen, sondern auch von den Deutschen, und zwar von den geistvollsten und durch Geburt wie durch Gesinnung edeln Deutschen, in genaue Kenntniß der Zustände gesezt war. Potworoski, den das Ministerium selbst zum Oberpräsidenten machen wollte, schilderte mündlich und schriftlich demselben die Lage der Dinge und die Wahrzeichen der nationalen Erbitterung, dabei schlug er die entsprechenden Maaßregeln vor. Statt darauf einzugehen, ersuchte das Ministerium den Erzbischof Przyluski, selbst und durch Geistliche seiner Diezöse Worte der Ermahnung zur Eintracht und Brüderlichkeit zu predigen und predigen zu lassen. Der Prälat erwiederte: „Diese war da, sie schien unvergänglich, wurde durch meine Geistlichen von allen Kanzeln gepredigt und durch Gottesdienst gefeiert. Eine feindliche Reaktion trat ihr entgegen und artete in eine Verfolgung des polnischen Elements aus. Wenn auf diese Weise mit Waffengewalt die Ordnung hat hergestellt wer-

den sollen, so wird das Ministerium selbst einsehen, daß ich unmöglich Worte des Friedens im Namen der Kirche habe erlassen können; denn Gottes Wort soll und darf nicht durch Bajonette unterstüzt werden. Das Volk wird aufgereizt und zu lokalen bewaffneten Versammlungen provozirt durch die Unordnungen und Exzesse, die sich das Militär und die Exaltirten unter den Deutschen und Juden erlauben, von Beamten aufgehezt, die um ihre Stellen besorgt sind. Ich würde mich gegen die moralische Haltung des Volkes, die es gezeigt hat, versündigen, wenn ich es jezt zur Ruhe, die es nicht stören will, ermahnen wollte. General von Colomb hat sich selbst bewogen gefunden, durch einen Corpsbefehl zu erklären, daß einzelne räudige Schafe unter den preußischen Truppen sich befinden. Die Untersuchung wird ergeben, daß diese Raude schrecklich um sich gegriffen hat. Rechnet man dazu die geschäftigen Agitationen der Beamten, so scheint mir die Zumuthung, das polnische Volk durch einen Hirtenbrief zur Ruhe zu ermahnen, unbegreiflich, wenn die Unruhe von den Deutschen und von dem Militär provozirt wird. Ich könnte es nur zur Duldung ermahnen, die ihm gewordene Schmach und Gewaltthätigkeiten aller Art in christlicher Ergebenheit zu ertragen, und dieses kann ich dem Gouvernement gegenüber nicht, und wahrlich das Volk erträgt viel, und hat die Geduld eines Lammes. Vier Wochen sind bereits verflossen, und es ist noch kein Anfang von der feierlich verheißenen nationalen Reorganisation gemacht, und welche Riesenschritte hat seitdem die Reaktion gethan! Und doch ist die Reorganisation das geeignetste Mittel, das Land zu beruhigen. Man ziehe das preußische Heer zurück und beginne zu reorganisiren." Noch verwahrte sich der Prälat gegen die Anschuldigung, daß Geistliche die Polen gegen die „Evangelischen" aufhezen; mit Recht; denn die zwei thätigsten und berühmtesten Führer der Polen, Liebelt und Cassius, waren beide deutscher Abkunft, beide evangelisch, der leztere sogar evangelischer Prediger.

Die katholische Geistlichkeit zeigte einen hohen Geist der Freiheit und der Vaterlandsliebe. Sie theilte die herrschende Gesinnung. Urheber derselben war sie nicht. Der allgemeine Volksgeist wird nicht gemacht, nur genährt. Und den Nationalgeist nährte die polnische Geistlichkeit, gemäß ihrem Beruf, alles Sittliche, Edle im Menschen zu pflegen. Die lange schwere Prüfungszeit, so sprach

sie dem Ministerium gegenüber, hat der Kirche eine höhere politische Bedeutung gegeben. Während alle vaterländischen Erinnerungen und Heiligthümer, die Sprache nicht ausgenommen, in dem öffentlichen Leben geächtet sind, finden sie ihr leztes Asyl an den Altären des Gekreuzigten, am Throne der Himmelskönigin, welche der patriotische Glaube auch zur Königin von Polen gekrönt hat. Vor der Angst der Welt flüchtet darum ihr Volk in das ewige Reich Gottes, wo da ist Friede und Freude im Geist. Das ist es, was den politischen Einfluß der Geistlichkeit begründet, und er ist wirksam, nicht in aufgestacheltem Fanatismus, sondern durch die Gewißheit der Treue, mit welcher sie an ihrem Volke und an ihrem Vaterlande hängt.

Vergebens klangen die Stimmen des Erzbischofs und der Geistlichen und der edelsten Deutschen und Polen in Posen an die Ohren des Ministeriums des Königs. Die falschen Berichte der reaktionären Büreaukratie, der durch die allgemeine Volksbewaffnung verlezte Militärstolz und die unter russischem Einfluß stehende Hofpartei hatten das Uebergewicht.

Eine Cabinetsordre vom 26. April verfügte die zweite Theilung des Großherzogthums. Diese zweite Theilung stüzte sich auf die Adressen, zu denen die Unterschriften großentheils erschlichen waren: im Ministerium prüfte man nicht, ob sie ächt oder unächt, ob sie wahr oder erdichtet waren, und man berücksichtigte nicht, daß gegen diese Scheidung Posens wie gegen das in den Adressen Gesagte mehr als hundert tausend Einwohner mit ihrer Unterschrift protestirten, darunter über die Hälfte Deutsche. Die Polen glaubten jezt nicht anders, als daß sie getäuscht worden, und zwar von Anfang an. Noch am 22. April hatte ein Theil angesehenster Polen sich nach Berlin begeben. Der Minister von Auerswald sagte ihnen in Gegenwart Willisens, daß General von Colomb Befehle erhalten, den Belagerungszustand der Stadt Posen, wenn nicht sehr wichtige Umstände dazwischen träten, aufzuheben, preußische Garnisonen nur an den Orten, wo sie verlangt würden, zu lassen, und keine militärische Maaßregel ohne ausdrückliche Aufforderung der obersten Civilbehörde zu ergreifen. Da auch die Cabinetsordre vom 26. April die Beruhigung des Landes für ausgeführt erklärte, so hofften die Rückkehrenden wenigstens den Beginn der nationalen

Reorganisation. Sie fanden statt das Ende der Anarchie die preußischen Truppen sengend und mordend.

Colomb leistete den Befehlen des Ministeriums keine Folge. Der Belagerungszustand der Stadt Posen wurde nicht aufgehoben und auf die polnischen Freischaaren am 29. April, gegen den Willen der preußischen Civilbehörde und den Ministerialbefehl, ein Angriff gemacht. Eine Verhaftung des Bürgermeisters zu Xiaz durch den Commandirenden des dortigen Lagers benuzten die Umgebungen Colombs zum Vorwande, um sofort ihrer Kampflust gegen die Polen den Zügel zu lassen. Colomb hörte nicht auf den Oberpräsidenten, der die Sache friedlich beigelegt wissen wollte, und gab die Befehle zum Angriff. Das Lager bei Xiaz wurde überfallen und gesprengt. Die Gefangenen wurden auf empörende Art mißhandelt, und als man nachher einige neunzig entließ, brandmarkte man sie zuvor alle mit einer schwarzen Beize am rechten Ohr und an der rechten Hand, aller Civilisation zum Hohn. Dem Ueberfall von Xiaz folgten die Angriffe auf das Lager in Miloslaw. Die schlesischen und pomerischen Regimenter, im Vertrauen auf ihre Zahl und ihre überlegene Bewaffnung, kehrten sich nicht an das Ungerechte dieses Angriffs. Aber die Sturmglocke heulte durch alle Dörfer, selbst die angesessenen Bauern, die früher der Bewegung fremd geblieben, eilten jezt den Ihrigen zu Hülfe. Man fand Dörfer, welche ganz von der männlichen Bevölkerung verlassen waren. Auf den Ruf der Glocke war diese bewaffnet ausgezogen. Die Angriffe auf seine Geistlichen und seine Heiligen brachten den Bauern auf den Glauben, es gelte der katholischen Kirche, man wolle sie deutsch und evangelisch zugleich machen. Die Lager von Neustadt und Pleschen eilten gleichfalls den Ihren in Miloslaw zu, und die Nothwehr der Verzweiflung siegte hier über die Preußen. Den von Colomb leichtsinnig begonnenen Bürgerkrieg beizulegen, dem Aeußersten zuvor zu kommen, baten die Polen abermals das Ministerium. Es schickte nicht mehr Willisen, sondern den General von Pfuel, am 3. Mai erst, nachdem es noch bei Wreschen zu einem Gefecht gekommen war.

Pfuel bestätigte sogleich das von Colomb gesezwidrig verkündete Standrecht, und es schien als wolle er Theil nehmen an den in armes Bauernblut getauchten Lorbeeren der andern Generale, welche

die Bauernhaufen der Sensenmännner übermächtig mit Kartätschen und Schrapnels niederschmetterten. Dieses Schreckenssystem konnte zwar Menschen tödten, aber das Vertrauen nicht wieder gewinnen; es belebte vielmehr die Gesinnung, es fachte Haß, Rache, Verzweiflung und Todeslust an. Pfüel glaubte dem Vorgeben Colombs, die Polen haben die Uebereinkunft gebrochen, und doch hatten nicht die Polen sie gebrochen, sondern Colomb und das preußische Militär. General Willisen erklärte dieß offiziell, öffentlich. Die Umgebungen Colombs suchten es umsonst zu leugnen, das Ministerium umsonst es zu bemänteln.

Von der Uebermacht der von allen Seiten andringenden preußischen Truppen eingeengt, schlossen die Führer der Polen am 9. Mai zu Bardo eine Capitulation, nach der sie bei Piatkowoczarne die Waffen strecken sollten. In der Nothwehr, da die Unterhandlungen aufgehört hatten, war den Polen es nicht zu verdenken, daß sie noch eine allgemeine Schilderhebung versuchten, die aber mißlang. Die zu Bardo geschlossene Capitulation fand wenige Bewaffnete im Lager vor. Die Polen waren in kleineren Haufen abgezogen und verbargen sich in den Wäldern, ihrer Sicherheit wegen.

Nach dem Krieg war der Zustand hundertfach trauriger als der Krieg selbst. Das Land sollte entwaffnet werden. Zu dem Zweck bewaffneten sich Deutsche und Juden, sammelten sich zu Freischaaren, unter Führung eines gewissen Treskow, eines Grafen Lüttichau und jenes Göldners, verbanden sich mit den fliegenden Militärcolonnen und verbreiteten im ganzen Land ihren Terrorismus. Jezt wurde gebrandmarkt, kahlgeschoren, geprügelt, geknutet, geschändet, geplündert, gesengt, gebrannt; Gefangene wurden von Soldaten auf dem Transport niedergeschossen, namentlich wurden auch Stockprügel angewandt, auf offenem Markt in Gegenwart von Oberoffizieren, unter dem schändlichsten Hohngelächter, um das Geständniß abzuzwingen, daß die Unglücklichen im Besiz von Waffen seyen*). Noch ärger als zuvor begann das Wühlen nach Waffen in den Kirchen, unter den umgestürzten Taufsteinen und Altären, in

*) Die Namen der Unglücklichen wie ihrer Peiniger, die Orte und die Tage für diese preußischen Thaten, sind, von Deutschen bezeugt, gerichtlich erhoben.

der Gruft, auf dem Kirchhof, besonders in frisch belegten Gräbern. Nicht bloß nach Waffen, nach Geld vorzüglich suchte die Plünderungssucht unter Spott und Lästerungen. Der plündernde preußische Soldat zündete, wenn er fertig war, an, Schlösser und ganze Dörfer, und ließ der Niedergemezelten Leichen und die kranken und verwundeten Polen in den Flammen der Häuser verbrennen. Deutsche Beamte und Offiziere fragten sich entsezt: „ob diese Rohheit des erbitterten ungebildeten Deutschen, diese viehische Mordlust, die selbst den besiegten Feind noch zu quälen und zu vernichten suche, ein Theil des deutschen Wesens sey*)?“

Ganz Polen beweinte in den Gemißhandelten seine Brüder, jeder Pole fühlte die Schläge mit, und unter dem Standrecht, zu einer Zeit, wo jeder Pole wie vogelfrei war, die Angesehensten flüchtig oder auf die Festungen geschleppt waren, damit man sie nicht wählen könne — ließ General Pfuel — zum deutschen Parlament wählen.

Das ist das Spiel, das mit der polnischen Nation getrieben wurde, das seine Pacifikation. Zwei Parteien, sagte man, hatten dabei ihre Zwecke: Die preußische Reaktion, um die Reorganisation unmöglich zu machen; die russische Partei, um die Sachen so weit zu treiben, damit der erste Kosake, der über die Gränze käme, von den Polen als ein Erlöser angesehen würde, wie im Jahr 1846 in Krakau**).

---

*) Worte des Oberlandesgerichtsassessors Fischer, eines außerhalb Posen gebornen Deutschen.

**) Quellen: Eine lange Reihe von Aktenstücken, Adressen, Protesten u. s. w., die von beiden Parteien in Posen an die deutsche Nationalversammlung eingesandt wurden. Darunter ganze kleine Werke, wie: 1) Ministerielle Denkschrift über die Ereignisse in Posen. 2) Zur Beurtheilung der polnischen Frage in Posen, mit vielen Beilagen. 3) Offizielle Nachweisung des Generals von Colomb und 4) Aktenmäßige Darstellung der polnischen Insurrektion 1848, von L. v. Voigts-Rheß. 5) Widerlegung der offiziellen Nachweisung und einige Worte über die aktenmäßige Darstellung. Von Koscielski. 6) Promemoria gegen den Anschluß Posens an Deutschland, mit beweisenden Beilagen von den Abgeordneten des polnischen Nationalcomites. 7) Oeffentliche Stimmen edeldenkender Deutschen aus dem Großherzogthum Posen.

Schleswig-Holstein.

In der Polensache stimmten alle hervorragenden Männer der Rechten und der äußersten Rechten, die der kirchlichen Partei angehörten, mit der Linken und äußersten Linken. Radowitz erklärte die Wiedervereinigung der Glieder des zerrissenen Polens zu einem neuen Staat für eines der bevorstehenden, unausbleiblichen, wenn auch noch nicht näher zu ergründenden besonderen Geschicke. Die, welchen die Zerfleischung Posens zur Last fällt, waren nur der militärisch-absolutistische Bruchtheil der Reaktionspartei; die reinkirchliche Fraktion derselben sympathisirte mit den Polen. Der Haß und das Interesse jener großen religiösen Gesellschaft, die man mehr fühlt als sieht, waren in gleicher Weise antirussisch, und gegen Rußland sehr thätig. Ihr Slavenreich ist keines unter dem Szepter des Czaars, sondern eines, das entsteht, indem dieser Szepter bricht. Sie hält die Wiederherstellung Polens, wie die Volkspartei, für eine Schuzmauer Deutschlands. Die militärisch-absolutistische Art dagegen, weil sie selbst gerne den Satrapenstab führt, nannte und nennt theils aus Neigung, theils aus andern Ursachen diese Idee eine hohle. In diesem Sinn trägt die ganze preußische Camarilla russische Farbe.

In der Polenfrage zeigte sich, daß in der deutschen Nationalversammlung die Linke und die Rechte, sich ergänzend, Großes hätten ausführen können, gemeinsam, durch Geist, Klugheit und Stimmen zusammenwirkend.

Wenn aber die Linke den großen Bund freier Völker wollte, um sich Feinde von den Flanken zu schaffen und sie zu Freunden sich zu machen: so sah sie sich vom linken Centrum an, von allen andern Parteischattirungen entweder verlassen oder bitter bekämpft. Die Einen wollten die Freiheit der Völker nicht; die Andern wollten nur die Größe Preußens oder nur die Größe Oesterreichs; wieder Andere wollten die Größe Deutschlands, aber entweder durch Preußen oder durch Oesterreich, und wollten darum beiden nicht zu nahe treten.

An den Sonderinteressen verblutete das allgemeine Interesse; die Einzelbestrebungen waren eben so viele Dolchstiche für das neue Deutschland. Wollte die Linke Italien selbstherrlich und selbständig, es aus einem Feind zu einem Freund und Bundesgenossen machen; so war das linke Centrum größtentheils und von da an Alles bis zur äußersten Rechten dagegen, selbst die kirchliche Partei nicht ausgenommen, die in dieser Frage sich passiv hielt, oder ein doppeltes Spiel spielte; nur die Preußen des besonderen Preußenthums wollten Italien von Oesterreich gelöst sehen. Dagegen, wo es gegen Rußland galt, d. h. wo es die Schwächung seiner Macht galt und nicht die Unterstüzung des Absolutismus, der Europa umnezen will — da war die kirchliche Partei mit der Linken, die von der Donau, vom Lech, vom Rhein und von der Weser.

So war es in der Sache Schleswig-Holsteins; aber nur Anfangs.

Posen, so sagten Viele, diese Festung, erbaut von deutschem Geld durch deutsche Kunst, an die Polen weggeben, das hieße den Schlüssel Deutschlands im Osten verschleudern, und statt die Einrichtungen deutscher Freiheit nach Außen zu wahren, eines Tags die Russen hereinlassen. Die Abtretung des Großherzogthums Posen in seinem ganzen Umfange, wäre ein Verbrechen gegen mehr als 200,000 Deutsche darin, eine Thorheit gegen die eigene Sicherheit, eine Ungerechtigkeit gegen einen deutschen Staat, gegen Preußen, das mit Posens Verlust den Zusammenhang des Ganzen verlöre; es hieße Deutschland schwächen*).

Alles das galt in unendlich höherem Grade von Schleswig-Holstein. Aber dieselben Leute, welche so von Posen sprachen, gaben später Schleswig-Holstein preis, den Dänen zum Raube, den Russen und Engländern zum großen Nuzen, Deutschland zu Schaden und Schmach.

Zu gleicher Zeit, da die Felder Posens, durch Schuld des absonderlichen Preußengeistes, und unter dem Einfluß und dem Interesse Rußlands von reichlich vergossenem Polenblut, aber auch von deutschem Blut rauchten: floß edles deutsches Blut an der

---

*) Gersdorff: „Auf welche Weise dürfte die Posener Frage zu lösen seyn.“ S. 11 — 14.

deutschen Nordküste, in Schleswig-Holstein, und die russische Politik, neben der englischen, spielte hier die Hauptrolle.

Grause Mährchen erzählte sich aus barbarischen Zeiten her das Volk Abends beim Lichte seit Jahrhunderten von schaudervollen Thaten wider die Natur, wie der Sohn den Vater erschlagen und der Bruder den Bruder, und wie an der Mauerwand und auf dem Boden die dunkeln Blutflecken unvertilgbar seyen, durch keinen Zauber, durch keine Kunst zu heben und durch jede Uebertünchung mit ihrem schrecklichen Roth wieder durchschlagen, zum Entsezen Allen, die es sehen, oder nur hören. Aber grauser als diese alten Mähchren klingt jezt die Geschichte von dem, was die deutsche Politik an Schleswig-Holstein gethan, und grausiger sind die Farben, mit welchen die von da heimkehrenden Freiwilligen die Einzelheiten der Mordthat schildern. Das sind die Blutflecken der neusten deutschen Geschichte, die unvertilgbar, unauslöschlich fortbrennen.

Nach den Vorspielen der Jahre 1846 und 1847 *) brachte das Jahr 1848 den Bruch auch zwischen Dänemark und Schleswig-Holstein. Der Kampf in Schleswig-Holstein glänzt beim Beginn der deutschen Bewegung vor vielem Anderem.

Die große Bewegung, die durch Europa gieng, ergriff zuerst Dänemark, dann erst die Herzogthümer Schleswig-Holstein.

Hier besonders auch zeigte sich, daß die Ideale und die Wirklichkeit in der Politik noch nicht eins sind, und daß, was hier den Namen Demokratie trägt, darum noch nicht mit der Demokratie dort gleich denkt und handelt, und daß bis jezt nicht die Ideen, sondern die materiellen Interessen die Führer der Völker leiten, und — die Völker selbst. Im kleinsten Dörfchen der Christenheit ist unter den Einzelnen die Rücksicht auf das eigene Ich und auf den eigenen Nuzen das Erste und Vorherrschende, troz des schönen Idealismus der Christuslehre. So lang wird das materielle Interesse, allen schönen Redensarten zum Troz, die christlichen Staatenregierungen und Völker als erstes und vorherrschendes leiten, bis die Fürsten, Minister und Völker ideale Menschen und Philosophen, oder kurz gesagt, Christen in Wahrheit geworden sind.

---

*) Man vergleiche darüber den III. Band von Wirths Geschichte der deutschen Staaten.

Die wüthendsten Feinde der Schleswig-Holsteiner waren von Anfang an die Demokraten Kopenhagens.

Die demokratische Partei in Kopenhagen und ihr Führer Orla Lehman glichen darin der Demokratie der slavischen Lande, daß sie, wie diese eine große slavische Föderativ-Republik, ein allgemeines scandinavisches Reich auf der Grundlage der freiesten Gesezgebung anstrebten. Am 21. März 1848 bildete sich eine Riesenversammlung vor dem Schloß in Kopenhagen, und der König warf sich dem Führer der Volkspartei Orla Lehman in die Arme: dieser trat an die Spize des Ministeriums. Hätte der König auch nicht selbst gewollt, der Volkshaufen von mehr als 15,000 Menschen hatte ihn genöthigt, ihn den deutschen Bundesfürsten und Landesherrn der Schleswig-Holsteiner, sich mit Rathgebern zu umgeben, deren Wahlspruch schon seit Jahren war: „Dänemark bis zur Eider.“ Die ihm auf solche Weise aufgedrungenen Rathgeber veranlaßten den König Friedrich VII., am 24. März einen Erlaß auszustellen, welcher das Herzogthum Schleswig von Holstein lostrennte und es Dänemark, gewaltsam und entschieden, ohne Berücksichtigung des Rechtsstandes, einverleibte. Schon die Andeutung von einer solchen Möglichkeit im Programm des neuen Ministeriums vom 21., verursachte in Schleswig und Holstein eine große Aufregung. Man schickte Abgeordnete nach Kopenhagen, mit dem doppelten Zweck, einmal die staatsrechtlichen Verhältnisse besonders zu schüzen, und dann um den Anschluß an den deutschen Bund auch für Schleswig zu beantragen. Die Abgeordneten der Herzogthümer kamen am 22. in Kopenhagen an, nur mit Mühe schüzten die Studenten sie vor der Volkswuth, sie mußten bei dem englischen Gesandten eine Freistätte suchen.

Man hielt sie von Hof aus künstlich auf, und auch bei ihrem Abgang wieder war ihr Leben bedroht. Bei Hofe stellte sich der König, wie er es für Dänemark in Wahrheit war, auch für Schleswig-Holstein als unfrei in seinen Handlungen dar, als gezwungen von dem dänischen Volke, gegen seine deutschen Lande und deren Bewohner einen Staatsstreich auszuführen. Die Antwort des Königs lautete auf Einverleibung des Herzogthums Schleswig; die Einigung des Königreichs sey unerläßlich; Holstein habe freiere Einrichtungen und ein besonderes Militär- und Finanzwesen zu

hoffen, „wenn die allgemeinen Angelegenheiten erst alle geordnet wären."

Noch ehe die Antwort des Königs nach Kiel oder nach Holstein gelangen konnte, hatten die Gewißheit von den Kriegsrüstungen, die sehr umfassend in Dänemark betrieben wurden, die Besorgniß, daß die an's Ruder gekommene revolutionäre Partei in Kopenhagen es bis dahin treiben würde, und die dadurch gesteigerte Aufregung, zur raschen Entwicklung der Ereignisse geführt.

Die demokratisch-nationale Partei in Dänemark war der Ansicht, und nicht ohne Grund, bei der gänzlichen Lostrennung der Herzogthümer möchte die Existenz von Dänemark selbst auf dem Spiele stehen, durch die Einverleibung wurde es bis auf einen gewissen Grad mächtig. Diesen politischen Standpunkt mußten die Sachverständigen in Schleswig-Holstein voraus sehen und würdigen, eben so die Schritte, welche jene Partei in Folge dieses Standpunkts nothwendig thun mußte; sie mußten darum auch nothwendig ihre Maaßregeln darnach nehmen. In der Nacht des 24. März, da man im ganzen holsteinischen Land in dem Sieg der kopenhagener Bewegungspartei geradezu eine Kriegserklärung gegen die Herzogthümer sah, bildete sich in Kiel eine provisorische Regierung, die in dem Briefe des Königs von Preußen, den er an den Herzog von Augustenburg schrieb, und worin er die Untrennbarkeit der Herzogthümer zu wahren versprach, eine starke moralische Stüze fand.

Der Brief des Königs datirt vom 24. März, zu der Zeit konnte man in Berlin noch gar keine Nachrichten über das haben, was am 21. in Kopenhagen, am 24. in Kiel geschah. Der von Dänemark beabsichtigte Staatsstreich aber war kein Geheimniß. Ihm vorzubauen, war der Zweck des Briefes.

Nach dem Bundesbeschluß vom 17. September 1846, veranlaßt durch den „Offenen Brief", war der deutsche Bund wie jeder deutscher Bundesfürst verpflichtet, die Erbrechte des holsteinischen Fürstenhauses auf Schleswig wie überhaupt die Rechte „Aller und Jedes", folglich auch die Rechte des Bundeslandes Holstein auf Verbindung mit Schleswig zu schüzen. Preußen hatte überdieß damals noch eine besondere Erklärung abgegeben, und der König hoffte, durch sein jeziges Schreiben, daß er die Rechte der Herzogthümer

gegen jeden Angriff schüzen wolle, die Dänen von ungesezlichen und übereilten Schritten abzuhalten.

Dieser Brief wurde aber an demselben Tag in Berlin geschrieben, an welchem in Kopenhagen die Einverleibung Schleswigs veröffentlicht und in Kiel die provisorische Regierung eingesezt wurde. Ob der Brief, wenn er zu rechter Zeit in Kopenhagen bekannt geworden wäre, dem Staatsstreich vorgebeugt hätte, und ob das neue Ministerium aus Furcht vor Preußen zu Unterhandlungen seine Zuflucht genommen hätte, ist sehr zweifelhaft. Dagegen haben Männer der Reaktion später erklärt, der König von Preußen sey allerdings der Erste gewesen, der die in den Herzogthümern ausgebrochene Erhebung unterstüzte; allein der König von Preußen sey in seinen damaligen Worten und Handlungen gewissermaßen in einer Lage gewesen, auf welche der Begriff der „Unfreiheit" Anwendung finde. Es werde es Niemand leugnen wollen, daß unter den unmittelbaren Eindrücken der berliner Märztage wenigstens *ein* moralischer Zwang geherrscht habe. Dieser habe dem Könige vor allem eine Gelegenheit willkommen erscheinen lassen, seine Garden aus Berlin zu entfernen, und sie auf irgend eine Weise wieder in der öffentlichen Meinung zu restituiren, die damals die Oberhand hatte. Die ganze Betheiligung Preußens, wenigstens Anfangs, sey nur ein Ausfluß einer solchen augenblicklichen Stimmung gewesen*).

Wunderbar! und dieses Wort aus dem eigenen Lager wollte man nachher als eine Unrichtigkeit darstellen, und man behauptete, die berliner Märzereignisse haben auf die von dem berliner Cabinet befolgte Politik durchaus keinen Einfluß gehabt. Zwischen dem Ministerium aber, dem König und der Reaktionscamarilla muß man immer unterscheiden. Zwei Garderegimenter waren es auch zuerst, die auf dringendes Anhalten der provisorischen Regierung in Holstein dahin eilten, um einem dänischen Angriff auf die deutsche Festung Rendsburg zuvor zu kommen. Durch Beschlüsse vom 4. und 12. April forderte der deutsche Bund Preußen sogar auf, die Vermittlung des Streites zwischen Dänemark und den Herzogthümern auf der Grundlage der unverkürzten Rechte Holsteins und

*) Der deutsch-dänische Krieg und Preußen, ein Aufsaz in der A. A. Ztg. 1849. Nro. 181. Beil., welcher die preußische Politik vertheidigt.

seiner staatsrechtlichen Vereinigung mit Schleswig zu bewirken. Der Bundestag, der diese Beschlüsse faßte, war der nach der Bundesakte von 1815 bestehende Bundestag, und den Vorsitz dabei führte der österreichische Bundesgesandte Graf Colloredo.

Schon lange war in ganz Deutschland warme Theilnahme für den nordischen Bruderstamm, bei der gewaffneten Erhebung desselben für seine Rechte wurde sie zur hellen Flamme. Freischaaren bildeten sich in großartigem Maaße und zogen den Brüdern zu Hülfe und die Geldsendungen fielen reichlich aus. Die Erhebung war so ganz und gar gesezlicher Art, auch der gesezlichste Bürger und Beamte durfte sich erlaubter Weise dafür begeistern, und selbst die Stillen im Lande und die Rechtgläubigsten sammelten für „Schleswig-Holstein meerumschlungen.“ Für die Sachverständigen in Politik und deutscher Vaterlandsliebe war dieses Küstenland darum so wichtig, weil es zu einer Seemacht und damit zur nationalen Größe Deutschlands unentbehrlich war, neben den Erinnerungen, welche die Geschichte an diese nördlichen Lande knüpft und die allein schon verboten, eine Scholle dieses ruhmvollen Bodens abzutreten, um so mehr, da selbst die Jüten, die Bewohner des nördlichen Theils der Halbinsel, eben sowohl als die andern ein ursprünglich deutscher Volksstamm waren *). Auch das sprach bei jedem guten Deutschen für Schleswig, daß die Schleswiger nicht erst, als sich Deutschland erhoben hatte, sondern, wie Jakob Grimm in der Paulskirche sagte, als wir noch in Schmach lagen, lieber mit dem geringen Deutschland verbunden seyn wollten, als ohne Deutschland fortleben; daß sie so recht darin das deutsche Herz gezeigt hatten. Die Industriellen endlich waren sehr für Schleswig-Holstein eingenommen, weil sie sehr wohl einsahen, daß der Erwerb dieses Küstenlandes zugleich die Bedingung der Verbesserung der materiellen Lage Deutschlands sey.

Diejenigen, die sich nur begeistern für oder wider eine Sache nach höherer Weisung, nach vornehmem Vorgang oder dem Zug der Mode, und die, deren Haß und Liebe nach dem Zeiger der Hofuhr sich richtet, waren im Anfang der schleswig-holsteinischen Sache, wie die Andern, mit Worten und mit der That zugethan.

*) Nach Jakob Grimms, des besten Gewährsmanns, Untersuchungen.

Denn auf das Geheiß ihrer Fürsten, ohne deren schleswig-holsteinische Theilnahme in so großem Maaßstab selbst der Freischaaren Abgang nicht möglich gewesen wäre, giengen nicht bloß verschiedene Heerabtheilungen — dieses im Auftrag des Bundestags — nach Holstein ab, sondern auch Geldspenden und Unterstüzungen aller Art. Was ein deutscher Fürst seyn wollte, der machte diese allgemein deutsche Sache zu der seinen, und zu der seines Hofs und seiner Beamten, wenn nicht — der Einfluß von Rußland oder die Rücksicht auf Rußland mächtiger waren.

König Ludwig von Bayern war derjenige Fürst, der den andern in der Theilnahme vorleuchtete. Nicht nur Geld und Kriegsbedarf schickte er nach Schleswig-Holstein, sondern auch tüchtige von ihm freigebigst ausgerüstete Offiziere. Der leztern bedurfte das junge schleswig-holsteinische Heer am meisten, denn die an die Spize der Schaaren sich stellten, waren größtentheils keine kriegserfahrenen Führer.

Auch aus andern Staaten kamen freiwillige Offiziere, doch die bayrischen wurden die bekanntesten und beliebtesten, vor allen der Major von der Tann. Unter seiner Führung stießen die deutschen Freischaaren auch zuerst mit den Dänen zusammen, die gegen 12,000 Mann stark in Schleswig einrückten. Die Streitkräfte der Holsteiner waren nur 6000, die Dänen besezten Flensburg. Bei dieser Stadt kam es am 9. April zu einem Hauptgefecht, in welchem die Freischaaren, besonders die kieler Studentenwehr, sich heldenmüthig schlugen; die lezte unter schwerem Verlust. Der Nationalhaß der Dänen, die an Geschüz und Reiterei sehr überlegen und durch das Feuer von sieben kleineren und größeren Kriegsfahrzeugen unterstüzt waren, vernichtete sie; ein Müller telegraphirte den Dänen mit seinen Windmühlen die Stellung der Deutschen. Unter dem Kugelregen des dänischen Geschüzes und den Anfällen der Dragoner hielten sich das fünfte Jägerkorps, die Studenten und die Turner vier Stunden lang; viele Söhne der ersten Familien Schleswig-Holsteins, aus dem Adel und aus dem Bauernstande, starben hier für's Vaterland, aber viele verbluteten zuvor durch ihre Schüsse. Die preußischen Garden sahen unthätig dem nahen Kampfe zu, sie hatten von Berlin ausdrücklichen Befehl, vorläufig nicht angriffsweise

zu verfahren. Die Holsteiner mußten sich zurückziehen, die Dänen besezten Schleswig mit Feuer und Schwert und schleppten die Angesehensten des Herzogthums, deren deutsches Herz bekannt war, barbarisch nach Dänemark weg.

Erst am 22. April erhielten die Preußen und die Hannoveraner die Erlaubniß zum Angriff; ohne ihre Geschüze abzuwarten, nahmen die preußischen Soldaten Danevirke im Sturm, dann die Stadt Schleswig und das Schloß Gottorp; die Dänen flohen in der Dunkelheit nach ihren Schiffen. Am 23. und 24. April kam es bei Flensburg mit der Hauptmacht der Dänen wieder zum Treffen. Die Holsteiner, die Freischaaren und das zehnte deutsche Armeekorps fochten gleich tapfer, die Dänen zogen sich zurück mit großem Verlust; die Deutschen rückten gegen Jütland vor, in Jütland ein, unter des preußischen Generals Wrangel Oberbefehl. Fridericia wurde besezt und vergebens von den Dänen beschossen. Vorgerückt bis Gersenz, nach einem Gefecht bei Sundewitt wieder zurückgegangen, rückten die deutschen Truppen wieder vor bis zur Gränze Jütlands. Wrangel berief Verstärkungen. Man erwartete in ganz Deutschland eine schnelle vollständige Entscheidung und einen günstigen Frieden, worin Schleswig wie Holstein zu Deutschland käme, der Sundzoll aufgehoben und durch die Theilung der von den Herzogthümern zur Hälfte bezahlten und darum zur Hälfte ihnen gehörigen Dänenflotte Deutschland schnell in den Besiz des Kerns einer Seemacht gesezt würde.

Die schleswig-holsteinische Sache war in Deutschland immer volksthümlicher geworden. Die Siege des deutschen Heeres dort wurden von allen Parteien, auch von der äußersten demokratischen, mit gleicher Freude aufgenommen, da die leztere den Kopenhagener Demokraten zwar die Freiheit gönnen wollte, aber so, daß Dänemark erobert und ein Vorwerk des freien Deutschlands im Norden würde. Die Erzählungen von den Thaten und Abenteuern der Freischaarenführer, im Volksmund ins Sagenhafte ausgeschmückt und Hunderte von Anekdoten ihrer Persönlichkeit liefen durchs deutsche Volk, und dieser Krieg hatte die doppelte Poesie für sich, einmal die des Kampfes für altes gutes Recht, und dann die eines Guerillaskrieges, und man erzählte sich von der Heldengestalt des Majors von der Tann, wie er, umwallt vom weißen Reitermantel,

auf flüchtigem Renner durch die braune Haide Allen voranflog, und beim Stürmen der Erste auf der Schanze war, gerade so wie man einst in Deutschland von den Heldenabenteuern der Templer und Deutschritter im Morgenland und an den Küsten der Ostsee sich erzählte. Selbst das Landschaftliche dieses Krieges, die düsteren Haideberge und Thalkessel mit den blizenden Seen, das meerumrauschte Felsengestade und der Himmel des Nordens wirkten mit zur Romantik dieses Kampfes, für den Frauen und Jungfrauen durch ganz Deutschland hin sich begeisterten, ihr Geschmeide opferten und kunstvolle Arbeiten ihrer Hände, oft in stillen Nächten gemacht, verloosten zu Gaben nach Schleswig-Holstein.

Sehr viel auch, den Kampf und die Sache volksthümlich zu machen, trug bei, daß Schleswig-Holstein in der Wissenschaft und Literatur so zahlreich und durch so bedeutende Männer vertreten war. Diese gewannen die ganze Gelehrtenrepublik Deutschlands für die Sache ihres Heimathlandes, und wußten durch ununterbrochene Thätigkeit in Zeitungen und Flugschriften die Sympathie des Volkes von den Mündungen der Elbe und der Weser bis zu den Quellen der Donau und des Rheins frisch zu erhalten. Die schleswig-holsteinischen Abgeordneten in der deutschen Nationalversammlung bildeten die Seele der Partei Gagern's, einige waren im linken Centrum, von den leztern Claussen und Engel von Pinneberg, von den erstern Dahlmann, Droysen, Esmarch, Michelsen, Gülich, Neergard, Beseler, später zwei; Waiz und Riesser, auch Franke, der aber der Sache nur schaden konnte.

Alle diese Männer, den leztern ausgenommen, waren seit Jahren geübt in politischen Kämpfen, von eben so tiefer Ueberzeugung vom Rechte ihres Heimathlandes, als zäher Ausdauer für dieselbe. Diese Männer wußten mit viel Geschick die Sache ihres kleinen besondern Heimathlandes als treibenden Sauerteig in das allgemein deutsche Verfassungswerk einzumengen, daß das leztere durch die erstere im Wesentlichsten seiner Form bedingt wurde; theils aus Dankbarkeit für die preußische Hülfe, theils um für die Zukunft unter dem Flügel des preußischen Adlers, des nächsten mächtigen Nachbars, sicher zu seyn, waren die schleswig-holsteinischen Abgeordneten vor andern beflissen, Preußen an die Spize eines deutschen Reiches zu bringen, und da den meisten von ihnen die Wahl in den Verfas-

fungsausschuß glückte, die einzelnen Verfassungsbestimmungen im Entwurf vorn herein und unmerklich so anzulegen, daß, wenn es zu einer Kaiserwahl käme, der Eintritt für Oesterreich dadurch erschwert oder unmöglich, für Preußen das Kaiserthum gewiß wäre.

Das wurde für die allgemein deutsche Sache sehr verhängnißvoll.

Hatte auch der König von Preußen, hatte die Camarilla der Reaktion zuerst die preußischen Garden auch nur in dem Gedanken hingeschickt, „daß dem Heer eine Gelegenheit geboten werden müsse, nach den Unglückstagen in Berlin wieder zu militärischem Selbstgefühl zu gelangen", und hatten politische Leute am Hofe gleich Anfangs Preußens bewaffnete Einmischung für einen Fehler erklärt: so war doch die Politik des Ministeriums bis Ende Juni eine vollkommen deutsche in der schleswig-holsteinischen Frage gewesen.

Um die Mitte des Juni trat Baron Arnim aus dem Ministerium, und es griff nun eine andere Politik Plaz, die in dem Krieg mit Dänemark derjenigen Politik gerade entgegengesezt war, welche die Ehre und das Recht Deutschlands verlangte.

Die Reaktion war in Berlin ins Ministerium getreten, und zwar diejenige Seite der Reaktion, welche von Rußland aus elektrisirt wurde. Nun wurden diejenigen Befehle vom Ministerium aus nach Schleswig-Holstein gegeben, welche bisher von Zeit zu Zeit insgeheim, wie nach Posen, so nach Schleswig, auf anderm als ministeriellem Wege gekommen seyn sollen und müssen, nach dem Gang, den die Dinge dort nahmen.

Nach der Schlacht bei Danevirk und Schleswig — und noch nach Jahr und Tag bei ganz ruhiger Prüfung — wurde behauptet, der preußische Feldherr Wrangel habe es nach dieser Schlacht in seiner Gewalt gehabt, die dänische Armee zu vernichten; es wäre sehr leicht gewesen, das ganze Heer aufzureiben oder gefangen zu nehmen und den Krieg mit Einem Schlag zu Ende zu bringen: ohne Heer hätte Dänemark den Krieg nicht fortsezen können, und Deutschland wären damit große Opfer erspart gewesen. Statt dessen habe man das dänische geschlagene und zersprengte Heer nach der Schlacht — entkommen lassen. Des preußischen Ministeriums

Schuld sey das nicht gewesen *). Aus eigener Neigung handelte Wrangel nicht so.

Der deutsche Bund hatte die provisorische Regierung Schleswig-Holsteins anerkannt, Schleswig war in den deutschen Bund aufgenommen worden, Preußen beauftragt diese Aufnahme zu vermitteln, Madai saß als Bundesgesandter zu Frankfurt, die schleswig-holsteinischen Abgeordneten saßen im deutschen Parlament; die Zollgränze zwischen Jütland und Schleswig fiel, und eine Abordnung von Nordschleswig, das als dänisch gesinnt in den Ruf gebracht war, protestirte gegen jede Lostrennung von Deutschland.

Da, als Schleswig schon ganz von den dänischen Truppen gesäubert ist, die deutschen Bundestruppen im Herzen von Jütland stehen, und zur Entgeltung für die Wegnahme deutscher Schiffe durch die Dänen eine Contribution von zwei Millionen Spezies im Lande ausgeschrieben ist: da tritt plözlich der Rückzug der Bundestruppen ein; nicht blos Jütland, selbst der nördliche Theil von Schleswig wird geräumt, plözlich, unerklärlich für die Deutschen im Norden und Süden. — Die Aufregung, die Entrüstung war groß. Aus den so plözlich geräumten Landen flüchtend, bedeckten Hunderte von Familien die Straßen, aus Furcht vor Wegschleppung oder Mißhandlung durch die Dänen.

Von Seiten der Reaktion sagte man, Jütland sey aus politischen, Schleswig aus strategischen Gründen geräumt worden.

Daß es strategische Gründe nicht waren, wurde sogleich dadurch klar, daß General Wrangel, in Folge anderer Weisung, gleich darauf wieder vorrückte, ohne auch nur eine Spur von Verstärkung erlangt zu haben. Zudem war der Rückzug geschehen ein paar Tage vor Eintreibung der ausgeschriebenen Contribution. Die Dänen schleuderten den Deutschen den bittersten Hohn nach. Sie schlugen überall Plakate an und sandten solche in die deutschen Quartiere, worin sie den General Wrangel ersuchten, ihnen doch seine Adresse zu geben, damit sie ihm die Contribution nachschicken könnten.

Der Rückzug geschah in Folge der Friedensvorschläge Eng-

---

*) Der deutsch-dänische Krieg und Preußen. A. A. Zeitung 1849 Nr. 206 Beil. Dieser Aufsaz hat alle Kennzeichen einer best unterrichteten Feder.

lands, vorzugsweise aber wohl in Folge einer russischen Note. Rußland war es auch hier, das den entscheidenden Einfluß übte, und mit der Reaktionscamarilla in Berlin zusammen spielte.

Und wie in Posen, so in Holstein, wie in Berlin, so in Frankfurt riefen die dafür Besoldeten und die durch sie Eingeschüchterten: „Nur keinen Krieg mit Rußland! sein Heer ist zu kriegsgeübt, die Gefahr von Rußland ist zu groß!" Nun? entgegnete man diesen, warum waffnet und rüstet man am Rhein gegen ein Volk, das uns die befreundete Rechte bietet? Warum schickt man die Truppen nicht an die russische Gränze, wo also wirkliche Gefahr vorhanden ist? Die auswärtige Diplomatie malte auch hier wieder Gespenster an die Wand, und diese Gespenster wurden von Vielen für wirkliche Gestalten angenommen, selbst von preußischen Diplomaten, die der russischen Diplomatie nie gewachsen waren, nicht einmal der österreichischen.

Die russische Politik in der Sache Schleswig-Holsteins war sehr fein, und sagte von sich selbst, sie sey von nichts als vom wärmsten Interesse für Deutschland geleitet. Die russische Politik, die verschmizteste unter allen, gab in Berlin Rathschläge mit der Miene, als fördere sie auf das Freundschaftlichste die Ausgleichung der deutsch-dänischen Händel, und zu gleicher Zeit gab sie Rathschläge zu Kopenhagen, wodurch ein Erfolg einer für Deutschland günstigen Ausgleichung unmöglich wurde. Von den deutschen Waffen bedrängt, wandte sich Dänemark im Sommer 1848 an Rußland um Hülfe. Wenn Rußland, war die Antwort, jezt Dänemark Hülfe leiste, so werde es dessen Sache nur verschlimmern. Rußland hatte damals in ganz Europa kein Kabinet, das ihm befreundet war, und wenn es jezt schon für Dänemark entschieden aufgetreten wäre, so war eine Niederlage, und zwar eine für Rußland empfindliche, auf dem Feld der Diplomatie gewiß. Seine Streitmacht war damals nur in den Zeitungsartikeln kolossal, in Wahrheit konnte Rußland damals nicht viel Kräfte außerhalb seiner Gränzen verwenden, da die Zeitverhältnisse seine Hauptmacht in den Festungen und auf dem Boden Polens fesselten, die übrigen Streitkräfte von andern Punkten des Reiches in Anspruch genommen waren, und zudem in seinem Heere die Seuche wüthete. Um so stärker ließ Rußland durch die Seinen in der deutschen Presse und von

deutschen Rednerbühnen ausmalen, wie ungeheuerlich die Macht Rußlands gegen Deutschland herein drohe.

Darum gab jezt Rußland dem dänischen Hofe den Rath, die Sache hinzuziehen, und versprach später allen Vorschub; zugleich wirkte Rußland an den geeigneten Orten im Stillen dahin, daß die Entscheidung dieser Sache verschleppt und weiter hinausgeschoben wurde. So protestirte es gegen den englischen Vermittlungsvorschlag, nach welchem Schleswigs Bevölkerung abstimmen sollte, ob sie zu Deutschland oder Dänemark gehören wolle. Eine solche Abstimmung, sagte Rußland, würde von nachtheiliger Consequenz seyn, und zudem Deutschland durch den Besiz der schleswigischen Küsten eine Seemacht werden *).

Schritten die Siege und Waffen der Deutschen in Schleswig-Holstein noch weiter fort, so war der Krieg entschieden und aus, und Deutschland auf dem Weg zur Größe, statt auf dem Weg zur Schwächung, wie Rußland wollte. Darum war es erstens in Stockholm bemüht, Schweden zu einer feindseligen Haltung gegen Deutschland, wo möglich zu einem Krieg mit Deutschland zu treiben, mit eben dem Deutschland, das Schwedens natürlicher Verbündeter gegen Rußland ist. Zweitens war es eifrig in Wien und Olmütz, Hof und Regierung in der schleswig-holsteinischen Sache recht undeutsch zu stimmen oder in dieser Gesinnung zu bestärken. Drittens rieth es dem Hof zu Kopenhagen, so schnell als möglich sein neues Ministerium sich vom Halse zu schaffen, einmal weil es volksthümlichen Ursprungs und liberal war, noch mehr aber, weil es eine Theilung Schleswigs wollte, eine Theilung Schleswigs aber Rußlands Gedanken geradezu entgegen war: eine Theilung hätte den Streit für alle Zukunft geendet, und der Streit sollte jezt noch dauern im Interesse Rußlands und der Reaktion, zum Ruin der deutschen Sache. Darum mußte das neue Ministerium gestürzt werden; im November hatte es Nachfolger wie sie Rußland wollte. Viertens machte Rußland in Berlin und London Erklärungen so drohender Art, und von der Camarilla in Berlin so sehr unterstüzt, daß Rückzugsbefehl gegeben wurde.

*) Enthüllungen über Rußlands Politik in den deutsch-dänischen Händeln. A. A. Zeitg. 1849. Nr. 201 Beil.

In England, das in dem Gottorper Frieden der Krone Dänemark den Besitz Schleswigs gewährleistet hatte, vertrat der preußische Gesandte Bunsen die Sache Schleswig-Holsteins und Deutschlands. Die Politik Englands, welche wegen der englischen Handelsinteressen Deutschland feindlich, wenigstens abwendig war, schien im Laufe der Monate Mai und Juni durch Bunsen günstiger für die Schleswig-Holsteiner gestimmt. Mit dem Abtritt des Ministeriums Arnim, als die russische Partei in Berlin die Oberhand gewann, brach Preußen die Unterhandlungen in London ab. Es begannen die Unterhandlungen in Malmöe, unter Vermittlung der Krone Schweden. Malmöe ist ein altes schwedisches Städtchen in der Landschaft Gothland.

Die Krone Schweden war keine unparteiische Macht; Schweden hatte Truppen nach der dänischen Insel Fünen marschiren lassen; Schweden war durch Vertrag mit Dänemark verpflichtet, den Dänen Hülfe zu leisten. Und unter Vermittlung einer solchen Macht eröffnete Preußen diese neue Unterhandlung, oder vielmehr das Ministerium Auerswald-Hansemann-Kühlwetter.

Dieses Ministerium lud Schweden zur Uebernahme der Vermittlung ein. Es führte die Unterhandlung fort, es führte sie zu Ende, ohne daß Palmerston etwas davon mitgetheilt wurde, und doch hatte man Englands Vermittlung zuerst die Sache übertragen. Ja man behauptet mit Bestimmtheit, selbst der preußische Gesandte in London, Bunsen, habe nicht das Mindeste von den malmöer Unterhandlungen gewußt. Gewiß ist, daß man weder in London offiziell noch zu Frankfurt von dem malmöer Vertrag früher etwas hörte, als nach seinem Abschluß. Und doch saß zu Frankfurt am Main die Reichscentralgewalt, deren Schöpfung in Deutschland mit so vielem Jubel und mit so vielen Hoffnungen verherrlicht worden war.

Das Reichsministerium.

Was die Voraussehenderen der Volkspartei geweissagt hatten, traf ein. Der Reichsverweser arbeitete und ließ arbeiten für die

Wiederherstellung der ganzen frühern Ordnung der Dinge, für das streng konservative Prinzip, für die Erhaltung und Sicherung des Fürstenbundes, und vorzugsweise für die Interessen des Fürstenhauses Oesterreich. Nach einer Krone zeigte er in der Jugend Gelüste und ganz eigenthümliche Bestrebungen *). Ob er 1848 deutscher Kaiser werden wollte? Man hat es gesagt; glaublich ist es nicht, weil, was er, und wie er es that, ihn statt zu dem Ziel, wenn er es gehabt hätte, davon abführen mußte.

Die äußerliche Thätigkeit des Reichsverwesers ist leicht zu übersehen. Er hatte zwei Wohnungen, welche Deutschland viel Geld kosteten, eine in der Eschenheimer Gasse und eine draußen auf der Bockenheimer Straße; er ernannte Reichsminister, Reichsunterstaatssekretäre, Reichsgesandte, Reichskommissäre, Reichsgenerale, Reichstruppen, Reichsministerialräthe, und einen ganzen Reichskanzleiplunder — lauter Dinge, die, wenn es mit Deutschlands Freiheit und Größe Ernst gewesen wäre, um den höchsten Preis nicht zu theuer gewesen wären; für die aber, als bloßen Coulissenapparat, jeder dafür ausgegebene Pfennig des deutschen Volkes zu viel, hinausgeworfen war. Man schuf eine lange Reihe von höhern und niedern Beamten der Reichsministerien, man schuf Marineräthe und Marinesekretäre, alle sehr gut besoldet, ungeachtet man recht gut wußte, daß erstens für jezt und auf längere Zeit hinaus, was zu arbeiten war, jeder Minister mit einem einfachen Schreiber täglich in einer Viertelstunde abmachen konnte, und zweitens, daß es zu einer eigentlichen Lebensthätigkeit des Reichsministeriums für das deutsche Volk, nach dem Willen und vorausgegangener Verabredung der reaktionären Verschwörer, nicht kommen sollte und durfte. Kleine deutsche Mädchen warfen ihre Sparbüchse, Jungfrauen und Frauen ihre Ringe, ihre Spangen und anderes Geschmeide, der arme Arbeiter seinen abgesparten Groschen selbstvergessen und begeistert auf den Altar des Vaterlandes, als Beiträge zu einer deutschen Flotte. Dreimal Wehe und Fluch über diejenigen, welche die Schuld davon tragen, wenn später beim Rufe des Vaterlandes, die Begeisterung, zu geben, karg werden sollte,

---

*) Man erinnere sich seiner Vorschläge an Napoleon, und vergleiche Hormayer's hist. Taschb. 1836 und 1837.

weil die ersten Gaben des schönen Herzens eine solche Verwendung fanden.

Nach der Ernennung der Reichsminister erließ der Reichsverweser einen Aufruf an das deutsche Volk, glänzende Seifenblasen der Rede. Dann übernahm er die Oberleitung der provisorischen Centralgewalt und der deutschen Kriegsmacht, wohnte darauf dem kölner Dombaufeste bei, hielt kleine Anreden und brachte Trinksprüche aus; ebenso erschien ein Dank des Reichsverwesers an die Besazung von Köln. Im Uebrigen lebte er sehr bürgerlich zu Frankfurt, empfieng Besuche und machte ein Haus. Seine andere Thätigkeit war geheim.

Das Reichsministerium, das den Fürsten Leiningen zum Premier, den Kriegsdirektor des Bundestags, General von Peucker, zum Kriegsminister hatte, und in das der lezte Bundestagspräsident und Abgeordnete von Schmerling ebenfalls eintrat, war in seinen übrigen Mitgliedern und zwar Ministern wie Unterstaatssekretären und Räthen, den Herrn von Biegeleben ausgenommen, nur aus Parlamentsmitgliedern gebildet. Darunter waren sehr kenntnißreiche Männer und sehr wohlmeinende, wie Robert Mohl und Beckerath. Heckscher war Minister der Auswärtigen, er, der Hamburger Advokat, der Abgeordnete des Senats von Hamburg, in dessen Stadtinteresse es so sehr war, daß Kiel nicht ein großer deutscher Hafenplaz werde, also auch, daß Schleswig-Holsteins Sache nicht in deutschem Sinne sich erledige. Duckwiz, der bremer Rathsherr, war Reichsminister des Handels, ein in seinem Fach sehr gelehrter Mann, aber Alles eher, als ein Mann der Bewegungszeit. Unter den Unterstaatssekretären waren Mathy und Bassermann.

Das Reichsministerium machte den Regierungen aller deutschen Staaten kund, daß die Ausübung der Rechte begonnen habe, welche das Gesez vom 28. Junius der Centralgewalt übertrug, und lud die einzelnen deutschen Landesregierungen ein, durch Bevollmächtigte mit ihr in Verbindung zu treten. Der Reichsminister des Auswärtigen zeigte den Gesandten der nicht deutschen Staaten die Uebernahme der provisorischen Centralgewalt an und begann somit den diplomatischen Verkehr mit denselben. Das Reichsministerium eröffnete den Landeskriegsministerien, daß der Reichsverweser die

Oberleitung der Kriegsmacht übernommen habe, und daß ihm am 6. August eine Huldigung sämmtlicher deutscher Truppen darzubringen sey. Auch wurde Preußen zur Abschließung eines Waffenstillstandes mit Dänemark ermächtigt und der völkerrechtliche Verkehr mit den auswärtigen Mächten hergestellt.

Die Centralgewalt schickte Gesandte nach London und Paris, nach St. Petersburg und Stockholm, nach dem Haag und nach Brüssel, nach Mailand und Konstantinopel; auch Dänemark empfing später den Reichsgesandten und anerkannte die Centralgewalt. Und wie zur Zeit des Bundestags wimmelte es um die Centralgewalt herum von diplomatischen Agenten, die bei ihr beglaubigt waren, und worunter Camphausen als Vertreter Preußens und nach einander v. Bruck, Menßhengen und Schmerling als Gesandte Oesterreichs. Auch ein nordamerikanischer Gesandter war da, und ein französischer, ein belgischer und ein niederländischer, ein schwedischer und ein neapolitanischer, ein sardinischer und ein ungarischer.

Das Leben dieser Diplomaten in Frankfurt war angenehm, wenig Mühe und viel Behagen. Die Geschichte der Reichsgesandten im Ausland ist meist eine sehr traurige Ballade, mit wenigen romantischen Lichtblicken. In London spielte der Reichsgesandte neben dem preußischen Gesandten eine höchst untergeordnete, zu Paris Hr. v. Raumer gar keine Rolle, aller seiner Versuche dazu ungeachtet, und wenn nur der hundertste Theil der Anekdoten darüber wahr ist, so steht diese pariser Reichsgesandtschaft auf lange in einer komischen Beleuchtung.

Es wäre ungerecht zu verkennen, daß die Lage dieser Gesandten eine höchst ungünstige und schwierige war. Sie waren Nullen, den Großmächten, ja Dänemark gegenüber, weil das Reichsministerium ohne finanzielle Mittel, ohne wahre Macht war. Das Ministerium war aber ohne Macht, weil die Centralgewalt für sich machtlos war. Alle Voraussagungen der Volkspartei über diese Art von Centralgewalt giengen schnell in bittere Erfüllung. Die Depeschen und Gesandten einer revolutionären Centralgewalt waren überall geehrt oder gefürchtet, weil die Macht einer siegreichen Revolution von vierzig Millionen-Deutschen aus ihnen gesprochen hätte: Die Gesandten und Depeschen des Erzherzogs Johann und seiner Centralgewaltsmaschinerie waren nichts als der Schatten

eines Scheins, weil er selbst keine selbstständige Macht, nur ein Schein davon war.

Das Reichsjustizministerium war möglichst thätig, etwas zu leisten: es bereitete eine allgemeine Handelsgesezgebung vor, so wie einen Gesezentwurf, der die praktische Durchführung des Grundsazes der Nationalversammlung bezweckte, daß alle von deutschen Gerichten erlassenen Urtheile in allen Einzelstaaten vollstreckbar seyn sollten. Es machte Vorlagen über Verkündigung und Rechtsgültigkeit der Reichsgeseze, über Einführung der neuen Wechselordnung u. s. w., und erledigte viele Beschwerden von Privaten, die der Bundestag ihm hinterlassen hatte. Das Handelsministerium traf ebenfalls wichtige Vorbereitungen und Einleitungen in Zoll- und Handelssachen und für eine Kriegsflotte. Das Reichsfinanzministerium sollte die Geldmittel herbeischaffen für Reichsflotte, Reichsfestungen, Reichstruppen und andere Reichsbedürfnisse. Das war schwierig, sein Erfolg hieng ganz von dem guten Willen Preußens ab. Beckerath beschränkte sich nicht auf den mechanischen Weg der Matrikularumlagen, sondern machte Vorschläge, auf welche die preußische Regierung eingieng; er bestimmte sie nämlich, daß sie außer ihrer eigenen Quote zu den für die deutsche Marine bestimmten drei Millionen Thalern vorschußweise auch diejenigen sämmtlicher Zollvereinsstaaten zahlte, um sich dafür aus den Ueberschüssen wieder zu decken, die bei spätern Zollberechnungen sich ergäben. So wurden bei zwei Millionen Thaler beschafft.

Die Thätigkeit des Reichsministeriums des Innern, dem Schmerling vorstand, war wesentlich, wie man sagte, auf die Bekämpfung der Anarchie, auf die Herstellung eines gesezlichen Zustandes, auf die Sicherung der wahren Freiheit und auf Schaffung eines mächtigen vom Ausland gefürchteten Staates gerichtet, d. h. darauf, der Revolution künstlich alle Kraft auszuziehen, die Volksfreiheiten zu beschneiden und die alte Polizei mittelst des Militärregiments in Deutschland wieder einzuführen. Im Dienste dieser Reaktion legte das Ministerium der Nationalversammlung einen Gesezesentwurf vor, die deutsche Heereskraft auf zwei Prozente der Bevölkerung zu erhöhen, also auf 900,000 Mann. Umsonst war der Kampf der Linken gegen dieses Ansinnen; die Führer der Mehrheit hatten von Anfang an auf diese Maßregel als einen

Haupthebel für die Reaktion gerechnet; die Meisten ließen sich täuschen und blenden durch die vorgespiegelten Gefahren, die von Rußland, von Frankreich, von den Republikanern Deutschlands drohen, durch das Bild eines Nationalheeres, das im Stande und kampfbereit wäre, jedem Feinde die Spize zu bieten. Mitten in einer Zeit, wo die meisten deutschen Staaten sich in einer finanziell ungünstigsten Lage befanden, beschloß die Nationalversammlung dieses eiserne Nez von 900,000 Mann aufzustellen, dem Volke zu schwerer Last, seiner Freiheit zum gewissen Verderben.

An diesem Tage erklärten die Sprecher der Linken geradaus denen, die mit Blindheit geschlagen waren, den noch immer Vertrauenden, daß die Vermehrung der Militärmacht gegen das Volk, gegen dessen Freiheit, gegen die Nationalversammlung selbst gerichtet sey, und daß der Absolutismus sich wieder auf den Bajonetten erheben lassen wolle. Der Abgeordnete Vischer von Tübingen verlangte statt der Vermehrung des Militärs die Bildung einer wahrhaft militärisch zu organisirenden Volkswehr. Wilhelm Schulz verlangte, es solle das erste Aufgebot einer Volkswehr von 480,000 Mann gebildet werden, aus zum Kriegsdienst tauglichen Freiwilligen und aus den Altersklassen vom vollendeten achtzehnten Jahre an, und diese sollen entweder ausgehoben oder nur vorläufig bezeichnet werden; die kriegsmäßige Einübung solle gemeinde- oder bezirksweise geschehen, mit möglichster Schonung ihres bürgerlichen Berufs oder der Vorbereitungen dazu. Wiesner wies nach, daß die Wehrkräfte Deutschlands weit beträchtlicher waren, als der Bericht des ganz reaktionär zusammengesezten Wehrausschusses angebe; ein Schuz- und Truzbündniß mit Frankreich sey zweckmäßiger als die Vermehrung des Heeres. Aber die Reaktion wollte, daß die Nationalversammlung im Kredit sinke dadurch, daß sie dem nach Erleichterung seufzenden Volke durch eine Vermehrung der Bundesarmee neue Lasten aufbürde; sie wollte die Sympathien für eine Volkswehr im Keim ersticken dadurch, daß wenn das Volk die großen Opfer für das vermehrte stehende Heer zu bringen hätte, noch andere Opfer für die Volksbewaffnung ihm verleiden, ja unerschwinglich seyn würden; sie wollten dadurch die eben so gefürchtete als verhaßte Volksbewaffnung ganz beseitigen.

Die ganze Partei Gagern schwärmte für die Vermehrung des

stehenden Heeres, und einer aus ihrer Mitte, Wernher, glaubte Alles gethan zu haben, wenn er beantrage, „die Ausrüstung der neu aufzufordernden Mannschaft soll allen militärischen Prunk fallen lassen und sich der Einfachheit künftiger Bürgerwehr anschließen, zu der man in dieser Maßregel nur einen Uebergang wolle.“ Wenn so etwas Unbeschreibliches aus dem Schooß der Partei Gagern's beantragt wurde, da war es höchst interessant, das Mienenspiel der klugen Führer der Reaktion zu beobachten, der Herren von Radowitz, Schmerling oder Döllinger. Wernher's Antrag wurde angenommen, nachdem der Antrag der Reaktion auf Vermehrung des stehenden Heeres mit 303 Stimmen gegen 149 durchgegangen war. Württemberg ausgenommen, wurde das Heer überall vermehrt, das wurde ausgeführt von der Reaktion; was Wernher wollte, verlacht.

Es war einer der glücklichsten Abende der in die Plane der Reaktion Eingeweihten, dieser 15. Julius; und als einige von ihnen spät nach Mitternacht durch die mondhelle Schnurgasse giengen, hörte man sie sagen: „Jezt haben wir gewonnen; jezt erdrücken wir mit 900,000 Armen die Revolution, das Königthum ist gerettet.“ — Und der Altar! sagte der Andere.

Von da an sah man die verschiedensten Truppen mit einer Raschheit sich einfinden, wie man sie vor Errichtung einer Centralleitung nicht gesehen hatte. Troz der verschiedenen Farben, hieß es, ist die deutsche Armee jezt schon eine einheitliche; und als diese Truppen sich brauchen ließen, republikanische Versuche zu unterdrücken, freuten sich die Constitutionellen; ohne Arg und Ahnung, daß die Fürsten durch diese selben Truppen sich auch von ihnen frei machen werden, unter veränderten Umständen.

Schnell wuchs, unter dem Schuz der vermehrten Bajonette, den Fürsten wieder die Zuversicht und die Selbstständigkeit; Einzelne schauten schon jezt um, als hätten sie sich nie gebeugt, und thaten, als hätten sie nie etwas feierlich versprochen und angenommen.

Wo es die Hebung der Gewalt der Fürsten galt, da stellten sich dem Reichsministerium und dem Reichsverweser Truppen, als wüchsen sie aus dem Boden, zu dienstbaren Werkzeugen gegen das Volk. Wo es galt, für das Volk gegen einzelne Fürsten den Beschlüssen der Nationalversammlung bewaffneten Nachdruck zu geben, da hatten sie nicht ein Regiment zur Verfügung. Für solche Fälle

zeigte sich und war von Anfang die Uebernahme der Oberleitung der Heeresmacht durch die Centralgewalt nichts als eine Fiktion, eine große Phrase auf dem Papier, in Wirklichkeit Nichts. Einem, der sich darüber täuschte und energisches Einschreiten verlangte, sagte eines Tags lächelnd der Reichsverweser: „Auf wie viel Truppen zählen Sie dabei für uns?“ — Auf die Gesammtmacht der übrigen Reichstruppen, versezte jener. — „Ich, sagte der Reichsverweser, zähle auf keinen Mann weiter, als auf die angeworbene Miliz unserer guten Stadt Frankfurt, und auf diese nicht fest.“

Als am 6. August sämmtliche deutsche Truppen dem Reichsverweser huldigen sollten, da erfuhren Reichsverweser und Ministerium zuerst schmerzlich, daß ihre Macht, so weit ihr die einzelnen Fürsten nicht freiwillig zur Unterlage dienen wollten, in der Luft schwebte. In den kleinen Staaten huldigten die Truppen, auch da meist mit innerem Widerstreben des nur durch die öffentliche Stimmung gezwungenen Hofes: in größeren mußte man sich mit einigen Hurrah's der Bürgerwehren auf den Reichsverweser und einer Bürger-Parade begnügen. Es kostete den Reichskriegsminister Peucker saure Mühe, auch nur so viel in Berlin heraus zu schlagen; in den entfernten Garnisonen soll nicht einmal das gestattet worden seyn; und wie bittere Stunden machte es ihm, daß eines seiner Schreiben durch Indiscretion von Berlin aus bekannt wurde, worin er die Sache als eine bloße Form darstellte, die nichts auf sich habe!

Der Stolz des besondern Preußenthums war zum Leide derer, die in Gedanken schon Preußen mit dem Glanze des Kaiserthums schmückten, so unklug, daß es seine undeutsche und absonderliche selbstische Gesinnung nicht verbarg, als es die Form der Huldigung auf sich nehmen sollte. Als würden sie dadurch österreichisch, sträubten sich großentheils das Heer und das Volk dagegen, und die Oesterreicher sahen allerdings diese Huldigung der Nichtösterreicher vielfach so an. Die Macht des preußischen Staates, hieß es, der Ruhm unserer blutig errungenen Größe und Selbstständigkeit soll fallen? Preußen ist verrathen, man will es mediatisiren, Preußen ganz in die Kategorie einer deutschen Provinz stellen, es ist auf den Untergang Preußens abgesehen, das zeigt der Reichsverfassungsentwurf, das zeigt die Huldigungsforderung. Die Offiziere versicherten, daß

sie nicht für ihre Truppen einstehen könnten, wenn auch sie selbst sich dem äußerlichen Akt unterziehen wollten. Staatsmänner, die sich mit ihrer Deutschheit viel wußten, sagten: „Preußen darf seine Vernichtung nicht unterzeichnen.“ Selbst der Berliner Bürger meinte zum Theil: „Sollen wir uns durch unsern 18. März zum Diener Oesterreichs gekämpft haben?“ Der Bruch zwischen Preußen und Frankfurt ist vollendet, hörte man sagen. Ein Theil des Militärs machte öffentliche Kundgaben gegen das Aufgehen Preußens in Deutschland, riß die deutsche Kokarde ab, und warf sie auf die Straße. Landwehr und Bürgerwehrmänner thaten vielfach das Gleiche in Berlin, in den alten Provinzen geschah noch mehr. Das preußische Heer wurde theils von höheren Offizieren bearbeitet, theils bildete es sich seine Ansicht von der Stellung und Zukunft Preußens selbst. Der höhere Kaufmannsstand agitirte auf der Börse und in den Zeitungen für eine Losreißung Preußens von der Gemeinsamkeit Deutschlands; die reaktionären Vereine waren unermüdlich in Plakaten, Zeitungen und Flugschriften, in Satyren und Carrikaturen, im berliner und Judendeutsch den Bürger und Arbeiter und Soldaten aufzuregen; im Schooße des Ministeriums selbst erhoben sich Stimmen, voran Graf Bülow und der Oberst von Griesheim, zum Beifall und zur Förderung, ja zum Aufreiz dieses preußenthümlichen Treibens. Man sprach in höheren und höchsten Kreisen geradezu von einem Krieg gegen Süddeutschland.

Die Flamme dieser absonderlich preußischen Begeisterung prasselte zuerst und am heftigsten aus den Lagern der Reaktion hervor, und man sah, wie der Wind von Rußland dreinwehte.

Vaterlandsliebende Männer in der Nähe sagten ängstlich: Leicht kann dadurch großes Unheil für unser Vaterland hereinbrechen, der Abfall ganzer Provinzen von Preußen, die Verbindung Preußens mit Rußland und die Gegenverbindung Süddeutschlands mit Frankreich steht in Aussicht.

Da verbreiteten die Berliner Nachrichten, der Reichsverweser werde den Befehl zur Huldigung zurücknehmen; Herr von Bülow, der Generaladjutant des Königs, benachrichtigte den Reichsverweser, daß seitens der preußischen Truppen die Huldigung verweigert werde. Ein preußischer Armeebefehl vom 29. Juli erwähnte der Huldigung gar nicht, sondern sprach nur davon, daß die

preußische Tapferkeit und Zucht ihren Ruhm bewahren werden, wenn preußische Truppen nach des Königs Befehl für die deutsche Sache einzutreten und dem Reichsverweser sich unterzuordnen hätten. Zugleich kam die Nachricht, der Reichsverweser habe die Weisung geschickt, die vom Reichsminister angeordnete Huldigung solle nicht stattfinden, der Reichskriegsminister sey also desavouirt. Die Truppen, die vor dem berliner Schloß im Angesicht des Königs und des Prinzen von Preußen defilirten, schwenkten die preußische Fahne und senkten die dreifarbige. In der Volksmasse hörte man Verwünschungen, Drohungen gegen die pflichtvergessenen preußischen Abgeordneten in Frankfurt, besonders gegen Peucker.

Bald aber schlug in Berlin, und zwar durch die konstitutionelle wie durch die demokratische Partei, die deutsche Gesinnung vor. Die Bürgerwehren, die Arbeiter, die Studenten, die Klubbs und die Gewerke feierten den 6. August, den Huldigungstag; das Militär rückte nicht zur Parade aus, nicht in Berlin, nirgends. Nur die Bürgerwehren in dem größten Theil Schlesiens, in der Provinz Sachsen, am Rhein und an der Mosel huldigten feierlich dem Reichsverweser.

Statt des feierlichen Eides, den die Nationalversammlung verlangte, hatte das Reichsministerium zu einem harmlosen Zeichen der Ehrerbietung, zu einer bloßen Form, sich herbeigelassen; aber selbst auf das dreimalige Hurrah, und auf die Parade, auf dieses Wenigste, was es verlangen konnte, gieng man von preußischer Seite nicht ein.

So schlecht fiel die erste leichte Probe der deutschen Einheit aus. Der Sondergeist, der auf dem Stolz und den materiellen Interessen des Stammes ruhte, zeigte sich in seiner Blöße.

Die Berliner wollten eben so sehr wie die Wiener das erbliche deutsche Kaiserthum für sich; und wie die Oesterreicher wollten, daß man in Frankfurt dem neu zu wählenden Kaiser eine Gewalt zuerkenne, unter der von einem politisch bedeutenden Preußen nicht mehr die Rede seyn könne, so wollten die Preußen eine solche Gewalt für ihren preußischen Kaiser-König, in welcher Deutschösterreich aufgehe. Zu gleicher Zeit berührte die centrale Zusammenziehung der Flußzölle im Interesse des neuen deutschen Reichs, die nach dem Willen der Nationalversammlung der Reichsminister Schmerling, in welchem die Preußen nur den Oesterreicher sahen, die preußischen

Finanzleute unangenehm, angesichts der Opfer, die Preußen jährlich durch große Einbußen an den Elbzöllen bei einer unbedingten Ausführung dieser Bestimmungen bringen sollte. Ueberhaupt machte die Furcht, die Vortheile des bisherigen preußischen Zollsystems einzubüßen und diese an Oesterreich übergehen zu sehen, das spezifisch preußische Blut viel reger, als der preußische Stammhochmuth.

Die Nachgiebigkeit des Reichsministeriums gegen Preußen, und auch gegen Hannover, in der Huldigungsfrage konnte dem Ansehen der neugegründeten Centralgewalt auch bei dem Glaubigsten nicht förderlich seyn. Das Reichsministerium tröstete sich mit dem Gedanken, habe es auch in seiner Anordnung für den 6. August dem Schwunge der Einheitsidee etwas zu viel vertraut, so habe es ja nur eine Form gegolten, und die Einzelstaaten werden es in seiner sonstigen Thätigkeit kräftig unterstüzen.

Man täuschte sich nach solcher Erfahrung noch, theilweise freilich weil man sich täuschen wollte, selbst in den mittleren Lagern der Nationalversammlung darüber, wie die Sachen eigentlich lagen: man glaubte an Reichstruppen und an Reichsgenerale.

Und doch waren diese von Haus aus und zunächst im Dienste der einzelnen Fürsten, sie waren diesen unbedingten Gehorsam schuldig, durch ihren Dienst- und Fahneneid, die Offiziere noch durch ihr Interesse an die Fürsten, als ihre Soldherren, gebunden. Der preußische Soldat war und blieb durch Erinnerungen, durch Angewöhnung von frühest an, durch besondere Einflüsterungen der lezten Monate, preußischer Soldat, Soldat seines Königs, so lange es diesen gab; die preußischen Generale blieben Offiziere ihres Königs, der sie besoldete, von dem sie Beförderung und Ehrenauszeichnung zu erwarten hatten; sie wurden um so fester darin, als man dem mißliebig gewordenen Peucker, der aus einem preußischen General ein Reichsminister geworden war, von Berlin aus sagen ließ, er möchte seine Besoldung nur anderswo erheben. Die preußische Staatskasse bot vorerst mehr Sicherheit für Gehaltserhebungen, als die Reichskasse des noch nicht gewordenen Reichs. Die Linke glaubte, die Fürstentruppen können nur durch Vollendung der Revolution zu Reichs- und Nationaltruppen gemacht werden; die Partei Gagern und alle Doktrinäre der Rechten glaubten an die Zauberkraft ihrer Beschlüsse ohne Revolution, an die übernächtige

Verwandlung des Gehorsams aus einem königlich preußischen in einen reichsministeriellen. Die Linke wußte, daß die Fürstentruppen gegen Volksbewegungen dem Reichsministerium verfügbar waren, aber ohne Revolution nie zu brauchen, um einen unbotmäßigen, den Beschlüssen des Parlaments und der Reichsgewalt widerstrebenden Fürsten zu seiner Pflicht zu zwingen: die Partei Gagern glaubte an das Leztere so gut als an das Erstere, weil sie an sich selbst und an die Fürsten sehr glaubte. Ja es gab Leute, die daran dachten, nöthigenfalls das preußische Heer gegen den preußischen König im Namen des Reiches gebrauchen zu können!

Es scheint wirklich, daß die Reichsminister, Schmerling ausgenommen, vor dem Antritt ihrer Stellen den Mangel einer materiellen Unterlage und die daraus hervorgehende Schwierigkeit derselben nicht gefühlt haben, so wenig als die Centren und die Rechte der Nationalversammlung, daraus die Minister genommen waren. Mehr als Alles war die Sache Schleswig-Holsteins geeignet, das Ministerium das fühlen zu lassen und seine Lage ihm zum Bewußtseyn zu bringen. Gagern und seine Freunde wurden noch durch etwas Anderes schmerzlich berührt.

Sie trugen die Idee des preußischen Kaiserthums in der Wiege ihrer Brust mit zum kölner Dombaufest. Das, hieß es, sollte das wahre deutsche Einheitsfest werden. Der König von Preußen und der Reichsverweser trafen dort zusammen und viele Mitglieder der Nationalversammlung. Es war das Hauptfest am 15. August. Schon die Fahrt dahin war für die Nationalversammlung kein gutes Vorzeichen. Vor dem Dome selbst angelangt, fanden Gagern und seine Freunde die für sie bestimmten Pläze in der Kirche schon von andern besezt. Da es wenige Tage nach Verweigerung der Huldigung war, so war man voll Hoffnung, daß der König etwas thue, der Einheitsidee zur Sühne. Da war aber alles so theatralisch einstudirt und ausgeführt, so auf Effekt berechnet und so pikirend, daß die Vertreter des Gedankens eines preußischen Kaiserthums und „des Dombaus der deutschen Einheit" sehr herabgestimmt wurden. Gagern, der Präsident der deutschen Nationalversammlung, sprach zum König in dem rothen Saal, der an die Gemächer desselben stieß, an der Spize von mehr als hundert Abgeordneten: „Königl. Majestät! Der Dombauverein von Köln

hat die deutsche Nationalversammlung eingeladen, einem bedeutungsvollen Feste beizuwohnen. Diese hat solcher Einladung entsprochen, und die hier anwesenden Mitglieder konnten sich überzeugen, daß es für den Ausbau auch dieses herrlichen Werkes der nationalen Einheit bedarf; das Streben nach Einheit auch in diesem Werk ist durch Eure Majestät neu erweckt worden. Die Reichsversammlung vertraut fest auf die Unterstüzung Eurer Majestät bei dem Bau der Einheit, der unternommen ist, und den die Nation ausführen wird!" — „Die Einheit Deutschlands, sagte der König, liegt mir am Herzen; sie ist ein Erbtheil meiner Mutter." „Wir wissen, daß Eure Majestät der Pfleger dieses Gedankens sind", sagte der Präsident. Der König entfernte sich, kam zurück und sprach: „Meine Herren, um recht gute Freunde zu seyn, ist es nothwendig, daß man sich von Angesicht zu Angesicht kenne; deßhalb freut es mich wahrhaft, Sie hier gesehen zu haben. Mit vollem Herzen wünsche ich Ihrer wichtigen Aufgabe ein segensreiches Gedeihen. Seyen Sie überzeugt, daß ich nie vergessen werde, welch ein großes Werk zu gründen Sie berufen sind, wie ich überzeugt bin, daß Sie nicht vergessen werden, daß es in Deutschland Fürsten gibt, und ich zu diesen gehöre".

Das Festmahl auf dem Gürzenich, der Trinkspruch des Königs von Preußen auf die „wackern Werkleute am Baue eines einigen Deutschlands", die an- und abwesenden Mitglieder der Nationalversammlung in Frankfurt, konnten den Eindruck nicht verwischen, den das Wort des Königs, daß es Fürsten in Deutschland gebe, und daß er zu ihnen gehöre, gemacht hatte: er hatte gerade dieses Wort, mit besonders erhobener, sehr nachdrücklicher Stimme gesprochen. Wie die Menschen sind, so fanden auch Einzelne in Kleinigkeiten etwas, daß der Erzherzog Reichsverweser preußische Uniform trug, und daß beim Zug in den Dom eine deutsche Fahne an einem Stück Mittelalter, einer gothischen Steinverzierung, hängen blieb, ein Werkstück losriß und ein junges Mädchen tödtete, Nebenstehende verwundete.

Mit unverkennbar bedeckter Stimmung berichtete Gagern am 17. August in der Nationalversammlung, der Ton seiner Stimme selbst widersprach seinem Wort, daß er bei der Wiederkehr eines solchen Festes den Bau der deutschen Einheit fest begründet hoffe.

Gagern hatte den Sinn des Königs verstanden. Der König hatte sich mit jenem Wort gegen die Nationalsouveränität und gegen Gagern, der als Präsident diese verkündet hatte, erklärt; es war ein Wink, daß der König von Preußen eine Verfassung mit der Nationalversammlung nur vereinbaren, nicht aber eine souverän und endgültig von ihr beschlossene annehmen wolle. Es war der drohend ausgestreckte Finger der allein und für sich souverän seyn wollenden Fürstengewalt, die wieder stolz aufgerichtet stand, weil der Märzsturm verrauscht war, und die vergaß, daß er sie verschont hatte, aber wohl gedachte, daß er sie bedroht und gebeugt hatte.

Bayerns, Hannovers, Sachsens Höfe wollten ebenfalls nur von Vereinbarung etwas wissen. Oesterreichs Hof und Regierung hatten von Anfang an den souveränen Standpunkt der Nationalversammlung nicht anerkannt; der Reichsverweser hörte jenes Wort des Königs mit an, schwieg und besserte das Böse desselben auch nachher durch keine Erläuterung, durch keine eigene Zusage. Von den mittleren Staaten hatte allein Württemberg die Nationalversammlung als verfassung g e b e n d e anerkannt, die andere nur als verfassung b e r a t h e n d e. Mit Württemberg hatten nur noch die meisten Fürsten der kleineren Staaten sich bereit gezeigt, den Beschlüssen der Nationalversammlung sich zu unterwerfen. Die größeren und großen Höfe hatten bisher schon weniger bedeutende Beschlüsse des Parlaments entweder gar nicht oder nur zum Schein angenommen, ja deren Vollzug geradezu zurückgewiesen. Und jezt dieses Wort von Friedrich Wilhelm IV., von demjenigen Fürsten, auf den Gagern und seine Partei ihr einheitliches Deutschland gebaut hatten! Gagern, weil es ihm mit der Einheit Deutschlands tiefer Ernst war, war um so tiefer bekümmert; ein düsteres Gewölke umzog von so vielen Seiten her die Zukunft Deutschlands, er zweifelte am zu Standekommen eines deutschen Reiches.

Wer die Nationalsouveränität, die Souveränität der Nationalversammlung verkünden wollte, der mußte sich zuvor klar seyn zuerst über den Begriff, dann über die Mittel, durch die allein ihre Verwirklichung möglich wurde, und sofort zu diesen Mitteln schreiten. Wer vor diesen Mitteln zurückschrack, der durfte die Souveränität der Nationalversammlung nicht verkünden. Die Halbheit

war ein Unglück wie immer, die gesezliche Revolution, wie sie Gagern wollte, war ein Widerspruch.

Gagern und das Reichsministerium erfuhren darauf thatsächlich, daß, wie die andern größern Staaten, auch Preußen sich nur von Frankfurt aus gefallen lasse, was ihm beliebe.

Das Ministerium Auerswald machte von der Mitte des Juni bis zum August über die Verhandlungen mit Dänemark so gut als gar keine Mittheilungen nach Frankfurt, weder an den damals noch existirenden Bundestag noch an die neuentstandene Centralgewalt, und erst als es abgeschlossen hatte hinter dem Rücken des Reichsverwesers, suchte es Vollmacht dazu bei der Centralgewalt nach, nicht freiwillig, sondern weil der zum Reichsgeneral ernannte Wrangel sich weigerte, den einseitig in Malmöe geschlossenen Stillstandsvertrag zu vollziehen.

Das Reichsministerium mußte sich schon über die Art, wie es in der limburger Frage sich hielt, wie es den Reichsverweser bei öffentlichen Gelegenheiten auftreten ließ, wie es offizielle Aktenstücke durch halboffizielle Briefe verläugnete und beseitigte, den Vorwurf der Halbheit, der Zweideutigkeit, der Feigheit machen lassen. Sie wußten nicht, oder wollten nicht wissen, Leiningen, Heckscher und Bassermann, was sie sollten und wollten. Die Linke hätte jedes Ministerium, einerlei ob aus der rechten oder aus der linken Seite, wäre es nur energisch und deutsch gewesen, mit allen Kräften unterstüzt. „Als das Ministerium, sagte Robert Blum ihm ins Angesicht, sein Amt antrat, hatte es den deutsch-dänischen Krieg vor sich; allein nachdem es im August der Nationalversammlung gesagt hat, daß es eben noch beschäftigt sey, sich die Schreibmaterialien anzuschaffen, ist es begreiflich, daß es sich um diesen Krieg nicht bekümmern konnte. Es ist der ganze Monat Juli vergangen und man kann nicht das Kleinste aufweisen, daß sich das Ministerium darum bekümmert hat. Am Ende Juli brachte man ihm die Kunde von den Waffenstillstandspräliminarien zu Malmöe und Bellevue, die ihm die englischen Zeitungen vier Wochen vorher gebracht hatten, und dann erst begann es — — nichts zu thun". Da war Gelächter in der ganzen Paulskirche.

Die Nationalversammlung hatte sich ausdrücklich die Genehmigung jedes Abschlusses in dem deutsch-dänischen Krieg vorbehalten.

Der Reichsminister Heckscher gab an die preußische Regierung, die eine „unbedingte“ Vollmacht verlangte, am 7. August zweideutig „die gewünschte“ Vollmacht, mit angeschlossenen Bedingungen, ohne die Genehmigung ausdrücklich vorzubehalten, weil er, wie er nachher sagte, nichts beizusezen gebraucht, was sich von selbst verstand. So wenig hütete er das ihm anvertraute Gesez über die Centralgewalt. Selbst der Bundestag, gestüzt auf die ausdrückliche Bestimmung der deutschen Bundesakte und der wiener Schlußakte, nach welcher bei einem Bundeskrieg kein einzelnes Glied des Bundes im eigenen Namen verhandeln kann und darf, hatte früher die preußische Regierung darauf aufmerksam gemacht, daß bei jedem wichtigen und präjudizirlichen Abschluß, ja bei jeder Verhandlung dieser Art die Genehmigung des Bundestags eingeholt werden müsse. So war Preußen weder nach der Bundesakte, noch nach dem neuen Gesez über die Centralgewalt zum Abschlusse befugt. Seit Schaffung der Centralgewalt steuerte es mit einer überraschenden Hast auf den Waffenstillstand zu. Als Dänemark das sah, steigerte es sich in seinen Anforderungen, es verlangte mehr als Anfangs. Und dennoch schloß das Ministerium Auerswald einen Waffenstillstand *in dem* Augenblick ab, da die vereinten Kräfte von Deutschland auf dem Schauplaz des Kriegs sich gesammelt hatten, da die Söhne von allen Seiten des Vaterlandes zusammengeströmt waren, das wichtige Küstenland zu retten, da Deutschland zum erstenmale seit dem Erwachen der neuen Zeit seine gemeinsamen Kräfte üben sollte, also die sichersten Bürgen in denselben gegeben waren für einen ehrenvollen Frieden.

Die Bedingungen des Waffenstillstands waren aber der Art, daß Lord Palmerston sich darüber verwunderte, wie man die schwedischen Vorschläge habe besser finden können, als die, welche er gemacht. Am 27. August war der Vertrag noch nichts als ein ganz vorläufiges Uebereinkommen. Am 28. August sagten noch die ministeriellen dänischen Blätter, ein Protokoll sey vorläufig von den Unterhändlern unterzeichnet, es seyen aber neue Instruktionen erforderlich, ehe der Inhalt dieses Protokolls traktatmäßige Gültigkeit erhalten könne. Einige Tage später war darin zu lesen: „Gegen Erwarten hat die preußische Regierung den Bedingungen, welche das in Malmöe unterzeichnete Protokoll enthielt, Beifall geschenkt“.

Die Dänen selbst hatten nicht erwartet, daß diese Bedingungen von der preußischen Regierung würden anerkannt werden. Diese Bedingungen stimmten aber mit den von der Centralgewalt aufgestellten Bedingungen nicht nur nicht überein, sondern sie waren gerade das Gegentheil davon: die Vollmacht war nicht nur überschritten, sondern es war geradezu gegen die Vollmacht in der Hauptsache gehandelt worden. Die Regierung in Berlin war in jeder Weise berechtigt, die Anerkennung des Protokolls zu verweigern, und zu gleicher Zeit verpflichtet, der Frankfurter Centralgewalt die Mittheilung zu machen, daß jenes Protokoll in dieser Art abweichend sey.

Statt dessen beeilte sich der preußische Handelsminister, dem Handelsstande mitzutheilen, der Vertrag sey unterzeichnet und werde höchst wahrscheinlich die Anerkennung des Königs finden. Der Minister wartete nicht einmal ab, bis der König entschied, zu dessen Kenntniß der Vertrag erst Tags darauf kam, geschweige daß er gewartet hätte, wie in einer für Deutschland so wichtigen Frage die deutsche Nationalversammlung und Centralgewalt entscheide. Ja, der vom Reichsministerium nach Berlin und Schleswig-Holstein abgeschickte Gesandte, der Unterstaatssekretär Max von Gagern, des Präsidenten Bruder, wurde mit Rücksicht für seine Persönlichkeit mit Hohn für seine Stellung behandelt. Er gieng am 9. August nach Berlin, wo man ihn kaum anhörte, er gieng nach Schleswig-Holstein, und stand dort gänzlich hinter den Coulissen. Seine Vorschläge, die er nach Malmöe schickte, legte man unbeachtet bei Seite; er wurde nach Malmöe eingeladen, er gieng aber nicht hin, um auch nicht einmal durch persönliche Anwesenheit einen Vertrag zu sanktioniren, den er Deutschlands nicht für würdig, noch weniger für gerechtfertigt erkannte. Er hatte das richtige Gefühl seiner mißlichen Stellung: zu Malmöe hätte man ihn absichtlich eine noch traurigere Rolle spielen lassen, aber nicht ihn, sondern in ihm die Nationalversammlung und das Reichsministerium. Von Berlin und Rendsburg aus hatte er das Reichsministerium wiederholt gewarnt vor den Gefahren, die von Berlin aus drohen, und es aufmerksam gemacht, daß ein Abschluß ganz anderer Art erfolgen dürfte, als man zu Frankfurt vorgesehen; nach der andern Seite, nach Berlin und Malmöe hin, sprach er sich auf das Entschiedenste aus, daß an

dem festgehalten werden müsse, was in Frankfurt beschlossen worden. Auf wen sollte er sich stüzen? Hatte doch in derselben Zeit, da Deutschland mit Dänemark Krieg führte, der österreichische Gesandte in Kopenhagen ruhig fort residirt, Oesterreich und Dänemark verhandelten unter sich als befreundete Mächte. Darin fehlte der Reichsgesandte, daß er ohne Protest und ohne Verwahrung abreiste.

Der Inhalt des Waffenstillstandes wurde ihm vor der Ratification nicht einmal mitgetheilt, als gienge das die Centralgewalt Deutschlands nichts an, und das preußische Ministerium fügte noch Hohn dazu: die Weigerung des preußischen Unterhändlers, dem Reichsgesandten die Bedingungen mitzutheilen, erläuterte es dahin, derselbe habe wahrscheinlich bloß sagen wollen, daß er ihn nur vertraulich davon in Kenntniß sezen könne, und daß, wenn der Reichsgesandte seinen Rückweg über Berlin genommen hätte, die preußische Regierung (nach geschehenem Abschluß des Stillstandes!) sich vertraulich mit ihm darüber unterhalten und zu verständigen gesucht hätte.

Der preußische Gesandte bei der Centralgewalt, *Camphausen*, wie Dänemark selbst und die preußischen Unterhändler sprachen offiziell nur von einem im Namen des deutschen Bundes durch Preußen abgeschlossenen Vertrag; von einer Centralgewalt, von einem deutschen Reich war nirgends die Rede, wie von einem Bevollmächtigten der Centralgewalt von Max Gagern, in Holstein und Malmöe weder die dänischen noch die preußischen Unterhändler etwas wissen, ja die preußischen Minister zu Berlin nicht offiziös, nur vertraulich sich mit ihm unterreden wollten. Camphausen suchte den Ausdruck deutscher Bund wie das Andere dadurch zu rechtfertigen: „Dänemark kenne noch kein deutsches Reich." Der Reichsminister Heckscher, von der Nationalversammlung in die Enge getrieben, wollte sich damit hinausreden: „Wenn Dänemark behaupte, es könne mit der Centralgewalt nicht unterhandeln, da es eine solche nicht kenne, so sey das eine Lächerlichkeit; man habe hier eine historische weltbekannte Thatsache verläugnet, und darüber brauche man gar nicht zu reden." Herr von Schmerling, der diplomatischere Reichsminister, sagte dagegen: „Die Centralgewalt war für Dänemark gar nicht da, sie war ihm ja

nicht angezeigt, wie konnte es also mit der Centralgewalt verhandeln?"

Alle Verständigen fanden es aber sonderbar, daß das Reichsministerium dem Herzog von Holstein, der zugleich König von Dänemark war, das Vorhandenseyn der Centralgewalt nicht sollte angezeigt haben, während die Reichstruppen doch im Krieg mit dem König lagen, und nicht die preußischen Truppen. „Noch sonderbarer aber ist's, sagte Robert Blum, daß dieses Ding, welches den Dänen gar nicht bekannt, und nach Schmerling für sie gar nicht in der Welt war, dessen ungeachtet einen Bevollmächtigten ernennen, demselben eine Vollmacht geben, und von ihm verlangen konnte, auf Grund dieser Vollmacht mit den Dänen einen Waffenstillstand abzuschließen."

Das Reichsministerium handelte offenbar pflichtwidrig, nicht bloß inconsequent, vielleicht schlimmer, als man bis jezt weiß oder vielmehr beweisen kann. v. Schmerling handelte längst der Ansicht gemäß, daß die Zeit da sey, „da auf die Revolution der Völker die Gegenrevolutionen der Fürsten folgen, denen man sich ja auch als einem fait accompli fügen müsse." Heckscher war ganz übergegangen; und der Reichsverweser hatte zu Köln einen Trinkspruch des Königs von Preußen mit dem Wort erwiedert: „Eintracht und Ausdauer", was sogleich auf das Zusammenhalten der Fürsten gegen die Revolution gedeutet worden war.

Man hat gesagt, die Nationalversammlung habe man durch den Waffenstillstand von Malmöe absichtlich dahin führen wollen, um sie durch die Wahl zwischen einem Krieg mit Preußen oder einem europäischen Krieg ohne Preußens Hülfe zur Fügsamkeit, zur Anerkennung der Bedingungen zu zwingen, und sie dadurch in der öffentlichen Meinung zu vernichten.

Es drückt wenigstens auf Heckscher — und er handelte nicht allein — der Verdacht, daß er ein zweideutiges Spiel gespielt habe, durch vertrauliche Briefe oder mündliche Zugeständnisse. Als das Reichsministerium nicht anders konnte, legte es die Aktenstücke der Verhandlungen vor, aber nur mit Auswahl, in der Art und im Geist der alten Diplomatie. Die vertraulichen Briefe legte es nicht zu den offenen Aktenstücken.

Daß geheime Aktenstücke bestanden, konnten die Minister nicht

läugnen. Ein Mitglied von der rechten Seite des Hauses hatte im Ausschuß geäußert, es habe geheime Noten gesehen, die in dieser Sache gewechselt worden. In den mitgetheilten Schreiben Camphausens war viel von den Einflüsterungen Rußlands die Rede, während nicht eine Zeile davon in den vorgelegten Akten enthalten war. Zudem war in einer Depesche des schwedischen Ministeriums an den schwedischen Gesandten in Berlin gesagt, wenn man sich den Anforderungen Schwedens nicht füge, so werde dasselbe Dinge veröffentlichen, welche denjenigen, die unterhandelt haben, nicht sonderlich angenehm seyn werden*).

Was in den geheimen Aktenstücken enthalten war, darüber gaben die Reichsminister keinen Aufschluß. Anträge, sie sofort in Anklagestand zu versezen, unterblieben nur wegen mangelnden Gesezes über Ministerverantwortlichkeit. Schon früher war ein Brief des Reichskriegsministers Peucker bekannt geworden, wonach das Reichsministerium in Schleswig-Holstein eine Art von Vermittlungspolizei spielen wollte. Die schleswig-holsteinische Landesversammlung, die als eine constituirende zusammengetreten war, erschien der preußischen Regierung als hinderlich bei der Annahme des Waffenstillstandes, als gefährlich wegen der durch die Stände aufgeregten Leidenschaften. Es fand, die Landesversammlung zu beseitigen, „die passende Form", indem sie das Reichsministerium beauftragte, die Schleswig-Holsteiner zur Auflösung der Landesversammlung zu bestimmen. Das Reichsministerium gab sich dazu her, und berief sich den Schleswig-Holsteinern gegenüber nicht bloß auf die Unthunlichkeit, sondern sogar auf einen Beschluß der Nationalversammlung, wonach keine constituirende Versammlung mit der Frankfurter zugleich stattfinden solle — ein Beschluß, der niemals gefaßt worden war.

Das Reichsministerium selbst anerkannte, daß der Vertrag von

*) „Mais, si contre notre attente, les efforts que nous faisons restaient infructueux; si la Prusse ne se croyait point en état de remplir ses engagements, alors nous nous devrons à nous mêmes de justifier aux yeux du monde entier la part que, sur l'invitation de la Prusse, nous avons prise à ces transactions, et il ne serait point de notre faute si l'exposé que nous ferions de la marche et des incidens de cette question, amenait des explications que, bien certainement, nous désirions éviter."

Malmöe nicht allein den Bedingungen der Vollmacht nicht entspreche, sondern auch Dinge enthalte, welche in keiner Weise als mit den Interessen Deutschlands übereinstimmend betrachtet werden können; eben so, daß der Vertrag, nicht, wie er da lag und war, rechtsgültig und rechtsbeständig sey. Auch Preußen selbst gab zu, daß Bedingungen in den Waffenstillstand aufgenommen wurden, welche nicht zu seiner Competenz gehörten, tief greifende Veränderungen in den Zuständen eines deutschen Landes, wie sie nie durch einen Waffenstillstand festgesezt zu werden pflegen. Schon darin, ganz abgesehen von allem Andern, lag es, daß die Nationalversammlung unzweifelhaft darüber zu entscheiden hatte. Und wenn die Nationalversammlung noch darüber zu entscheiden hatte, wenn der Waffenstillstand erst noch genehmigt werden sollte, dann durfte er — das war klar — nicht zum Voraus vollzogen werden.

Die Bedingungen des Waffenstillstands waren für Deutschland der Art, daß sie von den Vertheidigern desselben als „nicht rühmlich", von einem darunter als „unrühmlich", von den Gegnern und zwar conservativen wie radikalen, als „ehrverlezend", ihre Annahme als „unauslöschlicher Schimpf des deutschen Namens", als „eine Dummheit" bezeichnet wurden. Sie waren zunächst zu Gunsten Dänemarks, dann zu Gunsten Preußens; für Deutschland enthielten sie auch nicht einen Vortheil; für Schleswig-Holstein viel Böses. Zum Auslegen des Vertrags und zur Anwendung desselben für Schleswig-Holstein war eben derjenige bestimmt, in welchem das dänische Prinzip am schärfsten ausgeprägt war; den im März das schleswig-holsteinische Volk so haßte, daß er sein Leben nur durch die Flucht rettete, Graf Karl von Moltke. Dieser sollte nach dem Vertrag an die Spize der neuen schleswig-holsteinischen Regierung treten.

Zudem waren zu den an sich mangelhaften Bestimmungen des Vertrags noch so unklare gekommen, daß die endliche Auslegung beinahe unmöglich war, die unredliche den freiesten Spielraum hatte, und man mit Recht sagte, der Despotismus brauche hier nicht erfinderisch zu seyn, und erst aus Klauseln und Säzen, die Anfangs unbedenklich erschienen, etwas für sich heraus zu arbeiten; hier sey ihm vollauf vorgearbeitet. Alle die schleswig-holsteinischen Männer, welche sich aufopfernd und entschieden der Sache ihres Landes ge-

widmet hatten, waren durch den Stillstand der dänischen Rache preisgegeben. Die dänischen Beamten kehrten ins Land und in ihre Stellen zurück, die frühern Ernennungen wurden kassirt, mit keinem Hauch war des Schuzes der von der provisorischen Regierung angestellten Beamten gedacht. Sieben Monate Waffenstillstand waren den Dänen eingeräumt, in dem Augenblick, als die württembergischen und badischen Truppen an den Gränzen der Herzogthümer angelangt, andere auf dem Weg dahin waren; sieben Monate, Zeit genug für Dänemark wie für Rußland, die Stüze der reactionären Partei. Ganz abgesehen davon, ob in dieser Zeit des Zufrierens der Belte ein Angriff auf Kopenhagen möglich gewesen wäre, ist so viel gewiß, daß man dem König von Dänemark Zeit lassen wollte, ganz Schleswig wieder dänisch zu reorganisiren. Dänemark selbst hoffte, durch Verwerfung des Stillstandes durch die Frankfurter Versammlung werde es einen Conflikt zwischen dieser und Preußen geben, oder, würde er nur von dem preußischen Ministerium angenommen oder verworfen, so werde ein furchtbarer Kampf zwischen den Republikanern und den Monarchisten in Preußen die Folge seyn; ein Kampf, der vielleicht das *Signal zu* einer politischen Umwälzung in Deutschland gebe, Alles, wie es hoffte, zum Vortheil Dänemarks, um dann leicht fertig zu werden mit der „Beamtenrevolution“ in Schleswig-Holstein; anders nannten die Dänen die Erhebung nie*).

Als Gründe für einen Waffenstillstand, den Niemand, welcher Farbe er war, dessen Bedingungen kein Deutscher gut heißen konnte, gab die preußische Regierung die Nothwendigkeit an, ihre Ostseeprovinzen vor gänzlichem Untergang zu schüzen.

Allerdings litten die Nord- und Ostseeküsten sehr durch die Dänen, es litten Handel, Arbeit und Industrie. Die Arbeitslosigkeit, die Noth, der Hunger wuchsen, und machten einen Frieden, nicht aber einen Waffenstillstand wünschenswerth, welcher dagegen nur wenig oder gar nicht schüzte. Nur ein ehrenvoller und gerechter Friede hob die Noth jener Küsten: bei dem Malmöer Waffenstillstand aber hatte die dänische Regierung gerade am Schlusse der Bedingungen ausdrücklich hervorgehoben, daß die Bedingungen des

*) Fädrelandet, das ministerielle Blatt, vom 13., 14., 15. Juli 1848.

Stillstandes für eine schließliche Friedensbasis keine Bedeutung haben, und dann war auch in diesen Bedingungen selbst nichts, das einen Frieden, wenigstens auf die Zeit, ersezt oder nur eine Gewähr gegeben hätte, daß der Stillstand zu einem Frieden führe.

Herzbrechende Schilderungen machten die Kaufleute, die Fabrikanten, die Industriellen jeder Art, vor Allen die Aktionäre der Assekuranzcompagnien, zumal von Hamburg, Bremen, Lübeck und den hannoverischen Häfen. Da hieß es: aller Verkehr stockt, der Kaufmann verarmt, der fleißige Hafenarbeiter sinkt zum jammervollen Proletarier herab, ganze Städte der Ostsee verarmen und von diesen fallen die Rückschläge auf die Nordseestädte. Wenn der Ausfuhrhandel von Bremen und Lübeck leidet, so leidet auch das Fabrikinteresse im Innern von Deutschland. Ganze Geschäftsbranchen haben sich bereits nach England geflüchtet, und sie werden, wenn der Krieg aufs Neue aufgenommen wird, für Deutschland unwiderbringlich verloren seyn.

So lamentirten die Männer des Handels und der Industrie, uneingedenk, daß wer zur rechten Zeit für große Zwecke kleinere Opfer scheut, hintendrein großen Schaden leidet, ohne einen großen Zweck zu erreichen. Die Nord- und Ostseeküsten trugen, was sie zu tragen hatten, für die deutsche Sache, weil Deutschlands Recht und Ehre es forderten. Die Minderheit der Nationalversammlung, die Linke, wollte nicht, daß sie allein für die Ehre Deutschlands leiden sollten; sie wollten eine vollkommene Entschädigung für die Schäden, welche die Küstenstädte durch den Krieg erlitten, durch ganz Deutschland gewährleisten lassen; die Mehrheit, die Rechte, gieng nicht darauf ein, aus Reactionsgründen. Und doch — wenn es dem preußischen Hof und der Regierung Ernst war, so kam es zu diesen Verlusten von Anfang nicht. Dänemark war beim Ausbruch des Kriegs zu Land und zur See schlecht gerüstet; die Eisenbahn konnte aufs Schnellste 80,000 Mann Preußen in die Herzogthümer führen. Wenn Wrangel damit rasch bis hinauf nach Jütland vorgedrungen und dort stehen geblieben wäre, was russischer Einfluß in Berlin verhinderte; wenn Hannover den Preußen den Rücken gedeckt hätte, was durch englischen Einfluß auf den hannoverischen Hof nicht gehörig geschah; wenn Wrangel für jede dänische Gewaltthätigkeit zur See zu Repressalien in Jüt-

land gegriffen hätte: dann hätte der Ostseehandel nicht mit so großen Verlusten ein halb Jahr zu feiern gebraucht; dann hätte Dänemark seine Menschenräuberei und sein Schiffekapern bleiben lassen; die Besezung Jütlands hätte Dänemark gezwungen, den Frieden herbei zu wünschen. Als Wrangel endlich erklärte: „Für jede fernere Gewaltthat der Dänen solle ein Dorf in Jütland brennen, so wahr er Wrangel heiße", — da ward er aus Jütland durch Berliner Ordre zurückgerufen. Als gegen das Schiffekapern der Dänen die Linke bis zur Schaffung einer deutschen Flotte Kaperbriefe auszugeben rieth, da erscholl es mit Entrüstung von der rechten Seite, das würde die deutsche Ehre beflecken, da Dänemark (das es wahrlich nicht nöthig hatte) dieses Mittels sich zu bedienen unterlassen habe. Und Dänemark hatte bereits über 200 deutsche Schiffe gekapert!

Durch energische rasche Fortsezung des Krieges noch jezt war ein Frieden zu gewinnen, in welchem Dänemark zum Ersaz jedes Verlustes der Nord- und Ostseeküsten angehalten werden konnte; statt dessen wurde ein Waffenstillstand beliebt, der wenig Ersaz und gewisse Aussicht auf einen Frieden gab, in welchem nicht nur die materiellen Verluste nicht vergütet würden, sondern auch *Deutschlands* Ehre und Schleswig-Holstein für Deutschland verloren gehen könnten. In diesem Waffenstillstand schickte man, wie Dahlmann sagte, das arme Deutschland recht geradezu in den ersten April hinein. Die siebenmonatliche Dauer des Stillstandes — das Reichsministerium glaubte noch am Tage des Abschlusses, es handle sich nur von einem drei monatlichen Stillstand! — beraubte nicht nur Deutschland der Möglichkeit, sich der Vortheile der winterlichen Jahreszeit im Kriege gegen Dänemark zu bedienen, sie mußte Dänemark im besten Falle waffengerüsteter hinstellen, als es jezt war. Dabei war durch denselben die provisorische Regierung aufgelöst; und doch war diese von der Bundesversammlung, von der Krone Preußen, von der deutschen Centralgewalt wiederholt anerkannt! und doch saßen, kraft dieser Anerkennung allein, die schleswig-holsteinischen Abgeordneten in der Nationalversammlung; ungesezlich, wenn der Vertrag anerkannt wurde! und in diesem Vertrag waren nicht einmal durch irgend eine Anordnung die Personen der anerkannten provisorischen Regierung vor der dänischen Rachsucht sicher gestellt! —

Aber gerade auf diesen Bedingungen bestanden Rußland und Schweden, zuversichtlich, daß es keiner sieben Monate bedürfen werde, um die Revolution durch die Reaction zu überwinden, und die werdende Einheit Deutschlands im Keime zu tödten. Rußland hatte seit lange theils aus Instinkt, theils durch Berichterstattung Kenntniß von der Schwäche und Empfänglichkeit mehr als einer deutschen Regierung; es vermittelte nicht, es befahl.

Als Dänemark die Bedingungen, unter welchen die deutsche Centralgewalt durch Preußen abschließen wollte, sah und prüfte, da begriff es, daß „es einen für sich günstigen Waffenstillstand mit Deutschland nicht abschließen könne, wenn nicht die beiden Mächte, Schweden und Rußland, die sich zu Gunsten Dänemarks erklärt haben (und Heckscher sprach von Schweden als einer „unparteiischen, ja Deutschland befreundeten" Macht!), die Bedingungen der preußischen Regierung befehlen würden"*). Rußland und Schweden auferlegten die Bedingungen, und die preußische Diplomatie beugte sich vor dem Befehle des Czaars.

England, dem Deutschlands Großwerden gegen sein Interesse war, war von da an für Deutschland gewesen, als es, überrascht von der deutschen Bewegung, die politische Wiedergeburt Deutschlands zu hintertreiben für vergeblich und für vortheilhafter hielt, die neue Großmacht, falls sie wider Wunsch zu Stande käme, zum Freunde als zum Feinde zu haben. Dagegen neigte es sich auch zu Dänemark von da an, als es fürchtete, Dänemark möchte den Schlüssel zur Ostsee in die Hände Rußlands kommen lassen. 1833 hatte Rußland die hohe Pforte von dem sie bedrängenden Ibrahim Pascha gerettet und dafür zum Dank den Schlüssel der Dardanellen zur Hand genommen. Daß Dänemark gezwungen sich ganz in die Arme Rußlands werfe, Rußland als der einzige Schutzherr Dänemarks bei dieser Gelegenheit eine unzerstörbare Stellung einnehme und zum Dank für seinen Beistand zuletzt auch die Schlüssel

*) Schreiben des dänischen Ministers des Auswärtigen an Herrn Wyme, dat. Malmoe v. 10. Juni 1848: — „Les propositions de la Prusse ont dû confirmer le gouvernement danois dans sa conviction de l'impossibilité, de conclure, avec la Prusse, un armistice, dont les conditions ne soient pas appuyées fortement, et de manière à les imposer par les deux puissances, qui se sont prononcées en faveur du Danemarc, la Suède et la Russie."

zum Sund erhalte — das konnte England nicht geschehen lassen, ohne zu handeln; sein Interesse durfte die Schuzherrschaft Dänemarks den Russen nicht allein überlassen. Das war der eine Grund, warum im August England für Dänemark anfieng etwas Partei zu nehmen. Der andere Grund war, daß der Gang der Nationalversammlung und überhaupt der Dinge in den einzelnen Staaten in dem stets gut unterrichteten englischen Ministerium die Ansicht aufkommen ließ, daß das Zustandekommen der deutschen Freiheit und Einheit, der neuen Großmacht, mehr und mehr zweifelhaft werde, und daß es vielleicht doch noch möglich wäre, den Norden und den Süden Deutschlands zu theilen, beide einander gegenüber in Zwietracht und die Seeküste vom Herzen Deutschlands abgesondert zu erhalten. So spielte es vorerst ein doppeltes Spiel, für alle Fälle, in seinem Interesse.

Wenn England in seinem und Rußland wieder in seinem Interesse zu Wien, zu Frankfurt und zu Berlin in der deutsch-dänischen Frage still arbeiteten: so fand die Hofpartei, die größtentheils Rußlands, zum Theil Englands Interessen diente, von Anfang bei dem König von Preußen einen bereiteten, empfänglichen Boden. Dem König war die Bewegung in Schleswig-Holstein bald in einem ihm verhaßten Lichte gezeigt worden, und der König sah sie von da an vorzüglich nur in diesem Lichte, in dem einer radikal-republikanischen, einer revolutionären Bewegung.

Daß es dem König von Preußen mit dem Krieg in Schleswig-Holstein von Anfang an nicht Ernst sey, wollten Viele schon im Frühling behaupten, Andere glauben, daß es ihm in dem ersten Anflug Ernst gewesen, und daß er zwei Zwecke zugleich verfolgt habe, durch Vertheidigung der deutschen Küste gegen die Dänen seinem Namen in Deutschland wieder einen Glanz zu erwerben, und zugleich seinen Garden eine schöne Gelegenheit zu geben; daß aber bei ihm, wie so oft, auch hier dem Entschluß ein anderer Entschluß, der ausgesprochenen Ansicht das Aufgeben dieser Ansicht auf dem Fuße gefolgt sey *). Folgte diese Aenderung nicht gleich, so folgte sie doch bald unter dem Einfluß Rußlands und der Reac-

*) S. Maj. der König, nachdem er's gewollt hat, wird er's nicht wollen, ist ein bekanntes Wort eines Diplomaten über Friedrich Wilhelm's IV. Politik.

tion. Das sah, wessen Auge nicht blöde war, oder von Enthusiasmus geblendet, aus der Art, wie der Krieg geführt wurde. Es ist alles nur zum Schein; es ist ein Spiel reactionärer Ränke; es ist ein Scheinkrieg und ein Scheindeutschthun, sagten Manche laut schon im Mai zu Frankfurt. Der Verdacht gegen den preußischen Hof wuchs bei den Führern der Volkspartei in dem Grad, als die Verblendung bei denen zunahm, die in dem preußischen Kaiserthum allein das Heil fanden, die darum gegen jene wütheten, und sich für das preußische Königshaus erhizten, da der König in der Thronrede gesprochen, die Ehre Preußens erfordere, den ihm von Deutschland übertragenen Krieg zum Schuze Deutschlands zu führen; da der Minister von Arnim den Krieg einen für die Ehre Preußens und Deutschlands gleich nothwendigen nannte. Da lief plözlich durch englische, französische und deutsche Zeitungen der Text einer Note des preußischen Agenten von Wildenbruch an das dänische Kabinet, datirt vom 8. April aus Sonderburg. Da hieß es wörtlich also:

„Preußen wünscht vor allen Dingen die Herzogthümer Schleswig und Holstein ihrem König-Herzog zu erhalten, und ist gleich weit davon entfernt, seinen eigenen Interessen oder dem Ehrgeiz dritter Personen dienen zu wollen. — Im Interesse Dänemarks aber, so wie in dem aller Nachbarstaaten liegt es, daß die deutschen Fürsten sich der Angelegenheit kräftig annehmen, und einzig der Wunsch, die radikalen und republikanischen Elemente Deutschlands von unheilbringender Einmischung abzuhalten, bewog Preußen zu seinen Schritten. Das Einrücken preußischer Truppen in Holstein hatte den Zweck, das Bundesgebiet zu sichern, und die republikanischen Elemente Deutschlands, an welche die Herzogthümer als leztes Mittel der Selbsterhaltung hätten appelliren können, daran zu verhindern, sich der Sache zu bemächtigen. Die Idee einer nordalbingischen Republik, welche bereits hervorgetreten, ist geeignet, sowohl Dänemark als die deutschen Nachbarländer ernstlich zu gefährden. — Der eigene Vortheil Dänemarks ist es, welchen Preußen im Auge hat; Dänemarks Größe, Dänemarks Selbstständigkeit will es, die ihm durch Abreißung der Herzogthümer bedroht scheint, und es ist erbötig, dazu mitzuwirken."

Die von höherer Hand aus geschehene Veröffentlichung dieser Note deckte nackt auf, was die Reaction fein gesponnen und verborgen glaubte und wünschte: Den Zweck des Scheinkriegs gegen Dänemark. Dieser Zweck war nicht gegen Dänemark, nach der Absicht des preußischen Hofes, sondern gegen die radikale und republikanische Partei in Deutschland gerichtet. Wie bei Hecker's Schilderhebung in Baden preußische Truppen nach Süddeutschland geschickt wurden, so schickte Preußen bei der schleswig-holsteinischen Erhebung nach dem Norden seine Truppen. Hier wie dort war es der gleiche Zweck: Niederdrückung freier, und vorzüglich republikanischer Bestrebungen. War dieß nicht gleich Anfangs der Zweck des Königs, so war es um so gewisser vorn herein der Zweck der Reactionsführer. Hier wie dort war der gleiche Aushängeschild: Schuz deutscher Ehre und Freiheit.

In Baden war das Spiel der Reaction unter dieser Decke, für sie zum Glück, durch keinen der Ihren verrathen worden: das Spiel unter dieser Decke in Schleswig-Holstein war jezt in einem Actenstück eines der Ihren, sey es durch England, sey es durch einen Deutschen von Gewissen und Ehrgefühl, aufgedeckt.

Das erschreckte die Reactionsführer sehr, aber nur so lange, bis sie sahen, daß in Deutschland der Blinden nicht wenige, der Leichtgläubigen viele, der Vertrauenden unzählige waren, selbst im Angesicht eines solchen Aktenstückes; und daß das System der Frechheit in Deutschland das glücklichste sey.

Es war in den lezten Tagen des Juni, als das Aktenstück bekannt wurde, wahrscheinlich als Gegengift von England gegen Preußen und Rußland gebraucht, auf die erste Kunde von den malmöer Verhandlungen hinter seinem Rücken. Die preußische Regierung wagte es nicht, die Aechtheit dieser Wildenbruchischen Note irgend wo und irgend wie zu widersprechen. Am 30. Juni wurde der neue Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Preußen, von Auerswald, im Saale der Abgeordneten darüber befragt. Er that als kenne er sie nicht; er suchte darüber hinweg zu gehen.

Wenn auch anzunehmen ist, daß diese Note nicht von dem Ministerium, sondern unmittelbar von der potsdamer Hofpartei ausgegangen ist, so ist doch, daß Auerswald nichts davon wußte, zwar möglich, aber nicht wahrscheinlich.

In Posen war, wie sich aber erst in der Berathung der Abgeordnetenkammer zu Berlin am 23. Oktober aufdeckte, es geschehen, daß ohne Wissen des Ministeriums, ja ganz entgegen dessen besondern Weisungen, durch die Hofpartei ein unmittelbarer Befehl des Königs ausgewirkt wurde, welchen der Generaladjutant des Königs, der Generallieutenant von Neumann, an den commandirenden General von Colomb unterm 3. April übermachte; der Befehl, mit seinen mobilen Colonnen angriffsweise gegen die Polen einzuschreiten.

Am Anfang des Juni schon hätten viele Augen geöffnet werden können. Am 2. Juni erklärte Arnim, der damals noch Minister war: Die Zurückziehung der Truppen sey geschehen, um die von England angebotene Vermittlung zu erleichtern und zugleich die Bürgschaft von Preußens Wunsch nach Frieden zu geben. Ganz im Widerspruch mit dieser Erklärung Arnim's sagte das Organ des englischen Ministeriums, das „Morning-Chronicle“, am 3. Juni: die preußischen Truppen seyen keineswegs aus Anlaß der Vermittlung Englands zurückgezogen worden, sondern allein auf eine Note des Czaars an das preußische Kabinet, welche drohe, wenn sich die Truppen nicht bis zum 28. Mai aus Jütland zurückgezogen hätten, werde Rußland an Preußen den Krieg erklären. Französische Zeitungen brachten ebenfalls das russische Ultimatum. Auch die Times vom 15. Juni bestätigte diese Kriegsdrohung Rußlands mit dem Bemerken, auch Schweden habe die gleiche Drohung ausgesprochen.

Da der Kampf in Schleswig-Holstein der Brennpunkt des Patriotismus der constitutionellen Deutschen zu werden anfieng, so erschien das Kriegsspiel in Schleswig und Jütland, so sehr die preußische Hofpartei eifrig war, es nur einen Scheinkrieg, ein Spiel seyn zu lassen, dem russischen Kabinet doch gefährlich, da immer mehr Freischaaren aus Deutschland zuströmten, da die süddeutschen Truppen sich zu bewegen drohten. Diese Ansicht und der Hülferuf des bedrängten Dänemarks, so wie die Erwägung der Gesammtverhältnisse Deutschlands bestimmten den Czaar, von dem stillen Einfluß auf den preußischen Hof zu dem Befehl, zur Drohung überzugehen. Er untersagte die Fortsezung des Kriegsspiels, und Hof und Regierung Preußens thaten, wie er gebot. Zugleich wurde beschlossen, die in Folge des Stillstandes aus Schleswig zurückkehrenden Freischaaren auf jede nur mögliche Weise entwaffnen zu lassen; man

fürchtete, sie gehören der Volkspartei an, und könnten diese mit den Waffen stützen. Wie von der Wildenbruchischen Note, so wollte auch von dem russischen Ultimatum der preußische Minister des Auswärtigen nichts wissen; das Reichsministerium wußte noch weniger davon.

Der Waffenstillstand wurde am 26. August beschlossen, am 2. September von Preußen zu Lübeck ratifizirt, an welchem Tage die deutsche Centralgewalt die Bedingungen desselben noch nicht kannte, geschweige in Händen hatte. Die Nachricht davon regte das deutsche Volk und die Nationalversammlung in gleicher Weise auf.

Die Nationalversammlung bis zum 5. September.

Der Frühling, der Sommer waren dahin; vier Monate saßen schon die Vertreter der deutschen Völker zu Frankfurt.

Als das englische Parlament gegen den Despotismus auftrat, suchte es vor Allem für seine Macht einen materiellen Halt, in Waffen und Heer, es fing den Bürgerkrieg an, ehe es Anderes that und berieth; es siegte über das Königthum, durch militärische Kräfte und Talente, durch Selbstverläugnung der Einzelnen; und war mächtig, so lang es die Macht der Waffen in seiner Hand hatte, und einzig und allein mächtig, weil es diese hatte. Als das Parlament vergaß, daß es, was es galt, nur durch die Heermacht galt, und diese aus der Hand ließ, da war es verloren, dem gegenüber, in dessen Hand es die Heermacht hatte übergehen lassen.

Frankreich begann und vollführte seine Revolution, dann machte es Verfassungen; es berieth in Waffen. Das immer bloße Schwert schlug nach Innen und schlug nach Außen zugleich mit dem Schwert des Wortes.

Nordamerika fiel von England ab; und waffnete sich, ehe es abfiel, während es verhandelte. Ein paar Jahre vergingen darüber; dann begann es den Bürgerkrieg mit allen seinen Kräften.

Ob der Handel litt, ob die Städte und Pflanzungen rauchten, — kein Amerikaner verlangte, daß man die Sache des großen Ganzen den Interessen eines Theils, Einzelner zum Opfer bringe. Sieben Jahre dauerte der Waffenkampf. Die Unabhängigkeit der Staaten war anerkannt, die Freiheit thatsächlich vollendet: dann erst sezten sie sich, beriethen und beschlossen eine Verfassung. Sie wußten, daß Ursprung wie Erhaltung der Freiheit nicht auf dem guten Willen der Gegner, sondern auf dem Siege ruht, der Sieg aber auf den Waffen und ihrem unerschrockenen Gebrauch. Das wußte, nicht troz dem, sondern weil sie so gelehrt war, die Mehrheit des deutschen Parlaments nicht.

Sie saß, und wollte vor Allem eine deutsche Verfassung berathen, und nichts als eine Verfassung berathen. Die Linke sagte ihr hundertmal, daß Paragraphen und deren Gewährschaften bloß auf dem Papier zum Schuz der Volksfreiheit gegen das herrschende Königthum nicht ausreichen, daß ein Stück Papier gegen die Geld- und Waffenmacht der Fürsten ein Nichts sey, daß die einzige Gewähr für die Freiheit darin liege, daß man die Macht, d. h. die Finanzen und das Heer, in die Hände bekomme, und sie zur Vollendung des Sieges gegen die Feinde der Freiheit und der Einheit Deutschlands, über die das Volk gesiegt, die es aber noch nicht überwunden habe, rasch und nachdrücklich gebrauche; daß, wenn man nicht so vorgehe, die Fürsten weder die Grundrechte des deutschen Volkes, noch die Verfassung, die das Parlament mache, anerkennen werden.

Die Mehrheit glaubte das nicht. Von Zeit zu Zeit erinnerte sie ein Stoß von Berlin und Wien, ja von München und Hannover und von noch kleinerer Seite her, daß man ihre staatsrechtlichen Gutachten, die sie an die Regierungen erstattete, ihre militärischen Weisungen an die Truppen unter dem Namen Reichstruppen, so wie die Schritte und Worte ihrer Reichscommissäre und Reichsgesandten — sehr unmaßgeblich fand. Auch das rüttelte sie nicht aus ihren Träumen.

Im Angesicht der täglich klarer sich offenbarenden Ohnmacht der Mehrheit kecker geworden, riefen ihr von Zeit zu Zeit entschiedene Stimmen aus ihrem eigenen Schooße zu, daß die Fürsten Grundrechte und Verfassung nicht annehmen werden, wenn man sie

nicht vorerst mit ihnen vereinbare: dem Sinne nach, daß sie nur davon annehmen werden, was ihnen davon beliebe. Sie hörte das, und verstand es nicht, aus Größe des Vertrauens.

Monate saß sie und berieth über den Grundrechten, theils aus deutscher Liebe zur Gründlichkeit, theils weil die Ränke und Intriken der Reaktion absichtlich hinauszogen und verschleppten. Daß nichts zu Stande komme, das wollten ja zunächst die Freunde des Rückschritts. Hinhalten und ruhig zuwarten, bis die Scheinmacht der Nationalversammlung als Ohnmacht sich offenbare in Folge ihres Bruchs mit der öffentlichen Meinung — das war die reactionäre Politik. Die Höfe brachen nicht mit der Versammlung, aber sie wirkten gegen sie im Verborgenen; sie thaten Alles, ihre Energie zu brechen, und Beschlüsse zu hintertreiben, die ihnen unangenehm wären; die mittleren und kleineren Höfe arbeiteten meist gegen die Nationalversammlung, weil sie theils Beschlüsse, die den Fortbestand der kleinern Höfe unmöglich machen könnten, theils Beschlüsse, die ihnen große Opfer auflegten, von ihr fürchteten. In diesem Sinne handelten die Führer der Reaction in der Paulskirche selbst.

Die besondere Politik der Lezteren war verschmizt. Was sie mit allem Fleiß, aber klug und leise, betrieben, dessen sichtbare Folgen schoben sie offen den Führern der Volkspartei zu. Wenn diese Anträge zur That, in dem kaum angegebenen Geiste, in die Versammlung brachten: da war von Seiten der Reaction auf der Rednerbühne, in ihren Gesellschaften, in ihren hundert und tausend Blättern und Blättchen ein einstimmiges Klagen, wie die Linke darauf ausgehe, Gegenstände hineinzuziehen, die mit der Aufgabe nichts zu schaffen haben und außer der Gränze liegen, welche die Versammlung ihrer Competenz gezogen, um dadurch die Zeit, die für das Verfassungswerk nöthig wäre, zu verderben, gegen die Anstrengungen der rechten Seite und der Mitte des Hauses.

Ein Zeitungscorrespondent, Abt, hatte nach der Wahl des Reichsverwesers den Einfall gehabt und in die Welt hinausgeschrieben: „Da von der Mehrheit der Versammlung, so wie sie zusammengesezt sey, für die Freiheit und die Interessen der unteren gedrückten Volksklassen nichts Wesentliches zu hoffen sey, so müßte, wenn sie klug wäre, die Minderheit ihr ganzes Auftreten von dem

Streben abhängig machen, die Wirksamkeit der Versammlung zu lähmen, ihre Beschlüsse zu verhindern, und möglichst große Confusion in ihre Verhandlungen zu bringen, mit einem Wort durch alle zu Gebot stehenden Mittel, die zweckmäßig wären, suchen, die Versammlung zu verwirren, zu compromittiren, aufzulösen.“

Diesen Correspondenzartikel eines Journalisten, der weder Mitglied der Nationalversammlung war, noch zu irgend einer der Schattirungen der Linken in näherer oder entfernterer Beziehung stand, benützten sogleich die Handlanger der Reaction zu der Erfindung, in Hallgarten, dem Landgut Itzstein's, sey von den Führern der Linken verabredet worden, man wolle die Arbeiten der Nationalversammlung auf alle mögliche Weise stören und aufhalten, damit die Verfassung nicht zu Stande komme, die Versammlung die Sympathien des Volkes verliere, und dann eine neue Volkserhebung ihr und der ganzen bestehenden Ordnung der Dinge ein Ende mache*).

Diese Erfindung wurde wie das Geheimniß einer halb entdeckten Verschwörung den Leichtgläubigen in den Gesellschaften in's Ohr geträufelt, und in kleinen Dosen unter Zeitungsartikel eingerührt.

Die Presse war ein vorzügliches Werkzeug der Politik der Reactionäre, wie der Politik der Volkspartei. Die Leztere hatte die größere Zahl der Blätter für sich, die Erstere die einflußreicheren, in den höheren Kreisen und von der Bourgeoisie vorzugsweise gelesenen.

Durch die Tagespresse des Fortschritts jeder Schattirung wurde viel gesündigt, wie durch die Tagespresse des Rückschritts,

*) Noch nach Jahr und Tag tischte Jürgens I. 130 diese Verläumdung auf, nach seiner Art, mit den einleitenden Worten: „Ich kann nicht behaupten, daß es wahr ist, was man nach einiger Zeit sagte, daß in Hallgarten verabredet sey u. s. w.“ — und mit den Schlußworten: „Es ist möglich, daß das Verhalten der Linken den Anlaß zu einer bloßen Erfindung gab.“ — Und dieser selbe Jürgens rühmt sich: „Der Zweck der Rechten sey erreicht worden, die Linke und in ihr die heillose Revolution zu bekämpfen. Das sey das große Verdienst der Mehrheit, obgleich darüber der Sommer hingegangen und die Verfassungsarbeit unvermeidlich verhindert worden sey.“ I. S. 116.

mit Uebertreibung, Verbreitung falscher Nachrichten und falscher Ansichten über Personen und Dinge, mit Leidenschaftlichkeit, mit Parteilichkeit, mit einem Uebermaß von Vorliebe und Haß, das oft bis zum Fanatismus sich steigerte, und zu blutigen Reibungen und Ausbrüchen auf mehreren Punkten verhezte. Die Sprache einzelner Blätter revolutionärer Farbe war, wenigstens in manchen Artikeln, sansculottisch, wie eines Trunkenen oder Halbwahnsinnigen, sogar blutdürstig; selbst da, wo sie ganz im Rechte waren, durch Maßlosigkeit ungerecht, und durch Affectation der Miene der Schreckensmänner aus den neunziger Jahren abstoßend und widrig.

Doch fallen diese Schatten nur auf einen Theil der kleineren Tagesblätter der Volkspartei; die größeren hielten sich fast durchgängig nicht nur von den leztgenannten Auswüchsen, sondern auch von den obigen Ausstellungen, mehr oder minder frei. Dagegen treffen beiderlei Vorwürfe alle von kirchlichen Fanatikern geleiteten Reactionsblätter, die großen wie die kleinen. Selbst die Organe der Partei der rechten Mitte, die deutsche Zeitung und ihre Gesinnungsverwandten, litten sehr an den zuerst gerügten Fehlern. Besonders zu bedauern ist, daß die A. A. Zeitung von *gewissenlosen* und feilen Parteifedern zu unwahren, absichtlich entstellenden, nicht selten lügenhaften und verläumderischen Berichten sich mißbrauchen ließ*). Dagegen organisirte die Reaction in der Frankfurter Oberpostamtszeitung und in den Flugblättern ein vollkommenes System der Frechheit. Die Verdrehung, die Täuschung, die Fälschung, die Unterstellung und, wenn es zweckmäßig war, die Lüge, wurden in dem erstern Blatt als Metier getrieben, mit einer nicht zu läugnenden Fertigkeit und Gewandtheit, getrieben zu dem Zweck, zuerst dem Volk sein Recht aus der Hand und in die Hände des Königthums zurück zu spielen, später ein preußisches Kaiserthum zu ermöglichen.

Das andere Blatt, Flugblätter aus der Paulskirche genannt, wurde von Jürgens und Bernhardi herausgegeben; der Leztere zog sich später zurück. Jürgens hatte sich bei der Stellenverthei-

*) Viel Lachen erregte eines Tags auf der Linken und auf der Rechten in der Paulskirche ein Bericht dieser Zeitung, worin der Abgeordnete von Leipzig ein Schwäzer genannt und ihm als ein bedeutender Redner von nicht geringem Erfolg, als „ein oratorisches Schwert," ein gewisser Schuler von Innsbruck gegenüber gestellt wurde. Das war doch gar zu toll.

lung eine Rathsstelle im Reichsministerium heraus geschlagen. Seine Flugblätter zeichneten sich aus durch einzelne gute Gedanken und stylistisch meist sehr schlecht, hie und da, wenn Meyern und Mathy sie beschenkten, sehr gut geschriebene Aufsäze, durch völlige Gerechtigkeitslosigkeit und das weiteste Gewissen, durch Verläumdung und allerlei Gifte, die in Dosen verabreicht wurden; endlich dadurch, daß sie wegen ihres Charakters von der eigenen Partei, von der Rechten, verachtet wurden, laut und unverholen. Ganz kreditlos geworden, wurden zulezt die Flugblätter mit noch wenigen Abonnenten von Jürgens an die ultramontane Partei um Geld abgetreten, und änderten ihren Namen.

Ein großer Theil des Irrthums, der über die Persönlichkeiten der Nationalversammlung in Deutschland waltete, wie über die Verhältnisse und die Stellungen, kommt auf Rechnung von Correspondenten der rechten Seite, die auf Alles Rücksicht nahmen, nur auf die Kleinigkeit nicht, die man Wahrheit nennt. Sie tragen auch die meiste Schuld an der Verbitterung des später enttäuschten Deutschlands über Persönlichkeiten und ganze Parteitheile.

Es ist von Haus aus dem deutschen Volk eigen, mit Dingen und Menschen Gözendienst zu treiben. Nicht bloß die weibliche, auch die männliche Welt vorzüglich im deutschen Süden, muß immer für ihr volles, zum Enthusiasmus geneigtes Gemüth einen Gegenstand haben, den es auf den Altar erhebt, für den es schwärmt, dem es Weihrauch streut und Opfer bringt — sey dieser Gegenstand nun Person oder Idee. Darauf fußten die Zeitungsschreiber der Rechten. Sie ließen die Helden ihrer Partei überall nur im Lichte großer Staatsmänner und edelster Patrioten auftreten, und die Verkleinerung und Anschwärzung der Andersgesinnten nahmen sie dabei zur stehenden Folie. Kein Tag verging, an welchem nicht von Frankfurt aus in einer langen Reihe von Blättern für Gagern, für Schmerling, für den Reichsverweser, für Bassermann, der wohl auch selbst dafür sorgte, für Beseler und Dahlmann, für Radowitz, Vincke und Andere die Weihrauchpfanne geschwungen worden wäre. Bei besondern Gelegenheiten wurde für Gagern und das Reichsministerium ein außerordentlicher Cultus in den Zeitungen gehalten, diese erschienen dann im Festgewand, mit einer Glorie um's Haupt. Weil so das Volk sie sah, nicht wie sie waren, son-

dern wie gewisse Taschenspieler der Journalistik sie ihm vorspiegelten, so machte es an diese Persönlichkeiten wie an Gagern Forderungen, nicht bloß die sie erfüllen konnten, sondern denen sie nicht gewachsen waren. Und als der Nebel um Gagern und seine Freunde vor dem brennenden Strahl der Wirklichkeit sank, als die Männer das nicht leisteten, was die Verehrung von ihnen erwartete, da entstand Geschrei über Täuschung und Verrath, aber nicht über Täuschung der Taschenspieler, sondern über Täuschung der von ihnen aufgestellten Heroen.

Am weitesten trieb diese Täuschung H. Laube, der sehr viel in die A. A. Zeitung und anders wohin schrieb. Eines armen Maurers Sohn aus einem kleinen Flecken Schlesiens, durch einen bürgerlichen Verwandten unterstützt, daß er studiren konnte, gefiel er sich darin, vom Volk mit Verachtung zu sprechen, beim Adel anzukommen, die Männer des Volkes zu verläumden, Fürsten, Grafen und Baronen Weihrauch zu streuen, und viel von seiner Bildung zu sprechen. Sein Charakter ist daran kennbar, daß er, während er in Oestreich und Böhmen sich befand, in Berichten über die Nationalversammlung die Lüge sich erlaubte, als schriebe er als Augen- und Ohrenzeuge und als Mithandelnder, dann nach manchem Durchfall in Deutschland spät endlich in die Nationalversammlung gewählt, und zwar von einem böhmisch-österreichischen Wahlbezirk, großentheils den Sizungen nicht anwohnte, oder theils mit der preußischen Partei gegen die österreichische stimmte, theils und meist vor der Abstimmung, um weder hier noch dort anzustoßen, entwischte; den Grafen Arnim, Gagern und Schmerling zugleich verherrlichte, Robert Blum's große Leiche und den edeln Schwärmer Jellinek im Tode mit Frivolität verhöhnte; zwischen Berlin und Wien, weil er an beiden Höfen für eine Anstellung sich möglich halten wollte, wie ein Pendel sich hin und her bewegte, und endlich von dem Standrechts-Ministerium und Hof mit der Direction des Hoftheaters in Wien belohnt wurde. Das war der Hauptlobredner Gagern's und der Rechten, ein Fälscher der öffentlichen Meinung, nicht durch Talent, sondern weil Zeitschriften ersten Ranges und Einflusses auf die öffentliche Meinung sich ihm hingaben*).

*) Laube drängte sich kürzlich, statt Besserer, zu Lenau's Grabrede vor. In Lenau's Nachlaß fand sich ein Gedicht, worin er sagt, daß er für Laube

Der unter den Blättern der Frankfurter Linken am meisten angefochtenen Reichstagszeitung konnte man mehr nicht nachweisen, als manchmal Leidenschaftlichkeit, hervorgegangen aus dem heiligen Zorn über die Schlechtigkeit, die sie bekämpfte, und, wenn es einer ist, den Fehler, daß sie den starken Gedanken nicht immer durch ein schönes Maß des Wortes annehmlicher machte, sondern der Energie der Ueberzeugung die gleiche Energie des Ausdrucks mit in die Welt gab. Unwahrhaftigkeit wagte kein Gegner ihr nachzureden: bei Blättern der Reaction gehörten die Verdächtigung, die Perfidie und die Lügenhaftigkeit zum Charakter, und die Correspondenten wurden mit Geld nicht bloß, sondern mit häufigen Einladungen zu Tisch, und wenn es sich schickte, auch noch mit einer Stelle belohnt. Solche Dinte fiel wie giftiger Thau auf die ausbrechenden Blüthen der Freiheit, und es grimmte den gemeinen Mann, wenn er das mit ansah, daß er blutig drohte und die Faust ballte.

Anders war es mit dem Humor der Carricaturen. Mitten in der Paulskirche entstanden sie zum Theil, rechts meist durch den preußischen Reiteroffizier von Boddien, links durch Vogt, Vischer von Tübingen und andere. Es waren meist spaßhafte Einfälle, oft schlechte Wize über Mitglieder, über Vorfälle, auch über Persönlichkeiten außerhalb der Paulskirche. Die Absicht war fast immer harmlos, selten boshaft, noch seltener aber waren die Zerrbilder von künstlerischem Werth. Geschmackloses und Gemeines lief wohl auch mitunter, dieses aber meist von Zeichnern außerhalb der Nationalversammlung, von Industriellen. Die ausgezeichnetsten Zerrbilder waren die Thaten und Schicksale Piepmaiers. Diese Spottfigur stellte die parlamentarische Charakterlosigkeit dar, die Feigheit, die Achselträgerei, die, je nach dem Windzug, heute mehr rechts, morgen mehr links rückte, und dabei sich sehr wohl seyn ließ. Der wizige Detmold, der nachmalige Reichsminister, war der Erfinder, Adolph Schröder der wizige Zeichner. Die meisten Carricaturen liefen in Feder- oder Bleistiftzeichnung in der Pauls-

---

und Seinesgleichen, „für solche Stümper, solches Gesinde, für solcher Seelen schmähliche Umnachtung“ nichts habe, als „den Bann der Verachtung.“

kirche um, und zwar durch die Bänke aller Parteien, und von da sogar hinüber in die Damengallerie; sie würzten oft die Einförmigkeit und Trockenheit der langen gründlichen Verhandlungen, frisch weg wie sie entstanden waren. Dann erst kamen sie an die Schaufenster der Bilderladen.

Man hat allzuängstlich diesen Spottbildern zu viel Wirkung beigelegt, wenn man glaubte, sie haben in das Werden der Verfassung und der Freiheit, in deren noch zarte Keime, störend oder zerstörend eingegriffen, und Mitglieder, ja die Sache der Nationalversammlung in der Achtung und im Bewußtseyn des Volkes heruntergebracht.

Einen eigenthümlichen Eindruck machte es freilich, als *eines* Morgens Detmold gewisse Volksvertreter in zappelnder Bewegung in die Sizung brachte, zu Ziehmännern aus Pappe verarbeitet, mit glozenden Augen, mit langgezerrten und doch so ähnlichen Gesichtern, und wie er am Schnürchen zog, bewegten sie Zunge, *Arme* und Beine, der Bassermann, der Beseler, der Soiron, der Gagern. Die Satyre war bitter, Coryphäen des Parlaments waren zum Spielzeug für Kinder gemacht, und die Wahrheit war *noch bitterer*, denn von mehr als einem der Abgebildeten sagte *man* sich: er wird, ohne daß er es weiß, von „seinen Freunden", von denen, die ihn zu ihren Tafelfreuden einladen, von den Fürsten, von den Kirchlichen, von den Reactionsführern, von Schmerling und dem Reichsverweser wie am Faden gezogen, leise, leise, sanfter *Weise*. Bassermann — wie war er so wild, so national-souveränitätsgewaltig, im Juni, als er alle, die der Nationalversammlung sich *nicht* fügen würden, „zermalmen" wollte, den König von Hannover zuerst, den gekrönten Rebellen, wie sie ihn nannten, die Männer des rechten Centrums! Wie verwaschen, wie haltlos war er im *August*! Da war er am Drähtchen Schmerlings, und er sprach nur noch davon, jeden Zusammenstoß der Centralgewalt mit den Einzelregierungen zu vermeiden, und den Leztern alle Rücksicht zu *tragen*. Das war Satyre auf sich selbst; es bedurfte keiner Carricatur, um in der Achtung des Volkes herunter zu kommen.

Daß der größere Theil der Rechten das Vertrauen der Mehrheit der Wähler verloren hatte, das bewiesen die massenhaft einlaufenden Mißtrauensadressen, die von Woche zu Woche sich mehr-

ten. Jürgens und seine Freunde, die zunächst davon betroffen wurden, waren sehr böse darüber und sagten, dieses souveräne Volk verleze aus der Nähe und Ferne durch solche Mißtrauensstimmen den Frieden und die Würde der Nationalversammlung; da es seine Vertreter nicht zu achten wisse, lasse es nur zu deutlich erkennen, in welchem Maß es ihm an Selbstachtung, an wahrem Ehr-, Rechts- und Freiheitsgefühl, an richtigen politischen Begriffen mangle; die verkehrtesten Ansichten, Aeußerungen, Abstimmungen und Beschlüsse finden nur zu viel Beifall, verständige zu wenig Unterstüzung. Erst habe man ein Parlament gefordert im Namen des souveränen Volkes und dazu gewählt und es proklamirt als den Ausdruck des Volkswillens, dem auch alle Fürsten sich zu unterwerfen haben: jezt aber wolle jedes Land, jede Stadt, jeder Verein, jede Volksversammlung, jeder Einzelne souverän seyn; die parlamentarische Mehrheit solle thun, was das vermeinte souveräne Volk haben wolle; thue sie es nicht, so werde sie vom Volk verhöhnt und moralisch mißhandelt*). Man müsse dergleichen Mißtrauensbriefe verachten, Beschränktheit gebe sie ein**).

So sprachen die, welche das Volk zur Abgabe ihrer Abgeordnetenstelle aufforderte, weil sie unter andern Verhältnissen und Bedingungen, die sie nicht einhielten, vom Volke gewählt, aus Vertretern des Volkes selbst zu dienstbaren Werkzeugen der Fürsten sich machten.

Das Volk sah den Gang der Verhandlungen in der Paulskirche mit ganz andern Augen an, als die Wohlmeinenden unter den Gelehrten in derselben. Diese weisen Männer achteten die Macht und den Kampf der Waffen gering, wie von Anfang so auch fort; die Macht des Wortes und des Gedankens überschäzten sie: sie verstanden noch immer das Volk und die Zeit nicht. Sagte man ihnen von der Linken, wie W. Schulz: mit Worten und nichts als Worten schwaze man ein neues Deutschland nicht herbei, und das Deutschland von 1815 nicht über den Haufen; so klang ihnen das als ein Gelüste nach Anarchie. Sie merkten nur auf sich selbst, nicht auf andere, nicht auf die wachsende Aufregung

*) Jürgens, a. a. O. I. 131—132.
**) Jürgens, I. 223.

im Volke, nicht auf die fieberhafte Spannung und Erwartung, die durch den politischen Formalismus, den sie hin und her discutirten, durch die abstracten Interessen, die sie breit behandelten, durch die formellen Streitfragen, über die sich die Rechte mit der Linken auf Tod und Leben mit Worten schlug, nicht einmal berührt, geschweige befriedigt wurde. Das Volk hatte in diesen Tagen keine Empfänglichkeit für gelehrte Theorien, so mancher schöne Gedanke, so manches goldene Wort ihm geboten wurde, so manches Ueberbleibsel alten Unrechts und Irrthums von dem Geiste der Humanität in der Paulskirche überwunden wurde, wenn auch oft nach schwerem, interessantem Kampf, und wie manche Beschlüsse nach und nach zu Stande kamen, daran das Volk sich freuen konnte. Es sezte sich zu viel Unpraktisches und schon darum, aber auch aus andern Gründen, Unvolksthümliches der Thätigkeit der Versammlung an, als daß sie dem Volke gefallen konnte.

Da saßen die Männer und beriethen, statt drei Tage, sechs Monate lang die Grundrechte des deutschen Volkes. Wie lange zögerten nicht die Ausschüsse mit ihren Vorlagen, und wie viel wurde geredet, abgestimmt und wieder abgestimmt, beantragt und verworfen und endlich beschlossen über die einfachsten Dinge, über Gleichheit vor dem Gesez, über Glaubens- und Gewissensfreiheit, über Preßfreiheit, über Trennung der Kirche vom Staat und über Trennung der Schule von der Kirche, über Briefgeheimniß, über die Juden und ihre Stellung, über die Civilehe, über die Lehrfreiheit, über das Unterrichtswesen überhaupt, und über Derlei. Da glänzte der rechtsgelehrte und staatswissenschaftliche Scharfsinn in den kleinsten Pünktchen, in der ängstlichsten, sorgfältigsten Behandlung des Wesentlichen, aber auch vorzugsweise des Unwesentlichen dabei. Hundert Dinge, die zunächst für das Bedürfniß des Volkes und Deutschlands weder nöthig noch praktisch waren, wurden jezt schon abgemacht, mit pünktlichster Rücksicht auf Fälle, die in ferner Zukunft einmal möglich seyn könnten, statt praktisch und großsinnig jezt nur die großen und allgemeinen Verhältnisse festzustellen und der spätern Entwicklung das Einzelne vorzubehalten; die Grundzüge scharf und recht zu ziehen, und die Ausfüllung der Zukunft zu überlassen.

Die Verfassungsvorlagen wurden so lange von dem Verfas-

sungsausschuß hin und her gezogen und geschoben, daß die ersten Paragraphen erst nach fünf vollen Monaten zur Berathung der Versammlung kamen. Alles Drängen der Linken, alles Aussprechen des Verdachts, daß man die Zeit verstreichen lassen wolle, bis die Fürsten nicht mehr nöthig hätten, die Verfassung anzunehmen — halfen nichts. Die Grundrechte waren wohl ein Theil der Verfassung, aber wenn das Werk nicht an veränderten Umständen scheitern sollte, so mußten nicht nur die Grundrechte in drei Tagen, es mußte die ganze Verfassung in drei Wochen spätestens fertig seyn, was die großen Grundzüge derselben anbelangt.

Die siebenzehn Vertrauensmänner der Regierungen am Bundestag hatten zwar einen Entwurf zu einer Verfassung gemacht; dieser aber war höchst unpopulär, für den Frühling von 1848 jedenfalls reactionär. Die Kritik der Reichstagszeitung hatte ihn in den Augen des Volks vernichtet. Der Vater dieses Entwurfs war Dahlmann, und die Kaiseridee bildete den Mittelpunkt schon dieses Entwurfs. So durchgefallen wie er war, wollte die Mehrheit des Verfassungsausschusses ihn nicht einmal zu einem Leitfaden nehmen. Der Verfassungsausschuß, von der Linken nur durch Blum, Trütschler, Schüler von Jena, Wigard, H. Simon und Römer vertreten, beschloß in seiner Mehrheit, zur Ausarbeitung eines Leitfadens einen Unterausschuß zu ernennen, und später wurde noch ein Unter-Unterausschuß ernannt. So gründlich weitläufig, so ohne schöpferische Kraft, so hülfsbedürftig zeigte sich von vorn herein der Verfassungsausschuß: Alle Schuld davon fällt auf Gagern und die Rechte, die es eingefädelt und durchgesezt hatten, daß die wichtigsten Ausschüsse nicht durch die Nationalversammlung aus der Gesammtheit derselben, sondern durch die Abtheilungen, nur aus der Mitte der Abtheilungen gewählt werden durften.

So lange die Welt steht, ist es wohl nicht vorgekommen, daß man an die Schöpfung einer Verfassung ging, ohne sich über die Prinzipien verständigt, ja ohne Prinzipien aufgestellt zu haben, und daß man, wie Dahlmann, Beseler und ihre Freunde thaten, vorn herein sich darauf verließ, die Verfassung stückweise zu bearbeiten und vorzulegen, berathen und darüber beschließen zu lassen; die wichtigsten, schwierigen Punkte bis zulezt zu verschieben, dadurch Zeit zu gewinnen, innerhalb welcher der Verlauf der äußeren Ver-

hältnisse vielleicht entscheide, wie man diese Punkte zu fassen und zu formen habe: und inzwischen mit dem Einfachsten und am leichtesten unter den Parteien zu Vereinbarenden anzufangen.

So war alles wider die Natur und die Geseze des Verstandes angelegt; man berieth, wie es der Ausschuß vorlegte, ohne eine Ueberschau des Ganzen zu haben, ohne zu wissen, ob nicht ein späteres Stück, das man etwa beschlöße, Einzelbestimmungen oder sogar Prinzipien enthalte, wodurch alles zuvor Angenommene wieder umgestoßen werden mußte; ohne zu wissen überhaupt, auf was man eigentlich zulezt hinaus komme. Das war die Anlage zu dem Kunstwerk der deutschen Reichsverfassung, und der Grund davon war, nicht weil die Linke eine republikanische Spize wollte, sondern weil die Schleswig-Holsteiner und die Preußen mit ihrem preußischen Kaiserthum jezt noch nicht herausrücken durften, und zunächst durch einzelne Beschlüsse, deren gefährliche Spize sie vor den Oestreichern zu verstecken wußten, die Verfassung so weit fortführen wollten, daß Oestreichs Eintritt unmöglich, und nur das preußische Kaiserthum möglich wäre.

Es saßen auf der Rechten manche Männer, welche das Verkehrte von all dem wohl einsahen, denen auch das leise Ziehen der Fäden nicht entging, aber sie schwiegen dazu, diese ihrer Landsmannschaft zu lieb, jene ohne Muth, um des eigenen Friedens willen.

Das Volk aber erbitterte auch ihr Schweigen; ihm erschien es, als würden dem deutschen Adler, wie es dem polnischen geschehen war, von der Versammlung Feder um Feder aus den Schwingen gerissen, langsam, bedächtig, unter gelehrten Anmerkungen und Erläuterungen. Je höher die Minderheit bei ihm stieg, desto tiefer sank die Mehrheit, besonders noch durch Zwischenvorfälle.

Am 7. August, nachdem durch Beschluß der Nationalversammlung die Todesstrafe in der Sizung zuvor abgeschafft worden, kamen der Antrag Wiesner's und Rée's von Offenburg und eine lange Reihe Bittschriften aus Süddeutschland, von vielen Tausenden von Männern, Frauen und Jungfrauen unterzeichnet, zur Berathung, über Amnestie der politisch Verfolgten.

Mit banger Erwartung harrten die süddeutschen Länder der

Beantwortung dieser Frage entgegen, da, in Folge der Aufstände in Baden, die Zahl der politisch Angeklagten eine sehr große war. Auch außer Baden waren viele Familien und Einzelne bei dieser Frage betheiligt. Die Lage derjenigen Häuser und Ortschaften, deren Ernährer und Gewerbtreibende im Auslande Schuz suchen mußten, oder gefangen und in Banden waren, wurde von Tag zu Tag drückender, Noth und Elend brachen immer drohender herein, und es wurde dadurch unmöglich, daß die in hohem Grade gereizte Stimmung der Bevölkerung sich besänftigen lasse und in das Geleis gesicherter Gewerbthätigkeit und Zufriedenheit wieder einlenke.

Damit seine Persönlichkeit bei keinem Theile der Versammlung ein Hinderniß sey, ließ Hecker gleich beim Beginn der Verhandlung durch Itzstein eine Erklärung einreichen, daß er für seine Person um Amnestie nicht nachsuche, die Nationalversammlung dagegen dringend angehe, sie den vielen Andern zu ertheilen, die ins Unglück gerathen seyen.

An diesem Tage schadete Heinrich v. Gagern sich sehr: wie die Verhandlung begann, verließ er in auffallender Weise des Worts und der Gebärde den Präsidentenstuhl; er gedachte seines gefallenen Bruders mehr als des Volkes, menschlich fühlend, aber wie ein gewöhnlicher Mensch, nicht wie ein großes Herz, geschweige wie ein großer Geist. Damals stand es, was den Standpunkt Einzelner betrifft, noch so, daß Schoder von Stuttgart, den Gagern zu lieb, gegen die Amnestie sprach, Mann des Centrums war, und die Rechte gegen die Linke reizte: das hat er seither gesühnt.

Da war es, daß Brentano aus Bruchsal, der bekannte und beredte Rechtsanwalt und Hecker's Jugendfreund, mit ergreifender Wärme die traurige Lage ganzer Ortschaften schilderte, in denen fast kein Haus ohne Trauer sey, weil ihm der Vater, der Sohn, der Bruder, der Bräutigam entrissen sey. Er suchte das Unternehmen selbst nicht zu rechtfertigen, er bemühte sich nur, es in ein möglichst mildes Licht zu stellen. Zu diesem Zweck wies er einerseits auf die großen, allseitig anerkannten Verdienste Hecker's hin, die er in früherer Zeit um die Freiheit, besonders des badischen Volkes, sich erworben; und andererseits erinnerte er daran, wie ein hartnäckiger Widerstand der badischen Regierung zu allen Zeiten hervorgetreten sey, und wie eine allgemeine Aufregung damals ge-

herrscht habe, als jene Männer zu gewaltsamem Aufstande gegen die Regierung sich hinreißen ließen. Er ermahnte die Versammlung, eingedenk zu bleiben, daß sie ein hochherziges Volk zu vertreten habe, ein Volk, das nach kurzer Frist allen denen verziehen, die durch dreiunddreißigjährigen Druck all das Elend heraufbeschworen, gegen welches sie jezt anzukämpfen habe. Zur weiteren Ausführung dieses Gedankens sagte er, auch die in Berlin die Waffen gegen das Volk ergriffen, seyen zurückgekehrt. „Wollen Sie, rief er, die Kämpfer, die in Baden die Waffen für das Volk ergriffen, zurücksezen gegen einen Prinzen von Preußen?" —

Bei diesem Worte bricht auf der Rechten ein furchtbarer Sturm los. Vier bis fünf Abgeordnete von dieser Seite dringen bis an, ja theilweise bis auf die Rednerbühne selbst, bedrohen, beschimpfen den Redner; einer stellt an den Redner — noch auf der Rednerbühne — eine Duellforderung auf Pistolen; einer greift ihn sogar thätlich an und sucht ihn am Arm von der Tribüne zu reißen. Brentano's nächstsizende Freunde eilen ihm zu Hülfe, nehmen ihn unter fortdauerndem Lärm und wüthendem Gedräng der Rechten in ihre Mitte, und geleiten ihn aus der Paulskirche hinaus.

So gewaltsam ward von der Rechten aus der parlamentarische Frieden gebrochen. Nicht Wenige verzweifelten an der Möglichkeit eines weitern Bestandes der Versammlung. Der Präsident, dessen Stimme und Glockengeläute in dem Toben verloren gingen, hatte sich bedeckt und die Sizung aufgehoben. Soiron präsidirte an diesem Tage, von dem eine Carricatur umlief, ein dicker Laubfrosch, der auf's Büreau klettert, mit der Inschrift: „So oft der heraufsteigt, gibt's Sturm!"

„Was war es, das diese Männer mit Verlezung nicht nur der parlamentarischen Würde, sondern des gewöhnlichsten Anstands zu einem Attentat hinriß?" fragte man sich. „Dieselben Männer, die es stillschweigend angehört, daß der regierende König von Hannover ein Rebell genannt wurde, und zum Theil durch ihre Abstimmung diesen Ausspruch selber guthießen — dieselben Männer gerathen außer sich, in Wuth, als eine einfache Aeußerung fällt — nicht etwa über das preußische Volk, nicht etwa über den regierenden König von Preußen, sondern über den präsumtiven Thronfolger desselben."

Der Grund war: Die Partei des Prinzen von Preußen war in diesen Tagen zuvor schon in seltsamer Aufregung, Spannung, Erwartung; truppweise harrten sie an der Post auf Nachrichten von Berlin, Morgens, Abends. Es lief das Gerücht von einer bevorstehenden Palastrevolution, von der Abdankung des Königs Friedrich Wilhelm IV. „Sollen wir, können wir, sagte Einer nach dem Auftritt in der Paulskirche im Freien, den Prinzen öffentlich beleidigen lassen, der vielleicht in diesem Augenblick schon unser König ist?“ *)

Bekanntlich kam die angebliche Verschwörung zu Gunsten des Prinzen von Preußen fünf Wochen später öffentlich zur Sprache, und durch den Schleier, der mehr darüber gezogen wurde, als er darüber lag, sah man wenigstens die heimlichen Gedanken der Aristokratie für die Erhebung des Prinzen von Preußen auf den Thron, mit denen sie seit lange sich trug.

Nicht die Preußen als solche in der Nationalversammlung, keineswegs alle Preußen der rechten Seite, sondern nur die von der Partei des Prinzen von Preußen hatten sich so vergessen, daß sie, wie in Preußen selbst mit allen Kräften und Mitteln gegen die deutsche Centralgewalt reagirt wurde, den preußischen Particularismus, dessen Blöße sie sonst unter Blumen und täuschenden Hüllen mit Kunst zu verstecken bemüht waren, nackt herauskehrten, unvorsichtig, doppelt unklug wegen des Scandals.

Mehr als irgend ein anderes Ereigniß lehrte dieser Auftritt die Nationalversammlung, wie mächtig die Sonderinteressen einzelner Staaten und ihrer Bewohner zur Vereitlung einer thatsächlich durchzuführenden Einigung des Vaterlandes benützt werden. Die Männer der Volkspartei wollten den Riß nicht noch größer machen. Sie verlangten nichts als den Ordnungsruf für diejenigen Abgeordneten, denen der schwere Friedensbruch hauptsächlich beizulegen war. Das Verlangen war um so gerechter, als ein solches Gebahren von Seiten der Rechten, selbst wenn eine tiefst verlezende Aeußerung gefallen wäre, nie und nimmer ordnungsmäßig gefunden werden konnte. Um stürmischen Auftritten von vornherein vorzu-

*) Der Verfasser gibt dieß als Augen- und Ohrenzeuge.

beugen, übertrugen alle Schattirungen der Linken einem Redner, Löwe aus Kalbe, die Führung ihrer Sache in der nächsten Sizung.

Ihre Bemühungen um die Herstellung friedlicher Verhandlung scheiterten an der gewaltsamen Verlezung des parlamentarischen Gesezes, welche sich — im Interesse eben derjenigen, die sich zur Partei des Prinzen von Preußen zählten und sich so schwer verfehlt hatten — der Vorsizende zu Schulden kommen ließ: Soiron, dem auch an diesem Tag Gagern den Vorsiz abgetreten.

Noch höher als bisher trat am 8. August das System der Frechheit hervor. Ein Antrag von 164 Mitgliedern drängte sich ungestüm hervor und forderte, die Nationalversammlung „solle das Benehmen des Abgeordneten Brentano mißbilligen, in Erwägung, daß er in seiner Rede einer gröblichen Beleidigung eines deutschen Volksstammes, und dadurch auch der Würde der Nationalversammlung, sich schuldig gemacht habe." Und bei diesem Antrag waren gerade die, welche des Friedensbruchs, des Attentats überwiesen waren, eben diejenigen, welche sich dabei am frechsten hervorthaten. Und Wernher von Nierstein machte ihren Schildknappen und verlangte aus gleichem Grund den Ordnungsruf für Brentano, keinen für die Attentäter.

Kaum waren diese Anträge verlesen, so rief Soiron Brentano zur Ordnung, und versagte dem von der Linken eingereichten Antrag auf den Ordnungsruf für die Friedensbrecher jede Berücksichtigung. Auch das Wort wurde dem Abgeordneten Löwe und allen andern in Folge dessen sich meldenden Rednern der Linken auf's Hartnäckigste verweigert, und diese so gezwungen, durch lautes gemeinschaftliches Protestiren gegen das willkürliche parteiische Verfahren des Vorsizenden einzuschreiten. Die Sizung wurde — so stürmte es — auf eine Stunde vertagt. Nach der Wiedereröffnung beharrte Soiron auf seinem Verfahren, während die Partei des Prinzen von Preußen wie die Linke dagegen eiferte, jene so wenig begnügt als diese.

Auch Soiron hatte den Ordnungsruf gegen Brentano damit zu begründen gesucht: „die Aeußerung des Redners habe einen deutschen Volksstamm, das preußische Volk, beleidigt, wenn sie auch für den Prinzen von Preußen nicht verlezend gefunden werden könne." So machte der Vorsizende einen Vorwand der Partei jenes

Prinzen, einen Einfall, den diese Partei in dem ihrerseits gegen Brentano eingereichten Antrag ausgesprochen, ganz zu dem seinigen.

Nach Wiedereröffnung der Sizung fuhr der Vorsizende fort, in derselben Art die Verhandlung zu leiten. Zuvor aber verlangte er die Entfernung der einzelnen Ruhestörer auf der obern Gallerie — eine Unmöglichkeit, da diese gerade heute zum Erdrücken voll war. Nun da diese Anordnung von der Gallerie einige höhnische Aeußerungen erfuhr, verfügte er die Entfernung aller Zuhörer. Die Damen wollten nicht gehen; sie wurden von Soiron und Gagern dazu gezwungen.

Oben toste die Gallerie, die Massen wollten nicht weichen. Da hörte man in der Höhe mächtige Rufe, wie Commandoworte, untermischt mit schrillenden Lauten; es waren die Secretäre Jucho, von Möhring und andere, und mit Verwunderung sah die Nationalversammlung von unten herauf, wie ihr Präsident Heinrich von Gagern über Brustwehren und Bänke stieg, und in Person die Räumung der Gallerie vollzog. Noch an selbem Abend war dieser Akt als Carricatur an den Schaufenstern zu sehen. Als nun der Vorsizende in einer Art geheimer Sizung die Amnestiefrage erledigen wollte, protestirte die Linke dagegen, und als der Vorsizende darauf bestand und die Mehrheit die Verhandlung beschloß, da verließ ein großer Theil der Linken den Saal; wir können nicht Theil nehmen, sprachen sie, an einer Berathung und Beschlußfassung, die nach völliger Beseitigung der Geschäftsordnung zu Stande kommen soll; wir wollen uns nicht betheiligen an einer Abstimmung in geheimer Sizung über einen Gegenstand, der das wärmste Interesse so vieler Tausende in Anspruch nimmt; wir können und dürfen das um so weniger, als die Stimmung in der Nationalversammlung selbst eine zu gereizte ist, um in ihr über Wohl und Wehe ganzer Landstriche entscheiden zu dürfen, und überdies um den Sizungssaal her die Bajonette blizen. —

Draußen war die Kirche mit Militär umstellt worden. Zahlreiche Haufen Volkes hatten sich zusammengeschaart. Ihre Bewegung und ihr Lärm drangen in den Saal herein. Eine ruhige Fortsezung der Verhandlung war unmöglich.

Auf die Frage an den Vorsizenden, ob von dem Büreau der Auftrag gegeben sey, die Paulskirche mit Truppen zu umstellen,

antwortet dieser mit Nein. Venedey, Roßmäßler tragen nochmals auf Vertagung der Verhandlung an. Selbst die Abstimmung wird noch heute durch die Mehrheit vorgenommen, und die Amnestie, selbst Uhland's und Römer's billigste Anträge auf eine solche, verwarf die Mehrheit mit 317 gegen 90 Stimmen.

Am 10. August reichte die Linke eine aus fünfzehn Anklagepunkten bestehende Beschwerdeschrift ein, auf Mißbilligung des gesez- und ordnungswidrigen Verhaltens des Vorsizenden von Soiron, und auf Abänderung, beziehungsweise Zurücknahme derjenigen Beschlüsse, welche bei so gesezlosen Verhandlungen zu Stande gekommen, so wie auf nachträgliche Entscheidung über ihre Anträge. Diese Anklagen und Anträge wurden dem Ausschuß für Geschäftsordnung überwiesen; berathen sollten sie werden, wenn die so heftig aufgeregte Parteileidenschaft einer ruhigeren Stimmung wieder Plaz gemacht hätte.

Von den entschiedensten Gegnern, wer gerecht war, anerkannte die Mäßigung, welche die Linke in diesen Tagen gezeigt, und die Kraft, die sie troz ihrer geringen Zahl bewies, um das durch Willkür und Gewaltthätigkeit verlezte und beseitigte G e s e z, die Ordnung des Hauses, wieder aufzurichten und die ganze Versammlung auf dasselbe zurückzuführen.

Die Mehrheit, oder vielmehr im Sinne der Mehrheit das Präsidium, beeilte sich, den Raum für die Zuhörer auf die kleinere Hälfte seiner seitherigen Ausdehnung zu beschränken, und dadurch einen großen Theil des Volkes von der Theilnahme an den Verhandlungen auszuschließen, die in s e i n e m Namen geführt wurden; zum traurigen Beweis, wie vertraut die Nationalversammlung sich bereits mit dem Gedanken gemacht, daß i h r e und des V o l k e s Sache sich entgegen stehen, und sie sich gegenseitig von einander auszuschließen suchen müssen. So lange, sagten Verständige, die Versammlung fest und wahr im Volke wurzelt, hat sie an ihm, an seiner Betheiligung die kräftigste Stüze, und die ausgedehnteste Oeffentlichkeit ihrer Verhandlungen muß ihr erwünscht seyn; je mehr sie sich dem Volk entfremdet, desto lästiger wird ihr natürlich das Licht der Oeffentlichkeit. —

An demselben 10. August erklärte die Mehrheit die Wahl des badischen Wahlbezirks Thiengen für ungültig, ihren eigenen Gesezen und früheren Beschlüssen zum Hohn, nach welchen jede Wahl,

die formell richtig sey, unanfechtbare Legitimationen aufweise, den Eintritt des Gewählten zur Folge haben müsse.

Weder die Bestimmungen des Vorparlaments, noch das Ausschreiben des Bundestags, noch das besondere badische Wahlgesez bezeichnete die Anklage auf Hochverrath als Ausschließungsgrund von der Wählbarkeit. Die Gültigkeit der auf Friedrich Hecker gefallenen Wahl zu Thiengen war auch im Uebrigen von keiner Seite angefochten, und sie mußte sonach als gültig anerkannt werden, da die Wählbarkeit eines Deutschen zur Nationalversammlung rechtlich an keine andern Bedingungen geknüpft werden konnte, als an diejenigen, welche in den Beschlüssen des Vorparlaments und den auf deren Grundlagen beruhenden einzelnen Landesgesezen ausdrücklich ausgesprochen waren. Die in Vorlage gebrachten Wahlakten ersezten die Legitimationsurkunde, welche die badische Regierung herauszugeben sich weigerte. Troz dem, daß die Wahl formell und materiell richtig war, troz dem, daß thatsächlich alle freien Völker keine derartige Beschränkung in ihre Wahlgeseze aufgenommen hatten, troz dem, daß der badischen Regierung wegen Fortsezung des gegen Hecker eingeleiteten Processes vorbehalten blieb, besondere Anträge an die Nationalversammlung zu bringen, und der leztern, die badische Regierung zum Einschreiten gegen Hecker nach Gültigerklärung seiner Wahl zu ermächtigen; troz dem, daß klar vorlag, wie die Zulassung irgend welcher Ausschließungsgründe rechtlich durchaus unhaltbar war, und daß insbesondere die Vernichtung einer Wahl nach freiem Ermessen und ohne jede gesezliche Norm — zur verderblichsten Willkürherrschaft der Mehrheit über die Minderheit in dem wesentlichsten Punkte, in der Zusammensezung der Versammlung, führen müßte; troz alle dem erklärte die Mehrheit, ihrem Haß und Gagern zu lieb, die Wahl von Thiengen für ungültig und unwirksam, wegen Unwürdigkeit des Gewählten, mit 350 gegen 116 Stimmen.

Dadurch hatte sich die Nationalversammlung über die Person eines gewählten Mitgliedes ein Urtheil angemaßt, das nur den Wählern des Wahlbezirks Thiengen zustand. Durch diese Anmaßung, hörte man sagen, ist jedem Abgeordneten der sichere Boden seines Wahlbezirks unter den Füßen weg und statt dessen das zweifelhafte Belieben der Mehrheit der Nationalversammlung unter-

geschoben worden. Es ist damit, sagten andere, das System der Proscription verkündet und folgerecht die Nationalversammlung befugt, in jedem Augenblick die ganze Minderheit für unwürdig zu erklären und zur Paulskirche hinaus zu weisen.

Dieser Art war die Gerechtigkeit der Mehrheit der Rechten, die über das Geringste, was der Linken zur Last fiel, stets ein so lautes Geräusch machte. Selbst wenn der Grundsaz, daß über die Würdigkeit eines Volksvertreters nur das Vertrauen seiner Wähler zu entscheiden hat, irgend einer Abänderung unterworfen würde, so müßte dieß vorerst auf dem Wege der Gesezgebung erwartet werden, bevor eine Entscheidung im einzelnen Fall erfolgen dürfte. Rechtskundige nannten darum diese Entscheidung der Rechten das Resultat der vollkommensten politischen und juristischen Anarchie.

Auch die Festsezung des Gehaltes für den Präsidenten der Nationalversammlung schadete wie der leztern, so auch Gagern. Tausend Gulden monatlich schienen der Volkspartei ein glänzender Gehalt: Die Mehrheit beschloß das Doppelte dieser Summe, 24,000 fl. jährlich. Die Linke sprach die Ansicht aus, daß im Angesicht eines darbenden, ohnehin schwerbelasteten Volks die Vertreter desselben die Würde und Hoheit ihrer Beamteten in etwas Anderem suchen müßten, als in hohen, dem Volke beschwerlichen Besoldungen.

Um diese Zeit war es, daß die Parteien schroffer sich gegen einander stellten und die Namen Schwarz-weiße für die preußische, Schwarz-gelbe für die östreichische Partei zwar nicht aufkamen, aber anfingen, herrschend zu werden. Bereits eifersüchtig auf einander, aber vorerst nur im Stillen, wirkten sie noch zusammen gegen die Linke, von der sie so genannt wurden, und die sie selbst die Rothen nannten; sie wollten der Linken damit einen Schimpf anhängen, uneingedenk, daß Roth die Farbe ist, mit welcher die Sonne ihren Aufgang am Himmel malt.

Heinrich von Gagern war um diese Zeit schon ganz zu der Rechten herüber gefallen. In jenen stürmischen Tagen des 7. und 8. August zeigten sich weder seine Grundsäze noch sein Muth von besonderer Stärke; auch seine Geschicklichkeit in Leitung der Versammlung war nicht gewachsen; immer weniger beherrschte er die Versammlung und manche hielten dafür, daß er im Gefühle davon, aus Klugheit den Vorsiz an Andere abgab, wenn stürmische

Verhandlungen drohten; andere, wohl richtiger, suchten den Grund des Leztern darin, daß in solchen Sizungen sein Gemüth und seine Gesundheit sehr litten. Oft zeigte er sich einseitig, nicht beweglich und schnell genug, das Gegebene aufzufassen, zu überschauen, richtig zu ordnen. Das hatte den Nachtheil, daß öfters geglaubt wurde, er stelle die Anträge mit Willen so, und daß es um so mehr stürmte. Daß er dem Volke nicht, der Partei ganz angehörte, trat immer mehr hervor, eben so sein aristokratischer Sinn und seine Einseitigkeit, oft genug etwas Herrisch-Leidenschaftliches, in der Gereiztheit, zu der ihn die Gegner trieben, fast Despotisches; in solchen Augenblicken Unbilliges, Ungerechtes, Willkürliches und selbst Parteiisches. Denn er beherrschte, wie die Versammlung, so auch sich selbst nicht mehr wie Anfangs. Unter andern Mängeln, die hervor traten und seine edle Natur, seinen nationalen Sinn und selbst dasjenige Gefühl noch, das er für Freiheit hatte, beeinträchtigten, gehörte besonders der, daß der Einfluß seiner Freunde auf ihn größer war, als der seinige auf die Freunde, daß er oft, wo er zu führen schien, von klug und leise Einwirkenden sich führen und leiten ließ. Gagern's beste Freunde werden nicht läugnen, daß seine gute Natur immer mehr unter fremden Einflüssen litt, und zwar unter denen der entschiedenen Reaction, namentlich Schmerling's, der ihn lange genug täuschte, Heckscher's, des Reichsverwesers, wie unter denen der halben Reaction, der Freunde des preußischen Kaiserthums, Bassermann's, Mathy's, Dahlmann's und der andern Schleswig-Holsteiner. Es war nur natürlich, daß die Reaction alle Künste der Versuchung spielen ließ, gegen einen so ehrlichen und ehrenhaften Charakter wie Gagern, um ihn für sich zu gewinnen, oder wenigstens von dem Volk abzuziehen, oder in den Augen des Volkes anbrüchig zu machen. Mancher Charakter ist fest gegen Alles, nur nicht gegen die feineren Versuchungen der Schmeichelei, und die deutsche Zeitung war nicht so, um Gagern mehr Klarheit und Selbstständigkeit zu geben.

Blum's genialer Instinkt und selbstständiger, mächtiger Wille, an Gagern's Plaz gestellt, hätte gewußt, aus dieser Stellung, aus der Revolution und aus Deutschland etwas zu machen: Gagern wußte das nicht. Blum's bitterste Feinde bewunderten an ihm den großen Parteischöpfer und Parteiführer: an Gagern nicht einmal

das Leztere. Blum hatte den Blick in die Mittel und Kräfte, in die Verhältnisse und Wege, er war eben so geschickt als entschlossen, sie zu gebrauchen, zu seinem Zweck vor dem Aeußersten nicht zurückzuscheuen: diese politischen Eigenschaften zeigte Gagern nicht. Dagegen zeigte er fortwährend ein troz aller Enttäuschungen unverwüstliches Vertrauen zu den Fürsten, eine Eigenschaft, die allerdings nicht demokratisch, aber auch nicht staatsmännisch ist; und bei diesem Vertrauen war es um so leichter, daß seine Biederkeit durch die feinen, gewandten Formen der preußischen und östreichischen Diplomatie, durch den Lurleygesang der Reaction berückt wurde.

Die in redlicher Meinung um ihn Stehenden seiner Freunde waren wohlwollende, im Privatleben edle Menschen, aber weder große noch sittlich hohe Menschen; sie hatten Besonnenheit zu viel, Muth zu wenig, Rücksichtslosigkeit gar keine, und politischen Verstand nur für Rückwärts, nicht für den Augenblick, nicht für Vorwärts. Keinem von ihnen blizte das „Vorwärts" aus den Augen und die auf der Linken, denen es von Aug und Lippen blizte, erschienen ihnen als Verrückte. Sie fuhren fort, in Angst und Eifer die Revolution niederzuschlagen, und ihr das elektrische Feuer auszuziehen. Diese Freunde Gagern's waren so recht die deutsche Bourgeoisie selbst, der wohlhabende Mittelstand, die sogenannte gebildete Classe mit ihren Tugenden und ihren Fehlern. Die Märzrevolution war für diese Partei eben so berechtigt als angenehm, weil sie aus ihr Nuzen zog; sie fürchtete aber ihren Fortgang, weil auch die untern Classen aus ihr Nuzen ziehen wollten. Darum fuhr sie fort, mit der Reaction die Revolution erdrücken zu *helfen*; noch immer aus Angst und Eigennuz zu blind, um zu sehen, daß selbst das, was sie wollte, nur dann möglich war, wenn die Revolution im Siege blieb, und daß auch für sie Alles verloren war, wenn sie unterlag; denn die Bourgeoisie in den deutschen Städten, ihr einziger Anhang, muthlos und fügsam wie sie selbst, trat voraussichtlich nicht mit den Waffen für sie ein. Die Partei Gagern aber strich den Beifall des Bürgerthums als baar ein, und beachtete darüber fortwährend den widerspenstigen Geist nicht, der von den Thronen her drohte, das dumpfe Grollen, die einzelnen Blize nicht, die aus der Tiefe aufzuckten, aus dem eigentlichen Volk.

Noch weit mehr und schneller war die so rauschend begrüßte

Centralgewalt in der Meinung selbst derer gesunken, die mitzugejauchzt hatten, theils weil sie nur als eine Scheinmacht sich herausstellte, theils weil sie als das sich zeigte, was sie in Wahrheit von Anfang war, und wozu sie die Fürsten allein in's Leben treten ließen.

Der malmöer Waffenstillstand ruinirte in den Augen des deutschen Volkes Reichsverweser, Reichsministerium, Nationalversammlung.

Der 5. und der 16. September.

Seit den Märztagen sah man keine so schöne Erscheinung in Deutschland, als die Erhebung des Volkes mit Herz und Mund, wie es in hoher sittlicher Kraft, in heiligem Zorn sich aufrichtete, bei der Gewißheit des malmöer Waffenstillstandes; nicht sowohl, weil es seine Interessen, als weil es seine Ehre galt. Diese sittliche Empörung, sagte Robert Blum, gründet sich darauf, daß die Errungenschaften der Neuzeit, die Beschlüsse des Vorparlaments, die Bestrebungen des Fünfziger-Ausschusses, die Beschlüsse der Nationalversammlung, die Geseze, die bis jezt das einzige sind, was für den Gesammtstaat feststeht, bei diesem Waffenstillstand nicht geachtet wurden; sie gründet sich darauf, daß die alte Diplomatie gerade in demselben Verhältniß, als ob wir keinen Märzmonat dieses Jahres gehabt hätten, mit dem Schicksal der Völker willkürlich schaltet und waltet; sie gründet sich darauf, daß man den Söhnen, die sich von dem Herzen des Vaters losgerissen haben, um sich dem ungewissen Schicksal des Krieges hinzugeben, jezt sagt: Kehrt nach Hause zurück, wir brauchen euch nicht mehr. —

Nicht nur im Volk, auch im Heere lebte die Entrüstung.

In Ahnung der Stürme, wenn das zur Verhandlung käme, beschloß die Mehrheit am 1. September die Beschränkung des Raumes für die Zuhörer, wie sie das Büreau angeordnet hatte, und daß Viele mehr nach Parteirücksichten, als nach unbefangener Prüfung

handelten, bewiesen sie durch Wiederwählung des Abgeordneten von Soiron zum ersten Vice-Präsidenten, so wenig er Geistesschärfe, Willensstärke, Unparteilichkeit und Würde gezeigt hatte, und die Linke verwahrte sich ausdrücklich gegen die Mitschuld an den etwaigen übeln Folgen dieser Wahl. In der Sizung vom 31. August, da dies geschah, erfolgte die erste Anzeige von dem Waffenstillstand; am 4. September wurden die Bedingungen erst mitgetheilt, als der Vollzug der Bedingungen, der Rückzug der Truppen, schon begonnen hatte. Am 5. September wurde der Antrag auf Einstellung der zur Ausführung des Waffenstillstandes ergriffenen militärischen und sonstigen Maßregeln eingebracht. Die vorliegende Frage war rechtlich unzweifelhaft. Der Waffenstillstand war kein bloß militärischer; es war ein politischer Vertrag, da er die Verwaltung der Herzogthümer organisirte, und tief in ihre Gesezgebung eingriff. Der vierte Artikel des Gesezes über die Centralgewalt lautete: „Ueber Krieg und Frieden, und über Verträge mit auswärtigen Mächten beschließt die Centralgewalt im Einverständniß mit der Nationalversammlung.“ Es durfte deßhalb der Waffenstillstand nur im Einverständniß mit der Nationalversammlung geschlossen werden. So lange dies Einverständniß fehlte, war er rechtsgültig nicht vorhanden, und also, wie sich von selbst verstand, nicht zu vollziehen.

Das Reichsministerium empfahl gar sehr, den Waffenstillstand, der wenigstens „nicht gerade unehrenhaft“ sey, nicht zu verwerfen. Abgesehen von andern wichtigen Folgen dieses Stillstands, mußte die Nationalversammlung für die Sistirung der Ausführung des Stillstands sich entscheiden, weil durch die vollendete Thatsache des Vollzugs überhaupt das Recht der Nationalversammlung vereitelt werden konnte, dem Vertrage ihre Zustimmung zu ertheilen oder zu versagen. Der Unterstaatssecretär v. Würth versicherte: Die Centralgewalt habe immer vorausgesezt, daß es einer Ratification von Seiten der Nationalversammlung bedürfe. Heckscher gestand die Vollmachtsüberschreitung zu. — Dürfen wir, sagte Dahlmann, unsere neue deutsche Laufbahn mit dem Bruche der heiligsten Zusagen beginnen, der Zusagen gegenüber den schleswigholsteinischen Brüdern? Unterwerfen wir uns bei der ersten Prüfung, welche uns naht, den Mächten des Auslandes gegenüber,

kleinmüthig bei dem ersten Anblick der Gefahr, dann werden wir unser ehemals stolzes Haupt nie wieder erheben! Denken Sie an diese meine Worte: Nie! Wenn Sie in der schleswig-holsteinischen Sache versäumen, was gut und recht ist, so wird damit auch der deutschen Sache das Haupt abgeschlagen. — Bedenken Sie vier Millionen Preußen, sagte Schubert von Königsberg, welche von diesem Kriege hart gedrückt worden sind, und unter denen für Tausende seit Jahren die Kartoffel fast alleinige Nahrung ist. Genehmigen Sie den Stillstand oder Sie stoßen diese vier Millionen Preußen von sich. — Das Ministerium behauptete, eine Sistirung der militärischen Maßregeln, als eine theilweise Sistirung des Waffenstillstandes, käme einer Verwerfung desselben gleich, dadurch könne die Einheit Deutschlands und der Friede Europa's gefährdet werden. — Rußland hat achtundzwanzig Linienschiffe in Kronstadt und ein Heer von 80,000 Mann an seinen Ostseeprovinzen bereit, sagte Radowitz. Die Kriegsfurcht, entgegnete Blum, ist jezt gewaltig rege. Während man vor wenig Wochen aus demselben Grund hörte, wenn man das Heer um 340,000 Mann vermehre, werde man im Stande seyn, der ganzen Welt zu trozen, fürchtet man sich jezt vor Rußland, vor Schweden, vor Frankreich und Gott weiß, vor wem noch. — Das deutsche Volk, sagte Beckerath, ist im Begriff, sich die freiesten Verfassungsformen zu geben, und keine Macht der Erde ist im Stande, es daran zu hindern. Die Verwerfung wird einen Bruch mit Preußen zur Folge haben, einen Bürgerkrieg, und der Neubau des deutschen Reiches läge in Trümmern. — Simon von Trier erwiederte: Bei einem früheren Beschluß in dieser Sache wurde von der rechten Seite aus gesagt: „Haben Sie Vertrauen auf Preußen, Preußen wird ohne Vorbehalt unserer Genehmigung keinen Waffenstillstand abschließen. Wenn ein politischer Waffenstillstand geschlossen werden soll, so darf die preußische Regierung vorläufig nur Punktationen feststellen, und diese muß sie zur Ratification hieher schicken. Was mehr geschieht, das ist vom Uebel. Wir wollen nicht, weil so große Opfer gebracht wurden, zugeben, daß sie vergeblich gebracht sind. Wir wollen nicht eine etwaige schmachvolle Unterhandlung durch Zweckmäßigkeitsgründe beschönigen." So sprach damals Herr Fürst Lichnowsky, so Herr Duncker. — Lichnowsky entgegnete: warum denn dieser Waffenstillstand so

schmachvoll seyn solle? Er bedaure, daß gewisse Männer ihrem provinziellen Enthusiasmus zu lieb jede andere Rücksicht bei Seite sezen. Es könne von der Ratification der Nationalversammlung durchaus nicht die Rede seyn. Das Ministerium habe allein abschließen können. Wenn Herr Dahlmann sage, seine eigenen Landsleute dem Untergang zu weihen, dazu habe er den Muth nicht: so sage er, Lichnowsky, dasselbe, aber nicht von Schleswig, sondern von Preußen, von Deutschland. — Preußen hat den Waffenstillstand angenommen, sagte Degenkolb; Preußen wird und muß ihn aufrecht halten. In welcher Lage wäre der in Schleswig commandirende General? Wenn wir sistiren, muß er den Gehorsam entweder seinem König oder der Reichsgewalt versagen. — Und wollte dann, sagte Lichnowsky, Herr Simon von Trier, wenn er Minister wäre, mit der Brandfackel durch die Länder herum gehen, und die einzelnen Stämme gegen die andern jagen und aufregen? — Nach diesem Waffenstillstand, sagte Heinrich Simon von Breslau, würde der Sieger als Besiegter aus dem Kampf herausgehen, dieser Sieger ist Deutschland, und dieser besiegte Sieger ist Dänemark. Keine Macht des Auslands wird es jezt wagen, in unsere gerechte Sache hinein zu reden, deßhalb, weil das Ausland klug ist, weil sie wissen, daß ein ungerechter Angriff auf Deutschland eine Nationalerhebung zur Folge hätte, welche manchen Thron und manches Andere vor sich aufrollen könnte. Es handelt sich bei der Ratification in keiner Weise um die preußische Ehre; es handelt sich nur um die Ehre eines preußischen Ministeriums; und wenn von der Ehre Deutschlands die Rede ist, dann kommt weder die Ehre eines preußischen Ministeriums, noch die Ehre des hiesigen deutschen Ministeriums in Betracht. Wir haben unendlich viel bereits versäumt; wir haben gezaudert, als die Verhältnisse noch flüssiger waren und die Geister feurig; aber noch ist es nicht zu spät; soll es aber noch Zeit seyn, dann ist es nothwendig, daß wir durchdrungen sind von der Heiligkeit des Bodens, auf dem wir stehen, heilig, weil die Geschicke Deutschlands in ihm wurzeln; dann ist nöthig, daß wir vor allem an uns selbst glauben, damit das deutsche Volk im Stande ist, an uns zu glauben, und dann ist nothwendig, daß wir in diesem Glauben als tapfere Männer auch der Geschichte eine neue Bahn brechen, und uns nicht hinschleppen lassen in den alten und

schmuzigen Bahnen. Die Stunde ist da, mögen die Männer nicht fehlen! — Es muß sich, sagte Blum, bei dieser Frage entscheiden, ob Preußen in Deutschland aufgeht, oder ob Deutschland preußisch werde; entscheiden, wo denn der Mittelpunkt in Deutschland ist, ob da, wo er vermöge der vom Volk gewählten Nationalversammlung geschaffen worden ist, oder da, wo man ihn sich anmaßt. Nach der Ansicht des Reichsministers des Auswärtigen hätten wir die kleine Schande zu tragen, um die große zu vermeiden. Es ist ein Erfahrungssaz so alt wie die Welt, daß der Mensch und der Staat so viel gilt, als er Muth hat; und wäre über die deutsche Nation durch die Verhältnisse, wie sie vorliegen, in der ersten Zeit ihres Emporstrebens das Verhängniß der Vernichtung ausgesprochen: ich möchte es lieber noch ertragen, als daß sie mit Schmach und durch schmachvolle Nachgiebigkeit fortlebe. — Nachgiebigkeit jezt, sagte Zimmermann von Stuttgart, wäre Schwäche in den Augen Europa's. Der Waffenstillstand ist nicht mit bloßer Ueberschreitung der Vollmacht, sondern in den erheblichsten Punkten gerade gegen die Vollmacht geschlossen. Wenn die Centralgewalt, wenn wir, diese hohe Versammlung, so in der öffentlichen Meinung unsern natürlichen Halt verlören, was wären wir dann noch? Nullen wären wir. Wir haben Hülfsmittel genug, um jeden Feind zu schlagen. Sollte die Mehrheit der Nationalversammlung den Waffenstillstand vollziehen lassen und die Mehrheit der deutschen Nation diese Ansicht theilen, nun, dann lassen Sie wieder die Glocken läuten, von der Paulskirche und allen Thürmen, wie in der Stunde, da der Präsident dieser hohen Versammlung die Schöpfung der Reichsgewalt verkündete. Lassen Sie sie läuten rheinabwärts und rheinaufwärts, aber nicht als zu einem Gruße der festlichen Weihe, lassen Sie sie läuten als zu einem großen Grabgeläute; denn wenn die Ehre deutscher Nation auf diese Art hingegeben würde, dann wäre das kaum erst aus einem todähnlichen Schlaf auferstandene Deutschland gestorben, politisch todt vor den Augen Europa's, weil es der Ehre abgestorben wäre. —

Der Unterstaatssecretär Bassermann meinte, es sey eine Partei, die jezt den Augenblick für angemessen erachte, um Alles oder Nichts zu gewinnen. Schmerling hatte schon im Wendepunkt der

Berathung erklärt, beschlösse die Versammlung die Sistirung, so werde das Reichsministerium abtreten.

Die Sizung hatte Morgens 9 Uhr begonnen und dauerte ohne Unterbrechung bis Abends 7 Uhr. Es war dunkel geworden und wenige Lichter brannten in der großen Kirche. Die meisten Zuhörer, weibliche wie männliche — zum Theil schon seit halb 8 Uhr Morgens auf den Gallerien — hatten bis zu Ende ausgeharrt. Mit banger Stille lauschte Alles jedem Ja und Nein. Mit 244 gegen 230 Stimmen wurde die Sistirung des Waffenstillstandes beschlossen. Die Bewegung auf allen Seiten war unbeschreiblich. Das laue, das schwache, das zweideutige Ministerium ist gestürzt! sagten Frauen zu den Männern.

Das Ministerium trat noch an diesem Abend zurück. Mit der Bildung eines neuen war zunächst der Abgeordnete Dahlmann von dem Reichsverweser beauftragt worden. Die abgetretenen Minister konnten nicht genöthigt werden, den Vollzug des Beschlusses über Sistirung des Waffenstillstandes zu übernehmen. Statt daß Dahlmann in der Minute, da er mit Bildung des Ministeriums beauftragt wurde, wenigstens so lang für sich ein Ministerium annahm, um den Beschluß zu vollziehen, d. h. ihn unter seiner Gegenzeichnung der preußischen Regierung und dem General Wrangel mitzutheilen, kam er weder dazu, noch zur Bildung eines Ministeriums, wegen unübersteiglicher Hindernisse, wie er sagte. Die Vermuthung, das Reichsministerium sey bei seinem eiligen Rücktritt vielleicht auch mit von der Absicht geleitet worden, den Beschluß der Nationalversammlung zu hintertreiben, wurde als Verdächtigung erklärt. Wesendonk schlug die Wahl eines Vollziehungsausschusses vor. Der Beschluß der Mehrheit, sagte Mittermaier, muß vollzogen werden. Die Männer, die dafür stimmten, haben nicht wie Kinder mit dem Feuer gespielt. Dahlmann beschwor die Versammlung, weder Wesendonk's Antrag noch andere zur Abstimmung zu bringen. Auf Robert Blum's Antrag ging eine Abordnung an den Reichsverweser, zur Beschleunigung der Ministerkrise denselben aufzufordern; ohne Erfolg. Er beauftragte von Hermann aus München mit der Bildung eines neuen Ministeriums. Der war an diesem Tage nicht anwesend in Frankfurt, und der Reichsverweser erklärte zugleich, er wolle mit der Nationalversammlung siegen und

fallen. Man verbreitete nämlich in diesen Tagen, der Reichsverweser werde abtreten, wenn nach Prüfung der Aktenstücke der Waffenstillstand von der Versammlung verworfen würde.

Hermann war eben so wenig rasch oder glücklich, ein Ministerium zu bilden. So verzögerte sich die Vollziehung, ja sogar die Mittheilung der beschlossenen Sistirung des Waffenstillstandes, bis sie durch den endlichen Beschluß der Nationalversammlung völlig vereitelt wurde. Am 12. September wurde der Ausschußbericht über den Waffenstillstand selbst erstattet. Die Mehrheit des Ausschusses beantragte, den Waffenstillstand nicht zu genehmigen, und den Krieg fortzusezen, falls nicht Dänemark sogleich Friedensunterhandlungen eröffne. Die Minderheit des Ausschusses empfahl, den Waffenstillstand nicht zu beanstanden.

Drei Sizungen, vom 14. bis zum 16. September, nahm die Berathung in Anspruch. Der Kampf war mehr weitläufig, als heiß, so scharf auch aus der Linken und aus dem linken Centrum eingehauen wurde. Neues wurde nicht viel vorgebracht, wohl aber Gründlicheres: Die Aktenstücke lagen jezt vor. Sechs Tage hatte man gebraucht, um diese zu drucken; wenn man nicht verzögern wollte, so war der Druck, bei den überaus günstigen Druckereiverhältnissen Frankfurts, das leichte Geschäft eines einzigen Tages oder einer Nacht; kein Sachkundiger konnte daran zweifeln. Das Spiel der Reaction war auch in dieser Sache meisterlich.

Während Deutschland, lebhaftest erregt, Tausende von Zuschriften auf Verwerfung nach Frankfurt sandte: wurde von der Reaction im Schooße der Nationalversammlung gewühlt. Die Folge war, daß Jordan von Berlin, der früher gefragt hatte: Führen wir etwa Krieg, um die Schande Deutschlands zu erobern? — jezt den Waffenstillstand vertheidigte und empfahl, „zwar nicht etwa ihn anzunehmen, aber ja nicht zu verwerfen"; denn die Regierung in Preußen habe mit der Ratification eilen müssen, weil Dänemark auf den 28. August den Verkauf sämmtlicher aufgebrachter preußischer Schiffe festgesezt habe; darum habe Preußen am 26. ratificiren müssen. — Ein Redner sagte sogar drohend: Wenn die Nationalversammlung den Waffenstillstand nicht genehmige, so werde man sie in der Paulskirche verhungern lassen, die Centralgewalt werde die Mittel nicht mehr aufbringen können, die Nationalver-

sammlung zu unterhalten. Preußens Ehre sey verpfändet, es könne, ohne einen offenbaren Treubruch, einen Verrath zu begehen, von dem abgeschlossenen Waffenstillstand nicht zurücktreten. — Das waren die Gründe der meisten Preußen, besonders Lichnowsky's; das völkerrechtliche Verhältniß Preußens sey compromittirt; es sey unhaltbar geworden, wenn man nicht genehmige. — Aber das völkerrechtliche Verhältniß der Centralgewalt, die wir geschaffen haben, entgegnete Wurm, soll sie mißachtet seyn von Anfang an, vom Ausland und vom Inland? — Wahrhaft unwürdig, unredlich und treulos sprach Heckscher; er verdrehte die Worte der Gegner, er legte ihnen Anderes in den Mund, als sie gesagt hatten, mit großem Uebermuth, mit Hoffart, mit Verdächtigungen und Herausforderungen, mit bösem Sinne: er fühlte sich schon wieder als Reichsminister hergestellt, siegesgewiß. — Selbst Stedtmann sagte: Die Ehre des großen deutschen Staates ist verpfändet, Sie dürfen sie nicht fallen lassen. — Ich meine, sagte Waiz, die preußischen Staatsmänner mußten wissen, daß ein Vertrag, zu dem sie nur unter Bedingungen berechtigt waren, nicht unbedingt bindend war, wenn die Bedingungen nicht gehalten wurden. — Gerade in der Nichtratification liegt eine Ehrenrettung Preußens, sagte von Hermann; stimmt das mit der Ehre überein, zu sagen: „Ich habe einen Vertrag geschlossen, der theilweise als unpraktisch vernichtet ist, und der, wenn man ihn ratificirte, zu Absurditäten führt? So lange wir, schloß er seine an scharf treffenden Gedanken reiche Rede, uns fürchten, so lange wir wegen dieser Kleinigkeit des Waffenstillstandes der Himmel weiß was fürchten, sind wir wenig geachtet. Dänemarks Nationalgefühl hat den Krieg fortgeführt, den es anfing, um ein Unrecht zu vertheidigen: nehmen Sie an diesem kleinen Volk ein Beispiel! Gehen Sie einen festen Gang, damit nicht endlich ganz Europa ruft: „Ihr Deutschen seyd ein Kinderspott." — Deutschland, sagte Venedey, wird erst geachtet seyn von dem Augenblick an, wo wir sagen, wir *wollen* kämpfen; daß wir es können, weiß ganz Europa. — Es gibt, sagte Eisenmann, Regierungen, welche die Vertreter des Volkes nur dann hören, wenn dieses von den Barrikaden herab mit ihnen redet. Nicht nur die demokratischen, sondern auch alle constitutionellen Vereine sind gegen den Waffenstillstand. — Die Zärtlichkeit, sprach

Simon von Trier, für die dynastischen Interessen ist so groß, daß man lieber deutsche Brüder preisgibt, als selbst einen auswärtigen Dynasten zurecht weist. Es wurde in Posen und in Italien gegen die Revolution gekämpft, und troz aller Einsprachen, troz aller Interventionsgefahren der Kampf hartnäckig zum Siege geführt. Einen einzigen Krieg führten wir mit der Revolution, in Schleswig-Holstein. Und diesen Krieg führen wir nicht zu Ende, wir verweigern dessen Fortsezung aus Rücksicht auf die Dynasten, aus Zärtlichkeit für den König von Dänemark, aus Ehrerbietung gegen den Kaiser von Rußland, und stecken das Schwert in die Scheide, das wir für unsere Brüder gezogen hatten. Schieben Sie den Halt- und Gewaltpunkt so weit rechts als sie wollen, damit begründen Sie bloß ein thatsächliches Verhältniß, welches ohne grundsäzliche Unterlage sich jeden Tag verändern kann, und wenn Ihr Bau dereinst in Trümmer geht, so werden Sie dieselben immer wieder auf dem Boden der Volkssouveränität zusammenraffen, und darauf allein ein schönes und dauerndes Gebäude errichten können.

Simon las der Rechten aus den dänischen Zeitungen vor, wie die Dänen jubelten über den Waffenstillstand, über die Vortheile, die er für sie habe, über die Schmach Deutschlands; jubelten, daß der Uebergang der Deutschen nach Fünen im Winter jezt nicht mehr zu fürchten sey, daß man rüsten und indessen eine feindliche Coalition befördern könne; jubelten, daß Deutschland nichts erreiche, als die Aufhebung einer Blokade und die Herausgabe der aufgebrachten Schiffe, dagegen aufgebe drei Herzogthümer, besezt von einem siegreichen Heer; aufgebe die Einverleibung Schleswigs in den Bund, welche feierlich von dem Bundestag ausgesprochen und von der Nationalversammlung bestätigt worden sey; aufgebe die provisorische Regierung, welche sie als legitim anerkannt, und mit welcher sie als solche unterhandelt habe; aufgebe die schleswig-holsteinische Partei, deren einmal von ganz Deutschland aufgenommene Forderungen nun unausgemacht dem Urtheilspruch nichtdeutscher Mächte überwiesen werden.

Gegen die Furchtsamen hin rief Vogt: Frankreich war einst von Innen und Außen bedrängt, es war zerspalten von Parteien, es hatte eine Vendee und einen legitimistischen Süden und einen abgefallenen Norden; die feindlichen Heere griffen alle Grän-

zen zugleich an. Die französische Nationalversammlung berief sich auf die Volkskraft, und weil man kein Pulver hatte, so brachte die Wissenschaft das Pulver aus dem Boden hervor, man schuf Heere und Schiffe, man schlug die Feinde. Aber das war auch der Convent, der so Großes konnte, und nur ein Convent kann es.

Das war das rechte Wort. Wenn jezt der Augenblick ergriffen wurde, so war viel Versäumtes einzubringen. Das war eine Gelegenheit für die Nationalversammlung und die Centralgewalt, die Zügel in die Hand zu bekommen. Man hatte es unterlassen, früher eine organisirte bewaffnete Macht, die allein zur Verfügung der Nationalversammlung wäre, zu schaffen: jezt konnte dieß mittelbar nachgeholt werden. Die Truppen, und zwar preußische wie süddeutsche, in Schleswig-Holstein waren über den Waffenstillstand entrüstet, in höchster Aufregung. Sie gehorchten, wenn die Nationalversammlung Muth und Kraft entwickelte, und sofort, was mit Hülfe der Märzminister leicht war, das dortige Heer beträchtlich aus Süddeutschland verstärkte, jedem Befehl der Nationalversammlung und ihrer vollziehenden Gewalt. Da war Stoff genug, ein imposantes Reichsheer zu schaffen. Alle Schattirungen deutschen und freien Sinnes hätten dafür zusammengewirkt, so volksthümlich war der nächste Zweck, Sieg für Schleswig-Holstein und für deutsche Ehre. Schon diese Waffenrüstung hätte die ganze Nation gekräftigt, das Nationalgefühl erhöht; wo es noch nicht erwacht war, zum Bewußtseyn gebracht. Dem Ruf der Nationalversammlung zur Volksbewaffnung wäre durch alle Gauen, durch alle Gemeinden begeistert Folge geleistet worden. Dann mußten auswärts Schiffe gekauft, Offiziere von fremden Staaten angeworben, Kaperbriefe ausgegeben werden. Dann konnte man den fremden Mächten sagen: wir dulden keine Einsprache; dann konnte man Dänemark den Frieden, Deutschland die Freiheit und zugleich die Einheit diktiren.

Solches erwartete ein großer Theil des deutschen Volkes von der Nationalversammlung. Seit der Sistirung richtete das sehr gesunkene Vertrauen des Volkes sich wieder sichtbar und mächtig an ihr auf. Selbst wenn das Unwahrscheinlichste eintraf, ein allgemeiner Krieg — er wäre mehr Glück als Unglück gewesen, er hätte die deutsche Bewegung gerettet, indem er die deutschen Kräfte

im Feuer der Noth zusammengeschweißt hätte. — Da waren aber, statt durch Kühnheit und Consequenz sich vor dem Ausland in Achtung zu sezen, bei der Mehrheit die alten Sünden oben auf: das Reichsministerium und die Häupter der schleswig-holsteinischen Sache, Franke voran, liebäugelten und kokettirten mit der Diplomatie und den Kabinetten, und ließen sich privatim von ihnen zu Allem bringen; die gesammte Rechte, selbst solche des linken Centrums, hatten das Grauen vor einer allgemeinen Volksbewaffnung jezt so sehr wie früher; die Partei Gagern war ängstlicher als je bemüht, die Bewegung auf legitimem Boden zu erhalten, vor Allem aber mit dem preußischen Hof, mit dem preußischen Heer, auch mit dem preußischen Volke nicht zu brechen.

Der preußische Partikularismus hatte sich übermüthig bloß gelegt. Der König und das Ministerium Auerswald hatten eigenmächtig der Centralgewalt, der Nationalversammlung, der öffentlichen Meinung Deutschlands in einer so großen deutschen Frage entgegen gehandelt. Ein großer Theil des preußischen Volkes zeigte sich selbstsüchtig, undeutsch, auf der Seite des Ministeriums, das ganz preußische und ganz reactionäre Interessen hatte, und selbst Vincke, der ein andermal die kühnste Politik als die beste für Preußen erachtete, und für Deutschland viele schöne Worte hatte, sprach jezt so sehr absonderlich preußisch, als Lichnowsky.

Die deutsche Reaction fühlte sich zwar noch nicht so weit, offen heraus zu treten; ihr Hauptorgan, die neue preußische Zeitung, rieth noch immer nur zu „möglichst gedeckter und verdeckter Stellung, so lange es noch nicht Zeit sey, aus der Defensive in die Offensive überzugehen, dann aber, wenn dieser Augenblick eintrete, zu muthigem Zugreifen und Verfolgen, so lange noch ein Athemzug in Roß und Mann aufzutreiben sey.“ Aber in dieser verdeckten Stellung gewann sie die Stimmen in Frankfurt, welche für die Mehrheit bei der Sistirung den Ausschlag gegeben hatten, binnen vierzehn Tagen für die Annahme des Waffenstillstandes. Franke, Droysen, Michelsen und Mergaard, vier schleswig-holsteinische Abgeordnete, brachten den Antrag darauf selbst ein. Droysen und die Partei Gagern handelten ganz betäubt von der Angst vor einem Bruch mit Preußen, der ihre schönsten Hoffnungen verschütten würde, die auf ein preußisches Kaiserthum gingen, von dem sie sichere

Rettung Schleswigs hofften; auch waren sie durch künstliche Machinationen eingeschüchtert, die Nichtannahme gebe sie und das Heft in die Hand der Linken, die kein Kaiserthum, kein deutsches Reich, sondern die rothe Republik mit Frankreich wolle.

Gagern leitete selbst die ganze Verhandlung, so lange berathen wurde; er legte den Vorsiz erst nieder bei der Abstimmung, und stimmte selbst mit für die Annahme des Waffenstillstandes, während Soiron die Abstimmung, der sie auch vorbereitet hatte, leitete.

Die Machinationen der Diplomatie und der ihr dienenden Partei kamen noch in der Abstimmung thätig zum Vorschein. Der Antrag der Mehrheit des Ausschusses auf Verwerfung des Waffenstillstandes war von diesem ausdrücklich in zwei Theile getrennt worden. Die diplomatische Partei wußte, daß eine Zahl der Rechten für den ersten Theil des Antrags, der die Nichtgenehmigung enthielt, stimmen würde, aber nicht für den zweiten Theil, für die sofortige Fortsezung des Kriegs; sie sezte verabredeter Weise Alles daran, diesen ungetheilt zur Abstimmung zu bringen, sicher, daß er dann keine Mehrheit bekomme. Bei der Fragestellung über die Theilung dieses Antrags erklärte Soiron, die Abstimmung für die Nichttheilung sey unzweifelhaft. Die Linke behauptete das Gegentheil; es wurde eine Zählung vorgenommen, um die erste Abstimmung zu prüfen, die durch Aufstehen und Sizenbleiben geschehen war. Da zeigte sich, daß 246 gegen 244 Stimmen standen — ein Zahlenverhältniß, bei welchem für das Auge, das an 500 Personen, die durcheinander standen und saßen, überschauen mußte, das Resultat „Unzweifelhaft" eine reine Unmöglichkeit war. Gagern und Sekretär Jucho hatten aber darin Soiron beigestimmt.

Da zeigte sich, daß Nichtmitglieder der Nationalversammlung sich unter den Abgeordneten befanden, und bei der Abstimmung mit aufstanden, auf den Bänken der Abgeordneten. Speziell wurden einige Diplomaten und einige Frankfurter Aristokraten erkannt, wie sie aus den Bänken entfernt wurden; der Herzog von Augustenburg wurde von der Tribüne von Robert Blum als solcher genannt, was Gagern dahin berichtigte, dieser sey nicht auf den Bänken der Abgeordneten, sondern neben denselben auf einem Stuhle gesessen.

Robert Blum gab zugleich zu Protokoll, daß gegen allen par-

lamentarischen Brauch und gegen die bisherige Uebung des Hauses die Versammlung zu einer gleichzeitigen Abstimmung über einen ausdrücklich getrennten Antrag durch die Mehrheit gezwungen worden sey.

So wurde der Antrag des Ausschusses mit 258 gegen 237 Stimmen verworfen, und der Waffenstillstand mit allen seinen schmachvollen Bedingungen mit 257 gegen 236 Stimmen angenommen.

Die Schwachen hatte man noch dadurch gewonnen, daß Camphausen vorspiegelte, Graf Moltke, der verhaßte Dänenwütherich, „möchte als zurückgetreten anzusehen seyn", und der dänische Bevollmächtigte habe erklärt, daß der König von Dänemark „bereit seyn werde zu Modifikationen und Conzessionen, welche für die Ruhe der Herzogthümer wünschenswerth erscheinen." Von diesen nothwendigen „Modifikationen" sprach man viel auf der Tribüne.

Schon am Tage nach dem Beschluß kam ein Rundschreiben in Frankfurt an, worin auf die Kunde, wie eine Fraktion der Nationalversammlung ihre Annahme auf das Gerücht hin bauen wolle, daß Dänemark willig sey, gewisse Modifikationen einzuräumen, von dem dänischen Ministerium des Auswärtigen erklärt wurde: „Von solchen Modifikationen sey durchaus keine Rede gewesen, weder als Vorschlag von der einen Seite, noch als Einwilligung von dänischer Seite, und es liege der dänischen Regierung daran, jeden Gedanken zu entfernen, als hätte sie zu einer solchen Unklarheit oder Zweideutigkeit Veranlassung gegeben."

Auf das hin verlangte Simon von Trier die Zurücknahme des in der Voraussezung solcher Modifikationen gefaßten Beschlusses vom 16. Die Mehrheit gab ihm nicht einmal das Wort zur Begründung der Dringlichkeit dieses Antrags.

Der Art ist das Spiel, das man spielte, und mit sich spielen ließ*).

---

*) Die Reichstagszeitung brachte darüber den Reim:

75 Büreaukraten,
Schöne Worte und keine Thaten;
75 Aristokraten,
Vaterland, du bist verrathen;
150 Professoren,
Vaterland, du bist verloren.

Der 18. September.

Abends 8 Uhr war die verhängnißvolle Abstimmung zu Ende: es war der 16. September, ein Sonnabend, der schwüle Abend für die deutsche Sache, dem sobald kein Morgen folgen sollte. Der vorige Tag und der lezte Tag hatten die Aufregung bis zum Ingrimm gesteigert, unter den Zuhörern, im Volke draußen; und dieser Ingrimm suchte schon an diesem Abend einige Opfer. Das Sichgefallen in der Schmach, an der er so viel Schuld hatte, und der Hohn, womit Heckscher zulezt auftrat, hatte diesen vor Allen verhaßt gemacht; auch der alte Jahn hatte längst und auch noch zulezt durch unwürdiges Benehmen besonders die Turner gereizt. Vor andern waren Schmerling und Lichnowsky unvolksthümlich; der Leztere, theils weil er seinen Wählern und den Berlinern volksthümlich zu wirken versprochen, theils wegen Uebermuths, der nicht immer in edler Weise heraus forderte, und sich, mehr in Ton und Geberde zwar als in Worten, öfters höhnisch ausließ, nicht gegen den einzelnen Gegner und einzelne Punkte, sondern gegen das Volk selbst und gegen die Sache des Volkes überhaupt. Die Zuhörer der Gallerie hatte er, und sie hatten ihn, noch am lezten Tage gereizt, als schon das Gefühl in ihm dämmerte und sich klärte, daß Freundschaft mit dem Volke nöthiger sey, als Feindschaft — ein Gefühl, das ihn am 16. September in die ahnungsvollen Worte ausbrechen ließ, eine Anbahnung zur Versöhnung und Vermittlung thue Noth, die Palme des Friedens in der Versammlung, von dem der Friede Deutschlands abhänge.

Noch am Abend des 16. brach der Volksunwille in Thätlichkeiten aus. Eine erhizte Rotte, wenige Aeltere, von Straßenjugend begleitet, suchte Heckscher im englischen Hof, mißhandelte einen Abgeordneten statt seiner, der entkam, warf einige Fenster ein, zog dann in die Westendhalle, und tumultuirte, ohne ihn zu finden, auch hier, besonders da sie hörte, daß Jahn oben sey. Todesbleich, zitternd irrte er in den Zimmern der Lesegesellschaft umher, zum Gelächter anderer Anwesenden; der Kellner versteckte

ihn hinter und unter einer Matraze, vor die er einen Sopha an die Fensternische rückte; als die Tumultuanten abgezogen waren, behauptete Jahn, seine Geistesgegenwart und Entschlossenheit haben ihn gerettet, doch habe er „vernommen mit eigenen Ohren, daß man ihn vom Balkon des hohen Hauses hinabstürzen gewollt, wie man einst an Cortes auf dem Tempel von Mexiko versucht habe." Besser Unterrichtete versichern, daß die Tumultuanten an Blutiges nicht gedacht haben; verwerflich genug schon war es, mit der Feigheit des schwachen Mannes den grausamen Scherz zu treiben; ruchlos aber, ein verabscheuungswerther Frevel, daß von der Tiefe des Volkes aus das an einem Abgeordneten des deutschen Volkes gethan wurde. Heckscher entwich in das Bad Soden unweit Frankfurt. Dort erkannt, wurde er von Weibern und Buben mit Schimpfworten, Koth- und Steinwürfen verfolgt und gehezt. Er entwich zu Fuß, die Eisenbahn umgehend, nach Höchst zurück, Sonntags Nachmittags. Hier von einem Hamburger Schustergesellen erkannt, bald von einer wüthenden Volksmasse umringt, wurde er von den Turnern der Stadt, von Demokraten, aufs Rathhaus in Sicherheit gebracht; das Volk unten schrie im Ernst nach seinem Blut; er stand stundenlang, unter allen Leiden der Todesangst, wie auf der Leiter zur Hinrichtung. In der Nacht rettete ihn ein Mainzer Demokrat, und er entkam glücklich nach Mainz.

Nach der Sizung am 16. waren alle Schattirungen der Linken im deutschen Hofe versammelt. Vor ihren Augen stand dieser Waffenstillstand als ein Treubruch an Schleswig-Holstein, als eine Verläugnung der deutschen Revolution, als eine faule Frucht des einheit- und freiheitfeindlichen Strebens der Reaction. Dieser Ausgang der Verhandlungen rief in vielen Mitgliedern den Gedanken hervor, aus dieser Reichsversammlung auszuscheiden. Sie wurden mit Mühe von der Mehrheit davon abgebracht, die sowohl gegen den Einzelaustritt als gegen den Austritt der gesammten Linken sich aussprach. Nur der Antrag wurde beschlossen: Da Zweifel darüber erhoben seyen, ob die Reichsversammlung das Vertrauen des deutschen Volkes noch besize, so sollen unverzüglich, aber ohne Unterbrechung der Berathungen, neue Wahlen angeordnet und demnächst an die Stelle derer, welche das Mandat des Volkes nicht wieder erhielten, die Neugewählten einberufen werden.

Die Berathung wurde durch Tausende von Arbeitern und Fremde aller Art — es war Messe-Anfang — gestört, die in den Hofraum des Versammlungsortes der Linken sich einzwängten, und deren lautaufrauschender, unruhiger Schweif sich durch die lange Straße hinstreckte, bis auf die Zeil. Diese verlangten die Bildung eines Gegenparlaments durch den Mund bekannter Vorstände von Arbeitervereinen; zugleich stellten sie sich zur Verfügung der Linken. Da man in dieser späten Stunde auf diesem engen Raum mit dieser Masse, die Blum's und des Trierer Simon's Stimme kaum zu besänftigen ausreichte — die Bosheit log später, sie haben aufgeregt — sich nicht verständigen konnte: so entstand der Gedanke, in einer Volksversammlung auf der nahe gelegenen Pfingstweide am Nachmittag des andern Tages zum Volke zu sprechen.

Dadurch beschwichtigt, zog die Masse aus dem deutschen Hof hinweg gegen 11 Uhr Nachts. In dem Versammlungsort des großen Arbeitervereins, dem Gräberischen Saal, in welchem kein Abgeordneter anwesend war, dauerten Aufregung und Anordnungen bis nach Mitternacht fort: von da aus gingen noch in der Nacht Boten auf viele Stunden im Umkreis, zu der Versammlung Zuzüge einzuladen. Sie handelten dabei ohne allen Zusammenhang mit der Linken; Niemand selbst von der äußersten Linken wußte um das Leztere, einen vielleicht ausgenommen, der es nachher jedoch auch in Abrede zog.

Die Volksversammlung auf der Pfingstweide war nicht einmal eine der größeren Versammlungen, es waren, außer Frankfurter-Herren und Parlaments-Herren, schwerlich mehr als zwischen 4000 bis 5000 Zuhörer, aus allen Ständen, aus beiden Geschlechtern. Es sprachen da nach halb 4 Uhr Abends, unter dem Vorsiz des bekannten Frankfurter Rechtsanwalts Dr. Behaghel, theils Frankfurter, theils Fremde, ganz Unbekannte (wohlgemerkt der Linken, dem Vorsizenden, den Arbeitervereinen ganz Unbekannte); von Abgeordneten sprachen nur Ziz, Wesendonck, Simon von Trier, Schlöffel und Hentges. Zuerst sprach der Vorsizende einen Tadel im Namen der Versammelten aus über die bedauerlichen, zwecklosen und nur schädlichen Exzesse und Gewaltthätigkeiten an fremdem Eigenthum und Personen, wie sie vorigen Abend vorgekommen. Diesen Tadel hörte die ganze Versammlung ruhig, ohne Wider-

spruch. Der ausdrückliche Zweck der Versammlung war, über das, was alle Gemüther beschäftigte, über die Waffenstillstands-Abstimmung den Gefühlen einen Ausdruck zu geben. Eine Adresse an die ganze Nationalversammlung war dazu vorgeschlagen. Der berühmte geistvolle Frankfurter Rechtsgelehrte, Dr. Reinganum, hatte eine solche verfaßt und las sie vor, unter tiefer Ruhe. Nach dem Schluß erhob sich von verschiedenen Seiten das Geschrei: „Keine Adresse!“ wobei die Stöcke geschwungen wurden. Einige Schreier riefen: „Keine Adresse, man muß der Rechten die Hälse abschneiden.“ Auch diese Schreier waren den beeidigten Zeugen unbekannt*); sie waren unbekannt der Metternichisch organisirten Frankfurter Polizei, die vom Bundestag her noch sehr in Uebung war: Notiz wenigstens nahm diese von jenen Schreiern nicht. Darauf schilderte Ziz die Waffenstillstands-Frage in einer sehr langen Rede, „von der ich das Nähere nicht mehr weiß, weil sie mich sehr langweilte“, sagte der beeidigte Zeuge und Vorsitzende Behaghel. Ziz habe blutig aufreizend gesprochen, wie ein zweiter Danton — machten nachher Reactionäre und Constitutionelle daraus, theils aus Absicht, theils aus Thorheit. Sie hingen sich an das Wort, das er am Schluß sprach: mit Adressen sey es nichts, die würden nebenhingelegt werden und man lache darüber, jezt müsse man Fraktur sprechen.

Das bezog sich, was sofort der Hauptgegenstand der Redner blieb, auf den gestrigen Beschluß der Linken für Abrufung der unvolksthümlichen Abgeordneten durch das Volk. Nicht ein Zeuge, selbst überwiesene Zöglinge des Jesuitenordens, Freunde und Diener der Reaction, wagten nicht zu behaupten, daß Ziz oder ein anderer Abgeordneter direkt zu einer Gewaltthat aufgefordert haben, weder überhaupt noch gegen die Mehrheit der Nationalversammlung. Sie wagten bloß zu sagen, man habe es errathen können, daraus, daß Ziz gesagt, man müsse Fraktur reden, man solle nur an den gesunden Sinn des Volkes appelliren, und dieses werde schon den rechten Weg finden**). Die durch Urtheil und Stellung in Frankfurt ausgezeichnetsten Zeugen erklärten geradezu,

*) Kriminalakten Fol. 47, 16.
**) Kriminalakten Fol. 21, 17, 16, 14, 18, 1, 5, 19, 26, 99.

theils sie haben etwas Aufreizendes in der Rede von Ziz nicht vernommen, theils, er und Schlöffel haben nicht sehr aufreizend gesprochen; andere dagegen, jedoch ohne es zu belegen, sagten, Schlöffel und Simon haben in sehr aufregenden Ausdrücken gesprochen über den Verrath am deutschen Vaterlande, der durch die Annahme des Waffenstillstandes begangen worden. Schlöffel soll gesagt haben, die Fürsten, die Junker und die Geldsäcke seyen ein Haupthinderniß für das Wohl des Volkes, und als er fragte: was ist zu thun? da habe Einer geschrieen: Hängt sie auf! Der Zeuge, der dieses aussagte, wollte den Schreier nicht kennen; die so zahlreich anwesende Polizei, die Aufpasser des Reichsministeriums und der Reaction merkten sich denselben auch nicht; sie merkten sich auch die nicht, welche aus dem Haufen heraus schrien: Handeln! Barrikaden! keine Adressen! Barrikaden! geschweige, daß sie nachher einen davon verhaftet hätten.

Der ärgste Schreier aber war ein in Frankfurt übelberüchtigtes Subjekt, mit dem Niemand an einem Tisch zusammensaß, weil er dafür bekannt war, daß er gewissen Leuten seit lange um's Geld als Spion und Angeber diente.

Die Reactionsblätter logen, Schlöffel habe gesagt, und „wenn auch das Blut an den Wänden der Paulskirche empor sprize." Derjenige, der das sagte, ging vorher und nachher mit jeder Art von Leuten um, nur nicht mit Demokraten; der wurde nicht verhaftet, nicht einmal angeklagt, ungeachtet er die nachher für hochverrätherisch erklärte Adresse der Volksversammlung sogar mit unterschrieb, jedoch mit Aenderung eines Buchstabens in seinem Namen, und obgleich seine Physiognomie eine sehr bekannte war.

In der Versammlung wurde zulezt nichts beschlossen, als eine Erklärung, daß alle Mitglieder der Nationalversammlung, welche für Annahme des Waffenstillstandes gestimmt haben, Verräther des Volkes seyen; und daß diese Erklärung persönlich durch eine Abordnung im Parlament abgegeben werden solle. Kein Abgeordneter wirkte bei diesem Beschluß mit.

In der Ferne klang Manches überstark, was in der Nähe, unter der täglichen Reibung der Parteien seine Bedeutung verlor. So konnte man oft und viel von Reactionären hören: „Man solle die ganze Masse mit Kartätschen zusammenschmettern; man solle

die Aufwiegler alle zusammen aufhängen"; ja es wurde einem Mitglied der russischen Gesandtschaft öffentlich und unwidersprochen vorgehalten, daß er auf der Gallerie in der Paulskirche während einer Rede Vogt's geäußert: „Diese Canaille sollte man an der nächsten Säule aufknüpfen." So sagte auf der Pfingstweide Simon: „Warum fordern die Wähler nicht abgefallene Abgeordnete ausdrücklich auf, ihre Pläze in der Paulskirche zu verlassen? Warum machen sie nicht Demonstrationen in deren Heimath? Warum rücken sie denselben nicht vor die Häuser und Leiber ꝛc. und erklären feierlichst: „„Ihr habt unser Vertrauen verscherzt!?"" Warum schicken sie nicht eigene Deputationen nach Frankfurt, um dieselben zurück zu berufen?" — Derselbe Redner forderte, nach allen Zeugen, das Volk zum Schluß auf, ja nichts Unüberlegtes, nichts Gewaltthätiges zu thun, und tadelte scharf die Exzesse des vorigen Tages.

Am Schlusse der Versammlung forderte einer der Arbeiter die Anwesenden aus Hanau, Mainz, Offenbach und andern benachbarten Orten auf, um der Sache Nachdruck zu geben, in Frankfurt zu bleiben und mit den Vorstehern der verschiedenen Vereine, den Führern der Bürgerwehren und sonstiger großen Corporationen sich im Gräberischen Saale zu versammeln zur Wahl der Deputation an die Nationalversammlung *).

Darauf ging das Volk „ruhig" auseinander, wie es überhaupt die Redner zwar mit großer Aufmerksamkeit hörte, aber auf einzelne Beifallsbezeugungen durch Zurufe, und wie es schien sehr allgemeine Theilnahme an der Abstimmung sich beschränkte, aus Spaß dabei die Spazierstöcke in die Höhe hielt, und nach wie vor keine auffallenden Eindrücke äußerte" **).

Zwischen 7 und 8 Uhr Abends kamen Abgeordnete der Versammlung im Gräberischen Saal in den deutschen Hof zu der versammelten Linken. Diese blieb bei ihrem gestrigen Beschluß, und ermahnte mit scharfer Entschiedenheit die Sprecher der Arbeiter, jedes Exzesses

*) Nach den beeidigten Zeugen, Kriminalakten Fol. 12.

**) Wörtliches Zeugniß des beeidigten reactionären Zeugen, Fr. v. Thielau, braunschweigischen Bevollmächtigten bei der Centralgewalt. Ein 21jähriger Ultramontan wollte zwar eine andere Stimmung des Volkes bemerkt haben, konnte aber nichts erweisen.

sich zu enthalten; Einzelne wurden bitter zurecht gewiesen, daß sie sich herausnahmen, in einem nicht geziemenden Ton den Abgeordneten der Volkspartei gegenübertreten zu wollen.

Schon Mittags um 2 Uhr war von Seite der Centralgewalt aus nach Mainz geschickt worden, Militär zu verlangen. Reactionäre haben nachher drucken lassen: „Wir wußten recht gut, daß etwas bevorstehe, wußten auch von den praktischen Vorbereitungen genug, Schmerling namentlich und Lichnowsky, diese wußten schon am 17., ja schon am 16. sehr wohl Bescheid.“ Blickt man tiefer, so wird man zu vermuthen geneigt, daß zu diesen praktischen Vorbereitungen nicht sowohl solche von demokratischer Seite, deren es keine gab, als vielmehr andere gehörten, erstens die Bearbeitung der Arbeitervereine durch Fremde, durch jene Unbekannte, denen in der Volksversammlung die Hezrufe angehörten, und dann die Herbeiziehung von Militär, das aber die Barrikaden erstehen ließ, zuschauend, um sie nachher niederschießen zu können. Diese lezte Vorbereitung wurde getroffen, stundenlang, ehe die Versammlung auf der Pfingstweide nur anfing.

Der Kampf der Linken mit der Rechten hatte gezeigt, wie unbequem die überlegenen Geister der ersteren für die Reaction waren, und der böse Geist gab dieser ein, zu sehen, wie man dieser pflichtgetreuen Abgeordneten des Volks, an denen es mit vollem Vertrauen hing, sich entledige; solche mußten denen, die das Vertrauen ihrer Wähler gänzlich verscherzt hatten, schon darum ein verhaßter Anblick seyn. In einem unbewachten Augenblick sagte auf der Ministerbank der Paulskirche, eben als der Abgeordnete Schmidt von Löwenberg auf die Rednerbühne trat, Schmerling zu seinem Nachbar: „Das ist auch eine von den Canaillen, die wir hinausbringen müssen.“ Man wagte den Versuch, das nachher abzuläugnen. Die Worte waren aber so leidenschaftlich gesprochen worden, daß sie an den Tischen der Stenographen aufgefaßt wurden, in den stenographischen Aufzeichnungen sich fanden, und in der stenographischen Kanzlei ein Streit darüber statt hatte, ob sie als ein Zuruf Schmerling's, nach der Sitte, in den gedruckten stenographischen Bericht aufgenommen werden sollen.

Das Bestreben, die Zusammensezung des Parlaments zu ändern, war bei beiden Parteien gleich: nur suchte es die Volks-

partei auf dem ehrlichen Wege der Neuwahlen, die Reaction auf sehr anderen Wegen.

So dachte, nach der Ansicht Mancher, die Reaction auch, wie die Exzesse am 16., wie die Versammlung am 17. am besten für sie zu benüzen wären, wie man die Erbitterung des Volkes ausbeuten könnte. Die Erbitterung war da; es bedurfte nur, sie zu Barrikaden, zu einem Krawall zu verführen, jenen Abgeordneten Gelegenheit zu geben, sich zu compromittiren, zuvor aber der Mittel sich zu versichern, den Crawall nicht weiter kommen zu lassen als zweckgemäß war — und das Spiel war gewonnen. Dieses politische Kunststück war schon so oft anderswo erprobt; mancher stürzende Minister hatte sich im Sturz an einem Crawall gehalten, der ihm gelegen kam, oder den er künstlich hervorrief; und der österreichischen Reaction mußte Alles daran liegen, daß von Schmerling an der Spize des Ministeriums bleibe, theils um seiner selbst willen, theils im Interesse Oesterreichs, damit nicht Preußen zum Uebergewicht in Deutschland, gar zum deutschen Kaiserthum gelange, wenn sich ein preußenfreundliches Reichsministerium bildete.

Morgens um 3 Uhr schon langte am 18. September das Militär aus Mainz an, und lagerte sich zwischen dem Römer und der Paulskirche und in den angränzenden Straßen, Preußen und Oestreicher. Auch darmstädtisches Militär wurde in und bei der Stadt zusammengezogen; ein württembergisches Reiterregiment, das gerade von Schleswig-Holstein her durchpassirte, erhielt Befehl, Halt zu zu machen. Von entfernteren Besazungen rückten Truppenabtheilungen an.

Um halb 10 Uhr begann die Sizung der Reichsversammlung, und das Erste, was verkündet wurde, war, daß bei der ernsten Zeit des Vaterlandes von Schmerling die Geschäfte des Reichsministeriums mit seinen Freunden wieder übernommen habe. Schmerling correspondirte am 17. bis Mitternacht mit dem Frankfurter Senat, der sein Werkzeug war. Der Senat gab den Namen her zur Herbeiziehung des Militärs. „Da in den dermaligen Verhältnissen, wo eine bedrohliche Aufregung gegen die Nationalversammlung bestehe, wo die Volksversammlungen durch zahlreiche Zuzüge von Außen vergrößert werden, wo endlich Aufforderungen zu thätlichem Einschreiten, ja zur

Aechtung und zur Vergewaltigung eines Theils der Nationalversammlung ergangen seyen, habe der Senat von der durch das Reichskriegsministerium zur Verfügung gestellten militärischen Hilfe vorsorglichen Gebrauch gemacht, und fortan möge für den Schuz der Nationalversammlung von dem Reichsministerium Fürsorge zu treffen seyn." — Darauf stellte Rühl von Hanau den von der Linken beschlossenen Antrag, durch die Nationalversammlung Neuwahlen zu beschließen, wo das Volk dieselben wünsche. Die Mehrheit fand diesen Antrag nicht dringlich. Die Versammlung berieth bis gegen 2 Uhr, theils über die Truppenaufstellungen, theils über einen der Paragraphen der Geschäftsordnung, theils über die Grundrechte, und zwar über die Volksschule.

Die Störung in der Kirche war groß; ein ewiges Ab- und Zugehen; die Anzahl der Aufmerksamen war sehr gering; kaum ein Viertheil der Versammlung war anwesend, in Gruppen und in Privatunterhaltung. Zwei Abgeordnete, darunter der alte Brunk, wurden auf ihrem Weg nach der Paulskirche von dem Militär gröblich behandelt, troz der Angabe ihrer Eigenschaft als Abgeordnete; ja sogar mit Arretirung von einem östreichischen Offizier bedroht. War vom Militär aus so etwas gegen Abgeordnete geschehen, so stieß es noch mehr da und dort mit Volkshaufen zusammen, besonders da zwischen Mainzern und Preußen die Verbitterung alt war, und Einzelne die Soldaten reizten. Unter solchen Umständen wollte auf die persönliche Ueberbringung der Volksversammlungsadresse verzichtet werden. Einige bestanden darauf, sie zu überbringen. Sie ward außen im Thurme der Paulskirche abgegeben. Das Militär, es war preußisches, das in der engen Straße in der Nähe einer der Hinterthüren der Paulskirche aufgestellt war, wurde zuerst etwas zurückgezogen, dann erhielt es wieder Befehl, nah an den Eingang zu rücken, und den Plaz vom Volk zu säubern. Durch sein Anrücken entstand Lärm; die Leute, an den Thüren angedrängt, wußten sich nicht vor den gefällten Bajonetten, durch welche mehrere verwundet wurden, anders zu helfen, als daß sie hineinwärts nach dem Innern der Paulskirche drängten. Ein alter Mann, im Gedräng auf den Staffeln der Paulskirche fallend, wurde am Boden liegend von einem Bajonett durch die Schulter gestochen.

Viele Abgeordnete, die Angstmänner voraus, hatten von vorgestern und gestern her den Schrecken in den Gliedern, Gedanken von Hörensagen, daß es auf ein gewaltsames Sprengen der Nationalversammlung abgesehen sey. Der Eindruck der Pfingstweide ließ sogar Abends einen pensionirten preußischen Hauptmann zu den Abgeordneten Kratz und Martens sagen: Morgen seyd ihr eures Lebens nicht sicher. In dieser Einängstung hören sie, die Männer der Rechten, das Drängen und Stoßen an der Thüre, eine zerbrochene Glasscheibe klirrt — schrecklich! Der Abgeordnete Riesser drückt sich durch dieses Gedränge herein — ein Gedränge, wie es bei jeder interessanteren Sizung ganz gewöhnlich war, da Alles zum Zuhören sich drängte, und dieser Eingang war gerade der Eingang zur Hauptgallerie. Von den verhältnißmäßig wenigen Leuten in dem kleinen Raum des Eingangs in seiner Beleibtheit „emporgehoben, daß er kaum herein konnte" — sah er, sah die Angst Anderer, „eine Volksmasse, die in die Paulskirche nachstürmen, die Thüre gewaltsam einbrechen wollte, mit Brech- und Mordinstrumenten."

Der Abgeordnete von Bräuning von Aachen erzählte auf der Tribüne, ohne daß er selbst oder daß seine Freunde das Komische dieser Uebertreibung zu fühlen schienen, „er sey, da die Thürsteher vor dem stürmenden Volke die Thüre zuzuhalten nicht im Stande waren, herüber gesprungen, mehrere Abgeordnete seyen herzugekommen, mit Gewalt haben sie das schon eindringende Volk, das bis tief in die Straßen zusammen gedrängt dagestanden, zurückgedrängt und der Vorderste habe einen spizen Hut auf dem Kopfe getragen und einen Stock aufgehoben, er aber sey dem Schlag zuvor gekommen, er habe nicht Lust gehabt, sich von dem eindringenden Pöbel mißhandeln zu lassen, seiner und mehrerer Abgeordneten Anstrengung sey es gelungen, das eindringende Volk zur Thüre hinaus zu drängen." Ja, das ist die Wahrheit, riefen mehrere Stimmen, als er schloß*).

Damen, die auf der Gallerie über dem Präsidentenstuhl jener Thüre gerade gegenüber saßen, lachten dieser Uebertreibungen; sie hatten nichts Gefährliches gesehen. Die an jener Thüre aufge-

*) Wörtlich. Stenogr. Berichte S. 2208.

stellten Parlamentsdiener sagten, darüber gehört: einzig und allein durch das Anrücken der preußischen Soldaten sey der Lärm entstanden, einige Leute seyen an die Thüre gedrängt worden, eine Waffe oder Instrumente zum Einstürmen oder Erbrechen seyen bei Keinem gesehen worden. — „Aber Stricke hatten sie in den Taschen, um uns aufzuhängen!“ sagte in vollem Ernst ein bayrischer Abgeordneter der Rechten zu einem der äußersten Linken, mit dem er befreundet war. — So sind diese verhaftet, man hat die Stricke bei ihnen gefunden, und sie haben's gestanden? fragte lächelnd der Andere. Keines von Allem, war die Antwort, aber man sagt es sich. Und eine Proscriptionsliste hat man bei einem gefunden! — Herrlich, lachte der Andere; und wissen Sie, welcher Name obenan stehen soll? es ist der meine; die Liste hat kein Demokrat gemacht. — So sehr verwirrte sonst gescheidte Männer der gespenstische Gedanke eines Attentats gegen die Nationalversammlung, den man in ihre Seele geworfen, mit dem man ihre Einbildungskraft ängstete, und bei Manchem wirkte das böse Gewissen mit.

Von den fremden Arbeitern und Turnern waren nicht zweihundert in Frankfurt mehr am Morgen des 18., auch diese verloren sich aus der Stadt großentheils beim Anblick der militärischen Anstalten.

Es war auffallend, daß die ersten Barrikaden dem Militär vor der Nase aufgebaut wurden, federleicht, aus einigen Marktkisten und wenigen Steinen, ohne daß das Militär es hinderte, am Hintergäßchen des Römers, das den Paulsplaz mit dem Römerplaz verbindet, und wo die Hauptmacht des Militärs lag. Da nichts weiter erfolgte, wurden sie eben so leicht mit dem Bajonett auseinander geworfen.

Plözlich verbreitete sich die wahre Nachricht von der Absperrung aller Stadtthore durch Militär. Die Arbeiter, auf die es abgesehen war, bauten jezt rasch zahlreiche Barrikaden im Innern der Stadt, an den Zugängen zum Römerplaz, in der Schnurgasse, in der Döngesgasse, in der Nähe des Doms, auf der Allerheiligengasse und auf andern Punkten. In der Schnur- und Döngesgasse waren Reihen von Barrikaden hintereinander.

Theils der dunkle Zorn über die Unmacht und Unehre der Nationalversammlung, der im Volke kochte, und besonders in den Arbeitern von jungen fanatischen Demokraten geschürt und von

verkappten Reactionsagenten zum Ausbruch angeblasen wurde; theils die Rachlust, die an die Soldaten wollte, über die sie wegen ihres gewaltsamen Bajonettverfahrens gegen Wehrlose wüthend waren; theils die Sorge für ihre Sicherheit, um nicht den gereizten Truppen ohne Vertheidigung zu verfallen — wirkten zusammen, daß die Barrikaden so rasch emporstiegen.

Unbestritten, unwiderlegbar fest steht: Nicht weit von der Paulskirche sah das zahlreiche Militär dem Barrikadenbau ruhig zu, als ob es Wohlgefallen dabei hätte. Eine sehr starke Barrikade in der Nähe des steinernen Hauses wurde von einem starken, hoch gewachsenen und zwei kleinen Turnern langsam gemächlich aufgebaut, dann kamen einige mit einem rothen Fähnlein und ein paar Musketen. Das Fähnlein wurde aufgesteckt, die Musketen wurden mit Gemüthsruhe oben über die Barrikade zur Probe gelegt und in die Schießscharten; das Alles geschah so harmlos, die Cigarre im Mund, wie wenn diese Barrikadenbauer wüßten, daß sie von Schmerling, dem Frankfurter Senat und den Reichstruppen nichts zu besorgen hätten. Zum Nürnberger Hof wird durch diese Barrikade der lezte Zugang gesperrt, und Sie lassen es ruhig geschehen, und stehen mit ein paar hundert Mann dabei? sagte ein Abgeordneter, der nach seiner Wohnung wollte, zu dem preußischen Offizier, der hier befehligte, nicht zwanzig Schritte von der noch im Ausbau begriffenen Barrikade. Sie haben Recht, erwiederte der Offizier erröthend und lachend zugleich, und seinen bloßen Degen auf dem Pflaster biegend; wir stehen seit Stunden hier, ich habe aber keinen andern Befehl, als hier zu stehen.

An andern Orten sah man sechs- und zehnjährige Kinder, kleine Mädchen, welche Steine und Erde in der Schürze trugen, an den Barrikaden mit bauen. In der Schnur- und Döngesgasse waren es nicht mehr als zehn bis zwanzig Köpfe, welche die Barrikaden bauten.

Wenn es in der Absicht Schmerling's und Peucker's lag, den Funken zu ersticken, ehe er zur Flamme empor schlug; so kam es zu keinem Aufstand, zu keinem Blutvergießen, ja zu keinen Barrikaden: nicht bloß, daß die ersten Barrikaden mit leichten Mitteln wieder hätten zerstört werden können, sondern es konnten keine ausgebaut werden, wenn man nur kleine Truppenabtheilungen detaschirte, mit dem Befehl, es zu hindern.

Man hat nachher dies dadurch zu vermänteln gesucht, daß man sagte: auf einzelne Punkte entsandte Abtheilungen wären von den Aufständischen abgeschnitten und einzeln aufgerieben worden. Aber man hatte ja einzelne Abtheilungen, die erst spät und unversehrt zurückgezogen wurden, entsandt, ehe die Barrikaden erbaut wurden; sie sahen dem Bau zu, stundenlang, ohne etwas dagegen zu thun, weder gegen die werdenden noch gegen die fertigen; selbst gegen die nicht, die ganz verlassen standen, auch nicht von einem einzigen Vertheidiger vertheidigt, wie die beim steinernen Haus in der Marktgasse und oben an der Ziegelgasse. Ob absichtlich aus Politik, ob aus Versäumniß, gleichviel; gethan hat das Ministerium nichts zur Verhinderung des Aufstandes, da es noch Zeit war.

Es war Mittags zwischen 12 und 1 Uhr, da kam ein Arbeiter in die Vorhalle der Paulskirche und ließ einen Abgeordneten herausrufen, der in keinerlei Verbindung weder mit der Volksversammlung auf der Pfingstweide, noch mit den Arbeitern und der Bewegung des Tages stand, der aber bei dem Volk einen guten Namen hatte, besonders in Hanau und Mainz; es war derselbe, dessen Namen nachher auf der angeblichen Proscriptions*liste als* zu oberst stehend genannt wurde. Zu diesem sagte der Arbeiter, ein Mainzer, unter anderm: „Ich bin an Sie abgeschickt, wie an Zitz und an Robert Blum. Der Erstere ist nicht da, der Andere will nicht heraus kommen. Wäre es wahr, was man uns sagt, daß auch Blum ein Verräther an der Sache des Volkes geworden ist? Es sind Leute unter uns, die das behaupten. Es sind Fremde, die wir nicht kennen; Niemand von uns kennt sie, und sie wissen sich nicht auszuweisen. Die reizen und stacheln uns auf zum Straßenkampf. Wir trauen ihnen nicht. Alle Thore sind gesperrt, nur die Katharinenpforte noch nicht. Man will uns aufheben. Wir Fremde könnten noch die Stadt verlassen; die meisten sind dafür. Aber Jene, die wir nicht kennen, wüthen dagegen, und die Exaltirtesten unter uns hören auf sie. Was sollen wir thun? das soll ich Sie fragen, und Sie beschwören, in unsere Versammlung zu kommen, wegen uns und wegen jener Leute."

Der Abgeordnete begleitete den jungen Mann in der blauen Bluse über den Paulsplaz und den Römerplaz, warnte vor Jenen, die Niemand kenne, da, wenn es Männer der Volkspartei wären,

sie von den anwesenden Frankfurtern, den Hanauern, Mainzern, Offenbachern, Heidelbergern, Bockenheimern gekannt werden müßten; warnte vor jedem Gewaltbeginnen als thöricht, und rieth, sofort die Stadt zu verlassen, und wäre das nicht mehr möglich, da man auf die Turnkleider fahnde, doch sich in der Stadt zu zerstreuen, ruhig, und dann gewiß unangetastet. In die Versammlung der Arbeiter ging er nicht, aus Gründen seiner Lage und der Lage der Dinge, die von selbst einleuchten *).

Er wäre auch zu spät gewesen, sein Rath selbst kam zu spät. Dieser Abgesandte war schon der dritte, den die Arbeiter abgesandt hatten: die zwei andern hatten durch das Militär nicht durchkommen können: so war geraume Zeit verflossen, und ehe er wiederkehrte, hatten die Aufhezer gesiegt, und die Versammlung sich an die Barrikaden vertheilt. Jezt erst bewaffneten sich die, welche nicht schon nach der damaligen Sitte mit Waffen gekommen waren. Im Ganzen waren es, nach der höchsten Annahme, gegen 400 Mann hinter den Barrikaden, wahrscheinlich kaum 300; davon hatten 100 wohl nur alte verrostete Gewehre, die gar nicht zu gebrauchen waren; 150 vielleicht eigentliche Schießwaffen.

Die Paulskirche war seit 3 Uhr Morgens von vier Bataillonen regelmäßigen Militärs bewacht. Und diese paar hundert schlecht Bewaffnete hätten einen bestimmten Plan, etwa die Sprengung der Nationalversammlung, durchführen sollen und wollen? Gar Mitgliedern der Linken, ja der ganzen Partei die Urheberschaft und den Plan des Aufstandes unterzuschieben, das hieß nicht die Linke für dumm erklären, sondern das war dumm, so weit es nicht schlecht war, so weit es nicht von den Rückschrittsmännern auf die Wirkung bei den Leichtgläubigen berechnet war. Wenn die Linke oder ein Theil ihrer Führer zum Aufstand greifen wollten, so warteten sie nicht zwei Tage lang, so ließen sie den Behörden nicht Zeit, ihre Einleitungen zur Abwehr zu treffen; so trafen sie ihre Maßregeln vorher, nicht vereinzelt, sondern im Zusammenhang; so führten sie das gewaltsame Handeln am Abstimmungsabend durch, hoben die Schienen der Eisenbahnen aus zur Absperrung

*) Diese Thatsachen können jeden Augenblick eidlich erhärtet werden.

der Truppen und Geschüze von Außen, und der Sieg, selbst wenn nicht in ganz Deutschland das Volk sich erhob, war dann wenigstens für den Augenblick in Frankfurt zweifellos ihnen gewiß.

Die Rückschrittsfedern, tausendfach geschäftig, wußten die öffentliche Meinung in diesen thörichten Glauben hineinzuarbeiten. Die Angst sieht leicht Gespenster, und Bassermann, dessen Furchtsamkeit sprichwörtlich ward, schilderte das Pochen an seiner Hausthüre in Mannheim, das sich der Muthwille nach Hause gehender Zecher erlaubte, „als das Anklopfen von nächtlichen Mörderhänden“, deren blutigen Plan auf ihn nur sein Muth vereitelt habe. Derselbe warf zu gleicher Zeit den Aufständischen vor, sie schreiben: „Heilig ist das Eigenthum!“ mit Heuchelei auf ihre Fahne; das Leben sey ja auch ein Eigenthum.

Heilig hielt das Volk, wie es an den Kaufläden und allen Häusern der Allerheiligen-Gasse mit Kreide unter Todesandrohung für den Uebertreter geschrieben war, am 18. September in der ganzen Stadt den Besiz. Nicht eines Kreuzerswerth, außer einigen Waffen, wurde vom Volk genommen, und der alte Rothschild, dessen Bankhaus von Aufständischen besezt war, weiß noch heute diese Tugend derselben nicht genug zu rühmen. Soldaten aber plünderten Abends einige Kaufläden, mit Luxusartikeln und Leibzeug, und stahlen eine Kasse mit einer bedeutenden Summe, die man von anderer Seite her zu ersezen eilte, um zu vertuschen.

Am heißesten war der Kampf bei der großen Barrikade in der Allerheiligengasse bei der Apotheke, und in der Döngesgasse. Zu Bockenheim lagen anderthalb Batterien, Frankfurt besaß seine Geschüze; dennoch griff man die Barrikaden mit dem Bajonett an, die jezt ziemlich fest, wenigstens theilweise, gebaut waren, zu nothwendigem Verlust auf Seiten der Truppen. Das sind von den Heckerischen Freischaaren, die so wie die Teufel sich schlagen; Hecker ist in der Stadt! lief es herum, ein grundloses Gerücht; es waren Arbeiter aus Frankfurt und den Umgebungen. Bürger und Bürgerwehr war vom Schrecken gelähmt. Alle Läden waren geschlossen. Der Generalmarsch rasselte, aber statt einiger Tausende, kamen kaum ein paar Duzend von der Frankfurter Bürgerwehr auf den Plaz; theils aus Abneigung und Zorn, theils aus Furcht für sich und ihr Eigen-

thum. Man log, Polen commandiren in Frankfurt*). Daß man die Truppen, statt getheilt an den Häusern hinziehen zu lassen, in Front gegen die Barrikaden schickte, das nannte man „ritterlich", während es ein grober Fehler der Befehlenden war, welcher hier das Leben von Offizieren und Gemeinen opferte. Aus den Fenstern heraus, hinter sichern Verstecken hervor schoßen die Büchsenschüzen der Aufständischen. Jeder Schuß traf, weil die engen Gassen gepfropft voll Soldaten standen, und die Schüsse der Soldaten trafen die Barrikaden und die Wände der Häuser. Das nannte man in den Zeitungen „ein Schonen der Aufständischen und ein sich Preisgeben von Seite der Truppen".

Besonders viele Opfer fielen auf Seite der Truppen bei der Einnahme der Barrikaden in der Dönges- und Fahrgasse. Von Mainz waren endlich die Geschüze da — ihre Mobilmachung war langsam genug vor sich gegangen; die württembergische Artillerie, eine darmstädtische Batterie waren jezt da und über zehntausend Mann Truppen von fünf Staaten.

Es war 5 Uhr Abends. Ein großer Theil der Linken, von Trützschler, Blum, Vogt u. A., begaben sich hinaus zum Reichsverweser, stellten ihm die Ursache des Kampfes vor, und verlangten, der Reichsverweser möge nur das Militär, insbesondere das preußische, aus der Stadt ziehen, so werde die Ruhe zurückkehren, die Barrikaden werden verlassen werden, da der Kampf, ganz vereinzelt, gegenstandslos und ziellos, wie er sey, nur hervorgerufen worden mittelbar durch die Erbitterung über den Parlamentsbeschluß vom 16., unmittelbar durch das Erscheinen des den Mainzern schon zuvor, durch das Bajonettstechen von diesem Morgen Allen verhaßten preußischen Militärs, welches das Volk zur Wuth gereizt habe.

Der Reichsverweser erließ an den Reichskriegsminister einen Erlaß, „er weise die Abordnung der Nationalversammlung, die ihm zur Vermeidung von Blutvergießen Vorstellungen gemacht, an ihn, und sein Wunsch sey, daß, was auf gütlichem Wege beigelegt wer-

---

*) Ein paar Tage nachher verbreitete man in den Zeitungen die Lüge, eine Anzahl Polen habe alsbald nach dem Aufstand Frankfurt verlassen, und sich nach Berlin und Wien gewendet. Am meisten und absichtlichsten wurde in der deutschen Zeitung und in der A. A. Zeitung täglich gelogen.

den könne, geschehe." Gleich darauf ging der Reichsverweser, gegen 6 Uhr Abends, ganz allein mit seiner Familie, ohne Begleitung auch nur eines einzigen Bedienten, von seinem, nicht über hundert Schritte vor Bockenheim gelegenen Landhaus nach seinem Palast in der Stadt. Er ging zu Fuß, nichts Unangenehmes begegnete ihm.

Es hatte das Volk am meisten erbittert, daß die Bajonette der Preußen, womit die Verwundungen am Morgen geschahen, geschliffen waren, wie es nur gegen den Feind geschieht. Die Anführer an den Barrikaden in der Fahrgasse, durch die Frankfurt mit Sachsenhausen verbunden wird, hatten Alle, vor dem Kampf, erklärt, schon vor 12 Uhr Morgens, sie werden ihre feindliche Stellung sogleich verlassen, und selbst die Barrikaden einreißen, wenn das preußische Militär abzöge.

Wenn die Zuzüge des Volks und der Bürgerwehren aus Hanau, Mainz, Offenbach und sonst her eintreffen, so wird es eine entsezliche Nacht! hörte man sagen. Die Thorheit hielt den Aufstand für einen, der die Republik zum Zweck habe. Das Reichsministerium hatte aber genaue Nachricht, daß die Zuzüge von dort nicht kamen, weil die Linke sie davon abhielt.

Seit der ersten Kunde von dem, was in Frankfurt vorging, standen die Turner und der größere Theil der Bürgerwehr in Hanau unter den Waffen. Die Eisenbahn vermittelte leicht hin und her. Als der Aufruf zum Zuzug durch Boten der Aufständischen nach Hanau kam, sagten Turner und Wehrmänner: sie kommen, sobald sie von der äußersten Linken, und zwar handschriftlich von Trützschler, dem Liebling der Hanauer, oder einem andern ihnen sehr bekannten Mitglied derselben gerufen werden. Rühl aber, ihr Oberbürgermeister, mahnte sie ab, und Trützschler eilte selbst herbei, und mahnte sie ab: und die Hanauer zogen nicht nach Frankfurt.

Die Reichsminister Peucker und Schmerling wollten sich nicht zur Rückziehung des Militärs und zu einer allgemeinen Amnestie verstehen. Eine Waffenruhe von dreiviertel Stunden war Alles, was Schmerling und Peucker zusagten, da erst bis dorthin die weiteren Verstärkungen an Artillerie gewiß eintreffen konnten. Die Abgeordneten eilten an die Barrikaden, die Aufständischen zur Räumung

und zur Niederlegung der Waffen zu bewegen; mit weißen Tüchern an Stöcken ging es nach der Allerheiligengasse. Die Kugeln flogen noch so, daß von den vermittelnden Abgeordneten zwei der äußersten Linken, Rühl von Hanau und Trützschler, der erste am Bein, der andere in den Rock getroffen wurden. Die auf den zwei hohen Barrikaden am Eingang der Allerheiligengasse, wie die in der Schnurgasse, erklärten, nicht weichen zu wollen. Der alte Schlöffel wurde von ihnen verhöhnt über seiner Ermahnung zur Ruhe. Nur Trützschler und Simon von Trier wurden von ihnen angehört; wir sind entschlossen, sagte einer von Pulverdampf geschwärzt, auf den Barrikaden zu fallen — als Simon auf die Tausende von Truppen, auf die vier Kanonen, die hart vor ihnen standen, auf das Unnüze des Kampfes, auf ihren sichern Untergang und auf ihre Pflicht hinwies, ihre Kräfte Deutschland zu erhalten, da sagte einer: „Da die Nationalversammlung Deutschlands Ehre verrathen hat, so wollen wir nicht mehr leben; wir wollen die Schande nicht mit tragen, wir wollen sterben wie unsere Brüder, mit den Waffen in der Hand.“ Damit wies er auf die Leichen der Gefallenen und ihre blutigen Wunden. Es standen nur noch zwischen zwanzig und dreißig Mann hinter der Hauptbarrikade, Arbeiter, Turner, Volk in Blusen. Dennoch unterwarfen sie sich, als man ihnen sagte, daß alle ihre Brüder in der Stadt die Barrikaden räumen unter der Bedingung allgemeiner Amnestie.

Schmerling lehnte diese mit Hohn ab, als die Vermittler zurückkehrten, da die Frist verstrichen sey, ohne daß die Barrikaden weggeräumt worden seyen.

Die Frist von dreiviertel Stunden war von vorn herein so gestellt, daß bei der Größe der Stadt Frankfurt und der Entfernung des Bundespalastes, wo Peucker und Schmerling waren, von den Hauptbarrikaden, die Erfüllung der lezten Bedingung binnen dieser Frist unmöglich gewesen wäre; überdieß hatten die Abgeordneten die Hinwegräumung der Barrikaden binnen dieser Frist niemals in Aussicht gestellt; es wurde dies nachher nach reactionärer Art gelogen.

Schmerling fand die Lage der Dinge für sich und seine Sache jezt sehr günstig; er war entschlossen Kraft zu entfalten, „die durch

die Umstände dringend gebotenen Maßregeln zu ergreifen.“ Denn das erwartete Geschüz und Militär war jezt da.

Um 6 Uhr begann der Kampf auf's Neue, mit einbrechender Nacht. Die Barrikaden an der Allerheiligengasse wurden mit Kartätschen genommen, die Verzweiflung an der deutschen Sache exaltirte einige hinter den Barrikaden so sehr, daß sie auf die Barrikaden traten, um zu schießen und erschossen zu werden. Auf der Barrikade am Friedberger Thor schoß ein Schneider, aus Wunden blutend, fort und fort; endlich tödtlich getroffen, stürzte er in die Knie, lud noch einmal, schoß und brach zusammen*). Vor den Kartätschenladungen der Kanonen wurden die meisten Barrikaden um so rascher genommen, als sie von Vertheidigern längst verlassen waren. Gegen 11 Uhr Nachts waren die lezten entferntesten Barrikaden genommen. Am heftigsten und längsten war der Kampf in der Schnurgasse. Wie eine Barrikade genommen war, unter Gewehrsalven und Kartätschenschüssen, so zogen sich, durch die Wände der Häuser durchbrechend, die Vertheidiger hinter die nächste Barrikade zurück. Mit der kalten Ruhe der Todesverachtung vertheidigten sie gegen eine Stunde lang noch die lezte und stärkste dieser Barrikaden, welche von dem Ziegelgäßchen nach dem Nürnberger Hof die Schnurgasse schräg durchschnitt. Hier befehligte, im schwarzen Sammtrock, ein schöner junger Arbeiter aus Heidelberg, der viel galt unter den Seinen, weithin am Main und Rhein. Er stand allein hinter der Barrikade. Rechts und links in den Häusern standen die Blusenmänner, die wohl zu den Ueberspanntesten und Entschlossensten gehörten. Wie er den Degen schwang, blizte es aus den Mündungen von zweiundzwanzig Musketen, und sie trafen in die hart hinter den Kanonen dicht gedrängten Tschechen hinein. Jezt Commandogeschrei: Feuer! von beiden Seiten; dann nur Krachen, einige Sekunden Stille, dann Geräusch der Wasserpumpen, für die Verwundeten, und verworrene Stimmen, und darauf wieder einige Augenblicke Todesstille und Nacht. Die Kartätschen schlugen rückprallend links und rechts an den Häusern ein; als man sah, daß hinter den Barrikaden Niemand war,

*) Zeugniß eines Augenzeugen, eines conservativen Hausbesizers, hart dabei.

wurden sie auch auf die Häuser gerichtet. Hinter und vor der Barrikade sahen die Arbeiter Feinde, und sie schlugen sich fort.

Nur die aufflammenden Mündungen der Gewehre und Kanonen traten auf Augenblicke aus dem Dunkel hervor, und die rothe Gluth leuchtete bis an die hohen Gibel der fünfstöckigen Häuser empor, und erhellte die langen finstern Schatten, finster wie der Zorn und das Angesicht der Streiter des Volkes, jener Zorn, der sie dem Tod oder dem Kerker zutrieb *). Als in die Barrikade Bresche geschossen war, zogen sich die Aufständischen auf der linken Ecke das Ziegelgäßchen hinauf und entkamen glücklich; die auf der rechten Ecke wollten nach dem Römer durchbrechen, und fanden dort die Tschechen gelagert bei den Wachtfeuern, ihre einförmigen Lieder singend. Die Durchstoßung einer einzigen Wand hätte auch sie gerettet, denn im Nürnberger Hof und hinter demselben stand kein Mann Militär. Sie vertheidigten sich nun, indem sie die Pflastersteine, die im obersten Stock aufgehäuft waren, heruntertrugen in den Hausflur. Als das Militär die Thüren mit Aexten aufgehauen hatte, stieß es auf eine Steinbarrikade hinter den Hausthüren, und von Oben krachten die Gewehrsalven der Volksschüzen fort. Das Militär besezte das von den Arbeitern verlassene gegenüberliegende Haus, und von beiden Häusern wurde gegen einander gefeuert. Auf einmal erschollen durchdringende Klagerufe, dann ward es still, das Feuer der Arbeiter schwieg, das Militär drang durch die hinweggeräumten Steine die Treppe hinauf, im zweiten Stock lag auf einem Tisch, durch's Herz geschossen und kalt, in seinem schwarzen Sammtrock der Führer, der schöne Arbeiter aus Heidelberg **). Neben ihm, weil er von der Leiche nicht wich, wurde ein Turner gefangen. Den zwangen sie, sie zu den Andern zu führen. Stoßt ihm die Bajonette durch den Leib, wenn er euch falsch führt! schrie der Offizier. Der Turner wies ihnen die Verstecke nicht, die Tschechen, menschlicher als ihr deutscher Offizier, stießen ihm die Bajonette nicht in den Leib; sie

*) Es war ein Schauspiel der Art, daß Kinder von 5 und 6 Jahren von der Altane einer Seitengasse, von der aus man in's Feuer hinein sah, wie bei einem Herbstfeuerwerk jauchzten, und nicht wegzubringen waren.

**) Er hatte die lezte Patrone verschossen, die sie hatten.

fingen neun; und der Offizier rühmte sich nachher seines gegebenen Befehls, dadurch seyen sie gefangen worden.

Die meisten Kämpfer in der Stadt entkamen. Die Theilnahme der Frankfurter, besonders des schönen Geschlechts, hatten sie ganz für sich gewonnen, ohne Rücksicht auf die politische Farbe. Eine Hand voll Leute, schlecht bewaffnet, ohne militärische Führung hatte viele Stunden lang mehr als eben so viel Tausenden des Militärs die Spize geboten: Die Kühnheit, der selten gewordene Muth, der den Tod verachtete, für eine Idee stand und sterben wollte — das war es, was ihnen die Herzen gewann. Tapferen Muth, für was immer, verkennt nur die Feigheit, nur die Erbärmlichkeit.

Die Tschechen, die kein Deutsch verstanden, und ihrer war der größere Theil im Innern der Stadt, hatten den Befehl, alle schlecht gekleideten Leute, die über die Straße gehen, gefangen zu nehmen. Die meisten Kämpfer wurden von weiblicher Theilnahme wohl gekleidet, und verließen so andern Tages ungehindert die Stadt. Einen andern Theil rettete die List eines nach Sachsenhausen Uebergesezten. Einige in Sachsenhausen in's Blaue abgedrückte Schüsse zogen die Aufmerksamkeit des vielen Militärs an der Mainbrücke auf diesen einen Punkt, und währenddem trugen im halben Mondschein tausend Schritte unter-, tausend oberhalb der Brücke die Nachen die Barrikadenkämpfer still, geräuschlos hinüber an's andere Ufer. Dagegen wurde von den Tschechen gefangen genommen und auf die Wachen, aber ohne Weiteres, ohne irgend eine Angabe des Was und Wie und Warum, abgeliefert, was, nach Beendigung des Kampfes oder während desselben, in Hemdärmeln oder sonst in einem Aufzug, der dem Befehl an die Tschechen entsprach, auf der Straße sich sehen ließ; ganz Unschuldige, die nach 12, 16, 20 Wochen mit dem Zeugniß ihrer Unschuld entlassen wurden, wenn Abgeordnete sich ihrer annahmen. Das ist ein vorzüglich Gravirter, schrieb man auf eine solche Verwendung erst zurück; auf die Beschwerde, in wie fern? einige Tage nachher — erschien er bei dem Abgeordneten, freigelassen, aber mit in den Gefängnissen zu Grund gerichteter Gesundheit, weil Nichts gegen ihn vorlag. Die Gefangenen, gegen neunzig an der Zahl, wurden nach Mainz auf den

Hartenberg gebracht; eben dahin die gefallenen und verwundeten Militärs geheim, in der Stille der Nacht, durch die Eisenbahn; nur die Todten blieben in Frankfurt, welche am Morgen des 19. fielen, dadurch, daß Militär auf einen Militärposten schoß, durch die Nacht getäuscht. Die am Abend in Frankfurt gefangen Genommenen aus dem Volk wurden von den erhizten Truppen scheußlich mißhandelt.

Auch Mädchen fielen unter den Schüssen des Militärs, eines, wie es mit der Arznei heimging für seine kranke Frau; eines, wie es einen Laden auf Befehl zumachte. Auch Männer fielen, mit den Zeichen ihres Tagesberufs unter dem Arm; Leute, dem Kampfe völlig fremd, unschuldig bis zur Unwissenheit.

Auf die Kämpfer der Barrikaden, als solche, haben tausend Hände nachher Steine geworfen. Es gehört eine höhere Bildung des Geistes und des Herzens dazu, die Schönheit der Gesinnung in ihnen zu erkennen, als sie zu vermissen. War auch manches Streiters Kleid nicht rein von Schmuz, so war es doch die Fahne, unter der er stritt, so war es doch der Sinn, in dem er die Waffen ergriff. Das Herz schlug ihnen wahr und warm für Deutschlands Ehre und Freiheit, wärmer als Hunderten, die in der Paulskirche saßen, und die sich seit Monaten von dem absonderlichen Preußenthum in Berlin täglich in Wort und Schrift sagen ließen, daß Jeder ein Landesverräther sey, der die deutsche Centralgewalt anerkenne, es sich sagen ließen, ohne ein Wort dagegen zu haben, und jezt wild wurden, als das über ihre Ohnmacht verzweifelnde Volk herantrat, und sie Volksverräther nannte. Diese Männer des Volkes sahen die Mehrheit unsittlich geworden, Viele nicht aus Willen und Bewußtheit, sondern aus Unverstand und Schwäche. Nach diesem Einsturz der Paulskirche, der ihre Hoffnungen verschüttete, verzweifelten sie und wurden grimmig. Das sterbende Deutschland in der Brust, fochten sie, da die Nationalversammlung sich selbst zur Ohnmacht verdammt hatte. Schade, daß hier Deutsche gegen Deutsche stritten; daß es ihnen nicht vergönnt war, ihren Todesmuth gemeinsam als Brüder auf dänischen Schlachtfeldern zu bewähren; daß solche Kräfte sich verirrten und im Straßenkampf fielen; hoffnungslos, denn sie sahen das Glück, das Schicksal auf der Verräther Seite. Sie standen und kämpften,

nicht wie Schwächlinge, sondern wie Männer, von einem tugendhaften Beweggrund und von der Liebe zum deutschen Vaterland beseelt, unter einem großen Irrthum. In diesem Irrthum sind sie freudig gestorben, nicht für sich. Sie haben sich selbst aufgeopfert, sich und viele Feinde. Das Urtheil des Augenblicks sah nur auf die Hände, die den Tod in Frankfurt's Gassen sandten, nicht auf die Herzen, die voll deutschen Zornes waren, und die nur das Weh um die Sache des Volkes, das heiße Mitleiden mit dem Zustand des Vaterlandes verblendete und zu dem blutigen Werke trieb, unverstanden von den Selbstsüchtigen, von den Menschen des Geldes, von den Engherzigen, von den Kalten, von den Klüglingen und von den Lustseelen. Man hat, nicht ihr für die Sache der Freiheit und des Volkes unheilvolles Thun, sondern ihre Gesinnung verläumdet, aber das Gericht Gottes und der Welt ist ein anderes geworden. Der Irrthum, der am 18. September auf den Barrikaden in den Tod ging, sah mit hellerem Aug in die Zukunft, als die, welche die Irrenden verdammten; und die zu den Waffen greifende Thatkraft einer Jugend, die als Wahnsinn verschrieen wurde, hat die beschränkte Weisheit und die politischen Berechnungen feiger Seelen später zu Schanden gemacht. Bald genug wurde dafür gesorgt, daß die Gestalten der Volkskämpfer vom 18. September sich licht und edel erhoben über dem dunkeln Grund, auf welchem Deutschland gebunden lag, schmachvoll, und auf welchem Schleswig-Holstein verröchelte unter dem Messer der heiligen Alliancepolitik und des neuen Bundestags.

An diesem Tag fielen vom Volk 37, Verwundete hatte das Volk wenige, doch starben auch von diesen noch an ihren Wunden nach. Das Militär hatte an Todten ohne Verhältniß mehr, die Menge seiner Verwundeten war groß, die Zahl beider blieb geheim.

Was seinen düsteren Schatten, und sein Grauen auch auf diese starren Todesmuthigen des Straßenkampfes herüber warf, das war der blutige Untergang zweier Abgeordneten vor den Thoren, obgleich jene damit nichts zu thun hatten.

Lichnowsky war besonders in den lezten Tagen mit dem Ausdruck kalter Verachtung gegen das Volk nicht sparsam gewesen; er hatte der Macht der Gallerie Hohn gesprochen, der Kampf zwischen ihm und der Volksmeinung hatte sich von Tag zu Tag gesteigert,

und die Erbitterung wurde zum tödtlichen Haß*). Er gefiel sich darin, wo er an Gesellschaftsorten auftrat, gegen die Dienenden herrisch-brutal zu seyn, und wo er öffentlich auftrat, das Volk zu reizen. Er zwang sich dazu, in dem Volk nur Pöbel, in der öffentlichen Meinung nur Pöbelmeinung zu sehen. Es erschien ihm als Tapferkeit, ihnen zu trozen, ihnen Verachtung zu zeigen, durch Hohn sie gegen sich herauszufordern.

Stolz wie nie schritt er am Morgen des 18. September in der Paulskirche und auf dem Römerplaz hin und her. Dort standen Truppen aus Schlesien, er that ihnen freundlich, und Offiziere und Soldaten thaten's auch ihm. Aber eure Väter haben mir ein Mißtrauensvotum geschickt, sagte er lachend. Das sind nicht unsere Väter, das sind Lumpaci, die das thaten, antwortete es aus den Pickelhauben, — so erzählte es wenigstens Lichnowsky. Das Mißtrauensvotum aber war von der überwiegenden Mehrheit seiner Wähler; die Zeitungen hatten es abgedruckt, und daneben das, worauf die Wähler das Mißtrauen gründeten, nämlich, was er ihnen vor der Wahl versprochen, und gegen was er seitdem in auffallender Weise gehandelt hatte. Draußen bauen sie Barrikaden, das ist gut! sagte er mit freudefunkelnden Augen, als er in die Paulskirche zurück an einem Abgeordneten der Linken vorüberging. Heute Abend seyd ihr Futter für Pulver! rief er den Blusenmännern an einer Barrikade zu. Daß er sie auch mit Wort und Geberde gehöhnt habe, mag Dichtung seyn. Aber an der Mittagstafel, wo er mit Offizieren und andern Freunden Cardinal trank, war er so maßlos und voll Uebermuths, daß er einen Abgeordneten der Linken, höher geboren als er, weil dieser gegen den Waffenstillstand gestimmt hatte, absichtlich und gröblich beleidigte; es kam zu einer Forderung auf Pistolen.

Erhizt vom Streit, und noch mehr von dem starken Getränke, ritt er mit General Auerswald vom Eschenheimer- nach dem Allerheiligenthor in kriegerischer Absicht, um zu recognosciren, ob die Zuzüge von Außen, von denen man sagte, für die Aufständischen kämen, und ob das erwartete Geschüz und Militär noch nicht nahe wären, und um ihren Marsch zu beschleunigen.

*) Wörtliche Aeußerung eines reactionären Freundes von Lichnowsky. A. A. Zeitg. 1848, Nr. 266, S. 4211.

Sonntags Nachts hatte ein exaltirter Haufen entweder im Essighaus, oder im Gräberischen Saale beschlossen, andern Morgens eine bewaffnete Versammlung auf dem Roßmarkt zu halten. Jene Fremden waren dabei thätig. Sehr betrunken waren einige Ginnheimer Morgens 2 Uhr nach Ginnheim hinausgekommen, unter ihnen Georg, weil er in Berlin erzogen worden, der Berliner genannt, welcher Bäckermeister und Feldwebel der Bürgerwehr war. Der weckte den Bürgermeister: „Um 5 Uhr müsse die Bürgergarde nach Frankfurt hinein; die „„Rechten““ sollen alle an die Orgelpfeifen der Paulskirche gehängt werden, wenn sie den Waffenstillstand nicht wieder aufheben; im Kirschenwäldchen, habe er von einem gehört, werden Stricke bereit gehalten.“ Der Bürgermeister achtete nicht auf dieses Geschwäz des Betrunkenen. Vormittags sammelte dieser, nachdem sie in dem Wirthshaus, das Treppchen genannt, lange getrunken, einige Seinesgleichen, und zog mit Schießbedarf Nachmittags über Bockenheim, eine Fahne voran, nach Frankfurt, gegen 4 Uhr. An der „eisernen Hand“ zersprengte seinen Zug der Ruf: „Preußen kommen.“ — Eine Abtheilung preußischer Truppen marschirte vorüber, dem Allerheiligenthor zu. Etwas später zeigten sich Lichnowky und Auerswald zu Pferd am Friedberger Thor. Lichnowsky fragte nach der Richtung der Truppen und sprengte ihnen nach. In der Friedbergerstraße warnte ihn ein Tagelöhner, Aufständische ziehen heran. Er verachtete die Warnung. Gleich darauf sah man ihn die Friedbergerstraße wieder herunterjagen, verstört, todesblaß, an der Stirne blutend. Der Trupp an der eisernen Hand hatte auf den Ruf: da ist der Lichnowsky! ihn erkannt. Lichnowsky schoß vom Pferd herab auf das Volk*). Ein Weib warf mit Steinen nach ihm. Hinter den Fliehenden her folgten Schüsse, von denen keiner traf. Auerswald wurde durch einen Steinwurf der Arm gelähmt. Beide verloren die Fassung. Statt nach dem Friedbergerthor, das von Militär besezt war, sich zurückzuziehen, bogen sie in ein Seitengäßchen ein; statt von da nach der Bornheimer Haide vorzusprengen, wo ein

*) Aussage dreier Zeugen vor den Geschwornen, darunter die J. Schwab's, welcher der Hauptzeuge gegen die Angeklagten war, und dem der Staatsprocurator unbedingte Glaubwürdigkeit zuerkannte.

guter Reiter vor jedem Schuß sicher und die ganz frei war, stiegen sie vom Pferde und versteckten sich.

Der Verbindungsweg zwischen der Friedbergerstraße und der nach dem Friedhofe heißt die „eiserne Hand". Gegenüber der Stelle, wo dieser Weg auf die Friedbergerstraße mündet, geht eine Sackgasse, das „stumpfe Gäßchen" ab, aber zugleich auf derselben Seite, mehr nach Frankfurt zu, läuft der Fußweg nach Bornheim hin. An der Bornheimer Haide geht dieser Weg im Rechteck um den Schmidtischen Garten, worin ein Wohnhaus und ein Treibhaus steht. Der Haupteingang zum Garten liegt nach Frankfurt, am entgegengesetzten Ende führt ein Hinterpförtchen auf die Bornheimer Haide. Unmittelbar vor demselben ist eine Brücke über einen Graben, und es führt eine gerade Pappelallee von derselben nach Bornheim.

Aus der Sackgasse zurück bogen die Flüchtigen in den letztern Weg ein. Vom Pferde gesprungen, verstecken sie sich mit Hülfe der Frau des Kunstgärtners, Auerswald auf den Boden, Lichnowsky in den Keller in einen Verschlag. Es war noch so viel Zeit dazwischen, Lichnowsky's Pferd, das er am Domerschen Garten hatte stehen lassen, herüber zu holen, und es mit dem andern zu verbergen, eben so Auerswald in die Müze und in den Schlafrock des Kunstgärtners umzukleiden. Umsonst rieth man vorher beiden Abgeordneten, lieber schleunigst zu fliehen — sie hätten es noch gut können, besonders auch der Oertlichkeit wegen — sie hatten, obwohl beide Officiere waren, weder Muth noch Kraft dazu; sie hatten alle Besonnenheit, alle Fassung verloren: die Angst und der Kardinal wirkten bei Lichnowsky zusammen.

Nach einiger Zeit stürmten Bewaffnete aus dem Volk in den Garten Schmidts herein: „Wo sind die Spione? sie müssen sterben, es muß Standrecht gehalten werden". — Das Gerücht, daß drinnen in der Stadt Belagerungsstand und Standrecht verkündet seyen, hatte die Erbitterung vermehrt. — Trozdem, daß man ihnen sagte, sie seyen hinten zum Garten hinaus, durchsuchten sie das Haus und den Garten. Neue Bewaffnete strömen herbei: „Wo sind die Spione? wir wollen auch Standrecht halten". Schon ziehen sie sich aus dem Garten, ohne etwas entdeckt zu haben. Da sieht Auerswald durch die Dachlücke, durch welche das Licht in sein

Bodenkämmerchen fällt. Einer bemerkt es. Es war ein Verhängniß! Man stürmte hinauf, und bald wurde er herausgeführt, unter Mißhandlung und Geschrei: „Parlamentshund, du mußt sterben!“ Der alte Mann flehte, ihm das Leben zu schenken; er habe fünf unmündige Kinder zu Haus, und erst vor sechs Wochen seine Gattin verloren. Sie hörten nicht auf die rührenden Bitten: Getränke und politischer Haß zusammen hatten sie entmenscht. Um ihn her waren Juden und Christen aus der Nähe Frankfurts, Nispel, die beiden Melosch, Zeh, Esserich. Der frühere jüdische Schullehrer Saul Buxweiler war der wüthendste, und Ludwig, ein Schneider, nach den gerichtlichen Zeugnissen dreimal wegen Diebstahls bestraft, und „ein böser, in der Wurzel verdorbener Bube“. Als der General über das Brückchen geführt wurde, faßte ihn einer und warf ihn in den Graben, als er sich wieder aufrichtete, fielen, hart am Gränzstein, zwei Schüsse; der eine traf ihn in den Unterleib, der zweite in den Kopf, augenblicklich tödtend. Der Sterbende wurde noch geschmäht, von einem wüthenden Weib mit dem Schirm auf den Kopf geschlagen und Steine wurden auf den Todten geworfen. Als einer die Hand der Leiche untersuchte, an der mehrere Ringe glänzten, wurde er von einem Dritten mit den Worten verjagt: „Und wenn es auch dem Volke geraubtes Gut ist, so darf doch nichts genommen werden!“

Die ihn mißhandelten und tödteten, kannten ihn nicht dem Namen nach; sie sahen in ihm nur den Begleiter Lichnowsky's, den „Volksverräther“, den „Spion“. Er hatte sich bisher als Abgeordneter durch nichts dem Volke markirt, weder durch sein Aeußeres noch durch geistige Bedeutsamkeit. Erst aus seinem aufgefundenen Hut, der seinen Namen enthielt, erkannten sie den Todten, und aus der Frage Lichnowsky's, was aus Auerswald geworden.

Lichnowsky, aus dem Apfelverschlag des Kellers hervorgeholt, wurde über die Terrasse des Gartens aus dem kleinen Pförtchen nach der Bornheimer Haide geführt, an Auerswalds Leiche vorbei.

Ein wildes Freudengeschrei folgte seiner Auffindung. „Wir haben ihn, wir haben ihn!“ — „Jezt ist es gut, jezt ist Deutschland gerettet!“ schrie Buxweiler in wahnsinniger Freude auf.

Die Menge drängte sich um Lichnowsky, wie er dahin geführt ward im schwarzen Rock und weißen Hut. Einige baten, dem

Fürsten das Leben zu schenken. Die Fürbittenden wurden mit Drohungen abgewiesen: „Der Bluthund, der Volksverräther muß sterben; wir sind froh, daß wir ihn haben!" — Der Haufen war wuthentflammt, und tobte schrecklich. Buxweiler schlug ihm mit einem Krückenstock den Hut vom Kopf, andere sezten ihm denselben wieder auf, und befreiten ihn von dem Wahnsinnigen.

Der Fürst versuchte zu besänftigen, zu bitten, als sie links von der Pappelallee in einem Halbkreis sich um ihn aufstellten und über ihn beriethen. Die Mehrheit war der Meinung, daß er erschossen werden solle. Er flehte sie rührend an, ihn leben zu lassen; „er wolle Alles für das Wohl des Volkes thun, von nun an ganz dem Volk allein gehören." — Da rief es aus dem Haufen: „Das hättest du früher thun sollen, jezt ist es zu spät; du mußt sterben."

Doctor Hodes aus Fulda, früher Professor in Zürich, der in Bornheim wohnte und gerade dazu gekommen war, als der Fürst gefangen wurde, gab sich alle Mühe, sie dahin zu bringen, daß sie ihn nicht tödten. Es wirkte auf sie, als er sie darauf aufmerksam machte, daß sie abgeschnitten werden könnten; sie sollen ihn für den Fall, daß der Kampf in Frankfurt für die Ihren unglücklich ende, als Geißel behalten. Der Haufen stritt sich; die Einen wollten ihn nach Hanau bringen, die Andern sogar loslassen. Die Mehrheit beschloß, ihn gefangen wegzuführen. Lichnowsky muß hinter der Fahne hergehen! hieß es. Der Fahnenträger wurde herbeigerufen.

Plözlich fielen einige der Wildesten über ihn her, darunter Melosch. „Schießt ihr den Hund nicht todt, so wollen wir wenigstens ein Andenken haben!" Sie zerrten von hinten an des Fürsten Rock, um Stücke davon zu reißen. Der Fürst, wahrscheinlich in der Meinung, jezt wolle man ihn doch noch hinterrücks ermorden, sprang auf, griff einem der Bewaffneten — es war Ludwig von Bockenheim — nach dem Carabiner, um sich desselben zu bemächtigen, und rang mit ihm darum. Da fiel ein Schuß; ob zufällig der Carabiner über dem Ringen losging, ob abgedrückt wurde, ist ungewiß *). „O Jesus!" schrie der Fürst laut auf, und hob die Hand in die

*) Aussage von sieben beeidigten Zeugen, darunter sechs Unbetheiligte, wie Doctor Hodes, der dabei hart an der Seite Lichnowsky's war. Alle sind einstimmig, daß der Fürst ohne andern Anlaß, als den obigen, den verhängnißvollen Griff nach dem Gewehre that.

Höhe, vom Schuß getroffen. Ob dieser Schuß ihm den Oberarm zerschmetterte, oder ihm durch die Hand ging — man fand beide Wunden an ihm — ist nicht ermittelt. Gleich darauf traf ihn ein zweiter Schuß von hinten in den Unterleib, ganz aus der Nähe. Er stürzte mit einem Schrei zu Boden, und während er sich auf der Erde wälzte, traf ihn ein dritter Schuß an den Kopf und ein vierter; der zweite Schuß war tödtlich. Escherich, Melosch, Buxweiler, Ludwig und Georg der Berliner wütheten zunächst um ihn mit Mord, „in einem das Rechtsbewußtseyn trübenden Geisteszustande“ *); sie rasten wie zu Canibalen verwilderte Buben; des Gefühls für Ehre bar, das Männern verbietet, einen *Wehrlosen* zu tödten; nicht scheute ihr Gewissen vor der heiligen Würde des Volksabgeordneten, durch die Lichnowsky wie Auerswald geweiht waren; nicht rührte ihr Auge und ihr Herz, was schon wilde Thiere gebändigt hat, die seltene Schönheit des Jünglings, das Kunstwerk der Natur.

Es waren erst in lezter Zeit Erzählungen von blutigen Grausamkeiten an Gefangenen des Volkes, die sich Lichnowsky in Spanien im Dienste der Reaction erlaubt haben sollte, durch mehrere Zeitungen gelaufen: auch das hatte wider ihn entflammt. So standen sie über dem Blutenden, dem Sterbenden, und hielten ihm diese Thaten mitleidlos vor, und was er am Volke verschuldet habe. Buxweiler klopfte Ludwig auf die Schulter. Du hast eine gute Büchse! sagte er. — „Das war ein guter Schuß, jezt ist aber auch mein Carabiner entzwei, versezte Ludwig. Ich mache mir eine Ehre daraus, so einen Bluthund aus der Welt zu schaffen.“ Jezt will ich gerne sterben, sagte einer, da ich Diesen in's ewige Leben geschickt habe.

So handelte und sprach der Grimm, der in ihnen raste, und die Berauschung, die sie außer sich brachte, gleich gräßlich. Diese Rohheit aber war gepflanzt und groß gezogen nicht von der Gegenwart und der Freiheit, sondern von dem vormärzlichen Despotismus. Diese blinde Wuth war die Frucht davon, daß man das Volk so lange zu blinder Knechtschaft hinabgedrückt hatte. Dieser Doppelmord war eine Unthat, schauerlich und blutig, aber nur Eine

*) Einstimmiger Wahrspruch der Geschwornen.

aus dem Volk, gegenüber von hundert schauerlichen und blutigen Unthaten gegen das Volk. Eine Gräßlichkeit gegen hunderte von Gräßlichkeiten, die im Schuldbuch der Aristokratie stehen. Daß der zarte, sittliche und humane Soldat selten ist, zeigte sich bald; und daß die Meinung der Bourgeoisie unsittlich ist, eben so bald; denn sie lärmte und entsezte sich, als diese Opfer fielen; sie schwieg als wäre nichts geschehen, wie über Unbedeutendes, als auf den Straßen Frankfurts drei Arbeiter später hingemezelt wurden, als mainzer Schiffer langsam zu Tod gequält wurden, beides von Soldaten; sie schwieg, nicht weil jenes Abgeordnete, sondern weil es Vornehme waren, und diese — nur gemeines Volk in den Augen der Geld- und der Hofleute; sie schwieg über die Gräuelthaten der siegenden Reaction zu Dresden und Wien und zu den Missethaten königlicher Kriegsleute in Berlin im März, in Posen und anderwärts.

Zur rechten Zeit war ein Frankfurter nach der nahen hanauer Eisenbahn geeilt, wo Kurhessen standen, um Hülfe zu holen. Der dortige Officier glaubte diese nicht gewähren zu können, da man bewaffneten Zuzug von Hanau erwarte und seine Mannschaft nicht stark genug sey. Lichnowsky wurde, als Militär aus der Stadt kam, zuerst in das Bethmannische Haus, dann in den Heiliggeisthospital gebracht, wo er Nachts gegen 10 Uhr verschied. Er hatte alles gerüstet, des andern Morgens eine längere Reise anzutreten; er hatte sich von dieser Reise nur bis jezt abhalten lassen, weil er es im entscheidenden Augenblick nicht an seiner Mitwirkung in der Paulskirche wollte fehlen lassen. Seine Sicherheit und sein Uebermuth führten ihn in's Verderben, in einen Tod, der tragisch ist ganz im antiken Sinne des Wortes.

Da lag er, im Tode noch schön, aber auch als Leiche ohne jenen edeln Ausdruck, womit sonst der Tod nach ausgekämpftem Kampfe das Menschenantliz so mild verklärt und verschönert. Da lag der Fürst in enger schmuckloser Kammer, in demselben Hause mit siebenundzwanzig Leichen von Blusenmännern. Seine Triumphe auf der Bühne des parlamentarischen Handelns und der Liebe waren vorüber. Der Tod, der unerbittliche Gleichmacher, hatte ihn durch Hände fallen lassen, die keine Heldenhände waren, und ihn dahin gelegt, wo man aufhört zu glänzen. Er starb besser, als er gelebt hatte, mit der Bitte um Vergebung und mit Friedens-

wünschen auf den Lippen; aber eine große Seele ist, als er schied, nicht gegangen, noch weniger eine edle*).

Die Opfer des 18. September fanden nicht, wie es sonst wohl anderswo geschah, alle zusammen, ohne Unterschied auf welcher Seite sie fielen, ein gleichzeitiges und gemeinschaftliches Begräbniß. Die beiden Abgeordneten und drei Soldaten wurden feierlichst zusammen begraben, und der Friedhof durch Reden zweier Abgeordneter entweiht, die voll Rachedurst, Feindseligkeit, Verdächtigungen und Verläumdungen auf die Volkspartei waren; selbst das Wahre an Lichnowsky und Auerswald war darin lächerlich übertrieben.

Die Gefallenen aus dem Volke, worunter viele völlig Unbetheiligte, ganz Unschuldige, wurden später alle zusammen Morgens 6 Uhr eingescharrt, ohne alles das, was sonst selbst bei dem geringsten Todten üblich ist. Selbst ihren anwesenden Blutsverwandten wurde die Stunde verheimlicht; nicht sie durften ihnen hinter dem Todtenwagen gehen, auf welchem die Leichen zusammen lagen. Das entrüstete Viele: die Linke und ein großer Theil Frankfurts dachten auch ihnen das Uebliche zu, aber die Ausführung wurde durch Militärentfaltung gehindert, selbst der bloße Besuch dieser Grabstätte mit kriegsgerichtlicher Ahndung bedroht**).

Struve's Einfall in's badische Oberland.

Die Kunde von den Barrikaden in Frankfurt flog über Deutschland hin. Das Gerücht übertrieb, entstellte, dichtete Fabeln. Aus dem südlichen Deutschland waren Viele im Begriff, der frankfurter

---

*) Selbst die berliner vossische Zeitung, die doch gewiß kein Blatt radicaler Farbe ist, hat seinen sittlichen Werth niedrig angeschlagen, seine großen Verirrungen nicht geläugnet.

**) Der 18. September ist darum so ausführlich geschildert, weil das an ihm Geschehene so verhängnißvoll nachwirkte, und so entstellt bis auf diesen Tag umläuft.

Linken zu Hülfe zu ziehen; denn es hieß, die Revolution werde jezt durchgeführt, das Parlament von den unvolksthümlichen Theilen gereinigt und volksthümlich erneut. Die Flüchtlinge in der Schweiz zuckten auf. Jezt ist es Zeit, hieß es, machen wir den kämpfenden Brüdern in Frankfurt eine Diversion. Auch dieser Gedanke wurde von der reactionären Politik ausgebeutet. Diese hatte zuvor sich entschlossen, die Flüchtlinge an der Gränze durch übertriebene und falsche Nachrichten von den Ereignissen in Frankfurt zu einem Einfall in Baden zu veranlassen, oder, wenn sie von selbst darauf kämen, sie darin zu bestärken.

Es kamen Leute an die Schweizergränze zu Struve und seinen Mitverbannten, die sagten, in Baden warte alles Volk nur auf den Augenblick, in welchem die Republikaner die Fahne erheben, um sich unter dieselbe in Masse zu sammeln. Sie boten selbst sich an, im republikanischen Heere zu dienen. Kein Soldat werde auf das Volksheer schießen, sagten sie.

Struve, ein Mann, dem das Mißlingen des Hecker'schen Aufstandes weder den Muth noch die Hoffnung gebrochen hatte, rührig und energisch, war gleich electrisirt. Er hatte immer vorzüglich nur mit dem Gefühl und mit der Einbildungskraft die Verhältnisse aufgefaßt; er glühte für die Freiheit und für Deutschland, er hatte Beiden viel geopfert, er war hochbegabt, aber es fehlte ihm die Kühle des Verstandes, der Blick, der die Dinge sieht und nimmt wie sie sind, und weil er schwärmte, und was er wünschte und hoffte glaubte, schuf er sich selbst und Anderen Täuschungen und Unheil.

Sein Enthusiasmus riß den klaren Verstand anderer Flüchtlinge, selbst den Karl Blinds, eines der klügsten Republikaner, um so leichter mit fort, als sie selbst ungeduldig waren. Struve nahm die Leute, welche ihm die Reaction zugeschickt hatte, als Officiere an, raffte einige Freischaaren zusammen, überschritt die badische Gränze, constituirte eine provisorische Regierung in der nächsten Stadt, am 21. September, verkündete die Republik in Staufen, es schossen aber die Soldaten, nicht nur aus Musketen, sondern auch mit Kartätschen und Granaten, Struve und seine schöne Frau, Blind und Andere wurden auf der Flucht gefangen von Bürgerwehrmännern aus Schopfheim, die früher bei der Artillerie gedient

hatten, und den Truppen ausgeliefert. Am Morgen des 26. September waren alle Freischärler entweder gefangen, was die Reaction beabsichtigt hatte, oder waffenlos wieder auf schweizer Boden.

Die Regierung hatte den Aufstand wohl gerüstet und von Allem unterrichtet empfangen, und jene, die Struve eingeladen hatten, führten ganze Abtheilungen den badischen Truppen in die Hände.

Sieg der Reaction im frankfurter Parlament.

Beide Aufstände hatten das mit sich gleich, daß sie hervorgerufen wurden theils von Demokraten, theils von Reactionären, daß beide politisch höchst unzweckmäßig, beide planlos waren, und in beiden die Unmöglichkeit irgend eines Gelingens vornherein lag.

Dem Ministerium Peucker-Schmerlings wurde der Dank der Nationalversammlung zuerkannt. Das Ministerium Schmerling saß fester als je, die Reaction aller Farben vom rechten Centrum bis zur äußersten Rechten trat jezt ungenirt in ihrem wahren Charakter hervor. Unter dem Reichssiegel wurden die Nummern der Flugblätter versandt, welche von Verläumdungen und Lügen gegen die Männer des Volkes strozten, in Hunderten und Tausenden von Exemplaren zu unentgeldlicher Austheilung. In den Zeitungen wurde die Annahme des malmöer Waffenstillstandes als ein „weiser Beschluß“ gepriesen; denn, hieß es, wäre der Krieg mit Dänemark erneuert worden, wären die Truppen jezt auf dem Weg nach Norden, so hätte sich die rothe Republik im Süden mit Struve's Schaar verbunden, die meistens aus Piemontesen und Lombarden bestanden habe, und die Sache der Freiheit und Einheit stände jezt wehrlos der Schreckensherrschaft und der Barbarei gegenüber. Polen und Franzosen seyen in Frankfurt auf den Barrikaden und bei der Ermordung Lichnowsky's und Auerswalds gewesen. Die gelesensten Zeitungen gaben sich her, solchen Aberwiz zu verbreiten. Der gutherzige, schweigende Reactionär und brave Familienvater Auerswald wurde zu einem der „freisinnigsten Deutschen,“ Lichnowsky's ober-

flächlich glänzende Unbedeutenheit zu einem „Heros des Worts und des Gedankens," beide zu den „gefährlichsten Gegnern" der Linken gemacht, derer „die Partei durch Mord sich habe entledigen wollen". Selbst Gagern schämte sich nicht, vom Präsidentenstuhl eine in Frankfurt gemachte Adresse aus Ratibor wiederholt zu verlesen, in welcher die ehrlose Verdächtigung stand, die Männer der Linken „seyen die intellectuellen Urheber des Mords, sie seyen die eigentlichen Mörder dessen, den sie als einen gefährlichen politischen Gegner gefürchtet". Der Kampf der Linken gegen den schimpflichen und heillosen Waffenstillstand wurde öffentlich in den Blättern der Partei Gagerns „ein erlogenes Spiel genannt, das man für Deutschlands Ehre aufzuführen für gut gefunden."

Schmerling antwortete von da an auf jede Anfrage der Linken mit übermüthigem Hohn. „Es ist Alles in Ordnung!" war seine stehende Redensart, und sein Lächeln sagte deutlich, daß er damit die Nullität der Nationalversammlung und den vollendeten Sieg der Reaction meinte. Vinke wagte es, zu beantragen, daß der Minderheit d. h. der Linken nicht mehr gestattet werde, Beschlüsse der Mehrheit einer Kritik zu unterwerfen. Der Antrag blieb zwar ohne Erfolg, aber er kennzeichnet.

Ueber die Abgeordneten, die auf der Pfingstweide gesprochen hatten, mit denen man versteckt die ganze Linke zusammenflocht, fielen Hunderte von Federn und Gebissen her, ein schimpfender Bedientenschwarm, welcher wochenlang mit Wort und Schrift, mit allen Mitteln der Entstellung, der Lüge und der Verläumdung geschäftig war, wie sie sich von Ludwig Simon von der Rednerbühne in's Gesicht sagen lassen mußten: und sie schwiegen dazu. Das Reichsministerium beantragte die Verhaftung, nicht blos die Untersuchung der Abgeordneten Zitz, Schlöffel und Simon von Trier. Die Mehrheit verwarf die Verhaftung, und genehmigte die Criminaluntersuchung. Das Reichsministerium wurde wiederholt von der Linken erinnert, das Ergebniß dieser Untersuchung zu veröffentlichen. Es fand keine Zeit dazu, denn die Untersuchung hatte die Beschämung manches Zeugen, Erfunde anderer Art als man erwartet hatte, und die volle Unschuld der so schwer Bezüchtigten herausgestellt. Die frankfurter Gerichte erklärten sie außer aller Schuld an dem Aufstand und seinen Folgen, auch außer aller moralischen Schuld.

Die Feinde der Freiheit spielen immer dasselbe Spiel: das Gute an den Männern und an der Sache des Volks wird verschwiegen oder in's Gegentheil verkehrt; wird wo von einem oder dem andern aus dem Volk eine Unthat begangen, in verirrtem Rechtsgefühl gefehlt, und stehen tausend schöne Züge edeln Volkssinns daneben, so wird einzig die Unthat oder der Fehler herausgegriffen, in's Abenteuerliche vergrößert, und statt solches auf die oft gerechten und sittlich guten Beweggründe zurückzuführen, oder Schuld gegen Schuld abzuwägen, wird Alles verlästert, das Herz des Schuldigen und das Herz des ganzen Volkes. Und doch geht keine Bewegung, komme sie von oben oder von unten, ganz ohne ein Unheil vorüber, und das Gewitter Gottes selbst, das weithin die Gauen befruchtet, zündet und schlägt auch. Missethaten, die sie selbst thun, oder die in ihrem Lager geschehen, werden verschwiegen, bemäntelt oder beschönigt. Die Hände und die Kleider der Freiheitsfeinde träufen von Menschenblut, von Thränen der Einzelnen und der Völker: und wie idyllisch hier und wie erhaben dort, von ihren dienstbaren Federn geschrieben, liegt die Geschichte der Fürsten vor uns!

Die hatten nicht Recht, die in den erbarmungslos getödteten Abgeordneten allein nur Aristokraten und Werkzeuge der absoluten Gewalt sahen, und die von ihren Schmerzen nicht bewegt wurden, weil sie der heftigeren Schmerzen gedachten, die seit Jahrhunderten das Volk durch die Partei leide, der jene angehörten. Noch weniger Recht aber hatten die Andern, des Volkes und seiner Schmerzen nicht zu gedenken, und bald darauf Morde an größeren und edleren Männern mit Schweigen hinzunehmen, ja zu rechtfertigen oder zu preisen.

Als läge der Tod der Volkssache in ihr, so vernahmen die Voraussehenden der Volkspartei die Kunde von dem Straßenkampf und dem blutigen Ausgang Lichnowsky's und Auerswalds. Von da an verlor sie viel Sympathien in Deutschland, wo die Mehrheit der Bourgeoisie immer leichtgläubig ist und von der Reaction um so leichter gegen sie eingenommen wurde. Es gelang der lezteren auf lange hin, durch ihre vielen Organe, die sie hatte und zahlte, die Volkspartei vor Deutschland in einem blutigen Scheine leuchten zu lassen, und das Reichsministerium und die Rechte als die Retter

der Freiheit und der Bildung zu verherrlichen. Der 18. September war ein Wendepunkt, ein Entscheidungstag für die Volkssache, der Siegestag der Reaction.

Bald lief ein seltsames Gerücht um, Niemand wußte, von wannen es kam: auf einem der Schlösser des Fürsten Windischgräz sey von vielen Hochadeligen eine Todtenfeier für Lichnowsky und Auerswald gehalten worden, und man habe dort Zwei als Sühnopfer aus der Volkspartei bezeichnet, im Geiste alter grausiger Blutrache: es wurde ein großer Name als eines der bezeichneten Opfer genannt.

Bald aber fühlte die Mehrheit der Nationalversammlung, daß sie zu diesem Sieg über die Minderheit zu jubeln wenig Grund hatte. Sie hatte ● getragen, lautlos, daß in reactionären preußischen Blättern die deutschgesinnten preußischen Abgeordneten „Landesverräther" genannt wurden, und zwar stehend. Sie hatte gewüthet, als die Pfingstweideadresse die Genehmiger des Waffenstillstandes „Hochverräther" nannte. Jezt sollte sie erfahren, daß Fürsten und Minister mit ihr spielten, und daß das Volk sie verließ, zulezt selbst die Bourgeoisie.

Muthlos, demuthsvoll, hatte Preußens Hof und Ministerium in die Verunehrung Deutschlands dem winzigen Dänemark gegenüber gewilligt, und Russen sprachen öffentlich von dem Staat, auf welchen eine Mehrheit Deutschlands als seinen Hort sah, von Preußen, wie von einem russischen Paschalik. Die Mehrheit der Versammlung hatte zu dieser Selbstentehrung mitgewirkt, und dadurch die Achtung des Auslands, die Achtung der deutschen Fürsten, die Achtung des Volkes unwiderbringlich verloren.

Mit reichen Mitteln aus Mangel an Ehr- und Rechtsgefühl selbst in kleinen Dingen unterliegen, war noch für alle Völker der Vorbote nahen Untergangs, sagte in heiligem Zorn einer der schärfsten deutschen Geister unserer Zeit*).

„Jezt ist es mit der Wiedergeburt der deutschen Nation vorbei; das deutsche Parlament versteht nichts mit der Revolution anzufangen. Sie haben sich schwach, feig, erbärmlich benommen; von nun an ist nichts mehr von ihnen zu erwarten" — so sagten Eng-

*) Fallmerayer.

lands Staatsmänner, und einer der Koryphäen der Partei Gagerns hatte es mit eigenen Ohren anzuhören, freilich, als es zu spät war. Bis zum Beschluß über den malmöer Waffenstillstand hatte das Auge der englischen Politik auf Frankfurt geweilt: die Annahme desselben änderte vollkommen die Ansicht der englischen Staatsmänner; das Ministerium gab andere Weisungen an seine Gesandten, die, den Bestrebungen Deutschlands nach einer nationalen Wiedergeburt auf alle Weise entgegen zu treten, und die Feinde Deutschlands zu unterstüzen. In den Londoner Salons hörte der Freund Gagerns über die Rechte lachen, als über Kinder in der Politik: und er hörte anerkennen den richtigen Blick und den Muth der Linken.

Die deutschen Fürsten kümmerten sich von nun an nicht mehr um die Nationalversammlung; sie hatte sich ja der einzigen Kraft, die sie hatte, der Revolution, selbst entäußert. Sie sahen, diese Versammlung war nicht mehr furchtbar; die war nicht der Art, ihnen mehr etwas zu nehmen, dem Volk etwas zu geben; und sie ahnten mit sicherm Takte, daß sie um so mehr jezt Respect vor ihnen haben werde, weil Niemand mehr vor ihr Respect hatte. Hatte sie sich doch gebückt, nicht vor dem Orcan, sondern vor der Furcht eines Orcans, der von Norden niederbrausen könnte, vor einem dunkeln Punkt am Horizont, weil er ein Gewitter verkünde. Die russischen Diplomaten lächelten, die französischen verzogen den Mund. Jezt war Alles gut und sicher, kein Grund mehr zur Besorgniß, zur Mißgunst, zum Zorn: die Geschichte vom erwachten deutschen Riesen war ein zu Ende erzähltes Mährchen, und der Czaar sah schon im Geiste, wie Preußens und Oesterreichs Herrscher und alle deutschen Fürsten, im Gefühl ihrer eigenen Ohnmacht, vor seinen Thron kamen, und ihn um Rath, um Beistand, um Entscheidung baten. Er konnte das wenigstens jezt ruhig abwarten.

Da die deutschen Regierungen in Ohnmacht, Volk und Parlament in Macht waren, hatten es einzelne Regierungen gewagt, dem Reichsministerium und der Nationalversammlung den Gehorsam zu versagen: was wollte die Nationalversammlung jezt gegen das verbündete Reichsministerium und Fürstenthum machen? Denn die im Reichsministerium Macht hatten, waren reactionär; die es darin mit dem Volk wohl meinten, hatten keine Macht. Die Fügsamkeit

der Nationalversammlung am 16. und 19. September gab den Fürsten die Macht zurück, wie sie sie vor dem März gehabt hatten. Die Reaction im Schooße der Nationalversammlung hatte von da an die Oberhand.

Die Nationalversammlung fuhr fort, unter Belagerungszustand und Kriegsrecht zu berathen, aber nicht mehr so wie früher vom Volke getragen. Alles demokratische Volk kehrte ihr den Rücken, und befehdete sie. Die Waffenstillstandsannahme machte selbst zwischen den Constitutionellen und ihr einen Riß. Der eine Beschluß hatte in Deutschland viel Hoffen und Vertrauen niedergemäht. Die ersten Monate hatten auf der Rednerbühne eine reiche frische Gedankenblüthe gezeigt, manche Geistesfrucht war schön und reif in den Schooß Deutschlands gefallen; das ward jezt anders. Es fehlte der Versammlung ihre Sonne, die Nation; deren Liebe lag nicht mehr warm über der Paulskirche.

Selbst die Hoffnung des Volkes auf die Linke war todt; so sehr es die Männer fortehrte, so hatte es sich doch überzeugt, daß ihre Zahl zu klein war, um Großes für das Volk auf diesem Wege durchzusezen. Auch auf der Linken nahm das heilige Feuer ab. In ganz Deutschland war der schöne Sturm verrauscht, und es war Stille. Nur in Berlin und Wien, aber als auf vereinsamten Herden, ohne Zusammenhang mit der Gesammtheit, glühte und rauschte noch das Leben.

Die Volkspartei war der Ansicht, daß der Schwerpunkt Deutschlands jezt in Berlin oder in Wien zu suchen sey, und Deutschlands Geschick nicht in der Paulskirche, sondern durch eine neue Revolution entschieden werde, komme diese nun von selbst aus dem Volke, oder werde sie durch eine Reaction der Fürsten hervorgerufen. Aber wie von Anfang an, so zeigte auch jezt die Mehrheit der Linken, daß sie mehr verstand, an Grundsäzen festzuhalten, als auf Zwecke hinzuarbeiten; sie war principieller als politisch.

Die Partei Gagern fuhr fort, das Verkehrte anzustreben, von der fixen Idee des preußischen Kaiserthums ganz beherrscht. Der Geist der Zeit hatte Gagern und die Seinen emporgehoben; sie waren von ihm abgefallen, und er ließ sie fallen.

Die Reaction aber, wie sie von Anfang an in Berlin, in Wien und in Frankfurt zugleich thätig war, sah sich jezt so

im Vortheil, daß dem frankfurter Sieg über die Revolution der Sieg über dieselbe in Berlin und Wien folgen mußte. Zu Berlin war die Gegenrevolution eingeleitet worden; in Frankfurt kam sie zuerst zum Durchbruch; von Wien aus wurde sie vollendet. Zu Wien hatte die Revolution ihren ersten großen Sieg auf deutschem Boden gefeiert: zu Wien sollte sie nicht ihre erste, aber ihre vorerst wenigstens Alles vollends entscheidende Niederlage erleiden. Das Schicksal der berliner Nationalversammlung wie das des Reichstags zu Wien und Kremsier, und das Abnehmen und der Untergang der Märzministerien und der Märzlandtage — das Alles wird in einem andern Buche erzählt werden.

Eine Reihe düsterer Gemälde thut sich im Hintergrund auf, die preußischen Truppen werden aus Schleswig-Holstein gezogen, weil man sie in Berlin braucht, gegen das Volk und gegen die Kammer, deren Versammlung mit Bajonetten gesprengt wird. In Wien zeigen sich Barrikaden, zerschossene Häuser, Blutlachen in den Straßen, lange brennende Häuserreihen, deren Flammen die Nacht erhellen; auf den Ruinen sizt wiedergekehrt und siegreich die alte Gewalt mit der alten Polizei und den kannibalischen Kroaten. Dreitägige blutige Menschenjagden sieht der Tag, finstere Standgerichte die Mitternacht, einsame Hinrichtungen die Frühe, und auf der Brigittenau trifft das Blei österreichischer Jäger den größten politischen Kopf und Charakter, den das frankfurter Parlament, den das neue Deutschland hatte. Die Sieger morden die Besiegten, die mit gebundenen Händen am Boden liegen; und die Männer in der Paulskirche, die zu edel sind, für des Volkes Recht, für die Freiheit und Einheit Deutschlands den Bürgerkrieg zu entzünden, sehen den Bürgerkrieg in voller Wuth zur Unterdrückung und zur Zerstückung Deutschlands, sehen die mißhandelten Völker, hören ihre Klagen — und schweigen, und loben es noch, als „die wahre Freiheit rettende Thaten."

Jeder That ihren Raum; dem Edeln seinen Kranz; der Feigheit, der Rathlosigkeit, der Ehrlosigkeit, dem Wortbruch, dem Verrath, der Gewaltthat und dem Betrug am Volke ein eigenes Blatt wird die Geschichte der Gegenrevolution geben.

Menschen haben es böse gedacht, Gott wird es anders lenken, der auch das Böse zur Quelle des Guten macht.

Inhalts-Verzeichniß.

Die Märztage.

Die Tage des deutschen Parlaments.

Vorspiele des deutschen Parlaments.

Inhalts-Verzeichniß.


JUL 31 '59 H
CANCELLED
CHARGE

